Handbuch der neuesten Kirchengesc... Bd. Geschichte der Kirche ...

Friedrich Nippold

Digitized by Google

Ch Hist., Mod
58

914
Nippold

Harvard University

Library of the Divinity School

Bought with money

GIVEN BY

THE SOCIETY

FOR PROMOTING

THEOLOGICAL EDUCATION

Received 10 Nov. , 1905.

Digitized by Google

Handbuch

der

neueſten Kirchengeſchichte.

Von

Friedrich Nippold.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Fünfter Band.

Leipzig.
Verlag von M. Heinſius Nachfolger.
1906.

Digitized by Google

Geschichte der Kirche

im

deutschen Protestantismus

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Friedrich Rippold.

Leipzig.
Verlag von M. Heinsius Nachfolger.
1906.

Digitized by Google

NOV 10 1903
Divinity School
(I)

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Dem

Grafen Wilko von Wintzingerode
auf Schloß Bodenstein,

Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses 1867—76 und 1879—82,
Mitglied des deutschen Reichstages 1873,
Landeshauptmann der Provinz Sachsen 1876—1900,
Präsidenten des Centralvorstandes des Evangel. Bundes 1886—1905,
Ehrendoktor der Theologie

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Ein Wort zur Widmung XXXIII

Einleitung 1

Die Antinomie: Kirche oder Protestantismus. Die These von der Auflösung der Kirche im Staat. Die Behauptung: neben der Geschichte der Theologie gibt es keine selbständige Geschichte der Kirche. Widerlegung der Mißverständnisse durch Rich. Rothe.

Die Bestimmung des Ausgangspunktes: Kirche nur vorhanden als Gemeinschaft mit Christus. Der thomistische Kirchenbegriff durch die Reformation überwunden. Der protestantische Kirchenbegriff erst allmählich erwachsen. Sein Wesen zu ermitteln aus dem prinzipiellen Gegensatz dazu im vatikanischen Dogma.

Mangel an Verständnis der kirchlichen Fragen in der Generation der nationalen Einigung. Notwendigkeit einer neuen Grundlegung vermöge der Erhebung über die konfessionellen Gegensätze. Sendschreiben an Döllinger über die interkonfessionellen Zukunftsaufgaben. Die Anbahnung des religiösen Friedens der Zukunft in der altkatholischen Kirche. Die wahre apostolische Succession des Episkopats im Martyrium. Parallele zwischen Brüdergemeinde und Altkatholizismus (in Fortführung von I, § 14).

Die Grundlage jeder Kirche als Überbrückung fortbestehender Gegensätzlichkeiten. Epheser 4 in der Geburtsstunde des Evangelischen Bundes. Klesis und ekklesia. Verwandte Bestrebungen in den Hammerfleinschen Anträgen und dem Gemeindeprinzip des Protestantenvereins. D. Stöckers Thesen über Freikirche, Landeskirche, Volkskirche.

Benders Wesen der Religion und Grundgesetze der Kirchenbildung. Feuerbachs und Harnacks Wesen des Christentums. Die richtige Fragestellung: Wesen des Christusglaubens. Die latenten Kräfte.

Epochen von 1813, 1835, 1848, 1870. Verwertung des Nachlasses von Bunsen, Rothe, Boyen. Das Archiv des Gustav Adolf-Vereins. Die Anfänge der kirchlichen Heimatskunde.

Hiplers „Christliche Geschichtsauffassung". Aktenstücke über den Fall Spahn. Christusglaube und wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit als Korrelatbegriffe.

I. Die religiöse Erhebung im Gegensatz zu der politischen Restauration.

Zur Literatur 16

§ 1. Die kirchliche Sitte im Ausgang der klassischen und im Aufgang der romantischen Dichtung 17

Die geistigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts als Erbteil der Segnungen der Reformation. Die Ausspielung Goethes gegen Luther. Der

Digitized by Google

Seite

Baumgartnersche Goethe. Identität der Methode Baumgartners und Janssens.

„Lutherkanzel und Herderkanzel". „Herder muß vom Christentum leben." „Goethe und Schiller im Werden der Kraft." Der kirchliche Niedergang in der klassischen Zeit. Ideal und Wirklichkeit in der Luft unserer Klassiker.

Die italienischen Reisen Goethes und Herders in Verwandtschaft und Gegensatz. Herder und der deutsche Katholizismus. Herder und der protestantisch-kirchliche Bureaukratismus. Herder und Kant. Herder und Schleiermacher. Weimar wie Genf unter dem Einfluß Rousseaus und Voltaires. Der alte Goethe in Befreiungskrieg und Restaurationszeit. Die Verwertung der Klassiker für die päpstliche Politik. Die Jugend der ersten deutschen Kaiserin. Das moderne Judentum und der Goethekult seit Rahel Varnhagen. Die neuen Messiasse an Stelle des alten. Das Genie von der Alltagsmoral entbunden. Staatsminister und Konkubinat. Freiherr vom Stein und Karl August. Die Tragik in Goethes Familienleben. Das Henkerswerk Baumgartners. Das Erbe Goethes im Christusbild.

Der Aufgang der romantischen Dichtung. Der Haß der Romantik gegen die Reformation des 16. und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Die Pioniere der Konversionsbewegung. Das Verbrechen Friedrich Schlegels an Novalis.

§ 2. Das neue Christuslied in der Kirche 33

Die Theologie in der Schule des neuen Christusliedes: Schleiermacher, Rothe, Geibel. Die Kirche und die Erneuerung des Christusliedes. Wechselwirkung aller papstfreien Kirchen. Die hierarchisch gezüchtete Dichtung der Papstkirche. Gegenseitige Verständnislosigkeit der dogmatischen Schulen im Protestantismus: Wetzstein — A. Ritschl — pantheistische Verballhornung Geroks. Ergänzung des Novalisschen und des Arndtschen Charisma. Die Dichter der Freiheitskriege und die Missionsdichter. Die Zeit der Zurückdrängung der evangelischen Kirche im Kulturleben. Der neue Aufschwung und die nationale Erfüllung der Weissagung.

Die neuen Gesangbücher. Die Oktroyierung der rationalistischen und der archaistischen Mode in ihrer Gleichartigkeit. Urteile W. Baurs und A. Fischers. Ausschließliche Buchung der Auswüchse. Korrektur durch Hagenbach und Rothe. Das Berliner Gesangbuch von 1829. Sofortige Opposition Karl von Raumers in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung. Bunsens römisches Gesangbuch von 1833. Die allmähliche Nachwirkung seines Vorbildes.

§ 3. Die volkskirchliche Erweckung als die Folge der nationalen Erhebung . . 41

Die Abendmahlsfeier beim Wartburgfeste 1817. Lücke und Rothe über den Zusammenhang der religiösen und nationalen Erhebung. Die Frühlingszeit der Erweckung. Das unbewußte Christentum zu einem bewußten geworden. Spalding an Schleiermacher über den volkstümlichen Wert des Kultus. Das Wartburgfest als Vorbild des Flottenvereins. Das studentische Verbindungsleben und die Kirche.

Die Vorbereitung durch die preußische Reformzeit. Der Zukunftsblick Boyens. Gneisenau über die brachliegenden Kräfte in Schule und Kirche. Freiherr vom Stein und sein Bibelglaube. Die Frömmigkeit Theodor Körners. Gustav Freytag über den religiösen Hintergrund des Freiheitskampfes. Weihegottesdienst und Siegesfeier. Relative Abhängigkeit Freytags von Strauß. Seine Parallele zwischen der Opferfreudigkeit des Pietismus und des Freiheitskrieges. Sybel und Treitschke als Erforscher der Volksseele. Kriegsrat Scheffner.

E. M. Arndts „Geist der Zeit". Die zwei ersten Bände und ihr Unterschied vom 3. Bande. von Noorden über den 4. Band von 1818. Die Schmach des 14. Juli 1819. Arndt über den ersten Gottesdienst der Bonner evangelischen Gemeinde. Arndt und Bunsen. Arndt und Friedrich Wilhelm IV. Der letzte Prozeß und der letzte Fackelzug. Arndt als Prophet der Kirche der Zukunft. Die Kraft seines Martyriums.

F. A. Brockhaus. Zach. Becker. Friedr. Perthes. Berlin nach den Freiheitskriegen. Wilhelm von Humboldt. Die Bischöfe Eylert und Neander.

Digitized by Google

Seite

Lisco und Hoßbach die Väter. Theremin und Dräseke. Das Einseitige in den Darstellungen M. Goebels, W. Baurs und Meinecke's. Das Geschlecht der Freiheitskriege und der Charakter seiner Frömmigkeit.

§ 4. Die staatskirchliche Reparaturarbeit der Restauration 57

Eingabe der preußischen Oberpräsidenten vom 30. Juni 1817. Oberpräsident Merkel und Oberregierungsrat Rothe. Rothe Vater und Sohn. Die Verkümmerung des christlich-nationalen Lebens. Das Bild der Morgenröte ohne Tag bei Rothe, Bunsen und Hase. Die Enge der rein privatlichen Lebensweise. Schmedding als Beobachter der innerprotestantischen Gegensätze. Möhler und Döllinger, Görg und Binder, Janssen und seine Nachfolger über die Selbstzersetzung des Protestantismus. Das Gegenstück dazu in den innerkatholischen Zuständen unter der Neuherrschaft von Papsttum und Jesuitenorden. Folgen der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer und der Konfiskation des protestantischen Kirchenvermögens. Verwandte Entwicklung in der helvetischen und batavischen Republik.

Restaurative Umgestaltung des fürstlichen Summepiskopats. Bureaukratische Annektierung der eroberten Kirchen. Die Früchte der Inkonsequenz des alten Protestantismus in Verfassung und Dogma. Der Ursprung des modernen Kryptopapismus. Die kirchlichen Beschlüsse des Wiener Kongresses und die Zillertaler. Das Wesen der staatskirchlichen Reparaturarbeit.

§ 5. Die Union der evangelischen Konfessionen 64

Die Union als Folge der volkskirchlichen Erweckung. Die Unionsgesinnung am stärksten ohne kirchenregimentliche Union. Die Union vor der Union. Parallelen dazu in der Geschichte der Jesuiten von 1773 bis 1814, in der Zeit der Suspension des Tridenter Konzils, und in der Einwirkung von Leopold Schmid als Altkatholik vor dem Altkatholizismus. Der kryptopapistische Mißbrauch des Unionsgedankens in „Theoduls Gastmahl". Planck und Tzschirner. Simon van Alpen. Auszüge aus seinem „patriotischen Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen". Der Rückschlag der pfälzischen Religionswirren. Die Palmsche Schrift über die Abendmahlsvereinigung. Verwandte Literatur in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Gaß, das Recht der Union. Bärwinkel über J. M. Meyfart. Erfurt und die Vorgeschichte der Union. Johannes Duräus. Döllinger und Joß über Wiedervereinigung christlicher Kirchen. Schleiermacher als der theologische Wegbahner der Union.

Der geschichtliche Überblick der früheren Auflagen. Entstehung und Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Unionsgedankens. Die Tradition der hohenzollerschen Dynastie. Die kirchenregimentliche Union durch Friedrich Wilhelm III. Absorptive Union und Konsensus-Union. Die Gleichzeitigkeiten der Jahre 1834/5. Der Brief des Königs an seine konvertierte Schwester in Köthen.

§ 6. Die kirchliche Wiederbelebung des Luthertums 74

Gleichmäßiger Ursprung der Union und der Opposition gegen die Union in der religiösen Erweckung. Die Pioniere der altlutherischen Bewegung. Seelenhaftes Zusammenschrumpfen und Streben nach kirchlicher Ökumenizität. Die kirchenbildende Kraft des erneuten Luthertums. Die Kräftigung der allgemeinen lutherischen Konferenz durch die skandinavischen Kirchen. Das deutsch-österreichische und amerikanisch-australische Luthertum. Riehls „Religiöse Studien eines Weltkindes".

Luther als Reformator und als Kirchenbauer. Deutsche Bibel, deutsches Kirchenlied und deutscher Katechismus. Melanchthon als der erste neukirchliche Dogmatiker. Die Kirchenvisitationen. Die Definition der Kirche in der Augustana. Der Zweck der Augustana als eines der Selbstzeugnisse der katholischen Kirche. Die Forschungen Friedensburgs und Kaweraus über Melanchthon in Augsburg. Die „Augsburger Konfessionsverwandten" des westfälischen Friedens. Luthardt und Döllinger im Jahre 1870. Die drei Augsburger Konfessionen nebeneinander. Der Kappeler Krieg als Folge der

Digitized by Google

Seite

Zurückweisung der Reformierten in Augsburg. Der Berner Synodus von 1532. Ein Röhmsches Zitat à la Janssen. Protest und Bekenntnis. Die kirchenbauende Erneuerung des Luthertums als Warnung vor politischer Begünstigung der Union. Nachweise des Krefelder Vortrags über die Hemmungen des deutschen Protestantismus. Korrelatverhältnis zwischen der politischen Größe eines Monarchen und seiner moralischen Schädigung der Kirche. Die Tragik in der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und die Zukunftsblicke des Königs persönlich. Das persönliche Verdienst Friedrich Wilhelms III. Gleichartigkeit der Fehlgriffe in den evangelischen und katholischen Angelegenheiten. Der stetige Wechsel in der Berliner Hoftheologie. Vorteile der sächsischen und bayerischen Kirche unter den römisch-katholischen Dynastien. Das pommersche Luthertum. Johanna von Puttkamer.

§ 7. Die kirchliche Wiederbelebung des Calvinismus 83

Ausscheidung der deutsch-reformierten Linie durch das abermals alleinseligmachende Luthertum. Der abermalige Rückschlag gegen die concordia discurs. Das erneuerte reformierte Geistesleben. Die kirchenbildende Kraft des Calvinismus. Das alte Genf als umlagerte Festung. Die alten holländischen, schottischen und amerikanischen Calvinkirchen. Wiedererstehung des gleichen Geistes in den Freikirchen Schottlands und der Schweiz. Ihre Ausläufer im Wuppertal. Verwandtschaft mit der altlutherischen Separation. Die reformierte Opposition gegen die preußische Union. Schleiermacher gegen die oktroyierte Agende. Ablehnung der Agende in den Westprovinzen. Die kirchliche Selbstregierung in Nassau, Hessen, Pfalz, Baden. — Das reformierte Erbe in der Schulung der Theologen. Die Calvinforschung in ihren verschiedenen Stadien. Das Berner Staatskirchentum und die Begründung der Genfer Akademie. Die Prostituierung der nachvatikanischen Staatstheologie.

Die selbständigen Seminarien der kleinen Kirchen. Die wissenschaftlichen Verdienste der holländischen Dissenters. Die Ergänzung der Universitätsbildung durch die Predigerseminare. Die Tradition von Herborn und Friedberg. Die Begründung des Wittenberger und des Heidelberger Seminars. Rothes Zukunftsgedanken bei der Heidelberger Eröffnungsfeier. Die reformierten Gemeinden des deutschen Ostens. Der Hugenottenverein.

§ 8. Sektengeist im Hofchristentum; kirchliches Gemeinschaftsstreben im Separatismus 90

Die Hahnsche Aufforderung an die Rationalisten zur Trennung von der Kirche. Die gleiche Forderung Thiles an Boyen. Das Sektenhafte der modernen Hoftheologie. Meinecke über die Brüder von Gerlach. Die Phrasen Rationalismus und positives Christentum in einer militärischen Biographie. Die Einleitung zu den Memoiren Leopold von Gerlachs. Die Suggestion Karl Ludwig von Hallers. Die Gläubigkeit und die Demagogenhetze. Die altpreußische Opposition Boyens.

Die Rubrik „Interkonfessionelles“ im „Theologischen Jahresbericht“. Die Ergänzungen in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie“. Die Hauptströmungen in der interkonfessionellen Literatur von 1885. Die protestantischen Dissenters in der Literatur von 1887. Denomination oder Sekte. Geistlicher Hochmut und Verfolgungssucht als Symptome des Sektengeistes. Die Gemeinschaften und die Kirche. Palmer über die württembergischen Gemeinschaften. Gottfried Arnold als Lehrer der Zukunft. Max Göbels Begriff des christlichen Lebens. Die Ausläufer der Inspirationsgemeinden. Tersteegen, Jung-Stilling und Michael Hahn. Die fruchtbringende Arbeit des deutschen Tempels. Die sogenannte Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg und Lippe. Das Berechtigte in der Kritik Ritschls. Fortdauernde Gültigkeit der Parallele zwischen Mönchtum und Pietismus. Der Missionstrieb beider.

§ 9. Die Anfänge des „Missionsjahrhunderts“ für die deutschen Kirchen . . . 99

Der Rückblick auf die evangelische Missionsgeschichte als „Wachstum in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi“. Vier missions-

Digitized by Google

Seite

wissenschaftliche Vorträge. Missionswissenschaft und Religionsphilosophie. Warneck, Grundemann, Kurtze. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften und das Missionsjahrhundert. Bedeutung des Missionswesens für die Kirche. Die britische Vereinigung verschiedener Denominationen zu den ersten gemeinsamen Assoziationen. Die Überbrückung der Gegensätzlichkeiten. Hackenberg über Vereinswesen und Schlagbäume. Die päpstlichen Verfluchungen. Der protestantische Grundzug im Pietismus. Grundemann über die Wirksamkeit des Pietismus. Gustav Freytag über die ersten gemeinnützigen Unternehmungen und den Mangel des nationalen Zuges. Die altkirchlichen Missionskirchen der Arianer und Nestorianer. Die Dissenters in der britisch-amerikanischen Mission. Katholizität der evangelischen Mission und päpstliche Propaganda. Union und Konfession in der Mission. Schleiermacher und Lücke. Lipsius und Pfleiderer. Unterschied der Schüler Ritschls von ihrem Meister. Die Urlspergersche Christentumsgesellschaft. Die Begründung der Basler Mission. Verdienst und Einseitigkeit Ostertags. Die eigenen Wege Spittlers. Das Missionsmagazin. Die verschiedenen Zweige der Missionsliteratur. Charisma und geistlicher Hochmut. George Parr Fisher und Diomedes Kyriakos. Kolonisation und Mission. Die systematische Verleumdung der afrikanischen Buren. Das Handbuch von Julius Wiggers. Rudolf Stier und Albert Knapp. Das Missionsliederbuch.

§ 10. Die Pioniere der inneren Mission 108

Weimar als Ausgangspunkt der Kirchensucht und der inneren Mission. Der Name innere Mission. Die Vorläufer derselben in Johannes Falk, Freiherrn von Kottwitz und Freiherrn von der Recke. Die „Erinnerungsblätter" von Falk. Seine Nachahmung Pestalozzis. Sein Danziger Erbteil. Unterschied zwischen den Danzigern Falk und Schopenhauer. Die Verschiedenheit der Armenpflege in Protestantismus und Katholizismus. Die Mutter Scheffels über die konfessionell-kulturellen Grenzlinien. Riehls „Land und Leute". Der Segen in der Nachwirkung Karlstadts und Westerburgs. Der Berner Wahlspruch: Christo in pauperibus. Die holländischen Stiftungen. Die Schöpfungen der Aufklärungszeit. Das Militärwaisenhaus in Potsdam. Der Samariterverein. Die schlesischen und rheinischen Erstlingsanstalten. Gräfin Reden und Thekla von Gumpert. Wessenberg, Feneberg, Sperl im Katholizismus.

Die Anfänge Wicherns. Der 8. Oktober 1832 mit dem Beschluß der Begründung eines Rettungshauses. Wicherns „Briefe und Tagebuchblätter". Parallele mit Loring Brace. Die Eröffnung des Rauhen Hauses in Hamburg am 31. Oktober 1833. Die Anfänge Fliedners. Die weibliche Diakonie bei den Mennoniten. Fliedners Kollektenreise. Freiherr vom Steins Appell für die Diakonissentätigkeit. Einzug der ersten Diakonissen im Jahre 1833. Fliedners Begründung des Protestantischen Bundes. Löhe und Neuendettelsau. Die Provinzialgeschichte bei Schäfer und Zimmer. Die unausbleiblichen Auswüchse großer Unternehmungen. Die Kritik Walter Classens.

§ 11. Schullehrerbibel, Bibelgesellschaften und Bibelverbote 118

Bibelverbreitung und Bibelkritik. Abnahme der Bibelkenntnis. Die Nachwehen der Absetzung de Wettes. Die Verdrängung von Dinters Schullehrerbibel. Szene bei der Königsberger Universitätsfeier von 1814. Bericht von Sauden-Tarputschens an den König. Die Antwort des Königs. Die wirkliche Sachlage. Dinters Selbstbiographie über seine schriftstellerische Tätigkeit. Der Charakter der Schullehrerbibel und die Wandlung des Zeitgeistes. Herrschaft des Kryptokonvertiten von Beckedorff über die preußische Volksschule. Die Übertragung der britischen Bibelgesellschaft nach Deutschland. Vorurteile gegen dieselbe. Die Krugsche Kritik nach ihrer anerkennenden und verneinenden Seite. Die Ausschließung der Anmerkungen und die unterschiedslose Kolportage. Empfehlung von Familien- und Schulbibeln. Appell an die neuen Gesellschaften gegen die Anwendung falscher Mittel für einen edlen Zweck. Die Pendelschwingungen von dem einen Extrem ins andere. Die bleibenden Verdienste der Bibelgesellschaften. Das Bibelstudium unter den deutschen Katholiken. Die Erneuerung der päpstlichen Bibelverbote durch den Syllabus. Chamberlains „Worte Christi". Das „Friedensprogramm" über

Digitized by Google

Seite

die Art der Bibelautorität. Das Vaterhaus im Vergleich mit anderen Häusern aus gleichem Material.

§ 12. Der Jesuitenorden im Kirchenregiment der evangelischen Kirche 132

Pater Beckx und das Herzogspaar von Köthen. Hofmarschall von Haza-Radlitz und Kabinettssekretär Klitsche de la Grange als seine Werkzeuge. Das evangelische Konsistorium abhängig von dem souveränen Willen des Beichtkindes des späteren Jesuitengenerals. Die Chronologie in den Übertritten der Hofleute und ihrer Herrschaft. Die panegyrischen Darstellungen derselben. Die Rechtsanschauungen der Fürstenbekehrer. Fortschritt im Rückschritt gegenüber den Maßnahmen Heinrichs IV. von Frankreich und Augusts des Starken von Sachsen. de Maistre und Haller. Die dem Papst „angehörigen" Täuflinge. Rohrbacher über „das was abgemacht war". Nekrolog von Pater Beckx. Die Weiterspinnung der in Köthen geknüpften Fäden. Fürst Alexis von Anhalt-Bernburg über die Propaganda in Köthen. Die vom Papste geschenkten Reliquien für den Kirchenbau. Graf von Ingelheim als der Bekehrte seiner Schwester. Die Herzogin als Witwe in Wien. Bekehrungsversuch der Herzogin bei dem Prinzen von Lippe. Köthen als Herd der Propaganda für das Königreich Sachsen. Der sächsische Adel und der Protestantismus. Adam Müller als Generalkonsul und Proselytenmacher. Treitschke über den damaligen Köthener Hof. Das „Gaunerstück" gegenüber dem Zollverein. Der „tolle Souveränitätsdünkel" und der „schamlose Unterschleif". Die „Jesuitenkniffe". Briefwechsel zwischen Adam Müller und Gentz. Bunsen über den Charakter ihrer Staatskunst. Krugs und Tschirners Warnrufe. Übersicht ihrer literarischen Tätigkeit. Das Reaktionssystem in seiner Erneuerung durch Karl Ludwig Haller. Haller und das Herzogspaar in Paris. Seine Ausstoßung als Mitneidiger aus dem Berner Großrat. Sein Auftreten für die Jesuiten in Freiburg. Seine Berufung in das Ministerium Karls X. Herrn von Hallers Briefe an seine Familie. Der „Dispens von den öffentlichen Religionsexerzitien". Der Appell des Darmstädter Starck an die Fürsten zur Vereinigung der Religionskörper. Friedrich Schlegel und Zacharias Werner seit dem Wiener Kongreß. Von Herzogin Julie von Köthen zu Königin Karola von Sachsen, Königin Marie von Bayern und Landgräfin Anna von Hessen. Die Hofdienerschaft und die fürstlichen Beichtväter. Die Beeinflussung der Bureaukratie und Diplomatie. Die Görressche Demagogie. Die Görres-Gesellschaft. Die Hintertreppenpolitik im Reichskanzlerpalais. D. Stöckers Klage über den Mißbrauch des Summepiskopats. Der gute Wille und die Machtlosigkeit des absoluten Königtums. Die Köthener Jesuiten-Invasion. Der Kölner Kirchenstreit und das Straußsche Leben Jesu als Gleichzeitigkeiten.

II. Von der theologischen bis zur politischen Revolution.

Zur Literatur 151

§ 13. Die Tragweite der theologischen Revolution für das Verhältnis von Kirche und Kulturleben 151

Die Stellung von David Friedrich Strauß in der Geschichte der deutschen Theologie. Gerot über den Druck auf den Gemütern. Die Folgen von Strauß' wissenschaftlichem Martyrium. Der frühere Treitschke und Gustav Freytag als Adepten von Strauß. Freytag über das zweite Leben Jesu von 1864. Freytag und das Konzil von 1870. Freytag über den alten und neuen Glauben. „Sein Teufel nicht stark genug." Die Skepsis von Heinrich Leo. Die Resignation Rankes. Die Verwechslung von Evangelium und Weltflucht bei Sybel. Gregorovius und Fanny Lewald im Ausschauen nach einer neuen Religion. Die Überwindung von Strauß durch die wissenschaftliche Quellenkritik der Tübinger Schule. Theodor Keim. Die Ignorierung der theologischen Forschung durch die opinion publique. Wolfgang Kirchbach und Ernst Häckel. Ferdinand Jakob Schmidt und seine Kathedralsprüche. „Die Forschung über den historischen Jesus auf der ganzen Linie gescheitert". „Der

Digitized by Google

Seite

Standpunkt der Urgemeinde völlig rein durchschaut". Das Kalthoffsche Christusproblem. Die Ausstreichung Christi aus der Geschichte im Dienst des Papismus. Baur und Rothe gleich sehr in die Ecke gestellt. Rauwenhoff und die Bilanz des neuen Glaubens. Das Verhängnis des Straußischen Infallibismus für Volksleben und Protestantismus. Das Jahr 1835 in Parallele mit 1806 und 1848. Jenaer Antrittsrede. Stuttgarter Vertrag. Hase und Strauß. Der alte Gegensatz zwischen Reformation und Revolution. Übertragung der Kirchenfeindschaft der Revolution auf protestantischen Boden. Die theologische Revolution als Vorfrucht der politischen. Die Revolutionstendenz der Sozialdemokratie als Vorbedingung der Siege des Zentrums. Die Freidenker als Stützen der Pfaffenherrschaft. Die Untergrabung des Christusglaubens und die päpstliche Politik. Gleichstellung des Lebens Jesu mit Mariolatrie und Petrusfabel. Die Ersetzung der natürlichen Wundererklärung durch die mythische. Gegensatz zwischen Verständnis und Negation. Die Unterlage von Häckels Welträtseln in Strauß. Die gegenseitige Ergänzung der beiden Seiten des Zersetzungsprozesses.

§ 14. Schweizerische Vorspiele des Kryptopapismus der Gegenrevolution . . 164

Rückschlag aus der theologischen Revolution in die kirchliche Reaktion. „Des Zürcher Volkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben." Der Straußenputsch in seinen politischen Ursachen. Der Bauernzug gegen die Stadt. Die Tragik im Leben des Führers (Pfarrer Hirzel). Die Anfänge Bluntschlis. Alexander Schweizer an Hopf. Hitzigs Briefe bei Hausrath. Bulliemins Schweizer Geschichte. Die klerikalen Aufstände im Aargau. Die Jesuiteninvasion in Luzern. Der Kryptopapismus bei Hurter und Haller. Noch eine Gleichzeitigkeit des Jahres 1835. „Hurters Geburt und Wiedergeburt". Die Konvertiten als Begründer des modernen Papstkultus. (Arendt, Lämmer, Gfrörer, Hurter). Rosenthal und Julian Schmidt über Hurters literarische Tätigkeit. Döllinger 1866 über Innocenz III. und seinen Biographen. Die Ironie Hases. Hurter und seine sogenannten Amtsbrüder. Die Schenkelsche Monographie. Der Tadel der „Historisch-politischen Blätter". Der Lebensausgang Hurters. Nachahmung des Kryptopapismus Hallers und Hurters bei Eßlinger. Balthasar und Valentin Castelberg. Ergänzung der älteren Darstellung durch neue Quellen. Die Vorgeschichte der Bekehrung von 1819—1825. Synode und Kantonskirchenrat über Dekan Castelberg. Die literarische Kontroverse. Landgräfin Karoline von Hessen an ihren konvertierten Bruder Christian von Zweibrücken. Die dreijährige Verstellung desselben. Weitere Briefe der Landgräfin. Hase über den Kryptopapismus im restaurierten Luthertum.

§ 15. Der erneuerte Pietismus auf neuen separatistischen Bahnen 173

Die Aufeinanderfolge von Orthodoxie und Pietismus in der früheren Entwicklung. Die umgekehrte Reihenfolge von Pietismus und Orthodoxie in der Neuzeit. Die Darstellung der früheren Auflagen. Die Gleichzeitigkeiten von 1861. Hebichstreit in Basel und Erweckung im Elberfelder Waisenhaus. Rothes Durchgang durch den Pietismus. Ritschls Geschichte des Pietismus. Die Redaktion der „Studien und Kritiken". Der Aufsatz zur Vorgeschichte des Pietismus. Die zahlreichen parallelen Spezialforschungen neben Ritschl. Die Kontroversen über den Historiker und Dogmatiker. Das bleibend Wertvolle in seiner Kritik. Thikötter über seinen dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt. Die entgegengesetzte Einseitigkeit in den Erweckungsanekdoten. Ungeprüfte Wiedergabe der Schauerbilder vom Rationalismus und der Lichtbilder der „treuen Zeugen". Die Schablone bei Tiesmeyer. Volkening und Schrader. Der Bauer Jobstharde und der Schmiedegesell Homann. Die „gläubigen" Pfarrer. Die „Verteidigung der Sache des Herrn". Das Konsistorialedikt von 1844. Kuhlemann und Steffann. Die Sprache Kanaans. Der öde Rationalismus und der neue Geistesfrühling. Unterscheidung von Erweckung, Bekehrung und Heiligung und von Trockenheit, Öde und Dürre. Die Gemeinschaftsbewegung. Der Philadelphia-Verlag. Die Statistik von Fleisch. Die Parallele der Jesuitenmissionen im Katholizismus.

Digitized by Google

Seite

§ 16. **Die neue Mischung im Pietismus und Orthodoxie** 190

Die Mischbildung von Pietismus und Orthodoxie. Die Darstellung der früheren Auflagen über diese Mischbildung. Entgegengesetzter Ausgangspunkt bei Ecke. Das Verdienst Eckes in seinem Studium von Lipsius. Die gleiche Methode in seiner Würdigung Ritschls. Der christozentrische Charakter der Ritschlschen Theologie. Die praktisch-kirchlichen Ausgangspunkte. Scheidung Eckes unter den Schülern Ritschls. Der Widerspruch zwischen dem ersten und zweiten Band des Eckeschen Werkes. Die Ungenauigkeit seiner Exzerptensammlung. Die Rubriken seines Registers. Die Kategorien herrlich und unheilvoll. Verschiedenheit und Verwandtschaft in der Beurteilung der Einzelerscheinungen. Die Thikötterische Kritik Eckes. Rothe 1865 und Brieger 1894. Die Ignorierung von Tischhauser. Tischhauser und sein schweizerischer Sehwinkel.

§ 17. **Die ersten Vorstöße zur Alleinherrschaft der „neuen Rechtgläubigkeit" und der lebenslängliche Widerstand Hases** 207

Die früher herrschende Anschauung in Kirchenregiment, Pfarramt und Gemeinde. Die ersten Vorstöße der modernen Rechtgläubigkeit. Nochmals die Darstellung der früheren Auflagen. Thikötter über das Miterleben der Diktatur Hengstenbergs. Das stille Zwiegespräch Hases mit Baur. Sein prophetischer Zorn gegen den Mißbrauch des Heiligen. Das Lehrbuch und die Vorlesungen. Tzschirner, de Wette und Schleiermacher als Lehrmeister Hases in der kirchlichen Opposition. Das Lehrreiche in seinen Definitionen. Der erneuerte Pietismus im Dienste der politischen Reaktion. Die Religion als Werkzeug der Metternichschen Diplomatie. Die Frömmigkeit als Mittel der Karriere und als Nahrungszweig. Selbstkreuzigung und Muckerprozeß. Stephan und Behse. Die lokalen Glaubenshändel. Hase als Mithandelnder bei der Hahnschen Disputation und der Hallischen Denunziation. Das hessische Satyrspiel. Ecke und Thikötter über Vilmar. Der Hamburger und Bremer Kirchenstreit. Die Sintenissche Pietätslosigkeit. Die Antrittsrede Vischers in Tübingen. Bretschneider, von Cölln und David Schulz. Das Hengstenbergsche Obertribunal. Das Ideale in Hengstenbergs Anfang und Ausgang. Die Einwände Hengstenbergs und Hases Selbstkorrektur. Das Christentum als Ruhekissen der Sünde. Die antinationale Politik des Restaurationsorgans. Das göttliche Recht der Könige und der Junker. Die Stephansche Auswanderung und das Altenburger Konsistorialreskript. Die Göttinger Sieben von den Theologen im Stich gelassen. Die Verbindung der kleinstaatlichen Reaktionsversuche mit dem Thronwechsel in Preußen. Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. Der Rückschlag gegen die höfische Romantik in der Volksstimmung.

§ 18. **Die protestantischen Freunde und die Anfänge der freien Gemeinden** . 219

Edmund Jörg über die Selbstauflösung des Protestantismus. Die Hohlspiegelbilder von Janssen bis Kolb. Der Kampf zwischen gesundem Menschenverstand und Bibelgläubigkeit, zwischen Bekenntnistreue und modern illiberaler Theologie. Die Bewegung der protestantischen Freunde als Gegensatz gegen die Alleinherrschaftsgelüste der Orthodoxie. Die dogmatische Geringschätzung dieser Bewegung und die Überschätzung der Konversationslexika. Die Verbindung von Wahrem und Falschem in jedem Parteilager. Die gegenseitige Bedingung der Schattenseiten. Der alte Rationalismus in der Defensive. Uhlich über die naturwüchsige Pflanze der gegenwärtigen Zeit. Selbstcharakteristik seines „Sonntagsblattes". Die Idylle des rationalistischen Landpfarrers. Der Rationalist König über die Lehre Jesu und das Echo der eigenen Vernunft. Uhlich über die zwei Seiten in Jesu. Die vernünftige Erklärung des heiligen Geistes. Lippold und Erbkam über ihren Gegner Uhlich. Der Zelotismus der begünstigten Gläubigkeit. Titel von Gegenschriften gegen den Unglauben. Das Kriterium: „Lügt die Schrift in diesem Fall, so lügt sie wahrlich überall". Die Popularisierung Hengstenbergs. Die Gnadauer Versammlung vom 20. Juni 1841. Die erste öffentliche Versammlung. Die Blätter für christliche Erbauung. Die zweite und dritte Versammlung. Die Zurückdrängung durch den junghegelschen Monismus. Die 4. und 5. Versammlung. Der Leipziger

Digitized by Google

Seite

Bekenntnisstreit. Die Breslauer und Königsberger Bewegung. Halle und Magdeburg. Der Schulze Gottlieb im Volksblatt. Wislicenus „Ob Schrift ob Geist“. Die Denunziation Guerickes. Die orthodoxe Gnadauer Konferenz. Eingreifen des Magdeburger Konsistoriums. Die Taktik der „Evangelischen Kirchenzeitung“. Verbindung der protestantischen Freunde mit den Deutsch-katholiken. Uhlichs „Bekenntnis“. Petitionen der Magistrate von Berlin, Breslau und Königsberg an den König. Die Antworten des Königs. Die Erklärung der Freunde Schleiermachers vom 15. August 1845. Ihre Verhöhnung als Dämmerungsfreunde. Disziplinaruntersuchung gegen Rupp. Seine Absetzung. Bildung der ersten freien Gemeinde. Die Gemeinden von Wislicenus und Balzer. Uhlichs Wahl nach Magdeburg. Die Forderungen des Konsistoriums an ihn. Die Bildung der Magdeburger Gemeinde. Das Patent vom 30. März 1847. Die Stellung der freien Gemeinden unter der Revolution und unter der Reaktion. Doppelte Ergänzung der früheren Darstellung. Erklärung aus der Gemeine Rupps. Die Geschichte des ostpreußischen Gustav Adolf-Vereins. Parallele mit den Folgen der Austreibung der Zwickauer Propheten aus Wittenberg für das übrige Deutschland. Die religiöse Oppositionsstellung des alten Goethe. Der Humanitätsgedanke Herders. Jugendbrief von Rudolf von Bennigsen.

§ 19. **Die Hemmungen des deutschen Protestantismus bei seinen Anläufen zu einer selbständigen Kirchenverfassung** 235

Das Tagebuch des Generals von Gerlach als kirchengeschichtliche Quelle. Seine Korrespondenz mit dem König über die Generalsynode. Die Selbstbezeichnung der Kamarilla. Der Prinz von Preußen 1844 über die kirchliche Lage. Bunsens Verteidigungsversuch für das Ministerium Eichhorn. Hase über den Kampf hinter den Kulissen gegen die Generalsynode. Ein Generaladjutant Herr über die Gewissen. Die Fiktionen des Kirchenrechts. Die protestantischen Parallelen zur pseudoisidorischen Fälschung. Summepiskopalsystem, Territorialsystem, Kollegialsystem. Die „an Händen und Füßen gebundene Kirche“. Friedrich Wilhelm IV. Hases Kirchenrecht. Die einschlagigen Paragraphen seiner Kirchengeschichte. Der Widerspruch zwischen Rechtsgrundsätzen und Rechtszuständen. Luthers Ingrimm über die Juristen. Die Inkonsequenzen in der Verfassung der Reformationskirchen. Die Verhängnisse im Augsburger und westfälischen Religionsfrieden. Der ungenügende Anlauf im Corpus Evangelicorum. Das bleibende Verdienst des Tübinger Kanzlers Pfaff. Die restaurative Reparaturarbeit in der Verfassung. Die Hegelsche Staatsomnipotenz der nachstraußischen Zeit. Die Idealisten im Kirchenrecht von Emil Richter bis Meyer und Sohm. Der „Confessor“ Schuderoff gegen die Juristenherrschaft. Brandes und Rieker. Vergleich der neuesten Erfahrungen mit der Darstellung der ersten Auflagen. Die Vorarbeiten für Herrmanns kirchliche Reorganisation.

§ 20. **Die Selbstverschuldung des deutschen Protestantismus an der neuen Oberherrschaft des Papsttums** 247

Die verschiedenen Folgen des Kölner Kirchenstreites und des bayerischen Kniebeugungsstreites. Die gegenseitige Wechselwirkung katholischer und protestantischer Zustände. Die Bußpredigten über die Hemmungen und die Selbstverschuldung. Die tiefste Erniedrigung in der Zeit falschen Machtgefühls. Die Verschacherung der katholischen Frömmigkeit an die päpstliche Kurie durch protestantische Diplomaten. Untergrabung der Reformbestrebungen im Episkopat. Die Vernichtung der Theinerschen, Hermesschen und Günther-schen Schule. Protestantische Theologen als Lakaien der Jesuiten. Die internationale Kurialpolitik und der kleinkirchliche Partikularismus. Die Verkennung der idealen Mächte im deutschen Katholizismus. Der Gegensatz zwischen der Lage des Protestantismus am Ausgang des 18. und am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Die Zerstörung der Aufklärung durch die Revolution. Entgegengesetzte Behandlung der beiden Kirchen. Die wiedergewonnene Hegemonie der Papstkirche. Scheinbare Stütze der kirchlichen Unabhängigkeit im Papsttum. Die Auslieferung des deutschen Gewissens an die romanische Fremdherrschaft. Die Erneuerung des alten Kampfes zwischen der Religion

Digitized by Google

Seite

Jesu und dem sogenannten Christentum. Der Mangel an protestantischem Gemeingefühl. Die altprotestantischen Länder als die neuen Machtquellen der päpstlichen Politik. Das kirchliche Inventar im Katholizismus. Die dogmatische Ausschließlichkeit im Protestantismus. Das beneficium Polyphemi. Die Wurzel des Dogmatismus in den Marburger Artikeln. Gegensätzlichkeit zwischen ihrem dogmatischen Schwinkel und dem religiösen Ausgangspunkt der Reformation. Die Wiederholung der griechisch-orientalischen Kirchengeschichte im Protestantismus. Das divide et impera der römischen Staatskunst. Die Aufgaben der Religions- und Konfessionsvergleichung. Der Taumel in der modernen religionsgeschichtlichen Phraseologie. Woher der Untergang des Christentums in Ägypten? Woher der Zerfall des Protestantismus? Der allseitig geschichtliche Begriff des Dogmas. Das materialistische, monistische und sozialdemokratische Dogma. Brauchen wir ein neues Dogma? Das undogmatische Christentum. Der dogmenfreie Pietismus. Die Bibelleser in der Gemeinde. Der Verlust des protestantischen Charisma in der Kirchengeschichte. Mathias Flacius und Gottfried Arnold als unentbehrliche Lehrer. Die Mängel dieses Handbuches. Ergänzung durch Hase und Kurtz. Die immanente Notwendigkeit des Dogmas bei Hegel-Baur. Der kulturgeschichtliche Maßstab bei Ritschl-Harnack. Von Nicäa bis Chalcedon. Von Chalcedon bis zum Sieg des Islam. Die rechtgläubigen Franken und die arianisch-germanischen Stämme. Die Verwandtschaft zwischen den Gegenständen der neukirchlichen und der altkirchlichen Streitigkeiten. Der Brief Konstantins vor der Konzilsberufung. Das Messen mit gleichem Maß mit Bezug auf Athanasius und Arius, Luther und Zwingli. Dogma als philosophische Schulmeinung. Der erste Religionskrieg als Wurzel aller anderen. Die Warnungen Tzschirners und Hundeshagens. Neitberg über den Abendmahlskrieg. Wolfgang Menzel in der Kirchengeschichte. Sein Aufruf „in Sachen der Kirche". Die kirchliche Lage im Jahre 1845. Die kirchlichen Interessen des Literaturpapstes. Menzel und Nicolai. Menzels Fehlgriffe und Ideale. Seine Angriffe gegen Goethe, Zschokke, Paulus und Rotteck, Dinter und Bunsen. Menzel im Jesuitenkreise bei Frau von Sydow und auf Stift Neuburg. Seine Allianz mit Hengstenberg. Seine Polemik gegen den Liberalismus Friedrich Wilhelms IV. Das Schlagwort der Solidarität der konservativen Interessen. Die Verbindung des friderizianischen und süddeutschen Faktors. Das Wiedererwachen des alten Menzel seit 1866 und 1870. Sein ständiges Mißtrauen gegen Metternich und Gentz. Erfüllung seiner burschenschaftlichen Träume. Sein Testament über „Roms Unrecht". Der konservativ-kirchliche Menzel als Gegner der athanasianischen Dogmatik. Sein Loblied auf den germanischen Arianismus. Menzel als Schwiegervater Auberlens. Sein Sohn Konrad Menzel und „Pfarrers Lebenswanderungen". Max Müller über das Konzil von Nicäa. Chamberlain über Konstantin den Großen. Beschlag in der Nachfolge des Jeremias und der Kassandra. Die Leidenszeit einer Einzelfakultät in ihrer Bedeutung für die Gesamtkirche. Der unverwüstliche Optimismus von Pistius.

§ 21. Die Anfänge des Gustav Adolf-Vereins und des Diakonissenwerkes . . 265

Archiv und Literatur des Gustav Adolf-Vereins. Der Bußruf der Diasporagemeinden an die Massenkirche. Die Bedeutung von Hand und Fuß für die Gesundheit des Gesamtkörpers. Neue Geschichtsquellen über den Gustav Adolf-Verein. Die ältere Darstellung und ihre Ergänzung. Rothe über den Lichtpunkt im kirchlichen Leben. Die stille Arbeit Wicherns in der Zeit von der theologischen bis zur kirchlichen Revolution. Das Aufblühen der Schöpfungen Fliedners in der gleichen Periode. Säkularrede am 21. Januar 1900. Das nassauische Erbe Fliedners. Die geographische Lage von Eppstein. Der evangelische Pfarrer und die katholische Schule. Die Überlieferungen an Hartmuth von Cronberg und Freiherrn vom Stein. Die niedertheinische Lehrzeit Fliedners. Das eigentümliche Charisma der Mennonitengemeinden. Der Nährboden der rheinischen Kirche. Tersteegen und Friedrich II. Die Hohenzollerntradition und die rheinisch-evangelische Kirche. Fliedners Optimismus. Weckung der brachliegenden Kräfte. Der protestantische Bettelmönch. Jugenderinnerungen an Klostergründung und Diakonissenweihe. Fliedners Schatz im irdenen Gefäß. Die Stadt Kaiserswerth. Der Gustav Adolf-Verein 1886 in

Digitized by Google

Seite

Kaiserswerth. Fliedners Märtyrerbuch. Die wissenschaftliche Zukunftsaufgabe einer allseitigen Geschichte des Märtyriums. Die Mutterhäuser und ihre verschiedenen Trachten. Fliedner als Begründer des „Protestantischen Bundes". Das Einigungsband gegenüber den zentrifugalen Mächten. Das Diakonissenwerk im Orient. Die Begründung der deutsch-evangelischen Gemeinden in Ägypten und Palästina. Schwester Charlotte in Jerusalem. Konsul Rosen. Die Einwirkung der Diakonissenarbeit auf die Muhammedaner. Fritz Fliedner als Sohn Theodor Fliedners. Adelheid Bandau und von Holtzendorff. Der Segen der praktischen Arbeit für die wissenschaftliche Theologie. Lokale Vereinsfeste und lokale Streitigkeiten. Die Vertreibung der Zillertaler und die Hintertreppenpolitik der Hallerianer. Die Aussaat der neuen Keime für die Zeit der späteren Kämpfe.

III. Der Kryptopapismus der Reaktion im Kampfe mit den Segnungen der Reformation.

Zur Literatur 281

§ 22. Rückblicke, Seitenblicke, Ausblicke 282

Veränderung der ursprünglichen Anlage dieses Bandes. Weglassung des geplanten Anhangs. Zurückstellung zahlreicher Vorarbeiten. Hereinziehung persönlicher Erinnerungen. Motivierung der „Seitenblicke" durch die Notwendigkeit der beständigen Religions- und Konfessionsvergleichung. Befürchtung der Hinterlassung eines Torso. Rechenschaft über die Umgestaltung. Ergänzende Nebenwerke. Worin ist formell von Janssens Verleger zu lernen? Die orientierenden Einleitungen zu den Einzelaufsätzen der „Kleinen Schriften". Der prinzipielle Kampf gegen den Jesuitenorden und die Anerkennung aller wissenschaftlichen Leistungen der einzelnen Jesuiten. Die „Kölnische Volkszeitung" über diese in ihrem Parteilager unverständliche Methode. Gerichtliche Gutachten über die Liquori-Moral. Spezialschrift über Bischof Anzer. Forschungen und Erinnerungen über die ersten Kaiser. Hilfsbüchlein für die Bibelleser in der Gemeinde. Monographie über die theologische Einzelschule. Die päpstliche und die modern-theologische Index-Kongregation. Die kirchenpolitischen Briefe des Spectator. Neue kirchenpolitische Briefe.

Der geplante allgemeine Teil des Anhangs. Mehrfache Umstellung der Paragraphen. Stetiger Rückgang auf Rothe. Beziehung zu den früheren Auflagen. Das Verhältnis zwischen der Geschichte der Theologie und der Geschichte der Kirche. Das Versagen des Berlinismus für die kirchlichen Zukunftsaufgaben. Die Oktoberversammlung von 1871 als Travestie des Konzils. Ergänzungen des Geschichtsbildes des 2. Bandes seit 1883. Robert Kübel als Sorgenvoller. Das waldensische lux lucet in tenebris. Die Leugnung der Niederlage des Deutschen Reiches im Kulturkampfe. Vorwort zum 3. Bande der neuen Ausgabe der Hagenbachschen Kirchengeschichte. Die Zukunftsaufgaben der kirchlichen Heimatskunde. Kirchengeschichtliche Epochen im Rahmen einer Kleinstadt. Die klösterliche Kleinstadt des Mittelalters. Aus der rheinischen Kirchengeschichte. Die sog. Laien-Orthodoxie und die moderne Feuilleton-Theologie. Der Glaube an die Gottheit Christi in der Gemeinde. Die Laien-Orthodoxie bei Kaiser Wilhelm. Die Gefahren der Schlagwörter. Die „neuen Bahnen" und die Zerstörung der Jenaer Tradition. Die Kathedralsprüche der modernen Theologie in der Gemeinde. Huyssens Gemeindeblatt. Eine väterliche Mahnung. Nutzbarmachung der eigenen Lehrjahre. Die Freunde des kirchlichen Bekenntnisses. Pfarrer Leonhard Müller in Barmen. Jugenderinnerungen Thiklötters und Funckes. Weber-Gladbach als Mitbegründer des Evangelischen Bundes. Erinnerungen an Otto Greeven. Eine ernste Frage Ritschls. Der Zersetzungsprozeß der Ritschlschen Schule. Die Solinger Zeitungen über die Jungfraugeburt. Die Nachwirkung der französisch-reformierten Gemeinde. Die niederländischen Taufgesinnten. Ergänzung der Staatstheologie durch die freikirchlichen Seminare. Glaubenstreue und Familientradition in den freien Gemeinden. Die verschiedenen Gruppen in der jüdischen Theologie.

Digitized by Google

Seite

§ 23. **Die Kirchenfeindschaft der Revolution in ihren Folgen für die evangelische Kirche** 301

Die deutsche Revolution als Kopie der französischen. Der Vulkanausbruch von 1848. Das Schwanken des Staatsschiffes. Warum ist die Revolution verhängnisvoller als der unglücklichste Krieg? Die Ansätze zur Schreckensherrschaft in Deutschland. Das Prinzip des gewalttätigen Umsturzes. Napoleon III. als Retter vor der Revolution. Das Papsttum als Hort der Gesellschaft. Die Nachahmung der Konkordatsära. Die Revolution und die evangelische Kirche. Anbahnung einer Anwendung der Taineschen Einzelbeobachtung. Die Unzurechnungsfähigkeit im Berliner Schloß in den Märztagen. Die Nachfahliche Kontroverse über „Friedrich Wilhelm IV. und die Märzrevolution". Ihre Ergebnisse für die Kirchengeschichte. Beiträge von Prittwitz und Nobiling. Nobiling und Bodelschwingh. Graf Uiedom als Jeremias. Die früheren Ideale Friedrich Wilhelms IV. Seine Stimmung vor dem 18. März. Die Audienz Wolfgang Menzels am 17. März. Die Folgen des Triumphes der Berliner Revolution im übrigen Deutschland. Geographische Vorarbeiten. Häussers Denkwürdigkeiten. Bluntschlis Memoiren. Die Elberfelder Revolution. Karl Krafft und sein Beitrag zur inneren Geschichte des Wuppertales. Ein kirchliches Fest unter den Revolutionswirren. Die Blumhardtsche Predigt und die Hofgesellschaft in Düsseldorf. Die allgemeine Lage der evangelischen Kirche in den Revolutionstagen. Die konservative Selbsttäuschung im Wuppertale über die reaktionären Tendenzen des Raumerschen Ministeriums. Daniel Hermann und der Erziehungsverein in Elberfeld Erinnerungen von Tiesmeyer und Beltz. Die Aufgabe der neuen provinziellen Vereine für Kirchengeschichte. Der Triumph der Papstkirche durch die Revolution. Bischof Reinkens über Revolution und Kirche. Interkonfessionelle Statistik in Schlesien. Volksversammlungen und Piusvereine. Der „Ultramontanismus am Niederrhein". Die Vorgeschichte seiner Siege im Revolutionsjahr Die Nachwirkung der belgischen Revolution. Die geheime Demagogie nach dem Tode des Erzbischofs Spiegel. Das rote Buch und das schwarze Buch. Die äußere Einbuße und die innere Kräftigung der evangelischen Gemeinden.

§ 24. **Die Alleinherrschaft der Orthodoxie in der Staatskirche; Niederlagen und Verluste derselben durch ihre geschichtswidrigen Maßregeln** 317

Zusammenlegung zweier Paragraphen der ersten Auflagen. Die Folgen des Revolutionsjahres im Kirchenregiment. Die nunmehrige Alleinherrschaft der Orthodoxie. Übersicht der kirchlichen Ereignisse in den einzelnen deutschen Staaten. Der Rücktritt Graf Schwerins. Die Ministerien Ladenberg und Raumer. Klagen Humboldts und Bunsens. Der Prinz von Preußen über die Heuchelei und Scheinheiligkeit. Die Einsetzung des Oberkirchenrats als verfassungsmäßige Selbständigkeit der Kirche. Vorbereitungen zur Sprengung der Union. Das Zeitbild Christian Bunsens. Die Stader Konferenz in Hannover. Kanzler von der Linde in Hessen-Darmstadt. Vilmar in Kurhessen. Die sächsische Verpflichtung auf die Konkordienformel. Die Generalsynode von 1855 in Baden. Ergänzung der früheren Darstellung der mecklenburger Verhältnisse. Die Ursachen der hier besonders scharfen Urteilsweise. Die Erlanger Fakultät. Jacobi in Halle und Krafft in Bonn über die Absetzung Baumgartens. Der nassauische Bischof Wilhelmi über die Herrschaft Kliefoths auf den Eisenacher Konferenzen. Der Kampf ums Recht in der evangelischen Kirche. Die Hirschfeldsche Biographie Friedrich Franz' II. Die Konversion des Herzogs Paul. Die Glaubenstreue der Großfürstin Wladimir. Die wissenschaftliche Rehabilitation der Rostocker Fakultät. Die Rostocker allgemeine lutherische Konferenz von 1904. Der ökumenische Charakter derselben. Die prinzipielle Untersuchung des Konfessionswechsels. Die Konvertiten als die Führer des Neupapalismus. Niederlagen und Verluste der evangelischen Kirche. Geistlichkeit und Gemeinde. Die Art der Rekrutierung der Theologen. Die Entfremdung der Gemeinde von dem kirchlichen Leben. Die Verdrängung der Religion aus der Kirche. Die Wiederbelebung des konfessionalistischen Zelotismus. Seiler über den Teufel als Freund der Union. Die Ansprüche des Bischofs Martin von Paderborn. Die Knechtung

Digitized by Google

Seite

der Kleinkirchen durch die Hofbedienſteten. Die Umdeutung von Artikel 12 der preußiſchen Verfaſſung. Die Abtrünnigen. Die Separatiſten. Der geiſtliche Hochmut. Die Zerſetzung des Kirchenbegriffs. Verwandtſchaft der altlutheriſchen und altcalviniſchen Separation. Stephaniſten und Mucker. Das nachmalige Bußgefühl der orthodoxen Frömmigkeit. Unterſcheidung zwiſchen der Religion in der Orthodoxie und ihrer parteipolitiſchen Alleinherrſchaft. Die wechſelnden Formen des orthodoxiſchen Infallibilismus. Infallibilismus und Geſchichtsforſchung.

§ 25. Die Geſangbuchswirren 330

Der Kontraſt zwiſchen der Zeit der religiöſen Erweckung und der kirchenpolitiſchen Reaktion. Die Unduldſamkeit der jeweilen herrſchenden Mode. Verwandtſchaft in den Geſchmackloſigkeiten der Aufklärung und der Reſtitution. Die in der Gemeinde eingebürgerten und die oktroyierten Geſangbücher. Das Familienheiligtum im ererbten Geſangbuch. Erbitterung der Laienwelt über die Geſangbuchsreaktion. Das Nabenaas-Lied und die Forſchungen von D. Hoffmann in Breslau. Der älteſte Fundort: die „Schleſiſchen Provinzialblätter“ von 1840. Der Urſprung als höhniſche Parodie. Die Strophe „Ich bin ein Scheuſal ohne dich“ im neuen hannöverſchen Geſangbuch. Spott über das „Befiehl du deine Wege-Chriſtentum“. Das Berechtigte in der hymnologiſchen Kritik Ritſchls. W. Baur und W. Öſer (Glaubrecht) in der heſſiſchen Geſangbuchskommiſſion von 1855. Der Schwabeſche Entwurf. Die Kriterien der echten Gläubigkeit. Briefe Öſers an Baur. Das Scheitern des Vergewaltigungsverſuches. Baurs „Bilder aus der religiöſen Vergangenheit“. Philipp Wackernagel. Die einzelnen neuen Geſangbücher. Die Sammelwerke. Der Eiſenacher Entwurf von 1853. Fiſcher über das Bunſenſche Geſang- und Gebetbuch. Ergänzung und Kommentar der Fiſcherſchen Darſtellung. Hengſtenberg und das Bunſenſche Geſangbuch. Rudolf Stier und das Konſiſtorium von 1835 und 1852. Stier und Bunſen. Die Lehren Fiſchers für Haus- und Kirchengemeinde. Der unvergängliche Schatz der Kirche. Das Kirchenlied als Geſamteigentum der evangeliſchen Gemeinde. Die Änderungsmanie. Parallele mit der Puttkamerſchen Orthographie. Die Wirren als Warnungen.

§ 26. Die ins Syſtem gebrachte Verfolgung der Diſſidenten 341

Die höfiſche Bevorzugung der „Gläubigkeit“. Die Verfolgung der deutſchen Richtung im Katholizismus. Klage W. Menzels über die Verdrängung Weſſenbergs. Klage des Prinzen von Preußen über das falſche Syſtem. Menzel über ſeine Audienz bei dem Prinzen vor der Märzrevolution. Parallele in der bureaukratiſchen Behandlung der proteſtantiſchen und katholiſchen Angelegenheiten. Bunſen 1844 und 1856. Das polizeiliche Einſchreiten gegen die freien Gemeinden. Sprengung des Leipziger Konzils 1850. Ausweiſung aus Köthen. Der Köthener Miniſterialerlaß. Erinnerung an die Zeit der Herrſchaft von Pater Beckx. Miniſter v. Bertrab in Rudolſtadt und die ambulatoriſche Krankenpflege von der Linde in Heſſen. Die Verfolgung des Deutſchkatholizismus in Bayern. Die Münchener, Nürnberger und Offenbacher Gemeinde. Miniſterialverfügung vom November 1852. Ausweiſung des Predigers Brauner aus Berlin. Auflöſung der Konfirmationsfeier. Bruno Wille. Der Begriff der Zentrumstoleranz bei Raumer und Stahl. Die Tagebücher der Brüder von Gerlach. Der General und der Juriſt. Die Jugendbriefe von Rudolf von Bennigſen und Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe. Hohenlohe über den „Ultramontanismus“. Die Stimmung unter den theologiſchen Studierenden. Die „perniciöſe“ Luſt in Halle. Jugenderinnerungen eines alten Pflügers. Eine Studentenzeitſchrift als kirchengeſchichtliche Quelle. Der Chemiker Wislicenus als Student. Der verbotene Fackelzug für Rudolf Haym. Der offizielle Mißbrauch bei Verleihung von Freitiſchen und Kollegienſtundung. Die dienſtwilligen Handlanger. Johannes Schulze im Kultusminiſterium. Seine Biographie von Varrentrapp. Schulze über die Umkehr der Wiſſenſchaft. Untergrabung der ſittlich-religiöſen Überzeugungstreue. Abhängige Streber als ſpätere Hierarchen. Die ſtaatskirchliche und diſſidentiſche Jugend.

Digitized by Google

Seite

§ 27. **Die Religion außerhalb der Kirche** 357

Gründe der Beibehaltung des scheinbar veralteten Textes. Zurückstellung der neuesten Linien. Das Geschichtsbild in den Jahren vor der nationalen Einigung. Die den Zeitgeist beherrschenden geistigen Mächte. Trennung der Kirche von der Kultur und der Kultur von der Kirche. Die Veränderungen im religiösen Sprachgebrauch. Der moralische Widerwille gegen die Immoralität im sogenannten Christentum. Die sprichwörtliche Bezeichnung der Pfaffenkönige. Der Abscheu vor der päpstlichen Inquisition und dem protestantischen Dogmatismus. Die Entstehung der modernen Ideenwelt im Kampf mit der Kirche. Die Verketzerung der naturwissenschaftlichen Bahnbrecher. Die Inkonsequenzen in der Behandlung der Wunderfrage. Die klassische Literatur im Volksleben. Der politische Liberalismus. Der leichtfertige Vorwurf des Unglaubens. „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland". Seemanns „Wohin?" Die christlichen Ideen in außerkirchlichen Formen. Pécauts „reine Gottesidee des Christentums". Bunsens „Gott in der Geschichte". Wilhelm und Alexander von Humboldt. Der „westöstliche Divan". Goethe an Gräfin Stolberg. Der Prüfstein des sittlichen Handelns. Die unabhängige Moral. Vergleichung des früheren und späteren Sittlichkeitsideals. Sonst und Jetzt in den Anstalten für gemeinnützige Zwecke. Die Liebestätigkeit im Kriege. Die Religion in der Kunst. Die religiöse Poesie außerhalb der Kirche. Die Nachwirkung von Salletz Laienevangelium. Die Volksschriftsteller. Die Begründung des „Daheim". Religiöse Weihe der Wissenschaft. Vierordt über Theologie und Naturforschung. Das Gottesreich in der außerkirchlichen Welt. Licht- und Schattenseiten des Zeitgeistes. Die sozialen Instinkte. Der Name Sozialdemokratie erst nach 1870. F. A. Langes Geschichte des Materialismus. Materialismus und Spiritismus. Gotteslеugnung und Gespensterglaube. Die innere Zerrissenheit in der Belletristik. Johannes Scherr und Robert Prutz. Rückert und Humboldt. Die affenähnlichen Schädel als Apostelköpfe. Das Reformjudentum in der Presse. Die Nachsätze der früheren Vordersätze. Ernst Keil über die Entstehung der „Gartenlaube". Die Gefängniszelle und die Popularisierung der Wissenschaft. Volksaufklärung auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Die Bockschen Briefe vom gesunden und kranken Menschen. Die Flucht vom Geist zur Materie. Die Sintflut der materialistischen Literatur. Der Bauernereinit Konrad Deubler. Franz Beyschlag über den Modematerialismus. Emanuel Geibel und Paul Heyse als Freunde und Antipoden. „Lebenserinnerungen und Bekenntnisse" Heyses. Die Moderne als neue Renaissance. Die jüngsten Literaturhistoriker. Die verschiedenen Strömungen im Judentum und im Antisemitismus. Der Offenbarungsgedanke in der jüdischen Theologie. Die Importierung des belgischen Freidenkertums. Die „Reformblätter" der ostdeutschen freien Gemeinden. Das Breslauer „Sonntagsblatt". Schieler als Biograph Rupps. Überzeugungstreue und Charakterlosigkeit.

§ 28. **Kirchentag und kirchliche Sanktionierung der inneren Mission** 373

Die neuen Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche in den früheren Auflagen. Die Einigungsbestrebungen nach der Revolution. Die Unfruchtbarkeit der Eisenacher Konferenz. Die Begründung der Kirchentage. Die Besucher der Kirchentage (nach den theologischen Biographien). Die besondere Wichtigkeit von Beyschlags Selbstbiographie für die Geschichte der Kirchentage. Sein Leben eines Frühvollendeten. Die Frankfurter Sandhofskonferenz als Wiege des Kirchentags. Das Ketzergericht über Nitzsch. Beyschlag als Protokollführer. Die Abstimmung über die Frage, ob Bekenntnis oder Bekenntnisse. Die Majorität von 83 gegen 5. Die Fälschung der Einladung. Beyschlags Teilnahme an den Kirchentagen von Bremen und Frankfurt. Die Sezession auf dem Stuttgarter Kirchentag von 1857. Die Kirchentage von Brandenburg (1862), Altenburg (1864), Halle (1872). Der Mangel an jeder einheitlichen Vertretung des Protestantismus bei der Begründung des neuen Reiches. Wilhelm Hoffmann als Gegner von Hengstenberg und Stahl. Hausrath und Harleß als Gegner Hoffmanns. Kornthal und die Brüder Wilhelm und Christoph Hoffmann. Die „Kirchenpolitische Rundschau" von 1868 wider und für Hoffmann. Hoffmann, die evangelische Allianz und die

Digitized by Google

Seite

„Neue evangelische Kirchenzeitung". Die juristischen Führer der Kirchentage. Bethmann-Hollweg und Herrmann.

Die Verbindung der Kirchentage mit der inneren Mission. Wichern in Wittenberg 1848. Wicherns „Briefe und Tagebuchblätter". Die Biographie Oldenbergs. Diestel über die innere Mission als Lebenswerk des Pietismus. Wichern und Virchow gleichzeitig in Schlesien. Wichern im Ministerium des Innern. Die Gefängnisreform. Die philanthropisch-religiöse Anschauung und die Vergeltungstheorie. Das pennsylvanische System. Wichern in der neuen Ära. Seine Denkschrift von 1859 und seine Landtagsrede von 1862. Christian Rogge über die Arbeiten Wicherns. Die Konferenzen für innere Mission. Albrecht Wolters und die Zukunftsaufgabe der kirchenhistorischen Seminarien. Unumgänglichkeit der Einführung in die überreiche Literatur. Das Lebensbild Rincks von Cuntz. Die Kapellenkreise in Bremen. Die literarischen Gründungen von Rinck. Die innere Mission im Staatsdienst. von Holtzendorffs „Orden des rauhen Hauses". Der altpreußische Staatsgedanke und die Verquickung. Die offizielle Sanktionierung des schiefen Ausdrucks. Die gemeinsame Arbeit und das Gemeinschaftsgefühl.

§ 29. „Protestantische Kirchenzeitung" und „Protestantische Monatsblätter" . 391

Die Verdrängung der Linken aus dem Kirchentag, der Rechten aus dem Protestantenverein. Die Begründer der „Protestantischen Kirchenzeitung". Die Kirchenzeitungen als Geschichtsquellen bei Hase. Die „Protestantischen Monatsblätter" als Ausdruck und Ferment der protestantischen Kulturentwicklung.

Der ursprüngliche Zweck der „Evangelischen Kirchenzeitung". Die Veränderungen seit der Hallischen Denunziation. Der Rücktritt Neanders. Die „Protestantische Kirchenzeitung" als kirchliche Parallele zum Preußischen Wochenblatt. Krause als Antipode Hengstenbergs. Exkurs über die allgemeine Stellung der Kirchenzeitungsredakteure. (Hengstenberg und Schenkel. Luthardt und Beyschlag. Die zwei Seelen in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung, Rade und die Wandlungen der „Christlichen Welt".) Krause als Charakterkopf. Seine Mitarbeiter. Die außerdeutschen Bundesgenossen. Die innerkirchliche Position. Einwirkung auf die selbständige akademische Jugend. Der erste Jahrgang. Inhaltsverzeichnis der Hauptartikel. Die Protestantischen Monatsblätter und die Verbindung späterer Gegner. Hundeshagen und Schenkel als Bundesgenossen und Gegner. Ergänzung und Kritik der Beyschlagschen Charakteristik beider. Die persönliche Tätigkeit Gelzers. Die verwandten Zeitschriften.

§ 30. Die evangelische Allianz in Deutschland und die „Anfänge des Umschwunges seit 1859" 403

Die Berliner Versammlung von 1857 als Jugenderinnerung. Sammlung der Vorträge auf dieser Versammlung. Aufflackern und Verlöschen des protestantischen Feuers. Der undeutsche Zug in der Allianz. Korrespondenz zwischen Bunsen und Eardly Eardly. Der Reform-Chronist Bizius über die amerikanische Allianz.

Übersicht über die Berliner Verhandlungen. Das Abendrot am Lebensabend Friedrich Wilhelms IV. Die Reineckesche Einleitung des Berichts. Die Korrespondenzen des Berliner Komitees. Die Schwierigkeit der damaligen innerkirchlichen Lage. Verwandtschaft mit der Beyschlagschen Schilderung der Sandhofs-Konferenz. Die Vorkonferenz in Frankfurt. Prälat Kapff und seine Einladung nach Stuttgart. Die Adresse des britischen Zweiges an den preußischen König. Teilnahmlosigkeit der Gemeinde. Opposition der Berliner Pastoralkonferenz. Das Zirkularschreiben Hoffmanns an die Berliner Geistlichen. Der königliche „Unwille". Die Redner und ihre Stoffe. Bunsen und Merle d'Aubigné und ihr Kuß. Emil Krummacher über die Kußgeschichte. Der Hohn von Rütjes über Krummacher. Die Genfer Allianzversammlung und das Geheimprogramm gegen Schenkel. Zuspitzung des dogmatistischen Zuges in Amsterdam. Hofstede de Groot und das Komitee. Nachspiel des holländischen Vorkommnisses zwischen Wangemann und Beyschlag. Die Groninger Theologen und ihre deutschen Freunde. Der Bericht Hofstede de Groots über seine Ausstoßung. Übersetzung der einschlägigen holländischen Korre-

Digitized by Google

Seite

spondenzen. Die internationalen Wechselbeziehungen von Land zu Land. Die Verdrängung der Vermittlungstheologen durch den Orthodoxismus. Die vergebliche Warnung Schlottmanns auf der Berliner Versammlung.

Die Anfänge des Umschwungs. Bethmann-Hollweg auf der Allianzversammlung und als Kultusminister. Noch einmal die Darstellung der früheren Auflagen. Die neue Ära in Preußen und Baden. Beyschlag über den badischen Kirchenstreit. Hausrath gegen Beyschlag. Der Bruch zwischen Schenckel und Hundeshagen. Großherzog Friedrich von Baden in der deutschem Kirchengeschichte. Die Proklamation vom 7. April 1860. Rothe über seine erste Audienz nach seiner Rückberufung nach Heidelberg. Das Christuslied Längins. Die Spezialliteratur über die badische Reformzeit. Der jugendliche Beyschlag im Geleise Ullmanns. Die Durlacher und Bruchsaler Konferenzen. Beyschlag und das „Kirchen- und Volksblatt". Eine alte Kontroverse und ihre Schlichtung. Beyschlag und Riehm im Einklang mit Holtzmann. Die vier alten Badenser und ihr gemeinsamer Aufruf für den altkatholischen Kirchenbau in Karlsruhe.

§ 31. Der Deutsche Protestantenverein als religiös-kirchliche Erweckung . . . 431

Einschüchterungsversuche von Rechts und Links. Diskreditierung der Bezeichnungen „liberal" und „protestantenvereinlich". Wilhelm Hönig über das Stichwort. Kurtz über das Programm. Das wissenschaftlich Vage in den Begriffen Lehrfreiheit, Gemeindeprinzip, Kultur. Die schaffende Kraft in der innerkirchlichen Erweckung. Nationalverein und Protestantenverein als Vorarbeit der nationalen Einigung. Die apologetische Aufgabe, die Wiederbelebung des Evangeliums, die Verteidigung des Protestantismus. Das Entstehungsjahr 1863. Die ersten 25 Jahre. Die Selbstkritik und die Anerkennung des eigenen Ideals unter anderen Namen. Unterschied der Zeit vor und nach 1870. Die Umwandlung der ganzen interkonfessionellen Lage seit 1877. D. Hönig und seine literarischen Arbeiten. Lemme und Hönig bei dem Rothejubiläum. Bluntschli als Synodalpräsident. Berner Nekrolog Bluntschlis. Der Völkerrechtslehrer und Staatsmann. Das Lebensende. Der Zusammenhang der verschiedenen Perioden seines Lebens mit den religiös-kirchlichen Aufgaben. Die scheinbaren Widersprüche. Der Züricher Bluntschli nach dem Straußenputsch. Der Münchener Bluntschli und Friedrich Rohmer. Das Ergriffensein von dem Gottesgedanken. Bluntschli und Döllinger. Bluntschli und Kaulbach. Bluntschli und Brater. Seyerlens Ausgabe der Memoiren. Der Heidelberger Bluntschli und die national-deutsche Aufgabe. Seine Rede bei der Seminarfeier. Sein Verständnis des Syllabus. Die Gegensätze des Jahres 1866 an der Heidelberger Universität. Die theologischen Führer des Protestantenvereins. Die Heidelberger Petition von 1858 und der Konkordatsstreit. Die badische Kirchenverfassung von 1861. Außerbadische Rundschau von 1867: Pfalz, Hannover, Bayern. Häusser an Hitzig. Der Eisenacher Protestantentag von 1865. Gleichartigkeit der Angriffe von rechts und links. Die Allianz Heugstenberg—Strauß. Die Ganzen und die Halben nach Strauß und Holtzmann. Die Zittelschen Flugblätter. Die nationale Entscheidung von 1866. Die Inopportunität des Namens Protestantenverein für die Moderne. Die Vorträge Rothes in seinen letzten sieben Jahren. Sonntag: Treu der alten Fahne. Die Schädigung des Protestantenvereins durch den Evangelischen Bund. Das Einzelglied an Stelle des Leibes. Die Periode des Berlinismus.

§ 32. Die moderne Theologie in Holland und die kirchliche Reformpartei in der Schweiz 451

Einwirkung der holländischen Entwicklung auf Deutschland. Die Anbahnung des „amerikanischen Kapitels der Kirchengeschichte" in Holland. Das reformierte Staatskirchentum. Amsterdam als Eleutheropolis und Irenopolis. Moll, Sepp, de Hoop Scheffer als Kirchenhistoriker. Arminianer und Mennoniten in ihrer interkonfessionellen Bedeutung. Die Utrechter altkatholische Kirche. Das holländische Luthertum als Dissenterkirche. Die Vorreformation der Brüder des gemeinsamen Lebens. Die holländischen Jesuiten. Die Kuppersche Allianz von Calvinismus und Jesuitismus. Rückblick auf die

Digitized by Google

Seite

Amsterdamer Allianzversammlung. Die Ära Kögel in ihrer Hager Wurzel. Das Wort „moderne Theologie“ vor einem halben Jahrhundert in Holland. Thikötter über den Ursprung des Namens in Deutschland. Ritschls Gegensatz gegen die Moderne. Verteidigung Ritschls durch Thikötter. Für Ritschl gegen die Schüler seiner Schüler. Scholten über die Feuilletontheologie. „Ein Buch auf Tau setzen.“ Der Aufsatz von 1861 über den holländischen Protestantismus. Das Fazit über die damaligen Parteiungen. Deutsche Bearbeitung von Scholtens „Lehre der reformierten Kirche“. Anerkennung der Persönlichkeiten moderner Theologen bei scharfer Abweisung des Begriffs einer modernen Theologie. Vier Jahrzehnte des prinzipiellen Gegensatzes. Herderschées Geschichte der modernen Theologie in Holland. Berichterstattung über die sechs Hauptstücke dieses Werkes. Namen und Werke der holländischen Theologen. Ein Stück holländischer Geschichte in ihrem eigenen Zusammenhang.

Der schweizerische Reformverein. Bitzius als Prediger, als Kultusminister, als Reformchronist. Die moderne Nichtberücksichtigung der Bitziusschen Eigenart. Pfister und Wernle. Die ältere Darstellung von Finsler und Ischer. Die Zusammenwerfung der beiden Brüder Lanhans. Der Seminarstreit von Eduard Langhans als Kopie des Straußenputsches und des Zellerhandels. Die Missionskontroverse von Friedrich Langhans. Die Bußsche Preisschrift. Die Begründung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins“. Die Züricher „Zeitstimmen“. Biedermann: Unsere Stellung zu Christus. Frauenfelder Vortrag über das einheitliche Prinzip des Protestantismus. Ergebnisse für die kirchliche Aufgabe der drei stetig wiederkehrenden Richtungen.

§ 33. Die siebenbürgische Landeskirche als Hort der Nation und Kultur . . 480

Der innerprotestantische Gemeingeist in der Erweckung des Protestantenvereins. Schenkels „Allgemeine kirchliche Zeitschrift“ als Geschichtsquelle. Die Entdeckung der alten Sachsenkirche. Wattenbach als Historiker. Sein Vortrag über Kirche und Schule in Siebenbürgen. Die Deputierten auf dem Protestantentag in Worms (31. Mai 1868). Watteubach in den Fußtapfen von Ch. Boner. Die Oase deutscher Kultur. Das evangelische Pfarrhaus. Die allseitige Religionsfreiheit in der Reformationszeit. Die Türken- und Jesuitenzeit. Die selbständige Kirchenverfassung. Wattenbachs Zukunftsblick 1867. Der Beustsche Dualismus Österreichs und Ungarns. Die Selbständigkeit Siebenbürgens als das Opfer des Beustschen Dualismus. Die evangelische Kirche als Hort der Nation und Kultur. Die einschlägige Literatur seit Heintze. Die offiziellen Erlasse des Landeskonsistoriums. Die Unentbehrlichkeit der Konfessionsschule. Die Aufhebung der sächsischen Nationsuniversität. Der liberale Geist des deutsch-österreichischen Protestantismus. Parallele zwischen der sächsischen und griechischen Nationalkirche. Das Pfarrhaus und die Gemeindeältesten. Bischof Binder und Rothe. Wattenbachs archivalische Vorstudien. Seine deutschen Geschichtsquellen im Mittelalter. Seine redneriſche Schulung im Protestantenverein. Seine Geschichte des Papsttums. Seine Leitung des allgemeinen deutschen Schulvereins.

Die Zeitschrift für Kirchenrecht über die Rechtslage der Siebenbürger Kirche. Die Aufsätze von Bischof Teutsch in der „Allgemeinen Kirchlichen Zeitschrift“. Die siebenbürgische Kirche in den Jahren der Revolution und Reaktion. Der Gerechtigkeitssinn des Kaisers Franz Joseph. Der Dank der ersten konstituierenden Landeskirchenversammlung (April 1861) an den Kaiser. Der Siebenbürger Gustav Adolfverein. Die weltlichen Landeskirchen-Kuratoren. Die Inkorporierung Siebenbürgens in Ungarn. Versuch der Appellation von einer innerkirchlichen Entscheidung an die neue staatliche Instanz. Abermalige Wahrung der alten kirchlichen Gerechtsame durch den Kaiser als König. Das Schleiermacherfest vom 10. November 1868. Die Rede des Bischofs in der Landeskirchenversammlung. Das Teutsch-Denkmal (1899). Teutsch im Zentralvorstand des Gustav Adolfvereins. Seine Anbahnung der kirchlichen Heimatskunde. Gedächtnisrede in den siebenbürgischen Städten. Rogge: „Euer Teutsch unser Teutsch.“ Bischof Müller. Das Vorbildliche der siebenbürgischen Landeskirche für die evangelische Gesamtkirche.

Digitized by Google

Seite

IV. Die evangelische Kirche im neuen Reich und unter den Konsequenzen des Unfehlbarkeitsdogmas.

Zur Literatur 502

§ 34. Die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser 503

Die Zeit der Neubegründung des Reiches als der Ausgangspunkt seiner inneren Schwächung. Döllinger als Prophet. Der Keil unheilbaren Siechtums. Die Verschuldung des Protestantismus. Kritik ohne Pessimismus. Die früheren staatlichen Mißstände als Ursache der kirchlichen. Fruchtbarmachung der brachliegenden Kräfte. Spezialuntersuchungen über die Stellung der leitenden Persönlichkeiten. Die kirchlichen Ideale der beiden ersten deutschen Kaiser. Die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen". Das bleibende Verdienst dieses Werkes. Notwendigkeit der Ergänzung und Korrektur.

Das kirchliche Gespräch 1853 in Ostende. Die Laienfrömmigkeit des Prinzen von Preußen. Abkehr von den dogmatisch-theologischen Fragen. Die soldatische Auffassung auch in der Kirche. Armee-Reorganisation und kirchliche Reorganisation. Der Feldmarschall in der Kirchenregierung. Unterscheidung der verschiedenen Perioden der Regierung Wilhelms I. Die große Zeit der Selbstregierung (1858—1878). Die Ursachen der Ära Kögel. Die verschiedenen Phasen der Bismarckschen Kirchenpolitik. Bismarcks Kapitulation vor der Kurie dem Kaiser mißfällig. Vater und Sohn in ihrem ursprünglichen Einklang. Die gemeinsamen Höhepunkte: das Programm der neuen Ära, die Neuordnung nach 1866, die Berufung Falks und Hermanns. Die Zeit vor Bismarcks Berufung. Der Entwicklungsgang des Prinzen von Preußen. Die Reise 1844 nach England. Verhältnis zu Bunsen. Briefwechsel mit General von Orlich. Briefe an Orlich seit 1852. Der Ausdruck „neue Ära" schon 1857. Die Ansprache an die neuen Minister (8. Nov. 1858). Brief des Kronprinzen an Curtius über das väterliche Programm. Äußerungen von Vater und Sohn im März 1867. Der Kronprinz über die Lektüre des Königs 1868. Initiative bei der staatlichen Anerkennung des altkatholischen Bischofs. Das Dogma der Unfehlbarkeit dem Fürsten Bismarck stets gleichgültig. Der Schutz jeder religiösen Überzeugung als Aufgabe des hohenzollernschen Hauses.

Die Störung des Einklanges durch die Danziger Episode. Der ungenaue Bericht der „Gedanken und Erinnerungen". Das Eingreifen des Kronprinzen in die Nikolsburger Verhandlungen. Der Kronprinz und Forckenbeck. Die äußere Lösung des inneren Konflikts. Die geheime Nachwirkung des inneren Konflikts auf die ganze Folgezeit. Der Rücktritt Bethmann-Hollwegs und die evangelische Kirche. Das System Mühler. Unterscheidung zwischen dem Minister und seinen Räten. Abhängigkeit des Kirchenregiments von den wechselnden Phasen der Politik. Die unabweisbaren Gewissensgründe des Königs im inneren Konflikt. Seine Treue gegen treue Diener. Die Verdienste Mühlers und Roons. Der Bruch Bismarcks mit dem Mühlerschen System. Der polnische Ursprung des Kulturkampfs.

Frau von Mühler und die Aufhebung der katholischen Abteilung. Berufung Falks als Minister. Die unveränderte Stellung des Königs. Die Veränderungen in der Regierungsmaschinerie. Die Treue des Sohnes gegen die alten Ideale des Vaters. Der sogenannte Liberalismus des Kronprinzen. Die Greifswalder Gedächtnisrede Erich Haupts. Der Brief Kaiser Wilhelms an Pius IX., des Kronprinzen an Leo XIII. Der Schutz der Union in den alten, der Konfession in den neuen Provinzen. Abstellung der Mißwirtschaft in Nassau. Die frühere Übereinstimmung zwischen Vater und Sohn und die spätere Veränderung.

§ 35. Die Bismarcksche Kirchenpolitik 521

Der größte deutsche Staatsmann und das Verhängnis seiner Einwirkung auf kirchliche Dinge. Herrmann über die Achillesferse des Bismarckschen Kirchenpolitik. Wolters und Beyschlag über die kirchlichen Fehlgriffe von 1870.

Digitized by Google

Seite

Bismarck gegen Hohenlohe und Döllinger. Die deutschgesinnten Katholiken abermals das Opfer der Kompromißpolitik. Unterschied der schweizerischen und deutschen Kirchenpolitik. Begründung der katholisch-theologischen Fakultät in Bern (1874). Monographie über die römische Kirche in Holland (1877). Bau eines Daches ohne Grundmauern und Gerüste. Die Geschichte des Katholizismus (1883) über die politische Wurzel der kirchlichen Maßnahmen. Unterordnung der Stellung zur Kurie unter die politische Sicherung des neuen Reiches. Die Konzentration auf die rein staatlichen Aufgaben als Ursache der großen politischen Erfolge. Luther und Bismarck in ihrem einheitlichen Charakter. Das religiöse und das politische Charisma. Die Größe und die Grenze ihrer weltgeschichtlichen Leistungen. Der Kulturkampf als die Schlacht auf dem märkischen Sande. Kleine Fehler großer Männer in ihren Konsequenzen. Bismarck als Typus des Protestantismus. Sein Selbstzeugnis über priesterliche und persönliche Absolution. Die Ursache der kirchlichen Niederlage in der einseitigen Gestaltung des protestantischen Prinzips. Die Eltern und Voreltern Bismarcks. Landadel und Bürgertum. Treue Berufserfüllung in der Familie. Entbehrlichkeit der Kirche im Hause. Die fromme Braut und die Zeit der Erweckung. Der Gegensatz des Greisenalters gegen die Erweckungsmanie. Das Altluthertum und der Widerwille gegen die Union. Eingreifen in den Fall Meinhold. Der Puttkamersche Familienkreis. Die Blanckenburgschen und die Kleist-Retzowschen Beziehungen. Die Antipathie gegen die Freimaurer. Die Rolle der „Maurer“ in den „Gedanken und Erinnerungen“. Die „noch ungetrübten Beziehungen“ zu den Jesuiten. Bismarcks Urteile über den Einfluß der Beichtväter und Generaladjutanten. Seine Urteile über den Ultramontanismus in Österreich, den Sturz Schmerlings und die klerikalen Forderungen Österreichs an Rußland. Nesselrode und Stillfried. Der Bismarcksche Plan einer Nuntiatur in Berlin. Seine Frankfurter Briefe. Bismarck als Christ. Bismarck als Protestant. Der Segen der nationalen Einigung für alle Kirchen. Die Kirche als Mittel zu politischen Zwecken. Unverständnis des Altkatholizismus. Die Fabrischen Pläne 1866 und 1870. Das Kapitel „Kulturkampf“ in den „Gedanken und Erinnerungen“. Verhandlungen mit Ledochowski und Ketteler. Die Mobilmachung des Zentrums. Die Allianz mit dem Zentrum. Selbstbekenntnisse über die Folgen dieser Allianz. Die Kirchenpolitik Napoleons und Bismarcks in Parallele.

§ 36. Der juristische Kulturkampf des Falkschen Ministeriums 534

Mangelhaftigkeit der Geschichtsquellen. Die Ansprache des Monsignore de Waal an Pius IX. und dessen Antwort. Die Vernichtung der unbequemen Quellen als Aufgabe der päpstlich korrekten Geschichtsschreibung. Unzugänglichkeit der Kulturkampfs-Jahrgänge der offiziösen Presse. Die Streitkräfte von Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Unverläßlichkeit der Bureaukratie. Belege dazu aus dem Jahre 1874. Unkenntnis der geschichtlichen Daten in den Parlamenten. Abermalige Belege dafür aus dem Jahre 1874. Abermalige Auslieferung der deutschgesinnten Katholiken an die päpstliche Kurie. Herauswerfung des Pfarrers Tangermann in Unkel aus seiner Pfarrei. Unterschied zwischen der bayerischen und preußischen Regierung. Auslieferung der katholisch-theologischen Fakultäten durch das Falksche Ministerium. Verhältnis des Kultusministeriums zum Oberkirchenrat. Die Verdienste Falks um die Volksschule. Die höhere Schule im Dienst der Überzeugungslosigkeit. Geheimrat Stauder und die altkatholischen Gymnasiallehrer. Nachahmung des Verhaltens Schmeddings gegen Erzbischof Spiegel. Wechselnde Stellung zu Simultan- und Konfessionsschulen. Die Renegaten als Verfolger der früheren Gesinnungsgenossen. Virchows Wort vom Kampf um die Kultur. Die Gesetze gegen die römische Kirche als Schädigung der evangelischen Kirche. Fürst Bismarck über die Geheimratswirtschaft. Das persönliche Verhältnis zwischen Bismarck und Falk. Die Liquidation der Falkschen Gesetzgebung. Die Rede Falks vom 28. Mai 1880. Schreiben Bismarcks vom 31. Mai 1880. Bismarcks Absicht der Veröffentlichung des Falkschen Briefes vom 1. Juli 1879. Die Zustimmung Falks zu dieser Veröffentlichung. Die damalige Unterlassung derselben. Die Darstellung der „Gedanken und Erinnerungen“. Falks Veröffentlichung der Korrespondenz (1899).

Digitized by Google

Seite

§ 37. Die Begründung der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen . . . 541

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter Falk und Herrmann. Der innere Zusammenhang ihres Sturzes. Nochmals die Schlacht auf dem märkischen Sande. Kulturkampf und evangelische Kirchenzustände. Die Begründung der evangelischen Kirchenverfassung. Festigung derselben in der Zeit der nachfolgenden Stürme. Die Rettung von Herrmanns Lebenswerk nach dem Scheitern der Bismarckschen und Falkschen Kirchenpolitik. Evangelische „Laien" als Führer des kirchlichen Lebens. Ernst Moritz Arndt. Bethmann-Hollweg. Helmholtz. Zöcklers Werk über die naturwissenschaftlichen Apologeten. Die älteren Vertreter des Kirchenrechts. Mejer und Sohm. Das Verhängnis der geistlichen Rhetorik in der Kirchenleitung. Berechtigte Klage Tischhausers. Die Selbstverwaltung der mündigen Gemeinde. Vorgeschichte der Herrmannschen Kirchenverfassung. Der Erlaß des Oberkirchenrats von 1867. Das böse Erbe der Unwahrhaftigkeit und Wortbrüchigkeit der deutschen Bischöfe. Das unzerstörbare Erbe der Überzeugungstreue. Die Tagebücher Herrmanns. Allgemeine Übersicht derselben. Die Heidelberger und Berliner Aufzeichnungen. Das Programm der Herrmannschen Kirchenverfassung. Selbstcharakteristik seiner Verwaltungsgrundsätze. Die kirchliche Lage bei Herrmanns Tod (1885). Bernhard Rogge und Beyschlag über seine Hinterlassenschaft. Sein Lebensbild von Beyschlag. Herrmann in Schleswig-Holstein, im Jahre 1848, und als Mitarbeiter der hannoverschen Kirchenverfassung. Seine literarische Tätigkeit. Die Vorarbeit für spätere Geschlechter. Herrmann, Dorner und von der Goltz. Kirchengemeinde- und Synodalordnung. Zusammenwirken des konservativen und liberalen Faktors.

§ 38. Die „Ära Kögel" 551

Hierarchische Wahlverwandtschaft in Katholizismus und Protestantismus. Woher der Name „Ära Kögel"? Kögel als Rivale der jesuitischen Beichtväter. Die Biographie seines Sohnes. Bestimmung des Buchs für die „Gesellschaft". Die jugendliche Frömmigkeit und die ästhetisch-künstlerische Begabung. Elternhaus und Studienzeit. Einwirkung Tholucks. Gegensatz gegen die Revolution. Das Lebensthema Rousseau und Augustin. Das Fehlen wissenschaftlich-theologischer Interessen. Der Schwager Leopold Schulze. Stahl und Kleist-Retzow. Die Freunde am Bitzthumschen Gymnasium. Die Pfarrstelle in Nakel der in Rom vorgezogen. Der typische Erweckungsprediger. Die Posener Heimat im Verhältnis zur Dynastie. Das Familienleben. Die Ursachen der Entwicklung zum Hierarchen. Kögels Stellung im Haag. Gleichzeitiges Aufkommen der modernen Theologie in Holland. Das Bylandtsche Haus. Das Haager Patriziat. Kögel als Erbe Trottets. Groen van Prinsterer und Capadose. Die deutsche Gemeinde als Schoßkind der vornehmen Kreise. Unkenntnis der wissenschaftlichen Leistungen der holländischen Theologie. Verwechslung des liberalen und modernen Standpunktes. Der Liberalismus als Produkt des Unglaubens. Kontroverse des Jahres 1861. Infallibilismus und Geschichtsforschung. Der Orthodoxismus an Stelle der Orthodoxie. Die höfischen Gönner. Studium und Beeinflussung der einzelnen Persönlichkeiten. Der Kanzelvirtuos. Die praktischen Erfolge im Haag. Der Kirchentag als Sprungbrett. Die Brandenburger Rede von 1862. Die Doppelberufung nach Berlin. Die Beziehungen zwischen den Haager und Berliner Hofkreisen. Das vorbereitende Jahrzehnt von 1863—1873. Die Predigt vom 28. Januar 1873 als Beginn der „Ära Kögel". Die Ursachen seines stillen Einflusses. Christian Rogges Parallele mit Nietzsche. Die Künstlernatur. Der Knabe und Jüngling. Der früh fertige Mensch. Der ideale Typus des evangelischen Geistlichen. Der ästhetische Genuß der Domgemeinde. Erweckungs- und Bußpredigten. Zeitpredigten. Der Höhepunkt des Jahres 1870. Die Verschlossenheit gegen die ernste wissenschaftliche Forschung. Abermals Rousseau und Augustin. Der moderne Feuilletonist. Briefwechsel mit dem Kaiser seit 1874. Verwertung der Erinnerungen an Königin Luise. Gesuch um gottesdienstliche Feier bei der Reichstagseröffnung. Die Gründe Herrmanns gegen den Eintritt Kögels in den Oberkirchenrat. Die persönlichen Eindrücke von Ernst Curtius, W. Baur und Chr. Rogge. Die zunehmende Schroffheit der Parteistellung. Die Omnipotenz

Digitized by Google

Seite

des Hierarchen. Der evangelische Beichtvater als Werkzeug der päpstlichen Politik.

§ 39. Die kirchlichen Einflüsse der Kaiserin Augusta 564

Nochmals die Kögelsche Predigt vom 28. Januar 1873. Brief der Kaiserin an Kögel. Die Biographie Kögels als Bestätigung der „Gedanken und Erinnerungen“. Fürst Bismarck über die Frühstücksstunde im kaiserlichen Palais. Mitteilungen der Kaiserin an den Kaiser über Kögel 1873 und 1877. Der „Erlaß“ der Hofprediger. Der sofortige Gegensatz Kögels gegen Falk. Die Kaltstellung im Kultusministerium. Die dadurch ermöglichte Bewegungsfreiheit. Die wachsende Erregung. Die aufgeregten brieflichen Äußerungen. Der kalte Fanatismus. Ausnutzung der persönlichen Frömmigkeit des Kaisers. Gehässigkeit gegen Falk und Herrmann. Zerrbilder der Andersdenkenden. Die Titel der einschlägigen Paragraphen der Kögelschen Biographie. Die Sprengung der Mittelpartei. Die Fraktion der positiven Union (1875). Die Jahre 1877—79 als die der entscheidenden Kämpfe. Klugheit in der Benutzung der Fehler im gegnerischen Lager. Der Sydowsche Vortrag und die Hoßbachsche Predigt. Briefe des Kaisers an Bismarck, Falk und Herrmann. Brief desselben an Kögel. Antwort Kögels. Das Parteivotum über die angegriffene Predigt. Die Berlin-Cöllner Synode. Die Brutalität des Oberhofpredigers von Hengstenberg. Der „Funke im Pulverfaß“. Die „theatralische Demonstration im Berliner Dom“. Die Verteilung des Flugblattes an den Kirchtüren. Die „Erhabenheit der Wege und Gedanken Gottes im Apostolikum“. Das Apostolikum als Schibboleth. Das Verhängnis der Apostolikumskriege. Parallele zwischen dem Kochhannschen und dem Harnackschen Apostolikumsstreit. Die Preßkämpfe in den Tageszeitungen. Das Triumphgefühl im Jesuitenlager. Das Plappern bei den Prozessionen und seine Kopie in der evangelischen Kirche. Die klug berechneten Schachzüge. Die Statuten der Adelsgenossenschaft. Die Stellungnahme der Kaiserin. Die neue Ausgabe des Militärgesangbuchs und die „bestimmte Erwartung“. Die Verpflichtung auf die conceptio immaculata im bayerisch-katholischen und auf das Apostolikum im preußisch-protestantischen Adel. Das Schlagwort: Die Religion in Gefahr. Die christlich-soziale Bewegung. Die Daten der Kögelschen Biographie über die einzelnen Momente des Kampfes. Das Berliner Flugblatt, der Liegnitzer Vortrag und die schwedische Reise. Die Bescheidung nach Babelsberg. „Erst zur Kaiserin, dann zum Kaiser.“ Die zweimalige amtliche Beschwerde des Oberkirchenrats. Ankündigung des geplanten dritten Vorstoßes. Der Kauf des Ablaßzettels für die noch zu begehende Sünde. Die „Erfüllung um die Jahreswende 1877—78“. Das Entlassungsgesuch Herrmanns (22. November 1877). Die dritte Beschwerde des Oberkirchenrats gegen Kögel (7. Dezember). Das falsche Zeugnisreden mit Bezug auf die Schlußbestimmungen der Kirchenverfassung. Der Biograph Kögels als Kronzeuge. Die „Stärkung und Erquickung“ durch die Negersänger. Vorbereitung und Verwertung des Sturzes von Herrmann. Der Spott der Biographie über die Vergeblichkeit der Bemühungen der verantwortlichen Ratgeber des Kaisers. Die um Bismarck und die um Windthorst. Das Verhältnis Kögels und Stöckers zu einander. Die Ausdeutung der Attentate. Das Kaiserwort: „Dem Volke darf die Religion nicht verloren gehen“. Anfrage des Hofmarschalls nach dem ersten Attentat. Kögel über das zweite Attentat. Die neue theatralische Demonstration im Dom. Die „lange Unterredung“ Kögels mit dem Kaiser. Vorläufige Vorbereitungen für den späteren Sturz Falks. Die stilistische Meisterschaft Kögels. Die Predigt von Weihnachten 1877 und die Briefe von Kaiser und Kaiserin. Das Verhängnis der dogmatischen „Fälle“ für die liberale Partei. Kögels Eingriff in den Unterricht der kronprinzlichen Kinder. Der vortragende Rat im Kultusministerium. Der die Herrschaft im Oberkirchenrat anstrebende Hierarch Kögel und Frau v. Mühler. Hundeshagen bei Frau von Mühler. Krüger über das Programm des Protestantenvereins. Die Absetzung Sydows als Knüppel zwischen den Beinen Herrmanns. Die liberale und die klerikale Periode im Leben der Kaiserin Augusta. Die katholischen Orden am Koblenzer Hofe. Die Verleumdungen der evangelischen Diakonissen. Die Zerstörung des deutschen Vereins für die Rheinprovinz. Die Pflege der evangelischen Soldaten durch die im Dienst der

Digitized by Google

Seite

Propadanda stehenden Schwestern. Generalsuperintendent Baur als evangelischer „Konfessor“. Sein Kollege Kögel bei der Verhinderung der Aufführung von Trümpelmanns Lutherfestspiel. Die höfische Mißhandlung der Altkatholiken. Die Perponchersche Note über die communauté janséniste. Die Verhinderung der Einladung des Bischofs Reinkens. Die Hofbediensteten und ihre Kundschaft. Die Kapitulation des Fürsten Bismarck vor der Kurie. Der evangelische Schloßpfarrer als Werkzeug des kurialistischen Triumphes.

§ 40. Der Sturz Herrmanns 582

Der Quellenwert des Herrmannschen Nachlasses. Der erste Vorstoß gegen den Oberkirchenrat im Sydowschen Fall. Der Protest der Hallischen Fakultät gegen den Gewaltstreich des Konsistoriums. Die Jenaer Erklärung Diestels. Erkenntnis der allgemeinen Gefahr in der Gesamtkirche. Die Biographie Rothes und der Verleger Kölling. Benutzung des Vortrages über die altkatholische Bewegung. Die vatikanischen Bischöfe und das Brandenburger Konsistorium in ihrer inneren Verwandtschaft. Die Fehler der kirchlichen Linken. Das Aufwerfen der Doktorfrage. Der Berlinismus in der damaligen Leitung des Protestantenvereins. Der allgemeine Begriff des Berlinismus. Die Gleichstellung der kirchlichen Opposition mit der politischen Fortschrittspartei. Die Benrather Rede des Kaisers. Seine militärische Auffassung auch in kirchlichen Dingen. Die Autorität seines Vaters und Bruders. Von Sydow zu Hoßbach. Nochmals die Weihnachtspredigt Kögels von 1877. Irreführende Chronologie in der Kögelschen Biographie. Der Brief des Kaisers an Fürst Bismarck vom 1. Juni 1877. Die vorhergegangene Wandlung in der Kirchenpolitik (in den „Forschungen und Erinnerungen“). Beginn der Briefe an Herrmann (20. April 1877). Die Beeinflussung des Kaisers schon vor der Hoßbachschen Katastrophe. Hegels unablässige Opposition gegen den Oberkirchenrat. Beschwerde des Oberkirchenrats und Hegels Entlassungsgesuch. Die kaiserliche Hinausschiebung des Entscheids. Die Hoßbachsche Wahlpredigt und die Berliner Synode. Die freisinnige Parteipresse. Das Tanzen auf dem Vulkan. Das erste Entlassungsgesuch Herrmanns. Die kaiserliche Ablehnung desselben (10. Juni). Die Gedenktage des Kaisers. Sein Brief vom 12. Juni. Die Unausführbarkeit der Forderungen an Herrmann. Unterschied zwischen Sydows nichtamtlichem und Hoßbachs amtlichem Vorgehen. Forderung der Absetzung Hoßbachs. Die ernste Gewissenhaftigkeit des Kaisers. Herrmanns Versuch eines Ausgleichs. Der Brief des Kaisers aus Baden-Baden vom 1. Oktober mit der neuen Forderung an den Oberkirchenrat. Erwiederung Herrmanns und das Schreiben vom 13. Oktober. Die Wahl Hoßbachs in das Synodalpräsidium und der Brief des Kaisers vom 11. Novbr. Das neue Entlassungsgesuch Herrmanns vom 25. Novbr. Herrmanns vorbildliche Auffassung des Verhältnisses des Kirchenregiments zum Summepiskopat. Auszug aus dem Entlassungsgesuch. Die schwebenden Streitpunkte. Die Fortdauer des Absolutismus in den kirchlichen Fragen. Die unverantwortlichen Ratgeber an Stelle der verantwortlichen. Das Hinausziehen des Entscheids vom 25. November 1877 bis 2ᵉ Mai 1878. Das Provisorium des sechswöchentlichen Urlaubs. Die Verlängerung des Urlaubs. Die schließliche Plötzlichkeit der Entlassung. Die Entscheidung in der Hoßbachschen Frage vor Herrmanns Rücktritt. Herrmanns Tagebücher als Spiegelbild der Krise. Seine Aufzeichnungen vom 19. Februar, vom 23. und 27. März, vom 4., 23. und 25. April und vom 12. Mai 1878.

§ 41. Hödel und Nobiling als die Vorreiter des päpstlichen Triumphzuges . . 606

Herrmanns Tagebuch über das Hödelsche Attentat. Der Sturz Herrmanns vor, der Sturz Falks nach den Attentaten. Bismarcks Gleichgültigkeit gegen die Folgen des vatikanischen Dogmas. Die Revolution im Dienste der päpstlichen Politik. Die Vergröberung des katholischen Vereinswesens. Hödel und Nobiling als die Vorreiter des Triumphzuges. Rückerinnerung an die Folgen des Sandschen und Oskar Beckerschen Verbrechens. Die Ausnutzung des letzteren durch den Generaladjutanten von Manteuffel. Seine Umgestaltung der ursprünglichen kaiserlichen Antwort. Manteuffels Empfehlung von Korum als Bischof von Trier. Der Beginn seiner Beziehungen zu Kögel.

Digitized by Google

Seite

Die Auflösung des Reichstages nach dem Nobilingschen Attentat. Die klerikal-konservative Majorität. Die Kissinger Verhandlungen Bismarcks mit Masella. Die vergeblichen Warnungen der alten Verehrer des Fürsten. Ursachen der Machtlosigkeit des Protestantismus. Einbuße der Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche. Diffamation des Protestantenvereins. Die nächsten Folgen des Zivilstandsgesetzes. Verbürgung blinden Gehorsams durch die Papstkirche. Die internationale Attentatsepidemie. Der Thronwechsel in Rom. Die Gleichzeitigkeit zwischen dem Tode Pius' IX. und dem Attentat der Vera Sassulitsch. Die Freisprechung der Mörderin. Umkehrung der sittlichen Begriffe. Fürst Bismarck über seinen Kollegen Gortschakoff. Der Beginn der internationalen Erfolge der ersten Hälfte der Regierung Leos XIII. Bismarcks Bruch mit den Nationalliberalen. Ihre Unbelehrbarkeit durch das erste, ihre Zurückdrängung durch das zweite Attentat. Das Wort vom „an die Wand drücken". Bismarcks Gegenklage über die Fahnenflucht der Liberalen im Kulturkampf. Die Ursachen der Vergeblichkeit seiner Verhandlungen mit Bennigsen. Der Berliner Freisinn und der konservative Faktor im Volksleben. Die Umgestaltung der Bismarckschen Wirtschaftspolitik. Rücktritt Delbrücks und Camphausens. Der internationale Charakterzug auch in dieser Wendung der Dinge. Die christlich-soziale Bewegung in Berlin als Nachspiel der Wiener. Der Sturz der deutschen Liberalen in Österreich. Die „Österreichische Rundschau" über den „Fall des liberalen Regime in Staat und Kommune". Bismarck als Beobachter der Unterströmungen. Die Realpolitik des do ut des. Rücktritt Ägidis und Keudells. Der durchschlagende Einfluß Lothar Buchers. Die Poschingersche Herausgabe der Briefe Buchers. Sein Widerwille gegen Kirche und Theologie und seine Oberleitung der Kirchenpolitik. Kirchliche Ordre Buchers an Prinz Reuß. Wettkriechen von Konservativen und Freisinnigen um die Gunst des Zentrums. Die konservativen Journalisten von Ortzen und von Ungern-Sternberg. Ihre schiefe Beurteilung des Kulturkampfes. Frau v. Massow und die Propaganda am Dresdener Hofe. Der schwarze Montag. Das Adelsblatt. Windthorst im gleichzeitigen Bunde mit Hammerstein und Eugen Richter. Die „Grenzboten" und die „Zukunft" über Eugen Richter. Richter als „Lehnsmann und Höriger Windthorsts". Bismarcks spöttische Reichstagsrede von 1886 gegen Richter. Sein gleichzeitiger Spott über die Landpastoren. Die allgemeine Vergeßlichkeit in Bezug auf die Segnungen der Reformation. Die Erfahrungen Oswald Weigels in der Zeit der Neubegründung des Reiches. Die gleichmäßige Verschuldung aller Parteien. Der Attentäter Kullmann an den Rockschößen des Zentrums. Das Ballestremsche „Pfui". Windthorst als Kutscher hinter den Vorreitern.

§ 42. **Der Sturz Falks** 623

Windthorsts zäher Kampf gegen den Minister und seinen Generalstab. Vergleichung der Zeugnisse von hüben und drüben. Der Ausgangspunkt der Briefe des Kaisers vom 31. Mai 1877 an Falk und Herrmann. Vergleich mit den Briefen des Kaisers an Kögel in der Zeit nach Herrmanns Entlassungsgesuch. Der erste Brief vom 13. Dezember 1877. Der zweite vom 26. gl. M. über die „hinreißende" Weihnachtspredigt. Die zarte persönliche Rücksichtnahme des Kaisers auch in diesem Verhältnis. Die Taktik Kögels bei dem endlichen definitiven Sturze Herrmanns, bei den königlichen Synodalernennungen und vor dem Eintritt in den Oberkirchenrat. Die Briefe des Kaisers vom 29. März, 11. April, 25. und 26. April, 30. April. Die Konferenz des Kaisers mit Kögel und Edwin von Manteuffel. Plötzliche Beschleunigung der Entlassung Herrmanns. Die weiteren Briefe des Kaisers vom 19. und 26. Mai und 25. November 1878. Die Mitteilungen von Graf Stolberg und die Aufzeichnungen des Kultusministers Bosse über Herrmanns Entlassung. Die Vorgeschichte von Kögels Eintritt in den Oberkirchenrat. Brief Brückners vom 2. Januar 1879 über dieses letzte Ziel von Kögels Bestrebungen. Mitteintritt Baurs an Stelle Stöckers. Kögels innere Stellung zu Falk. Sein Promemoria. Die Spitze des Passus über den Kulturkampf gegen Bismarck persönlich. Feldmarschall von Manteuffel über sein „Bedürfnis gemeinsamen Handelns" mit Kögel. Die Konsequenzen des Köthener Jesuitenregiments in der evangelischen Kirche. Kritik der Kögelschen Biographie an Manteuffels Verfahren im Elsaß. Nochmals das Datum vom 28. Januar

Digitized by Google

Seite

1873 im Vergleich mit dem oberkirchenrätlichen Erlaß vom 22. Januar. Der Kanzelmißbrauch als System. Fallenlassen Herrmanns durch Falk und Falks durch Bismarck. Die Revision von Falks Hinterlassenschaft. Die von Anfang an schiefe Position Falks. Geburtsaristokratie und Hofchranzentum. Der ostensible Brief Falks über seinen Rücktritt. Fürst Bismarck zur Zeit des Berliner Kongresses. Die „Fleischwerdung der Nation" in seiner Persönlichkeit Die übermenschlichen Anforderungen. Mitteilungen Graf Stolbergs über den Ministerwechsel. Stolberg über die Anfänge Puttkamers. Die verschiedene Methode Herrmanns und Falks und der gleichartige Ausgang.

§ 43. Das Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen 642

Die Tragik der Regierung Kaiser Friedrichs. Erinnerung an den Tod Kaiser Heinrichs VI. Kirchengeschichtlicher Beitrag zur Lösung des Rätsels. Unwillkürliches Zeugnis Kögels über den „Glauben" des „ungläubigen" Monarchen. Schreiben des Kaisers an Kögel nach der Ankunft in Berlin. Das Wort „Knecht" in der kirchlichen Fürbitte. Großherzogin Sophie von Sachsen über die Stellung des Kronprinzen. Rede in Charlottenburg über die Jahre 1867, 1877, 1887 im Leben des Kronprinzen. Brief des Kronprinzen über den werdenden Evangelischen Bund. Die Schrift „Auch ein Programm aus den 99 Tagen". Die Gegenschrift „Wer da?" Der Harmeningische Prozeß. Sachverständigen-Votum in diesem Prozeß. Urteil des Landgerichtspräsidenten. Formelle Verurteilung und materielle Rechtfertigung. Gustav Freytag: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Kritik des ersten Teils der Freytagschen Schrift. Auszüge aus dem zweiten Teil. Der „Thronerbe als Opfer". Die Beschränkung der Tätigkeit auf Repräsentation. Die Abhängigkeit des reifen Mannes. Vorenthaltung von geforderten, Zuweisung von nicht geforderten Denkschriften. Der „Lichtschein im Märtyrerbilde". Die humane Empfindung auch bei bitteren Enttäuschungen. Reinheit und Innigkeit des Charakters. Die „Abhängigkeit gegen engherzige Pfaffen". Ergänzung des Freitagschen Urteils. Die Empfindung des Kronprinzen bei dem Wort Hofprediger. Gespräch über Hoftheologie. Der Abscheu des Vaters vor Heuchelei und Scheinheiligkeit. Das Programm der „Gewissensfreiheit und Duldung". Die verhängnisvolle Stellung des Schloßpfarrers. Die österreichische Parallele des Burgpfarrers. Eine Kübeckesche Enthüllung. Vergebliche Gegenwehr Bismarcks und Falks gegen den „Beichtvater". Die Verhetzung des Vaters gegen den Sohn. Die falsche Zwischenträgerei. Der Protestantenverein als bête noire. Der Kronprinz als der sogenannte Patron des Unglaubens. Brief des Kronprinzen an Leo XIII. Desavouierung der Grundsätze dieses Schreibens durch die nachfolgende Kirchenpolitik. Das Bekennen des evangelischen Bekenntnisses.

§ 44. Die kirchengeschichtliche Tragödie im Sturz des Fürsten Bismarck . . . 659

Windthorst als König des Reichstages. Konferenz Bismarcks mit Windthorst. Die Vermittlung Bleichröders. Die Denunziation. Bismarcks Entlassung. Der Scheiterhaufenbrief Stöckers. Kögels Spott über Falks Naivetät. Seine Auflage gegen Bismarck wegen des Zivilstandsgesetzes. Kögels Ausmalung der Verlegenheit Falks und der Klage Bismarcks bei dem holländischen Gesandten. Die evangelischen Hofprediger als Werkzeuge Windthorsts. Der Byzantinismus als Handlanger des Papalismus. Auszug aus der Rektoratsrede über „Trennung von Kirche und Staat". Die nachmaligen neuen Proben auf das Exempel.

Die Enthüllungen der „Gedanken und Erinnerungen". Der erste Vorstoß gegen das Schulaufsichtsgesetz. Der vergebliche Ausgleichsversuch mit Kleist-Retzow. Lockerung der Freundschaft mit Blankenburg. Der Verleumdungsfeldzug der Deklaranten. Die Verwandtschaft desselben mit dem Schenkelprotest. Das nachmalige bittere Urteil über die Landpastoren. Die Ursachen des Scheiterns der Verhandlungen mit Bennigsen. Der Umschlag in der ganzen inneren Politik. Liquidation und Gegenreformation. Die Selbsttäuschung über das für den Staat günstige Ergebnis des Kulturkampfes. Bismarcks Hinweise auf Agamemnon und Kalchas, Hödur und Loki. Sein Wort: „Wir gehen nicht nach Canossa". Der Canossagang. Vergleich der

Digitized by Google

Seite

Bismarckschen Kirchenpolitik mit derjenigen der Salier und Hohenstaufen. Der weitere Vergleich mit Napoleon I. Das Annegarnsche Geschichtswerk und das Gottesgericht über Napoleon. Ein preußischer Gymnasiallehrer über das Gottesgericht an den Hohenstaufen und an Heinrich IV. Der gemeinsame Fehler in der geplanten Verwertung des Papsttums. Die Kautschuknatur des Papsttums. Die gleichen Ursachen der staatlichen Niederlagen in Mittelalter und Neuzeit. Umkehrung des Sprichworts: Qui mange du pape en meurt. Hohenlohe über Bismarcks Stellung im Jahre 1874. Die Geistlichkeit von Rom aus „anzuweisen". Lothar Bucher und Kurt von Schlözer. Warnungen der „Kirchlichen Korrespondenz für die Tagespresse". Der einleitende Artikel über die kirchenpolitische Vorlage von 1887. Die damaligen Schachergeschäfte als Vorbilder der späteren Kuhhändel. Die weiteren kirchenpolitischen Artikel der K. K. Der Gesamtcharakter der K. K. Bismarcks spätere Selbsterkenntnis. Die kirchengeschichtliche Tragödie in seinem Sturz. Eine nochmalige Parallele mit dem Mittelalter Waldenser und evangelische Kirche. Französischer und deutscher Kulturkampf. Die internationale Oberherrschaft des Papsttums und die beginnende Erkenntnis seines prinzipiellen Gegensatzes gegen das Evangelium.

§ 45. Die neuen Keime innerkirchlichen Lebens 672

Zurückstellung der kirchlichen Spezialgeschichte dieser Periode. Die restierenden neuen Aufgaben. Bußgefühl und Glaubenskraft. Nachwirkung der Niederlagen und Einbußen der evangelischen Kirche in den früheren Perioden. Aussaat neuer Lebenskeime in jeder dieser Perioden. Die Vereinsarbeit als Verjüngung der alt gewordenen Kirche. Mancherlei Gaben und Ein Geist. Die Wahlverwandtschaft von Ultramontanismus und Sozialdemokratie. Wo liegen die Keime neuen kirchlichen Lebens? Das Martyrium des Altkatholizismus. Die Kirche als Lebenszeugnis des lebendigen Christus. Die Erfüllung der Weissagung. Die neuen Messiasse. Die Aufgaben des Gustav Adolf-Vereins für die zukünftige Kirchengeschichte. Die kirchliche Heimatskunde. Die Weckung der brachliegenden Kräfte. Der „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein". Die protestantischen Gemeingüter in Bayern. Die sozialen Parteiungen und die dogmatischen „Fälle". Der Evangelische Bund und seine Leitung durch Graf Wintzingerode.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Den Lesern des in Lieferungen erschienenen Bandes ist der Verfasser desselben wenigstens bei dem Abschluß eine kurze Rechenschaft schuldig über die arge Verzögerung in der Herausgabe und über die mancherlei Unregelmäßigkeiten, welche die Folge derselben waren. Die vielen oft unüberwindlich scheinenden Hemmnisse und Schwierigkeiten, die jene Verzögerung veranlaßten, sind Privatangelegenheit des Verfassers. Aber die Konsequenzen daraus sind derart gewesen, daß nach dem endlich erfolgten Abschluß eine mehrfache „Berichtigung" nottut.

In oberster Reihe muß hier nämlich konstatiert werden, daß die Anlage auch dieses Bandes wieder mit einem literarisch-kritischen Anhange gerechnet hatte, in welchem die wünschenswert erscheinenden Belege und Exkurse niedergelegt werden sollten. In den ersten Paragraphen ist sogar mehrfach ausdrücklich auf diesen Anhang verwiesen. Dann sind aber Zeiten gekommen, in welchen die Aussicht auf Vollendung des Werkes so gut wie völlig verschwunden schien. Damit wären jedoch vor allem die für den Anhang angelegten Sammlungen zwecklos geworden. Ich mußte mich daher, um den Leser soviel wie möglich schadlos zu halten, dazu entschließen, die wichtigeren Exkurse und Belege an anderer Stelle unterzubringen. Es ist dies beispielsweise mit Bezug auf die Haseſche Kritik der verschiedenen Theorien der Kirchenverfassung geschehen. Dieselbe sollte in den Anhang zu § 4 kommen. Statt dessen ist später das, was in den Text hineinpaßte, in § 19 nachgeholt worden.

Wo es sich um kürzere Einzelbelege handelte, die nicht notwendig zur Sache gehörten, habe ich später lieber ganz davon abgesehen. Größere Exkurse, wie z. B. eine Untersuchung der kirchengeschichtliche Seiten der Meineckeschen Boyen-Biographie, sind überhaupt vorerst zurückgestellt worden.

Eine weitere unliebsame Folge vom Wegfall des Anhangs hat ferner darin gelegen, daß nun mehrfach literarische Verzeichnisse, die für den Inhalt des Paragraphen unentbehrlich schienen, in den Text hineingestellt werden mußten. Es ist dies besonders in § 33 (über Siebenbürgen) unliebsam empfunden worden.

Die in meinen Augen unentbehrlichste Modifikation der ursprünglichen Anlage besteht in der Einschiebung des § 22. Derselbe ist in einer Zeit geschrieben, wo ich so gut wie alle Hoffnung aufgegeben hatte, das Werk zu vollenden. So schien es mir damals um so unabweisbarer, wenigstens mit Bezug auf die für die ganze Zukunft der evangelischen Kirche grundlegenden Fragen auch die persönlichen Grundlagen meiner historischen Ergebnisse völlig klarzulegen.

Kleinere Druckfehler fehlen leider nicht. Als sinnentstellend sind mir die folgenden aufgefallen:

Seite 30 Z. 1 v. u. erste lies ernste,
Seite 31 Z. 9 v. o. Ernste lies Hasse,
Seite 39 Z. 13 v. o. getrennt lies gekannt,
Seite 98 Z. 1 v. o. Tennels lies Tempels.

Was sonst alles an Unebenheiten und Unvollständigkeiten mit der bruchstückartigen Entstehung zusammenhängt, ist zumal in dem letzten Abschnitt mehrfach im Text angedeutet. Der Verfasser ist zweifellos der schärfste Kritiker der formellen Seite seines Buches. Aber von den Lesern darf er nicht ohne demütiges Dankgefühl scheiden, daß ihm die Fertigstellung desselben vergönnt war.

Digitized by Google

Ein Wort zur Widmung.

Hochverehrter Herr Graf!

Es sind volle vier Jahre, seit der Anfang dieses Bandes in Druck gegeben wurde. In dieser ganzen Zeit sind die in den verschiedenen Perioden und Paragraphen desselben behandelten Fragen wiederholt zwischen uns besprochen worden. Unsere gemeinsame Arbeit im Evangelischen Bunde hat stets das Fazit zu ziehen gesucht aus den Erfahrungen, welche in der seitherigen Entwicklung der „Kirche im Protestantismus" gelegen waren. Dabei hat der umfassende Horizont Ihrer Lebensanschauung den Verfasser stets aufs neue in seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit gefördert. Darf ich Ihnen einmal offen den Grund dafür nennen? Er lag m. E. in der Verbindung der gleichen Eigenschaften, welche Sie seit fast zwanzig Jahren dem evangelischen Deutschland zum leitenden Führer gemacht haben. Denn die kritische Schärfe Ihres durch keinerlei Scheinwerk zu blendenden Scharfblickes paarte sich auch hier mit dem „unverwüstlichen Optimismus" eines Christusglaubens, der noch heute Berge versetzt.

So verbindet sich mir eine persönliche Verpflichtung mit der allgemeinen, um mich schon an dieser Stelle von den Tatsachen reden zu lassen, welche sich sonst in den abschließenden § 45 hineingestellt haben würden. Denn dort würde in erster Reihe der Werdegang des Evangelischen Bundes seinen Platz verlangt haben: noch vor den anderen „neuen Keimen kirchlichen Lebens". Bildet der Bund doch gerade in Ihrer Anschauung das Bindeglied zwischen allen diesen anderen „Keimen": der Einwirkung der österreichischen Los von Rom-Bewegung auf die Belebung der deutsch-evangelischen Synoden und der in ihnen verbundenen Gemeinden; den — mehr wie je mit einander rivalisierenden — Organisationen für eine soziale Betätigung der (ebenfalls so verschieden organisierten) evangelischen Kirchen;

Digitized by Google

den an die alten Erweckungszeiten erinnernden neuen Versuchen einer „Evangelisation" in diesen Kirchen selber; dem mitten in dem Kampf der Konfessionen neugekräftigten gemeinsamen Erbe für katholisches und evangelisches Deutschtum. Für das Eine wie für das Andere haben Sie in Ihrer zusammenschauenden und zusammenfassenden Leitung ebenfalls volles Verständnis gehabt.

Die großen Ideale, welche Ihnen bei dieser Leitung speziell des Evangelischen Bundes unverrückt vor Augen gestanden haben, sind nicht immer sofort erfüllbar gewesen. Aber nur um so wichtiger wird es in Zukunft sein, es nie aus dem Auge zu verlieren, wie das eine in Ihrer Anschauung mit dem anderen verbunden war.

In oberster Reihe kommt dabei Ihr unvertilgbares Streben in Betracht, über der nur zu nötig gewordenen Warnung vor der Dienstbarmachung der staatlichen Instanzen unter die päpstliche Politik das gemeinsame vaterländische Band nicht zu vergessen zwischen evangelischer und katholischer Frömmigkeit. Es ist dies ein gottlob unzerreißbares Band geblieben seit den unvergeßlichen Briefen, die Graf Alfred Adelmann bei dem ersten Bericht von dem werdenden Evangelischen Bunde an uns Beide persönlich gerichtet hat. In keiner Wandlung der kirchenpolitischen Lage haben Sie dieses katholischen Grußes vergessen.

Sie gestatten mir wohl heute an einen bis dahin nur dem engsten Kreise bekannten Antrag zu erinnern, der von Ihnen sofort nach der ersten Erklärung des Kölner Erzbischofs Fischer zu Gunsten des konfessionellen Friedens gestellt wurde. Sie wünschten eine alsbaldige ähnliche Erklärung seitens unseres Zentralvorstandes unter direkter Bezugnahme auf das Fischersche Votum. Ihr Antrag ist in dieser Form nicht durchführbar gewesen, weil der öffentlichen Friedensmahnung des Erzbischofs eine vertrauliche Anweisung an seinen Klerus zur Seite gegangen war, die den letzteren speziell auf den Syllabus von 1864 verpflichtete, d. h. eben doch auf den ersten Vorstoß der päpstlichen Politik zur Vorbereitung auf das Vatikankonzil. Die katholische Ausprägung deutscher Frömmigkeit ist seither fast durchweg — mit der einzigen Ausnahme der altkatholischen Märtyrergemeinden — dem durch den Syllabus prognostizierten vatikanischen Dogma zum Opfer gebracht. Unser Bund durfte sich deshalb nicht verführen lassen, die üblichen Zweideutigkeiten auch seinerseits zu unterstützen. Aber Ihre Initiative ist stets darauf ausgegangen, jeden Anlaß zu benutzen, wo der konfessionelle Friede auch zwischen den deutschen Protestanten und Katholiken gewahrt und gekräftigt werden konnte. Sie wird ein schönes Zukunftserbe bleiben.

Mir persönlich ist dies noch im Beginn dieses Jahres so recht zum Bewußtsein gekommen, als bei dem sogenannten Wartburgprozeß in

Digitized by Google

München die Sachverständigen beider Parteien sich nicht als Gegner, sondern als Mitarbeiter begegneten. Es ist dies in Süddeutschland als erfreulichstes Symptom des gegenseitigen Strebens nach konfessionellem Frieden begrüßt worden. In der ernsten Wissenschaft ist überhaupt dieses Streben seit lange verspürbar. Es steht damit ähnlich wie in unserer eigenen Theologie, wo trotz aller Gegensätzlichkeiten doch „der alte Glaube" einigend wirkt. Die große Masse sieht immer nur noch den Streit der Meinungen. In Wirklichkeit ist das Bewußtsein gemeinsamer Arbeit gewachsen. Aber um dies zu erkennen, ist eine höhere Warte vonnöten, als sie den Streitenden während des Streites selbst zur Verfügung steht. Von dieser höheren Warte aus sind Sie als Leiter des Bundes stets auch der Wortführer echter Irenik gewesen.

Aber auch alle die anderen großen Friedensaufgaben des (schon vor seiner Geburt als „Hetzbund" ausposaunten) „Evangelischen Bundes" haben in seinem ersten Vorsitzenden stets zugleich den berufensten Dolmetscher gehabt. Denn das gleiche tiefe Verständnis wie für das religiöse Moment im Katholizismus haben Sie den anders organisierten, aber den deutschen Landeskirchen die Hand bietenden evangelischen Denominationen entgegengebracht. Wie warm begrüßten Sie schon auf der konstituierenden Versammlung in Frankfurt das Zusammenarbeiten mit den verwandten Korporationen anderer Länder. Wie beglückt über Ihre Teilnahme ging nicht aus Duisburg der Vertreter der Evangelisch Maatschappij in seine niederländische Heimat zurück. Wie freudig wurde nicht in Eisenach der Sendbote der ehrwürdigsten aller Märtyrerkirchen, der Waldenser, von Ihrem Handschlag berührt. Und so sind die anderen Kirchen, eine nach der anderen gekommen, um in Ihnen unserer Kirche die Hand zu reichen: in Stuttgart der deutsche Tempel, in Speier die Mennonitengemeinde. Das tiefste Verständnis gerade für Ihre Leitung der Bundesarbeit hat von Anfang an die Brüdergemeinde betätigt. Aber es haben auch weder die altlutherischen Glaubenszeugen gefehlt, noch diejenigen Kreise der freireligiösen Gemeinden, denen für ihr persönliches Bekenntnis kein Opfer zu groß war. Es ist keine kleine Sache gewesen, daß der berufene Führer des Evangelischen Bundes diesen ökumenischen (idealkatholischen) Gedanken zu pflegen gewußt hat. Die Zukunftsbedeutung desselben hat zuerst Döllinger in den Unionskonferenzen zu erneuern verstanden, nachdem die Evangelische Allianz ihm ein zu enges dogmatistisches Gepräge gegeben hatte. Nirgendwo jedoch ist dieses Streben wärmer begrüßt und besser verstanden, als in den verschiedenen, aber insgesamt an dem alten no popery no slavery festhaltenden Gruppen der großen englisch- und amerikanisch-bischöflichen Kirche. Zumal in dem Organ der Anglocontinental-Society sind Ihre Zuschriften nach ihrem vollen Werte gewürdigt.

Digitized by Google

Nur durch die Anbahnung einer internationalen Rechtsverwahrung sämtlicher papstfreien Kirchen ist den internationalen päpstlichen Rechtsansprüchen gegenüber die Aussicht auf eine künftige siegreiche Abwehr gegeben. Daß dieser Gedanke auch nach unserem Rücktritt im Bunde nie völlig vergessen werden kann, wird Ihnen noch in später Zukunft gedankt werden. Aber zunächst hat die Arbeit im eigenen Hause beginnen müssen, Denn auch hier kam es allem anderen zuvor darauf an, einen gemeinsamen Boden zu schaffen. Bis dahin war derselbe einfach nicht da.

Die schwere Niederlage unseres jungen Reichs im Kampfe mit der vatikanischen Politik hat ja eine ihrer tiefstliegenden Ursachen — darin ist Fürst Bismarcks Klage völlig berechtigt gewesen — in der Selbstzerfleischung der evangelischen Kirche gehabt. Erst seit der Begründung des Evangelischen Bundes hat die Erkenntnis durchzudringen begonnen, daß alles darauf ankommt, die sämtlichen kirchlich interessierten Kräfte zur Arbeit für ihre gemeinsame kirchliche Heimat heranzuziehen und dadurch zugleich sich gegenseitig näher zu bringen. Wie aber hat es in den Tagen des Kulturkampfes in der evangelischen Kirche ausgesehen? Der letzte Abschnitt dieses — nunmehr endlich abgeschlossenen — Bandes hat der Reihe nach die Ursachen aufzuweisen gehabt, welche den Sturz Herrmanns, den Sturz Falks, den Sturz Bismarcks nacheinander herbeiführten, und damit die nun jeden Tag fühlbarer werdende Oberherrschaft des Papsttums in allen kulturellen Fragen. Darf ich an dieser Stelle die damalige Lage noch durch eine bisher Ihnen persönlich unbekannte und doch Sie persönlich berührende Tatsache illustrieren?

Als es sich im Jahre 1875 um Berufung der außerordentlichen Generalsynode gehandelt hat, welche die kirchliche Reorganisation (in den Augen des großen Kaisers das Nachbild der Armeereorganisation) durchführen sollte, hat der Evangelische Oberkirchenrat auch Sie, hochverehrter Herr Graf, auf die Liste derjenigen gesetzt, welche er für die königlichen Ernennungen zu dieser Generalsynode vorschlug, weil er von ihnen selbstlose ernste Mitarbeit an diesem grundlegenden Werke erhoffte. Bei dem gegenwärtigen Stande der Quellenforschung ist es möglich geworden, es wörtlich anzuführen, in welcher Weise Ihre Tätigkeit schon vor mehr als dreißig Jahren von der wichtigsten Instanz in allen deutsch-evangelischen Kirchen gewertet wurde. Es heißt nämlich bei Ihrem Namen (Nr. 28): „Graf von Wintzingerode auf Bodenstein, Mitglied des Abgeordnetehauses und des Reichstages, gleich dem Professor Nasse (Nr. 17) der freikonservativen Partei angehörig und von warmem Interesse an den kirchlichen Angelegenheiten und an dem Ausbau der Synodalverfassung. Als großer Grundbesitzer mit ausgedehnten Patronatsrechten, als mehrjähriger Arbeiter in Amtern der Staatsverwaltung, als geübter Teilnehmer an den Be-

Digitized by Google

ratungen großer Vertretungskörperschaften bringt er der Generalsynode einen Schatz von Erfahrung zu, welcher auch dann von großem Werte sein wird, wenn seine Neigungen ihn über den rechten Flügel der Mittelpartei hinausziehen und den Konfessionalisten stark annähern sollten."

Der von der verantwortlichen Behörde in dieser Weise charakterisierte Name ist von den unverantwortlichen Ratgebern des Kaisers gestrichen worden. Neben dem Ihrigen zugleich die der nachstehenden Persönlichkeiten:

Bischoff, Admiralitätsrat und Kommerzienrat in Danzig, Mitglied des Abgeordnetenhauses;

Fubel, Stadtrat in Halle, Mitglied des Abgeordnetenhauses;

Jacoby, Professor der Theologie in Königsberg, Mitglied der ostpreußischen Provinzialsynode;

Kannegießer, Archidiakonus in Rathenow;

Kießling, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, Mitglied der brandenburgischen Provinzialsynode;

Nasse, Professor der Nationalökonomie in Bonn, Mitglied des Abgeordnetenhauses;

Schäfer, Professor der Geschichte in Bonn;

Schneider, vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin;

Wagener, Justizrat in Stralsund, Mitglied des Abgeordnetenhauses und der pommerschen Provinzialsynode;

Weber, Stadtrat in Berlin, Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstages;

Wehrenpfennig, Geh. Regierungsrat in Berlin, Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstages;

Woltersdorf, Pfarrer in Greifswald, Mitglied der pommerschen Provinzialsynode.

Die auf diese Weise schon vor ihrem Zusammentritt verstümmelte außerordentliche Generalsynode hat dessenungeachtet noch lebendige Kräfte genug in sich gehabt, um unter der Initiative des Präsidenten Herrmann die neue Kirchenverfassung ins Leben zu rufen. Aber eben damit hat der Versuch der Untergrabung dieses Werkes von unverantwortlicher Stelle aus erst recht begonnen. Nachdem der Sturz Herrmanns gelungen war, ist die Gewaltherrschaft des Parteiterrorismus noch um vieles ärger geworden. Als es im Jahre 1878 zur Berufung der die erste ordentliche Generalsynode vorbereitenden Provinzialsynoden kam, hat der Oberkirchenrat wieder pflichtmäßig seine Vorschlagsliste für die königlichen Ernennungen eingereicht. Aber wie ist es jetzt — nach Herrmanns Rücktritt — damit zugegangen? Aus verläßlichster Quelle ergibt sich folgendes

Digitized by Google

Resultat: „Die vom Oberkirchenrat zur Ernennung für die Synoden vorgeschlagenen Personen sind erbarmungslos zusammengestrichen — in der Provinz Schlesien haben von den 20 vorgeschlagenen nur 6 Gnade gefunden, die ex propriis Ernannten verleugnen in der Mehrzahl die vom Evangelischen Oberkirchenrat ausgeführten Gesichtspunkte, nach denen die Auswahl im Sinne und Geiste der Verfassung zu geschehen hat, und unter den Gestrichenen befinden sich die verdienstvollsten kirchenregimentlichen Männer, wahrhaft unentbehrliche Synodale, wie z. B. der Konsistorialrat und Militäroberprediger Richter in Breslau." Es ist der spätere Feldpropst Richter, dessen Name demselben Geschick verfiel wie der Ihrige, Herr Graf.

Darf ich an diese Tatsachen nur noch die eine Erinnerung anknüpfen, daß noch der Brief unseres Kronprinzen nach der konstituierenden Versammlung unseres Bundes in Frankfurt von den Männern reden mußte, welche „Nicht-Beitreten befahlen"?

So ist es eine recht eigentliche Lahmlegung der der evangelischen Kirche innewohnenden Kräfte gewesen, der gegenüber Sie, hochverehrter Herr Graf, der berufene Wortführer des evangelischen Deutschlands geworden sind. Wenn je, so hatte sich in diesem Falle die tiefe Wahrheit des Bildes des Herrn vom Senfkorn wieder bewährt.

Sie haben selbst immer gern die sieben Männer aufgezählt, welche Sie beisammen fanden, als Sie am 21. Oktober 1886 auf Leuschners Einladung in dem Bärwinkelschen Hause in Erfurt erschienen: neben diesen Beiden die Hallenser Beyschlag und Riehm, den Gothaer von Bamberg (den geistigen Testamentsvollstrecker seines Schwiegervaters Herrmann), sowie von Jena Lipsius und mich. Das Eine kann man heute kühnlich sagen: es sind sämtlich Männer gewesen, die nichts für sich suchten, denen aber die Notlage ihrer Kirche das Herz bedrückte. Auf den folgenden hochbedeutsamen Tag, der uns Sie für immer als den unentbehrlichen Führer schenkte, brauche ich heute gar nicht einzutreten. Denn der Gang der Dinge ist bereits in der durch Ihre Vermittelung dem Druck übergebenen Schrift über „die Anfänge des Evangelischen Bundes und seiner Preßtätigkeit" quellenmäßig geschildert. Das gleiche gilt von dem anderen, auch Ihnen ebenso unvergeßlichen Moment, als Sie den vollen Einblick in die tiefgreifende dogmatische Zerklüftung in unseren Theologenkreisen gewannen. Der lebendige Eindruck davon auf Sie persönlich hat mir zugleich immer wieder unsere 18 Jahre vorher in Berlin stattgefundene Debatte über die Aufgabe des Kirchenpatronats in Erinnerung gerufen. Auch dies braucht hier glücklicherweise nicht weiter ausgeführt zu werden, da auch jene mir so lehrreiche Debatte bereits durch das Ihren Namen an der Spitze tragende Sendschreiben über den christlichen Adel gekennzeichnet ist.

Digitized by Google

Der an dieser Stelle zur Verfügung stehende Raum ist ja für anderes unentbehrlich. Denn gerade nach Ihrem Rücktritt von der Oberleitung des Bundes verlangt die Frage eine rückhaltlose Antwort, was es für Dinge gewesen sind, die Sie uns schon in jenen Tagen, da wir noch ganz im stillen Hand ans Werk legten, gegeben haben. Es genügt eben nicht, der Eigenschaften, die Sie dazu in den Stand setzten, zu gedenken. Die Errungenschaften, die darauf fußten, verlangen vielmehr eine genaue Einzelbetrachtung.

Die Beratung über die Namen der zur Unterzeichnung des gemeinsamen Aufrufs Einzuladenden haben Sie den Fachmännern ebenso überlassen, wie die unerquicklichen Streitfragen um die Statutenformulierung. Statt dessen haben Sie nicht nachgelassen, daran zu mahnen, von den theoretischen Erwägungen zum „Beweise des Geistes und der Kraft" im paulinischen Sinne überzugehen. Hat doch die Möglichkeit eines gemeinsamen Bodens erst völlig neu geschaffen werden müssen. Zu der Erkenntnis, daß ein solcher gemeinsamer Boden „trotzdem und alledem" vorhanden sei, hat die beständig aufs neue in unsere inneren Parteikämpfe hineingezogene Tagespresse förmlich erzogen werden müssen. Daher der unabläßige ernste Nachdruck, welchen Sie auf die alsbaldige Begründung der „Kirchlichen Korrespondenz für die Tagespresse" gelegt haben. Ohne Ihre Energie wäre keine der vielen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden. Sie sind nicht müde geworden, darauf zu dringen, bis am 1. April 1887 die erste Nummer erschienen ist.

Wie Sie wissen, ist es mir persönlich stets eine besonders liebe Aufgabe gewesen, das große Verdienst, welches Pfarrer Brecht sich hierdurch wie durch so manches andere erworben hat, ins klare zu stellen. Aber ich bin auch hierin nur mit Ihrer stetigen Anregung im Einklang gewesen. Noch die letzte Schrift des bereits schwer erkrankten Mannes, über die Ihnen so sehr am Herzen liegende Erziehungsfrage, hat obenan wieder Ihre Fürsprache gefunden. Ebenso haben wir aber auch darin stets übereingestimmt, daß es bisher das allgemeine kirchliche Interesse gefordert hat, einen anderen Punkt zu verschweigen. Es hätte ja bloß einmal verlautbaren dürfen, daß die Leitung jener Preßtätigkeit in Jena gelegen war, so wäre das Streben, welches gerade das „liberale" Jena beherrschte, die rechtsstehenden Gruppen zu voller selbständiger Mitarbeit zu gewinnen, gleich in den Anfängen gescheitert. Heute liegt jedoch kein Grund mehr vor, es zu verhehlen, von welchen Verfassern die ersten Artikel herrührten, welche vor den verhängnisvollen Fehlern gerade unseres größten Staatsmannes zu warnen versuchten. Und so sind denn diese Artikel in dem unten folgenden § 44 der vollständigen Vergessenheit, in welche solche auto-

Digitized by Google

graphische Korrespondenzen, die bloß den Zeitungen zugehen, alsbald geraten, wieder entrissen.*)

Schon vor Ihrer Initiative zur Begründung unserer „Kirchlichen Korrespondenz" sind jedoch bereits eine Reihe anderer Schritte nötig gewesen, die einfach jedem anderen außer Ihnen unmöglich gewesen wären. Nur ein Mann in Ihrer amtlichen Stellung und von Ihren persönlichen Eigenschaften konnte dem Kronprinzen jene vertrauliche Mitteilung machen, die seine ganze spätere Haltung bestimmte; konnte für den Fürsten Bismarck den rechten Mittelsmann wählen, um ihm gleichsehr unsere Verehrung und unser Vertrauen in allen nichtkirchlichen Fragen auszusprechen, wie die Selbständigkeit unserer innerkirchlichen Bestrebungen auch seiner Politik gegenüber; konnte unseren Freund Barkhausen zu dem verständnisvollen Gönner der noch gar nicht begonnenen Bundesarbeit machen, als der er sich weiterhin in allen entscheidenden Momenten bewährt hat. Wer außer Ihnen hätte sodann die geschichtlichen Beziehungen zu unseren evangelischen Fürstenhäusern, wie sie in den an Sie gerichteten Briefen des Großherzogs Karl Alexander so lebendig illustriert sind, zu pflegen vermocht? Vor allem aber: wer von Ihren Mitarbeitern hätte Jahr um Jahr von höchster Warte aus ein Zeitbild zu entwerfen vermocht, das hoch hinaushob über die Niederungen dogmatischer Zänkereien und kastenmäßiger Standesinteressen! Es wäre längst hohe Zeit gewesen, Ihre zerstreuten Eröffnungsreden bei den Generalversammlungen in einer eigenen Schrift zu sammeln, um mit den Leuschnerschen Jahresberichten zusammen die allmähliche Gestaltung und Kräftigung des Bundes dem jüngeren Geschlecht vor Augen zu stellen.

Man muß wissen, wie es bis dahin aussah, um das richtig zu würdigen, was allmählich stufenweise (nach dem Markusgleichnis von der wachsenden Saat) aufkeimte. Sie haben es ja sogar wenige Tage nach der gottgesegneten Erfurter Versammlung persönlich schaudernd erlebt, wie groß die Gefahr war, sich sogar in einem so ernsten Zeitpunkt nicht zusammenzufinden. Die dogmatischen Gegensätze, das daraus erwachsene

*) Die unten genauer zu berücksichtigende Abhandlung von Graf Hoensbroech („Deutschland", September 1906) bemerkt S. 655: „Endlich nach 17 Jahren sah der Evangelische Bund ein, daß die Einwirkung auf die große politische Tagespresse notwendig sei." Das ist nicht richtig. In dieser Einwirkung hat vielmehr seine erste Arbeit bestanden: noch beinahe ein halbes Jahr vor der offiziellen Konstituierung. Wer die „Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse" wirklich studiert (vgl. unten S. 666 ff. über die ersten Nummern) wird bald erkennen, daß die der — zu ihrem Ersatz begründeten — „Deutsch-evangelischen Korrespondenz" gemachten Vorwürfe jenes erste (gleich nach dem Beginn außerordentlich beachtete) Unternehmen in keiner Weise treffen.

Digitized by Google

gegenseitige Mißtrauen schienen unüberbrückbar. Haben Sie aber seitdem jemals etwas von diesen Gegensätzen bei uns erlebt? Seit dem der ergebnislosen Tagung in Halle gefolgten Sonntag in Merseburg ist davon nie mehr die Rede gewesen. Ja, die aus den entgegengesetzten Lagern Gekommenen sind sich persönlich am nächsten getreten.

Es sind nicht bloß die großen Versammlungen, die davon Zeugnis abgelegt haben. Auf derartige Schaustellungen wird kein evangelischer Christ den Schwerpunkt legen. Denn bei der „Heerschau" sind auch heute noch die Kinder der Welt klüger als die Kinder des Lichts. Ganz anders wichtig sind die vertraulichen Beratungen gewesen mit dem gegenseitigen Sichineinanderleben derer, die von hüben und drüben gekommen waren. Da kann nun gewiß niemand besser als Sie persönlich bezeugen, wie hoch wir herausgehoben worden waren über die Dinge, die sonst unsere Kirche zerrütten. Es ist eines der vielen und großen Verdienste unseres von der kirchlichen Rechten gekommenen Leuschner, daß er dem Versuch, den Apostolikumskrieg auch in den Bund hineinzutragen, alsbald gewehrt hat. Es ist unser „positiver" Witte gewesen, der treu auf der Warte gestanden hat, als seine alten Fraktionsgenossen eine Einmischung von Bundes wegen in den „Fall Fischer" verlangten. Genau das gleiche ist von „liberaler" Seite geschehen, als die Vorträge, durch welche unsere rheinischen Gemeinden in feindliche Lager auseinandergerissen wurden, auch für Bundesversammlungen als geeignet erachtet wurden. Aber wir alle wissen, wem wir es obenan danken, daß unser Zentralvorstand eine geschlossene Phalanx geworden war.

Eine solche, aus dem Christusglauben erwachsene Lebensgemeinschaft (welche durch Bekenntnisformeln natürlich immer nur ungenügend zum Ausdruck gebracht werden kann) ist nun allerdings etwas ganz anderes, als wozu nach dem Programm des von uns persönlich hoch geschätzten Grafen Hoensbroech unser Bund dienen soll. Die Kritik, die er in denselben Tagen, in welchen mich die obigen Ausführungen beschäftigten, an der bisherigen Bundesarbeit geübt hat, darf an dieser Stelle nicht umgangen werden, wenn dadurch auch für die „Widmung" eine längere Ausdehnung nötig wird, als ursprünglich beabsichtigt war. Ist doch einerseits Graf Hoensbroechs jetziges Auftreten, wie er mit Recht sagt, nur das Ergebnis einer längeren Vorgeschichte. Andererseits aber läßt sich diese Vorgeschichte nicht richtig würdigen, wenn es vergessen wird, wie Sie, Herr Graf, in einem Moment, wo eine der zugleich klügsten und nichtswürdigsten Intriguen, die unsere Zeit erlebte, den dabei geplanten Zweck tatsächlich zu erreichen schien, einzig und allein über den scheinbar von aller Welt Verlassenen Ihren Schild hielten.

Wer den gesamten Zustand unseres deutschen Protestantismus richtig

Digitized by Google

beurteilen will, darf überhaupt an der dem Grafen Hoensbroech nach seinem Übertritt zuteil gewordenen Behandlung nicht vorbeigehen. Denn der Gegensatz zwischen dem Gemeinschaftsgefühl im Katholizismus und der Selbstzerfleischung im Protestantismus ist kaum jemals so klar zutage getreten, wie in den ihm damals vorbehaltenen Lebenserfahrungen. Auf den vielfach verschlungenen Wegen nach Rom ist selten Einer gewandelt, der nicht Lohn und Dank in der alleinseligmachenwollenden Kirche empfangen hätte. Es gibt kaum eine der massenhaften Konversionsschriften, die nicht in alle Himmel erhoben, kaum eine der zahlreichen dabei in Betracht kommenden Persönlichkeiten, die nicht aufs Piedestal gestellt worden wäre. Die großen Sammlungen der „Konvertitenbilder" von Räß, Rohrbacher, Rosenthal, denen noch eine Menge Exzerpisten sich anschlossen, bilden im Grunde immer noch erst eine dürftige Einführung in das panegyrische Gesamtbild. Wie ganz anders ist es Graf Hoensbroech ergangen. In scharfem Kontrast zumal mit den vielen Standesgenossen, die in der Schule der „Restauration der Staatswissenschaften" den Weg von Wittenberg oder Genf nach Rom fanden, ist er nach schweren inneren Kämpfen ein Glied der evangelischen Kirche geworden. Wie ist ihm in derselben gelohnt worden.

Es gehört allerdings auch sonst zu den Schattenseiten, welche im Wesen des Protestantismus selbst liegen, daß derjenige, der für seine gemeinsamen Güter eintritt, sicherlich von der einen oder anderen seiner Parteien verunglimpft wird. Selten aber hat sich diese allgemeine Regel so sehr bewährt, als bei den — seine früheren Schriften für den Jesuitenorden desavouierenden — Arbeiten von Hoensbroech. Eine ganze Reihe von Leuten, denen der Name Protestant nur dadurch von Wert zu sein scheint, daß sie sich bei den Diensten, welche sie den Gegnern leisten, äußerlich als Protestanten bezeichnen können, sind sofort über ihn hergefallen. Nach diesen Vorpostengefechten aber folgte die — der ähnlichen Fälschung der der Kaiserin Augusta zugeschriebenen Briefe nachgebildete — Manipulation scheinbar ehrlich wiedergegebener Brieffasziket. Es bleibt ein schweres Verhängnis, daß damals so Viele, welche jene Taktik nicht kannten (obwohl sie fast gleichzeitig auch bei der Notowitsch'schen „Lücke im Leben Jesu" zugrunde lag), sich verblüffen ließen und von dem Opfer derselben sich feige zurückzogen. Daß in Graf Hoensbroechs Seele, trotzdem daß Ihrer Richtigstellung auch durch Beyschlag und mich sekundiert wurde, aus jener Zeit eine bittere Erinnerung zurückgeblieben ist, ist nicht zu verwundern. Leider hat er sich jedoch die denkbar verkehrteste Adresse ausgesucht für die Aussprache dessen, worüber er persönlich zu klagen hat. Denn die von ihm gerügten Schäden sind nicht die Schuld des Bundes, sondern der Gesamtlage des Protestantismus. Gerade der Evangelische

Digitized by Google

Bund hat sich redlich bemüht, jene Schäden zu heilen, indem er die evangelische Kirche auf ihre eigenen Füße zu stellen, ihre brachliegenden Kräfte zu wecken bestrebt war. Zur Lösung dieser Aufgabe hat die unverdiente Gnade Gottes ihm unendlich mehr gegeben, als seine Begründer irgendwie voraussetzen konnten. Die Nachwirkung dieser Errungenschaften wird sich als eine unzerstörbare erweisen.

Es ist ein prinzipieller Gegensatz, wie er nicht schärfer gedacht werden kann, welcher die Anschauung der Begründer des Bundes von derjenigen scheidet, die Graf Hoensbroech (S. 641) dahin formuliert: „So ist der eigentliche Gegensatz zum antikulturellen Ultramontanismus nicht das Evangelium, sondern der Protestantismus, der Protest gegen das kulturfeindliche Rom.“ Unsererseits haben wir einzig und allein im Evangelium unseren Halt gefunden. Jede Reformation, auch die des 16. Jahrhunderts, hat ihre Kraft nur in der Erneuerung des Evangeliums, das auch den Unterzeichnern des Speierer Protestes den Mut zu ihrer weltgeschichtlich gewordenen Tat gab.

Bleiben wir aber zuerst einen Augenblick bei den Punkten stehen, in welchen Hoensbroechs Kritik eine wirklich berechtigte ist, um sodann auf diejenigen überzugehen, wo seine Unkenntnis des wirklichen Tatbestandes ihn zu schiefen Urteilen verleitet. Voll und ganz schließe ich mich obenan — eben weil ich den Katholizismus ähnlich wie er von Kind an und sogar aus der gleichen Atmosphäre heraus kenne — allem dem an, was er über die sträfliche Unkenntnis katholischer Zustände auf protestantischer Seite bemerkt (S. 661). Es sei nur nebenbei eingeschaltet, daß auch ein inhaltreicher Brief von Professor Hermann Schell an mich um nichts anders urteilt.

Zu einem näheren Eingehen auf die von Hoensbroech und Schell gleichmäßig beurteilten Tatsachen ist (so großes Interesse der Brief von Schell auch sonst noch beanspruchen darf) hier nicht der Ort. Genug, daß die von beiden erhobene Klage nicht den Evangelischen Bund trifft, welcher ihr vielmehr gerade abzuhelfen bemüht ist, sondern den Protestantismus als solchen. Die Selbstverschuldung desselben ist in dem nachfolgenden Buche nicht nur mit Bezug auf seine eigenen Schäden der strengsten Selbstkritik unterzogen, sondern genau ebenso auch hinsichtlich der Unterdrückung des national-deutschen Zuges im Katholizismus, und obenan hinsichtlich der schmählichen Ignorierung der altkatholischen Reformation. Es ist diese letzte und schlimmste Verschuldung protestantischerseits gewesen, welche den Gedanken der Begründung eines Evangelischen Bundes in der Seele Beyschlags ausreifen ließ. Auch er hat freilich für seine Lieblingsidee nur in einem engeren Kreise Verständnis gefunden, und so haben wir beide

Digitized by Google

von vornherein darauf verzichtet, die widerstrebenden Elemente im Bunde dafür irgendwie in Anspruch zu nehmen.

Es liegt hier also in der Tat ein Punkt vor, in welchem unsere Hoffnungen sich bisher nicht erfüllten, und wir müßten Graf Hoensbroech dankbar sein, wenn seine Kritik zu besserer Selbsterkenntnis führte. Der gleiche Mangel an rechten Erfolgen ist bisher der Fall gewesen mit Bezug auf die Gewinnung einer ausschlaggebenden Zahl Ihrer Standesgenossen, oder mit anderen Worten: der Kirchenpatrone. Solange auch in dieser Beziehung nicht Wandel geschaffen ist, wird das Bundeswerk ein unvollkommenes bleiben. Denn für die Zukunft unserer evangelischen Volkskirche wird es nicht am wenigsten darauf ankommen, Kirchenpatronat und Kirchenregiment derart moralisch zu kräftigen, daß das Schleiermachersche Ideal der Verbindung von Kirchendienst und Kirchenregiment in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann.

Ein wichtiger Schritt auf dem Wege dazu ist gottlob durch die treue Vorarbeit im Bunde ermöglicht. Es ist die Einsetzung des kirchlichen Ausschusses der Eisenacher Konferenz der Kirchenregierungen. Das so überaus glückliche „Debüt" dieses Ausschusses in bezug auf Jesuitengesetz und Toleranzantrag läßt uns für die Einigung des zersplitterten Protestantismus je und je Besseres erwarten. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sowohl jene tatsächlichen Errungenschaften als unsere weiteren Zukunftswünsche sich nach der entgegengesetzten Seite erstrecken, wie diejenigen von Graf Hoensbroech. Wir werden ihm um nichts weniger Freund bleiben, weil er seine Forderungen an den Bund auf einer viel zu geringen Sachkenntnis aufgebaut hat. Die Forderungen selbst aber werden weder Sie noch ich, so wie sie lauten, zu unterstützen vermögen.

Obenan steht darunter die Abschaffung des Bekenntnisparagraphen. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob ein anderer Weg der Verbindung desselben mit den Statuten vorzuziehen gewesen wäre. Aber so viel ist sicher, daß es ohne ihn niemals zu der gemeinsamen Arbeit unserer verschiedenen Richtungen im Bunde gekommen wäre. Wer die Dinge mit erlebt hat, welche in Graf Hoensbroechs Auszug aus meiner früheren Schrift in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als die Teilnehmer an dem Hergange selbst sie gesehen haben, kann nur sagen: die Kämpfe, welche zu jenem Ergebnis geführt haben, sind zum Segen gewesen. Weit davon entfernt, daß seither Kämpfe um das Bekenntnis im Bunde selbst stattgefunden hätten, ist während aller der neuen dogmatischen Wirren der Bund die einzige „Friedensinsel" geworden. So ist das von ihm abgelegte Bekenntnis ein Erbteil, das wir nicht missen können. Durch die unzweideutige Erklärung, daß der Bund auch seine Schöpfungen auf dem Grunde der Apostel und Propheten, auf dem Grunde aller Refor-

Digitized by Google

matoren, auf dem einen Eckstein, den die priesterlichen Bauleute verworfen hatten, aufbaut, ist noch niemand in seinem Gewissen bedrängt worden. Umgekehrt aber ist in dieser Erklärung zugleich ebenso klar ausgesprochen, daß der Bund der evangelischen Kirche zu dienen bestimmt ist. Es ist nichts damit gewonnen, wenn Graf Hoensbroech erklärt: „Glaubensbekenntnisse sind schädlich für nichtkirchliche Vereine", und bald nachher noch einmal: „Religiöse Glaubensbekenntnisse gehören nicht in nichtkirchliche Kampforgane (S. 641). Denn der Bund hat von Anfang an kein „nichtkirchlicher Verein" und noch weniger ein „nichtkirchliches Kampforgan" sein wollen. Er wird ein kirchlicher Verein bleiben, oder er müßte das, was er durch Gottes Gnade geworden ist, selber zerstören.

Gewiß kann, wie gerade Sie, verehrtester Herr Graf, wiederholt energisch betont haben und wie es einer der Mitbegründer, Senior Bärwinkel, in Dresden 1904 genauer ausgeführt hat, der Bund seine Mitglieder schulen für die politischen, und, was noch ein gut Teil wichtiger ist, für die gemeindlichen Wahlen. Dazu werden die stetig zunehmenden Machtansprüche des Ultramontanismus, oder, wie ich lieber sage, der päpstlichen Politik, von selbst führen. Seine Mitglieder können ferner alle möglichen Kartelle zu dem gleichen Zweck eingehen mit den kulturellen Vereinen: mit Ostmarkenverein und alldeutschem Verband, mit Schulverein und Comeniusgesellschaft, mit Goethebund und Monistenbund usw. Es sind ja gerade auch Bundeskreise gewesen, welche zu diesem Zweck die antiultramontane Wahlvereinigung ins Leben gerufen haben. Aber es ist nicht mehr als töricht, der letzteren zuliebe den einzig festen Rückhalt, den sie selber hat, zu zerstören. Diese Zerstörung aber würde, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, der Abschaffung des Bekenntnisparagraphen auf dem Fuße folgen.

Kann somit bei der ersten Forderung des Grafen Hoensbroech die Antwort nur in einem runden „Nein" liegen, so steht es immerhin etwas anders mit seinen übrigen Forderungen. Prüfen wir daher jede einzelne, wie er sie S. 635 zusammengestellt hat, auf ihren Inhalt!

Die zweite verlangt echt protestantisch die Leitung der Vereinstätigkeit durch Nichttheologen. Nun, auch mir ist das Überwiegen des pastoralen Elements in den Vorständen von Jahr zu Jahr eine immer größere Sorge gewesen. Die letzte Konsequenz daraus ist in der Wahl eines Präsidiums zu Tage getreten, das lediglich aus Theologen bestand, und dem gerade diejenige Oberleitung fehlte, deren Unentbehrlichkeit wir von Jahr zu Jahr klarer erkannt hatten. Aber auch hiervon abgesehen, sind mit jenem Grundfehler auch noch andere Schädigungen verbunden. Das schwerste Verhängnis für die Kirche im Protestantismus liegt ja in dem Überwuchern der geistlichen Rhetorik. Durch die einseitige Bevorzugung der kunstmäßigen Predigt (von der die schlichtesten Bibelstunden unserer

Digitized by Google

frommen Gemeinschaften sich sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden) ist bei uns eine Rhetorik aufgekommen, wie sie für Zentrumsheerschauen paßt, aber nicht für evangelische Christenmenschen. Die bewährtesten und solidesten unserer Arbeiter sind dadurch in unserem ganzen kirchlichen Leben in den Hintergrund gedrängt worden. Auch in diesem Übelstand aber vermag ich durchaus nicht einen Vorwurf für den Bund als solchen zu sehen. Die anderen kirchlichen Vereine leiden nicht minder darunter, daß sie zum Sprungbrett für die Rhetoren geworden sind. Und die tüchtigsten unserer Pfarrer werden die an sie gerichtete Mahnung, sich hinter andere zurückstellen zu lernen, darum nicht geringer achten, weil sie von einem Laien an sie ergangen ist. Das hat Jahr um Jahr die begeisterte Aufnahme Ihrer Ansprachen und Voten gerade durch unsere Theologen erwiesen.

Wie die zweite, so würde auch die dritte der Hoensbroechschen Forderungen, wenn es sich nur um Vermeidung von Schwankungen in politischen Fragen handelte, dankbar zu begrüßen sein. Denn wir würden dann einfach durch seine ernste Bußpredigt auf das aufmerksam gemacht worden sein, was jene Schwankungen heraufbeschwor, d. h. auf den Fehler in der Maschinerie seines Organismus. Die nicht genügend vorbereiteten Beschlüsse, die Hoensbroech zusammengestellt hat, waren ja insgesamt die unausbleiblichen Folgen davon, daß der Schwerpunkt der Entscheidungen der ruhigen, auf gegenseitigem Vertrauensverhältnis fußenden Beschlußfassung des Zentralvorstandes entzogen worden war und dem (in seinen Entschließungen völlig unberechenbaren) Gesamtvorstand zufiel. Die stetig wechselnde Majorität der nach Zahlenwert berechneten Stimmen ist schon an und für sich, von den momentanen Stimmungen und den davon abhängigen Abstimmungen noch ganz abgesehen, ein schweres Verhängnis. Es liegt hier keinerlei persönliche Verschuldung vor. Aber um so rückhaltloser ist jener Fehler in der Maschinerie aufzudecken. Auf ihn führen sich noch ganz andere verhängnisvolle Krisen zurück, die aber eben deshalb durchgemacht werden mußten, um für die Folgezeit Lehren zu geben. Sowohl die erste Episode, in welcher der unglückliche Faulhaber Hand auf den Bund legte, wie die Art der Behandlung des von Otto von Bülow in Rom begangenen Fehlgriffs haben auf den überstürzten Beschlüssen der nicht genügend vorbereiteten Versammlungen beruht. In dem letzteren Fall haben Sie, Herr Graf, die Verantwortung getragen, während Sie bei der Beratung gar nicht beteiligt waren und dem aus ihr hervorgegangenen Beschluß nachträglich eine Form gegeben hatten, welche für die Zukunft vorbildlich werden könnte. Die sogenannte Rechtskräftigkeit der auf solche Weise zustande gekommenen Beschlüsse wird daher in Zukunft der ernstesten Prüfung unterzogen werden müssen. Denn gerade die Geschichte der Fehl-

Digitized by Google

griffe und Krisen muß dem jüngeren Geschlecht aufs Genaueste bekannt werden. Es liegt nicht das Geringste in ihr, was das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hätte, und die bisher gemachten Erfahrungen werden dann der ganzen Folgezeit zugute kommen.

Auch der Gustav Adolf-Verein, dem der Bund als dienender Bruder zur Seite trat, hat allerdings neben dem Zentralvorstand ebenfalls einen Gesamtvorstand. Ihm steht die Wahl der ausscheidenden Mitglieder des ersteren ebenso zu, wie die Entscheidung über die gemeinsame Liebesgabe der Hauptvereine. Aber darauf beschränkt sich denn auch seine Aufgabe. Legislative und Exekutive sind auseinander gehalten. Es ist nicht an die Stelle der konstitutionellen Monarchie die Parlamentsherrschaft gesetzt. Aber mußte nicht gerade diese Gefahr den Bund je länger je mehr (d. h. um so mehr, je mehr er lawinenhaft anschwoll) bedrohen? Ich muß mich auf kürzeste Andeutungen beschränken, zumal der Weg für die erforderliche Reform auf der Hand liegt. Denn würde nicht, sobald die Delegiertenversammlung in ihr noch immer verkümmertes Recht tritt, die bisher vergeblich angestrebte Grundlage eines deutsch-evangelischen Parlamentes (wonach sowohl die Wormser wie die Leipziger Vertrauensmänner sich vergeblich umgeschaut haben) tatsächlich vorhanden sein? Dann aber würde sich der in die bisherige Lücke geschobene Gesamtvorstand von selber auf ähnliche Aufgaben angewiesen sehen, wie im Gustav Adolf-Verein.

So ist es schon in diesen Dingen nichts weniger als zu bedauern, wenn die Hoensbroechsche Kritik (die ich nur im persönlichen Interesse des Verfassers beklage) zur Selbstprüfung anleitet. Aber ich kann nur nochmals wiederholen, daß, je mehr man die Grundlage der einzelnen Thesen prüft, um so mehr das im Bunde angestrebte Ziel als das diametral entgegengesetzte erkannt wird. Gerade die auf seiner ungenügenden Orientierung beruhenden Irrtümer können jedoch auf den richtigen Weg weisen. So klagt er gleich im Anfang seiner Abhandlung (S. 631): „Trotz seiner 300 000 Mitglieder, trotz seiner über ganz Deutschland ausgebreiteten Organisation besitzt der Evangelische Bund so gut wie keinen Einfluß in der politischen Welt, weder bei Regierungen noch bei den Parteien.“ Ob nicht der wirkliche Einfluß ganz anderswo gesucht werden muß? Meines Erachtens werden überdies noch manche Jahrzehnte vergehen, bis in unserem Volke der Anfang wahrer Erkenntnis gekommen ist. Wer die letzte Periode studiert, welche in diesem Bande geschichtlich vorgeführt wird, wird es mit Händen greifen können, wie schwer diese Erkenntnis einem über die von einer ganz anderen Generation erarbeiteten Erfolge eingebildeten Geschlecht wird. Da muß noch mancher Prediger in der Wüste kommen.

Es berührt mich wirklich eigen, wie die Kritik von Graf Hoensbroech

Digitized by Google

vielfach die gleichen Mißstände im Auge hat, welche ich seit vielen Jahren immer wieder auf protestantischem Boden ans Licht zu ziehen bemüht war, während wir doch andererseits aus den gleichen Beobachtungen entgegengesetzte Schlußfolgerungen mit Bezug auf den Evangelischen Bund ziehen. In ganz besonders hohem Grade gilt dies schließlich wieder von dem vierten Punkte seiner Ausstellungen. „Die Unzulänglichkeit und Wertlosigkeit der publizistischen Arbeit", welche der protestantischen Verteidigung gegen die einheitlich geleitete papistische Angriffsweise anhaftet, muß ich womöglich noch schärfer wie Hoensbroech beklagen. Aber auch hier steht es so, daß dieser Fehler dem Gesamtprotestantismus zur Last fällt, und seiner Einbildung, es so herrlich weit gebracht zu haben; daß aber wenigstens immerhin eine beträchtliche Zahl der Wortführer des Evangelischen Bundes Hand ans Werk gelegt haben. Graf Hoensbroech tut daher wohl das Verkehrteste, was menschenmöglich ist, indem er das wirklich Geleistete herunterreißt, und zwar genau nach derselben Methode, welche seine früheren Ordensgenossen bei seinem eigenen epochemachenden Werke über das Papsttum anwenden. Die von ihm (wie von mir) der Zukunft gestellten Aufgaben werden doch wahrlich nicht dadurch gefördert, daß er unwillkürlich in die in den Schriften seiner jesuitischen Periode geübte Taktik zurückzufallen scheint.

Es dürfte mir wenigstens ein kurzer Nachweis obliegen, wie wir in der Tat den zukünftigen Arbeitern beide die gleichen Aufgaben zuweisen. Er sagt (S. 656): „Er (der Bund) mußte auf die verschiedenen Seiten des Ultramontanismus, auf seine Verderblichkeit in religiöser, sozialer, politischer, wissenschaftlicher und allgemein kultureller Hinsicht das Licht wissenschaftlicher Aufklärung fallen lassen." Diese Forderung deckt sich so gut wie völlig mit derjenigen, welche u. a. in dem nachfolgenden Bande (S. 145) dahin formuliert ist: „Es wird eine ganz anders gründliche und allseitige Beachtung der von einem einheitlichen Mittelpunkte aus geleiteten Strategie nötig sein, um den Zukunftsplänen der Jesuiten auch nur einigermaßen ebenbürtige Gegner gegenüberzustellen." Die Spezialschriften, in welchen dieser Grundgedanke seit der Begründung der Rubrik „Interkonfessionelles" im Theologischen Jahresbericht im einzelnen durchgeführt wurde (und zu welchen auch die drei ersten Bände einer neuen Auflage der Hagenbachschen Kirchengeschichte vermöge ihres Anhangs gehören), entsprechen meines Wissens nach Graf Hoensbroechs eigenem Urteil der von ihm selber aufgestellten Forderung. Er scheint sie aber bei seinem Rückblick ebenso vergessen zu haben, wie die schon oben erwähnte, noch vor der Konstituierung des Bundes begründete „Kirchliche Korrespondenz für die Tagespresse". Und da, wo er aufs dringlichste zur Mitarbeit angegangen wurde, wie bei dem „Protestantischen Taschenbuch"

Digitized by Google

hat er dieselbe einfach abgeschlagen. Was er nachträglich an dem letzteren auszusetzen hat, ist in keiner Weise zutreffend. Ich kann auch in diesem Spezialfalle nur ganz entgegengesetzt urteilen. Aber wir wollen uns durch seine unzutreffenden Ausstellungen nicht abhalten lassen, der sträflichen Unkenntnis des Katholizismus in der protestantischen Welt nach besten Kräften nach wie vor entgegenzuarbeiten.

Damit komme ich jedoch von der Abschweifung auf Graf Hoensbroechs Kritik auf den Ausgangspunkt zurück, von welchem die Widmung an Sie, hochverehrter Herr Graf, als den opferfreudigen Präsidenten des Bundes, ausgegangen ist: die Friedensaufgaben, die unser Bund sich von Anfang an gestellt hatte. Wie sehr schon vor der Konstituierung des Bundes das Streben, dem konfessionellen Frieden zu dienen, im Vordergrund stand, ist so klar wie nur möglich in dem ersten Punkte des ersten Rundschreibens der Preßkommission niedergelegt, welches in der Schrift über „die Anfänge des Bundes und seiner Preßtätigkeit" wörtlich mitgeteilt ist. Dort sind die zahlreichen Faktoren aufgezählt, welche die Geschichte der katholischen Frömmigkeit und der katholischen Theologie zu einem der schönsten Teile des deutschen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts gemacht haben. Zumal in der Beachtung des beständigen Ringens der deutschen Seele im Katholizismus mit der päpstlichen Politik ist der Protestantismus vor eine der gewichtigsten Zukunftsaufgaben für die gemeinsame Arbeit beider Kirchen gestellt. Sobald man nämlich gelernt hat, die konfessionelle Trennung nicht als ein nationales Verhängnis anzusehen, sondern als eine der (um in Rothes Redeweise zu sprechen) von dem Herrn Christus selbst dem deutschen Volke zugewiesenen Zukunftsaufgaben, sieht sich die Geschichte der einzelnen Kirchen und ihrer Theologie ganz anders an, als bei der öden Tagespolemik von hüben und drüben. Man versuche es doch nur einmal, die beiderseitige Theologie nicht getrennt voneinander zu behandeln, sondern stetig die evangelischen und katholischen Schulen nebeneinander zu stellen. Etwa Schleiermacher und Hermes, Neander und Wessenberg, Rothe und Möhler, Hase und Döllinger, Baur und Staudenmaier, Ritschl und Günther. Man wird durchweg überrascht sein, überall auf die mannigfachsten Verbindungsfäden zu stoßen. Oder man suche weiter die protestantischen Parallelen zu Sailer, Baltzer und Hirscher. Man vergleiche die Forschungen von Kraus und Harnack, von Schell und Lipsius. Ich greife nur Einiges von Vielem heraus. Aber tritt nicht schon bei diesen wenigen Beispielen die Rivalität der Kirchen ebenso in den Hintergrund, wie die Ursachen deutlich werden, weshalb alle die großen Namen des deutschen Katholizismus auf den römischen Index gekommen sind? Und muß sich damit nicht alsbald die weitere Frage verbinden: Wer dient dem konfessionellen Frieden in Wirklichkeit? Diejenigen, welche die deutsche Seele im

Digitized by Google

Katholizismus der römischen Kurie zum Opfer bringen, oder diejenigen, welche ihr die Hand reichen?

Es wird mir überaus schwer, den Gedankengängen, welche sich hier unwillkürlich anreihen, nicht noch etwas weiter nachzugehen. Aber es steht damit ebenso wie mit den im letzten Abschnitt des nachfolgenden Bandes behandelten Fragen. Die Form des Handbuches ließ dort oft nur knappste Andeutungen zu, schloß den Zwang ein, vieles Wichtige zurückzustellen. Genau so geht es mir mit dem Rückblick auf das, was unter Ihrer Führung angebahnt ist. Denn es drängen sich jetzt förmlich eine Reihe von neuen Lehren auf, welche die letzten Jahrzehnte gerade für solche Gesichtspunkte einschließen, wie sie in dem Sendschreiben an Döllinger über „die Zukunftsaufgaben der interkonfessionellen Forschung" als „vergleichender Konfessionsgeschichte" niedergelegt wurden. Diesen neuen Lehren gesellen sich zugleich die mannigfachen alten Erinnerungen hinzu an die stille, geräuschlose, kirchenbauende Arbeit, welche sich selbst auf dem Bekenntnis der protestierenden Stände von 1529 aufgebaut hat, und welche nicht scharf genug von den Bürgerkriegen unterschieden werden kann, die die päpstliche Politik auch damals über unser Vaterland brachte. Ihre persönliche Tätigkeit hat sich mir zudem immer wieder in die engste Gemeinschaft mit derjenigen gestellt, welche aus der Familientradition des Grafen Zinzendorf für die Gesamtkirche erwuchs. Ich möchte mich auch davor nicht scheuen, einem einstmaligen Gegner die Ehre anzutun, seine Arbeit für seine Kirche mit der Ihrigen für die unserige in Parallele zu stellen. Ich denke nämlich bei dieser Parallele an den Freiherrn Wilhelm Emanuel von Ketteler. Daß der Neffe und Hausgenosse des im vorvatikanischen Sinne „letzten Bischofs von Mainz" (der gleiche Graf Paul von Hoensbroech, der seinen Oheim zur Bahn begleitete, als dieser zum Konzil nach Rom ging) in unsere Reihen getreten ist, hat ja wohl deutlicher als alle anderen ähnlichen Fälle dargetan, daß die äußere Scheidung nach Konfessionen diejenigen Dinge, um welche es sich bei den Geisteskämpfen der Zukunft handeln wird, nur in sehr unvollkommener Weise abspiegelt. Sie, lieber Herr Graf, haben mir auf einer unserer Generalversammlungen persönlich die Freude machen wollen, aus der Einleitung meiner „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" das Wort anzuführen, daß wir von der römischen Kurie lernen müssen, mit Jahrzehnten und Jahrhunderten zu rechnen. Unsere Ziele müssen in der Tat auf etwas Höheres gerichtet sein, als auf die momentane Gönnerschaft dieses oder jenes Journalisten oder Parlamentariers. Das Sprichwort „Ein Quentchen Mutterwitz ist besser als ein Zentner Schulwitz" trifft nirgends so sehr zu, als in den religiösen Fragen. Denn auf diese übertragen, bedeutet es, daß ein Quentchen Christusglauben sich noch zu allen Zeiten stärker erwiesen hat,

Digitized by Google

als ein Zentner von dem, was eine der Religion entleerte Kultur (die wahrlich ein ganz anderes Gesicht hat als dasjenige, worauf Rothe und Schenkel und Bluntschli und so manche ihrer selbstlosen Mitarbeiter die Ideale des Protestantenvereins aufbauten) in sich schließt. Gebe Gott, daß die zukünftigen Jahrzehnte des Evangelischen Bundes von Ihnen nach wie vor lernen: von aller Parteileidenschaft der die Tagespresse erhitzenden Fragen den Blick abzulenken auf das, was sub specie aeternitatis in Betracht kommt! Und möge Ihnen persönlich vergönnt sein, noch manches Jahr sich an dem zu erfreuen, was Sie — dem immer schwerer hemmenden körperlichen Leiden, welches Ihr stilles Wirken nur einem kleinen Kreise erkennbar machte, zum Trotz — diesem Bunde in die Wiege gelegt haben!

Digitized by Google

Einleitung.

Die Einleitung in die Geschichte der deutschen Theologie hat die Frage an die Spitze zu stellen gehabt: „Wo ist hier ein fester Punkt, der unserer geschichtlichen Betrachtung sicheren Boden unter den Füßen gewährt, der die Entwirrung der scheinbar wirr durcheinander laufenden Fäden ermöglicht?“ Wer an die Geschichte der Kirche im Protestantismus herantritt, ist noch viel stärker veranlaßt, sich diese Frage zu stellen. Oder wird nicht hüben und drüben die Geschichte des Protestantismus für geradezu identisch erklärt mit der Geschichte der Selbstauflösung der Kirche?

Die päpstliche Presse aller Länder, welche von der Zentralstelle in Rom ihre Schlagwörter erhält, erklärt Kirche und Protestantismus für Gegensätze, die sich gegenseitig ausschließen. Liegt aber nicht die gleiche Anschauung der bekannten Definition Rothes von der „katholischen oder der kirchlichen Zeit“ zu Grunde, und der anderen von der Reformation als dem Beginn des Übergangs aus der kirchlichen Form des Christentums in die außerkirchlichen Formen? Wozu also der törichte Versuch, noch eine besondere Geschichte der protestantischen Kirche neben die der protestantischen Theologie zu stellen?

Aber auch abgesehen von diesem prinzipiellen Einwand hat der Leser des dritten Bandes noch ein besonderes Recht zu der verwunderten Frage: Steckt denn nicht bereits in dieser Geschichte der Theologie alles das drin, was überhaupt ein Interesse beanspruchen kann im sogenannt kirchlichen Leben des Protestantismus? Sind nicht alle einigermaßen bedeutsamen kirchlichen Erscheinungen, die aus den Epochen von 1813, 1835, 1848, 1870 hervorgingen, schon in jenem Zusammenhang mit behandelt?

Wir wollen uns an dieser Stelle in keinerlei spezielle Antworten einlassen. Denn auf die prinzipielle Frage hat Rothe noch selber die zutreffendste Erwiderung gegeben in dem Vorwort zur ersten Auflage dieses — damals noch einbändigen — Handbuchs. Die besondere Frage aber ist ebenfalls schon in der gleichen ersten Auflage, obgleich der Inhalt derselben um vieles knapper sein mußte, durch den zweiten Abschnitt des

Digitized by Google

dritten Buches — die Geschichte der deutschen Kirche — tatsächlich gelöst worden. Denn in den 9 §§, in welche derselbe zerfällt, stellen sich den vorhergegangenen 9 §§ der Geschichte der Theologie die nachfolgenden Gesichtspunkte zur Seite:

Die Union der evangelischen Konfessionen.
Die moderne Orthodoxie in der Kirche.
Die Bewegung der protestantischen Freunde.
Die Verfassungszustände der deutschen Kirche vor 1848.
Die Einwirkung des Revolutionsjahres auf die Kirche in der Herrschaft der Orthodoxie.
Niederlagen und Verluste der Kirche durch die geschichtswidrigen Maßregeln der Orthodoxie.
Die Religion außerhalb der Kirche.
Neue Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche vor und nach 1848.
Anfänge des Umschwungs seit 1859. .

Es darf dem Verfasser zu nicht geringer Genugtuung gereichen, daß er noch heute nicht nur den in der Reihenfolge dieser §§ niedergelegten Gedankenzusammenhang beibehalten kann, sondern sich nach wie vor auch die Darstellung der einzelnen Entwicklungsstadien aneignen darf. Aber die heute zu überschauende Stofffülle ist auch hier eine unverhältnismäßig größere geworden. Schon die Geschichte des Katholizismus hatte sich in der Neubearbeitung zu einem starken Bande ausgewachsen. Die Geschichte der deutsch-protestantischen Theologie forderte sogar zwei getrennte Abteilungen. Und wagen wir uns jetzt gar noch einmal an die Geschichte der Kirche heran, so zeigt sich abermals schnell genug, wie sehr die frühere Darstellung der Ergänzung bedarf. Ganz anders, als es noch vor einem Menschenalter schien, sind die religiös-kirchlichen Probleme in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Die oben gestreifte Frage, wo dieselben innerhalb des Protestantismus zu finden seien, würde darum jetzt in der Tat den Tatsachen des wirklichen Lebens keinerlei Rechnung mehr tragen.

Je größer aber die Fülle der Gesichtspunkte geworden ist, welche der geschichtlichen Betrachtung sich nebeneinander aufdrängen, um so nachdrücklicher werden wir für das Verständnis der kirchlichen Seite der protestantischen Entwicklung vor die gleiche Grundfrage gestellt, wie für das Verständnis der theologischen Seite: wo ist der feste Punkt, der uns sicheren Boden gewährt und die Entwirrung des scheinbaren Wirrwarrs ermöglicht? Die Antwort auf diese Frage hat für die Geschichte der Theologie im Protestantismus darin gelegen, daß wir ihr das Apostelwort als Motto voranstellen durften: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi!" Für die Geschichte der Kirche im Protestantismus aber ergibt sich genau das gleiche einfache Fazit. Auch ihr

Digitized by Google

unzerstörbarer Mittelpunkt nennt sich kurz und bündig: Gemeinschaft mit Christus. Jede kirchliche Gemeinschaft, wie mannigfach verschieden sie sich auch sonst gestalte, beruht auf der persönlichen Gemeinschaft ihrer Mitglieder mit Christus.

Das unsichtbare Himmelreich, welches der Herr auf die Erde herniedergebracht hat, mußte sich mit Naturnotwendigkeit immer wieder in der sichtbaren Form der Kirche verkörpern. Wo nur irgend zwei oder drei in seinem Namen versammelt waren, da ist er mitten unter ihnen gewesen. Darum hat jede neue Einzelgemeinde ihr Vorbild in der Gestaltung der ersten Jerusalemer Gemeinde gefunden, jeder neue kirchliche Organismus in dem pauliniſchen Zusammenschluß der Juden und Griechen. Was durch die Reformation hinfällig geworden ist in der kirchlichen Gestaltung des Christentums, das ist nicht die Kirche selber gewesen, sondern die Herrschaft der Hierarchie über die Kirche. Um so weniger darf es denn aber auch verkannt werden, daß es ein neuer Kirchenbegriff ist, der sich schon damals demjenigen des Mittelalters gegenübergestellt hat. Das — die päpstliche Allgewalt und Unfehlbarkeit begründende — System des Thomas von Aquin ist von Luther in Stücke geschlagen. In vollem Gegensatz dazu rang sich ein neuer Kirchenbegriff durch, doch nicht mit einem Schlage, sondern durch manche Etappen hindurch. Den eigentlichen Wendepunkt für die Kirche im Protestantismus sowohl als im Katholizismus brachte aber erst das vatikanische Konzil.

In viel höherem Grade, als es den Zeitgenossen klar geworden war, wird es den späteren Geschlechtern zum Bewußtsein kommen, was für eine allseitige Tragweite diesem Konzil für alle Kirchen ausnahmslos innewohnt. Das Papsttum hat in demselben für alle Zukunft diejenigen Konsequenzen gezogen, deren vormalige Kundgebung die Loslösung sowohl der Orientkirchen wie der Reformationskirchen hervorrief, in unseren Tagen aber stufenweise die Opposition der Döllinger, der Hoensbroech, der Franz Xaver Kraus. Dadurch aber sind dann umgekehrt auch die scheinbar immer mehr auseinandergehenden Begriffe „Kirche“ und „Protestantismus“ nunmehr wieder in das richtige Wechselverhältnis zueinander gebracht. Allerdings — diejenige Generation, welche in Deutschland die nationale Aufgabe zu lösen gehabt und, soweit es in ihrer Hand stand, gelöst hat, ist an der kirchlichen Aufgabe gescheitert. Aber für die Zukunft aller Kirchen ausnahmslos ist seither doch eine Grundlage gewonnen, welche über die Gegensätzlichkeit von Katholizismus und Protestantismus hinaushebt und eine ähnlich vergleichende Konfessionsgeschichte ermöglicht, wie die Parallelen in der vergleichenden Sprach- und Religionsgeschichte.

Die Aufgaben dieser jungen (zwar erst im Werden begriffenen, dafür aber aufs Engste mit der Religionsvergleichung zusammenhängenden) Dis-

Digitized by Google

ziplin sind in dem Sendschreiben an Döllinger über „Die Zukunftsaufgabe der interkonfessionellen Forschung als vergleichender Konfessionsgeschichte“ *) dargelegt. Dasselbe bildet auch für die nachfolgenden Spezialuntersuchungen die prinzipielle Grundlegung. Dagegen muß es auch für die Geschichte des Protestantismus nachdrücklich wiederholt werden, was in der Einleitung der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus“ (Band I: Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil) des näheren dargetan ist.**)

Es fruchtet zu nichts, das Auge davor zu verschließen, daß in derselben Zeit, welche ein von Rom unabhängiges Deutsches Reich erstehen sah, die Regisseure des vatikanischen Konzils ihre Sache nicht minder verstanden haben, als der gewaltigste der deutschen Staatsmänner. Der Vatikanismus ist heute nicht nur im Deutschen Reichstag, sondern von Land zu Land Trumpf. Nur derjenige, welcher den ganzen Ernst dieser Lage erfaßt, kann an wirklicher Reform mitarbeiten. Von der vatikanischen Politik soll man vor allem eins lernen, nicht bloß von heute auf morgen zu rechnen, sondern mit den Keimen und Saaten, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten aufwachsen.

Rechnen wir aber einmal wirklich mit den Keimen und Saaten, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten aufwachsen, so ist auch die andere Konsequenz gegeben, daß wir das zukünftige Gegengewicht zu jenem Vatikanismus nicht länger verkennen. Es ist die Morgengabe, welche in der gleichen Zeit der Sichtung dem deutschen Protestantismus durch den deutschen Katholizismus dargebracht wurde. Denn diese Morgengabe liegt eben in dem erneuten Martyrium der Christusgemeinschaft als Kirche. Knüpfen wir auch hier zunächst an das an, was bereits in spezielleren Ausführung über „den religiösen Frieden der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische Kirche“ dargetan wurde!***) Es ist dort nicht verschwiegen, daß die altkatholische Kirchenbildung aus einem Chaos ohnegleichen erwachsen ist. Nur um so unverkennbarer aber hat sich jenes schlichteste Wort des Evangeliums, das wir schon oben an die Spitze stellten, als das allein ausreichende Kriterium erwiesen für alles, was im biblischen Sinn Kirche genannt werden kann:

„Wo zwei oder drei im Namen Christi versammelt sind, ist er selber mitten unter ihnen.“ Alles das, was die großen paulinischen Briefe uns vorführen über die Verkörperung des Himmelreichs in der neuen Gemeinschaft, welche über die nationalen Gegensätze der Juden und Griechen hinaushebt, als der eine Leib Christi mit den mancherlei Gliedern; was der Epheserbrief ausmalt als den Bau, an welchem

---

*) Dieses Sendschreiben bildet die dritte der drei „Zeitgeschichtlichen Untersuchungen“ unter dem Titel „Katholisch oder Jesuitisch?“ (Leipzig 1889, Restauflage Buchhandlung des Evangelischen Bundes, C. Braun.)

**) Jena, Costenoble, 1899.

***) Vortrag unter gleichem Titel in Wiesbaden 1901 (Leipzig, C. Braun. Mit einem Anhang über die Vor- und Nachspiele der Liguorischen Kontroverse).

Digitized by Google

Christus der Eckstein ist; was die Pastoralbriefe der Gemeinde bieten über das Verhältnis von Hirten und Herde — wir sahen es aufs neue Stufe für Stufe gefestigt. Wer daneben ferner etwas gründlichere Kenntnis hatte von der ersten altkatholischen Kirche, die ein berühmtes protestantisch-theologisches Werk Jahrzehnte vor dem Vatikankonzil so genannt hat, der konnte nun auch die Lehren der ignatianischen Briefe ganz anders beherzigen und von ihnen zu Irenäus fortschreiten und von diesem zu Cyprian. In der Tat — Cyprians magna charta von der Einheit der Kirche, sie ist uns im Grunde erst durch Bischof Reinkens allseitig erschlossen.*)

Es gilt dies nicht nur von der Idee der Kirche, sondern zugleich von derjenigen des Episkopats. Denn was ein wirklicher Bischof im altkirchlichen Sinne bedeutet, das ist unserem deutschen Volke, welches in seiner protestantischen Hälfte durch die Verweltlichung seines Episkopats zum Bruch mit demselben gezwungen wurde, erst durch die altkatholischen Bischöfe wieder zum Bewußtsein gekommen. Es hängt aber auch diese Besonderheit wieder mit der großen Prinzipienfrage zusammen: „was bedeutet die altkatholische Kirche für den religiösen Frieden der Zukunft?“ Diese Frage verlangt nämlich eine verschiedene Antwort mit Bezug auf den deutschen Katholizismus und den deutschen Protestantismus. Für den ersteren ist jene recht eigentliche „Notkirche“ das Ferment persönlicher Überzeugungstreue. Dem zweiten zeigt sie, was eine wirkliche Kirche trotz aller äußeren Not in sich schließt. Wir können als Volk nicht gesunden, wenn sich nicht das Eine mit dem Anderen paart: wenn nicht persönliche Überzeugung und religiöse Gemeinschaft sich gegenseitig durchdringen. . . . .

Von dieser Erfahrung aus muß denn auch für alle jene, welchen der Protestantismus bis dahin nur die Selbstauflösung der Kirche bedeutete, die gleiche Lehre erwachsen, welche Rothe schon im Jahre 1861 als die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen „Kirche“ erkannt hat. Die Unumgänglichkeit einer auf ihre eigenen Füße gestellten Kirche wird sich auch dem deutschen Protestantismus, so gut wie dem anglo-amerikanischen, nur immer stärker aufdrängen. Wir drücken aber auch dieses Schlußergebnis aller bisherigen Beobachtungen am besten in den gleichen Worten aus, die schon die eben zitierte kleine Schrift für dasselbe gebraucht hat:

Es steht hier genau ebenso wie mit dem Zusammenbruch der scholastischen Formel über die Eingebung der Bibel. Mit dieser falschen Theorie ist der einzigartige Wert der heiligen Schrift mit nichten gefallen, und der Herr Christus bedeutet uns nur um so viel mehr. So ist auch das alte Staatskirchentum mit seinem — ursprünglich persönlich so wohlberechtigten, aber nachmals bureaukratisch mißbrauchten — Summepiskopat trotz aller Galvanisierungsversuche moralisch tot. Aber wie die armen, gedrückten Reformationskirchlein in ihrem irdenen Gefäße den himmlischen Schatz bargen, so verfügt auch die evangelische Gemeinde der Gegenwart über ungeahnte brachliegende Kräfte. Es kommt nur darauf an, sie zu wecken. Das gleiche Ferment, wie die altkatholische Kirche für das katholische, ist die Brüdergemeinde für das evangelische Deutschland. Was in diesem kleinen Kreise begonnen war, ist durch die umfassende Vereinstätigkeit allgemeines Anliegen geworden. Was bedeutet dem gegenüber der staatliche Verwaltungsapparat, in welchem die Pastoren eine ähnliche Funktion aus-

*) Vgl. J. H. Reinkens, Cyprian von der Einheit der Kirche (auf Grund der von den systematischen Fälschungen gereinigten Ausgabe der Wiener Akademie).

Digitized by Google

üben sollen wie die Eisenbahn-, Zoll- und Postbeamten, und in welchem die Uniformierung, deren die Armee nicht entbehren kann, auf völlig heterogene Verhältnisse angewandt wird? Dieser Verwaltungsapparat hat allerdings keinerlei Anspruch auf den Namen einer lebendigen Kirche. Und eben so wenig vermag der wieder echt infallibilistische Dogmatismus, der von der Annahme dieses oder jenes Dogmas die Gläubigkeit abhängen läßt, anders als kirchenzerstörend, statt kirchenbauend zu wirken. Nach wie vor liegt die Vorbedingung jeder kirchlichen Gemeinschaft darin, daß sich in ihr — ebenso wie dnrch Petrus die verschiedenen Mundarten und Dialekte, und durch Paulus die verschiedenen Volksgenossen der Griechen und Juden, so heute — die Anhänger alter und neuer Weltanschauung in gemeinsamer Gottesverehrung zusammenfinden.

Gerade diese Überwindung fortbestehender Gegensätzlichkeit durch die höhere Einheit in Christo gehört zum „Wesen der Kirche". In der Gemeinschaft mit Christus ist Jude und Grieche, Mann und Weib, Herr und Sklave auch untereinander verbunden. Wieviel mehr die Anhänger verschiedener Weltanschauungen! Das kirchliche Martyrium innerhalb des deutschen Katholizismus hat auch hierfür den „Beweis des Geistes und der Kraft" zu erbringen vermocht. Vor der gemeinsamen Gottesverehrung in Geist und Wahrheit halten die Unterschiede verschiedener Weltbilder nicht Stand. Genau die gleiche Erfahrung über das, was (nach Schleiermachers berühmter Definition) von Christus zur „Kirche" führt, darf auch aus der Geschichte des deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts in jeder neuen Periode aufs neue bezeugt werden.

Es ist eine Weihestunde von ungewöhnlicher Triebkraft gewesen, in welcher die aus den miteinander streitenden Lagern Gekommenen sich ihrer höheren Gemeinschaft bewußt wurden, indem sie in einem und demselben apostolischen Zeugnis das an sie alle gerichtete „Wort Gottes" erkannten. Es war das vierte Kapitel des Epheserbriefs, welches die Geburtsstunde des Evangelischen Bundes geweiht hat. Gleich der erste Vers („So ermahne nun euch ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt wie sichs gebührt eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid") erinnerte mit der „klesis" der „ekkletoi" zugleich an die Entstehung der ältesten ekklesia selber.

Das auf dieser Grundlage am 5. Oktober 1886 einmütig beschlossene Werk ist für das Verständnis der „kirchlichen" Seite des Protestantismus besonders bedeutsam geworden. Wir können daher der (gerade die mannigfachen Hemnisse desselben in helles Licht stellenden) Darlegung der „Anfänge des Evangelischen Bundes" wenigstens mit Bezug auf die „Weihe des Tages" (S. 40—42) auch in unserem jetzigen Zusammenhang nicht entbehren.

Aller Schwierigkeiten ungeachtet hat das mit der vollen Offenheit im Gedankenaustausch verbundene gegenseitige Entgegenkommen dem Erfurter Tage seine unzerstörbare Zukunftsbedeutung gegeben. Und dabei ist trotz aller Verschiedenheit der persönlichen Anschauungsweise niemand im Zweifel gewesen, wem diese unzerstörbare Zukunftsbedeutung in erster Reihe zu danken gewesen ist. Denn weder die treffliche Leitung der Beratungen, noch der gute Wille der von hüben und drüben Gekommenen hätten

Digitized by Google

für sich allein ein solches Ergebnis zu Wege gebracht. Es ist vielmehr recht eigentlich das Wort Gottes selber gewesen, welches alle in gleicher Weise als an sie persönlich gerichtet erkannt hatten. Mochten die Theologen in der Versammlung den sekundären Verfasser der an sie ergangenen biblischen Mahnung in einem Apostel oder in einem Apostelschüler erblicken; mochten sie das Schriftstück, welchem jene Mahnung entnommen war, als die Umgestaltung einer älteren Grundschrift oder als einen Originalbrief ansehen — in dieser Stunde haben sie insgesamt nicht an den menschlichen Autor denken können, als das Wort Eph. 4, 1 ff. sie ergriff.

Das geistesmächtige 4. Kapitel des Epheserbriefes, dessen weiteren Wortlaut unsere Leser selber vergleichen wollen, ist der Erfurter Versammlung überdies von einem Manne ans Herz gelegt worden, dessen persönliche Erscheinung schon mächtig einwirkte. Denn das Charisma einer Kirche von einem mehrhundertjährigen Martyrium war hier in einem mehr als achtzigjährigen und doch noch jugendfrischen Greise verkörpert. Wie kaum ein zweiter ist der Superintendent Greeven von Büderich, der Gemeinde, in welcher Clarenbach, der erste Märtyrer der rheinisch-evangelischen Kirche, die ersten evangelischen Anregungen empfangen hatte, dazu berufen gewesen, seine Heimatkirche in solch ernstem Moment zu vertreten. Eine ganze Anzahl aufeinanderfolgender Provinzialsynoden hatte in diesem niederrheinischen Superintendenten (ähnlich wie in seinem oberrheinischen Spezialkollegen Back von Castellaun) gerade in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit einen ihrer führenden Geister gesehen. Er war aber nicht nur ein recht eigentlich typischer Repräsentant seiner Heimatkirche, sondern zugleich der Erbe einer jener Familientraditionen, welchen die evangelischen Pfarrhäuser zu allen Zeiten ihre besten Kräfte zu danken gehabt haben. Einem recht eigentlichen Pfarrergeschlechte entsprossen, hatten vier Brüder sich nacheinander dem kirchlichen Amte gewidmet. Drei derselben sind die von ihren Synoden selber gewählten Superintendenten gewesen. Der die anderen überlebende Bruder persönlich aber hatte mit einer unerschütterlichen Glaubenskraft einen wahrhaft freien Blick auf die im Laufe der Zeit notwendig werdenden Umwandlungen der theologischen Wissenschaft zu verbinden gewußt. Und sein weites Herz war nicht nnr den Genossen der eigenen Kirche liebevoll zugewandt gewesen; sondern wie er der erste war, welcher den parlamentarisch unter die Füße getretenen Altkatholiken auf Beyschlags Appell aus seinen eigenen bescheidenen Mitteln beisteuerte, so hat er sich bis zu seinem Todestage dieses Einigungsbandes mit den getrennten Brüdern gefreut. Seines hohen Alters ungeachtet hat Vater Greeven mit seinem gesinnungsverwandten Sohne auch noch an der Frankfurter und Duisburger Versammlung teilgenommen, innerhalb der rheinischen Kirche die verschiedenen Gruppen einander näher gebracht und sogar den Bund bei der holländischen Evangelisch Maatschappy vertreten. Die letzte öffentliche Versammlung, welcher er als besonders gefeierter Gast beiwohnte, war der Kölner Altkatholikenkongreß. Nach seinem Tode ist der vom Zentralvorstande des Bundes gewidmete Nachruf aus der „Kirchlichen Korrespondenz" in eine Reihe anderer Blätter übergegangen: ein deutlicher Beleg, wie sehr sich das die sämtlichen Teilnehmer an dem Erfurter Tage bewegende Dankgefühl als ein nachhaltiges bewährte.

Die kirchliche Ausgestaltung des Protestantismus, wie sie der in jener Weihestunde begründete „Evangelische Bund" sich zur Aufgabe stellte, wird der Natur der Sache nach von den in einem wahren Kampf ums Dasein miteinander ringenden Parteien sehr verschieden verstanden. Nur um so lehrreicher ist jedoch die Übereinstimmung in der Erkenntnis der bisherigen

Digitized by Google

Mißstände, wie sie sich beispielsweise bei dem Vergleich der Statuten des Protestantenvereins mit den seiner Zeit sehr im Vordergrund stehenden Hammersteinschen Anträgen ergibt. Man darf dabei allerdings nicht außer Acht lassen, daß die den letzteren zukommende Bedeutung nicht in dem unglückseligen Manne lag, der ihnen den Namen gegeben hatte, sondern in den alten Traditionen der rheinischen Kirche, an welche seine Anträge anknüpften. Um so weniger aber dürfen schon hier die kirchlichen Thesen eines anderen Führers der gleichen Bewegung, welcher der theologischen Anschauung des Verfassers stets als Gegner gegenübergestanden hat, außer Betracht bleiben. D. Stöckers Vortrag auf der Thüringer Kirchlichen Konferenz vom 3. Mai 1881 hat für den Redner selbst bittere Folgen gehabt, einmal weil seine damalige tonangebende Stellung es nahelegte, ihn für den Gesamtcharakter der Versammlung verantwortlich zu machen, sodann aber, weil seine Beteiligung an der nachfolgenden Debatte von ihm persönlich anders aufgefaßt war als von den Zuhörern. Überdies sind die weiteren Thesen, welche der sogenannten modernen Theologie die kirchliche Berechtigung absprachen und ihre Ausschließung forderten, unabtrennbar von der Voraussetzung, daß die damalige Hoftheologie niemals der entgegengesetzten Platz machen werde. Alles dessen ungeachtet aber wird in Zukunft keiner, der sich irgendwie mit der Geschichte der Kirche im Protestantismus beschäftigt, an den vier ersten Thesen jenes Vortrags vorbeigehen können. Für das Verständnis einer ganzen Reihe der nachfolgenden Untersuchungen sind sie daher auch hier unentbehrlich:

1. Das Freikirchentum ist eine auf deutschem Boden unhistorische, durch die Mängel der bestehenden Kirche wohl erklärliche, aber auf dem Wege kirchlicher Erneuerung zu überwindende Erscheinung.

2. Das Landeskirchentum ist als eine unter göttlicher Führung gewordene Eigentümlichkeit der Reformationskirchen zu schonen, bis evangelische über die Landesgrenzen übergreifende Bekenntniskirchen vorhanden sind, die das Ziel unseres kirchlichen Strebens sein müssen.

3. Die Wahrheit des Landeskirchentums ist das Volkskirchentum, welches die Möglichkeit gewährt, das gesamte Volksleben mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen; das Nachteilige desselben liegt in dem Staatskirchentum und in der Gefahr, daß die Kirche ihren ökumenischen Charakter verliere oder vergesse.

4. Die Wahrheit des Freikirchentums ist der Gegensatz gegen das Staatskirchentum und das energische Streben, die Kirche als eine Gemeinschaft der Gläubigen zu gestalten; das Nachteilige desselben liegt in der Versuchung zum Sektentum und in der Gefahr, den Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche und mit dem gesamten Volksleben aufzugeben.

In unserer historischen Darstellung werden wir ja ebensowenig von der Kritik des Staats- und Freikirchentums ausgehen, als das Landes- und Volkskirchentum gleichstellen dürfen. Dagegen bleibt es einfach jener erste Keim des schlichten apostolischen Kirchenbegriffs, das „Berufenwerden"

Digitized by Google

durch Christus selbst, wodurch wir uns über jede Ausschließlichkeit des kirchlichen Partikularismus erheben, mag derselbe eine hierarchische oder eine separatistische Färbung tragen. Wir begnügen uns daher vorerst mit dem Hinweis auf jenes grundsätzliche Kriterium. Denn erst da, wo die zahlreichen Einzelbildungen uns nebeneinander vor Augen stehen, können wir Gemeinsames und Gegensätzliches auseinander halten. Um so weniger aber dürfen wir uns hier des Hinweises auf die prinzipiell entgegengesetzten Anschauungsweisen entschlagen, mit welchen wir uns in der Darstellung des Einzelnen wieder und wieder auseinanderzusetzen haben werden. Schon der im Lutherjahre 1883 ausgebrochene „Benderstreit" hat seinen bedeutsamsten literarischen Niederschlag in dem Benderschen Werke über „Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung" gefunden. Das Wesen der Religion wird hier jedoch nicht in der Schule dessen gewonnen, der die Religion selbst auf ihre höchste Stufe erhoben hat. Statt des Ideals wird vielmehr das Zerrbild und die Karrikatur zum Ausgangspunkte genommen. So war es nicht anders möglich, als daß die sogenannten „Grundgesetze der Kirchenbildung" so ziemlich das Gegenteil von dem geworden sind, was seit den Tagen der Apostel zu den stets erneuten kirchlichen Bildungen geführt hat. Nur um so lehrreicher aber sind dann die damaligen Erörterungen für das Verständnis der Zukunftsaufgaben aller derjenigen Gemeinschaftskreise geworden, welche wirklich „Kirche" genannt werden dürfen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis dürfte die erst in den Anfängen begriffene Kontroverse über das jüngste Harnacksche Buch führen. Wie der Benderstreit und der Apostolikumsstreit, so wird auch diese Kontroverse in den gesamten zeitgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt werden müssen. Aber schon hier dürfen wir nicht an einer prinzipiellen Vorfrage vorbeigehen. Denn das jüngste „Wesen des Christentums" geht zwar nicht, wie das Bendersche Buch, direkt im Geleise von Ludwig Feuerbach. Aber durch die Wahl des gleichen Titels mit dem noch immer nachwirkenden Feuerbachschen Werke*) hat es die erneute Prüfung der von diesem konsequenten Denker an dem offiziellen Namen „Christentum" angelegten Kritik abermals auf die Tagesordnung gesetzt. Gerade durch das Nebeneinandertreten der beiden gleichbetitelten Schriften ist es nämlich unverkennbar geworden, wie unter dem einen Wort völlig entgegengesetzte Dinge zusammengefaßt werden. Aber es konnte nunmehr auch nicht bei der Erkenntnis bleiben, daß ein in sich selber so widerspruchsvoller Ausdruck einfach wissenschaftlich unbrauchbar ist, sondern es ist das Harnacksche

*) Vgl. darüber Band III, 1 § 14: das „Wesen des Christentums" und das „Wesen des Materialismus".

Digitized by Google

Buch zugleich recht eigentlich typisch geworden für eine Zeit, in welcher das ostensible „Christentum" — und zwar genau mit denselben „äußeren Geberden" wie das „Pharisäertum" zur Zeit Jesu — wieder einmal auf der Straße sich breit macht. Die naturgemäße Folge wird darum darin liegen, daß ein späteres Geschlecht nicht sowohl nach dem Wesen des „Christentums" fragen wird, als vielmehr nach dem Wesen des „Christusglaubens". Das „Christentum" der englischen Afrikapolitik und des Liguori-Jüngers Anzer in China wird eben doch nicht auf die Länge mit dem Evangelium Jesu zusammengeschweißt werden können. Wenn nicht unsere Kinder, so werden wenigstens unsere Kindeskinder sich nicht mehr der Frage entziehen können, ob es wirklich angeht, das, was Christus mit dem Apage Satanas in Petrus zurückweist, mit seinem eigenen Lebenswerk unter eine und dieselbe Kategorie zu stellen. Es ist das in der Tat nur da möglich, wo das, was zu allen Zeiten das Wesen des Christusglaubens gewesen ist („Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, denn allein Jesum Christum") hinter das Wesen jener Tagespolitik zurückgestellt wird, für welche die Religion Mittel zur Weltherrschaft ist. Einem solchen „Wesen des Christentums" gegenüber hat allerdings ein Rothe vergeblich daran gemahnt, daß dem offiziellen „Christentum" durch den Herrn Christus selbst Judentum und Islam entgegengestellt sind.

Sowohl der Benderschen wie der Harnackschen Kontroverse werden wir uns in ihrem Einzelverlauf zuzuwenden haben. Nicht minder aber der vom entgegengesetzten Ausgangspunkt aus versuchten Gegenüberstellung von „Kirche und Kirchen". Schon die erste Auflage unseres Handbuchs hat sich mit diesem letzten Versuch des vorvatikanischen Döllinger, durch die gleichzeitige Polemik gegen das Schisma des 11. und des 16. Jahrhunderts seine Stellung innerhalb der Papstkirche zu sichern, auseinandersetzen müssen. Speziell die Geschichte der Kirche im Protestantismus aber hat nach wie vor Anlaß, auch dieses Werk von 1860 so wenig außer acht zu lassen, wie die in Möhlers Symbolik und Döllingers eigenem Quellenwerk über die Reformation enthaltenen Lehren.

Gerade die kirchlichen Streitigkeiten des 19. Jahrhunderts hängen fast durchgängig mit der engeren oder weiteren Fassung des Kirchenbegriffs zusammen. Eine kaum übersehbare Reihe von Kontroversschriften führen sich im Grunde alle auf das Nebeneinandergehen des alten und des neuen Protestantismus in derselben Gemeinschaft zurück. Man sieht sich stets aufs neue vor die Frage gestellt: ist das ein fortschreitender Zersetzungsprozeß, oder zugleich eine überströmende Lebenskraft? Werden bloß die alten Schläuche durch den neuen Wein zersprengt werden? oder wird endlich die Mahnung des Evangeliums beherzigt, daß der neue Wein neue Schläuche bedingt? Wir werden uns daher bei keiner einzigen der in

Digitized by Google

Frage kommenden Erscheinungen der Aufgabe entziehen können, stets den inneren Zusammenhang im Auge zu behalten, in welchem sie alle untereinanderstehen. Denn nur auf diese Weise können wir uns stets den allseitigen Blick wahren, der das Urteil unabhängig macht von den wechselnden Eindrücken des Tages. Allem anderen zuvor war das erforderlich für den Gesamtüberblick.

Auch in dieser zusammenfassenden Geschichte der „Kirche im Protestantismus" wird das einstweilige Schlußergebnis kein anderes sein können, als das, welches bereits in den Spezialstudien über „Die Hemmungen des deutschen Protestantismus in der Wahrung seiner Interessen" und über „Die Verschuldung des deutschen Protestantismus an der Oberherrschaft des Papsttums über das Deutsche Reich" vorgeführt wurde.*) Aber dürfen wir darüber die zur Zeit brachliegenden Felder außer acht lassen, welche dem durchdringenden Blicke unseres Herrn doch vielleicht bereits als „weiß zur Ernte" erscheinen? Sind die hinter der Felswand verborgenen Quellen deshalb nicht vorhanden, weil der Mosesstab noch nicht an den Felsen gerührt hat? Haben nicht gerade in den dunkelsten Zeiten der Geschichte die „latenten Kräfte" sich ausgebildet, von welchen die zukünftigen Fortschritte bedingt waren? Das Evangelium Jesu trägt nun einmal doch die Triebkraft in sich zu stetig erneuerter Reformation. Das unverlierbare Erbteil der Gemeinschaft mit dem, welchen „Niemand seinen Herrn nennen kann, ohne durch den heiligen Geist", liegt in den „geistlichen Gaben" und „himmlischen Gütern", in denen sich jede neue Ausgießung dieses heiligen Geistes bewährt.

Diese „geistlichen Gaben" und „himmlischen Güter" sind nun doch den evangelischen Kirchen im 19. Jahrhundert gewiß nicht weniger reich zugeflossen als irgend welcher früheren Zeit. Ja, die ruhig vergleichende Beobachtung muß dasselbe sogar als ein in vielfacher Beziehung besonders begnadigtes bezeichnen. Auf der andern Seite haben aber auch die Gegenströmungen, die Hemmnisse, die Unterdrückungsversuche sich beständig gemehrt. So müssen wir denn wieder und wieder den Ursachen nachgehen, die es verhinderten, daß jene Gaben und Güter zu einer ähnlichen Entfaltung kamen, wie z. B. die mancherlei Charismata der amerikanischen Kirchen. Aber wir dürfen uns dadurch nie irre machen lassen an der Fortdauer derselben eben als „latente Kräfte". Der einfachste Weg, beides miteinander zu verbinden, ist zweifellos der, uns noch einmal die gleichen Zeitabschnitte nochmals vor Augen zu stellen, in welche sich die Geschichte der Theologie für uns zerlegte. Denn gerade auf diesem Wege zeigt es

*) Beide Vorträge (Krefeld 1897, Berlin 1899) sind in der Buchhandlung des Evangel. Bundes erschienen.

Digitized by Google

sich deutlich, weshalb auch innerhalb des kirchlichen Lebens das Ringen der Gegensätze zu einer noch stetig gesteigerten Heftigkeit fortgeschritten ist.

Die allgemeine chronologische Einteilung ist somit auch für die jetzige Aufgabe von selber gewiesen. Es sind die gleichen Epochen von 1835, von 1848 und 1870, welchen wir nachgehen. Auch die Definition der von diesen Epochen bedingten Perioden kann für Theologie und Kirche durchweg die gleiche sein. Und die spezifisch kirchlichen Neugebilde in jeder einzelnen Periode sind um so leichter herauszufinden, da sie regelmäßig schon dem nächsten Geschlecht als die Bergesgipfel in einer sonst ebenen Umgebung erschienen. Wie sich von hier aus der — im Verlauf der Arbeit mannigfach umgestaltete — Plan des neuen Bandes schließlich fixiert hat, das ist in eigenem Zusammenhang näher darzulegen. Dagegen gehört in diesen Zusammenhang noch ein Wort über die Art der Verwertung der inzwischen neu erschlossenen Quellen.

Es ist zunächst der literarische Nachlaß Boyens, Bunsens und Rothes gewesen, welcher jetzt zum ersten Male auch für die Gesamtdarstellung möglichst mit herangezogen worden ist. Die drei biographischen Werke liegen allerdings der Öffentlichkeit vor, haben auch mannigfache Benutzung (besonders häufig ohne Angabe des Ursprungs) gefunden. Aber es ist doch noch etwas ganz anderes um die Ergebnisse des eigenen Einblicks in den persönlichen Nachlaß solch großer Persönlichkeiten und des jahrelangen geistigen Verkehrs mit ihnen und ihrem Freundeskreise. Wo es darum eben anging, ist der Ertrag davon an geeigneter Stelle für das Gesamtbild verwertet. Daß darüber aber auch die Vertreter gegnerischer Auffassungsweisen nicht zu kurz gekommen sind, wird der aufmerksame Leser bald merken.

Eine zweite bisher noch völlig unverwertete Quelle ist aus dem persönlichen Verkehr mit den gleichen fürstlichen Persönlichkeiten erwachsen, deren Anschauung und Einwirkung bedeutsame Stücke der evangelischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts beeinflußte. Auch hier hat sich eine vielfache Ergänzung des bisher nur beiläufig Angedeuteten als nötig erwiesen. Allerdings ist im Laufe der Jahre schon manches urkundliche Material aus dem Bunsenschen Familienarchiv über den ersten deutschen Kaiser als Prinzen von Preußen veröffentlicht worden*). Ebenso hatte

*) Dr. Georg von Bunsen war damit selbst noch vorangegangen in den beiden Aufsätzen über „Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung“ und „Briefwechsel zwischen Berlin, Koblenz und London vom Jahre 1851“ (D. Revue, Novbr. und Dezbr. 1895, Febr. 1896). Nach seinem Tode erschienen in der gleichen „Deutschen Revue“ die weiteren Briefsammlungen über den „Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1844“ (Juli 1897), „Die Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzen Albert über die deutsche Frage aus dem Jahre 1847“ (August 1897),

Digitized by Google

schon die Herausgabe der Boyenschen Memoiren — in einer Zeit, wo noch durchaus kein Versuch von oben gemacht worden war, der zukünftigen Geschichtschreibung den Namen „Wilhelm der Große" zu oktroyieren — den Anlaß geboten, diese Bezeichnung anzuwenden. Wohl ist gerade die kirchengeschichtliche Seite der Regierung des großen Kaisers nicht ohne Incidenzfälle gewesen, welche der Historiker nur mit tiefem Bedauern registrieren kann. Daß sich aber trotzdem dieser Name genau ebenso wie der des großen Kurfürsten und der des großen Königs von allem, was vorher und was nachher liegt, abheben wird, unterliegt für mich keinem Zweifel.

Den persönlichen Erinnerungen an die beiden ersten deutschen Kaiser traten zugleich diejenigen an die kirchlichen Ideale des Großherzogs Karl Alexander von Weimar und des Großherzogs Friedrich von Baden zur Seite. Ich habe es allerdings als das Richtigste erkennen müssen, die Herausgabe dieser und mancher ähnlicher Aufzeichnungen einer späteren Zeit vorzubehalten. Aber die nachfolgende Darstellung beruht eben doch vielfach auf den in dieser Weise erschlossenen Quellen.

Erst während der Arbeit ist mir überhaupt die große Verantwortlichkeit völlig klar geworden, welche auf denjenigen liegt, denen es vergönnt war, große Persönlichkeiten von nahebei kennen zu lernen, große Begebenheiten mit zu durchleben. Denn die gleiche Pflicht drängt sich mir nun auch noch nach einer dritten Seite hin auf. Bisher sind es immer nur mannigfach zerstreute Beiträge gewesen, welche beispielsweise über den Ursprung und die Begründung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins sowie über die Anfänge des Evangelischen Bundes und seiner Preßtätigkeit Bericht gegeben haben. Nunmehr aber kam es abermals darauf an, auch diese Einzeldaten in den allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang hineinzustellen. Das Gleiche gilt von dem aus der Mitarbeit im Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins erwachsenen Einblick. Die Geschichte des Vereins selbst wird so gut wie die der anderen Vereine innerhalb der allgemeinen Zeitgeschichte zur Darstellung kommen. Dagegen glaube ich schon an dieser Stelle speziell auf den Vortrag hinweisen zu

---

den „Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1848" (September 1897), „Die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850" (Oktober 1897), „Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen" (Februar 1898). Schon diese letzte Arbeit hatte vor dem Drucke der Kaiserin Friedrich vorgelegen, und an sie schloß sich noch die andere: „Aus dem Leben der Kaiserin Friedrich" (Dezember 1900; zu ihrem 60. — letzten — Geburtstage, 21. November 1900). In denselben Zusammenhang stellt sich überdies noch die Gedächtnisrede auf den frühverstorbenen Erbgroßherzog Karl August von Weimar. In allen diesen Einzelbeiträgen ist auch ein reicher Ertrag für die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts verborgen. Es wird das erst recht deutlich, wenn man sie mit ihrem Gegenstücke, den Gerlachschen Memoiren vergleicht.

Digitized by Google

sollen, welcher die Errungenschaften des Gustav Adolf-Vereins zugleich für die werdende „kirchliche Heimatskunde“ zu verwerten versucht.*)

Auch auf diese erste Skizzierung einer für die zukünftige Kirchengeschichtschreibung überaus wichtigen neuen Spezialdisziplin werden wir später zurückgreifen müssen. Aber es will schon hier nicht verschwiegen sein, daß auch diese „kirchliche Heimatskunde“**) sich nur auf einer „Geschichtsauffassung“ aufbauen kann, die im ganzen wie im einzelnen aus dem schlichten Christusglauben der Apostel und der Reformatoren erwachsen ist. Das Verstecken der persönlichen Überzeugung dürfte gerade in dieser Beziehung in Zukunft weniger wie je angehen.

Die spezifisch widerchristliche Tendenz des Papismus wie des Kryptopapismus wagt sich als die spezifisch „christliche“ zu brüsten. Und doch bietet die von der Görresgesellschaft portierte „christliche Geschichtsauffassung“ Hiplers wohl die ärgste Karikatur auf dieses Ideal, die es überhaupt gibt. Die freche Täuschung der Leser mit Bezug auf die Baursche Beurteilung des Flacius und dem gegenüber die tragikomische Ersetzung des Flacius durch den Chronisten Werner Rolevinck stellen die Hiplersche Geschichtschreibung auf das gleiche Niveau mit den „Geschichtslügen“. Aber es ist darum doch nicht minder bezeichnend für das Manco in der

*) Deutsch-evangel. Blätter, 1901, S. 530 ff. (nach einem Vortrag in Potsdam). Mit Bezug auf die prinzipielle Frage des im Werden begriffenen allseitigen Kirchenbegriffs darf auch die im Auftrag des Zentralvorstandes bei dem internationalen Gedenkfest der Waldenserkirche im Jahre 1889 gehaltenen Ansprache hier nicht vergessen werden: wegen der Ausführung über den Gegensatz zwischen der Kirche der Inquisition und der Kirche des Martyriums. Vgl. Résumé des fêtes du bicentenaire de la glorieuse rentrée des Vaudois; publié par ordre du synode. Latour 1889. S. 37 ff.

**) Das Material dieser „kirchlichen Heimatskunde“ wird sich erst übersehen lassen, wenn der verdienstvollen Pieperschen Statistik die von Drews an die Hand genommene „evangelische Kirchenkunde“ zur Seite getreten sein wird. Inzwischen hat auch der Evangelische Bund eine Übersicht der in ihrer Zerstreutheit nur sporadisch bekannt gewordenen lokalen und provinziellen Literatur an die Hand genommen. Für die zukünftige Einzelforschung aber dürfte ein dreifacher Gesichtspunkt fruchtbringend sein. Einmal muß das Heimatsgefühl in der lokalen Kirche der evangelischen Gesamtkirche zugute kommen (vgl. darüber den Breslauer Vortrag: „Schlesische Mahnungen zur Einigung des Gesamtprotestantismus“ und den Stuttgarter: „Was hat das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?“ — beide von 1890). Zum andern läßt sich die evangelische Kirchengeschichte nur als die Weiterbildung der katholischen Phase verstehen (vgl. hierüber „Kirchengeschichtliche Epochen im Rahmen einer Kleinstadt“ und „Die klösterliche Kleinstadt des Mittelalters“ D. ev. Bl. 1901 u. 1902). Aber auch die neuere Entwicklung des evangelischen Teils unseres Volkslebens ist nur durch den steten Vergleich mit der katholischen Hälfte verständlich. Die der letzteren Aufgabe dienenden Beiträge brauchen hier nicht speziell verzeichnet zu werden, da sie in der Einleitung zu der Schrift über „Die Anfänge des Evangel. Bundes“ (Berlin C., A. Schwetschke u. Sohn, 1897) zusammengestellt sind.

Digitized by Google

protestantischen Entwicklung im 19. Jahrhundert, daß ihr der „rettende Gedanke“ so völlig verloren ging, was eine Geschichtsauffassung im Sinne der „Religion Jesu“ wirklich besagt. So wenig wir aber ein Hehl aus dem „Glauben“ machen, der uns auch hier das Licht in der Finsternis bietet, ebensowenig dürfen wir damit zurückhalten, daß gerade die volle Anerkennung des religiös-kirchlichen Faktors der Gesamtkultur sich nur auf dem Wege streng wissenschaftlicher „Voraussetzungslosigkeit“ erzielen läßt. Es ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst Mommsens, die deutschen Universitäten im gefahrdrohendsten Moment ihrer Geschichte an diese ihre unentbehrliche Grundlage erinnert zu haben. Der Verfasser glaubt daher diese einleitenden Bemerkungen nicht besser abschließen zu können, als indem er sich gleichzeitig als den Herausgeber der „Kirchlichen Aktenstücke“ zu dem „sogenannten Fall Spahn“ *) bekennt.

*) Leipzig, C. Braun, 1902, 2 Hefte.

Digitized by Google

I. Die religiöse Erhebung im Gegensatz zu der politischen Restauration.

Zur Literatur.

Die dieser ersten Periode in der Geschichte der protestantischen Theologie (III. Band, 1. Abteil.) gewidmeten §§ 1—12 sind die nachfolgenden:

§ 1. Die Begründung der Berliner Universität und Schleiermachers Encyklopädie der Theologie. § 2. Schleiermacher als Philosoph, Historiker und Dogmatiker. § 3. Der Reformator der Theologie als Prediger des Evangeliums und Prophet der Kirche der Zukunft. § 4. De Wette in Berlin und Basel und die Begründung biblischer Theologie. § 5. Die Fortbildung der Kirchengeschichte vom psychologischen zum religiösen Pragmatismus. § 6. Die klassische Zeit der Vermittlungstheologie. § 7. Die Berliner Periode der Hegelschen Philosophie als Apologie der altkirchlichen Dogmatik. § 8. Vorbilder der theologischen Regeneration in Dichtung und Kunst, Himmels- und Erdkunde. § 9. Die Bußpredigt des erneuten Pietismus in ihrer Befruchtung der protestantischen Theologie. § 10. Das Martyrium der preußischen Altlutheraner und die Erlanger Fakultät im Keim späterer Blüte. § 11. Der erste wissenschaftliche Vorstoß des neugekräftigten Katholizismus gegen den Protestantismus. §. 12. Die Errungenschaften der Hallischen Denunziation und die Vorboten der Hallischen Jahrbücher.

In der Geschichte des deutschen Katholizismus (dem dritten Buche des zweiten Bandes) entsprechen der gleichen Periode die §§ 41—54:

§ 41. Die verschiedenen Stadien der kirchlichen Entwicklung vor und nach dem Kölner Kirchenstreit. § 42. Die päpstliche Zerreißung des Bistums Konstanz. § 43. Die Zerstörung der deutschen Nationalkirche auf dem Wiener Kongreß und dem Frankfurter Bundestag. § 44. Das bayerische Konkordat. § 45. Die Frankfurter national-kirchlichen Konferenzen und die papale Durchkreuzung ihrer Bestrebungen. § 46. Der erste protestantische Gesandte Preußens bei der römischen Kurie als Adept des Papalsystems. § 47. Die preußische Zirkumskriptionsbulle und ihre Einwirkung auf das nördliche Deutschland. § 48. Die beginnende Romanisierung des südwestlichen Deutschland. § 49. Die innerkatholischen Reformbestrebungen in der schlesischen Kirche und ihre Unterdrückung. § 50. Erzbischof Spiegel von Köln und die Lahmlegung seiner kirchlichen Reorganisation durch den Geheimrat Schmedding. § 51. Die „deutsche Theologie" der Hermesischen Schule und ihre Unterdrückung durch den wiederhergestellten Jesuitenorden. § 52. Möhlers Symbolik und die Anfänge Döllingers. § 53. Hirscher,

Digitized by Google

Staudenmaier und ihre Zeit. § 54. Die Erstlinge der neupapalen Theologie in Deutschland und die Konvertiten.

Von den „Interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben" (III. Band, 2. Abteil.) wollen hier §§ 1 und 4 verglichen werden:

§ 1. Die wiedergewonnene Hegemonie der Papstkirche in ihren Ursachen. § 4. Die konkordatliche Verwertung der Kirche als Polizeianstalt.

§ 1.

Die kirchliche Sitte im Ausgang der klassischen und im Aufgang der romantischen Dichtung.

Schon der erste Band des erweiterten Handbuchs hat sich die besondere Aufgabe zu stellen gehabt, sowohl den Weg „von der Reformation zur Aufklärung", wie das „friderizianische Zeitalter" genauer zu zeichnen, als es in dem ursprünglichen Grundrisse möglich gewesen war. Seit der Restauration von Papsttum und Jesuitenorden waren auch innerhalb des Protestantismus die Bestrebungen immer einflußreicher geworden, welche die geistigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts wieder rückgängig zu machen versuchten. Die gesamte Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts hat sich seither im tiefsten Grunde um die Bekämpfung oder Verteidigung dieser Errungenschaften gedreht. Es war daher unabweisbar geworden, das tatsächliche Verhältnis, in welchem dieselben zu den Segnungen der Reformation standen, in seinen mannigfachen Verzweigungen zu untersuchen.

Die aus der Revolution erwachsene Reaktion folgte dem Schlagwort der Hallerschen „Restauration der Staatswissenschaften", indem sie mit der sogenannten Revolution auch ihre Mutter, die Reformation, verdammte. Die geschichtliche Forschung hat dem gegenüber mit dem Werke Luthers auch das Werk Goethes vor der gleichen Unbill zu schützen gehabt. Wir haben hier absichtlich nur den einen Namen Goethe herausgegriffen. Wer jenen ersten Band zur Hand nimmt, sieht aber sofort, daß das Erbe unserer klassischen Dichter nur als eine der Ausstrahlungen des gesamten friderizianischen Zeitalters verstanden werden kann. Dieses letztere selber aber wird wiederum nur aus der fortwährenden Triebkraft des Reformationswerkes verständlich.

Das zwanzigste Jahrhundert scheint mit einer anderen — der Hallerschen scheinbar entgegengesetzten — Parole beginnen zu wollen. Denn immer deutlicher wird der Name Goethes zu dem Zweck ausgespielt, den Namen Luthers vergessen zu machen. Das Einigende im deutschen

Digitized by Google

Geistesleben soll dadurch gewonnen werden, daß die Schätze der klassischen Dichtung als ein gemeinsames Erbteil hingestellt werden, im Gegensatz zu der Spaltung Deutschlands nach der Reformation. Wo etwa noch in einer Kaiserrede Luthers gedacht wurde, mußte die inopportune Bezugnahme auf den deutschen Reformator schleunigst gestrichen werden. Dafür ist dann so offiziell wie nur möglich ein (vom Goethebund seinerseits allerdings etwas anders gefaßter) Goethekult inauguriert worden.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß für die „internationale Courtoisie" gegenüber dem Papsttum die Sprache Luthers eine gewisse Verlegenheit einschließt. Als Weimarer Staatsminister hat Goethe hofmännischer zu reden vermocht. Ob aber das Ziel, das die modernste Weisheit auf dem Diplomatenstuhle anstrebt, irgendwie erreichbarer ist, als die Aussöhnung zwischen päpstlicher Politik und Reformation der Kirche? Der Syllabus von 1864 hat auch jene Frage ebenso unzweideutig wie diese entschieden, und das Vatikankonzil hat den Entscheid zu einem „irreformabeln" gemacht.

Aus den „Segnungen der Reformation", aus „Gewissensfreiheit und Duldung",*) ist auch die nationale Einigung erwachsen. Die deutschen Katholiken des letzten Drittels des 18. und des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts haben keinerlei Zweifel darüber gehabt, daß sie den Worten Luthers nicht weniger, sondern eher noch mehr verdankten als ihre protestantischen Volksgenossen. Die restaurierten Jesuiten dagegen haben Goethe den gleichen Haß zugeschworen wie Luther. Der Baumgartnersche Goethe ist die gleiche Karrikatur, wie der — schon im Jahre 1528 am Xantener Dom in Stein ausgehauene — Janssensche Luther. Denjenigen, welchen die drei Bände Baumgartners „Goethe, sein Leben und seine Schriften" zu dick sind, sollten wenigstens die Reichstagsverhandlungen über das Straßburger Goethedenkmal den Staar gestochen haben.

Dem Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts ist durch diese Lage der Dinge für die Zukunft die gleiche Aufgabe erwachsen wie demjenigen des 16. Hier hat er sich Punkt für Punkt mit Meister Janssen und seiner Gefolgschaft auseinanderzusetzen, dort mit Baumgartner und Genossen. Es gehört zu dem ABC der geschichtlichen Methode, daß weder das Eine noch das Andere gelingen kann, wenn nicht alles das, was die advocati diaboli (um in der Sprache der Heiligsprechungsprozesse zu reden) an wirklich geschichtlichen Daten beibringen, auf seine Tatsächlichkeit hin untersucht wird. Die voraussetzungslose Geschichtswissenschaft darf bei Goethe so wenig wie bei Luther ein Heiligenbild anstreben.

*) So bekanntlich die Definition Kaiser Friedrichs in seiner Wittenberger Rede im Lutherjahr 1883.

Digitized by Google

Um so unumgänglicher aber ist es für sie, den inneren Zusammenhang zwischen dem Erbe des 16. und dem des 18. Jahrhunderts durchweg im Auge zu behalten. So wenig es angeht, um Luthers willen Goethe herabzusetzen, so wenig andererseits Luther um Goethes willen. Etwas anders steht es dagegen um das Verhältnis der ganzen Zeitwende, in welcher auch das Weimar Goethes nur eine von vielen Episoden ist, zu dem gemeinsamen Erbe der Reformation. Es bedarf nur eines kurzen Blickes auf die 16 einzelnen §§ des schon genannten Buches (des zweiten im ersten Bande) über das friderizianische Zeitalter, um zu erkennen, wie „der Einfluß der deutschen Nationalliteratur auf das religiöse Leben des Volkes“ nur eine einzelne Seite jenes gewaltigen geistigen Prozesses ausmacht, in welchem auch Philosophie und Pädagogik nicht minder an der Milderung der konfessionellen Gegensätze gearbeitet und in der protestantischen, der katholischen und der jüdischen Theologie gleich sehr eine allgemeine Neugestaltung erzielt haben. Nur von diesem allgemeinen Hintergrunde aus ist eine fruchtbringende Auseinandersetzung mit dem Baumgartnerschen Henkerswerke und seinen zahlreichen Pendants möglich. Unseren speziellen Ausgangspunkt aber nehmen wir zu diesem Behuf zunächst nicht in Goethe, sondern in Herder.

Ein prägnantes Wort des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen hat die Doppeltradition des ernestinischen Fürstenhauses dahin zusammengefaßt, dieselbe verpflichte dazu, die Lutherkanzel und die Herderkanzel gleich sicher zu schützen.

Aus den letzten Regierungsjahren seines Großvaters Karl August ist dagegen eine Unterredung mit dem Generalsuperintendenten Röhr, dem Nachfolger Herders, bekannt geworden, aus der erhellt, wie es mit der Herderkanzel in dessen eigener Zeit bestellt war. Der greise Fürst beklagte darin nämlich offen, daß die Gewöhnung seiner Jugendjahre dem Kirchenbesuch im Wege gestanden habe. In reiferem Alter sei er sich des Mangels bewußt geworden. Aber er habe sich gescheut, einen anderen Brauch einzuführen, um nicht in den Verdacht der Heuchelei zu geraten.

Neben diese beiden fürstlichen Äußerungen stellt sich uns ein drittes geflügeltes Wort, das des Weimarer Gymnasiarchen Böttiger, des gleichen, dem die Goethedarstellung des Pater Baumgartner manche ihrer bezeichnendsten Züge verdankt: „Herder muß vom Christentum leben.“

„Herder muß vom Christentum leben.“ Klärt nicht dieses kurze Sätzchen der bekannten bösen Klatschzunge sofort das Rätsel, weshalb die dichterischen Genossen Herders aus ihrer olympischen Höhe auf seine Kirche herabblickten? Und gewährt es nicht zugleich einen tiefen Einblick in die innere Gegensätzlichkeit eines Kreises, welcher der späteren Nachwelt

Digitized by Google

als ein in sich geschlossenes harmonisches Ganzes erschien? Nur daß neben der Gegensätzlichkeit der Personen doch noch etwas anderes im Auge behalten werden muß, nämlich der Unterschied zwischen der Zeit der jugendlichen Begeisterung und der unvermeidlichen Abspannung des Greisenalters.

Unsere frühere Untersuchung über den „Einfluß der deutschen Nationalliteratur" auf das religiöse Leben des Volkes (I § 19) hat den Nachdruck auf jene Gesichtspunkte legen dürfen, von welchen die Befruchtung und Umgestaltung der Theologie mitbedingt war. Es war das Aufblühen, das Werden und Wachsen der klassischen Dichtung, welches auf allen Lebensgebieten und damit auch für Theologie und Kirche neue Ideale geschaffen hat. Was in dem allgemeinen Zusammenhang eines Handbuches nur kurz angedeutet werden konnte, das hat — aus dem Vollen schöpfend — das schöne Buch Burggrafs über „Goethe und Schiller im Werden der Kraft" *) lebensvoll vorgeführt. Wir möchten auf diesen unentbehrlichen Hintergrund um so nachdrücklicher aufmerksam machen, da wir uns selbst jetzt vor die traurige Aufgabe gestellt sehen, in einer großen Zeit speziell auf die Schattenseiten, die auch ihr nicht fehlen, hinweisen zu müssen. Denn jener kraftvollen Jugendperiode ist naturgemäß, sobald der Höhepunkt gewonnen und überschritten war, eine Zeit des Niedergangs gefolgt, in welcher entgegengesetzte Geistesströmungen in den Vordergrund traten. Und in der gleichen Zeit macht sich nun zugleich eine in hohem Grade ungünstige Einwirkung auf das kirchliche Leben des Volkes bemerkbar, deren volle Tragweite weder hüben noch drüben klar ins Auge gefaßt worden ist.

Die Stellung des Musenhofes in Weimar zu der Kirche der Reformation spiegelt sich — darin hat der Thersites jener großen Zeit nur zu sehr recht — in dem Verhältnis Herders zu den ihn überragenden Geisteshervoen. Nicht genug damit, hat das gleiche Votum aber auch die Auffassung der Folgezeit mitbestimmt. Der philisterhaft, aber zuverlässig buchende Düntzer urteilt über Herders Verlobung, daß dieselbe „ihn in eine Bahn führen sollte, welche, noch ehe sein Geist seine volle Flügelkraft entwickeln konnte, ihn in das Joch des geistlichen Standes spannte und so einen traurigen Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung begründete" (S. LIII). Fügen wir dem alsbald noch eine etwas spätere Bemerkung bei, die bei aller Anerkennung dessen, was Caroline Flachsland für Herder persönlich gewesen ist, doch hervorhebt, daß ihre „Elektra-Natur (wie Goethe sie nannte) ihn oft durch ihr leidenschaftliches Aufwallen in Mißverhältnisse gegen Andere brachte". (S. LXXI.)

*) Stuttgart, Krabbe 1902.

Digitized by Google

Geht es aber darum an, die „Mißverhältnisse“ in dem Weimarer Kreise etwa auf die Eifersucht zwischen den Frauen Herders und Schillers zurückzuführen? Ist es erlaubt, die vielen bitteren Stoßseufzer Herders durch seine Hypochondrie zu erklären? Oder darf man es gar pfäffische Beschränktheit schelten, wenn derselbe Mann, dem man anfangs in Weimar — so gut wie früher in Bückeburg und schon in Riga — als einem Freigeist mißtraute, auch den Kultus des Genius nicht von der spießbürgerlichen Moral losgelöst sehen wollte?

Wir können selbstverständlich die ernsten Probleme nur andeuten, die sich bei der Beantwortung dieser Fragen für eine Geschichtsbetrachtung ergeben, welche die unlöslichen Zusammenhänge zwischen Kultur und Religion auch da im Auge behält, wo dieselben zeitweilig auseinandergegangen sind. Mit der modernen theologischen Feuilletonistik ist hier wenig zu machen. Da heißt es, mit vollem Ernst in die Schule eines R. Haym und W. Dilthey zu gehen. Da müssen die inhaltreichen Herdererinnerungen von seiner Frau und seinem Johann Georg Müller in die allgemeine Zeitgeschichte hineingestellt werden. Da gilt es obenan, die eigenen Worte Herders wieder und wieder zur Hand nehmen, obenan die pädagogischen Schriften, wie sie neuerdings der sorgsame Fleiß Horst Kefersteins gesammelt und kommentiert hat.*)

Als einen der vielen Punkte, die für ein allseitiges Bild in Betracht kommen, möchten wir jedoch wenigstens die Parallele zwischen Herders und Goethes italienischer Reise herausgreifen. Die beiden Reisen reihen sich zeitlich genau aneinander. Am 15. Juni 1786 war Goethe wieder in Weimar eingetroffen. Am 6. August 1786 ist Herder abgereist. Das Verhältnis beider war damals noch das der alten innigen Freundschaft. Ungeduldig hatte Herder auf Goethes Rückkehr gewartet. Die Erfahrungen, die dieser gemacht, sind jenem zugute gekommen. Aber was in beiden als Keim gegensätzlicher Anschauungen vorhanden war, ist während des italienischen Verbleibs zur Reife gediehen.

Die Briefe Herders aus dieser Zeit haben ganz besonders auch für die damaligen interkonfessionellen Verhältnisse Bedeutung. Schon diejenigen, die er noch von deutschem Boden geschrieben. Dieselben bilden nämlich eine eigentümliche Ergänzung zu den Reisebeobachtungen Nicolais im südlichen Deutschland. Der scharfe Blick Nicolais hat schon damals unter dem Firnis der Aufklärung die Wühlereien der Exjesuiten beobachtet. Nach den Erfahrungen des ganzen 19. Jahrhunderts wird man wohl

*) J. G. Herders pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben (40. Band der Bibliothek pädagogischer Klassiker). Langensalza 1902.

Digitized by Google

endlich aufhören, seine „Jesuitenriecherei“ zu bespötteln. Gerade vom kirchenhistorischen Standpunkte hat er längst eine ganz andere Ehrenrettung verdient, als in der gedrängten Form eines Handbuchs. Aber das Bild, das er von den trüben Zuständen des Volkslebens entwirft, muß ergänzt werden durch dasjenige der auf eine ernstliche Besserung dieser Zustände bedachten geistlichen Fürsten. Es ist ein Genuß, es zu verfolgen, mit welcher Verehrung die amtlichen Führer des deutschen Katholizismus zu einem Manne wie Herder aufgeblickt haben. Den ersten Teil seiner Reise hat er sogar auf Kosten eines Domherrn v. Dalberg, Bruder des späteren Fürstprimas, gemacht.

Wir haben die italienische Reise Herders aber auch deshalb herausgegriffen, weil seine ganze spätere Lebensarbeit die Nachwirkung derselben bekundet. Denn Herder ist seither in seinem Christusglauben ersichtlich nur noch gefestigt. Um so schwerer hat er jedoch unter einer kirchenpolitischen Stellung gelitten, die geradezu typisch ist für die ganze Misere des protestantischen Staatskirchentums. Schon in Bückeburg hatte er mit Bezug auf die für die Anstellung der Pfarrer mitspielenden Einflüsse schwere Erfahrungen gemacht. Daß in dieser Hinsicht arge Übelstände vorlagen, geht ja auch aus der häßlichen Kleinmalerei in von Thümmels „Wilhelmine“ hervor. Man darf ja vieles darin dem frivolen Sinn des berühmten Reisenden aufs Konto setzen. Gehört ja doch auch das viele Essen und Trinken in Voß' Luise nicht sowohl auf die Rechnung der theologischen Zeitrichtung, als vielmehr auf die der mecklenburgischen Hausfitte (eine Beobachtung, die wir Fritz Reuter verdanken). Aber während Voß' Luise und Goethes Hermann und Dorothea zu den bleibenden Erbgütern des evangelischen Pfarr*h a u s e s* gehören, erinnert die von Thümmelsche Dichtung nur zu sehr an die gedrückte äußere Stellung des Pfarr*a m t e s*.

Der volle Einblick in diese letztere aber wird einem doch erst in Herders Leben zu teil. Als Vizepräsident des weimarer Konsistoriums hat er eine kirchenregimentliche Stellung bekleidet. Aber wie unwürdig ist nicht diese Stellung gegenüber den ihm übergeordneten Juristen! Da hat er denn in einer Sitzung das elegische Gedicht an das Kruzifix im Konsistorium gerichtet. Seine persönliche Lage hat sich später zum Vorteil verändert. Aber seine Anläufe zu einer selbständigeren Verfassung der Kirche sind fruchtlos geblieben.

In seinen Streitigkeiten mit den Schülern von Kant mag Herder — ähnlich wie bei den Gegensätzen zu dem Schiller-Goetheschen Kreise — den rechten Mittelweg öfters verfehlt haben. Daß seine Absichten darum doch von dem Pflichtgefühl gegen seine Kirche getragen waren, ist durch Pfleiderers dankenswerte Studie über Kant und Herder außer Zweifel gesetzt. Die

Digitized by Google

uns selber gestellte Aufgabe aber hat es überhaupt weniger mit den Schriften unserer Klassiker selber, als mit der Einwirkung ihrer Persönlichkeiten auf die kirchliche Sitte zu tun.

Setzen wir zu diesem Behuf also noch einmal ein bei dem Bekenntnis Karl Augusts, das wir an die Spitze dieser Betrachtung gestellt haben! Denn gerade im Munde des gleichen edlen Ernestiners, der dem deutschen Volke in der von ihm angebahnten klassischen Literaturperiode ein so reiches Erbe hinterlassen hat, hat dieses Bekenntnis eine ganz besondere Bedeutung. Seit den Tagen der Reformation war diesem Volke als Gesamtheit nichts Größeres zu teil geworden, als damals von dem kleinen Weimar aus. Aber es war dieselbe Zeit, in welcher „die Gebildeten unter ihren Verächtern" die Adresse bildeten, an welche sich Schleiermachers „Reden über die Religion" richteten. Es ist nicht die Theologie des Rationalismus, auf welche die Kirchenflucht sich zurückführt. Aber die Zeit des Rationalismus ist zugleich eine Zeit der Entfremdung von der Kirche geworden. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen ganz wo anders, als diejenigen meinen, welche mit allerlei „gläubigen" Redensarten gegen die „ungläubige Theologie" in der Zeitwende vom 18. ins 19. Jahrhundert zu Felde ziehen. Es gibt kaum etwas Unbilligeres als eine Urteilsweise, der es nicht darauf ankommt, dem sogenannten Rationalismus genau die gleichen Dinge zu imputieren, gegen welche derselbe mit aller Kraft angekämpft hat. Aber wir dürfen überhaupt weder in der Theologie noch in der Kirche einsetzen, wenn wir die geistigen Potenzen kennen lernen wollen, durch welche die Kirche ihres Einflusses auf die Volksseele verlustig ging. Es stellt sich uns hier nämlich auf deutschem Boden das gleiche Problem, wie dem Genfer Historiker Gaberel in seinen Schriften über die Stellung der Genfer Kirche zu Rousseau und zu Voltaire.

Es waren ungeahnt neue Probleme, vor welche die französischen Freidenker, unter deren Angriffen die Papstkirche moralisch zusammenbrach, zugleich den calvinischen Protestantismus gestellt haben. Ganz ähnliche Probleme aber sind durch unsere Klassiker auch an die deutsche Lutherkirche herangebracht worden. Der Brennpunkt des deutschen Geisteslebens, in dem also auch diese Probleme zuerst auf die Tagesordnung gestellt wurden, hat nun aber doch einmal in Weimar gelegen. Eben darum führt das Selbstbekenntnis Karl Augusts von selbst zu der Frage: wie kam es, daß in derselben Stadt und in derselben Zeit, in welcher der größte der Nachkommen des Konfessorkurfürsten eine neue Reformation begründete, die von der ersten Reformation geschaffene Kirche so sehr zur quantité négligeable geworden war?

Daß die alten Schläuche von dem jungen Weine gesprengt werden,

Digitized by Google

wiederholt sich allerdings in allen derartigen Wendepunkten des geistigen Lebens. Aber es hat sich damals um mehr gehandelt, als um die Zerbrechung äußerer Formen. Der gleiche Höhepunkt in der Entwicklung des deutschen Protestantismus, auf welchem die Kirche für die Erfüllung seiner weiteren Aufgaben nicht mehr vonnöten erschien, ist zugleich der Beginn eines Prozesses, von welchem ganz entgegengesetzte Bildungen den Vorteil gezogen haben. Die national-deutsche Gesinnung hat der restaurativen Fiktion der „Solidarität der konservativen Interessen" räumen müssen. Die Freude an den geistigen Errungenschaften der Reformation ist vor dem Kultus mit den katholischen Kultusformen gewichen. Dem stolzen Herabblicken des Christen auf den zurückgebliebenen Juden hat sich ein zunehmendes Selbstgefühl des letzteren über seine höhere Mission gegenüberstellen dürfen. Die eine wie die andere dieser Linien aber weist dem schärferen Beobachter ihre Ausgangspunkte auf in dem Weimar unserer Klassiker.

Nur in den allgemeinsten Umrissen können hier diese internationalen, interkonfessionellen, allgemein religionsgeschichtlichen Erscheinungen gestreift werden. Aber umgehen dürfen wir sie schon darum nicht, weil die Fortführung des ersten Bandes dieses Handbuchs auch hier wieder die Methode der Religions- und Konfessionsvergleichung bedingt, während zugleich die nationale Betrachtungsweise abermals die Ergänzung durch die internationale verlangt.

Die Entwicklung des 18. Jahrhunderts hatte uns auf deutschem Boden vor das Ergebnis gestellt, daß „in derselben Zeit, in welcher der deutsche Genius noch einmal wie in der Reformation des 16. Jahrhunderts auf alle Kulturvölker befruchtend einwirkte, das alte deutsche Reich in sich zusammenbrach" (S. 262); daß aber ebenso umgekehrt „die tiefste Seite der Einwirkung der größten deutschen Dichter auf das deutsche Volksgemüt uns erst im preußischen Freiheitskriege entgegentritt" (S. 274). Dürfen wir uns aber darüber verhehlen, daß seit dem Wiener Kongreß und der Vorherrschaft Metternichs am Frankfurter Bundestag auch aus der Goetheschen Ideenwelt ein ganz anderes Format herausdestilliert wird? Wir können es ja doch nun einmal nicht leugnen, daß dem Befreiungskrieg gegenüber die Stellungnahme Goethes und diejenige Metternichs merkwürdig verwandt war. In den neuen Friedensjahren aber hat der sonst so nackensteif gewordene Geheimrat sich mit Vorliebe in dem Kreise der Gemahlin des österreichischen Kaisers bewegt. Die deutschtümliche Oppositionsstimmung Wolfgang Menzels ist der Größe des Genius nicht gerecht geworden. Aber sind ihre Beobachtungen über das stagnierend gewordene Alt-Athen durchweg unrichtig gewesen?

Schon dem ersten Bande ist es verübelt worden, daß er dem litera-

Digitized by Google

rischen Papsttum gegenüber dieselbe Unabhängigkeit zu wahren gehabt hat, wie dem hierarchischen. An dieser Stelle aber müssen wir uns einer noch viel ärgeren literarischen Ketzerei schuldig machen. Denn wir können doch nicht umhin, einige der tiefsten Wurzeln der internationalen Triumphe der päpstlichen Politik im 19. Jahrhundert neben den französischen auch in den deutschen Klassikern zu suchen. Daß die Schreckensherrschaft der französischen Revolution so bald in das napoleonische Konkordat umschlug, haben nicht am wenigsten die Chateaubriand, Bonald, de Maistre durch ihren Einfluß auf das Volksgemüt zu Wege gebracht. Aber hat nicht die gleiche Restauration auch auf dem deutschen Parnaß Bundesgenossen gefunden? Sind es nicht unsere vollblutprotestantischen Klassiker selber, die dem gleichen Zweck Vorspanndienst leisten mußten?

Die systematische Verwertung der Schillerschen Maria Stuart und Jungfrau von Orleans zu Ehren der Papstkirche hat sich schon oft genug bis zu der gleichen Fiktion verdichtet, wie sie sich sogar bei Shakespeare wieder und wieder hervorwagt, daß der Dichter eigentlich ein geheimer Katholik gewesen sei. Mit viel größerem Schein von Recht noch aber wurde Goethe für den Katholizismus in Anspruch genommen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man förmlich überfüttert wurde mit Schriften und Aufsätzen über die Stellung Goethes zum Christentum. Die sinnige Sammlung der religiösen Poesie Goethes durch Joh. Peter Lange genügte denjenigen nicht, welche dabei auch ihre eigene Geistreichigkeit zu Markt bringen wollten. Aber wie selten stößt man in dieser massenhaften Literatur auf die doch so einfache Beobachtung, daß derselbe Mann in verschiedenen Zeiten recht verschieden gedacht hat, und daß in solcher Künstlerseele überdies ganz entgegengesetzte Bilder nebeneinander sich abspiegelten?

Es ist obenan wieder die italienische Reise, welche die Dinge zur Reife gebracht hat, deren sich der Dichter selbst als heidnischer Züge bewußt wurde. Von derselben Zeit an hat sich das Dienstverhältnis der italienischen Renaissance zur Papstkirche in ihm wiederholt. Aber sind nicht schon von früh an ganz erkleckliche „katholische“ Elemente in ihm zu finden? Schon der Frankfurter Knabe hat ja, wie in „Wahrheit und Dichtung“ lebendig erzählt wird, die katholischen Altersgenossen um ihren reicheren Kultus beneidet. Und sein genialstes Werk hat offen die Konsequenzen gezogen. Sein Gretchen ruft die „Schmerzenreiche“ um Hilfe an. Die „mater gloriosa“ aber als Himmelskönigin ist zugleich das „ewig Weibliche“, das den Menschen hinaufzieht. In dem Goetheschen Olymp hat die Madonna weniger den Platz der Here, als des Zeus eingenommen. Er hat zudem wohl gewußt, warum er so nachdrücklich sagte: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist dagegen als

Digitized by Google

Naturforscher, und eins so entschieden als das andere." Die Liebe zum Symbol hat tief in ihm gelegen. Als Gall seinen Schädel untersuchte, hat derselbe bekanntlich geurteilt, Goethe könne seinen Mund nicht auftun, ohne einen Tropus auszusprechen.

Neben den „katholisierenden" Sentenzen fehlen ja die echt protestantischen nicht. Es sind die dem Greise am nächsten Stehenden — Kanzler Müller und Eckermann obenan —, welchen wir die geistvollen Parallelen zu den Tischgesprächen Luthers und des großen Friedrich verdanken. Gerade in seinen vertrautesten Äußerungen hat man am stärksten den Eindruck, daß sich Goethe sowohl der Segnungen der Reformation, wie der Einzigartigkeit der Evangelien in steigendem Grade bewußt wurde. Die päpstliche Politik aber hat in jener Zeit keiner klarer in ihrem Wesen erkannt, als der Urheber des (der biblischen Versuchungsgeschichte ihre fortwirkende Bedeutung abgewinnenden) Spruches, daß man vom Vatikan herab alle Länder und Völker zu seinen Füßen erblicke.

Trotzdem und alledem aber ist und bleibt ein stark „katholisches" Ferment in der Atmosphäre, in welcher die nachmalige erste deutsche Kaiserin aufwuchs. Die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" haben nun einmal ernst genug vor die Frage nach dem Ursprung des Kryptopapismus der hohen Dame, die doch unter Goetheschem Einflusse aufwuchs, gestellt. Das zur Zeit noch übliche „trotz dieses Einflusses" wird in Zukunft zweifellos mit dem „eben darum" vertauscht werden müssen.

Aber wir haben noch ein drittes Zukunftsferment in seinem Keime schon in dem Weimar Goethes vor uns: die nachmalige Umkehr des alten Verhältnisses zwischen Christen- und Judentum mit Bezug auf die Hegemonie in der Geisteswelt. Daß in dieser These nichts weniger als eine Paradoxie liegt, konnten unsere Leser schon aus den §§ des ersten und dritten Bandes über „die Humanitätsreligion des modernen Judentums" und die „wissenschaftliche Auseinandersetzung zwischen jüdischer und christlicher Theologie" entnehmen (I § 30; III, 1 § 34). Wir fügen daher nur ergänzend hinzu, daß sowohl das erste und zweite Straußische Leben Jesu wie der „alte und neue Glaube" des gleichen Verfassers auch nach dieser Seite bedeutsame Etappen gebildet haben. Oder mußte nicht das Bewußtsein um die Zukunftsmission des unverfälschten Monotheismus ganz außerordentlich gekräftigt werden, seitdem die geschichtliche Grundlage des Lebens Jesu sich als ebenso unsicher zu erweisen schien wie die Petrusfabeln und die Marienlegenden? Aber auch das sagt noch nicht genug. Es ist nun doch einmal das Martyrium der eigentliche Herzschlag der Menschheitsgeschichte. So hat auch das zweitausendjährige Martyrium des Judentums zu seiner Zeit seine Frucht tragen müssen.

Wer aber erst einmal die Bedeutung von Strauß für die Ausein-

Digitized by Google

anderſetzung zwiſchen jüdiſcher und chriſtlicher Theologie erkannt hat, braucht nun nur noch einen Schritt weiterzugehen, um die Berufung von Strauß auf Schiller und Goethe auch in dieſem Punkt als richtig anerkennen zu müſſen. Mit allem Nachdruck hat er behauptet, aus ihren Vorderſätzen nur die unabweisbaren Schlußfolgerungen gezogen zu haben. Bei Schiller ſind es „die Götter Griechenlands“, die ihm zu ſeiner Behauptung wenigſtens ein ſcheinbares Recht gaben. In viel höherem Umfang aber ſchien das Gleiche bei Goethe der Fall. Sein arithmetiſcher Spott über das 3 = 1 und 1 = 3 trifft allerdings nur die ſpätere Kirchenlehre. Aber daneben ſteht der an Lavaters Adreſſe gerichtete Ausfall gegen den Paradiesvogel, dem zuliebe man allen anderen Vögeln die Federn ausgerupft habe. Viel wichtiger jedoch als alle ſolche Einzeläußerungen dürfte der Stammbaum ſein, welcher ſich in der geſamten nachklaſſiſchen Zeit ſo deutlich verfolgen läßt: in der Reihenfolge geiſtreicher jüdiſcher Damen, die einen recht eigentlichen Goethekult an die Stelle des veralteten Chriſtentums geſetzt haben. Schon der eine Name „Rahel“ ſagt für denjenigen genug, der den ſtill wirkenden Einfluß von Varnhagen von Enſe auf die Folgezeit kennt. Aber ihr vorher gehen Henriette Herz und Dorothea Veit. In ihre Fußtapfen iſt Fanny Lewald getreten. Von da an aber iſt's eine ununterbrochene Kette bis zu den jüdiſchen Einflüſſen auf die Weimarer Goethe-Geſellſchaft.

Es ſind einfache geſchichtliche Tatſachen, die wir zu konſtatieren gehabt haben; dieſelben haben weder mit dem Anti- noch mit dem Philoſemitus etwas zu tun. Zu dieſen Tatſachen gehört nun aber weiter auch die, daß es ein unzerſtörbares menſchliches Bedürfnis zu ſein ſcheint, an einen Meſſias zu glauben. Für diejenigen, die den alten Chriſtus verwarfen, iſt zunächſt Goethe ein neuer Chriſtus geworden. Daß in dieſer Behauptung nicht ein Vorwurf von Gegnern liegt, ſondern daß ſie einem ſtolzen Selbſtgefühle entſpricht, beweiſt die „Feſtgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals“ von dem dortigen Goetheverein (Wien, Hölder 1900) mit der Vorrede zu einem (freilich dem Buchhandel bisher entzogenen) Buche mit dem Titel „Von der Nachfolge unſeres Herrn und Meiſters Goethe“. Iſt nicht aber auch in dem ſchon lange üblichen Ausdruck „Goethegemeinde“ (der ſeither zahlreiche ähnliche „Gemeinden“ gefolgt ſind) das Gefühl ihrer Anhänger enthalten, daß die Bedürfniſſe, um deretwillen frühere Zeiten ſich der „Chriſtengemeinde“ zuwandten, nunmehr eine beſſere Befriedigung gefunden hätten, die jene frühere — bewußt oder unbewußt — als überflüſſig erſcheinen ließ? Das mit Bezug auf Goethe gegebene Vorbild aber hat mit der Zeit zahlreiche Nachahmungen gefunden. Wie viele Künſtler zumal ſind nicht bereits nach ihm als Meſſiasſe apotheoſiert worden, ſchon vor Wagner und Nietzſche. Es wird nicht dabei

Digitized by Google

bleiben. Das weissagende Wort über die, die da sagen: „Siehe hier ist Christus, siehe da ist Christus“, hat erst einen Teil seiner Erfüllung gefunden.

In dem Kryptopapismus Hengstenbergs und seiner Genossen ist die Gehässigkeit gegen unsere Klassiker ein kaum minder bezeichnender Zug als die Erbitterung gegen die Aufklärung. Aber auch die Entstehung und der große Einfluß dieses ganzen Kryptopapismus will selber psychologisch verstanden sein. Daß diejenigen, welche des eigenen Christusglaubens sich wieder mit Freude bewußt wurden, sich im scharfen Gegensatz fanden zu dem modischen Kokettieren mit dem „alten Heiden“, ist nicht schwer zu verstehen.

Von einer Periode zur anderen werden wir reicheren Anlaß haben, die verhängnisvolle Einwirkung dieses Kryptopapismus mit Händen greifen zu müssen. Aber hier gilt es obenan, sich der tiefst liegenden Ursachen bewußt zu werden, auf denen seine spätere Machtstellung sich aufbaut. Und da darf man sich schließlich, wenn man ehrlich gegen sich selbst sein will, auch das nicht verhehlen, daß es eben doch wieder die große Weimarer Zeit gewesen ist, auf die sich nachmals diejenigen beriefen, welche das Genie von der Alltagsmoral entbinden. Denn als eine einfach selbstverständliche Wahrheit ist dieser Satz bei Anlaß des Prozesses Graefe (des Malers des „Märchens“) in den angesehensten Organen der Berliner Presse hingestellt worden. Der als durchschlagend erachtete Beweis aber lag in einer ähnlichen Berufung auf die Weimarer Goethezeit, als wie sie die Berliner Hoftheologie zur Zeit König Friedrich Wilhelms II. anwandte, indem sie sich für das Recht fürstlicher Konkubinate auf die Bigamie Philipps von Hessen berief. Die Exploitierung von Nietzsches Nachlaß ist auf dem gleichen Wege noch weiter gegangen. Im Vergleich mit der décadence des fin de siècle aber erschien sogar die „Rehabilitierung des Fleisches“ im jungen Deutschland als ein kindlich harmloses Vorbild.

Aus Ernst Moritz Arndts „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein“ ist die ernste Abweisung bekannt, welche der selbstherrliche Freiherr dem Weimarer Souverän angedeihen ließ, als dieser sich einmal bei einem Zusammentreffen am Rhein in zweideutigen Redensarten erging. Daß die Mißbilligung der Hofunsitte durch Stein nicht alleinstand, ist unlängst durch eine Reihe bedeutsamer zeitgenössischer Briefe bekundet, welche die „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ veröffentlichen konnte. Dieselben lassen die bekannte Maitresse des Großherzogs, Frau von Jachmann, insofern in günstigerem Lichte erscheinen, als sie ihr längeres Widerstreben gegen das ihr drohende Geschick außer Zweifel gesetzt haben. Wichtiger aber ist es doch, daß es in diesen Briefen weder der Ton der Prüderie noch der Bigotterie ist, von welchem aus „die leichten Sitten“

Digitized by Google

jener Tage denn doch etwas anders beurteilt werden, als es so lange Zeit Mode gewesen ist. Der Herausgeber der Zeitschrift hat sich durch die Mitteilung dieser echt kulturgeschichtlichen Quellen ein besonderes Verdienst erworben.

Lehrreicher noch mit Bezug auf das Aufdämmern eines ernsteren Urteils über hochernste Dinge durften die neuen Mitteilungen der Wiener „Zeit" über den Wiener Verbleib von Ottilie von Goethe und ihren Kindern genannt werden. Denn es findet sich dort bei vollster Wertschätzung dessen, was die ganze Nachwelt dem großen Dichter verdankt, doch zugleich die Erinnerung an das alttestamentliche Wort, daß die Sünden der Väter an den Kindern sich rächen. Die Tragik im Geschick der Goetheschen Familie war ja bereits durch Otto Mejers Erinnerungen an seine Freunde Walter und Wolfgang von Goethe auf ihre tieferliegenden Ursachen zurückgeführt worden. Aber erst die nähere Bekanntschaft mit dem v. Pogwitzschen Familienkreise gibt das volle Verständnis dafür, weshalb der arme August von Goethe mehr die Züge des Opfers als die des Schuldigen trägt. Daß er überdies schon von mütterlicher Seite arg belastet war, steht — allem Aufgebot Lewesscher Rhetorik zum Trotz — außer Zweifel. Der „Übermensch" in seinem Vater aber hat ersichtlich seine Nachkommen einfach erdrückt.

Es tut innerlich weh, an der Tragik von Goethes Familiengeschichte nicht schweigend vorbeigehen zu dürfen. Das Große und Schöne, was er seinem Volke vererbt hat, wird immer entschieden in den Vordergrund gestellt werden müssen. Sogar die Geschichte des Christusliedes im 19. Jahrhundert würde unverständlich bleiben, wenn nicht „das Erbe Goethes" auch in sie hineingestellt würde. Aber dürfen wir es bei alledem völlig außer Acht lassen, daß der große Dichter eine Reihe von Jahrzehnten hindurch zugleich der leitende Minister seines Staates gewesen ist? daß das in solcher Stellung gegebene Vorbild des Konkubinats für die Volkssitte verhängnisvoll sein mußte? Wem es immer noch nicht in den Kram paßt, auch in diesen Dingen den Finger auf die Wunde zu legen, der klage dann auch nicht mehr über das böse Zerrbild Pater Baumgartners. Denn dieser hat weiter nichts getan, als daß er Meister Janssen auch bei der zweiten Reformation darin nachgefolgt ist, statt der Herrlichkeit des Hochgebirgs nur die Moränen der Gletscher ins Auge zu fassen. Die entgegengesetzte Einseitigkeit der herkömmlichen Literaturgeschichte hat ihm jedoch sein trauriges Werk nicht minder erleichtert, als bei seinem Vorbilde Janssen seitens der privilegierten Kirchengeschichtschreiber geschehen war.

Allerdings hat ja hin und wieder der Rückschlag gegen jene Herkömmlichkeit auch bei einigen tonangebenden Mächten in der literarischen Welt sich schon einzustellen begonnen. Die „Zusammenhäufung der mi-

Digitized by Google

nutiösesten und bedeutungslosesten Details aus dem Goethe-Schillerschen Leben und Kreise zu Bibliotheken" hat sogar Bruno Bauer unwirsch gemacht.*) Die endlosen Wäsch- und Speisezettel, die „guten Morgen mit Spargels", das „tausendfache Münzen von Goethes letztem Hosenknopf" haben den kaustischen Spott Vischers gereizt. Die einst so hochgehaltene „Goethe-Philologie" ist fast zum Spottwort geworden. Aber die Henkersarbeit Baumgartners dürfte doch auf Zukunftsaufgaben hinweisen, die noch kaum an die Hand genommen sind.

In erster Reihe soll sie uns noch ganz anders als zuvor dessen bewußt werden lassen, was der Jesuitismus seiner ganzen Tendenz nach niemals verstehen kann, dessen nämlich was wir der großen klassischen Zeit, was wir obenan Goethe an unvergänglichen Geistesgütern verdanken. Es ist eine fast unübersehbare Fülle von Kanälen, welche die Befruchtung unseres gesamten Kulturlebens durch diese lebendigen Wasser vermitteln. Eben darum wird es doppelt darauf ankommen, der Zersplitterung zu wehren und sich die Überschau zu erhalten. Unser nationales Leben wird niemals dessen entbehren können, was Salomon Hirzel in den gleichen Jahrzehnten gesammelt hat, in welchen er die Autortätigkeit Gustav Freytags unablässig vor neue Aufgaben stellte. Die Anregungen des Freien deutschen Hochstiftes, von welchem die Festschrift zum 150. Geburtstage Goethes (1899) einen zusammenfassenden Begriff bot, müssen des lokalen Frankfurter Zuges entkleidet und wirklich deutsches Gemeingut werden. Die (durch ihre hohen Jahresbeiträge auf die privilegierten Kreise beschränkten) Schriften der Goethe-Gesellschaft, die Ausgabe seiner sämtlichen Werke sowohl wie die zahlreichen Bände des Goethe-Jahrbuchs und die geistvollen Vorträge bei den Weimarer Festtagen, haben als ein Repertorium zu dienen, das sich volkstümlich ergänzen muß. Vergesse man daneben nicht, auch das für das Volksleben fruchtbringend zu machen, was die Goethe-Forschungen des Freiherrn von Biedermann, was die Goethe-Vorlesungen Herman Grimms, was die Goethe-Schriften Fr. Zarnckes, was die Goethe-Vorträge der sieben Straßburger Professoren, was Veit Valentin und K. Th. Gaedertz, was Otto Harnack und Erich Schmidt den „oberen Zehntausend" geboten haben. Gerade derjenige, der die Liguori-Atmosphäre Baumgartners einatmen mußte, wird sich dann doppelt daran erfreuen, wieder reinere Luft zu schöpfen.

Aber die Vorbedingung dafür, um alle diese und die vielen verwandten Geistesschätze der Zukunft ungeschmälert zu erhalten, liegt darin, die wirklichen Übelstände, aus welchen die jesuitische Perfidie ihr Gift saugt, rückhaltlos als solche anzuerkennen. Wir haben dieser ersten Aufgabe, soweit

*) Vgl. die Zitate im ersten Bande dieses Handbuchs S. 149, 192.

Digitized by Google

es die Form des Kompendiums gestattet, nachzukommen versucht. Wer den gleichen Weg weiter verfolgt, wird aber zugleich nicht nur dem einen Baumgartner gewachsen sein, sondern seine Taktik zugleich als typisch für die ganze Phalanx erkennen, welche gegen all das Große und Herrliche Sturm läuft, was aus der Reformation erwachsen ist, und welche obenan deren fürstliche Schirmherren und Führer — die deutschen protestantischen Fürsten so gut wie Wilhelm von Oranien und Elisabeth von England, Gustav Adolf und Cromwell und Wilhelm III., den großen Kurfürsten und Friedrich den Großen — mit dem gleichen unvertilglichen Ernste verfolgt, den die Imago primi saeculi societatis Jesu der gesamten „Häresie" widmet. Will man daneben aus der neuesten Zeit noch weitere Parallelen zu dem Baumgartnerschen Goethe, so seien die Michaelschen Verarbeitungen von Ranke und Döllinger zu genauerem Vergleiche empfohlen.

Schon das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hat jedoch lehrreiche Vorspiele des Baumgartnerschen Inquisitionsverfahrens speziell gegen unsere große klassische Dichterperiode gebracht. Denn schon die romantische Dichterperiode zeigt die gleiche Verknüpfung des Hasses gegen die beiden großen Geistesbewegungen im 16. und 18. Jahrhundert. In der Aufschrift dieses Paragraphen ist daher mit dem Ausgang der klassischen alsbald der Aufgang der romantischen Dichtung verbunden.

Bei den Novalisschen „geistlichen Liedern" ist und bleibt es ein törichter Versuch, sie unter die „katholischen Dichtungen" einzureihen. Die anderen Führer der romantischen Schule aber sind in der Tat fast ausnahmslos den Weg nach Rom gegangen. Den Familien Tieck und Schlegel-Veit sind zahlreiche Adepten gefolgt. Sie haben auch in dieser Hinsicht durchaus nicht allein gestanden. Graf Friedrich Leopold von Stolberg ist schon gleich im Jahre 1800 allen anderen vorhergegangen. Nur kommt er allerdings, seitdem er „ein Unfreier" geworden war, weniger als Dichter in Betracht, wie als Repräsentant derjenigen Kreise der Geburtsaristokratie, welche die Zertrümmerung ihrer alten Vorrechte durch die neue Revolution auf die Reformation zurückführten. Nicht viel später hat mit Karl Ludwig Haller und Adam Müller die lange Reihe der juristischen Rompilger begonnen, mit Overbeck und Schadow diejenige der in Rom selber bekehrten Maler. Aber der durchschlagendste Einfluß in der mit dem Wiener Kongreß beginnenden Restaurationszeit eignet doch der dichterischen Romantik. Der Journalist Friedrich Schlegel und der Bußprediger Zacharias Werner haben die Metternich-Gentzschen Trugschlüsse in weiten Kreisen zur Herrschaft gebracht.

Der Aufgang der romantischen Schule ist mit einem leidenschaftlichen Haß gegen die großen Klassiker gepaart. Aber in religiös-kirchlicher Beziehung

Digitized by Google

haben sie einfach die katholisierenden (freilich darum noch nicht romanisierenden) Einflüsse verstärkt, die uns schon in Weimar selber entgegengetreten waren. Hier weisen die sonstigen Antipoden einfach dieselben gemeinsamen Charakterzüge auf. Es ist nur der Unterschied, daß die der päpstlichen Politik zugute kommenden Einflüsse der Weimarer Aera sich erst in viel späteren Tagen bemerkbar gemacht haben, diejenigen der Romantik dagegen sofort.

Die Stellung, welche die den Führern folgenden romantischen Konvertiten in der nachmaligen interkonfessionellen Entwicklung einnahmen, ist bereits in der „Geschichte des Katholizismus" in dem § 54 über die „Erstlinge der neupapalen Theologie in Deutschland und die Konvertiten" klargelegt worden. Die geborenen Katholiken haben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen irgendwie bedeutsamen Persönlichkeiten die Unabhängigkeit ihrer religiösen Überzeugung von der päpstlichen Politik zu wahren verstanden. Aber die Bekämpfung dieser echt deutschen Religiosität durch den restaurierten Jesuitenorden hat sich in immer höherem Grade auf die Romantik der Konvertiten zu stützen vermocht. Ihre Unkenntnis der inneren Zustände des Katholizismus hat in erster Reihe die Niederwerfung des alten katholischen Ideals durch die römische Kurie ermöglicht. Der dichterischen Schwärmerei für die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters kommt ein nicht geringer Anteil an diesem Umschwunge zu, der nicht bloß ein Sieg über den echt katholischen, sondern auch über den deutschen Geist war.

Was in dem zweiten Bande über diesen Entwicklungsgang im allgemeinen bemerkt wurde, hat seine Begründung schon vorher erhalten in den Quellenauszügen der (obenan auf den Schriften der Bekehrten selbst aufgebauten) Monographie: „Welche Wege führen nach Rom?" Wir verweisen hier um so lieber darauf, da wir die Untersuchung über die Ursachen jenes erst später bemerkbar heraustretenden Umschwungs nur mit innerem Widerstreben der Betrachtung der der evangelischen Kirche zuteil gewordenen neuen Geistesgaben vorangestellt haben. Es soll dem Leser nicht vorenthalten bleiben, daß in dem ursprünglichen Entwurf „das neue Christuslied in der Kirche" an der Spitze gestanden hat. Doch es erschien chronologisch nicht angängig, mit Novalis zu beginnen und dann erst die Ablösung der Klassiker durch die Romantiker ins Auge zu fassen. Um so erfreulicher ist es aber nunmehr, dem unsauberen Geist des Verfassers der Lucinde den Rücken kehren zu dürfen. Erst als er von dem Einfluß Schlegels frei wurde, ist Schleiermacher der Regenerator der christlichen Theologie (nicht nur der evangelischen) geworden. Bei Novalis aber kommt es, wie wir bald sehen werden, womöglich noch mehr darauf

Digitized by Google

an, dem groben Unfug zu steuern, den Schlegel an ihm begangen hat, und dessen Nachwirkung bis in die unmittelbare Gegenwart reicht.

---

§ 2.

Das neue Christuslied in der Kirche.

„Auf das reichste und schönste Kapitel der evangelischen Kirchengeschichte als solcher läßt sich im Zusammenhang der Geschichte der Theologie nur hinweisen." So das Schlußergebnis unserer Übersicht über „die Vorbilder der theologischen Regeneration in Dichtung und Kunst" (Band III, 1 § 8). Diese Übersicht hatte ihrerseits bereits eine doppelte Grundlegung: in den Ausführungen des ersten Bandes über die „Volksfrömmigkeit als Quelle der nationalen Erhebung" und über „die Anfänge Schleiermachers" (§§ 44. 45). In ihrem eigenen Zusammenhange aber hat sie es obenan darzulegen gehabt, wie die Christologie des großen Theologen in demselben Boden wurzelt mit dem Christuslied von Novalis. In das gleiche Schülerverhältnis zu diesem sahen wir Rothe in seiner Jugend wie in seinem Alter sich stellen. Als umfassender noch wie diejenige von Novalis haben wir E. M. Arndts Einwirkung auf die deutsche Theologie der männlichen Linie erkannt. Zahlreiche jüngere Theologen haben seither in der — in keiner früheren Zeit gleich mächtig aufsprießenden — religiösen Poesie den unversieglichen Pfingstgeist pflegen gelernt. Der Kaiserherold Geibel aber ist der weiblichen Linie in der Theologie gar als warnender und zürnender Prophet gegenübergetreten.

Mit all dem aber, was die Geschichte der Theologie uns gelehrt hat, ist die Bedeutung der neuen Dichtungsgattung für die Kirche noch nicht berücksichtigt. Für das innerkirchliche Leben kommt nämlich obenan derjenige Gesichtspunkt in Betracht, dem bereits in der Einleitung einer neuen Ausgabe von „Dichtungen über die Leidensgeschichte Jesu Christi" Ausdruck gegeben worden ist: „Neben dem gesegneten Vereinsleben der zahlreichen Einzelgebiete der inneren und äußeren Mission, des Gustav Adolf-Vereins, des Evangelischen Bundes ist nichts so sehr als das geistliche Lied imstande, die kläglichen kirchenpolitischen und zunfttheologischen Zustände unter den Gesichtspunkt zu stellen, daß auch die heutige Kirche im irdenen Gefäß einen himmlischen Schatz birgt." Was jedoch bei dem Spezialanlaß von Karl Schumachers „Nach Golgatha" nur in aller Kürze angedeutet werden konnte, bedarf an diesem Ort einer etwas ge-

Digitized by Google

naueren Untersuchung. Denn ein richtiges Bild von der Stellung des neuen Christusliedes in der Einzelkirche wird doch nur demjenigen zuteil, welcher seinen Blick nicht auf den einen oder anderen Bruchteil der Kirche beschränkt, sondern von der gerade hier unverkennbaren Wechselwirkung aller lebendigen Kirchengemeinschaften ausgeht. Wie unsagbar eng erscheint doch nicht gerade hier die — die alte katholische Weitherzigkeit zerstörende — päpstliche Weltkirche. Sie hat es in bitterem Ernste versucht auch das Wesen des Dichtergeistes in ihren morschen Schläuchen zu bannen. Wie sie das deutsche Gemeindelied aus der Kirche heraustrieb, so haben sogar ihre Cäcilienvereine von den ketzerischen Gesangesfreunden sich loslösen müssen. Zum Ersatz dafür werden dann eigene „katholische" Dichterschulen gezüchtet. Es ist daher einfach untunlich, die Stellung des „Christusliedes in der Kirche" wirklich allseitig zu überschauen, wenn man ihr nicht die Zielpunkte der päpstlichen Politik gerade mit Bezug auf das deutsche Gemeingut in der Dichtung gegenüberstellt.

Der Ausschließlichkeit der Papstkirche stellt sich jedoch umgekehrt auch hier wieder die Verständnislosigkeit der verschiedenen evangelischen Richtungen für ihre gegenseitige Ergänzung zur Seite. Ja, es tritt gerade auf diesem Gebiete sogar noch deutlicher als irgendwo anders zu Tage, wie auf protestantischem Boden lange genug, und nach allen Seiten gleich sehr, jenes ABC von Gemeingefühl, ja von gemeinsamem Interesse gefehlt hat, das sich überhaupt einmal wirklich allseitig zu orientieren versucht. Es sind drei unter sich sehr verschiedene „Standpunkte", die für diese Erscheinung durchaus gleichartige Belege gegeben haben.

Nach manchen vergeblichen Anläufen ist endlich eine Art Nachschlagebuch über unsere religiöse Lyrik — von dem Neustrelitzer Professor Dr. Wetzstein — erschienen. Läßt sich aber bezüglich der religiösen Pathologie der Gegenwart eine bezeichnendere Tatsache denken, als daß dasselbe den ersten unserer evangelischen Christussänger dem Katholizismus zuweist? Und zwar ist dieses geschehen, obgleich der Verfasser die Nachweise aus dem Hardenbergschen Familienarchive kannte, welche die kecke Fälschung Friedrich Schlegels ein für allemal widerlegt haben.

Daß es bei einer solchen Lage der Dinge unumgänglich geworden ist, dem eigentümlichen Standpunkte unseres einzigen Sammelwerkes über die „religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert" etwas näher zu treten, braucht keines Nachweises. Es stellen sich aber jener groben „Umkehr der Geschichte" nur zu viele Parallelen eines ähnlichen Absprechens von dem Boden dieses oder jenes Infallibilismus aus zur Seite. Daß eine so völlige Umkehr des klaren Tatbestandes überhaupt möglich war, ist doch nur wieder eines der vielen Symptome für das Überwiegen der zentrifugalen Mächte im Protestantismus selber. In ihrer gegenseitigen Be-

Digitized by Google

kämpfung haben die verschiedenen protestantischen Richtungen stets wieder dem gemeinsamen Feinde aller Succurs geleistet.

Die Wetzsteinsche Rubrizierung der Novalisschen Lyrik unter die katholischen Dichter tut nämlich mit Bezug auf den neuen Protestantismus nichts anderes, als was ein so hochbegabter Mann wie Albrecht Ritschl bei den größten dichterischen Schöpfungen des alten Protestantismus getan hat. Denn für die „korrekte" Dogmatik ist nach ihm Heermanns „Herzliebster Jesu" und Paul Gerhardts „O Haupt voll Blut und Wunden" unbrauchbar. Noch eine ganze Anzahl anderer ähnlich volkstümlicher Gemeindelieder sind „zum kirchlichen Gebrauch nicht geeignet". „Das rechte Gemeindelied für die Feier unserer Versöhnung durch Christus muß überhaupt noch gedichtet werden." Ob es jemals von einer dogmatischen „Schule" geliefert werden wird? Oder ob auch bei ihren Produkten derselbe Maßstab angelegt werden soll, wie bei der modernen Züchtung der „katholischen Dichterschulen"?

Wer die Ritschlsche „Geschichte des Pietismus" kennt, der kann es mit Händen greifen, wie sein Urteil über die das Herz der Gemeinde nach wie vor am tiefsten ergreifenden Christuslieder mit der Gesamtbeurteilung des Pietismus als eines Rückfalls in den Katholizismus aufs engste zusammenhängt. Es ist auf heterodoxistischem Standpunkte der gleiche Infallibilismus, wie bei der orthodoxistischen Urteilsweise Wetzsteins. Der Nachweis für diese Parallele ist bereits vor 15 Jahren in dem zweiten (den Protestantismus behandelnden) Teile der Prorektoratsrede über „Geschichtsforschung und Infallibilismus" geführt worden, bedarf daher an diesem Orte keiner neuen Darlegung. Um so bedeutsamer für unsere heutige Aufgabe erscheint dagegen die weitere Parallele, daß auch der moderne Laien-Pantheismus an Ausschließlichkeit den theologisch-dogmatischen Standpunkten nichts nachgibt. Den drastischesten Beleg dafür gibt wohl das im Juni 1901 erschienene „schwäbische Heft" der gleichen „Deutschen Zeitschrift", die als „nationale Rundschau für Politik und Volkswirtschaft, Literatur und Kunst" an die Stelle des „Deutschen Wochenblattes" trat. Denn dieses schwäbische Heft bringt eine Verballhornung des größten schwäbischen Meisters auf unserem Gebiete (Karl Geroks), wie sie ärger nicht gedacht werden kann.

Einer Reihe älterer „Pendants" in Bezug auf das dogmatistische Aburteilen über die Werke der künstlerischen Inspiration ist schon in der Geschichte der Theologie bei der Charakteristik der „Vorbilder der theologischen Regeneration in Dichtung und Kunst" (III, 1 § 8) gedacht worden. Aber auch in unserem jetzigen Zusammenhang läßt es sich nicht vermeiden, den verschiedenen dogmatischen Abirrungen gleich sehr den allseitig geschichtlichen Standpunkt gegenüberzustellen, ob es sich nun um Heermann

Digitized by Google

und Gerhardt oder um Novalis und Gerok handelt. Denn es kommt ebenso sehr darauf an, die verschiedenen Arten und Formen mit gleichem Maße zu messen, als den inneren Zusammenhang zwischen den Liedern der einen und der anderen Periode im Auge zu behalten.

In dem Christusliede des 19. Jahrhunderts heben sich nun gleich auf den ersten Blick einzelne geniale Dichternaturen heraus, welche in ihrer eigenen Zeit alle anderen überschatten, und von welchen zugleich auch eine unzweifelhafte Nachwirkung ausgeht. Gerade diese größten von allen repräsentieren nun aber auch am deutlichsten die gegenseitige Ergänzung der verschiedenen Gemütsrichtungen, die in der Gemeinschaft mit dem gemeinsamen Herrn alle gleich sehr ihre persönliche Befriedigung finden. So schon gleich im Anfang Novalis einer-, Ernst Moritz Arndt und Rückert und Schenkendorf andrerseits. Jener ist aus schweren eigenen Leiden heraus, von der Brüdergemeinde angeregt, zur mystischen Vertiefung in das in Christo erschienene Heil für jede einzelne Menschenseele gekommen. Die Dichter des Freiheitskampfes aber gehen — ähnlich wie einst die des Heliand und Krist — von dem aus, was ihrem Volke durch Christus zuteil wurde. Und noch in der gleichen Periode eröffnen die ersten Sänger der allen Völkern ausnahmslos zuteil gewordenen Erlösung den neuen Ton der Missionslieder. Ihre zahlreichen Genossen sind für die Erinnerung der nachfolgenden Geschlechter in den Hintergrund getreten. Aber die Dichtungen Knapps und Spittas dürften sogar für eine nur die allgemeinen kulturellen Gesichtspunkte anlegende Literaturgeschichte zu den unvergänglichen Schätzen der nationalen Literatur gehören.

Seit der durch das Straußische Leben Jesu bewirkten Selbstzerfleischung des Protestantismus tritt die deutsch-evangelische Kirche in dem nationalen Geistesleben auffällig zurück. Was von dem großen Ganzen gilt, tritt auch in der Geschichte des Christusliedes zu Tage. Die einzigen, bleibend hervorragenden Dichter der folgenden Jahrzehnte sind der aus der Kirche herausgedrängte Sallet und die katholische Freiin von Droste.

Mit dem neuen Aufschwung des nationalen Lebens nach dem Hin- und Herschwanken zwischen Revolution und Reaktion ist dann auch das evangelische Kirchenlied zu neuem Leben erweckt worden. An Knapp und Spitta schließen — ihre älteren Vorbilder an Einfluß auf die weitesten Kreise noch überragend — Sturm und Gerok sich an. Aber auch die Christuslieder Längins stellen sich schon durch den Zusammenhang mit seinen übrigen Zeitgedichten in die vorderste Reihe der nationalen Literatur, während Franz Beyschlag, unter einem ähnlichen Geschick wie Novalis, dessen Töne aufs neue anschlägt.

Aus der großen Zahl anderer geistlicher Dichter mußten hier wenigstens die Namen derjenigen herausgegriffen werden, welche irgendwie auch in der

Digitized by Google

Folgezeit nachgewirkt haben. Ebensowenig aber darf es umgekehrt an dem Versuch fehlen, auch aus den Schöpfungen der sog. weltlichen Dichter dasjenige herauszufinden, was irgendwie mit dem Geiste des Christusliedes verwandt ist. Denn der Zukunft ist hinsichtlich der Geschichte der religiösen Lyrik noch eine Aufgabe gestellt, welche durch keine konfessionelle Schranke eingeengt werden darf. Das hat die von protestantischer Engherzigkeit so übel behandelte altkatholische Kirche gerade auch dem Christusliede gegenüber in vorbildlicher Weise bekundet.

Es ist nur ein trockenes Register, auf welches wir uns an dieser Stelle beschränken mußten. Von dem unerschöpflichen Jungbrunnen der Dichtung haben wir hier nur die wechselnden Titulaturen aufzeichnen können. Diese kurze Skizze ist daher inzwischen in einem eigenen Buche genauer ausgemalt worden. In den jetzigen Zusammenhang aber gehört statt dessen eine andere Untersuchung. Denn schon bei den Erstlingen der neuen Christuslieder kommt alsbald die Einwirkung auf die Kirche als Kirche in Betracht. In überraschend kurzer Zeit haben die neuen Klänge Einfluß auf die alten Gesangbücher gewonnen. Ja, dieser Gang der Dinge ist ein derart siegreicher gewesen, daß schließlich die neue Form als die allein berechtigte hingestellt, diejenige, die ihr vorherging, in Bausch und Bogen verdammt wurde.

Das allgemeine Absprechen über die Schöpfungen des sogenannten Rationalismus ist kaum irgendwo so grell hervorgetreten, wie in dem Urteil über die rationalistisch gescholtenen Gesangbücher. Die Lieder des „ungläubigen" 18. Jahrhunderts sind ebenso systematisch zurückgedrängt worden, wie dieses Jahrhundert es selber mit der Dogmatik der alten Orthodoxie getan hatte. Die kirchenregimentlichen Maßnahmen zu diesem Zweck haben schließlich in einer „Reprästination" unverständlich gewordener Sprachformen gemündet, welche die von dem vorhergehenden Zeitalter betriebene „Verwässerung" an Unduldsamkeit und Geschmacklosigkeit noch überbot. Das eine wie das andere Mal aber haben die äußerlich über die Kirche herrschenden Mächte — über die Köpfe der Gemeinde hinweg — ihren Zeitgeschmack als den alleinberechtigten aufgezwängt.

Hören wir wenigstens einige derjenigen Stimmen, welche uns die Anschauungen repräsentieren, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Kirchenregiment zur Herrschaft gekommen sind. Wir wählen diese Stimmen dabei nicht aus denjenigen Kreisen, welche von sich selber bezeugten, daß ihnen die Jesuiten näher ständen als die Rationalisten, sondern beschränken uns auf solche Zeugen, welche ein warmes Herz für die evangelische Kirche gehabt haben, und deren Verdienste auch um die Gesangbücher derselben unbestrittene sind: Wilhelm Baur, den rheinischen Generalsuperintendenten, und Albert Fischer, einen der „positiven" Ehrendoktoren der Jenaer Fakultät.

Digitized by Google

Noch in dem kurz vor seinem Tode geschriebenen Rückblick auf seine Jugendzeit erklärt Wilhelm Baur nachdrücklich (Neue Christoterpe 1900 S. 20), daß ihm in seiner Jugend das Kirchenlied „nur in seiner Beraubung und Verstümmelung, daneben in seiner Neudichtung und Ergänzung bekannt geworden sei". Albert Fischer aber gibt seinerseits in einem Zusammenhang, auf den wir gleich nachher noch näher eintreten müssen, die nachfolgende Schilderung: „Die rationalistischen Gesangbücher, welche seit etwa 1770 ihre Herrschaft geübt hatten, bezeichnen in der Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges den Zustand des traurigsten Verfalls. Bei dem fast unermeßlichen Reichtum der evangelischen Kirche an guten, bewährten erbaulichen Liedern waren die Gemeinden für ihren geistlichen Gesang in eine vollständige Hungersnot versetzt worden. Nur in den alten Vätern und Müttern lebte die Erinnerung an die vormalige Liederfülle und Sangesfreudigkeit noch fort. Die alten Glaubenslieder waren entweder völlig beseitigt, oder ihres altertümlichen Charakters entkleidet und mit einem ihrem innersten Wesen widerstreitenden Inhalt erfüllt worden. Noch trauriger und dürftiger fast als diese Überarbeitungen waren die eigenen Liederprodukte der Aufklärer. Sie predigten nichts als die trivialen Lehren des platten Menschenverstandes und eine dürre, salzlose Moral. Wie man den Gemeinden zumuten konnte, dergleichen Machwerke zu singen, ist kaum zu verstehen."

Mit dem Grundgedanken des Schlußsatzes durchaus einverstanden, werden wir weiter unten direkt an denselben anzuknüpfen haben. Auch darin weiß der Verfasser sich mit Fischer durchaus einig, daß ihm persönlich das echte „Christuslied" der Höhepunkt aller religiösen Lyrik ist und bleibt. Desgleichen fällt die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts „moderne" Verwässerung der älteren Lieder ebensowenig in seinen Geschmack wie in den Fischers. Dagegen muß ich ebenso offen gestehen, daß mir ein Gesangbuch, auf welches jene Schilderungen zutreffen, noch niemals vor Augen gekommen ist. Es steht vielmehr mit derartigen in Bausch und Bogen abgegebenen Urteilen genau so, wie hinsichtlich der natürlichen Wundererklärungen und anderen Eigentümlichkeiten der Extreme der Aufklärungszeit. Man hat nur die Auswüchse gebucht. Dann hat einer nach dem anderen dieselben ausgeschrieben, und die besseren Elemente jener Zeit hat man zu erwähnen vergessen oder gar nach der im Antijanus öffentlich gepriesenen Methode systematisch „der Vergessenheit übergeben". Mit „plattem Menschenverstand und dürrer Moral" hätte das Geschlecht, welches die Befreiungskriege siegreich durchfocht, und zugleich einen kirchlichen Sinn pflegte, welcher alle späteren Generationen beschämt, schwerlich das zu Wege gebracht, was wir noch heute bewundern.

Baurs und Fischers Urteile über die rationalistischen Gesangbücher

Digitized by Google

gehören noch zu den maßvolleren. Die eigentlichen Eiferer reden noch ganz anders. Wer den unduldsamen Fanatismus der systematischen Gegner des Rationalismus sich klar vor Augen hält, dem ist zugleich das Rätsel gelöst, weshalb Ritschl bei seiner Verteidigung des Rationalismus gegen den Pietismus in das entgegengesetzte Extrem geriet. Es kam bei ihm der Ekel hinzu über die Geschmacklosigkeit der neupietistischen Sammlungen mit ihrem sinnlichen Schwelgen in den Wunden des Herrn, sowie mit den dem Hohen Liede entnommenen lüsternen Schilderungen des Verhältnisses der Seele zu ihrem Bräutigam Christus. Der ältere Lüdemann ist sogar noch weiter gegangen und hat den einseitigen Christuskult des Neupietismus für eine „Verleugnung des Vaters" erklärt. Der feinsinnige Baseler Kirchenhistoriker Hagenbach hat die Tendenzen, von denen Ritschl und Lüdemann abgestoßen wurden, genauer als jene beiden getrennt. Die Missionsbestrebungen derselben hat er in hohen Ehren gehalten. Aber er hat sich zugleich selber ausdrücklich im Hinweis auf die Übertreibung in ihrem Christuskult persönlich zu der „Gottvaterreligion" der sogenannten rationalistischen Jahrzehnte bekannt. Unsererseits nehmen wir unseren Ausgangspunkt auch hier in der abgeklärten Urteilsweise Rothes, auf die wir uns auch im folgenden wieder und wieder zu stützen haben. Der überwältigende, überschwängliche Einfluß des neuen Christusliedes auf ein jugendliches Gemüt ist selten so deutlich zu Tage getreten, als in den der Gymnasialzeit Rothes angehörenden Nachdichtungen von Novalis. In der Wittenberger Seminarzeit ist Rothe dann auch selber durch Rudolf Stier in den schroffen Gegensatz zum Rationalismus, speziell gegen die rationalistische Gesangsweise hineingezogen worden. In Rom aber, in dem Freundschaftsbunde mit Bunsen, der noch ein Menschenalter später „fest und frisch" geblieben war, hat auch er das Bunsensche Gesang- und Gebetbuch mit vorbereitet.

Unter allen den schweren Verhängnissen, welche die der evangelischen Kirche zuteil gewordenen Gnadengaben, eine wie die andere, in ein Stück des allgemeinen Zersetzungsprozesses verwandelten, sind die Gesangbuchswirren wohl die schwersten gewesen. Denn sie haben diesen Zersetzungsprozeß in jede einzelne Gemeinde getragen. Es ist damit zugegangen, wie mit den in dem Äolusschlauch eingeschlossenen Winden in der Hand derer, welche dem allein die richtige Zeit kennenden Meister vorgreifen wollten.

Um des Gesamtzweckes unserer Darstellung willen mußte schon hier auf den nachmaligen Hergang hingewiesen werden. In derjenigen Periode jedoch, mit welcher wir es zuerst zu tun haben, ist von dem späteren Mißbrauch des neuen Christusliedes zur Verdrängung des alten Gemeindegesangs noch nicht die Rede gewesen. Bei den Bestrebungen dieser Zeit handelt es sich noch einfach um die Hebung des Gemeindegesangs von dem Boden der Familie und der Gemeinde aus, und unter voller Berücksichtigung der

Digitized by Google

ihr liebgewordenen Lieder. Diese Bestrebungen haben einen doppelten Ausgangspunkt gehabt: einmal in dem neuen Berliner Gesangbuch von 1829, und zum andern in dem in Rom ausgearbeiteten Bunsenschen Gesangbuch von 1833. In beiden sind die besten Lieder aller früheren Perioden miteinander verbunden. Aber ebenso haben sie beide auch fast gleichzeitig die ersten Versuche zur Verwertung der neuen Christuslieder für den kirchlichen Gebrauch gemacht.

An dem neuen Berliner Gesangbuch haben außer Schleiermacher der feinsinnige Kanzelredner Theremin und die Bischöfe Neander und Ritschl ihren Anteil gehabt. Es hat nach Fischer den Anfang damit gemacht „hauptsächlich wieder die älteren Kirchengesänge bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu bieten, und zwar in einer dem Gedanken des Originals möglichst gerecht werdenden Form, immerhin jedoch in einer die Bedürfnisse der eigenen Zeit berücksichtigenden durchgehenden Überarbeitung des alten Textes". Gegen den letzteren Modus hat dann alsbald Karl von Raumer Front gemacht: in der „Evangelischen Kirchenzeitung" von 1829 sowohl wie in einem besonderen Abdruck des dortigen Aufsatzes. Er ist der erste gewesen, welcher die — philologisch für die Hymnologie vollberechtigte — Forderung der unbedingten Beibehaltung des Originaltextes auch auf die Gemeindegesangbücher ausgedehnt hat. Seine zwei Jahre später (1831) erschienene Sammlung geistlicher Lieder hat jene Theorie praktisch durchgeführt.

In jenen durch die „Evangelische Kirchenzeitung" provozierten Streit der Meinungen griff nun Bunsen — um hier wieder die Fischersche Darstellung aufzunehmen — „mit seinem bedeutsamen „Versuch" vermittelnd ein. „Er war es, der unter den damaligen Wirren den klarsten Blick und das tiefste Verständnis bekundete und den Gegenstand am vielseitigsten behandelte: er ging darauf aus, Vergangenheit und Gegenwart lebendig zu verknüpfen und die Anforderungen der Wissenschaft mit dem praktisch-religiösen Bedürfnis der Gemeinde in Einklang zu setzen. Sein Gesangbuch, eine Frucht langjähriger Studien, ist namentlich mit Rücksicht auf die in den Anhängen und Beigaben enthaltenen gewichtigen hymnologischen Erörterungen weitaus die bedeutendste der damaligen Erscheinungen auf kirchlichem Gebiet".

Die Biographie Bunsens hat sowohl seiner eigenen Vorbereitungen für diese Arbeit (seit dem gleichen Jahr 1817, in welchem auch die Vorarbeiten für das Berliner Gesangbuch begannen) näher gedacht, wie seiner treuen Gehilfen, der ersten römischen Gesandtschaftsprediger: Schmieder, Rothe, Tholuck, von Tippelskirch, Stip. Dagegen hat unsere Geschichte der Theologie die bahnbrechende wissenschaftliche Lebensarbeit Bunsens erst in der Zeit nach der Revolution in dem § 22 „Stahl und Bunsen" berühren können. Schon dort ist es daher als unumgänglich bezeichnet,

Digitized by Google

seiner kirchlichen Lebensarbeit in eigenem Zusammenhang zu gedenken. Wir freuen uns, gerade bei einem so wichtigen Punkte uns wieder der Führung Fischers anvertrauen und die Eigentümlichkeit des in der Papststadt für die evangelische Gemeindekirche geschaffenen Werkes mit den Worten eines anderen schildern zu können. Nur gehört dies ebenso zu den „Beigaben" wie die Spezialuntersuchung über den Baumgartnerschen Goethe.

---

§ 3.

Die volkskirchliche Erweckung als die Folge der nationalen Erhebung.

Wenn ein einzelner Moment örtlich und zeitlich in den Mittelpunkt einer allgemeinen Geistesbewegung gestellt wird, so muß dieser Moment zweifelsohne ein besonders typischer sein. In wenigen Fällen wird nun aber diese Vorbedingung so sehr zutreffen, als bei der gemeinsamen Abendmahlsfeier der zum Wartburgfeste von 1817 aus allen deutschen Gauen zusammengeströmten Studierenden. Alle die neuen Vereinsbildungen, denen wir uns demnächst zuzuwenden haben, sind vorerst nur einem Bruchteil der evangelischen Gemeinde zugute gekommen. Diese unleugbare Tatsache führte notwendig zu der Frage, inwieweit die nationale Erhebung überhaupt einmal volkskirchliche Bahnen einzuschlagen versucht hat. Daß dies wenigstens im Bereiche der Möglichkeit lag, dafür liegen ergreifende Zeugnisse genug vor. Daß es aber im Anfang auch Wirklichkeit war, zeigt eben jene Abendmahlsfeier.

Stellen wir denn also den einzelnen Moment in Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesbewegung! Es ist obenan ein Stück Jenaer Universitätsgeschichte, das dabei in den Vordergrund tritt. Bei der Enthüllung des Hasedenkmals ist der Blick aller Teilnehmer zugleich auf die benachbarten Denkmäler von Fries und Oken gerichtet worden. An dieser Stelle muß unser Rundblick sich auf die Führer der Theologie und der Kirche beschränken. Aber schon die Studentenbriefe von Lücke und Rothe zeigen den innigen Zusammenhang der religiösen und der nationalen Begeisterung. Und die gleiche lebensvolle Empfindung wie in der Jugend hat sich Rothe in sein Greisenalter gerettet. „Die schöne Zeit gegen das dritte Jubiläum der Reformation hin", ist, wie er selber bezeugt, „auch innerlich mit persönlicher geistiger Anteilnahme" von ihm mit durchlebt. Wer merkt das nicht der Schilderung an, mit welcher sein Aufsatz „Zur

Digitized by Google

Orientierung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche" anhebt? Einzelne Sätze daraus sind schon in früherem Zusammenhang angeführt worden (III, 1 S. 68). Hier aber bedürfen wir des allgemeinen Hintergrundes, den Rothe noch vor dem Bilde der damaligen Theologien zeichnet:

Ja, das war ein neuer Frühling unseres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche. Die zunächst vorangegangenen Menschenalter waren in unserm Deutschland in religiöser und kirchlicher Beziehung eine Zeit der Erkältung und der Ermattung gewesen. Nicht daß das Christentum oder auch nur die christliche Frömmigkeit ihre Kraft völlig verloren gehabt hätten, nein, es war nur das Bewußtsein um sie als solche tief verschattet, und damit natürlich auch der Trieb nach kirchlicher Gemeinschaft erlahmt, wenigstens in denjenigen Kreisen, die eigentlich in ihrer Gegenwart lebten. Da hoben sich die Schatten allmählich wieder vom Bewußtsein der Zeit, in vielen Gemütern flammte das Licht des religiösen Glaubens wieder auf, und zwar bestimmt das Licht des Glaubens an den Erlöser, und es öffnete sich ihnen das Auge für Seine Herrlichkeit; gar viele Herzen fingen wieder an wie Christenherzen zu schlagen, in bußfertiger Demut und in glaubensfreudiger Gewißheit der Gnade des in seiner Heiligkeit erbarmungsvollen und in seinem Erbarmen heiligen Gottes. Sie wußten das vielleicht noch nicht recht deutlich auszudrücken, aber es war tatsächlich so in vielen Herzen. Diese neue christliche Erweckung (denn eine solche war es in der Tat), sie war — soweit bei solchen Dingen überhaupt menschliche Ursachen ins Spiel kommen — nicht eben das Werk der Kirche, die deshalb auch von vornherein gar keine recht freundliche Stellung gegenüber von ihr einnahm, — sie war vielmehr das Werk vor allem der erschütternden weltgeschichtlichen Geschicke, die nach Gottes Vorsehung über unser Volk hereingebrochen waren, und im Zusammenhange damit der herrlichen patriotischen und überhaupt moralischen Erhebung, durch welche es in den Befreiungskriegen sein Haupt wieder erhob aus der Sklaverei, — zum Teil allerdings auch des höheren Aufschwunges, den die Wissenschaft unter uns genommen hatte, besonders die Philosophie. Aber nichtsdestoweniger mußte der neu anbrechende religiöse Morgen auch der Kirche zugute kommen, um so gewisser, da die deutliche Unterscheidung von Christentum und Kirche jener Zeit noch weniger geläufig war als der unsrigen. Eine Erneuerung der evangelischen Kirche wurde bald die Losung, und zahlreiche Entwürfe für sie traten ans Licht. Auch der Gedanke und der Versuch der Union der evangelischen Schwesterkirchen entsprang aus diesem Aufschwung. . . . . Es war eine Neugeburt des deutschen Volkes durch die Kraft des wieder lebendig gewordenen Evangeliums, eine Neugestaltung des *gesamten* Lebens, also namentlich auch des öffentlichen und politischen, durch den reinigenden und belebenden Geist des Glaubens an den Erlöser, und mit dem allem einer wahren deutschen evangelischen *Volkskirche*, was dieser ersten Begeisterung als der Gegenstand ihrer Hoffnungen vorschwebte und als das Ziel ihrer Bestrebungen; dies und nichts Geringeres.

Es ist zumal der Kreis Schleiermachers, des theologischen Wegbahners des Freiheitskampfes, in welchem diese „volkskirchliche" Begeisterung geweckt worden ist. Schon vor dem Zusammenbruch des preußischen Staates hat der jüngere Spalding ihm geschrieben (am 21. Novbr. 1803): „Mir ist der Gottesdienst immer auch etwas patriotisch-demokratisches, ein sanftes Band, das die Teilnehmer Eines Volkes verbindet." Nun, nachdem die

Digitized by Google

Jahre der tiefsten Erniedrigung und des höchsten Aufschwungs dazwischen getreten waren, fühlte die gleiche deutsche Jugend, welche die Burschenschaft schuf, das Bedürfnis der gemeinsamen religiösen Erhebung durch den Mittelpunkt des christlichen Kultus.

Seit der Begründung des neuen Reiches ist das Wartburgfest im Reformationsjubeljahr — zwei Jahre nach der siegreichen Beendigung der Befreiungskriege — allerseits in seiner prophetischen Bedeutung anerkannt worden. Manches Jahrzehnt hindurch sind die Träger dieses Geistes als Hochverräter verfolgt worden. Aber an der Schwelle des 20. Jahrhunderts hat sogar ein deutscher Reichskanzler die dort inszenierte Bewegung als eine vorbildliche anerkannt und u. a. den jungen Flottenverein an diese seine Pioniere erinnert. Für den Kirchenhistoriker hebt sich jedoch jener andere — seither meist vergessene — Charakterzug der Festfeier als der in erster Reihe bezeichnende ab. Ja, es muß diese gemeinsame Abendmahlsfeier der damaligen Studenten um so nachdrücklicher herausgehoben werden, weil sie nicht nur nicht die gleiche Nachwirkung gehabt hat, wie der Aufruf für die deutsche Flotte, sondern dem gegenwärtigen Geschlecht fast als ein Kuriosum erscheint.

In der gegenwärtigen protestantischen Studentenschaft — mit Ausnahme der sogenannten christlichen Vereine — hat das offizielle Verbindungsleben fast jede Fühlung mit der protestantischen Kirche verloren. Ein farbentragender Student in der Kirche läuft heute beinahe Gefahr, auffällig zu werden. Die katholischen Studentenvereine haben eine soziale Macht gewonnen, welche dem Mediziner und Juristen so gut wie dem Techniker und Philologen seine spätere Existenz ebensosehr zu sichern als zu zerstören vermag. Aber in der gleichen Zeit, in der dieselben aufkamen, begegnet uns auf protestantischem Boden eine vollständige Nichtbeachtung der in solchen unbestreitbaren Tatsachen liegenden nationalen Gefahr. Wie das allmählich so gekommen, wird in den folgenden Perioden von Stufe zu Stufe verfolgt werden müssen. Vorerst aber gilt es, in derjenigen Zeit selbst einzusetzen, welche ein so ganz anderes Zukunftsbild in ihrem Schoße getragen hat. Denn daß die auf der Wartburg versammelten Hunderte von deutschen Studenten das unabweisbare Bedürfnis fühlten, ihre nationale Begeisterung kirchlich zu weihen, ist im Jahre 1817 ein recht eigentliches „Zeichen der Zeit".

Um dieses allgemeine Bedürfnis nach einer religiös-kirchlichen Weihe geschichtlich zu verstehen, d. h. auf seine Ursachen zurückführen zu können, genügt es nicht, sich den eben ruhmreich beendigten Befreiungskrieg zu vergegenwärtigen. Man muß vielmehr bereits in der Zeit des Zusammenbruchs des friderizianischen Staates einsetzen. Denn gerade die schweren Jahre von 1807 bis 1812 sind die sprichwörtlich gewordene „Reformzeit"

Digitized by Google

geworden. Wir folgen daher schon hier gern den Spuren eines Werkes, mit welchem wir uns noch mehrfach begegnen werden: der Meineckeschen Biographie des Feldmarschalls v. Boyen. Hier beginnt das Kapitel über „Die Ideen und die Männer der Reform" (I S. 161) mit der treffenden Charakteristik: „In dem Augenblicke des tiefsten Sturzes begann auch sofort eine Erhebung von unvergleichlicher Kraft. Mit einer bei dem namenlosen Unglück erstaunlichen Zuversicht erhob sich in dem verwüsteten Staatswesen eine Schar von Männern und unter ihnen v. Boyen; sie begannen den Schutt beiseite zu räumen und ein neues Gebäude zu errichten, während die drohenden Gewitter und Stürme es jeden Augenblick wieder noch stürzen konnten."

Die Gesinnung, von welcher diese Männer beseelt waren, wird in etwas späterem Zusammenhang dahin zusammengefaßt (S. 163/4): „Welche unendlichen Kräfte, sagte Gneisenau damals mit wundervollen Worten, schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt. In der Brust von tausend und abertausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. — Es ist die einfachste Formel, auf die man die Tätigkeit der Reformpartei bringen kann, daß sie die ihr homogenen geistigen Kräfte der Nation überall, im Staate und Heere, wie in Schule und Kirche, in der Verwaltung der Stadt wie auf den Höfen der Bauern zu wecken gesucht habe. Ihnen schwebte ein Staatswesen vor, wo auf allen Punkten spontanes Leben sich regte und alle öffentlichen Funktionen hervorblühten aus dem Geist der Freiwilligkeit, der Pflichterfüllung des sittlichen Menschen. Und es war ihre Überzeugung, daß der alte Staat vor allem dadurch zu Falle gekommen sei, daß ihm der Geist der sittlichen Initiative auf allen Stufen des öffentlichen Lebens mangelte."

Aber nicht nur die moralischen, sondern recht eigentlich auch die religiösen Momente erscheinen als die eigentliche Triebkraft. „Es war eine Vereinigung von individueller Kraftentfaltung und demütiger Ehrfurcht vor den großen geschichtlichen Mächten" (S. 165). „Es war ein religiöser Glaube, zu dem diese Anschauungsweise sich erhob, aber ein Glaube von so variablem Inhalt, daß er jeder dogmatischen Fixierung spottete, und daß er bei den verschiedenen Gliedern der Partei sehr verschiedene Formen annehmen konnte. In dem schlichten altväterlichen Bibelglauben sah Stein das Ziel; von da bis zu der skeptisch idealistischen Philosophie Wilhelm von Humboldts war ein weiter Sprung, und doch waren so ziemlich alle Stufen dazwischen vertreten, und kaum konnte man von zweien dieser Menschen sagen, daß sie genau dasselbe Bekenntnis über den Zusammenhang von Gott und Welt hätten ablegen können."

In dem gleichen Zusammenhang vertritt dann allerdings der Ver-

Digitized by Google

fasser der Boyenschen Biographie eine Anschauung, die eine eingehendere Auseinandersetzung mit ihm erforderlich macht. Wir verlegen dieselbe jedoch wieder in den literarischen Anhang, um uns hier auf eine kurze Bemerkung beschränken zu können. Daß der ebenso tatkräftige als selbstlose Mann, dem es vergönnt war, die Ideen Scharnhorsts in die Wirklichkeit umzusetzen, ein echter Friderizianer, ein echter Kantianer gewesen ist, tritt uns in jedem Zuge seines Wesens entgegen. Aber die theologische, um nicht zu sagen altertheologische Phrase von dem sogenannten Rationalismus ist in dem Lebensbild eines solchen Mannes überhaupt nicht am Platze. Die tiefe Frömmigkeit Boyens ist so gut wie diejenige Körners — um nur noch einen aus vielen zu nennen — von jeder dogmatistischen Terminologie frei.

Bevor jedoch die (gerade in der Beurteilung einer so großen Zeitwende besonders wichtigen) Differenzpunkte zur Sprache kommen können, müssen wenigstens einige lebendige Zeugnisse aus ihr selber zusammengefaßt werden. In erster Reihe hat gewiß der volkstümlichste unserer Kulturhistoriker Anspruch darauf, gerade über den volkskirchlichen Zug in der deutschen Erhebung als Zeuge vernommen zu werden. Bei G. Freytag kann man nämlich obenan das lernen, daß es nicht die pietistisch abgesonderten Kreise sind, in welchen die Volkserhebung gewurzelt hat. Die Männer, welche sich und die Ihrigen ohne viel Aufsehen zum Opfer gebracht haben, sind von keinerlei geistlicher Reklame angekränkelt gewesen. Um so ergreifender nur aber ist es, wie Freytag auf Grund eigener Erinnerungen diesen Geist demütig selbstloser Opferfreudigkeit im Volke selber zu malen versteht. Was für eine typische Gestalt ist nicht schon der „Einnehmer“ der schlesischen Kleinstadt (im Schlußband der „Ahnen“), der sich nachmals auch im Berliner Ministerium die Jugendideale bewahrte. Und wie gern kehrt der aufmerksame Leser immer wieder zu den anderen feingemalten Bildern zurück.

„Die beste Kraft der Nation ist in den Jahren der Niederlage und Erhebung bei den kleinen Leuten, nicht bei den Regierenden, deren Stolz und Wille als allzuschwach erfunden ist, und nicht bei den Hoch- und Feingebildeten, deren Leuchte unsicher umherflackert, und die auch nach dem Frieden noch nicht wissen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. Eure einfältige Treue, ihr Unberühmten, die Fäuste der Söhne, die ihr in das Feld sandtet, eure stille alltägliche Arbeit in der Werkstatt und auf dem Acker, von der ihr dem Staate abgabt, daß euch selbst wenig übrig blieb, das vor allem schuf die Rettung für unseren Staat. Und wenn die späteren Geschlechter einst auf eure Zeit zurückschauen, werden sie, was gesund und groß war, am reichlichsten in den engen Stadthäusern und in den Dorfhütten finden, in denen ihr gelebt habt.“

Es sind die Schlußworte der sechsten Abteilung der „Ahnen“, die wir

Digitized by Google

hier ausschreiben. „Aus einer kleinen Stadt“ sind hier von G. Freytag die Einzelbilder gesammelt, welche die Jahre der „Niederlage und Erhebung“ durchweg charakterisiert haben. Jene Schlußworte aber ziehen gewissermaßen aus den vorhergegangenen Erzählungen das Fazit. Noch ergreifender ist wohl die Schilderung, wie die Freiwilligen in der Kirche im Gottesdienst für den Dienst der Vaterlandes sich anmelden. Es ist die auch im Bilde so oft dargestellte Szene, die hier ebenfalls näher ausgemalt wird: wie in der Dorfkirche der Aufruf des Königs an sein Volk verlesen wird, und nun einer nach dem andern sich selber zum Opfer bringt. Aber auch in dem ergreifendsten Kunstwerk tritt die religiös-kirchliche Weihe solcher Stunde kaum so zu Tage wie hier. Da heißt es alsbald in sinniger Umkehr der Geschichte vom Jüngling zu Nain gleich von dem Ersten: „Ein Gemurmel, welches klang wie ein leises Gebet, ging durch die Gemeinde, denn dieser Erste war der einzige Sohn einer armen Witwe.“ Bei der Anmeldung des jungen Ehemanns wird bemerkt: „Sein junges Weib saß auch in der Kirche mit bleichem Antlitz, die Augen nach dem Kreuz auf dem Altare gerichtet, und neben ihr saß sein kleiner Knabe.“ Mit Bezug auf den Helden und die Heldin der Erzählung hören wir die Worte: „Um ihretwillen war er in die fremde Gemeinde gekommen, damit auch sie heut ein Recht erhalte, das Liebste, was sie hatte, zum Opfer zu bringen.“ Den Höhepunkt aber bildet doch der Schluß, der ein so unzweideutiges Zeugnis dafür ablegt, weshalb in solcher Zeit auch in der Form des Romans das gemeinsame Gebet vor dem Altar nicht fehlen durfte: „Es war einfacher Gottesdienst, ohne Pracht der Worte, im Dämmerlicht der alten Dorfkirche, und wie in dieser einen in vielen hundert anderen.“

Daß es aber nicht nur ein einzelner Moment ist, in welchem der nationale Aufschwung des Volkes in der gemeinsamen kirchlichen Erbauung seinen Ausdruck sucht, läßt Freytags Darstellung auch sonst vielfach zu Tage treten. Wir erinnern neben jener Episode aus den Ahnen nur noch an die Darstellung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Hier wird ganz analog der Eigenart jenes Weihegottesdienstes der Charakter der Siegesfeier dahin geschildert*): „Als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, da wurde auch die höchste Freude, *wie es in der Zeit lag*, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an.“

Bei späterem Anlaß werden wir mehr als einen Punkt zu betonen haben, wo unsere Geschichtsbetrachtuug von derjenigen G. Freytags sich scheiden muß. Infolge jener Abhängigkeit von D. F. Strauß, die er mit der ganzen (die damalige schöne Literatur beherrschenden) Zeitrichtung teilte,

*) Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. IV, 9. Abschn. S. 438.

Digitized by Google

ist auch sein Blick gehemmt für die unentbehrliche Grundlage des Volkslebens in der kirchlichen Gemeinschaft. In den früheren Perioden — bei der Zeichnung eines Bonifatius sogut wie bei den Helden des Mittelalters — hat er öfters der kirchlichen Legende zu blindlings vertraut. Aber mit Bezug auf den neueren Protestantismus merkt man eigentlich kaum noch, daß die von demselben begründeten Kirchen noch in die Gegenwart hineinragen. Die Schilderung des Freiheitskampfes bildet jedoch eine bemerkenswerte Ausnahme. Sie ist reich an Belegen für die religiöse Grundlage der Volkserhebung. Ungeahnt, aber überaus zutreffend wird der Blick des Lesers sogar zurückgelenkt auf die Ähnlichkeit mit der Zeitwende des Pietismus. „Wenn man von den Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Anstalten absieht, ist es zum erstenmal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert."

Wir haben Gust. Freytag etwas länger zu Worte kommen lassen, als es im allgemeinen angeht. Denn neben ihm stehen eine Reihe anderer unserer ersten deutschen Historiker. So haben Sybel und Treitschke darin gewetteifert, die Volksseele in jener großen Zeit verstehen zu lernen und ihre Ideale zum Verständnis zu bringen. Wo ihre Schilderungen der — äußerlich so still verlaufenden — zwei ersten Jahrzehnte nach der nationalen Erhebung irgendwie das religiös-kirchliche Gebiet streifen, möchten wir sie (wie dies schon im vorigen Bande zum Ausdruck gebracht worden ist) gerne als bekannt voraussetzen. Daneben ist aber auch das von ihnen zu lernen, wie sie stets ausschauen nach neuer Belehrung, nach der Erschließung jener artesischen Brunnen, welche das noch in der Tiefe schlummernde Quellwasser an das Licht des Tages zu befördern vermögen.

Den Nachlebenden werden sich wohl noch manche reiche Quellen erschließen, wenn die von Sybel begründete große Sammlung der „Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III." weiter vorgerückt sein wird. Hier genüge ein einzelnes Beispiel für viele. Als einer der lange Verschollenen, von denen aber die Jüngeren aufs neue zu lernen haben, ist in dem letzten Bande — aus seinen zahlreichen Briefen und Eingaben heraus — Kriegsrat Scheffner gewissermaßen zu neuem Leben erstanden.

Mächtiger noch als die Darstellung jedes späteren Historikers erfaßt uns jedoch der „Geist der Zeit", wenn wir in die vier — unter so sehr verschiedenen Eindrücken niedergeschriebenen und doch stets den gleichen „Geist" atmenden — Teile des diesen Titel tragenden Arndtschen Buches uns einlesen.

Der erste Band ist kurz vor dem Zusammenbruch des preußischen Staates, wie in der Vorahnung davon, herausgeworfen. Aber schon jetzt ist es der Ton der ernsten Bußpredigt, in welchem Arndt redet.

Digitized by Google

„Verschuldet haben sie alle, Hohe und Geringe, Weise und Ungelehrte, Alte und Junge, das Elend der dumpfen Stunde. Verloren ist der Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben, aus der gekünstelten Form ist der beseelende Geist entwichen, gelöst hat sich die Kirche von der Religion, verleugnet haben die Staaten den staatsgenossenschaftlichen Gedanken, verleugnet haben die Völker das Vaterland, in entsetzlichem Sturm braust die Zeit daher, alles Alte ist gefällt, Neues ist noch nicht da. An der äußersten Grenze der Erniedrigung sind wir Deutsche angelangt, und wir begreifen das Ungeheure nicht einmal, denn den Zusammenhang der Gesinnung und der Tat haben wir verloren. — Pfui über die staubige Gelehrsamkeit in weltvergessener Rumpelkammer, pfui über die schöngeistigen Ästhetiker, wie sie — eitle und weltbürgerliche Gesellen — der Heiligtümer ihres Volkes vergessen, auf Hellas und Iberiens Fluren lustwandeln, pfui über Deutschlands Fürsten. Als ihr um Land und Leute schachertet, liefet ihr zusammen wie die Juden mit dem Krämersäckel. Nun schreit ihr in eurer Not zur deutschen Nation, ihr habt sie vor Europa geschändet! Daß kein deutsches Volk mehr vorhanden, ist euer fürstliches Werk. — Pfui über die deutschen Männer, die nicht zu hassen und nicht zu rächen, nicht zu kämpfen und nicht zu sterben wissen. Nun fährt der Arm des Zertrümmerers über euch. Wahrlich, zu einer Arbeit muß die Natur Napoleon erlesen haben, wie sie kein anderer verrichten könnte. In der Hand Gottes ist er die Wurfschaufel, die Tenne zu fegen, die Völker aber und ihre Herrscher zu züchtigen."

Der zweite Band blickt bereits zurück auf das Zusammenbrechen des alten Preußens. Nur um so denkwürdiger aber bleibt es, wie gerade die schwere Heimsuchung für den prophetischen Blick zu sicherer Zukunftshoffnung geführt hat: „Gebüßt ist für eigene und für fremde Schuld. Dank dir braver König von Preußen, halte das Herz empor und die Hoffnung; deine Untertanen, die dein bleiben, werden Mut fassen, Rache und Wut werden jede Brust entflammen und jeden Arm bewehren. Halt aus, König von Preußen. Dein Volk hinter dir kann wieder erstehen. Ja, wenn gerechte Wesen die Welt beseelen und richten, so ist jetzt mehr Hoffnung denn je zuvor. Denn der Mensch muß sich wider das Unrecht auflehnen und für sein Recht in den Tod gehen. Das Joch der Knechtschaft verringert den Völkern wie den einzelnen die Ausbildung der gottähnlichen Persönlichkeit. Darum, wer verbrecherischem Frevel steuert, tut Gottesdienst, und wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann."

Was der Seher vorausgeschaut, kam. Zuerst in den Neuschöpfungen der großen preußischen Reformzeit. Wenige Jahre nachher in der von Ostpreußen ausgehenden allgemeinen Erhebung. An ihr hat der mit dem Freiherrn vom Stein am 21. Januar 1813 in Königsberg einfahrende

Digitized by Google

Arndt regen Anteil genommen. Neben all der Tagesarbeit hat er Zeit zu dem „Katechismus für deutsche Kriegs- und Wehrmänner" gefunden. Und der dritte Band des „Geistes der Zeit" spiegelt das Jahr 1813 treu in sich ab. „Braves, tapferes Volk, du kämpftest, während im übrigen Deutschland die Matten und Feigen verzagten. Nimm den Preis, der dir gebührt. Es ist der Geist, der dich so groß gemacht hat und dich berufen hat, sittlich tüchtig, frei und stark an der Spitze der Völker zu stehen." Wir gehen hier vorbei an der regen Tätigkeit der folgenden Jahre, auch an den zündenden Liedern, welche die in den Kabinetten obenauf kommende Tendenz nur zu bald als „patriotischen Schnaps aus der Bauernburschenschenke" zu verhöhnen gewagt hat. Aber auch der Kirchenhistoriker hat allen Anlaß, wiederum des vierten Bandes vom „Geist der Zeit" aus dem Jahr 1818 zu gedenken. Er braucht sich dabei jedoch nur an von Noordens meisterhafte Charakteristik anzuschließen: „Als der „Geist der Zeit" zum vierten Male in die zeitgenössische Frömmelei und Heuchelei, in die zeitgenössische Revolutions- und Gespensterfurcht hineinfuhr, da ward dem lauteren Mann sein ebenso wahres, wie kühnes Wort zum Kelche langer und bitterer Leiden."

Gerade dieses Martyrium Arndts, das ihm für sein Volk wie für seine Kirche erst die einzigartige Zukunftsbedeutung gegeben hat, gibt zugleich von Noordens eigenem Gedenkwort*) an der Schwelle des Entscheidungsjahres 1870 (22. März 1870, in Greifswalde) die besondere Weihe. Der Reihe nach zeichnet dasselbe Arndts Sehnen nach Preußens deutschem Beruf, Arndts Wirken für Preußens deutschen Beruf, Arndts Glauben an Preußens deutsche Zukunft. Aber durchweg wird der Schwerpunkt auf diesen in seinem Gottvertrauen wurzelnden Glauben gelegt. „In dem unerschütterlichen Glauben, daß das Licht zuletzt doch die Finsternis überwinden müsse, . . . stand er unverdrossen und löwenmutig inmitten einer Welt voll Mißverständnis, Irrtum und Anfeindung. Ein gutes deutsches Gewissen war die einzige Rüstung, deren er sich rühmte."

Mit Arndt als dem Sänger des Christusliedes haben wir uns schon in früherem Zusammenhange beschäftigt. Aber auch die volkskirchliche Seite der religiösen Erhebung hat keinen berufeneren Zeugen als ihn. Die Beschreibung, die er von dem ersten Gottesdienste der Bonner evangelischen Gemeinde (9. März 1818) gegeben hat, reiht sich ebenbürtig an an das, was in Bunsens erhebenden Briefen über den gleichzeitigen Beginn des evangelischen Gottesdienstes auf dem römischen Kapitol niedergelegt ist.

*) Ernst Moritz Arndt und Preußens deutscher Beruf. Historische Vorträge, S. 210–223.

Digitized by Google

Arndt und Bunsen! Die beiden Namen sind viel enger miteinander verbunden, als es beispielsweise Treitschke geahnt hat. Die im Bunsenschen Familienarchiv nach und nach aufgefundenen Briefe Arndts sind bis heute erst zum kleineren Teile veröffentlicht worden.*) Denn die beiden kurz nacheinander in Bonn bestatteten Freunde haben lange in regem Verkehr miteinander gestanden. Immerhin hat dieser Verkehr auch vor der Öffentlichkeit ein doppeltes Zeugnis gefunden, indem Bunsen die „Zeichen der Zeit" zum Gegenstand seiner flammenden Briefe an Arndt gemacht, und hinwiederum Arndt seine „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein" auf Bunsens Andringen geschrieben hat. Erst im Jahre 1900 aber sind in dem Lebensbild Georgs von Bunsen feinsinnige Daten über das Lebensverhältnis seines Vaters zu Arndt mitgeteilt worden.**) Und noch heute ist eine Ehrenschuld gegen den unglücklichen König Friedrich Wilhelm IV. nicht getilgt worden. Denn unsere Geschichtschreibung hat nicht nur der Wiedereinsetzung Arndts in die Bonner Professur zu gedenken — als einer der ersten Amtshandlungen des Königs —, sondern daneben zugleich der stillen Fürsorge des Kronprinzen für die langjährige Notlage des vom Amt Suspendierten. Beides stellt sich würdig neben den feierlichen Fackelzug der Bonner Studenten (unter Vorgang der Korps), der dem „alldeutschen" Sänger (am 6. Dezember 1858) gebracht wurde, nachdem ein partikularistisches Schwurgericht den damals 88jährigen wegen Beleidigung des Fürsten Wrede zu Gefängnis verurteilt hatte. Es wäre besser für das Gedächtnis des bayerischen Feldherrn gewesen, wenn der treuherzige Greis selber über den (von ihm anderen nacherzählten) Irrtum aufgeklärt worden wäre. Noch weniger aber wird es jemals gestattet sein, dieser letzten Verurteilung des Greises zu gedenken, ohne zugleich an jenen schmachvollen 14. Juli 1819 zu erinnern, an welchem E. M. Arndt polizeilich verhaftet wurde, um seiner vertrauten Papiere habhaft zu werden. Es sind diese Papiere, bzw. einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene, gröblich mißbrauchte Äußerungen gewesen, welche von der Umgebung des ehrlichen Königs in derselben Weise verwertet worden sind, wie der de Wettesche Trostbrief und der Boyensche Freimut. Nach dreijähriger Verschleppung hat die täppische Nachäfferei päpstlicher Inquisitionsprozesse ohne Ergebnis eingestellt werden müssen. Aber ohne daß überhaupt ein Urteil gefällt wurde, ist Arndt bis zum Jahre 1840 seines Amtes beraubt gewesen. Was der neue König an ihm persönlich gut zu machen versuchte, ist nicht mehr ausreichend gewesen, um den Sturm zu bannen, den noch stets jene, die den Wind säeten, zu ernten

*) Durch Th. von Bunsen. D. Revue Mai 1891.

**) Georg von Bunsen. Ein Lebensbild aus dem Lager der Besiegten. Von Marie von Bunsen.

Digitized by Google

gehabt haben. Als die auf solchem Wege heraufbeschworene Revolution ausbrach, ist Arndt im deutschen Parlament ein Prediger in der Wüste geblieben. Dafür aber erschien er dem jüngeren Geschlecht als das lebendige deutsche Gewissen, während die Männer, welche einst Gewalt über ihn hatten — die Wittgenstein, Schuckmann, Kamptz, samt den „Schmalzgesellen" — ruhmlos ins Grab sanken. Ob freilich ihre ähnlich schleichenden Nachfolger nicht im 20. Jahrhundert abermals mehr Gehör bei den weltlichen Machthabern finden werden, als Männer wie Arndt, muß einstweilen dahingestellt werden.

Wie dem nun auch sei, — für die ganze Zukunft unseres Volkes steht Arndt da als der Bekenner jenes Christusglaubens, welcher zugleich den Glauben an sein Volk festigte: „daß dieses Volk seinen verlorenen Gott wiedererkennen werde, daß der Geist Gottes, der als Flamme durch die Herzen der deutschen Menschen hindurchwehte, alles herrlich hindurchführen werde". Seiner Kirche aber hat der Mann, der aller „Inquisition der Meinungen" feind war, mit seinen Kirchenliedern zugleich auch die Mahnung hinterlassen: „Ich wenigstens werde nie einen König über Meinungen anerkennen; denn darum hat die evangelische Kirche ja eben den heiligen Vater in Rom verworfen und perhorresziert ihn bis diese Stunde." Noch am Vorabend vor der Revolution, als der die vierziger Jahre beherrschende Gedanke der nationalen Einigung auch den Wursch nach einer deutschen Nationalkirche neu belebte, hat er — in klarer Erkenntnis des die Höfe beherrschenden Kryptopapismus — der Besorgnis Ausdruck verliehen: „Sie bauen jetzt am Tempel Gottes. Wolle dieser gnädige Gott, daß er uns nicht zu enge gebaut werde oder vielmehr nicht zu enge Türen und Fenster bekomme, damit alle frommen und schlichten Seelen sich fröhlich und heimlich darin fühlen können! Es fehlt ja nicht an Bauräten und Baumeistern, die wieder Enges und Düsteres möchten, — oder gar düstere Donner des Banns über den Gipfeln des Tempels." Sein eigener Grundgedanke aber ist der gleiche, dem ein Menschenalter später Emanuel Geibel in den „Spätherbstblättern" Ausdruck verlieh:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Pforten breit und groß
Statt sie selber zu verrammeln.

So ist Arndt gerade durch die schweren Schickungen seines Lebens die Prophetengestalt geworden, deren sein Volk in noch schwereren Zeiten bedurfte. Denn das Los des Propheten ist untrennbar von seinem Martyrium. Es ist das der Grundgedanke, der sich durch das ganze Evangelium Jesu hinzieht. Dieser Gedanke hat sogar eine noch weitere Tragweite. Er lehrt das Martyrium als den eigentlichen Pulsschlag der Mensch-

Digitized by Google

heitsgeschichte, als die Vorbedingung jedes wirklichen Fortschritts erkennen. Das Wesen aller Religion liegt im Opfer. Darum hatten die unvergleichlichen Opfer des deutsch-preußischen Freiheitskampfes noch in dem nachfolgenden Geschlecht einen unvergleichlichen Wert für seine „Volkskirche". Bei dem Rückblick auf diese gewichtigste Lehre jenes Wendepunktes treten uns so zahlreiche Prediger derselben entgegen, daß sie einander beinahe verdrängen. Da wir aber nur einige wenige aus ihnen herausgreifen können, so seien wenigstens noch zwei echte Repräsentanten der deutschen Aufklärung ausgewählt. Beide zugleich Vertreter des mit der nationalen Wiedergeburt neu aufstrebenden Buchhandels.

Friedrich Arnold Brockhaus hat unter den schwierigsten Verhältnissen die große Leipziger Buchhandlung begründet. Wer sein — leider nur als Manuskript gedrucktes — Lebensbild kennt, steht bewundernd vor seiner Tatkraft. Seine Briefe kennzeichnen den Mann ernster Aufklärung und glühender Vaterlandsliebe. Neben ihn aber stellen wir am liebsten den Gothaer Johann Zacharias Becker. Er verdient es als der Verfasser des hochverdienten und weitverbreiteten „Not- und Hülfsbüchleins" (1788). Er verdient es, weil auch er wie der Nürnberger Palm mit seinem Leben für den nationalen Sinn des deutschen Buchhandels büßen sollte. Es hat an einem Haar gehangen, so wäre der napoleonische Befehl auch an ihm vollzogen worden. Aber daneben hat es noch einen besonderen Grund, daß wir den erweckten Kreisen des Pietismus den frommen Aufklärer zur Seite stellen. Wir besitzen nämlich ein beredtes Zeugnis für den Eindruck, welchen eine derart mannhafte Frömmigkeit wie die seinige den Überlebenden hinterließ. Es findet sich in einem Briefe des Dichters Wilhelm Hey, desselben, welchen Bunsen in das Gesangbuch der Folgezeit eingeführt hat, über den Tod (28. März 1833) Beckers.

Die Tätigkeit des Gothaer Buchhändlers erinnert zudem wieder an die großen Güter, welche die Philanthropine des 18. Jahrhunderts dem 19. vererbten. Stand doch Becker in gleich enger Verbindung mit dem Schnepfenthaler Salzmann wie mit dem Basedow der Dessauer Zeit. Daß er auch selber den pädagogischen Zug in sich trug, hat er durch die Begründung der Deutschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde (1784) betätigt. Aber er strebte zugleich eine allgemeine deutsche Nationalzeitung an. Dieselbe hat sogar eine Zeitlang den Titel eines Reichsanzeigers vorweggenommen. Später ist es bei dem bescheideneren Titel eines „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" geblieben.

Die im Jahre 1797 begründete Beckersche Buchhandlung hat sich späterhin gewissermaßen mit derjenigen von Perthes verschwägert. Der Sohn Beckers ist der Schwiegersohn von Friedrich Perthes geworden. Mit der Erinnerung an dessen Persönlichkeit aber verbindet sich für jeden Historiker,

Digitized by Google

der die Zeit nach dem Befreiungskriege aus sich selbst heraus zu verstehen sucht, die dankbare Erinnerung an das vorbildliche Memoirenwerk, welches wir seinem Sohne Clemens Perthes verdanken. Daß wir diesem Danke gerade in diesem Zusammenhang Ausdruck verleihen, hat den speziellen Grund, daß der gleiche Mann, der unter den ersten Begründern der kirchlich konservativen Richtung der Folgezeit dasteht, doch vor jeder engherzigen „Gläubigkeit“ warnte. Die Frommen des Wuppertals haben einen recht trüben Eindruck auf ihn gemacht.

Unter den Jünglingen, welche die Jahre nach dem Befreiungskriege mit eigenem Verständnis durchlebt, werden wir jedoch stets in erster Reihe wieder zu Rothe zurückgeführt. Seine Studentenbriefe sind in Georg Webers Heidelberger Erinnerungen zu einer Geschichtsquelle ersten Ranges geworden. Der Rückblick des Greises enthüllt die Ursachen, warum die junge christliche Frömmigkeit so bald den volkskirchlichen Charakter des Wartburgfestes verlor. Wir besitzen eine reiche Literatur über die Anfänge der Burschenschaft. Aber für die Geschichte ihrer früheren und späteren Stellung zur Kirche sollten noch viele den Rotheschen Briefen geistesverwandte Zeugnisse miteinander verbunden werden.

Es ist das um so wünschenswerter, wo die äußerlich tonangebenden Kreise sich in jeder Weise entgegenstemmten. Zumal in Berlin teilte die Tagesstimmung sich nur zu bald zwischen dem jüdisch geistreichen Witz der Kreise um Rahel und um Bettina, und der geheimen Einwirkung des Kryptokonvertiten Beckedorff auf die preußische Volksschule. Um so mehr aber lohnt es sich, auch jenes alte Berlin nach den preußischen Freiheitskriegen auf die Dinge hin anzusehen, welche es von dem neuen Berlin scharf unterscheiden.

Es ist nämlich noch der alte preußische Geist in seiner Beschränktheit, aber zugleich in seiner Gediegenheit, welcher die größte Landstadt des eben wieder erstehenden Staates beseelt hat. Daß die Viktoria auf das Brandenburger Tor zurückgeführt wurde, ist noch auf lange hinaus das wichtigste lokale Ereignis geblieben. Die Persönlichkeit des schlicht bürgerlichen Königs erfreute sich — darin hat Treitschke völlig Recht — einer ganz anderen Volkstümlichkeit, als diejenigen Fürsten, die mit den neumodischen Verfassungen ein damals noch ungefährliches Spiel trieben. Noch war aber auch der Staatsgedanke nicht jener Erstarrung verfallen, die die Karlsbader Beschlüsse auch über Preußen gebracht haben. Die Konflikte des Staates mit dem sich selbständig gestaltenden kirchlichen Leben — gleichviel ob es die katholische oder die lutherische oder die calvinische Form trug — sind ebenfalls erst in späteren Tagen erwachsen. Das Hauptinteresse der Gebildeten wandte im übrigen dem Theater sich zu, während der kleine Mann scharf arbeiten mußte, um für des Tages Notdurft zu

Digitized by Google

sorgen. Inmitten der Tagesbewegungen ist speziell die evangelische Kirche den stillen Gang weitergegangen, welcher zwar die „politischen Pastoren“ nicht liebte, ebensowenig aber die „edlen Herren von der Kirche“ von den weltlichen Machthabern umwerben ließ.

Die Prediger jenes Berlin vor und nach den Freiheitskämpfen sind durch die Schule Schleiermachers, Fichtes und E. M. Arndts gegangen. Was der Prediger Schleiermacher der Gemeinde gewesen ist, muß man gerade deshalb von W. von Humboldt hören, weil dieser für sich selber die altklassische Atmosphäre der christlichen vorzog. Schleiermacher zur Seite wetteifern die Bischöfe Eylert und Neander in mildem duldsamem Wirken. Die ältere Generation der Lisco und Hoßbach ist noch nicht wie die jüngere von einer ketzerriechenden Büreaukratie in der Erbauung der Gemeinde gehemmt worden. Des älteren Lisco Bibelwerk wie die Spezialauslegung der Parabeln trägt den gleichen soliden Charakter, wie die Biographien Speners und Johann Valentin Andreaes von dem älteren Hoßbach. Glänzender noch waren die Namen der Meister jener geistlichen Redekunst, die eine evangelische Nachblüte des französischen siècle d'or darzubieten versuchte: der Theremin und Dräseke. Die kirchliche Heimatskunde Berlins und Potsdams kann aber zumal den Eylertschen Denkwürdigkeiten noch manche heute vergessene Schätze entheben. Denn sonst ist es der Volkskirche dieser Zeit gegangen wie einer guten Ehe. Sie ist wenig ins Gerede gekommen. Das Leben und Treiben in ihren Mauern ist ein bescheidenes, aber ein gesundes und frisches gewesen. Und was von den Berliner und Potsdamer Gemeinden gilt, es ist uns nicht minder aus den sächsischen wie aus den ostpreußischen Pfarrhäusern verbürgt. Man denke nur der anspruchslosen Anekdoten der Dinterschen Autobiographie.

Doch auf den braven Dinter kommen wir an anderer Stelle zurück. Denn es scheint uns gerade für jene gewaltige Zeit am wenigsten not, neben die Historienmalerei Treitschkes und Sybels noch weitere Genrebilder zu stellen. Statt dessen aber ist es um so mehr am Platze, von dem Alpdrucke einseitiger Darstellungen uns freizumachen. Mehr noch als anderswo droht hier die Gefahr, welche schon im ersten Bande (§ 12 S. 148 f.) dahin umschrieben wurde, daß „die divergierenden Wege, welche die Theologie und die übrigen Wissenschaften einschlugen, neben zahlreichen anderen beiderseitigen Mißgriffen auch die Folge gehabt haben, daß Kirchen- und Kulturgeschichte nebeneinander hergehen, ohne sich zu berücksichtigen oder gar sich zu befruchten“. Hinsichtlich der „Nachwirkungen der pietistischen Epoche auf die allgemeine deutsche Kulturentwickelung“ sind bereits a. a. O. drastische Belege für diese Diskrepanz angeführt worden. Für diejenige Periode aber, der wir uns nunmehr zuwenden, hat dieselbe eine noch ganz andere Bedeutung. In den Darstellungen des religiösen

Digitized by Google

Lebens kommt das „volkskirchliche“ Element auch für die Neuzeit ebenso schlecht weg, wie die Periode der vorpietistischen Orthodoxie in Max Goebels „Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche“. Dagegen sollen abermals etwelche aparte sonderbare Heilige, die nur zu oft auf die bedenklichsten moralischen Irrwege geraten sind, die „Erweckungen“ repräsentieren. Umgekehrt aber haben dann die gleichen literargeschichtlichen Darstellungen, welche mit „dem alten Heiden“ in Goethe ihren Sport trieben, für das Bibelchristentum eines Freiherrn vom Stein höchstens ein mitleidiges Lächeln übrig gehabt.

Bei dieser Sachlage wird es für jeden, welcher in Zukunft den volkskirchlichen Zügen der nationalen Erweckung nachgehen will, darauf ankommen, neue Wege zu bahnen. Nur können an dieser Stelle wieder nur die Wegzeichen geprüft werden, d. h. wir können abermals nicht umhin, die zur Zeit vorherrschende Darstellungsweise auf ihre allseitige Brauchbarkeit zu untersuchen.

Es ist eine begeisterte und begeisternde Schilderung, die uns W. Baur von der religiösen Erweckung gegeben hat. Aber es ist nicht die religiös-nationale Erhebung, die sein Bild vorführt. Den Trägern und Führern des opferfreudigen Befreiungskrieges schiebt er den engen Geist unter, der den nachmaligen Pietismus kennzeichnet. Die Religion jener trägt jedoch einen ganz anderen Charakter. Wir werden es uns besonders angelegen sein lassen, jedes gute Werk dieses nachmaligen Pietismus in Ehren zu halten. Aber man kann sich nicht ernst genug dagegen verwahren, das, was der Volksgeist selber selbstvergessen geschaffen hat, auf das Konto des über ihn zu Gericht setzenden Sektengeistes zu setzen.

Gerade die hervorragende Persönlichkeit W. Baurs macht es zu einer besonderen Pflicht, mit seiner Urteilsweise sich ähnlich auseinanderzusetzen, wie wir dies später nach der entgegengesetzten Seite hin mit Gustav Freytag zu tun haben werden. Es sind vor allem die Werke seiner Jugend, gegen welche wir schon darum hier und da Front machen müssen, weil die ganze Art seiner persönlichen Erweckung ihm den nüchternen „Rationalismus“ ebenso ungenießbar machte, wie einige Jahrzehnte früher einem Rudolf Stier und Richard Rothe. Aber genau ebenso wie diese beiden tiefen Denker, oder sagen wir besser: wie die Wortführer des echten Pietismus überhaupt, ist auch Baur mit den Jahren zu einem billigeren Urteil gekommen. Das schöne Wort „der Alte ist milder“ trifft auch bei ihm zu. Zeuge dafür ist der letzte Aufsatz, der aus seiner Feder geflossen ist (in der Neuen Christoterpe von 1898: „Vor 50 Jahren“). Dort hat er sich selbst die Frage gestellt (S. 19): „Wie kam ich zum Glauben?“

In der Beantwortung dieser Frage kommt Baur u. a. auf seine Gießener Lehrer zu sprechen und bemerkt dabei: „Die ordentlichen Pro-

Digitized by Google

fessoren der theologischen Fakultät waren sämtlich gelehrte und angesehene Rationalisten und Zugehörige der historisch-kritischen Schule, aber ungeeignet, dem inneren Menschen den Stoß zur ewigen Bewegung zu geben." Man darf dabei immerhin fragen: welcher Professor kann das durch seine Lehrtätigkeit? Was wir bei Tholuck als die Bußpredigt des erneuten Pietismus in hohen Ehren zu halten gelernt haben, das ist eben diesem einen „Prediger auf dem Katheder" als persönlichstes Charisma zugefallen gewesen. Wir haben ihn darum mit gutem Grunde dem John Wesley zur Seite gestellt. Wo aber Ähnliches kirchenregimentlich angestrebt worden ist, da hat es noch immer jenen Rückschlag hervorgerufen, der in demselben Gießen neuerdings das Schlagwort von der „unkirchlichen Theologie" geprägt hat. Denn dies Schlagwort hat, wie sehr es objektiv falsch genannt werden muß, doch subjektiv beherzigenswerte Motive gehabt.

Der greise W. Baur hat immerhin den Persönlichkeiten der Rationalisten Gerechtigkeit angedeihen lassen. Der jugendliche Baur aber, der in Hamburg die Kapellenseelsorge im Kampf mit der Volkskirche pflegte, mahnt uns — in seinem Urteil so gut wie in dem Lebensgang vom Oberrhein in die Hansestadt — oft genug an den einst ähnlich gefeierten Rinck, dessen Lebensbild — als das eines physisch und psychisch ungesund veranlagten Menschen — seiner Begabung und Arbeitslust ungeachtet einen wehmütigen Eindruck hinterläßt. Die Kreise, auf die ihr Eifergeist das Christentum beschränkt hat, haben sicherlich die Freiheitskriege weder anbahnen noch durchkämpfen helfen.

Auch der Biograph Boyens hat bereits auf eine der älteren Schriften Baurs Rücksicht genommen, und auch in seiner Darstellung ist schon die Notwendigkeit einer kritischen Ergänzung angedeutet. Und doch gilt gerade hier von Meineckes eigener Darstellung das Gleiche. Es ist die (schon oben herangezogene) prächtige Schilderung der religiösen Temperatur der Reformzeit, wo wir noch einmal einsetzen müssen. Der Schwerpunkt derselben liegt doch sicherlich darin, daß die Männer der Reformzeit einer wie der andere tief religiös waren, daß man aber kaum bei zweien von ihnen die gleiche dogmatische Formel finden würde. Meinecke fühlt somit instinktiv selbst, daß jede lebendige Frömmigkeit eine „undogmatische" ist. Er erkennt auch deutlich die Einseitigkeit der Auffassung, welche in Baurs „Leben der Prinzeß Wilhelm von Preußen" zu Tage tritt. Denn sonst hätte er schwerlich die Ergänzung beigefügt in dem für ihn selbst so charakteristischen Satz: „Mit Recht hat man die Erneuerung einer positiven protestantischen Glaubensrichtung in diese Kreise zurückverfolgt (wie es eben die Baursche Schrift schon im Vorwort S. V tat), mit Recht kann man ebenso sagen, daß der tiefere Rationalismus, wie ihn Boyen vertrat, aber auch jene freiere und stolzere Gedankenrichtung Hum-

Digitized by Google

boldts sich damals in ihrer Kraft bewährt und ihren Vertretern einen festen und unerschütterlichen Grund gegeben haben."

Über den einem Manne wie Boyen von seinem Biographen — hier wie so oft — nachgesagten Rationalismus reden wir an anderer Stelle. Wir müssen aber zugleich ernstlich fragen, was unter jener „positiven protestantischen Glaubensrichtung" geschichtlich verstanden sein soll. Die Tochter der Prinzeß Wilhelm, die Königin Marie von Bayern, ist durch die in ihrer Jugend eingesogenen Eindrücke in die Papstkirche geführt worden. Sie sah also selber im Papsttum das „positive Christentum". Die Verbindung von „protestantisch" und „positiv" in solchem Zusammenhange ist ein Widerspruch in sich selbst.

---

§ 4.

Die staatskirchliche Reparaturarbeit der Restauration.

„Nur der Geist kann es sein, der unseren so bunt wie neu und verschiedenartig zusammengesetzten Staat zusammenhält. Überall beweist das Volk, daß es ihn in sich hat, durch regste Teilnahme an den öffentlichen Dingen, durch die unzähligen Opfer und Anstrengungen der jüngsten Zeit. Was aber tut die Regierung? Statt ihn zu leiten, bekämpft und unterdrückt sie ihn; statt mit seiner Kraft ihre eigene Kraft zu vermehren, zerarbeiten sich die Staatsbehörden in nutzlosem Kampfe gegen ihn. Unter der Strenge der Zensurbehörden sinken unsere öffentlichen Blätter zu völliger Geistlosigkeit herab. Die Polizei tut sich ebensosehr als Druck wie als Wohltat kund. Ein allgemein gefühltes religiöses Bedürfnis versammelt in der Wiedergeburt der Zeit die Gemüter wieder um die Altäre, aber für Kirche und Schule bleibt jede kräftige Maßregel aus."

Die eben angeführten Worte stammen nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, aus einer theologisch-kirchlichen Quelle. Sie sind vielmehr einer offiziellen Eingabe der sieben preußischen Oberpräsidenten — Ingersleben, Sack, Schön, Auerswald, Vincke, Solms und Merkel — entnommen, welche dieselben an den Staatskanzler von Hardenberg vom 30. Juni 1817 gerichtet haben. Nicht die oppositionelle Kritik der Folgezeit spricht sich in ihnen aus, sondern der gleiche staatsmännische Blick, den wir bei Merkel schon (II, § 49) in seiner Befürwortung der innerkatholischen Reformbestrebungen in Schlesien kennen gelernt haben. Seine und seiner edlen Genossen Warnungen sind vergeblich geblieben. Aber sie bezeugen uns, wie richtig der Sohn des mit dem Oberpräsidenten Merkel eng verwachsenen Oberregierungsrates Rothe die damalige Lage der Dinge beurteilt hat. Seine prägnante Schilderung dieses Prozesses ist die un-

Digitized by Google

mittelbare Fortsetzung desjenigen, die wir bereits in § 3 an die Spitze gestellt haben:

Aber diese Hoffnungen waren leider voreilige. Der Zauber der ersten Morgenfrühe zerrann nur allzuschnell. Es wies sich bald aus, daß die Zeit noch nicht reif war für eine derartige Schöpfung. Der Neubau der Kirche stieß an allen Seiten auf Hindernisse; man mußte erfahren, wie schwer es ist, eine Kirche zu bauen, zumal in einer Zeit, die bereits jenseits des kirchlichen Stadiums des Christentums liegt. Es stellte sich bald ein verhängnisvolles Mißtrauen ein — das natürlich sofort ein gegenseitiges wurde — zwischen den Regierungen und den Regierten. Das öffentliche Leben wurde dem neuerwachten christlichen Glauben bald verschlossen. Auf seinem Felde sich zu betätigen und seine Kräfte zu versuchen, drängte es den jungen christlichen Geist. In seiner frischen, gesunden Luft würde er sich zu einem tapfern, männlichen Charakter gekräftigt, sich zu einer rüstigen, tatkräftigen, ins wirkliche Leben, es versittlichend, eingreifenden, zu einer nicht auf müßige Grübeleien und leere Formen, sondern auf praktische Ziele gerichteten Art gestählt haben, wie sie das englische Christentum, das sie von eben daher hat, so wohl und so ehrfurchtgebietend kleidet. Aber das wurde ihm versagt, er konnte seine Lebensfülle nicht ausströmen in große sittliche Ideen und Aufgaben. Statt eines christlichen nationalen Lebens, das wir im ersten Morgenrot des neuen Tages aufsteigen gesehen, fanden wir die von oben her in uns erweckte religiöse Kraft in die Enge der rein privatlichen Lebenskreise konfiniert.

Die Denkschrift der Oberpräsidenten setzt somit gewissermaßen das amtliche Siegel unter diese Ausführungen. Wir haben der grundlegenden Untersuchung, der sie angehören, schon in der Geschichte der Theologie nicht entraten können, sowohl als es sich um das Verständnis der klassischen Zeit der Vermittlungstheologie handelte, wie um die Befruchtung der Theologie durch die Bußpredigt des Pietismus (III, 1 § 6 u. § 9). Bei dem Rückblick auf die volkskirchliche Erweckung ist es nicht anders gewesen. Und das Gleiche wird abermals der Fall sein, wo es sich um die ersten Anfänge sowohl der Union wie der Mission handelt. Aber auch bei der Verunstaltung der national-religiösen Erweckung durch die plumpen Handlanger der Restauration können wir den Vergleich mit dem — Licht und Schatten in so unvergleichlicher Weise verteilenden — Gesamtgemälde Rothes nicht missen. Ausdrücklich hat er als das letzte Ziel jener idealen Bestrebungen dasjenige „einer wahren deutschen evangelischen Volkskirche" bezeugt. Ebenso nachdrücklich jedoch weist er auf die Ursachen hin, weshalb das „christlich-nationale Leben, das wir im ersten Morgenrot des neuen Tages aufgehen sahen", verkümmerte.

Es wäre einer eigenen Untersuchung wert, der parallelen Gestaltung der Dinge nachzugehen, welche Rothes Geschichte der Ethik vorgeführt hat: in der Entwicklung des französischen Geisteslebens seit der Zeit der Gegenreformation einer-, der Rabelais und Montaigne andrerseits. Aber es muß hier der Hinweis auf eine frühere Ausführung (I, S. 49/50) genügen. So setzen wir denn in dem Bilde ein von dem „Morgenrot des neuen

Digitized by Google

Tages", welches Rothe in dem vorerwähnten Zusammenhang braucht. Denn es ist doch bemerkenswert, wie es genau das gleiche Bild ist, welches sein Freund Bunsen (in der „Weihung an Richard Rothe" vor seinem geistsprühenden Werk über Hippolytus) angewandt hat:

Von dem Tempel, den wir schauten in des Glaubens Morgenrot,
Hab ich Steine mir gerettet in der Zeiten bittrer Not.

Schon früher hatte es Hase gebraucht nach seiner prächtigen Schilderung von Heliand und Kirst, der er das ernste Wort folgen lassen mußte, es sei „eine Morgenröte ohne Tag geblieben, weil durch die Macht der Kirche die ganze Literatur lateinisch und kirchlich wurde".

„Der Zeiten bittre Not", aus der heraus Bunsen und Rothe auf „des Glaubens Morgenrot" zurückschauten, war die dumpfe Reaktionsschwüle der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts. Im Anfang des 20. Jahrhunderts wird dieselbe jedoch fast noch schwerer von allen denen empfunden, welchen die Stellung der evangelischen Kirche zum Volksleben am Herzen liegt. Das 19. hat mit der „erneuten Hegemonie der Papstkirche" einer-, mit der „Übertragung der Kirchenfeindschaft der Revolution auf das protestantische Deutschland" andrerseits abgeschlossen. Mit gutem Grunde hat die zweite Abteilung des dritten Bandes diese „interkonfessionellen Zeitfragen" vorherschicken müssen, bevor wir uns wieder spezieller dem Protestantismus in Bezug auf die Geschichte seiner Kirchenbildungen zuwenden konnten. Denn man muß stets jenen allgemeinen interkonfessionellen Hintergrund im Auge behalten, um die Gestaltung der einzelnen Konfessionskirchen allseitig beurteilen zu können. Wir haben uns darum nicht einmal mit den beiden eben genannten allgemeinen Zeiterscheinungen begnügen dürfen, hatten denselben vielmehr noch die außerkirchlichen Formen der Religion, die polizeiliche Verwertung der Staatskirche und die Versuche freikirchlicher Neubauten zur Seite zu stellen. Erst auf dieser allseitigen Grundlage läßt sich nämlich jetzt die Spezialfrage erledigen: Wo sind die Ursachen zu suchen, daß alle die reichen Schätze an geistlichen Gaben und himmlischen Gütern, welche der deutsch-evangelischen Kirche durch die Erweckung der Freiheitskriege in den Schoß gelegt wurden, für die Kirche selbst brachliegende Felder geblieben sind?

Gewiß — diese Schätze sind auch noch heute im Acker verborgen. Sie sind nur „latente Kräfte" geworden. Sie lassen sich alle wieder aufgraben, zum Gemeingut der Kirche machen. Es ist kein entmutigender Pessimismus, der uns aus dem Ernst der Zeitlage erwachsen darf; es ist — um mit Bitzius zu reden — ein unverwüstlicher Optimismus, den wir aus jenem Rückblick zu schöpfen haben. Aber es wäre keine üblere Selbsttäuschung möglich, als wenn man es sich nicht gestehen wollte, daß die

Digitized by Google

volkskirchliche Erhebung — um nochmals an Rothes Worte anzuknüpfen — „in die Enge der rein privatlichen Lebensweise konfiniert wurde".

Alle die neuen Gnadengaben sind auf diese Weise vorerst nur der Anlaß zu ähnlichen Wirren geworden, wie das Zungenreden der Urkirche. Sogar von dem neuen Christuslied der Novalis und Arndt führt eine dunkle Linie zu den häßlichen Gesangbuchsstreitigkeiten, in welche die hierarchische Herrschsucht die eine Provinzialkirche nach der anderen hineingestürzt hat. Genau die gleiche Erfahrung werden wir zu machen haben, wenn wir die Vorfrüchte der äußeren und inneren Mission und der Bibelkolportage für die Gesamtkirche verfolgen. Auch der irenische Gedanke der Union hat nur zu einer neuen concordia discors geführt. Die Neubelebung des lutherischen und calvinischen Bekenntnisses mündete in heftigem gegenseitigen Krieg. Kann man sich wundern, wenn schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts die Vertreter des katholischen Kirchenideals den deutschen Protestantismus in unabwendbarem inneren Zerfall erblickten? Der Berliner Geheimrat Schmedding schrieb an Bunsen nach Rom schon gleich nach der hallischen Denunziation mit scharfem Einblick in das, was daraus mit Naturnotwendigkeit folgen mußte. Möhler entwarf seine geniale Symbolik, Döllinger sein gelehrtes Riesenwerk über die Reformation mit dem vollen Selbstgefühl des katholischen Sieges. Die Handlanger dieser Großen, die Jörg und Binder, denen nachmals Janssen nachhinkte, sammelten die Einzelbelege für die Selbstauflösung, die Selbstzersetzung des Protestantismus. Was zuerst nur einzelne taten, das schallt uns heute aus einem volltönigen Chorus entgegen, der freilich nur zu oft viel vom Huronengeheul an sich hat.

Denn daß die inneren Zustände des Katholizismus nicht etwa gesundere sind, weiß niemand besser als die eigentlichen Führer des „Ultramontanismus" in Deutschland. Gewiß — die Oberherrschaft des Papsttums über das neue deutsche Reich ist im Anfang des 20. Jahrhunderts eine unbestreitbare Tatsache. Der ein halbes Jahrhundert zuvor angekündigte Kampf auf märkischem Sande muß nicht etwa erst ausgefochten werden, sondern hat bereits mit vollem Siege geendigt. Das Triumphgefühl über den von den heutigen Staatsweisen unter die Füße getretenen Protestantismus ist vollauf berechtigt. Aber wo sind inzwischen die sittlich-religiösen Impulse geblieben, von welchen das katholische Deutschland nach den Freiheitskriegen nicht minder als das protestantische getragen war? Die Antwort ist in dem dritten Buche des zweiten Bandes — in dem stufenweisen Gang der Dinge seit der Restauration von Papsttum und Jesuitenorden — gegeben.

Wir müssen alle diese sich miteinander verschlingenden Fäden noch einmal aus ihrer Verknüpfung lösen, um es deutlich vor Augen zu haben,

Digitized by Google

wie es sich — nach dem endlich errungenen politischen Frieden — im deutschen Katholizismus und Protestantismus gleich sehr um einen kirchlichen Neubau gehandelt hat. Die römisch-katholische Kirche hatte bis zur Revolution ihre Hauptstütze in den weltlichen Besitzungen ihrer geistlichen Fürsten gehabt. Dieselben waren inzwischen demselben Geschick verfallen, wie der päpstliche Kirchenstaat. Die neuen Herren, denen sie zugefallen waren, hatten, solange die napoleonische Herrschaft währte, gewissermaßen von der Hand in den Mund gelebt. Nun nahm ein Staat nach dem anderen die Reorganisation seines Stücks Kirche an die Hand. Dies die Zeit, in welcher die Wessenberg und Spiegel in echt deutschem Sinn an der katholischen Nationalkirche der Zukunft arbeiteten. Aber als sie die Vorarbeit getan, als die alte Kirche aus den Trümmern wieder erstanden war, da legte das Papsttum, durch die restaurativen Regierungen gestützt, seine schwere Hand darauf.

In durchgängiger Parallele damit hat jedoch auch der Gang der Dinge auf protestantischem Boden gestanden. Gab es hier gleich keine geistlichen Fürstentümer zu säkularisieren, so legte die Notlage des Staates es um so mehr nahe, sich an dem Kirchenvermögen der bis dahin selbständigen städtischen und ständischen Kirchen schadlos zu halten. Wir haben genau denselben Zusammenbruch der alten kirchlichen Rechte und Vorrechte nicht nur in dem Gesamtgebiet des früheren deutschen Reichs, sondern auch in der Eidgenossenschaft auf der einen, in den Generalstaaten auf der anderen Seite. Wer auch nur einmal die Lage der bis dahin privilegierten Staatskirchen und zumal ihrer Pfarrer in den Tagen der Helvetik und der batavischen Republik von nahebei geprüft hat, der kann es nur anstaunen, wie dieselben sich aus dem Zusammenbruch wieder aufgerichtet haben. Die auch unter der übelsten äußeren Verfassung unausrottbaren inneren Kräfte in diesen Kirchen haben sich zu keiner Zeit glänzender bewährt, als unter jenem Martyrium. In Deutschland selbst haben zwar sowohl die lutherischen wie die reformierten Kirchen ebenfalls den äußerlichen Niedergang überdauert. Aber innerlich sind sie einem schlimmeren Verhängnis erlegen, als es der Raub ihrer Güter gewesen war. Denn nun kam für sie alle gleich sehr die Zeit, in welcher dem aus dem Reformationsjahrhundert ererbten Summepiskopat der Landesherren eine völlig veränderte Tragweite gegeben worden ist.

Der reformatorische Summepiskopat erwuchs aus dem evangelischen Bekenntnis, für welches allen anderen voran die Unterzeichner der Augustana persönlich eintraten. Der restaurative Summepiskopat wurde ein untrennbares Stück der staatlichen Bureaukratie. Das Recht, auf das er sich nunmehr stützte, war das der Eroberung. Wie der alte Römerstaat mit den unterworfenen Staaten auch deren Götter annektiert hatte, so hat die moderne

Digitized by Google

Bureaukratie es mit den säkularisierten Kirchen gemacht. Der erste Keim jener heillosen Mißwirtschaft, die ihre letzten Konsequenzen in der Behandlung der nassauischen Kirche als Kriegsbeute gezogen hat, hat in dem Umsturz der alten kirchenrechtlichen Verhältnisse durch die staatskirchliche Reparaturarbeit der Restauration gelegen.

Freilich — dieser Zizanienkeim hätte niemals die reine Saat zu ersticken vermocht, wenn nicht von vornherein der Boden dafür angelegt gewesen wäre. Um allerseits billig zu urteilen, ist strenge Selbstkritik vonnöten schon mit Bezug auf die erste Gestaltung der neuen Kirchen im 16. Jahrhundert. Das protestantische Prinzip hat im harten Kampf ums Dasein sich seine Existenzformen erstritten. Aber diese Formen waren nur auf den Moment berechnet, mußten sich unter veränderten Verhältnissen als unzulänglich erweisen. Es war dieselbe Prozedur im Dogma und in der Verfassung. Dem festgefügten tausendjährigen Organismus des römischen Katholizismus gegenüber hat man sich in der Tat mit einer Notkirche begnügen müssen.

Die inkonsequente Gestaltung des altprotestantischen Dogmas ist im 18. Jahrhundert allerseits zu Tage getreten; die Erkenntnis der Schäden hat dann zu jener „Neugestaltung der protestantischen Theologie" geführt, welche sich im tiefsten Grunde auf dieselben Geistesmächte zurückführte, wie die gleichzeitige Neugestaltung der katholischen Theologie und die Humanitätsreligion des modernen Judentums. Aber das 19. Jahrhundert brachte die Restauration der orthodoxen Dogmatik, und damit den Kampf zwischen dem alten und neuen Protestantismus. Dieser Kampf hat so sehr alte Kräfte in Anspruch genommen, daß man darüber vergaß zu beobachten, wie der gemeinsame Feind sowohl des alten wie des neuen Protestantismus einen noch stets steigenden Gewinn daraus zog. Nicht einmal darüber wurde man sich klar, wie es einfach die logische Konsequenz war, welche es der katholischen Polemik (wir verstehen darunter natürlich nicht die papistische, sondern die des katholischen Ideals) so überaus leicht machte, gerade in solchen Grundfragen wie der Bibelautorität und dem Wunderglauben die Lehre der eigenen Kirche als die allein konsequente hinzustellen.

War es aber anders auf dem Gebiet der Kirchenverfassung? Hatte sich auch nur ein einziges der Systeme bewährt, welche den überkommenen Zuständen eine Rechtsgrundlage zu geben versucht hatten? Wollen wir das, was weiterhin kam, in seinen Ursachen geschichtlich verstehen, so dürfen wir der Antwort auf diese ernste Frage nicht aus dem Wege gehen. Das schließt aber notwendig einen vorherigen Rückblick auf die bisherige Gestaltung der Dinge ein.

Um die zentrale Bedeutung des neuen Christusliedes für die Kirche

Digitized by Google

des 19. Jahrhunderts allseitig zu würdigen, haben wir bis in die Anfänge der Urkirche zurückgreifen müssen. Auch die Reparaturarbeit an der protestantischen Kirchenverfassung läßt sich gerade in ihrer Unzulänglichkeit nur dann richtig beurteilen, wenn man das wirklich kennt, was repariert werden sollte. Glücklicherweise dürfen wir uns hier einem Führer anvertrauen, der mit Bezug auf seine Meisterschaft im kirchenrechtlichen Urteil ebenso unerreicht dasteht wie Rothe hinsichtlich der ethischen Grundfragen. Wir können darum nichts besseres tun, als der Haseschen Kirchengeschichte darin nachgehen, wie sie in die allgemeine Charakteristik der verschiedenen Perioden jeweilen auch die Darlegung ihres Rechtszustandes hineingestellt hat. Es ist dabei freilich erforderlich, wie überall, wo Hase seine Rätsel aufgibt, zwischen den Zeilen zu lesen. Aber es lohnt sich, gerade in diesen Rechtsfragen sich seiner Führung von der einen Etappe zur anderen anzuvertrauen.

Wir beschränken uns absichtlich darauf, mit Bezug auf die fortdauernde Stagnation der kirchlichen Verfassung nur die Urteile anderer wiederzugeben. Denn dieselben sollen uns eben bezeugen, daß es kein subjektives Gefühl ist, welches unsere nachmalige Darstellung beherrscht. In den folgenden Perioden wird nur zu viel Anlaß dafür sein, der Überhandnahme recht eigentlich kryptopapistischer Tendenzen in der Regierung über die evangelische Kirche von einer Stufe zur anderen nachzugehen. Ja, schon in dieser ersten Periode selber werden die in Köthen spielenden Dinge uns drastisch genug zeigen, wie völlig schutzlos der evangelische Glaube den offenkundigen Werkzeugen des Jesuitenordens gegenüber dastand. Daß nicht einmal die Beschlüsse des Wiener Kongresses mit Bezug auf die politische Gleichstellung der verschiedenen Bekenntnisse zur Durchführung kamen, sobald die Papstkirche ihren Anspruch auf Alleinherrschaft durchführen zu können glaubte, hat die präsidierende Macht des deutschen Bundes im Zillertal ebenfalls ohne Scheu dokumentiert. Die einzige interkonfessionelle Veränderung gegenüber dem alten Reich hat somit in dem Einschlafen des Corpus Evangelicorum bestanden.

In der Geschichte des deutschen Katholizismus ist uns eine stetig zunehmende Machtentfaltung des restaurierten Papismus in der Herrschaft über den Glauben der deutschen Katholiken entgegengetreten: in der konsequenten Untergrabung der zahlreichen deutsch-nationalen Reformanläufe, die von den Wessenberg, Spiegel, Theiner und so vielen anderen ausgingen. Bei dem Überblick über diese Gestaltung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse durften wir wiederholt auf die genauere Darstellung Otto Mejers in den drei Bänden „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ verweisen. Für die Geschichte des parallelen Prozesses in den evangelisch kirchlichen Verhältnissen fehlt leider eine ähnlich ergiebige Darstellung. So mußten wir

Digitized by Google

uns mit dem Hinweis auf die Haseschen Skizzen begnügen. Selbst dieser unumgängliche Hinweis auf das böse Manko in der Verfassungsfrage ist jedoch nur mit innerem Widerstreben inmitten der volkskirchlichen Erweckung und der warmen Begeisterung sowohl für die Vereinigung der getrennten Kirche wie für die neuen Vereinsbildungen zur Sprache gebracht worden. Denn es ließe sich immerhin fragen, warum die prinzipielle Grundlage des Köthener Skandalon nicht lieber mit der Darstellung des letzteren selber verbinden? Aber es hätte dann die Klarlegung der Ursache gefehlt, warum trotz des volkskirchlichen Charakters der nationalen Erhebung nicht die Kirche als solche, sondern nur ein Bruchteil derselben jene Vereinsbildungen an die Hand genommen hat. Und auch die schwere Schädigung der evangelisch-deutschen Gesamtinteressen sowohl bei der kirchenregimentlichen Einführung der Union wie bei der freikirchlichen Opposition gegen dieselbe wird erst verständlich, wenn beide gleich sehr als bloße Bruchteile erscheinen von der „staatskirchlichen Reparaturarbeit der Restauration". Bevor wir aber diese bösen Folgen der Verquickung der Union mit dieser „staatskirchlichen" Reparaturarbeit eintreten können, ist zunächst der Ursprung der Unionsbestrebungen selber in der „volkskirchlichen" Erweckung klarzustellen.

---

§ 5.

Die Union der evangelischen Konfessionen.

„Auch der Gedanke und der Versuch der Union der evangelischen Schwesterkirchen entsprang aus diesem Aufschwung."

Wir haben diesen kleinen Rotheschen Satz schon einmal angeführt: in dem allgemeineren Zusammenhang seiner Schilderung der „volkskirchlichen Erweckung". Die ganze Schilderung derselben ist jedoch nur die Einleitung seiner bahnbrechenden Untersuchung über „die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche". Schon in der ersten Auflage ist die gesamte Auffassung und Darstellung unseres Handbuchs durch jene wahrhaft prophetischen Zukunftsblicke bestimmt worden. Bei der jetzigen Spezialaufgabe ist dies noch entschiedener der Fall, als bei den ersten, nunmehr volle 40 Jahre zurückdatierenden Vorarbeiten. Es soll darum auch bei der Unionsfrage nicht versäumt werden, Rothes grundlegendes Zeugnis abermals in Erinnerung zu rufen. Kann es doch nunmehr zugleich gewissermaßen als nachträglich beigefügtes Motto dienen, gerade weil

Digitized by Google

der Text der nachfolgenden Untersuchungen genau der gleiche bleiben darf, wie in dem § 43 der beiden ersten Auflagen.*) Nur dürfte es vorher angezeigt sein, der Begründung der durch eine königliche Kabinetsordre ins Leben getretenen kirchenregimentliche Union einen etwas genaueren Rückblick auf die um vieles ältere Union in den Gemütern voranzuschicken. Denn es ist nur eine scheinbare Paradoxie, welche auf Grund der Erfahrungen des 19. Jahrhunderts die Schlußfolgerung zieht, daß die Unionsgesinnung dort, wo keine kirchenregimentliche Union eingeführt wurde und darum auch der Gegensatz gegen dieselbe fehlte, ein gut Teil intensiver ist als in dem königlich preußischen Staatskirchentum. Eben darum ist es aber zugleich doppelt von nöten, den Spuren nachzugehen, welche dazu berechtigen, von einer Geschichte der Union vor der Union zu reden.

Es ist das nicht einmal eine nur in dieser Einzelfrage zutreffende Beobachtung. Mit dem irenischen Zukunftsgedanken steht es nicht anders, als mit der entgegengesetzten Tendenz, die im Jesuitenorden gipfelt. Offiziell ist der Orden erst 1814 nach der Restauration des Papsttums ebenfalls restauriert worden. Aber schon im Beginn des Jahrhunderts hatte die sporadische Wiederanerkennung begonnen. Und die Geheimgeschichte des Ordens ist zu keiner Zeit interessereicher gewesen, als in der der Aufhebung unmittelbar nachfolgenden Zeit. Die Entwicklung geistiger Bewegungen stellt überhaupt durchweg die gewichtigsten Probleme dort, wo dieselben „im Verborgenen blühen". In Sarpis Meisterwerke über das Tridenter Konzil nehmen noch heute sowohl das erste Buch über die der ersten Appellation Luthers an ein allgemeines Konzil gefolgten Ereignisse bis zu dem endlichen Entscheid zu dessen Berufung, als das fünfte über die Zeit der Suspension (1552—1562) den Leser besonders gefangen. Desgleichen ist es ein durchaus zutreffendes Urteil gewesen, welches den vor 1870 gestorbenen edlen Ireniker Leopold Schmid als einen „Altkatholiken vor dem Altkatholizismus" bezeichnete.

Es ist somit nur ein allgemein gültiger Grundsatz, wenn wir in gleicher Weise von einer Union vor der Union reden. Nur dürfen wir dabei niemals der apostolischen Mahnung der „Unterscheidung der Geister" vergessen, „ob sie aus Gott sind". Denn unter dem schönen Titel der „Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Sozietäten" hat sich schon in der gleichen Zeit gleichfalls das papistische und kryptopapistische Gelüst nach Unterjochung der papstfreien Kirchen unter das Papsttum versteckt. Wenn man von dem als Eidbrüchiger aus dem Berner Großrat

*) Die einzige Veränderung (abgesehen von der momentan modernen Orthographie) besteht darin, daß, um jedes Mißverständnis von vornherein auszuschließen, jetzt vom „Orthodoxismus" die Rede ist, wo es früher „Orthodoxie" geheißen hatte.

Digitized by Google

ausgestoßenen Karl Ludwig Haller absieht, gebührt dem Darmstädter Oberhofprediger Starck der vorderste Platz in der Reihe dieser Kryptopapisten. Sein „Theoduls Gastmahl" aber ist zugleich mit dem oben angeführten Untertitel geschmückt und darin überdies der Vorläufer zahlreicher Nachahmungen gewesen.

Bereits bei der im Jahre 1869 gegebenen Charakteristik*) des von jenem „Kirchenfürsten" an der eigenen Kirche begangenen Hochverrats ist die Anwendung der gleichen Formel für die entgegengesetzten Bestrebungen ins Licht gestellt worden. Eine längere Anmerkung (S. 322/3) stellt der Starckschen „Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssozietäten" den „Patriotischen Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen" von dem ehrlichen reformierten Pfarrer Heinrich Simon van Alpen gegenüber. Auf die in dem Starckschen „Gastmahl" kundgegebenen Zukunftspläne haben wir noch in anderem Zusammenhang einzutreten. Aber es darf schon hier nicht unberücksichtigt bleiben, daß es an ernsten Warnungen vor den unter dem schönen Namen verborgenen Gefahren gleichfalls nicht gefehlt hat. Es sei in dieser Hinsicht nochmals an die beherzigenswerten „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Wiedervereinigung mit der protestantischen" erinnert, die der gelehrte Pragmatiker Planck noch in seiner Tübinger Zeit schrieb. Auch der feinsinnige Tzschirner hat in der Fortsetzung der exzerptreichen Schroeckhschen Kirchengeschichte die derzeitigen Kontroversen (9. Bd. S. 552 ff.) nicht unbeachtet gelassen. Vor allem aber ist es die van Alpensche Schrift, die sich als ein recht eigentliches „Zeichen der Zeit" heraushebt. Der Verfasser ist nämlich nichts weniger als ein unter seinen Zeitgenossen unbeachtet gebliebener Mann. Es werden eine Reihe anderer Schriften von ihm angeführt. Das dem uns hier beschäftigenden Buch vorangestellte Bild ist das eines schwärmerischen Idealisten von der Naturanlage der „Clubisten von Mainz".

Mit Bezug auf den Standpunkt des Verfassers und die Art und Weise, wie er sein Zukunftsprogramm vertritt, dürfen wir auf die frühere Charakteristik verweisen. Dagegen bieten die in der Einleitung seiner Schrift (S. XXII/III) niedergelegten Tatsachen einen zu wichtigen Beitrag für die „Geschichte der Union vor der Union", um sie an diesem Orte übergehen zu dürfen.

Ein Strahl der Hoffnung geht dem Menschenfreunde auf, wenn er folgende Nachrichten vernimmt: Daß in den Baden-Durlachischen Ländern wechselseitig ohne alles Bedenken die Lehrer der beiden Konfessionen füreinander predigen, taufen und das heilige Abendmahl halten; — daß Herr Magister Bacot, vorher evangelisch-reformierter Pfarrer zu Eurum in der Provinz Groningen, ungerechterweise verdrängt, als Pre-

*) In der Monographie „Welche Wege führen nach Rom?" (Restauflage Buchhandlung des Evangel. Bundes) S. 318–326.

Digitized by Google

diger der allgemeinen protestantischen Kirche nach Dünkirchen berufen wurde und das heilige Abendmahl sowohl Lutheranern als Reformierten auf einerlei Weise nach dem bisherigen Gebrauch der evangelisch-reformierten Kirche austeilet; — — daß Herr Kirchenrat Mieg dem Herrn von Moll, Direktor der deutschen Kolonie im Genfeedistrikt, im Staate von Neuyork, den Rat erteilte und in dem gefaßten Entschluß durch mancherlei Gründe bestärkt habe, für die sämtlichen Bekenner beider Konfessionen nur einen protestantischen Lehrer zu wählen und daß damals diese Wahl auf einen evangelisch-lutherischen Kandidaten, Herrn Fischer aus dem Hannöverschen gefallen sei; — daß auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Landgrafen von Hessen-Kassel die Eheleute verschiedener Konfession wechselseitig in des anderen Kirche gemeinschaftlich kommunizieren dürfen; — daß gegenwärtig zwischen der reformierten und lutherischen Kirche gar kein Unterschied und also der Zeitpunkt da sei, die kirchliche Vereinigung jetzt laut und absichtlich zur Sprache zu bringen, einzuleiten und durchzusetzen; — daß gegenwärtig viele ihre Hände zum Kirchen- und Bruderverein willfährig bieten, und Volk und Gemeinden und alle Laien mit herzlicher Sehnsucht die allgemeine Religions- und Kirchenvereinigung wünschen und sich innigst darauf freuen. Das hinscheidende Jahrhundert hinterläßt uns die frohesten Friedensaussichten als das schönste Vermächtnis. Möchte die Morgenröte des neuen Jahrhunderts die Verkündigerin besserer Tage sein!"

Der niederrheinische Pfarrer (in Stolberg bei Aachen) weiß uns überdies (in der dritten Abteilung seines Buches: §§ 35/44) von einer „projektierten Religionsvereinigung in der Pfalz" zu berichten. Gerade in der Pfalz ging ja die Vorgeschichte dieser Bestrebungen weiter zurück, als in irgend einer anderen deutschen Landschaft. Schon der durch einen dreimaligen Thronwechsel noch im 16. Jahrhundert ebenfalls dreimal aufgezwungene Konfessionswechsel des Landes hatte hier den sittlichen Abscheu vor dem Rechtssatz cujus regio ejus religio auf die Spitze treiben müssen. Und die das 18. Jahrhundert hindurch nicht aufhörenden pfälzischen Religionswirren hatten nicht nur die Reichstage stetig beschäftigt und die immer neuen Auswanderungen hervorgerufen, von denen Rheinpreußen und Pennsylvanien den gleichen Gewinn gezogen haben, sondern auch auf den Geist der Bevölkerung selbst bleibende Nachwirkung geübt. Der blühende „Protestantische Verein" der Pfalz zeugt noch heute von der gleichen Gesinnung, die schon dem braven van Alpen aufgefallen war.

Aber er weiß auch von anderswo Ähnliches zu berichten. So von der Schrift des Wetzlarer Geheimrat von Hoffmann: „Etwas über die Abendmahlsvereinigung von einem Protestanten". Die in Erlangen 1800 bei Joh. Jak. Palm erschienene Schrift bietet ein doppeltes Interesse durch die Person des Verlegers. Es ist der gleiche Palm, den Napoleon wegen eines deutschnationalen Verlagsartikels erschießen ließ, welcher sich hier als Förderer auch der deutsch-kirchlichen Bestrebungen offenbart. Als weitere Gesinnungsgenossen hat van Alpen sogar hochberühmte Männer nennen dürfen, wie die beiden Sack, Spalding, Salzmann und Zollikofer und den schon vorher erwähnten Heidelberger Kirchenrat Mieg (in dessen Fußtapfen

Digitized by Google

zudem nicht viel später Daub und Schwarz traten). Aber auch die weniger bekannten Namen, wie die von Professor Justi in Marburg und Pfarrer Köster in Epping sowie die ungenannten Pfarrer in Bremen, Speier u. s. w. beweisen doch, wie weit verbreitet schon damals die Sehnsucht nach der Union war.

Auch literarisch aber hat van Alpen mit nichten allein gestanden. Ein deutliches Symptom dafür sind die Schriften von Brauer (Gedanken über einen Kirchenverein, Karlsruhe 1803), Range (Ist denn kein Verein möglich? Glogau 1802), G. Schlegel (Über den Nutzen der Annäherung Leipzig 1803), Schemler (Mannheim 1803), Hertzogenrath (Rothenburg 1805), Hufnagel. Es ist derselben bereits in der zweiten Auflage dieses Handbuchs (S. 312) gedacht: in einer der wenigen Zutaten, die der überhastete Druck überhaupt gestattete. Für genaueren Einblick in diese ganze Geistesbewegung aber können wir auch heute nichts besseres tun, als den dort gleichfalls angeführten zweiten Band des Jacobsonschen Kirchenrechts (1866) und die charaktervolle Schrift des jüngeren Gaß „Das Recht der Union" (Gießen 1867) nochmals in Erinnerung zu rufen. Nur daß nunmehr zu alledem noch ein weiterer Spezialnachweis aus jüngster Zeit tritt.

Schon das kulturgeschichtlich überaus instruktive Lebensbild J. M. Meyfarts (des Sängers von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt"), das wir der segensreich fortwirkenden Gerstenberg-Stiftung in Erfurt verdanken, hatte dem vielfach verdienten Senior Bärwinkel Anlaß gegeben, den Dichter zugleich als Vorläufer Speners und Freund der Union zu kennzeichnen. Das jüngste Bärwinkelsche Programm der gleichen Stiftung (1902) hat dann „Die Bedeutung der Besitzergreifung Erfurts durch Preußen für die evangelische Kirche in Erfurt" geschildert. Es ist eine wertvolle Bereicherung unserer Rundschau, daß wir diesem Programm den Nachweis entnehmen können: „Es herrschte in Erfurt von jeher eine gewisse Neigung zur Union. Erfurts größte Theologen in den letzten Jahrhunderten: Meyfart, Breithaupt und Aug. Herm. Francke, waren Freunde der Union." Der speziellen Erinnerung an Meyfart folgt dann noch die weitere Schilderung: „So können wir uns nicht wundern, daß in Erfurt das 300jährige Jubiläum der Reformation, mit welchem die Einführung der Union verbunden war, mit ganz besonderer Freude begangen ward." Die von Bärwinkel hieran weiter angeknüpften Auszüge aus der Rede des Pastors Quehl bei der 300jährigen Jubelfeier der Übergabe der Augsburgischen Konfession würden uns hier zu weit führen. Aber die ebenfalls zitierte Beschreibung der ersten gemeinsamen Abendmahlsfeier in dem Erfurter Lutheralmanach von 1883 hat daneben noch eine weitere Bedeutung für die in unserer Einleitung als allgemeine Zukunftsaufgabe geforderte kirchliche Heimatskunde. Denn gerade der Erfurter Lutheralmanach ist ein bleibendes Vor-

Digitized by Google

bild dafür. Unter der überreichen Literatur des Lutherjahres hat sich gerade dieses anspruchslose Buch für einen in Bern angestellten Umblick in dieser Literatur besonders herausgehoben. In der gleichen Zeit haben die „Berner Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Reformationskirchen" in dem Schotten John Dury (Duräus) einen Vorläufer der zahlreichen Nachfolger aufgewiesen, die in Döllingers und Joß' Schriften über die „Wiedervereinigung christlicher Kirchen" verzeichnet sind.

Auch das Rothesche Bekenntnis zur Union stellt sich uns somit — heute noch mehr als vor vierzig Jahren — in engen Zusammenhang mit zahlreichen älteren Geistesverwandten. Rothe war ja allerdings, bevor ihn das römische Predigtamt zum Ethiker schulte, selber durch den altlutherischen Dogmatismus hindurchgegangen. Aber sein späterer Rückblick steht in vollem Einklang mit Schleiermacher und der auf ihm weiterbauenden Theologie. So dürfen wir denn mit doppeltem Nachdruck die These der früheren Auflagen uns abermals aneignen: „Was Schleiermachers Wirksamkeit für die Theologie, das bedeutet die Begründung der Union für die Kirche." Indem wir daher jetzt bei diesem einleitenden Satz der früheren Darstellung einsetzen, schließe nun zugleich diese — die aus der rheinischen Heimatskirche ererbte Jugendbegeisterung abspiegelnde — Darstellung über „den Gedanken und den Versuch der Union" sich an.

Die unnatürliche Trennung der beiden Schwesterkirchen war infolge der seit der Reformation durchlaufenen Bahn mehr und mehr einem freundschaftlichen Verhältnis gewichen. Jetzt galt es, durch die Geschichte selber sich den Weg weisen zu lassen und auch mit der Tat zu vereinigen, was der Gesinnung nach schon lange zusammengehört hatte. Schon die nationale Befreiung von dem fremdländischen Drucke erinnerte aller Orten die Gemüter an die frühere religiöse Befreiung, deren dreihundertjähriges Jubiläum bevorstand. Dasselbe durfte nicht vorübergehen, ohne die Wunde zu heilen, die seit der Reformation am Herzen der protestantischen Völker genagt und dem Erbfeinde zu seinem größten Triumphe verholfen hatte. Luthertum und Calvinismus sollten in Zukunft nur mehr eine Kirche ausmachen, sich für alle Zeit brüderlich die Hand reichen. Der 31. Oktober 1817 brachte das Symbol der Vereinigung in der ersten gemeinsamen Abendmahlsfeier.

Unter den verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen, durch die das längst ersehnte Ereignis gezeitigt war, steht die ganze Entwicklung der Kirchen, die den früher unterdrückten Bestrebungen Raum gemacht hatte, obenan. Zwingli und Calvin zwar waren immer zur Versöhnung geneigt gewesen und ebenso die ihnen folgenden Kirchen; auf lutherischem Boden aber war zuerst durch Luthers Heftigkeit und hernach durch die maßlose Lutherolatrie seiner Anhänger ein den Gegensatz zu den Schweizern noch beständig verschärfende Orthodoxismus gezeugt und die mildere Richtung Melanchthons zuerst zurückgedrängt und nachher blutig unterdrückt worden. Sie brach sich trotzdem wieder Bahn auf der Helmstädter Universität durch den trefflichen Calixt, der allen Hetzereien der verkommensten Generation des Orthodoxismus zum Trotz mannhaft die Einigung mit den verketzerten Reformierten anstrebte. Äußerlich ging auch sein Streben mit seinem Tode unter, und während Deutschlands Fluren unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges seufzten, erklärten kursächsische Hoftheo-

Digitized by Google

logen die Calvinisten für schlimmer wie die Türken. Aber eben durch das maßlose Elend, in das der unduldsame Orthodoxismus die Kirche und die Nation gestürzt hatte, wurde der Calixts Bestrebungen wieder aufnehmende und weiterführende Spener zum zweiten Reformator der lutherischen Kirche berufen, und unter seinen Heilmitteln für Errettung der Kirche aus ihrem Todesschlafe stand ein freundlicheres Verhältnis mit den reformierten Brüdern obenan. Auch er hatte denselben Lohn wie Calixt und Melanchthon; nach seinem Tode stritt man sich im Ernst, ob er selig genannt werden dürfe, und die mattherzige zweite Generation des Pietismus vergaß über ihrem Privatchristentum nur zu sehr der großen allgemeinen Aufgaben der Kirche. Aber wie keine in sich berechtigte Überzeugung, auch wenn sie zeitweilig unterdrückt wird, dadurch ihrer fruchtbringenden Keime für die Zukunft beraubt werden kann, so gewannen, gerade durch das tolle Wüten eines die ersten Aufgaben des christlichen Lebens über der rabies theologorum vergessenden Orthodoxismus, die gewaltsam zurückgedrängten Ideen praktischen Christensinnes immer mehr an Terrain. Die Periode des Pietismus zumal leitete über zu der des Rationalismus, welche neben großen Irrtümern doch auch viele Wahrheitselemente in sich trug. Zu den letzteren zählt vor allem das wieder aufgenommene Streben nach Vereinigung der zusammengehörigen Teile der Reformation.

Es ist nun ein beliebtes Argument der heutigen „Gläubigkeit“ gegen die Union geworden, sie als Produkt des rationalistischen „Unglaubens“ zu denunzieren. Aber davon abgesehen, daß sie nichts mit den Einseitigkeiten dieser Periode zu tun hat, daß sie vielmehr auf der Gesamtentwicklung des Protestantismus durch Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus beruht, so bürgen gerade die Kreise, in denen während der rationalistischen Zeit das Unionsstreben sich am intensivsten vorfindet, dafür, daß die Wurzel desselben nichts mit dem „Unglauben“ zu tun hat. Oder war es nicht Zinzendorf, der in seiner Brüdergemeinde zunächst die drei „Tropen“ zu einer Gemeinschaft vereinigte? War es nicht der fromme Heumann, der der reformierten Abendmahlslehre das Zugeständnis zu machen die Gewissenspflicht fühlte, sie sei biblischer wie die lutherische? Waren es endlich nicht jene alten tatkräftigen und aufopferungsfähigen „Kreuzkirchen“ am Rhein, in denen die alten Konfessionsunterschiede am frühesten in den Gemeinden zurückgetreten waren? Daß dies aber gerade bei dem dritten Reformationsjubiläum für die Gesamtgemeinde durchgeführt wurde, war vor allem das Resultat der religiösen Erweckung der Freiheitskriege, als deren schönstes Geschenk für die Gemeinde allezeit die Union gelten wird, und ohne die schwerlich das berechtigte Ergebnis der früheren Entwicklung zur Tat geworden wäre.

Neben dieser auf die Union mit Naturnotwendigkeit hinführenden Gesamtentwicklung der Kirche ist dann aber nicht der ererbten Tradition des Hohenzollernschen Fürstenhauses zu vergessen. Es war nicht bloß der eine Friedrich Wilhelm III., der den Unionsgedanken praktisch realisierte; es war das ganze Herrscherhaus in seinen hervorragendsten Männern, welches, nachdem Kursachsen die Interessen des Protestantismus verraten hatte, in der Schirmmacht der evangelischen Länder eine seiner ersten Aufgaben sah; dessen persönliches Verdienst auch in dieser Hinsicht nicht genug anerkannt werden kann. Schon Johann Sigismund, der die clevischen Lande mit den märkischen vereinigte, wagte in der Blüteperiode des krassesten Lutherтums sich zu dem verhaßten Calvinismus zu bekennen und dadurch ein anderes Verhältnis der Konfessionen als die Aufgabe der Zukunft zu statuieren. Vor allem aber war es der große Kurfürst, der beim westfälischen Frieden es endlich durchsetzte, daß die Reformierten dieselbe Gewissensfreiheit wie die Lutheraner erhielten, und der durch eine Reihe kräftiger Maßregeln dem Fanatismus der lutherischen Eiferer seine

Digitized by Google

Gefahren benahm. Da sie durch ihre beständigen Ausfälle auf der Kanzel Bitterkeit und Haß zwischen Obrigkeit und Untertanen erregten, so forderte er nicht nur einen Revers, daß dies nicht mehr vorkommen dürfe, sondern traf auch vorbeugende Maßregeln, worunter die Aufhebung der Verpflichtung auf die Konkordienformel und das Verbot des Besuchs der Universität Wittenberg obenan stehen. Zugleich stärkte er das reformierte Element in seinen Ländern durch die Aufnahme vieler Refugiés. Sein Sohn, der erste König Friedrich I., folgte ihm auf demselben Wege, zog als Gegengewicht gegen den unfrommen Orthodoxismus den frommen Spener von Dresden nach Berlin, und gab dem Pietismus einen festen Mittelpunkt durch die Stiftung der Hallischen Universität. Ja, es kam damals schon zu dem direkten Versuch einer Einigung der getrennten Kirchen, und obwohl dieser erste Versuch fehlschlug, so versprach man sich doch gegenseitig Liebe und Frieden. Dem strammen Regiment Friedrich Wilhelms I. kommt auch in kirchlicher Beziehung das Verdienst zu, den Grund gelegt zu haben für die gewaltigen Maßregeln und Erfolge seines Sohnes. Mit ganzer Energie arbeitete er einer künftigen völligen Verschmelzung der Konfessionen vor, und ließ z. B. im Kultus manche dahin zielende Änderung vornehmen. Besonders ist eine Kabinetsordre von ihm erwähnenswert gegenüber den Beschwerden mancher eifrigen Lutheraner über Gewissenszwang: statt für gleichgültige Nebendinge zu eifern, sollten sie vielmehr ihre Gemeinden belehren, wie das wahre Christentum nicht in äußerlichen unnötigen Zeremonien, sondern in wahrer Bekehrung und Veränderung des Herzens bestehe. Die Einwirkung der Reformen Friedrichs II. selbst auf die kirchlichen Zustände war nun kaum minder groß wie in politischer Beziehung. Durch den Schutz, den er der freien Bewegung der Wissenschaft gewährte, wurden die dogmatischen Unterschiede der Konfessionen viel mehr in den Hintergrund gedrängt, als es durch direkte Regierungsmaßregeln möglich gewesen wäre. Und durch die konsequente Unterdrückung aller Übergriffe des Klerus wurde das praktische Christentum und mit ihm das Unionsinteresse gestärkt. Allerdings ging es, als der große König die Augen geschlossen hatte und die Regierung Friedrich Wilhelms II. folgte, die den Staat des alten Fritz für Jena reif zu machen verstand, nicht ohne Reaktionsversuch gegen die kirchlichen Fortschritte ab. Ähnlich wie Ludwig XIV., um seine Sünden zu sühnen, sich von seinen Priestern zur Verfolgung der Hugenotten bewegen ließ, so führte die damalige Maitressenwirtschaft in Preußen zu dem Wöllnerschen Religionsedikte, das durch allerlei Zwangsmaßregeln der Aufklärung, „unter deren Namen sich die elenden längst widerlegten Irrtümer der Socinianer, Deisten und Naturalisten versteckten", Schranken setzen wollte. Die Übergezwungene einer jeden christlichen Konfession, wie sie in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern festgesetzt sei, gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu erhalten, wurde von dem Edikt für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten erklärt; alles, was die großen Vorfahren des Königs für eine Verschmelzung der Konfessionen getan hatten, desavouiert. Es konnte aber natürlich eine solche Inkonsequenz in dem hohenzollernschen Stamme nicht lange gepflegt werden. Kaum hatte der innerlich fromme Friedrich Wilhelm III. der preußischen Pompadour-Periode ein Ende gemacht, so zerfiel auch das eng mit ihr zusammenhängende Religionsedikt in sein Nichts, und wurde die alte ruhmvolle Aufgabe der Dynastie wieder aufgenommen. Als Wöllner in dem alten Sinne fortwirtschaften zu können meinte, erging die berühmte Kabinetsordre des jungen Monarchen vom 12. Januar 1798 an ihn, deren Kern in den (der Überlieferung nach von dem Großvater Bismarcks, dem Geh. Kab.-Rat Menckenherrührenden) Worten besteht: „Ich weiß, daß die Religion Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt

Digitized by Google

werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst feststehen, ohne der Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen."

So sprach der König, der sich von Gott berufen fühlte, das von seinen großen Ahnen begonnene Werk zu vollenden, gleich nach seinem Regierungsantritte. Seine warme innige Frömmigkeit, unter den ernsten Ereignissen der Jahre 1806—1815 noch mehr gereift, ließ es aber nicht bei dem Aussprechen seiner Ideen über das Wohl der Kirche bewenden; gleich nach der Befreiung des Landes setzte der Erlaß vom 27. September 1817 sie in die Praxis um, und brachte das zweihundertjährige Streben nach der Union zum längst gewünschten Ziele. Nicht solle, so erklärte der König seine Absicht, die reformierte Kirche zur lutherischen, noch diese zu jener übergehen; sondern beide zusammen sollten eine neubelebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres Stifters werden, dadurch, daß das Außerwesentliche beseitigt, und die Hauptsache im Christentum, worin beide Konfessionen eins seien, festgehalten werde. Es stehe dieser heilsamen, schon so lange und jetzt wieder so laut gewünschten und so oft vergeblich versuchten Vereinigung kein in der Natur der Sache liegendes Hindernis mehr entgegen; doch sei der König weit entfernt, seine Überzeugung aufdringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestimmen zu wollen. Nur dann habe ja die Union einen wahren Wert, wenn weder Überredung noch Indifferentismus an ihr Teil habe, wenn sie vielmehr rein aus der Freiheit eigener Überzeugung hervorgehe, und so nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form sei, sondern in der Einigkeit der Herzen nach echt biblischen Grundsätzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte habe.

Es bleibt diese Kabinettsordre des Königs, auch völlig abgesehen von ihren Folgen, eine gewichtige Erscheinung. Ebenso ist es wohl zweifellos, daß ohne die von ihm ergriffene Initiative die in der Gemeinde vorhandenen Wünsche nach Einigung des Getrennten wohl noch lange unerfüllt geblieben wären. Aber durch ein — auch noch so würdig gehaltenes — Dekret der Regierung allein hätte ein solches Werk, wie die Union, nie ins Leben treten können; es mußte auch die Theologie auf ein solches Werk vorbereitet sein und es unterstützen. Gerade dies war nun aber im höchsten Grade der Fall. Gehören doch die Namen Schleiermachers in der Geschichte der Theologie, und der Union in der Geschichte der Kirche aufs engste zusammen. Schon 1804 hatte er sich über die Trennung der beiden protestantischen Kirchen ausgesprochen, ihre Nachteile ins Licht gestellt und die schicklichste und ausführbarste Art der Vereinigung untersucht. Jetzt trat er direkt als Vorfechter der Union auf. Möge auch die Trennung bisher heilsam gewirkt haben, so sei es doch naturgemäß, daß die Gewalt schroff hervortretender Einseitigkeiten allmählich abnehme. Die Trennung zwischen beiden Kirchen sei darum immer loser geworden, je mehr sie in ruhige Berührung gekommen und die Ursachen des Mißtrauens verschwunden seien. Und da in jeder Kirche schon unbeschadet ihrer Einheit größere Differenzen beständen, als die, welche beide Kirchen trennten, so liege es auf der Hand, daß sie nur noch zufolge der Gewöhnung auf eine mechanische Weise bestehe, und daß die einigende Kraft den Sieg davon tragen werde. Auch gegen die Angriffe von Harms und Ammon nahm Schleiermacher die Verteidigung der Union für sich in Anspruch.

So war denn nach jeder Seite hin das Unionswerk hinlänglich vorbereitet, und die Initiative des Königs fand fast allerseits freudige Zustimmung. Außer der preußischen Landeskirche traten auch noch die übrigen rheinischen Kirchen, Rheinbayern,

Digitized by Google

Rheinhessen, Baden und Nassau der Union bei, also gerade diejenigen Distrikte, wo die beiden Konfessionen von Anfang an nebeneinander existiert und sich gegenseitig kennen gelernt hatten, während die Hauptschreier gegen die Union die reformierte Kirche in Wirklichkeit gar nicht kannten. Daß überhaupt eine nähere Kenntnis der Sachlage zu einem ganz anderen Urteile führt, als zu der nachmaligen blinden Verunglimpfung, dafür bürgt gerade einer der wissenschaftlich bedeutendsten Gegner der Union, Kahnis, der dieselbe als den zwar übereilten, aber naheliegenden Griff des neuen religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen bezeichnet, dem die Indifferenz des Zeitalters nur Vorschub geleistet habe.

Die kirchengeschichtliche Periode, welche in dieser ersten Abteilung zu kennzeichnen ist, hat im Grunde nur die Ausgangspunkte vorzuführen für die verschiedenen Linien, welche in der späteren Entwicklung sowohl friedlich nebeneinandergehen, als sich gegnerisch kreuzen. Wir enthalten uns daher an diesem Ort noch jedes Eintretens auf die nachmaligen Kontroversen. Genug, daß das Ergebnis, welches jene erste Periode durch die Proklamierung der Union gezeitigt und zur Reife gebracht hat, für die „Geschichte der Kirche im Protestantismus" einfach in der Begründung einer neuen Kirche der Union neben den bisherigen Konfessionskirchen gelegen war. Das Jahr, mit welchem dieser Abschnitt abschließt, weist jedoch zugleich eine für die gesamte sowohl theologische wie kirchliche Zukunftsgestaltung bedeutsame Gleichzeitigkeit auf. Der scheinbar nur eine lokale Bedeutung beanspruchende, aber prinzipiell den Bankerott der alten Kabinetskirchenpolitik in sich schließende Krawall in Hönigern gehört dem gleichen Jahre (1834) an, in welchem die Leitung der katholischen Angelegenheiten aus den Händen Spiegels in diejenigen Drostes überging. Die theologische Gleichzeitigkeit zu beiden aber ist in Strauß' Leben Jesu (von 1835) gegeben.

Die durch die Revolution in die Reaktion hineingestürzte Folgezeit wird uns den gleichen Staat, welcher sich vorher zur Union bekannt hatte, in den Händen derjenigen Tendenz zeigen, welche die Trugschlüsse Karl Ludwig Hallers auch auf das protestantische Kirchenregiment übertrug und von dieser Grundlage aus in der Unionsgesinnung der evangelischen Gemeinde ihren Todfeind erblickte. In der dritten Periode stehen umgekehrt solche Bestrebungen im Vordergrund, welche die Verfassungsgrundlage der Kirche in einer viel tiefer greifenden Weise beeinflußten, als es die „Konsensus-Union" geplant hatte. Das letzte Viertel des Jahrhunderts seit dem Jahre 1870 aber hat dann gar in dem Döllingerschen Zukunftsgedanken der „Wiedervereinigung christlicher Kirchen" ein Ferment geschaffen, welches für alle papstfreien Kirchen eine früher ungeahnte Tragweite gewonnen hat. Nur daß diese Tragweite vor allem dadurch bedingt ist, von aller kirchenregimentlichen Uniformierung sich frei zu erhalten.

So hat das aus dem Geist der Befreiungskriege geborene Unionswerk auch durch die damit verbundenen Fehlgriffe belehrend für die

Digitized by Google

Nachwelt gewirkt. Daß der König persönlich mit seiner Unionspolitik nur der Kräftigung der evangelischen Kirche hat dienen wollen, hat er in den gleichen Jahren durch sein Verhalten seiner Köthener Schwester gegenüber bekundet. Wir kommen auf dieses Verhalten in dem letzten § dieser ersten Periode näher zurück.

---

§ 6.

Die kirchliche Wiederbelebung des Luthertums.

„Die Opposition gegen die Union wurzelt ebenso wie die Union selbst in jener Neubelebung des religiös-kirchlichen Interesses, wie es die Freiheitskriege erzeugt hatten, und es ist sehr zu unterscheiden zwischen den ehrenwerten Männern, die damals aus Gewissensbedenken gegen die, wie es ihnen schien, von oben her oktroyierte Union auftreten zu müssen glaubten, und dem späteren durch politische Reaktion gezeugten und begünstigten Wüten einer unwissenden Pfaffenpartei."

Auch in diesen Worten haben wir uns völlig an die Darstellung der ersten Auflagen anschließen können. Ebenso darf auch die Erzählung der Tatsachen hier unverändert folgen:

„Sehr verschieden von der Opposition gegen die Agende (sowohl bei Schleiermacher, als in den rheinischen Gemeinden) waren die Angriffe auf die Union selber, als deren erster Wortführer, gleichfalls zum Jubiläum der Reformation, Klaus Harms seine 95 Thesen herausgab. Der heutige Papst und Antichrist ist danach in Hinsicht des Glaubens die Vernunft, in Hinsicht des Handelns das Gewissen. Alles, was Luther gegen den Antichrist seiner Zeit vorbrachte, wird von Harms, wo möglich mit denselben Ausdrücken, auf den jetzigen zugepaßt. Frucht dieses antichristlichen Geistes ist nach These 75 nun auch die Union, und man soll die Kopulation jedenfalls nicht über Luthers Gebeinen vollziehen. — Schleiermacher erklärte in Beziehung auf diese Thesen, sie könnten, mit ihren dunkeln Orakelsprüchen und Rätseln und mit ihrem Haschen nach Schimmer und Witz, keinen andern Eindruck hervorrufen als das Bedauern, daß der Verfasser sich übereilt und fehlgegriffen. Dagegen wußte der Dresdener Oberhofprediger von Ammon sie nicht genug zu loben, und pries sie als „eine bittere Arznei gegen die Glaubensschwäche unserer Zeit". Besonders den Angriff auf die Union adoptierte er in womöglich noch heftigerem Tone, und mußte deshalb von Schleiermacher harte Worte hören über seine Zustimmung zu Sätzen, die mit seinen eigenen dogmatischen Behauptungen in geradem Widerspruch ständen.

Diesen ersten Plänklergefechten außerhalb Preußens gegen die — die lutherische Kirche angreifende — Union folgte 1821 der Breslauer Professor Scheibel, der die reformierte Kirche und demzufolge auch die Union ganz vom Standpunkte der Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts aus bekämpfte. Wegen seiner immer heftigeren

Digitized by Google

Angriffe in seinem Amte zuerst suspendiert, hernach entlassen, trat er aus der Landeskirche aus, und sammelte eine separierte Gemeinde von etwa 2000 Mitgliedern um sich. Als er sich nach Nürnberg zurückziehen mußte, trat der Gesinnungsgenosse Hallers und Stahls, der Jurist Huschke an die Spitze dieser Bewegung, und auch Steffens schloß sich derselben an, verteidigte sie besonders in der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde“ (1831). In Halle erklärte ferner Professor Guericke seinen Austritt aus der Unionskirche und ließ sich für eine heimliche Gemeinde ordinieren (1834); er schloß sich allerdings später wieder der Landeskirche an, vertrat aber auch in seinen späteren Schriften ganz den alten polemischen Standpunkt gegen alles Reformierte. Und wenn auch im ganzen die Zahl der Separierten gering blieb, so fanden sie doch in einer — gerade durch den Gegensatz gegen die preußische Union verschärften — streng lutherischen Partei in den anderen Landeskirchen, besonders Sachsens und Bayerns, keine kleine Stütze.

Vergebens gab die Kabinetsordre vom 28. Februar 1834 die beruhigende Erklärung, die lutherische Kirche mit ihrem Bekenntnis sei durch Agende und Union nicht aufgehoben. Der einmal geweckte Fanatismus erklärte die Religion in Gefahr und lohnte die Konzession mit verdoppelten Angriffen. Leider ließ sich nun auch die Regierung ihrerseits zu dem Mißgriffe fortreißen, dem ohnedies so hochgehenden Fanatismus die Gelegenheit zu geben, sich des Martyriums rühmen zu können; die verschlossene Kirche des suspendierten Pfarrers Kellner in Hönigern wurde am 11. September 1834 mit Gewalt eröffnet, und zugleich den widerspenstigen Gemeinden militärische Einquartierung auferlegt. Dadurch wuchs natürlich die Bewegung nur um so mehr. Schon im Februar 1835 traten die suspendierten Pfarrer in Breslau zu einer Synode zusammen, um „die lutherische Kirche zu retten“. Es bildeten sich altlutherische Gemeinden in Schlesien, Pommern, Sachsen. Andere Altlutheraner wanderten nach Amerika aus, um dort eine Freistatt für ihren Glauben zu finden; dort erlag allerdings ihr bedeutendster Führer Stephan der Versuchung zu Unzucht und Diebstahl, ein trauriges Opfer geistlichen Hochmuts; aber die meist den niederen Ständen angehörigen Auswanderer wurden dadurch keines Besseren belehrt.

Das spätere Geschick der Altlutheraner, das in der früheren Darstellung gleich im Zusammenhang mit diesen Anfängen geschildert worden war, stellt sich uns heute besser in Parallele mit den gleichzeitigen Begebenheiten der Jahre vor und nach der Revolution. Statt dessen knüpfen wir hier alsbald noch einmal an die Schilderung derjenigen Ereignisse an, welche von dem kirchlichen Boden aus die Gestaltung der Theologie beeinflußten. Schon „das Martyrium der Altlutheraner“ hat nämlich — genau so wie „die Bußpredigt des Pietismus“ — bereits in die selbständige Geschichte der Theologie als ein befruchtendes Ferment hineingestellt werden können. Es sind obenan die Rotheschen Briefe aus der Zeit seines Breslauer Anschlusses an den Scheibel-Steffensschen Kreis gewesen, welche uns den Einfluß der lutherischen Bekenntnisfreudigkeit auf die wissenschaftlich-theologische Arbeit vorgeführt haben. Daneben haben wir dann zugleich die Linien verfolgen können, welche von diesen Anfängen aus zu der „Erlanger Fakultät im Keime späterer Blüte“ geführt haben. So wichtig aber diese Faktoren auch für die weitere Entwicklung der Theologie wurden,

Digitized by Google

so hat jener Schilderung (III, 1 § 10 S. 131) doch der Satz vorhergeschickt werden müssen: „Der Ursprung und Verlauf des Konflikts mit dem Berliner Staatskirchentum gehört, ebenso wie die allmähliche Weiterentwicklung vom Alt- zum Neu-Luthertum, nicht sowohl in die Geschichte der Theologie als in die Geschichte der Kirche." Und so sehen wir uns nunmehr zunächst vor die Frage nach dem prinzipiellen — von den persönlichen Zutaten unabhängigen — Ursprung jenes Konfliktes gestellt. Daran reiht sich aber zugleich die noch gewichtigere Aufgabe, dem Weg nachzugehen, auf welchem eine Bewegung, deren erste Formgebung unleugbar sektenhaft verschrumpfte, zu einer umfassenden Gestaltung echt kirchlicher Gesinnung geführt hat.

Auf die theoretische Grundfrage, wo Kirche? wo Sekte? werden wir erst dann eintreten können, wenn wir neben der Wiederbelebung der lutherischen auch die Wiederbelebung der zwinglisch-calvinischen Kirchenform ins Auge gefaßt haben. Vorderhand handelt es sich jedoch speziell um die Untersuchung nach der kirchenbildenden Kraft des erneuten Luthertums. Eine solche Untersuchung dessen, was diese eine Kirchenform innerhalb des Kreises der anderen zu leisten vermag, ist naturgemäß etwas ganz anderes als der Anspruch der sich mit Emphase als lutherisch bezeichnenden Kreise, die echt deutsche Form der Kirche, die Kirche κατ' ἐξοχήν für Deutschland zu sein. Eben darum aber werden wir, nachdem wir vorher die Berechtigung der einen Form neben den anderen geprüft, nunmehr auch diesem Anspruch, die allein berechtigte Form zu sein, ins Gesicht schauen müssen. Denn derselbe wird am Anfang des 20. Jahrhunderts noch ganz anders energisch erhoben, als es jemals während des altlutherischen Martyriums der Fall war.

Kaum waren die ersten Anläufe zu einer engeren Zusammenfassung der deutsch-evangelischen Kirchen verlautbart, so ist ihnen alsbald das Feldgeschrei nach einem ausschließlich lutherischen Kirchenbunde entgegengestellt worden. Das auf einflußreiche Führer gestützte Selbstgefühl der deutschen Lutheraner hat aber gleichzeitig auch einen ökumenischen Hintergrund bekommen. Denn erst auf schwedischem Boden (1901 in Lund) ist die „Allgemeine lutherische Konferenz" sich des Reichtums der ihr zur Verfügung stehenden ökumenischen Kräfte bewußt geworden, wohl gerade deshalb, weil sie zugleich von ernster Bußstimmung getragen war über die Zerbröckelung der äußerlich überlieferten Einrichtungen. Gleichzeitig vernahmen wir in der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung die Stimme begeisterter Männer, welche die Kirche Luthers als die einzige Kirche bezeichneten, in welcher das germanische Gemütsleben volles Genüge finden könne. Unter den mannigfachen amerikanischen Kirchenbildungen haben gerade die deutsch-lutherischen Synoden (obenan die von den Stephanschen

Digitized by Google

Auswüchsen gereinigte Missouri-Synode) besonders gewichtige Kulturaufgaben erfüllt. In Australien hat allein die Verbindung des deutschen und lutherischen Gemeinschaftsgefühls durch alle Kämpfe siegreich hindurchgeführt.

Es ist die beglückendste Seite unserer Arbeit, gerade unter heterogenen Formen das, was wirklich kirchliches, d. h. auf Christus begründetes religiöses Leben schafft, aus diesen Formen herauszuschälen. Bei keiner zweiten Erscheinung aber wird diese Arbeit so sehr erleichtert, als bei der kirchlichen Erneuerung des Luthertums. Allerdings erweist sich der Anspruch auf die ausschließliche Berechtigung als ebenso unhaltbar, wie der Unfehlbarkeitswahn des Papsttums. Aber eine kirchenbildende Kraft von der Art, wie sie der Abschnitt über „die Gründung neuer Kirchen" in Riehls „Religiöse Studien eines Weltkindes" vor Augen hat, ist der lutherischen Nachbildung des Paulinismus in besonderem Maß eigen. Denn dieselbe ist einmal unabtrennbar von der persönlichen Nachwirkung Luthers und Melanchthons, und sie hat zum anderen einen wirklich klassischen Ausdruck in der Augsburger Konfession gefunden.

Der Reformator Luther hatte das Höchste, was er seinem Volk geben konnte, in seinem eigenen stufenweisen Wachstum — von den Thesen bis zur Leipziger Disputation, und von dieser (durch das große Jahr 1520 hindurch, in welchem seine Schriften bereits den Mittelpunkt bildeten für ungezählte ähnliche Geistesprodukte) bis zum Wormser Reichstag — gegeben. Dagegen hat mit der Rückkehr von der Wartburg die nicht minder wichtige Aufgabe des Kirchengründers für ihn begonnen. Aus der kaum glaublichen Verwüstung der kirchlichen Gesittung durch die päpstliche Politik heraus hat Martin Luther seine deutsche Kirche auf deutsche Bibel, deutsches Kirchenlied und deutschen Katechismus erbaut. Das von ihm Geschaffene aber ist durch Melanchthons pädagogische Meisterschaft auch für die Zukunft gefestigt. Gleich die erste Auflage seiner Loci hat eine kongeniale Vertiefung in die paulinische Methode der Gemeindegründung geboten. Seit den Kirchenvisitationen wurden die altkirchlichen Schätze, die sich der Ausbeutung durch die römischen Kurtisanen entzogen hatten, aufs neue gehoben. Die Augustana aber hat in unübertrefflicher Weise die einfachste Definition gefunden für das, was wirklich Kirche genannt werden darf: nämlich überall da, wo das Wort Gottes rein gepredigt werde und die Sakramente schriftmäßig verwaltet würden.

Es gehört eigentlich zu dem Abc eines universellen kirchengeschichtlichen Verständnisses, daß die Augustana nicht sowohl ein protestantisches, als vielmehr ein durchaus katholisches Bekenntnis ist. Wer das nicht schon aus dem Zweck derselben erkannt hat, dem müßte es wenigstens die Geschichte der Abfassung zeigen. Zumal der jüngere Henke (in den von

Digitized by Google

Gaß herausgegebenen Vorlesungen über neuere Kirchengeschichte) hat in sinniger Weise dargetan, daß, wenn dieses Bekenntnis nicht nachmals zu ganz anderen Dingen hätte dienen müssen, es in der Geschichte einfach fortleben würde als eines der vielen Selbstzeugnisse der katholischen Kirche. Auch die persönliche Stimmung, in welcher Melanchthon den ihm zuteil gewordenen Auftrag erfüllte, ist (zumal seit Friedensburgs Aktensammlung über den Augsburger Reichstag) als eine obenan auf die kirchliche Einheit bedachte erkannt worden. Die Nachweise Kaweraus haben dann aufs neue bestätigt, wie sehr ihn seine päpstlich gesinnten Freunde und Gönner in und seit Augsburg zu beeinflussen gewußt haben. Um so heftiger ist in der gleichen Zeit — die Heftigkeit Luthers beinahe noch überbietend — sein Gegensatz gegen die Schweizer gewesen.

Es geht nicht an, Melanchthon einseitig als den protestantischen Reformator aufzufassen. Er hat einen katholischen Zug, hat das mit schwerem Unrecht bespöttelte „ideale Prinzip des Katholizismus" niemals abgestreift. Ist es nicht aber gerade dieses, welches seinem Kirchenbegriff die innere Kraft gegeben hat? Kommt nicht bei ihm persönlich die Rothesche Intuition der Einheit des katholischen und kirchlichen Momentes zur Geltung? In der Tagesliteratur zu Melanchthons Jubiläum ist allerdings von dem katholischen Moment in Melanchthon so gut wie nirgends die Rede gewesen. Die katholische Hälfte Deutschlands, die bis zum Vatikankonzil sich des gemeinsamen Praeceptor Germaniae dankbar erinnerte, durfte keine Teilnahme mehr äußern. Die zur Zeit herrschende Schule in der protestantischen Theologie bekundete abermals, daß sie auf ihn ebenso hochmütig herabblickte, wie auf Schleiermacher als den Verderber des Kirchenbegriffs. Die einzige akademische Rede, welche „Recht und Pflicht" aller deutschen Universitäten auf die Melanchthonfeier begründete, war seitens der protestantischen Indexkongregation von vornherein der beliebten „verdienten Vergessenheit" übergeben. Und doch braucht man nur wenig rückwärts zu schauen, um ein ganz anderes Bild vor Augen zu haben. Oder war es nicht bezeichnend genug, wie Luthardt im Jahre 1870 sich an Döllinger mit der Zumutung wandte, die kirchliche Einigung von Katholizismus und Protestantismus in Deutschland in der gemeinsamen Grundlage der Augustana zu suchen?

Das Denkwürdigste bei dieser Zumutung liegt jedoch darin, daß sie — wenigstens für den protestantischen Teil — nicht einmal ohne Präzedenzfall gewesen ist. Als der deutsche Kirchentag nach den Revolutionsstürmen von 1848 einen allgemeinen kirchlichen Neubau versuchte, haben sich auch die Vertreter der reformierten Kirchen auf den Boden der Augustana gestellt. Und diesem Vorgange lag sogar eine noch viel ältere Tatsache zu Grunde. Denn als nach dem 30jährigen Kriege, dem

Digitized by Google

päpstlichen Proteste zum Trotz, die Reformierten endlich in den Religionsfrieden eingeschlossen wurden, geschah dieses dadurch, daß sie als „Augsburgische Konfessionsverwandte“ anerkannt wurden. Auch für die Zukunft unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Grundlage des Augsburger Bekenntnisses ihre kirchenbauende Kraft bewahren wird.*)

So hoch man jedoch auch das — gewöhnlich allein unter dem Namen der Augsburger Konfession verstandene — Bekenntnis auch stellen mag, so darf doch andrerseits niemals vergessen werden, daß auf dem gleichen Reichstage noch zwei andere Bekenntnisschriften vorgelegt wurden, welche ebenfalls sowohl theologisch wie kirchlich nicht ohne Triebkraft geblieben sind: das Vierstädte-Bekenntnis von Bucer und Capito und dasjenige Zwinglis. Mit beiden hängt aufs engste der Berner Synodus von 1532 zusammen, der jahrhundertelang die feste Grundlage der heimischen Kirche geblieben ist, und dessen universell-kirchliche Bedeutung von dem genialen Blick Zinzendorfs klar erkannt wurde. Überdies darf aber diejenige Geschichtsbetrachtung, die nicht über der Wertschätzung dogmatischer Formeln der großen Tatsachen des Lebens vergißt, doch nicht blind dafür

*) Mit der Wertung dieser kirchenbauenden Kraft der Augustana muß sich jedoch stets eine streng objektive Vergleichung der Bekenntnisse anderer Kirchen verbinden. Statt dessen ist unter lutherischem Namen ein Infallibilismus zur Herrschaft gekommen, welcher dem päpstlichen nichts nachgibt. Es ziemt sich daher, wenn anders das principiis obsta auch hier in Kraft bleiben soll, der Entstehung und Gestaltung auch dieses Infallibilismus soweit nachzugehen, als es in unserem allgemeinen Zusammenhang angeht. In den Jugenderinnerungen Thikötters tritt es mit wirklich erfrischender Wärme zu Tage, wie Albrecht Ritschl schon in den Anfängen seiner Bonner Periode die Augsburger Konfession hochgehalten und an ihr die Auswüchse des kirchlichen Lebens geprüft hat. Um so bedenklicher aber ist es für seine späteren Studien über den Pietismus geworden, daß er selbst bei dem Urteil über Erscheinungen der reformierten Kirche, „es für zweckmäßig gehalten hat, im voraus festzustellen, daß er dazu seinen Standpunkt in dem Bekenntnis der lutherischen Kirche einnehme.“ Nach dem Erscheinen von Adolf Harnacks Dogmengeschichte hat ein Mann wie der Berliner Dilthey es alsbald unliebsam empfunden, wie wenig dieselbe den geschichtlichen Leistungen der reformierten Kirchen- und Dogmenbildung gerecht zu werden verstand. Die gleiche Klage hat der Athener Kirchenhistoriker Kyriakos mit Bezug auf die griechische Kirche wie die Orientkirchen überhaupt (die stets nach dem Maßstab der russischen gemessen werden) begründet. Und bei einer allseitigen Prüfung dessen, was für den Ritschl-Harnackschen Dogmatismus lutherisch heißt, darf man ebenso wenig vergessen, was ein Lutherforscher von der Bedeutung Walthers über die Verwechslung der geschichtlichen Lutherkirche mit einem „Talmiluthertum“ vorgebracht hat, wie das, was ein so anerkannter Führer des kirchlichen Luthertums wie der Münchener O. C. R. von Burger über die Parallele zwischen den infallibeln Kathedralsprüchen Harnacks und Leos XIII. bemerkte.

In vollem Unterschiede von all solchem Dogmatismus brauchen wir unsererseits bloß auf den Einzelfall anzuwenden, was das Sendschreiben an Döllinger über „die Zukunftsaufgabe der interkonfessionellen Forschung“ prinzipiell begründet hat.

Digitized by Google

sein, wie die erste Folge der Zurückweisung der Schweizer in Augsburg der Kappeler Krieg war. Aus dem Kappeler Krieg ist der schmalkaldische, aus diesem der 30jährige Krieg erwachsen. Die erste Ursache aller aber hängt aufs engste mit der dogmatistischen Ausschließlichkeit in der nachmaligen Verwertung der Augustana zusammen.

Wer „das einheitliche Prinzip des Protestantismus" herausfinden will, darf darum von keinem der drei miteinander streitenden Bekenntnisse ausgehen, sondern muß vor der Zeit der Trennung einsetzen. So eine der grundlegenden Thesen des (diesen Titel tragenden) Vortrags von 1881 bei der Frauenfelder Versammlung der allgemeinen schweizerischen Predigergesellschaft. Man sollte denken, es könnte kaum einen weniger mißverständlichen Satz geben. Nichtsdestoweniger hat der — in der Fälschung von Zitaten den Meister Janssen noch übertrumpfende — Passauer Röhm auch jene These unter den Zeugnissen von Protestanten gegen den Protestantismus zu verwerten gesucht. Er verschweigt dabei natürlich seinen „gläubigen" Lesern, daß der Zusammenhang der von ihm mißbrauchten Erörterung derjenige war, daß man folglich, um das eigentliche Prinzip des Protestantismus zu finden, nicht von Augsburg ausgehen dürfe, sondern schon in Speyer einsetzen müsse. Denn es ist der dortige Protest der evangelischen Stände, welcher das Prinzip so gut wie den Namen des Protestantismus geschaffen hat.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, statt einer näheren Ausführung über das Verhältnis zwischen „Protest" und „Bekenntnis" bei dem Neubau der Kirche mich damit zu begnügen, den ebengenannten schweizerischen Vortrag in Erinnerung zu rufen. Denn an unserem Ort heißt es nunmehr mit Bezug auf den lutherischen Zweig des Protestantismus und seine Wiederbelebung im 19. Jahrhundert noch eine weitere kirchenpolitische Betrachtung anreihen. So sehr wir nämlich den Anspruch des echten sowohl wie des unechten Lutheranismus auf seine kirchliche Alleinberechtigung zurückweisen müssen, ebenso sehr muß es anerkannt werden, daß sich in der Geschichte des 19. Jahrhunderts die kirchenbildende Kraft des lutherischen Bekenntnisses als eine ungleich bedeutendere erwiesen hat, als die der kirchenregimentlichen Union. Von einer Periode zur anderen wird sich uns dies stets deutlicher herausstellen. In dieser vorläufigen Grundlegung darf hier aber wenigstens eine persönliche Vorbemerkung nicht fehlen. Die heimatliche Kirche des Verfassers kennt überhaupt weder den lutherischen noch den reformierten Namen, war vielmehr zu einer einheitlichen evangelischen Kirche ausgewachsen. Daneben hat die dankbare Treue, welche das evangelische Rheinland von jeher mit der preußischen Dynastie verbunden hat, von Jugend an auch auf seine Anschauung mit einwirken müssen. Er hat sich daher von Herzen gefreut,

Digitized by Google

auch heute noch über die gemeindliche Union ebenso urteilen zu dürfen, wie bei der erstmaligen Darstellung. Aber aus der Liebe zu der eigenen kirchlichen Form muß das Verständnis der anderen erwachsen. Und das Gerechtigkeitsgefühl des Historikers verpflichtet dazu, in dem Verhältnis zwischen Union und Konfession (so gut wie in dem von Katholizismus und Protestantismus) Licht und Schatten von keinerlei subjektiven Empfindungen abhängig zu machen. Wie wir daher schon in Bezug auf das lutherische Bekenntnis die in ihm wurzelnde kirchenbauende Kraft hervorgehoben haben, so muß nunmehr weiter betont werden, daß die kirchliche Erneuerung des Luthertums sich nicht nur auf jene innere Kraft zurückführt, sondern zugleich auf den Rückschlag gegen die verhängnisvollste Seite in der sonst so verdienstvollen Geschichte der preußischen Dynastie.

Zur allgemeinen Charakteristik dieser (im weiteren Verlaufe uns in stetiger Zunahme begegnenden) Erscheinung seien hier wenigstens einige der Ausführungen übernommen, welche der Krefelder Vertrag von 1897 über „die Hemmungen des deutschen Protestantismus in Wahrung seiner Interessen" über diese schwerste „Hemmung" enthält. Dieselben gehen von der bekannten Klage des Königs Friedrich Wilhelm IV. aus: über die an Händen und Füßen gebundene evangelische Kirche, und von seinem Wunsche: die von ihm als Bürde empfundene Würde der Summepiskopate in die rechten Hände zu legen.

Blickt man von dem hohen Standpunkte des Königs in die Geschichte der evangelischen Kirche Preußens zurück, so muß man mit ihm zu der Erkenntnis kommen, daß die hohen Verdienste der Hohenzollern um den Protestantismus in seinem weltlichen Sinne von schlimmen Folgen für die protestantische Kirche begleitet gewesen sind. Lassen Sie mich die Paradoxie wagen: je größer ein Regent als weltlicher Herrscher dasteht, um so verhängnisvoller ist es, wenn seine Regierung auch der Kirche seiner Zeit seinen persönlichen Charakter aufprägt, d. h. einen Charakter, der mit jeder Generation ein anderer wird. Mit den letzten Worten sage ich fast wörtlich dasselbe wie Friedrich Wilhelm IV., der ausdrücklich klagt: „So wie ich jetzt nach ordentlichen Generalsuperintendenten, Superintendenten u. s. w. suche, um die Kirche zu bauen, so kann ein anderer schlechte anstellen, sie zu verderben. Beides ist klares Recht. Der Zustand ist furchtbar". Natürlich urteilt jeder Regent wieder anders über das, was ordentliche und was schlechte Beamte sind. Aber das principiis obsta ist richtig bezeichnet. Denn hier liegt in der Tat der tiefste Grund so zahlreicher Wirren seit den Tagen von Joachim I., von Johann Sigmund, von dem großen Kurfürsten an. Denken Sie nur an den Konflikt zwischen dem letzteren und Paul Gerhardt! Und vergegenwärtigen Sie sich nur einmal recht die grundverschiedene Behandlung von Theologie und Kirche unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.! Wo ist da die Selbständigkeit, die Widerstandsfähigkeit der Kirche geblieben gegenüber der — selbstverständlich nur nach politischen Maximen verfahrenden — staatlichen Bureaukratie?

Über diesem principiis obsta mit Bezug auf Gegenwart und Zukunft darf es aber andererseits niemals vergessen werden, daß der Rückblick auf

Digitized by Google

die Vergangenheit zugleich den handelnden Persönlichkeiten geschichtliche Gerechtigkeit schuldet. Wir müssen daher nach diesem Überblick über die Kirchenpolitik seiner Vorgänger und Nachfolger noch einmal auf die Stellung des königlichen Förderers der Union zurückkommen.

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. hatte der finstere Geist des Wöllnerschen Religionsediktes ebenso sein Ende gefunden, wie die dasselbe ermöglichende Maitressenwirtschaft. Die protestantische Kirchengeschichte hat kaum je eine ärgere Schmach erlebt, als in der Nachahmung des französisch-katholischen Kirchentums zur Zeit Ludwigs XV. unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen. Um so befreiender wirkt die Vertiefung in die reine sittliche Luft, die von der Häuslichkeit des jungen Königspaares aus über das Land sich verbreitete. Die ehrenhafte und wohlmeinende Persönlichkeit des vielgeprüften Königs verdient überhaupt auch vom kirchengeschichtlichen Gesichtspunkte aus eine ganz anders eingehende Würdigung, als es in dem Zusammenhang unserer §§ angeht. Mit Bezug auf die uns hier beschäftigende Spezialfrage aber läßt sich leider nur konstatieren, daß das (in dem oben angeführten Krefelder Vortrag geschilderte) ererbte Verhängnis sich unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. nur noch gesteigert hat. Der Staat der Gewissensfreiheit und Duldung hat sich durch die kirchenpolitischen Maßregeln gerade dieser Regierung durchweg den Schein der religiösen Verfolgungssucht gefallen lassen müssen. In der Behandlung der katholischen und protestantischen Kirchenangelegenheiten sind die gleichen Fehlgriffe gemacht worden, wie hinsichtlich der Entwicklung der Wissenschaft.

Die Verhaftung des Erzbischofs von Köln (ohne daß die angekündigte gerichtliche Untersuchung ihr folgte) hat sich schon für die Zeitgenossen unter die gleiche Beleuchtung stellen müssen, wie die Gewalttätigkeiten in der Kirche von Hönigern. Auch die Absetzung de Wettes muß der Willkür des absoluten Regiments ebenso aufs Konto gesetzt werden, wie die der Gerlachschen Denunziation gefolgten Maßnahmen. In leicht begreiflichem Rückschlag gegen den staatskirchlichen Absolutismus ließ sich die katholische Bevölkerung durch Görres fanatisieren, und dem kölnischen Kirchenstreit antwortete der bayerische Kniebeugungsstreit. Gleichzeitig aber hat sich die evangelische Union in dem außerpreußischen Deutschland als berlinische Hoftheologie diskreditiert gesehen. Zumal die sächsischen und bayerischen Kirchen hatten vermöge ihrer katholischen Regenten den großen Vorteil vor Preußen voraus, daß in ihnen keine Hoftheologie aufkommen konnte. Es war dort ebenso wenig denkbar, daß ein Kriegsminister (wie der persönlich an gutem Willen mit dem König wetteifernde Job von Witzleben) mit dem Landesherrn gemeinsam agendarische Formeln aufstellte und der Mittelsmann für einen Erzbischof wurde.

Digitized by Google

So hat es sich denn schon früh vorbereitet, daß — im Unterschied von der evangelischen Landeskirche Preußens — die meisten anderen Landeskirchen die Union perhorresziert haben. Der kleinstaatliche Partikularismus hat es meisterhaft verstanden, sich als Hort des altkirchlichen Bekenntnisses hinzustellen. In den kleineren Landeskirchen haben die preußischen Lutheraner schon lange vor der Zeit, in welcher der Thronwechsel in Preußen abermals eine neue kirchliche Mode aufbrachte, einen kräftigen Rückhalt gefunden.

Aber diese politischen Verhältnisse hätten niemals ausgereicht, um der lutherischen Bekenntniskirche den moralischen Rückhalt zu geben, den sie gerade in den ihr ungünstigen Zeiten bewährt hat. Dieser hat vielmehr obenan in den tatkräftigen, glaubensmutigen Persönlichkeiten gelegen, welche in dem alten Bekenntnis ihre eigene Überzeugung ausgedrückt fanden. Unter den bayerischen Lutheranern sind es Graf Giech, der Schwiegersohn des gewaltigen Freiherrn vom Stein, und seine edlen Genossen gewesen, welche für das Recht ihrer Kirche nach allen Seiten hin tapfer einstanden. In Pommern hat ein Mann wie Thadden-Trieglaff nicht nur seine fürstliche Biographin (Eleonore Fürstin Reuß) begeistert, sondern auch in Männern wie Moritz von Blankenburg und Albrecht von Roon politisch einflußreiche Schüler erzogen. Es ist eine in sich gefestigte kirchliche Gemeinschaft gewesen, welche dem „geistlichen Regen und Ringen am Ostseestrande“ jene werbende Kraft gab, die in dem Wangemannschen Panegyrikus nachklingt. Sogar junge Damen haben in diesen lutherischen Kreisen einen ähnlichen Einfluß gewonnen, wie er etwa am Rhein bei römisch-katholischen Bräuten kirchlich bis dahin gleichgültiger evangelischer Männer beobachtet wurde. Kann man sich einen lehrreicheren Beleg hierfür denken, als den Brief, in welchem Otto von Bismarck-Schönhausen um die Hand von Johanna von Puttkammer anhielt?

§ 7.

Die kirchliche Wiederbelebung des Calvinismus.

Es sind drei verschiedene Paragraphen, in welche sich uns der eine Paragraph (43) der ursprünglichen Darstellung über Union und Konfession zerlegt hat. Neben der evangelisch-unierten Kirche mußte unser nunmehriger Rundblick sich von Anfang an gleichmäßig dem erneuten lutherischen Kirchentum zuwenden. Die damalige Form des „Berlinismus“ hat

Digitized by Google

die lutherische Linie außer acht gelassen. Aber die ganze Weiterentwicklung hat jene Phase des „Berlinismus“ ebenso ins Unrecht gesetzt, wie es nachmals mit so vielen anderen einander ablösenden hoftheologischen Moden der Fall war. Genau die gleiche Enttäuschung haben jedoch die lutherischen Ansprüche erlebt, welche in der deutsch-kirchlichen Entwicklung die reformierte Linie ausscheiden zu können glaubten. Wir werden daher abermals gleich von Anfang an diese dritte kirchliche Form den beiden anderen zur Seite zu stellen haben.

Es ist die Zeit des Abschlusses der Konkordienformel gewesen, welche (in naturgemäßem Rückschlag) zugleich auch die selbständigen reformierten Kirchenbildungen, sowohl die von Anhalt und Bremen, wie die von der Pfalz, von Hessen und Nassau ins Leben gerufen hat. Aber auch im 19. Jahrhundert ist alsbald dem Anfang der kirchlichen Wiederbelebung des Luthertums die gleiche kirchliche Wiederbelebung des Calvinismus zur Seite gegangen. Der Begriff des Calvinismus ist hier natürlich nicht in dem Sinne zu nehmen, als wenn darüber die Melanchthonische Linie (die einst Heppe so nachdrücklich in der deutsch-reformierten Entwicklung nachwies) und die Zwinglische Linie (die von der deutschen Schweiz aus mit der Zeit auch wieder warme Anhänger in Deutschland finden sollte) vergessen werden dürften. Denn sowohl das eine wie das andere Ferment hat sich auch in dem erneuerten reformierten Geistesleben weithin geltend gemacht. Die Einwirkung beider hat jedoch weniger auf der kirchlichen als auf der theologischen Seite gelegen. Als kirchenbildende Kraft hat sich dagegen speziell der Calvinismus erwiesen, der erneuerte um nichts minder als der ursprüngliche.

In dem kleinen Genf war der Zentralisierung der Papstkirche durch das Tridenter Konzil eine Kirche gegenübergetreten, welche kräftig genug war, um nicht nur die Niederlagen im Kappeler und schmalkaldischen Kriege, sondern auch die schweren Einbußen Frankreichs in der Bartholomäusnacht wettzumachen. Schon bald sind dann die Kirchen von Holland, Schottland, Amerika durch ihren calvinischen Puritanismus zu den Grundfesten der internationalen protestantischen Entwicklung geworden. Aber die gleiche Erscheinung zeigt sich nun abermals in den reformierten Kirchen des 19. Jahrhunderts. Der internationale Ausgangspunkt ihrer Geschichte liegt in der Begründung der echt calvinischen Freikirchen in Schottland und Holland, in der Waadt und in Genf. Von dieser außerdeutschen Freikirchenbildung ist jedoch ein nicht unkräftiger Ausläufer auch im Wuppertale aufgegangen und hat von da aus weitere Verzweigungen gebildet. In ihm fußt die Kohlbrügge-Wichelhaus-Zahnsche Auffassung der Kirche. Wir haben es zunächst wieder mit einer — der altlutherischen Gemeindebildung parallelen — calvinischen Separation zu tun. Aber diese Separation ist

Digitized by Google

im Calvinismus so gut wie im Luthertum nur ein Bruchteil der kirchlichen Wiederbelebung geblieben. Auch auf reformiertem Boden ist bald zwischen einem engeren und weiteren Kreise zu unterscheiden. Dieser weitere Kreis hat (ebenso wie einst Calvin selber) zugleich an die Straßburger unionsfreundliche Richtung anzuknüpfen verstanden.

Vor jeder gesonderten Betrachtung derselben muß jedoch das gemeinsame Zentrum beider klargestellt werden. Als die tiefstliegende Wurzel ergibt sich auch hier genau wie im Luthertum der Abscheu gegen die Oktroyierung der Union. Wir können daher auch bei diesem dritten Teil des früheren zusammenfassenden Paragraphen über Union und Konfession nochmals dem alten Texte sein Recht lassen.

Die bei der Einführung der Union erhobene Opposition ging von zwei diametral gegenüberstehenden Seiten aus. Einerseits von Freunden der Union selbst, die sich aber mit der Anerkennung der vorhandenen wesentlichen Einheit und dem Zusammenschluß zu einer Kirchengemeinschaft mit Aufgabe der Sektennamen begnügen wollten, und es für unnötig fanden, alle äußeren Ordnungen und Gebräuche uniform zu machen, da dem einen diese, dem anderen jene Form lieb sei. Andrerseits konnte dasselbe Interesse an der Reformation, das bei den Unionsfreunden die Freude hervorrief, über die damaligen Trennungen und Spaltungen hinweggekommen zu sein, bei anderen den ganz entgegengesetzten Eindruck hervorrufen, die eingetretene Veränderung sei Abfall von dem alten Glauben der Väter.

Die erste Art der Opposition nahm ihren Anlaß von der Agende; ihr erster Vertreter war derselbe Mann, der die Union selber mitvorbereitet und mitbegründet hatte, Schleiermacher. Schon 1814, als der König eine Kommission zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzt hatte, erließ Schleiermacher ein Begrüßungsschreiben an deren Mitglieder, worin er besonders betonte, wenn solche Verbesserungen zustande kommen sollten, müsse zuerst eine neue lebendige Verfassung der Kirche begründet werden, aus welcher das andere alles von selbst, wie und wann es recht sei, hervorgehen werde. Als 1816 eine neue Liturgie, die übrigens nicht von der Kommission ausgegangen war, in der Hof- und Garnisonkirche eingeführt wurde, ließ Schleiermacher sofort wieder eine Kritik derselben erscheinen, welche vor allem die Ausstellung machte, daß die Predigt durch das liturgische Formular in den Hintergrund gedrängt werde, und welche abermals in der Forderung einer neuen Kirchenverfassung als der notwendigen Bedingung der kirchlichen Organisation gipfelte. Als endlich die Liturgie 1821 und 1822 zuerst für den Militärgottesdienst und dann für die gesamte Landeskirche offiziell empfohlen, und das Recht des Landesfürsten, derartige liturgische Verordnungen zu erlassen, unter anderen

Digitized by Google

von dem archäologisch gelehrten Augusti verteidigt wurde, trat Schleiermacher als „Pacificus Sincerus“ mit seinem theologischen Bedenken über diese Frage hervor. Er definierte darin das Hoheitsrecht des summum membrum ecclesiae über die Kirche dahin, daß alle neuen Ordnungen der Kirche seiner Genehmigung unterliegen müßten und er alles, was er darin dem Staat nachteilig finde, verbieten könne; in den inneren Angelegenheiten der Kirche dagegen, sofern sie den Staat nicht beträfen, habe er keine anderen Rechte wie die übrigen Mitglieder. Die evangelischen Fürsten könnten sich daher kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie das ihnen am Anfang der Reformation übertragene Werk, die Ordnung und den Zusammenhang der evangelischen Gemeinden zu gestalten, durch die Einrichtung einer geeigneten kirchlichen Verfassung vollendeten; könnten sich aber gleichzeitig nicht genug hüten, von ihrem Kabinet aus liturgische Anordnungen ergehen zu lassen. — Gewiß war eine solche Opposition gegen einen Lieblingswunsch des Königs, der aber der Kirche nicht frommen konnte, ein klarer Beweis dafür, wie wenig die Vertreter der Union sie als eine Oktroyierung von oben her annahmen. Ein weiterer Beweis dafür liegt auch darin, daß gerade die beiden westlichen Provinzen, welche die Union am freudigsten begrüßten, die Agende ablehnten, während sie in den östlichen Provinzen fast überall bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier der Augsburgischen Konfession eingeführt wurde.

In den rheinpreußischen Kirchen hat die landeskirchliche Union mehr als in allen anderen preußischen Provinzen ihre volle Kraft zu entfalten vermocht. Aber es ist bezeichnend, daß gerade in denjenigen Gegenden, in welchen infolge mehrhundertjährigen Verteidigungskampfes gegen die päpstliche Unterjochungssucht das religiöse Interesse am lebendigsten pulsierte, auch dem Namen nach evangelisch-reformierte und evangelisch-lutherische Gemeinden in ihrer alten Selbständigkeit nebeneinander bestehen blieben. Die Selbstregierung der Gemeinden — nicht am wenigsten auf einer als persönliche Ehrensache behandelten Kirchenzucht beruhend — ist im Laufe des 19. Jahrhunderts noch mehr als früher als das eigentliche reformierte Charisma erschienen: im Gegensatz zu dem hierarchischen Amtsbegriff, in welchem das restaurierte Luthertum sich nur zu bald aufs neue gefiel. Die Kirchen von Nassau, Hessen, Pfalz, Baden haben auch unter der Union diese altreformierten Traditionen hochgehalten. In den ostpreußischen Provinzialkirchen ist das reformierte Element vom lutherischen derart aufgesogen, daß es für den Sehwinkel des siegreich vordringenden Luthertums so gut wie verschwunden erschien. In jenen rheinischen Kirchen aber ist es umgekehrt das reformierte Erbe, welches auch ihrer weiteren Entwicklung die bezeichnenden Züge gegeben hat.

Digitized by Google

Es ist speziell die Art der Ausbildung der heimischen Theologen, in welcher sich dieses Erbe bewährt hat. Um dieselbe richtig würdigen zu können, bedürfen wir jedoch noch einmal eines internationalen Rückblicks: nämlich auf den Gegensatz zwischen der deutsch-schweizerischen und der französisch-schweizerischen Entwicklung der Reformationszeit. Wir haben schon oben den calvinischen Faktor als den entscheidenden in der reformierten Entwicklung erkannt, seitdem Genf das internationale Zentrum geworden war, welches sich als widerstandsfähig erwies, nachdem Zürich und Wittenberg beide schwerste Einbußen erlitten hatten. Diese internationale Stellung gipfelte nun in der Genfer Akademie. Sie ist das Vorbild geworden, nach welchem alle anderen reformierten Länder sich richteten. Es gilt dies auch von den deutschen Kirchen seit den Tagen des Heidelberger Katechismus.

Diese einzigartige Stellung der Genfer Akademie datiert von dem Moment an, da Beza und Viret auf Calvins Andrängen von Lausanne nach Genf übergesiedelt sind. Diese Übersiedelung ist jedoch nur eine der Folgen der sich immer wieder erneuernden Zerwürfnisse zwischen der bernischen Staatskirche und dem genferischen Kirchenstaat. Von den in Bern geschriebenen Büchern Hundeshagens haben wir schon früher die Schrift über den deutschen Protestantismus und seine heutigen Lebensfragen als eine ernste Gewissensmahnung an die gesamte deutsche Kirche erkannt (III, 1 § 20). Viel weniger bekannt, aber nicht minder lehrreich ist seine Darstellung der „Konflikte zwischen Zwinglianismus, Luthertum und Calvinismus in der bernerischen Landeskirche". In Hundeshagens Fußstapfen ist dann die Staehelinsche Calvinbiographie gegangen: zumal, was die Beurteilung des prinzipiellen Gegensatzes zwischen der Berner und Genfer Kirchenpolitik betrifft. Es geht allerdings nicht an, sich derart einseitig, wie es beide Darsteller tun, in diesem Streit auf Calvins Seite zu stellen. Die Revision der bisherigen konfessionalistischen Auffassung hat schon mit der Galiffeschen Veröffentlichung der Prozeßakten aus den Tagen von Calvins Regiment begonnen. Zumal der Servetprozeß ist seither in eine sehr zu Calvins Ungunsten veränderte Beleuchtung gerückt. Es ist überhaupt die Wiedereinführung der päpstlichen Inquisition auf protestantischem Boden, worin sich die partie honteux der Genfer Geschichte von Calvin bis zu Rousseau enthüllt. Der edle Berner Staatsschreiber Zurkinden, der auch in Bern die Hinrichtung frommer Wiedergetaufter erlebt hatte, ist mit den Vorstellungen, die er an Calvin persönlich über das Widerchristliche der Ketzerstrafen gerichtet hat, vollständig im Rechte gewesen. Aber in der Gesamtentwicklung jener Zeit ist dies ein scheinbar untergeordneter Punkt, der über dem immer leidenschaftlicheren Existenzkampf der verschiedenen Kirchen gegeneinander in den Hintergrund trat. Und gerade während dieser Kämpfe ist die staatskirchliche Politik Berns dem

Digitized by Google

Freikirchentum des Calvinismus moralisch erlegen. Trotz des Versuchs, an Stelle der nach Genf Entwichenen andere Kräfte zu gewinnen, ist Lausanne für die gesamte nachfolgende Entwicklung der reformierten Kirchen ebenso zurückgedrängt, wie Bern und Zürich und Basel. Es ist Genf, es ist speziell die Genfer Akademie, wo die verbi Dei ministri der — in fortdauerndem Kampf ums Dasein stehenden — reformierten Kirchen und nicht am wenigsten die der Kirche der Wüste gebildet werden.

Wer die von hier ausgegangene Linie nicht stetig im Auge behält, dem bleiben auch die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des theologischen Unterrichtswesens ein verschlossenes Buch. Und doch ist den vom Staate privilegierten Theologenschulen das Urteil gesprochen, seitdem die preußische Staatsregierung vor der päpstlichen Politik auch in diesem Punkte kapituliert und das Versprechen abgegeben hat, nie wieder einen der päpstlichen Politik nicht genehmen Professor anzustellen. Und es ist prinzipiell die gleiche (schon in der Geschichte des Gallikanismus zu Tage getretene) „Prostituierung durch die Begünstigung", ob es sich um die privilegierte Theologie im Katholizismus oder im Protestantismus handelt. Umgekehrt ist es gerade der Appell an diejenigen Motive, welche die wirklichen Fortschritte der wissenschaftlichen Theologie bedingten, welcher aus dem Vorbilde des alten Genf die Lehre für die gesamte Weiterentwicklung entnimmt. Es gibt mancherlei Etappen mit mancherlei Nuancen in diesem internationalen Prozeß. Während der staatskirchliche Absolutismus der Stuarts die alten Universitäten für die Parole no bishop no king ausnutzte, haben die sogenannten Revolutionskirchen für ihren theologischen Nachwuchs selbständige Anstalten begründet. In der stufenmäßigen Fortentwicklung der Theologie haben sogar die kleinen Seminarien der holländischen Dissenters, der Mennoniten, der Arminianer und Lutheraner, (um von den wie wilde Tiere herumgehetzten christusgläubigen Sozinianern nicht zu reden) einen ähnlichen Ehrenplatz errungen, wie die Leidener Universität in der Zeit ihrer Blüte, und wie die Kanonisten und Priester der altkatholischen Utrechter Kirche. Für die deutsch-reformierte Entwicklung aber hat sich der Schwerpunkt in diejenigen Anstalten verlegt, welche das 19. Jahrhundert als Predigerseminarien vorfand und erneuerte.

Die universelle akademische Bildung wird stets der allgemein protestantische Boden bleiben: im Gegensatz zu der vom Tridentiner Konzil festgesetzten Seminarschulung der vom Leben abgesperrten römisch-katholischen Kleriker. Aber je länger je mehr wird sich die Notwendigkeit der Ergänzung durch die Predigerseminarien herausstellen. Dem Zukunftsgedanken, welchen der „Verein der kirchlichen Bekenntnisfreunde" nach dieser Seite anstrebt, hat das liberale „Friedensprogramm" über das „geschichtliche Erbe und die Zukunftsaufgaben der kirchlich-liberalen Richtung" nachdrücklich

Digitized by Google

sekundiert. Wem das rätselhaft erscheint, der sei einfach auf die Akten der Geschichte der Predigerseminarien verwiesen. In Herborn sind Olevians und Piscators Nachwirkungen niemals erloschen, so lange nicht die nassauische Kirche zur Kriegsbeute geworden war. Die Friedberger Denkschriften von Crößmann, Schwabe, Köhler, Diegel, Weissenbach sind unentbehrliche Quellen für die Verbindung theologischer Wissenschaft und kirchlichen Lebens.

Nach dem Untergang Duisburgs und Wittenbergs als Universitäten hat der preußische Staat wenigstens für Wittenberg eine Anstalt begründet, welche allerdings den Bedürfnissen des Ostens kaum wie 1 : 100 entsprach. Ebenso wenig sind die dem alten Duisburg gestellten Aufgaben durch die konfessionell gemischte Bonner Universität jemals völlig befriedigt. Dagegen ist — im Unterschiede von Preußen — in Baden dasjenige geschehen, was sich auf der alten reformierten Grundlage für die evangelische Gesamtkirche durchführen ließ. Worin dieses bestand, ist in Rothes Eröffnungsrede des Heidelberger Seminars dargelegt: „Weshalb fühlt die evangelische Kirche unserer Zeit das Bedürfnis nach Predigerseminarien?"

Es sind nur einzelne Andeutungen, die an diesem Ort möglich sind, um die Bedeutung zu kennzeichnen, welche auch der reformierten Linie in der kirchlichen Entwicklung nach wie vor neben der unierten und der lutherischen zukommt. Die Lehren des 19. Jahrhunderts sprechen für keinerlei von außen her gemachte Vereinigung, wohl aber für die selbständige Weiterbildung aller ererbten kirchlichen Formen. So wenig wie die amerikanische wird die deutsche Entwicklung irgend eines jener Charismata missen können, die sich in jeder lebendigen Kirche naturgemäß ausbilden. Erst da, wo jeder Teil dem anderen die gleiche Selbständigkeit vergönnt hat, die er für sich selber anstrebt, kommt von selber die Zeit für Konföderation, Allianz, Kirchenbund. Wenn einmal die werdende „kirchliche Heimatskunde" allerseits aufgeblüht ist, wird sich noch ganz anders als bisher zeigen, welcher Segen auch auf deutschem Boden für die herrschenden Großkirchen aus den nur geduldeten Kleinkirchen erwuchs. Zumal jede einzelne der zerstreuten reformierten Gemeinden im östlichen Deutschland hat eine bedeutsame kulturgeschichtliche Triebkraft entfaltet: Leipzig und Dresden an der Spitze, aber auch Stargard i. P. und Bützow i. M. In noch höherem Grade gilt das gleiche von den französischen Refugiés-Gemeinden. Die zahlreichen Hefte des von Tollin begründeten Hugenottenvereins haben in der Geschichte nicht nur der Einzelgemeinden, sondern auch der Familientraditionen eine Fülle von Lebenskräften enthüllt, wie sie keine Art von privilegiertem Staatskirchentum jemals gekannt hat. Und es sind wahrhaft kirchenbildende Lebenskräfte gewesen, frei von jedem geistlichen Hochmut des — Sektengeistes.

Digitized by Google

§ 8.

Sektengeist im Hofchristentum; kirchliches Gemeinschaftsstreben im Separatismus.

In der Geschichte der Theologie des 19. Jahrhunderts bildet die Hahnsche Disputation in Leipzig ein unvergessenes Datum. Der persönlich milde Mann, welcher zu der Frömmigkeit seines heterodoxen Schwagers Rothe bewundernd aufblickte, hat darin zum ersten Male die Behauptung aufgestellt, daß die sogenannten Rationalisten nicht in die evangelische Kirche gehörten, und die Forderung damit verbunden, daß dieselben aus der Kirche auszuscheiden hätten. Die üblichen kirchengeschichtlichen Darstellungen haben jedoch keine Ahnung davon, wie bald schon und von welchen Seiten aus jene Forderung praktisch geltend gemacht worden ist. Es ist eine militärische Korrespondenz, die uns darüber belehrt. General von Thile, der Nachfolger Boyens als Chef des Militärkabinetts, hat dem alten Freunde gegenüber die Hahnsche These alsbald zur Geltung gebracht. „Im mündlichen Gespräch prallte er ab und versuchte es nun durch schriftliche Aussprache. Er war noch einer der Milderen seiner Richtung und wollte seinem Freunde Boyen nicht geradezu den Namen eines Christen absprechen; aber wenigstens, so verlangte er, sollten er und seinesgleichen ehrlich sein, aus der lutherischen Kirche ausscheiden und eine rationalistische Kirche gründen."

Der Einblick, welchen der auf diese Weise entstandene Briefwechsel zwischen Thile und Boyen in die seit der Julirevolution von 1830 auch in Berlin akut werdenden kirchlichen Gegensätze gewährt, bieten in der Tat eine nicht unwesentliche Korrektur der bisherigen kirchengeschichtlichen Auffassung. Kein Geringerer als Schleiermacher — in seinem inhaltreichen Sendschreiben an Lücke — hatte die Verteidigung der von Hahn angegriffenen Rationalisten auf sich genommen. Ihm zur Seite hatte Hase in einer seiner warmherzigen Jugendschriften die Hahnsche Logik ad absurdum geführt. Und noch war Hengstenbergs Einfluß nicht weit genug gediehen, um das Kirchenregiment direkt zu beherrschen. Um der von ihm vertretenen Tendenz durchschlagenden Erfolg zu verschaffen, hat zuerst die theologische, dann die politische Revolution dazwischen treten müssen. Dagegen zeigen uns nun aber jene Soldatenbriefe, daß die Keime der nachmaligen Gestaltung der Dinge schon viel früher vorhanden gewesen sind, als die Geschichte der gelehrten Theologie nachweisen konnte. Und mehr als irgend welche Theologendebatte legen sie die Frage nahe: wer hat denn euch zu Herren des Glaubens über die Gemeinde bestellt? Sucht

Digitized by Google

man ältere Vorbilder, so sind sie jedenfalls mehr in Loyolas als in Luthers Geleise zu finden.

In derselben Zeit also, in welcher wir die Anfänge für die Erneuerung des lutherischen und des calvinischen Kirchentums kennen gelernt haben, entdecken wir überdies auch die Wurzel einer von dieser innerkirchlichen Belebung scharf zu unterscheidenden Tendenz. Dieselbe ist in späterer Zeit meist als eine sogenannt hochkirchliche bezeichnet. Es muß aber schon bei ihrem ersten Beginn nachdrücklich konstatiert werden, daß sie im schärfsten Gegensatz sowohl zu der lutherischen wie zu der calvinischen Verwerfung der Union als Hoftheologie stand. Es hat sich vielmehr bei ihr von Anfang an um spezifisch höfische Einflüsse gehandelt. Und so ist es geblieben.

Für die geschichtliche Charakteristik dieser — in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelm IV. kirchenregimentlich allmächtig gewordenen — Strömung geben wir am besten zuerst einem Historiker das Wort, welcher derselben eine offenkundige Sympathie entgegenbringt. Schon die eben angeführten Worte über die Korrespondenz Thile-Boyen sind von dem Verfasser der bereits in früherem Zusammenhang herangezogenen Boyen-Biographie, Meinecke. Das sechste Buch seines Werkes (über „die Jahre der Zurückgezogenheit", 1820—1840) behandelt im zweiten Kapitel die Boyenschen „Gedanken über Religion, Philosophie, Geschichte und Politik". In dem Anfang dieses Kapitels wird das Aufkommen jener Tendenz, die einem Manne von der innerlichen Frömmigkeit Boyens herzlich zuwider sein mußte, folgendermaßen geschildert (S. 407/8).

„Aus jener tiefen Erregung des Innenlebens, die das Zeitalter der Befreiungskriege hervorrief, erwuchs dem alten Stamme des Christentums ein neues frisches Reis, eine pietistisch-orthodoxe Bewegung von bemerkenswerter innerer Kraft. Deutschnationale, liberale und pietistisch-christliche Elemente waren zuerst noch wunderlich vereint. Damals gingen in Berlin einige fromme deutsche Jünglinge, unter ihnen Ludwig von Gerlach, mit den Turnerstöcken zur Kirche, lehnten sie an die Kirchtür und zogen nachher damit zum Turnplatz. Gar bald gingen sie nur zur Kirche und gar nicht mehr zum Turnplatz. Im Gegenteil, sie stärkten die Reihen der feudalreaktionären Adelspartei, deren Starrsinn und Geistlosigkeit uns in den Kämpfen von 1817—1819 so grell entgegentritt, durch ein wertvolles geistiges Element. Die romantisch-christliche Staatsansicht, die sie begründeten und begeistert predigten, täuschte viele edle und freie Gemüter über den ständischen Egoismus, der jetzt von der schimmernden poetischen Außenseite der Theorie verkleidet wurde. Und wie warm und lauter auch ihr religiöser Glaube aus ihren Augen leuchtete und kindlich einfältig von ihren Lippen floß, so verhärtete er sich doch in ihrem Innern sehr bald zu einer Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit, zu der ein subjektiv erregtes, des Haltes bedürftiges Geschlecht nur zu leicht gelangt."

Man darf diese Meineckesche Schilderung ebenso zutreffend nennen, als die frühere über die volkskirchliche Erweckung der Reformzeit. Aber schon bei jenem früheren Anlaß haben wir Front machen müssen gegen die Übertragung dogmatistischer, theologastrischer Phraseologie in das

Digitized by Google

Lebensbild des Begründers der preußischen Landwehr. Damals handelte es sich um den nicht dahingehörigen Ausdruck „Rationalismus“. Bei dem jetzigen Anlaß spielt die noch verhängnisvollere Phrase vom „positiven Christentum“ abermals eine Rolle, die uns nötigt, bei einem derartigen Sprachgebrauch noch einmal stehen zu bleiben. Der eben angeführten Schilderung des Gerlachschen Kreises geht nämlich noch die einleitende Bemerkung vorher: „Boyen hätte von sich aus wohl niemals das Bedürfnis empfunden, sein Verhältnis zum positiven Christentum ausführlich zu begründen. Warum sollte er sich mit einer Weltansicht auseinandersetzen, die ihm nie etwas gewesen war? Aber um ihn herum wandelte sich die Welt.“

Der Biograph Boyens wandelt hier also genau den gleichen Weg mit den Brüdern von Gerlach. Den Tagebüchern Leopolds von Gerlach ist nämlich eine Einleitung vorangestellt, in welcher es ausdrücklich heißt (S. 6): „In diese Zeit (es ist die Zeit nach dem Wiener Kongreß) fällt seine tiefere Erfassung des positiven Christentums und der konservation Grundsätze in der Politik.“ Es folgt dem alsbald eine weitere Mitteilung, welche bereits in dem Krefelder Vortrag über „die Hemmungen des deutschen Protestantismus“, in den allgemeinen Zusammenhang der damaligen Zeitgeschichte hineingestellt ist: „Die Brüder und ihre Freunde — Alvensleben, der spätere Minister, Göße, später Obertribunalspräsident, Brentano, Thadden, Cajus Stolberg, Voß, Sohn des Ministers, später Kons.-Präsident — begeisterten sich damals besonders für Hallers Restauration der Staatswissenschaften, und Leopold meinte einmal, keiner von ihnen dürfe in einer Gesellschaft sein, ohne wenigstens ein Zeugnis von Haller abzulegen.“ Schon in dem genannten Vortrag ist mit dieser persönlichen Mitteilung eine allgemeinere Betrachtung verbunden:

Unwillkürlich — so ist dort mit absichtlicher Schärfe bemerkt — faßt man sich wohl bei dieser Lektüre an die Stirn, um zu fragen: wie? ein Zeugnis für diesen heuchlerischesten aller geheimen Renegaten? Aber es steht wörtlich so da. Und die Theorien dieses Mannes sind wirklich die Atmosphäre gewesen, in welcher der Romantiker auf dem Thron der Hohenzollern aufwuchs. Sie sind der Anlaß, daß Friedrich Wilhelm IV. seine Zeit nicht verstand, so wenig wie diese Zeit ihn verstehen konnte. Können wir uns wundern, daß derartige Theorien (obenan die Zurückführung der Revolution des 18. auf die Reformation des 16. Jahrhunderts) speziell zum schwersten Hemmnis des Protestantismus geworden sind, daß eine nach ihnen regierte evangelische Kirche einem inneren Zersetzungsprozesse verfallen mußte?

In den Ursprung dieses — vollbewußt heraufbeschworenen — Zersetzungsprozesses läßt die Thilesche Forderung an Boyen so deutlich wie nur möglich hineinblicken. Aber auch abgesehen von ihrem typischen Interesse verdient die Thile-Boyen-Korrespondenz um ihrer weiteren Folgen willen genaueste Berücksichtigung. Hängt sie doch mit einer jener inhalt-

Digitized by Google

reichen Denkschriften zusammen, zu welchen Boyen die Jahre der Zurückgezogenheit benutzt hat. Aus den großen fruchtbringenden Gedanken der Reformzeit wird in diesen Denkschriften die Nutzanwendung für die gesamte nationale Zukunft gezogen. Diese Nutzanwendung atmet freilich einen ganz anderen Geist als denjenigen der Demagogenhetze. Umso mehr aber den jener Begründer des preußischen Zollvereins, deren allgemeindeutsche Verdienste erst Treitschke in die rechte Beleuchtung gestellt hat. Es steht im engsten Verband mit der gesamten Fortwirkung des friderizianischen Geistes, wenn (wie Meinecke seiner Schilderung des Gerlach-Thileschen Kreises hinzufügt) Boyen „mit Kummer und selbst mit Zorn auf dieses ganze Wesen sah, in das auch alte Freunde und Gesinnungsgenossen von ihm hineingerissen wurden". Um so weniger angezeigt erscheint jedoch wieder das dogmatistische Votum des Biographen: „Wenn ein ausgeprägt individuelles Verhalten des Menschen zur Gottheit das Kennzeichen religiöser Naturen sein soll, so zeigt das Glaubensbekenntnis, das er dem Freunde ablegte, daß er keine war" (S. 408). Ebenso heißt es auf der folgenden Seite: „Überhaupt war ihm das volle Verständnis für das Gebiet des Glaubens verschlossen". Und diese Behauptungen stehen mitten inne zwischen eigenen Ausführungen Boyens, welche die tiefste persönliche Frömmigkeit, den lebendigsten tatkräftigsten Glauben atmen.

Aber an dieser Stelle haben wir es nicht mit der Anschauung der Träger des altpreußischen Staatswesens zu tun, sondern mit derjenigen Tendenz, welche jenes Staatswesen — genau ebenso wie die evangelische Kirche — durch ihre sektenhafte Beschränktheit innerlich zersetzt hat. Auf die von einem Jahrzehnt zum anderen drastischer hervortretenden Ergebnisse derselben wird der weitere Gang der Begebenheiten uns von selbst führen. An dieser Stelle scheint uns dagegen der Anlaß geboten, nachdem der Reihe nach die Eigenart des evangelisch-unierten, des lutherischen und calvinischen Kirchenwesens zur Sprache gekommen ist, uns nunmehr der prinzipiellen Frage zuzuwenden, wodurch sich der kirchliche Sinn von dem sektenhaften unterscheidet. Denn auch für die deutsche Kirchengeschichte sind uns hier die gleichen Aufgaben gestellt wie in der amerikanischen, wo wir in jeder Denomination — groß oder klein — die eigentümlichen Züge zu suchen hatten, von deren wechselseitiger Durchdringung die Gesamtentwicklung bedingt war. Auch dort haben wir beispielsweise von besonderen Aufgaben der kleinen Kirchen für die großen zu reden gehabt, während bei den „Heiligen der jüngsten Tage" ein principiis obsta an die Spitze gestellt werden mußten. Es ist durchaus die gleiche geschichtliche Methode, die uns in der höfischen Tagesmode den recht eigentlich sektenhaften Geist betonen ließ, während auf der anderen Seite ebenso daran festgehalten werden muß,

Digitized by Google

daß auch innerhalb kleiner in die Separation gedrängter Kreise ein echt kirchlicher Geist zur Herrschaft gelangen kann.

Fast bei jeder Einzelerscheinung, der wir uns im weiteren Verlauf zuzuwenden haben, werden wir uns auf klare Unterscheidung der wirr durcheinander gebrauchten Namen angewiesen sehen. Um so mehr kommt es in dem jetzigen allgemeinen Grundriß der nebeneinander hergehenden Bildungen darauf an, für die ganze Folgezeit den Sprachgebrauch klar zu stellen. Wir gehen zu diesem Behufe von einigen jener Spezialuntersuchungen aus, zu welchen die Rubrik „Interkonfessionelles“ im „Theologischen Jahresbericht“ von Anfang an drängte.

Schon die einschlägige Literatur des Jahres 1885 ist nämlich eine derart umfangreiche gewesen, daß sich ein ergänzender Aufsatz in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie“ von 1885 (S. 576—614) erforderlich machte, welcher „die derzeitigen Hauptströmungen in der interkonfessionellen Literatur“ in ihrem inneren Zusammenhang kennzeichnete. Neben den „papalen Infallibilismus in Deutschland im Kampfe mit der wissenschaftlichen Geschichtsforschung“ und neben „die inneren Gegensätze innerhalb des Katholizismus“ stellte sich die ganze Reihe der verschiedenen Gruppen im Protestantismus. Die Spezialliteratur des „Anabaptismus, Unitarismus, Arminianismus“ verlangte die gleiche Berücksichtigung, wie die englisch-amerikanischen Dissenters des 17. und der Methodismus des 18. Jahrhunderts. Aber auch der deutsche Pietismus und Separatismus machte sich Jahr um Jahr literarisch bemerkbar, sowohl hinsichtlich der Separationen des 17. und 18., wie mit Bezug auf das Freikirchentum des 19. Jahrhunderts. So führte denn der Gesamtüberblick schließlich zu der prinzipiellen These (S. 614):

Vom historischen Gesichtspunkte aus erscheinen die vielfachen Nuancen in der Unterscheidung von Kirche und Sekte gleich willkürlich, ob dieselbe von dem Papsttum auf die Protestanten, vom Luthertum auf die Reformierten, von den Calvinisten auf die Arminianer, von den Anglikanern auf die Presbyterianer, von diesen auf die Independenten, von den letzteren auf die Methodisten u. s. w. u. s. w. angewandt wird. Die Dogmatik einer jeden kirchlichen Gemeinschaft kann sich ja der Aufgabe nicht entziehen, für Kirche, Sekte, Häresie reinliche Definitionen zu suchen; für den Historiker sind dieselben aber schon darum eine wie die andere unbrauchbar, weil er damit selber in den konfessionalistischen Standpunkt zurückfallen würde.

Was hier nur im allgemeinen angedeutet werden konnte, hat dann in einem ebenfalls den Jahresbericht ergänzenden Aufsatz der vorgenannten Jahrbücher von 1888 (S. 550—575) über „die protestantischen Dissenters in der Literatur des Jahres 1887“ eine weitere Begründung gefunden (während gleichzeitig die Monographie „Katholisch oder jesuitisch?“ das seit der Thomas-Encyklika Leo XIII. durchweg bemerkbare Vordringen des papalen Infallibilismus in jedem einzelnen Wissenschaftsgebiete nachzuweisen

Digitized by Google

gehabt hat). Es wird daher alle unsere nachfolgenden Einzelbetrachtungen wesentlich erleichtern, wenn wir denselben an dieser Stelle noch die allgemeinen interkonfessionellen Ergebnisse vorherschicken (S. 551/2):

Ebenso wie innerhalb des Katholizismus stehen auch innerhalb des Protestantismus mannigfach verschiedene, ja entgegengesetzte Bildungen nebeneinander, die jede in ihrer Eigenart richtig gewertet sein wollen, bevor die Wechselwirkung, in der sie zu einander stehen, in Frage kommen kann. Das, was sich in dieser Weise als unabweisbare Zukunftsaufgabe herausstellt, hat naturgemäß schon eine längere Vorgeschichte. Auf der einen Seite sind es Möhlers Symbolik und Hases Polemik, die beide gleich sehr den Blick dafür geschärft haben, daß der Charakter einer Kirchengemeinschaft nicht bloß in den dogmatischen Formulierungen früherer (einer völlig anderen Weltanschauung huldigenden) Zeitalter gesucht werden kann, sondern daß hier die gesamten Lebensäußerungen in der durch die Kirchen mitbestimmten Volkssitte und individuellen Haltung mit in Betracht kommen. Auf der anderen Seite hatte die kirchliche Statistik, wenn sie auch seit Stäudlin, Wiggers, Schneckenburger keine zusammenfassenden Werke mehr aufwies, doch zahlreiche Vorarbeiten geschaffen, wie sie zumal in dem Rheinwaldschen und Reuterschen Repertorium, den Gelzerschen Monatsblättern und ähnlichen periodischen Zeitschriften vorliegen. Aber die Sammlung und Verarbeitung des gewaltigen Rohstoffes steckt leider noch ganz in den Anfängen ... Bedeutend schwieriger jedoch ist noch die Erkenntnis der vielfach verschlungenen Wege, auf welchen der innere Entwicklungsgang der verschiedenen Kirchengemeinschaften sich gegenseitig — sei es abwehrend, sei es nachahmend — berührt ... Wenn wir die Parallelen auch nur auf unser Jahrhundert beschränken, so treten uns doch alsbald einerseits solche großen, auf alle Kirchen nebeneinander einwirkenden Zeitströmungen entgegen, wie in der allseitigen Restaurationstendenz nach dem Wiener und zumal dem Karlsbader Kongreß, und umgekehrt wieder in der gleichzeitigen lichtfreundlichen und deutsch-katholischen Bewegung. Auf der anderen Seite aber wollen die einander gegenseitig hervorrufenden Gegensätze und Kämpfe nicht minder berücksichtigt werden, wie in dem denkwürdigen Verhältnis der preußischen und des bayerischen Kirchenstreites, oder in der Nachwirkung von Döllingers Reformationsgeschichte einer-, von Strauß' Leben Jesu andrerseits. Denn diese Nachwirkung tritt zweifellos ebenso sehr in einer außerordentlichen Kräftigung des katholischen, wie in einer unleugbaren Schwächung des protestantischen Prinzips zu Tage.

Fügen wir diesem Nachweise für die Unumgänglichkeit eines beständigen „Zusammenschauens" aller kirchlichen Denominationen noch die weitere Darlegung über das, was zur Kirche, und das, was zur Sekte macht, bei (S. 553/4)!

Dieselben Denominationen, welche in dem einen Lande nur als Sekte bekannt sind, haben im anderen den Charakter der kirchlichen Sitte in erster Reihe bestimmt. Bald tritt diese, bald jene Denomination besonders in den Vordergrund. Es würde darum ein durchaus schiefes Bild werden, wenn man bloß aus den zufälligen Literaturprodukten eines abgegrenzten Zeitabschnittes das Fazit ziehen wollte über die innere Bedeutung einer kirchlichen Bildung. Ist es doch fast eine Art von Naturgesetz zu nennen, daß die Anfangszeiten religiöser Bewegungen auch die zahlreichsten schwärmerisch fanatischen Erscheinungen zeitigen. Erst allmählich hebt sich das, was der berechtigte Kern der Sache genannt werden darf, von der bizarren Außenseite ab. Was beispielsweise die Weingartensche Darstellung der englischen Revolutionskirchen gerade in dieser Richtung geboten hat, wird stets unvergessen bleiben. Aber es will in Zukunft nicht

Digitized by Google

nur die (bisher leider nur zum kleinsten Teile zugängliche) englisch-amerikanische Literatur ganz anders verwertet werden, sondern wir werden auch die feine Rothesche Unterscheidung zwischen dem Schaum und der Hefe einer- und dem Entwicklungsstoß andrerseits auf dem Gesamtgebiet durchführen müssen.

In der Literatur des Jahres 1887, welche zu diesen hier wieder aufgenommenen Betrachtungen den ersten Anstoß gab, standen nicht weniger als sechs allgemein gehaltene Schriften über das Sektenwesen (Dresbach, Funke, Richter, Grützmacher, Justus, Hanne) nebeneinander. Daran reihten sich eine Reihe von Spezialschriften über die deutschen und holländischen Mennoniten, die lutherischen Separationen in Deutschland, die Verzweigungen des Luthertums auf anglo-amerikanischem Boden, den Irvinzianismus, die italienisch-protestantischen Kirchen. Seit dieser Zeit hat der von Lic. Kohlschmidt bis zum Jahre 1902 fortgeführte interkonfessionelle Teil des Jahresberichts u. a. alles das, was hier oder da Sekte genannt wird, mit gleichem Maße gemessen. Das unterscheidende Merkmal, wodurch eine Gemeinschaft den sektenhaften Charakter annimmt, wird sich regelmäßig, wie verschieden die Form auch sei, als der geistliche Hochmut des Unfehlbarkeitswahnes herausstellen. Das trifft bei der aus den hierarchischen Ansprüchen des Papsttums erwachsenen Verfolgungssucht ebenso zu, wie bei der Zumutung Thiles an Boyen. Andrerseits haben diejenigen Gemeinschaften, welche im Lauf ihrer Entwicklung sich klar darüber geworden sind, daß sie nicht sowohl die Kirche bildeten, als vielmehr nur ein Bruchstück derselben, sich eben damit als wirklich kirchliche Gemeinschaftsbildungen zu betätigen begannen.

Gleich die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts haben sich die Aufgabe gestellt gesehen, die Fühlung herzustellen zwischen den „Gemeinschaften" und der „Kirche". Die Vorgeschichte dieser Bestrebungen lag bereits in der Gestaltung des modernen Vereinswesens. Innerhalb desselben hatten auch die alten Dissenters — neben den Brüdergemeinden obenan die während des 19. Jahrhunderts durch eine wirklich großartige Tatkraft sogar zu parlamentarischer Bedeutung gelangten Mennoniten — an der Seite der alten Landeskirchen Stellung genommen. Aber wir dürfen auch die speziell so genannten „Gemeinschaften" nicht übersehen, welche beispielsweise die trefflich orientierende Übersicht Palmers über die württembergischen „Gemeinschaften und Sekten" mit gutem Grunde von den letzteren unterscheiden gelehrt hat. Das von Palmer gegebene Vorbild muß nur vorerst in der provinziellen Kirchengeschichte durchgängig nachgeahmt werden, um allseitig zutreffende Kriterien möglich zu machen. An dieser Stelle müssen wir uns somit auf einige Andeutungen über die zu diesem Ziele führenden Wege beschränken.

Obenan sind es die reichen, aber arg durcheinandergeworfenen Stoff-

Digitized by Google

sammlungen in Gottfried Arnolds „Unparteiischer Kirchen- und Ketzerhistorie“, die eine ganz andere Ausnutzung erfordern, als ihnen zu teil wird. Die moderne Oberflächlichkeit getröstet sich damit, auf das Arnoldsche Buch als eine der aufeinander gefolgten — und damit zu überwundenen Standpunkten gewordenen — Staffeln von der dogmatischen zur objektiven Behandlung herabzublicken. Es ist Baur, dem wir, wie bereits im ersten Bande (§ 15) des näheren dargetan wurde, die wirklich geniale Aufweisung dieser „Epochen“ verdanken. Heißt das aber, daß es nun nicht mehr nötig ist, von den Flacius und Arnold zu lernen? Ist es wirklich angängig, jede Auffassung, die der herrschenden Tagesmode nicht huldigt, als „rückständig“ in „die Rumpelkammer“ zu werfen? Man versuche es einmal ernstlich, in Arnold sich einzuleben! Man wird ihm bald ungeahnte Anregungen für die Probleme jeder einzelnen Periode zu danken wissen. Ganz besonders aber gilt dies von seiner eigenen, von der altpietistischen Ära. Nur derjenige, welcher die (bald hier, bald da nachgetragenen) zahlreichen Einzelfälle zusammen überschaut, kann den richtigen Maßstab dafür gewinnen, wie leicht dieser alte Pietismus in Separatismus umgeschlagen ist, wie bald dann aber wieder in den Separierten das Gemeinschaftsbedürfnis wach wurde.

Was Gottfried Arnold für die Periode des alten Pietismus angebahnt hat, hat Max Goebel für die Folgezeit nachgeholt. Der Einseitigkeit seines Geschichtsbildes ist schon oben gedacht worden, als es darauf ankam, die volkskirchliche Erweckung und die sektenhafte Verkümmerung derselben scharf auseinander zu halten. Um so mehr ist nun aber hier der Ort, des von ihm unermüdlich gesammelten Stoffes zur inneren Geschichte der erweckten Kreise zu gedenken. Denn es lassen sich daraus immer noch allerlei Lehren für ein allseitiges religionsgeschichtliches Verständnis entnehmen. Es ist dies sogar bei den seinem Hauptwerk zur Seite gehenden kleineren Studien, wie der Geschichte der wahren Inspirationsgemeinden, der Fall. Die Rock und Gruber, die sogar Zinzendorf gegenüber an ihrer Eigenart festhielten, haben es nicht wie er zur Bildung einer bleibenden Gemeinschaft gebracht. Um so gewichtiger aber waren die Anregungen, die sich indirekt aus ihren Erfahrungen forterbten. Und noch bedeutsamer als die persönlichen Einflüsse sind die mancherlei gemeinschaftlichen Erweckungen, soweit dieselben von ihrer Erbsünde, dem geistlichen Hochmut, sich frei zu erhalten vermochten. Hier sind es Tersteegensche, dort Jung-Stillingsche, hier Michel-Hahnsche Kreise, die dem kirchlichen Gemeinleben begeisternde Kräfte zugeführt haben. Sogar manche der den apokalyptischen Träumereien nachhängenden „Schwarmgeister“ sind, nachdem sie ähnliche Erfahrungen durchgemacht wie die Urkirche, zu besonnener Arbeit im wirklichen Berufsleben gekommen. Gerne gedenken wir dabei auch hier der

Digitized by Google

jüngeren Genossen des deutschen Temels, deren chiliastische Schwärmerei der gesundenden Kolonialarbeit zugute kam (vgl. I S. 623, II S. 729).

Aber auch in der eigenen Heimat sind es eine ganze Reihe von Landschaften, in welchen die individuellen Erweckungen früherer Zeiten eine beachtenswerte Steigerung des kirchlichen Interesses bewirkt haben. Es sind kräftige Individualitäten, welche dem Gemeindeleben zumal der alten Kreuzkirchen ihren Stempel aufgeprägt haben. Vom Siegerlande durch das Bergische und Clevische hindurch bis zu den Ravensberger und Hermannsburger Bauern hat sich treue Erinnerung an manche knorrige Charakterköpfe bewahrt. Schade, daß, wo es zu einer geschichtlichen Darstellung der erweckten Kreise kommt, immer noch die alte Unbelehrbarkeit herrscht, das Gottesreich auf die eigene Form zu beschränken und zumal dem sogenannten Rationalismus auch da, wo nicht die geringste Spur von ihm nachweisbar ist, eins anzuhängen. Hat sich doch sogar in die „Deutsch-evangelischen Blätter" (Novb.-Dezb. 1902) eine Darstellung der „Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg und Lippe" verirrt, deren Jargon für eine Weiterführung von Ritschls „Geschichte des Pietismus" unbezahlbare Stilproben aufweist. Hoffen wir, daß das diesen Aufsätzen zu Grunde liegende umfassender angelegte Werk L. Tiesmeyers über „die Erweckung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts" über derartige Auswüchse Herr wird. Denn es ist eine lohnende Aufgabe, es von einer Kirchenprovinz zur anderen zu verfolgen, wie aus der pietistischen Überspannung des protestantischen Individualismus mit der Zeit auch im kirchlichen Leben landschaftliche Besonderheiten erwachsen sind, die sich gegenseitig zu ergänzen und zu befruchten berufen waren. Man darf dabei nur niemals außer acht lassen, daß die den Niederschlag des neuen wie des alten Pietismus in sich bergenden Gemeinschaften auch im Protestantismus des 19. Jahrhunderts das Korrelat zu den Klöstern im Katholizismus gebildet haben. Es wird niemals eine Zeit kommen, welche nicht beide Erscheinungen nebeneinander zeitigt. Neben der persönlichen Befriedigung, welche sie beiderseits den wahlverwandten Seelen gewähren, kommen sie aber zugleich als die Ausgangspunkte der Missionstätigkeit in Betracht. Wie die katholische Missionsarbeit in den großen mittelalterlichen Orden ihre Träger gefunden hat, so die evangelische Missionsaufgabe zuvörderst in den Gemeinschaftskreisen. Die großartigsten wie die einseitigsten Züge ihrer Geschichte hängen eng mit diesen ihren gemeinsamen Anfängen zusammen.

Digitized by Google

§ 9.

Die Anfänge des „Missionsjahrhunderts" für die deutschen Kirchen.

Der „kirchengeschichtliche Rückblick auf die evangelische Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts", welcher im Jahre 1888 auf der vierten Jahresversammlung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" abgestattet worden ist, hat die gleiche Aufschrift tragen dürfen, wie die Geschichte der deutschen protestantischen Theologie in der gleichen Zeit. Die eine wie die andere Seite der theologisch-kirchlichen Entwicklung stellt sich nämlich gleich sehr unter die Erfüllung der apostolischen Verheißung: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi".*) Auch die drei anderen Missionsvorträge, welche nachmals mit jenem Rückblick zusammengefaßt wurden, haben in der Erfüllung der alten Weissagungen eine neue Weissagung aufzuweisen versucht.**) An dieser Stelle müssen die dortigen Ausführungen (ebenso wie die in die Geschichte der Theologie hineingestellte Untersuchung über „Missionswissenschaft und Religionsphilosophie": III, 1, § 35) vorausgesetzt werden, da der begrenzte Umfang unseres § nur kurze Andeutungen über eine geschichtliche Erscheinung, deren Spezialliteratur wohl nur Warneck, Grundemann und Kurtze beherrschen, gestattet. Aber wir dürfen auf die Missionsgeschichte überhaupt nicht eintreten, bevor wir uns nicht mit dem Sprachgebrauch auseinandergesetzt haben, welcher seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts selber merkwürdig rasch aufgekommen ist: ob in bewußtem oder unbewußtem Widerspruch gegen das „Jahrhundert der Naturwissenschaften" und den Preis der décadence des fin de siècle, stehe dahin.

Unter den mannigfachen Namen nämlich, welche dem scheidenden 19. Jahrhundert beigelegt worden sind, ist in zahlreichen kirchlichen Kreisen derjenige des „Missionsjahrhunderts" fast sprichwörtlich geworden. Wie man sich auch sonst zu dem Anspruch stellen mag, der in diesem Sprachgebrauch

*) So der Titel der dritten der in der gleich nachher angeführten Broschüre „Erfüllung und Weissagung in den Missionsbestrebungen der Gegenwart" (Bern, K. J. Wyst 1893) mit einander verbundenen Missionsreden.

**) Der erste (bei der konstituierenden Versammlung des A. ev.-prot. M.-V. in Weimar 1884 gehalten) behandelt „Die Einigung der zersplitterten Prostitutarkirchen auf dem Gebiete gemeinsamer Missionsarbeit"; der zweite (1886 in Eisenach und Gotha) „Die Katholizität der evangelischen Mission gegenüber der päpstlichen Propaganda"; der vierte (1893 auf der Thüringer Missionskonferenz) „Die eigentümliche Veranlagung und Leistung der verschiedenen christlichen Kirchen und theologischen Schulen für die Heidenmission".

Digitized by Google

liegt, so steht jedenfalls das außer Zweifel, daß für „die Kirche im Protestantismus“ die Missionsgesellschaften im 19. Jahrhundert eine ähnlich zentrale Bedeutung gewonnen haben, wie die Restauration des Papsttums für den Katholizismus und die Leben-Jesu-Forschung für die Theologie.

Die Neugestaltung des gesamten kirchlichen Lebens, welche von diesen Gesellschaften ausgegangen ist, hat sich zunächst während der kontinentalen Revolutionskriege in der insularen Entwicklung Großbritanniens geltend gemacht. Die Einwirkung der dort begründeten religiösen Assoziationen auf den Kirchenbegriff im britischen Protestantismus ist bereits im ersten Bande in seinem Schlußparagraphen (48) dahin umschrieben worden: „In die Kirche wurde jeder hineingeboren, den Assoziationen trat man aus eigenem Entschluß bei. Mitglieder verschiedener Denominationen verbanden sich hier zu gemeinsamer Arbeit“ (S. 586). Die gleiche Erfahrung hat sich nun aber in den folgenden Jahrzehnten auch in der deutschen Entwicklung — zwar etwas langsamer, dafür jedoch um so intensiver — zur Geltung gebracht. Zwar haben hier nicht verschiedene Denominationen wetteifernd nebeneinander gestanden, wie es in England, Schottland, Amerika der Fall war. Dafür waren aber die einzelnen Staatskirchen und Staatskirchlein bis dahin mit entgegengesetzten Souveränitätsinteressen verquickt. Die Überbrückung dieser Gegensätzlichkeiten ist fast noch schwerer gewesen als die der verschiedenen Bekenntnisformeln. So wenig wie es den Altlutheranern vergessen werden darf, daß sie zuerst das selbständige staatliche Eherecht forderten, so wenig darf es in der Geschichte der Mission gering geschätzt werden, daß in ihren Kreisen zuerst der „Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen“ Tatsache wurde. Es ist ein schönes Wort Hackenbergs (Deutsche Stimmen III, 22 S. 757), daß „das freie evangelisch-kirchliche Vereinswesen die buntfarbenen Schlagbäume der innerdeutschen Landesgrenzen schon damals, als dieselben noch mit bundestäglicher Sorgfalt gehütet wurden, jugendfroh übersprang.“

Desgleichen sind auch die anderen auf dem auswärtigen Kirchengebiet beobachteten Erfahrungen innerhalb der deutschen Kirchen ganz ähnlich gemacht worden. Gerade solche Aufgaben der Kirche, für welche die früheren Perioden kein rechtes Herz gehabt hatten, sind nunmehr in den Vordergrund getreten. Der aus der Gegenreformation erwachsenen revolutionären Schreckensherrschaft waren genau in den gleichen Jahren die Erstlinge der evangelischen Assoziationen gegenübergetreten. Als dieselben unmittelbar nach dem Ende der Revolutionskriege sich auf den Kontinent übertrugen, ist das kaum restaurierte Papsttum alsbald mit der Verfluchung der Bibelgesellschaften in die alten Bahnen der Inder- und Inquisitionskongregationen zurückgekehrt. Naturgemäß hat dies gerade die „erweckten“ Kreise in der Gemeinde vor die Frage gestellt, weshalb sich der Papst vor der Bibel so

Digitized by Google

fürchte. So ward der Pietismus sich aufs neue seines protestantischen Erbes bewußt. Es schloß das jedoch natürlich nicht aus, daß die alte Blutsverwandtschaft zwischen Mönchtum und Pietismus auch den neu an die Hand genommenen Aufgaben ihren besonderen Charakter aufgeprägt hat.

Es sind längst nicht mehr bloß die „ungläubigen" Kritiker der pietistischen Mission, welchen diese Behauptung vorwurfsvoll nachgesagt wird. In überaus prägnanter Weise ist dieselbe von Reinhold Grundemann dargelegt worden:*)

Die Mission lag in den Windeln des Pietismus. Das war eine Wohltat, die sie ihm nicht vergessen soll. Aber dadurch war sie in ihrem Anfangsstadium in entschiedenen Gegensatz gegen die kirchliche Organisation, wie gegen die Wissenschaft gebracht. In diesem Sinne empfand es Goßner noch im vierten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts als eine Ungehörigkeit oder als eine Entartung, daß in der Berliner Mission zuviel regiert und zuviel studiert werde, was ihn zum Austritt und zur Beschreitung eigener Wege veranlaßte. Bis auf den heutigen Tag ist in vielen Missionsfreunden das Gefühl nicht ganz überwunden, als stehe das wissenschaftliche Studium der Mission gegensätzlich gegenüber. Selbst bei Trägern des geistlichen Amtes kommt das noch vor. Wir können uns darüber nicht wundern bei alten Amtsbrüdern, die einst im Kreise der Konventikelleute für die Mission gewonnen wurden, wo sie, oft in aller Form, dartun mußten, daß sie für die studierte menschliche Gelehrsamkeit die göttliche Torheit eingetauscht hatten. Solche nun in der heiligen Sache alt und grau gewordene Brüder, die ihr noch heute in treuer Hingebung die wichtigsten Dienste leisten, halten nichts vom Missionsstudium. Beten und Geben steht ihnen, das Wissen zurückdrängend, im Vordergrunde. Es fehlt auch nicht an jüngeren Amtsbrüdern, die eine von solchen ehrwürdigen Vorbildern ererbte Stellung zur Mission pietätsvoll festhalten. — Doch die Zeiten sind anders geworden. Schon seit lange wird es offenbar, wie die Mission aus ihren Kinderschuhen herausgewachsen ist.

Die um die Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts begründeten britischen Gesellschaften — 1792 baptistische M.-G., 1795 Londoner M.-G., sodann (um kleinere zu übergehen) 1804 die „kirchliche" M.-G. einer-, die Bibelgesellschaft andererseits — sind allerdings der Zeit nach nicht die ersten ihrer Klasse gewesen. Die Aera des alten deutschen Pietismus ist ihnen sowohl mit der Begründung der Canstein'schen Bibelanstalt wie mit der hallisch-dänischen und der herrnhutischen Mission (seit 1706 und seit 1732) vorhergegangen. Kein geringerer als Gustav Freytag hat die außerordentliche Kulturbedeutung dieser Bestrebungen mit warmen Worten gezeichnet: „Für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Anteil auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge einzelner aus ganz Deutschland gedeckt werden."

*) Vgl. den Aufsatz „Die Mission in der Studierstube" in der neuen Zeitschrift „Die Studierstube" I S. 25.

Digitized by Google

In einem späteren Zusammenhang ist dann die für den einzelnen gewinnbringende, dagegen für das nationale Leben nicht unbedenkliche Natur dieser alten pietistischen Unternehmungen noch etwas genauer gekennzeichnet. Wir müssen auch diese Ausführungen wörtlich übernehmen, weil sie nach beiden Seiten hin gleich sehr auch auf die modernen Missionsbestrebungen zutreffen: „Der Pietismus hatte eine Anzahl Erweckter zusammengeschlossen, er hatte die einzelnen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht nach einem stärkeren Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größeren Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab" (Gesammelte Werke, Bd. 21 S. 24, 69).

Die in den letzteren Worten niedergelegte Beobachtung trifft in oberster Reihe gerade diejenige Eigenart des Pietismus, welche ihn sowohl in seiner alten wie in seiner verjüngten Gestalt obenan zur Missionsarbeit hintrieb. Sein christlich-kirchliches Ideal war in seiner näheren Umgebung nicht verwirklicht, darum suchte er es anderswo zur Wirklichkeit zu machen. Die berühmten Abschnitte der Rotheschen Ethik über die Kirchenpflichten haben die tiefer liegenden Ursachen dieser Erscheinung genügend erklärt. Dieselben überraschen den Leser stets aufs neue durch die tiefe Menschenkenntnis, welche ihnen zu Grunde liegt. Aber es reicht nicht einmal aus, die Belehrungen, welche die protestantische Kirchengeschichte über den Ursprung der spezifisch pietistischen Mission aufgespeichert hat, zusammenzustellen. Sie reihen sich ihrerseits nur an völlig gleiche Tatsachen, welche uns bereits in der nachkonstantinischen Periode begegnen. Denn die in der eigenen Heimat von der Orthodoxie verketzerten Arianer und Nestorianer haben die ersten recht eigentlichen Missionskirchen begründet.

Der innere Zusammenhang aller solcher Einzelerscheinungen untereinander kann an dieser Stelle abermals nur angedeutet werden. Auch diesmal aber darf für die näheren Belege auf eine ältere Spezialuntersuchung (S. 107 f. der S. 99 citierten Missionsreden) verwiesen werden:

Wer die gewaltsame Unterdrückung der Andersdenkenden Mission nennen will, der mag der nachkonstantinischen Kirche noch einen Missionstrieb zusprechen. In Wirklichkeit geht das kirchliche Leben mehr und mehr in jenen dogmatischen Kämpfen auf, deren unmittelbare Folge der Untergang des Christentums in seinen Geburtsländern war. Zum Ersatz für diese — fast mit jedem neuem Thronwechsel ihren Glauben wandelnde — Massenkirche ist das Missionsstreben auf die nunmehrigen Ketzer übergegangen: die Arianer, die Nestorianer, die Culdeer. Von der alleinseligmachenden

Digitized by Google

Staatskirche ebenso ausgestoßen, wie vorher die Anhänger des Paulus von den Sendboten des Jakobus, haben sie das Evangelium weitergetragen zu den Goten, zu den Indiern, in unser eigenes Vaterland. Die moralische Leistung, die dieser Veranlagung entsprach, tritt dabei erst dann recht zu Tage, wenn man den gesamten Kulturzustand der sogenannt arianischen, d. h. der dem schlichten Bibelchristentum des Ulfila huldigenden Stämme mit demjenigen der Franken seit Chlodwig vergleicht, desgleichen die glaubenstreuen Thomaschristen mit ihren portugiesischen Bedrängern, die demütigen Briten mit den hochmütigen angelsächsischen Bekehrern.

Aber auch in den Reformationskirchen ist die erste zusammenhängende Missionstätigkeit wieder von den gleichen Kreisen begonnen, die der über die Kirche herrschenden Partei als Ketzer gegolten haben. Im britischen Protestantismus sind es die dem festländischen Anabaptismus entstammten Kirchen der Cromwellschen Aera gewesen, im deutschen die — für die gesamte Kulturgeschichte einen niemals hoch genug zu würdigenden Fortschritt begründende — Aera des Pietismus, zunächst in der Form der hallisch-dänischen Mission.

Auch in jedem der anderen vorgenannten Vorträge sind es bestimmte Spezialpunkte gewesen, die eine separate Beleuchtung verlangten. Unsere nunmehrige Aufgabe baut sich aber zugleich auf den Beobachtungen auf, welche in den anderen Teilen unseres Handbuches selbst bereits in früherem Zusammenhang niedergelegt sind. Zunächst schon in der Geschichte des Katholizismus (II § 39) bei der Gegenüberstellung der „Katholizität der christlichen Mission und der päpstlichen Propaganda". Denn schon hier ist es mit aller Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht worden, daß die Missionsarbeit dem kleinkirchlichen Partikularismus mit seiner Kirchturmspolitik ein Ende bereitet und die Erkenntnis der universellen (d. h. im altkirchlichen Sinne ökumenischen oder katholischen) Aufgabe der Religion Jesu an die Stelle gesetzt hat. Durch die Beteiligung der sonst voneinander getrennten Sonderkirchen an dieser gemeinsamen Aufgabe ist die frühere Rivalität zurückgedrängt, eine gegenseitige Achtung aufgekommen, die gemeinsame Grundlage in den Vordergrund gestellt worden. Sogar die kirchenregimentliche Union hat darum mit der Mission geraume Zeit Hand in Hand gehen können.

Auch dann aber, als der moderne Konfessionalismus sich sogar auf das Missionsgebiet übertrug, ist die Befruchtung der Theologie durch die Missionsarbeit nach wie vor ihren ruhigen Gang weiter gegangen. Die ungeahnten Errungenschaften der Missionswissenschaft haben obenan der Religionsphilosophie einen ganz anderen Horizont gesteckt, als sie noch Kants und Hegels Zeit kannte. Die reiche literaturgeschichtliche Bewegung, die hieraus erwuchs, ist ebenfalls bereits zu einer eigenen Darstellung gekommen. Alle die früheren Linien, die zuerst Schleiermacher aus der Brüdergemeinde herüberbrachte, und an die dann obenan Lücke anknüpfte, sind sowohl in dem Lipsiusschen wie in dem Pfleidererschen Gedankenbau in bedeutsamer Weise weitergeführt worden. Auch bei den „Zukunfts-

Digitized by Google

aufgaben der bekenntnistreuen Theologie" haben wir einen ähnlichen Weitblick erkennen dürfen. Es muß dem heute nur noch beigefügt werden, daß die Schule Ritschls in dieser Frage ihrem Führer die Heeresfolge versagt hat. Neuerdings macht sich sogar wiederholt das Streben bemerkbar, die Früchte der von anderen ins Leben gerufenen Arbeit für die — als „regierende Partei" mit dem Zentrum wetteifernde — Genossenschaft mit Beschlag zu belegen.

Die uns an dieser Stelle zugewiesene Aufgabe hat es aber nicht mit der späteren Gestaltung der Dinge zu tun, sondern erst mit der „Grundlegung". Denn es sind doch nur die Anfänge der deutschen Missionsgesellschaften, welche noch der ersten kirchengeschichtlichen Periode des „Missionsjahrhunderts" ihren Ursprung verdanken.

Sowohl in der dänisch-hallischen wie in der herrnhutischen Missionsarbeit war es bei sporadischen Anläufen geblieben. Das Gleiche war der Fall bei den an sich hochinteressanten Bestrebungen der Hans Egede und John Elliot. Gerade in dem Vergleich mit diesen früheren Abschnitten der Missionsgeschichte läßt die dem 19. Jahrhundert beigelegte Bezeichnung sich am ehesten rechtfertigen. Denn mit der Begründung der — aus den Resten der alten Urlspergerschen Christentumsgesellschaft erwachsenen — Basler Mission (1816) beginnt hier in der Tat eine neue Epoche. Wir freuen uns, den spezifischen Charakter derselben auch heute in den Worten der ersten Auflagen zeichnen zu dürfen.

Gleich die Entstehungsgeschichte dieser ersten deutschen Gesellschaft läßt sofort in die Geistesart des eigentlichen Pietismus hineinblicken. Aber bei der Beurteilung dieses — für die ganze Weiterentwicklung speziell der deutschen Mission verhängnisvoll gewordenen — Umstandes darf es nicht vergessen werden, daß der damals in der Kirche herrschende Rationalismus bei all dem Guten, was er in der Heimat zu Wege brachte, für die unabweisbare Missionspflicht der Kirche keinen Sinn hatte, wogegen die dieselbe aufnehmenden Männer ihr nicht bloß ein warmes Herz, sondern auch unermüdliche Tätigkeit zubrachten. Der Feuereifer eines Spittler, der gestählte Charakter eines Niclaus von Brunn und die geistige Nüchternheit des ersten Inspektors Blumhardt waren für das junge und schwierige Unternehmen unübertreffliche Kräfte, die der von England aus zu der ganzen Sache anregende Steinkopf mit Rat und Tat unterstützte. Ebenso sichtlich tritt indessen (vgl. Ostertags Jubiläumsschrift 1886) in allen ihren Verhandlungen der im Grunde doch separatistische Standpunkt dieser Männer zu Tage. Wenn auch Blumhardt die Notwendigkeit verschiedener Ansichten begreift, so bezieht sich dies doch nur auf die pietistischen Kreise, auf die auch die Nachrichten „aus dem Reiche Gottes" allein Bezug nehmen. Nicht weniger auffällig ist das gerade bei der Achtbarkeit des eigenen Strebens um so unangenehmer berührende gehässige Richten über andere, wie es z. B. (S. 292 f., 333 ff.) in der Beurteilung des damaligen Königs von Württemberg und des hochverdienten Staatsrates Ochs hervortritt, der doch gerade trotz seines anderen Standpunktes dem Missionsplan förderlich entgegengekommen war. Auch spielt der Teufel gleich von Anfang an eine große Rolle, weil „er wußte, was für ein Eintrag seinem Reiche mit dem Eintritt Blumhardts in die Mission geschehen sollte, und es

Digitized by Google

zu verhindern suchte" (S. 334). Endlich fehlt es schon sofort nicht an Vorbildern für die später immer mehr hervortretende Eifersucht der verschiedenen Gesellschaften untereinander, wofür die Beurteilung der abweichenden Pläne Spittlers (S. 302—17) ein deutlicher Beleg ist; sowie für den Hochmut der frommen Geldmänner, die das „Reich Gottes" von ihrem grünen Tische aus lenken möchten.

Auch die übrigen im Laufe der folgenden Dezennien entstandenen Missionsgesellschaften sind ebenso wie die Baseler aus spezifisch pietistischen Kreisen hervorgegangen. So die beiden Berliner, von denen die eine nach dem Tode des Predigers Jaenike (1823) dessen bisheriges Privatunternehmen fortsetzte, die andere speziell von Goßner (1836) gegründet wurde; die Barmer (1829), die lutherische in Dresden (1836), später nach Leipzig (1848) übergesiedelt. Die von Harms in Hermannsburg (1853) errichtete, die China-Missionsgesellschaft in Kassel (1856) und die Pilger-Mission auf Chrischona bei Basel sind dagegen schon aus einer mannigfach veränderten Atmosphäre herausgewachsen.

Mit den neubegründeten Gesellschaften wurden bald besondere Missionsschulen verbunden, deren Zöglinge teils direkt ausgesandt, teils in den Dienst britischer oder amerikanischer Gesellschaften gestellt wurden. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der sich um jedes Zentrum gruppierenden Ortsvereine, teilweise auch durch besondere Batzen- oder Groschenvereine aufgebracht. Die jährlichen Missionsfeste an den Sitzen der Gesellschaften, zumal in Barmen und Basel, pflegten bald große Menschenmassen zu versammeln; außerdem wurden auch in manchen Lokalvereinen Jahresfeste gehalten, bei denen womöglich ein von der betreffenden Gesellschaft gesandter Missionar die Festrede hielt und neues Interesse für die Missionssache zu wecken suchte. Besonders in manchen ländlichen Distrikten sind diese Missionsfeste mit der Zeit wirkliche Volksfeste geworden.

Die größeren Gesellschaften suchten alle ihr besonderes Arbeitsfeld, so die Baseler vor allem in Ostindien, die Barmer im Kapland, auf den indischen Inseln und in China, die Pilgermission in Ägypten. Auch unter den morgenländischen Kirchen sehen wir bald viele deutsche Arbeiter tätig. Über diese Arbeiten wurde in einer großen Reihe größerer und kleinerer Missionsblätter Bericht gegeben, unter denen das „Basler Missionsmagazin" (seit 1816) als das bedeutendste hervorragte. Außerdem ist bereits im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch eine weitere Missionsliteratur entstanden. Über die hervorragenderen Missionare erschienen besondere Biographien. Auch die Geschichte der einzelnen Gesellschaften wurde mehrfach besonders behandelt, so außer der Baseler die der Rheinischen und der Berliner. Selbst einzelne Stände hat man in ein größeres Interesse für die Mission hineinzuziehen versucht. Überhaupt ist durch die Arbeiten der Mission auch für die Wissenschaft, besonders für Länder- und Völkerkunde, Ersprießliches geleistet. Um die Verminderung des Sklavenhandels haben sich ebenfalls manche Missionsarbeiter große Verdienste erworben. Und endlich dürfen die direkten Leistungen derselben nicht bloß nach der verhältnismäßig kleinen Zahl der Bekehrten und Getauften berechnet werden; es lag vielmehr in der Natur der ganzen Arbeit, daß der Eine säete und der Andere erntete; und man durfte wohl mit Sicherheit auf das spätere Aufgehen manches ausgestreuten Samenkornes rechnen. Besonders unter den roheren afrikanischen Volksstämmen, wie den Hottentotten, Kaffern und Negern, und ebenso auf den Südseeinseln waren die zivilisatorischen Resultate der Mission recht erfreulich. Unter den höher gebildeten heidnischen Nationen, wie Hindus und Chinesen, und noch mehr unter den Mohamedanern wurde dagegen vorerst verhältnismäßig wenig erreicht.

Digitized by Google

Einige der zuletzt angeführten Daten gehen bereits in etwas über die uns dieses Mal gesteckte Zeitgrenze hinaus. Denn die früheren Auflagen dieses Handbuchs durften noch die gesamte Missionsarbeit als ein Ganzes behandeln, inmitten der übrigen „neuen Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche". Es hat aber dessenungeachtet seinen guten Grund, daß wir sowohl hier die alte Darstellung auch im Wortlaut festgehalten haben, als bei den in die dritte Periode fallenden Langhansschen Missionskontroversen die gleiche Regel befolgen werden. Gehört doch jene Darstellung der sechziger Jahre zugleich unter die Vorbereitungen auf die Bußsche Preisschrift und die Begründung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins".

Der zur Zeit so viel gebrauchte und auch im Titel dieses § angewandte Begriff „Missionsjahrhundert" bezeichnet einen Höhepnnkt, der sich nicht nur von den früheren Jahrhunderten abhebt, sondern gewissermaßen auch von der Folgezeit. Es stände dann damit ähnlich wie mit der Bezeichnung des „Zeitalters Wilhelms des Großen", die wenigstens im Munde seiner Nachfolger nur als Ausdruck einer sich persönlich gegen ihn zurückstellenden Bescheidenheit aufgefaßt werden kann. In den Kreisen der eigentlichen „Missionsleute" ist jedoch mit dem Ausdruck „Missionsjahrhundert" wohl umgekehrt die Zuversicht verbunden, daß die Leistungen des 19. Jahrhunderts nur der Ausgangspunkt viel größerer seien. Auch der nüchtern abwägende Historiker darf gerade in seinen Zukunftserwartungen sich durchaus von der biblischen Offenbarung und Weissagung getragen wissen. Dagegen stößt ein Titel wie derjenige der populären Broschüre „Was heutzutage jedermann von der Mission wissen muß" ein gewisses Bedenken ein. Denn die Mission wird stets Sache des freiwilligen Entscheids bleiben müssen. Nötigen kann man niemand, von ihr Kenntnis zu nehmen. Es trifft auch hier zu, daß der Glaube nicht jedermanns Ding ist.

Bei der Bezeichnung „Missionsjahrhundert" hat unser Titel zugleich die Beschränkung auf „die deutschen Kirchen" beigefügt. Eine umfassende Rundschau würde nämlich gerade in dieser Hinsicht scharf zwischen der Sachlage in den verschiedenen Ländern zu unterscheiden haben. Der nationaldeutsche Sehwinkel bedarf — selbst wenn wir von den anderen europäischen Völkern absehen — obenan der Ergänzung sowohl durch denjenigen der amerikanischen, wie den der morgenländischen Kirchen. Wir erfreuen uns heute auf beiden Seiten solch zuverlässiger Darstellungen der gesamten Kirchengeschichte wie derjenigen des Yaler Professors George Park Fisher und des Athener Professors Diomedes Kyriakos. Vergleichen wir ihre Betrachtungsweise der Missionsgeschichte, so läßt sich daraus immerhin manches lernen. Der verdienstvolle amerikanische Forscher, dessen Refor-

Digitized by Google

mationsgeschichte schon an die Spitze der Missionswissenschaft gestellt wurde (III, 1 S. 557), hat in seiner allgemeinen Kirchengeschichte eine Reihe von Aussichtspunkten mit einem viel weiteren Ausblicke geboten, als sie im deutsch-lutherischen Binnenlande möglich waren. Dazu gehört alsbald innerhalb des mit dem westfälischen Frieden beginnenden Zeitraums die Stellung, die der Missionsgeschichte unmittelbar nach der Geschichte der verschiedenen protestantischen Denominationen und vor der Dogmengeschichte und der Geschichte der Frömmigkeit und Philanthropie angewiesen ist. Der an deutscher Wissenschaft geschulte griechische Theologe aber, dessen für uns in Betracht kommende Forschungen in einer Doppelbearbeitung von Lic. D. Rausch dem deutschen Leser zugänglich gemacht sind, hat der Einmischung fremdländischer Missionare in die Entwicklung seiner Heimatskirche gegenüber ein ähnliches Gefühl wie die Vertreter der deutschen Kirchen, die sich darüber empören, daß das evangelische Deutschland nicht nur vom Papismus, sondern auch vom Methodismus und Baptismus zu den Missionsgebieten gerechnet wird.

Ungleich bedeutsamere Kontroversen schweben innerhalb der protestantischen Missionsgesellschaften verschiedener Länder. Dieselben hängen überdies teilweise mit denen über das Verhältnis von Kolonisation und Mission zusammen. In der deutschen Kirchengeschichte gehören die letzteren Kontroversen erst in einen späteren Zusammenhang. Anders steht es dagegen mit dem von lange her datierenden Gegensatz des deutschen Empfindens gegen den angelsächsischen Missionsbetrieb. Die vieljährigen Verleumdungskünste britischer Missionskreise gegen die ihren ererbten Freiheitssinn wahrenden „Buren" in Südafrika und die Verquickung von Opiumhandel und Missionsschutz in Indien und China haben den ehrlichen deutschen Michel von jeher abgestoßen. Die von jener Empfindung aus in die deutsche Tagespresse übergegangene Antipathie gegen einen derartigen Missionsbetrieb übertrug sich aber auch auf die heimischen Missionsgesellschaften, die als eine Nachäfferei fremdländischer Moden erschienen. Diese Antipathie hat ihren Gipfel gerade in den Zeiten erreicht, in welchen das Missionswerk höfisch begünstigt wurde. Wir werden eine analoge Erscheinung sogar in der Geschichte der inneren Mission zu konstatieren haben. Nur um so nachdrücklicher aber müssen von allen solchen späteren Gegensätzlichkeiten die Zeiten der ersten Liebe unterschieden werden, in welchen es noch eine kleine Minorität war, und zwar eine von den damaligen Kirchenregierungen unliebsam empfundene oppositionelle Minorität, von welcher die Missionsbestrebungen getragen waren.

Wer diese Zeit der ersten Liebe für sich überschauen will, ohne durch die späteren Wirren behindert zu werden, tut nach wie vor am besten, die gesamte erbaulich-polemische Literatur beiseite zu lassen, um statt dessen

Digitized by Google

auf das — schon bei der „Missionswissenschaft" (III, 1 S. 561/2) charakterisierte — Handbuch von Julius Wiggers zurückzugreifen. Neben der schon oben auszüglich wiedergegebenen Ostertagschen Geschichte der Basler Mission kommen sodann eine größere Zahl von Biographien (Barths, Blumhardts, Spittlers, Goßners u. a.) in der Art der katholischen Hagiographie in Betracht, die wir jedoch erst späterhin zu berücksichtigen brauchen. Nur die Biographie Rudolph Stiers ist speziell für den Einblick in die „Sturm- und Drangperiode" der werdenden Mission wohl unentbehrlich. Neben allem dem, was die prosaische Tagesarbeit geschaffen hat, steht jedoch noch eine unendlich höhere „Gnadengabe" der Mission für die Kirche. Es sind die Missionslieder. Unsere Betrachtung über „Das neue Christuslied in der Kirche" durfte bei allem Dank, den die letztere den Novalis, Arndt, Rückert schuldet, doch den dunklen Hintergrund der nachmaligen Gesangbuchskriege nicht außer acht lassen. Hier aber ist es am Platze, der begeisternden Inspiration der Missionspoesie ohne jede solche Reserve zu gedenken. Friedrich Adolf Krummacher und Gottfried Menken, Albert Knapp und Philipp Spitta sind die anerkannten Meister auf diesem Gebiete. Aber gleich in den ersten Jahrzehnten reihen ihnen zahlreiche schwäbische Sänger sich an, die nachmals fast in jeder Landeskirche begabte Nachfolger finden. Für die dichterischen Schöpfungen der einzelnen kann hier auf die monographische Darstellung verwiesen werden.*) Für die allgemeine Kirchengeschichte ist daneben jedoch die Kenntnis des „Missionsliederbuchs" unentbehrlich. **)

---

§ 10.

Die Pioniere der inneren Mission.

Es liegt eine schwere Tragik für unsere ganze deutsche Volksgeschichte darin, daß das Weimar unserer Klassiker zugleich der Ausgangspunkt der Kirchenflucht werden mußte. Aber wie zum Ersatz dafür ist es bald nachher umgekehrt der Ausgangspunkt dessen geworden, was heute allerseits innere Mission genannt wird. Das Wort als solches ist erst durch Wichern zur Scheidemünze geprägt wurden. Aber der Begriff ist schon

*) Vgl. „Das deutsche Christuslied ꝛc." S. 54 ff.: Die Pioniere des Missionsliedes, S. 58 ff.: Die schwäbische Dichterschule im geistlichen Liede.

**) I. Aufl. Basel 1869. II. Aufl. 1879. Vgl. die Charakteristik a. a. O. S. 258 ff.

Digitized by Google

bei seinen zahlreichen Vorläufern der gleiche. Dieser Begriff setzt nämlich Zustände voraus, welche mitten im Christenlande die gleiche Abhilfe verlangen, die sich die Aussendung der Missionare in die Heidenlande zum Ziel steckt. Es sind gleichartige Zustände gewesen, aus welchen in den Jahrzehnten nach dem dreißigjährigen Kriege der Bußruf des alten Pietismus erwuchs. Nach den Verwüstungen der napoleonischen Kriege und den aus ihnen erwachsenen Notständen ist ein gleiches Bußgefühl wachgerufen. Durch Seuchen und Hungersnot waren unzählige Kinder ihrer Ernährer und Erzieher beraubt. Der schrecklichen Lage dieser Verlassenen hat zunächst Johannes Falk in Weimar abzuhelfen gesucht. Nicht viel später sehen wir den (uns schon aus der Geschichte der Theologie bekannten) Baron Kottwitz in Schlesien und in Berlin, und noch intensiver den Grafen von der Recke-Volmarstein in Düsselthal in ähnlicher Arbeit begriffen.

Die Motive, von welchen Johannes Falk getragen war, als er seine „Missionsanstalt" in Weimar begründete, lassen sich am klarsten den „Erinnerungsblättern" entnehmen, welche seine Tochter Rosalie aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt hat (1868). Sein Gegensatz gegen den Rationalismus hat ihn nicht dazu verführt, denselben mit Gewalt ausrotten zu wollen. Er hoffte vielmehr ebenso wie Rothe, die in ihm latente Kraft wieder lebendig zu machen. Nach seinem eigenen Ausdruck sollten die von ihm eingerichteten Bibelstunden „mit dem Glutstrom des Hiob, des Jesajas, des David, des Paulus dem eiskalten Gletscher des Rationalismus in die Flanken fallen, bis er mürbe würde und zerbröckelte und in tausend Segensströmen sich über das Land verbreitete". Die werktätige Liebe Falks kannte keine dogmatische Beschränktheit. Genau so wie vor ihm Pestalozzi, hat er — ohne Rücksicht auf kirchliche oder staatliche Grenzen — die verwahrlosten Kinder dem Verderben zu entreißen gesucht. Der Himmelsschlüssel hat ihm zugleich den Schlüssel zum Brot- und zum Kleiderschrank mitbringen müssen.

Die Art der Wirksamkeit Johannes Falks ist im allgemeinen viel zu sehr als eine zeitlich und örtlich begrenzte aufgefaßt worden. Aber sie hat zuvörderst eine längere Vorgeschichte, und dem einen Bahnbrecher stehen überdies eine weit größere Zahl von Geistesgenossen zur Seite, als sie in der Geschichte dessen, was sich nachmals offiziell unter dem Namen der inneren Mission abgrenzte, verzeichnet zu werden pflegen.

Die Vorgeschichte spiegelt sich gerade im Leben Falks geographisch bemerkenswert ab: bei dem Abschied aus seiner Vaterstadt Danzig. Damals haben ihm die alten Ratsherren, als er ihnen für die empfangenen Wohltaten dankte, den Wunsch mit auf die Wanderschaft gegeben, er möge anderen armen Kindern das Gleiche tun, was ihm in seiner Vaterstadt erwiesen sei. Aus der Zeit seiner alten Selbstherrlichkeit hatte Danzig

Digitized by Google

mancherlei Stiftungen für diejenigen Angehörigen, welche sich in der Gegenwart als die „Enterbten" fühlen. In ihnen hat Johannes Falk das Vorbild zur Fürsorge für andere in jenem echten Optimismus gefunden, welcher aus der Nachfolge des einen Meisters erwächst, der das dem Geringsten seiner Brüder erwiesene Liebeswerk als ihm selber geschehen ansieht. Falks Landsmann Arthur Schopenhauer hat dagegen in dem gleichen Danzig seinen Pessimismus aufzubauen begonnen auf der einseitigen Beobachtung aller schlechten Seiten im Menschen. Davon, daß er jemals Hand ans Werk gelegt, um anderen in den Nöten des Lebens zu helfen, haben seine bewundernden Biographen uns keinerlei Kunde gebracht. Zweifellos werden von dem Fortbildner Kants zur Zeit der Alleinherrschaft Hegels noch manche philosophischen Zeitalter zu zehren haben. Wer aber die Kulturgeschichte nicht einseitig in dem intellektuellen Faktor aufgehen läßt, wird „von allem dem, was Prometheus der Menschheit gegeben, nach dem höheren Geistesfeuer, welches Christus in der Menschheit entzündete, ausblicken lernen". Von diesem Geistesfeuer hat im Goetheschen Weimar nach Herder obenan Falk Zeugnis gegeben.

Das Vorbild für seine eigene Arbeit, das er aus seiner Vaterstadt mitbrachte, ist aber überdies wirklich typisch für einen gemeinsamen Charakterzug in der städtischen Entwicklung innerhalb des Protestantismus. Unter der Vorherrschaft der Papstkirche würde man diesen kulturgeschichtlich überaus wichtigen Faktor vergebens suchen. Wo die letztere herrscht, versteht sie es meisterhaft, die — nur durch die priesterliche Absolution zu beschwichtigende — Furcht vor Hölle und Fegfeuer für Kirchenschmuck und Klosterbettelei zu verwerten. Von einer geordneten Armenpflege ist im römischen Katholizismus selten die Rede gewesen. Auch in den konfessionell gemischten Gemeinwesen läßt sich durchweg die Beobachtung machen, daß die Armenlasten möglichst auf die Schultern der „Akatholiken" abgewälzt werden, um auf solche Weise höhere Mittel für die ausschließlich kirchlichen Zwecke zu gewinnen. Es wird dies dadurch erleichtert, daß die evangelische Bevölkerung durchgehends die betriebsamere und wohlhabendere ist. Die Allgemeinheit dieser Tatsache wird gerade durch katholische Zeugnisse unzweideutig belegt. Noch neuerdings sind wieder hierauf bezügliche Briefe der Mutter des Dichters Scheffel bekannt geworden, deren poetisch empfindender Katholizismus sonst von der protestantischen Prosa unsympathisch berührt wurde. Dessenungeachtet hat die vorerwähnte, vor allem an den Konfessionsgrenzen auffällige Erscheinung ihr von früh an zu denken gegeben. Wir geben einer Äußerung von ihr über diesen Punkt um so lieber Raum, da sie instinktiv auch das durchgefühlt hat, was die gegenseitige Ergänzung der konfessionellen Charismata nationalökonomisch besagt. Auf der Wartburg entnahm sie dem Brot-

Digitized by Google

schrank der heiligen Elisabeth im Lutherzimmer bedeutsame Lehren für die Gegenwart. Die interkonfessionellen Grenzlinien in ihrer Heimat aber hat sie dahin beschrieben:

„Die Lage von Oberndorf als Grenzscheide österreichisch-katholischen Wesens gegen das protestantische Altwürttemberg ist immerhin merkwürdig. Menschen, die da nur ein paar hundert Schritt weit auseinander wohnen, sind an Gestalt, Glauben, Recht und Sitten, ja selbst an Sprache und Begriffsweise so himmelweit voneinander verschieden, daß man glauben könnte, hundert Meilen weit gereist zu sein, wenn man sich von Oberndorf in das schier angrenzende Dörflein Alstaig begibt und nun gar in das zwei Stunden entfernte Sulz! ... Alstaig ist der erste Vorposten des Luthertums, Sulz eine streng protestantische, reinliche, nüchterne, kleine Handelsstadt. Die Leute sehen freudenleer aus und haben häufig Kröpfe, was von der steilen Lage ihrer Felder herrühren soll. In Fleiß und Industrie, in Handel und Gewerbe lassen sie ihre katholischen Nachbarn weit hinter sich, aber es ist etwas Kühles, Langweiliges in der Sache, so daß man stets das Bedürfnis des Fortgehens hat, solange man dort ist.“ *)

Wer in der Schule Riehls „Land und Leute“ studiert, d. h. wer von ihm lernt, auch in die fremde Eigenart sich liebe- und verständnisvoll zu vertiefen, wird keine Mühe haben, zahlreiche analoge Beobachtungen daneben zu stellen. Wer sodann aber weiter sucht nach dem Ursprung solcher Kontraste, der sieht sich gleich in die ersten Anfänge der Reformationszeit verwiesen, noch bevor die ursprünglich miteinander verbundenen Richtungen auseinander gegangen sind.

Der nachmals so verhängnisvoll gewordene (auch den Abendmahlskrieg unheilbar vergiftende) Gegensatz zwischen Luther und Karlstadt hat seinen ersten Anlaß in dem Vorgehen des letzteren gegen die Bilder gehabt. Aber die — die Rückkehr Luthers von der Wartburg mitveranlassende — Schrift Karlstadts „Von Abthuung der Bilder, und daß kein Bettler unter den Christen sein soll“ (vom 27. Januar 1522) hat in ihrem zweiten Teil auch Luthers Zustimmung gefunden. Die in ihr verteidigte, wenige Tage vorher von Rat und Universität angenommene Wittenberger Gemeindeordnung (vom 24. Januar) ist die Grundlage zahlreicher evangelischer Gemeindeordnungen und einer durchgängigen Reform des Armenwesens geworden. Durch Karlstadts Freund Gerhard Westerburg sind ihre leitenden Bestimmungen u. a. für Frankfurt a. M. durchschlagend geworden. Zielbewußter noch ist die schweizerische Reformation vorgegangen, Bernhard Riggenbachs Schrift über das Armenwesen der Reformation gibt gerade von der schweizerischen Erfahrung aus eine Fülle von Anregungen, die noch mannigfacher Ergänzung fähig sind.

Denn wir haben es hier in der Tat mit einer für die Gesamtentwicklung des Protestantismus hochbedeutsamen Erscheinung zu tun. An die

*) Vgl. Alberta v. Freydorf: Die Mutter Scheffels. Deutsche Monatsschrift, August 1902, S. 712 u. 702.

Digitized by Google

Reformationszeit reiht zunächst die Aera des Pietismus auch hier würdig sich an. Schon in unserem Rückblick auf die Vorläufer des Missionsjahrhunderts haben wir uns dafür auf das Votum G. Freytags berufen dürfen. Es ist der echt evangelische Zug des Pietismus, der sich in seiner philanthropischen Opferfreudigkeit kundgab. Und nicht nur des deutschen, sondern wiederum auch außerhalb des römischen Reichs deutscher Nation. Die Aufschrift des Berner Burgerspitals Christo in pauperibus hat zumal in dem reformierten Holland zahlreiche Parallelen. Wer eine Vorstellung gewinnen will von der Fürsorge der früheren Geschlechter für die Waisen wie für die Alten, für die Kranken und Blinden u. s. w., kann nirgends besser als in der Geschichte der holländischen Stiftungen einsetzen. Wer dann aber die dort gewonnenen Erfahrungen auch anderswo weiter verfolgt, wird bald erkennen, daß die umfassendste praktische Liebestätigkeit nicht einmal auf das Konto der konfessionell abgegrenzten Kirche, sondern der philanthropisch undogmatischen Loge kommt. Zumal im 18. Jahrhundert haben die gleichen Freimaurer, die in den romanischen Ländern der gehaßteste Feind des Papsttums wurden, in den germanisch-protestantischen Gegenden praktische Nachfolge Christi geübt. Die verschrieene Aufklärungszeit hat es überhaupt geliebt, ohne viel Aufsehen im stillen Gutes zu tun. Aber der kirchliche Sinn ist darüber nicht zu kurz gekommen. Es sind obenan die freien, auch ihr Kirchenwesen selbständig verwaltenden städtischen Gemeinwesen, denen gerade in der Verbindung von Kirche und Loge überall die Palme zukommt. Neben Danzig darf beispielsweise Thorn nicht vergessen werden, bevor das für die Jesuitentaktik so überaus lehrreiche Thorner Blutbad die Blüte der Stadt brach. Was daneben das Vorbild Halles auch in anderen Städten gewirkt hat, sollte noch vielfach im einzelnen erforscht werden. Die kirchliche Heimatskunde von Erfurt, von Hildesheim, von Osnabrück ist auch nach dieser Seite hin von besonderem Interesse. Aber wir dürfen auch die Spuren Friedrich Wilhelms I. im großen Potsdamer Militärwaisenhaus nicht vergessen. Und nicht minder sind die süddeutschen Reichsstädte für die sie nachmals annektierenden Staaten ein Kulturfaktor ersten Ranges auch hinsichtlich ihrer Wohlfahrtspflege geworden.

Die Samariterarbeit der speziell so genannten inneren Mission bedarf heute keines Rühmens mehr. Aber ebenbürtig neben ihr steht der weltliche Samariterverein, den die Gegenwart dem Mediziner Esmarch verdankt. Und wer sich speziell den Pionieren jener zuwenden will, um ihnen ähnlich gerecht zu werden wie ihren Nachfolgern, muß jede Form dogmatischer Engherzigkeit abgestreift haben.

Das schließt nicht aus, daß der Historiker auch da, wo er auf solche dogmatische Engherzigkeit stößt, in die Lage kommen kann, den persönlich

Digitized by Google

engen Gesichtskreis als die Vorbedingung konzentrierter Arbeit in abgegrenztem Gebiet zu erkennen.

Bei Baron Kottwitz haben wir die Denunziation de Wettes im königlichen Kabinet zu beklagen gehabt. Aber seine Rettungsarbeit hat nicht nur in Berlin, sondern mehr noch in Schlesien reiche Früchte getragen. Es sind besonders edle Frauen wie die Gräfin Reden gewesen, die mit seinem Pfunde weiter gewuchert haben. Wer im häuslichen Kreise Gelegenheit hatte, in eine größere Zahl der Jahrgänge von Thekla von Gumperts Töchteralbum Einsicht zu nehmen, wird den unvergänglichen Spuren jener Tage mit Freude nachgehen.

An die ersten Rettungsanstalten auf schlesischem Boden reiht fast um die gleiche Zeit im Rheinland sich Düsselthal an, die — von dem Grafen von der Recke-Volmarstein begründete — erste unter den vielen Anstalten, die nachmals in der rheinisch-westfälischen Kirche emporblühten. Die bescheidenen Blättchen, die von dort ausgingen, sind noch eine Lieblingslektüre meiner Knabenjahre gewesen.

In den schlesischen Bergen aber haben weiterhin auch die aus der Tiroler Heimat um ihres Glaubens willen vertriebenen Zillertaler sich am raschesten heimisch gefühlt. Unwillkürlich gedenkt man dabei gleichfalls des ebenfalls aus den Satzungen des römisch-katholischen Kirchentums zu freier protestantischer Liebesarbeit geflüchteten Joh. Goßner. Aber es darf daneben nicht vergessen werden, daß die noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorherrschende Aufklärung auch innerhalb des Katholizismus selbst für die vorurteilsfreie Menschenliebe ein Herz hatte. Wer Pestalozzi in Ehren hält, wird neben seinen Denkmälern sich auch des dem Mönch Girard in Freiburg errichteten freuen. Girard hat dort einen ganz anderen Geist zu erwecken verstanden als die spätere Jesuitenzeit. Aber auch wenn wir unseren Rundblick auf Deutschland beschränken, verlangt die in dem Wessenberg-Feneberg-Sperlschen Kreise gepflegte Fürsorge für die Jugend einen Ehrenplatz neben den späteren Rettungshäusern.

Es ist der gleiche Kreis, der auch in der Geschichte des Christusliedes (S. 269 ff.) rühmlich in den Vordergrund tritt. Wir haben aber des allseitigen Reformstrebens der Pädagogik schon im ersten Bande (§ 27) gedacht, schauen daher für diesmal nicht weiter um nach den Bindegliedern zwischen den alten Philanthropinen und den modernen Rettungshäusern der im engeren Sinne sogenannten inneren Mission. Denn die Anfänge der umfassenden Lebensarbeit der beiden größten Führer dieser letzteren — Joh. Hinrich Wicherns und Theodor Fliedners — fallen selber noch in die Zeit vor dem theologischen Revolutionsjahr. Haben wir ihre Schöpfungen späterhin durch mancherlei veränderte Verhältnisse hindurch zu begleiten, so muß doch schon hier ihrer Anfänge gedacht werden.

Digitized by Google

Am 8. Oktober 1832 hat in Hamburg die Versammlung des sogenannten Besuchsvereins stattgefunden, die zu dem Beschluß der Begründung eines Rettungshauses für die verwahrloste großstädtische Jugend führte. Es ist ein Tag von ähnlicher Bedeutung geworden, wie derjenige, an welchem einst Aug. Herm. Francke den ersten Sparpfennig für das Hallesche Waisenhaus erhielt. Die Grundlage der neuen Stiftung bildete die Schenkung des Rugeschen Hauses durch die gleiche Familie Sieveking, welche in Bunsens Briefwechsel reichlich vertreten ist, und welcher auch die tatenfrohe (übrigens zugleich literarisch durch ihre schlichten, von aller Phraseologie freien Bibelstunden fortwirkende) Amalie Sieveking entstammte. Den Antrag zu jenem Beschluß aber hatte „Kandidat Wichern" gestellt. Feinsinnig hat Hases Kirchengeschichte ihn unter diesem bescheidensten seiner Titel dem Gedächtnis der Nachwelt vor Augen gestellt. Denn für die Tätigkeit des Hamburger Kandidaten hat sich gar mancher erwärmt, der von derjenigen des nachmaligen Berliner Oberkonsistorialrates wenig hat wissen mögen. Ist doch sogar die verständnisvolle Biographie Oldenbergs nicht im Stande gewesen, jene tonangebenden Kreise, welche in dessen Kontroverse mit von Holtzendorff auf der gegnerischen Seite gestanden hatten, für den protestantischen „Ordensstifter" zu erwärmen. Um so mehr sind gerade in diesem Falle die von der Pietät des Sohnes gesammelten „Briefe und Tagebuchblätter" zu begrüßen, welche nicht nur in die nachmalige vielumfassende Tätigkeit, sondern auch in die ursprünglichen Ideale Wicherns einen lebensvollen Einblick gewährt haben.

In seiner Vaterstadt selbst war Johann Hinrich Wichern durch den nüchternen Rationalismus seines (als Gelehrter hochverdienten) Gymnasialdirektors Gurlitt in eine gewisse Oppositionsstimmung gedrängt worden. Dann aber hatten Lücke und Neander ebensosehr sein religiöses wie sein wissenschaftliches Interesse — denn auch dies letztere darf bei dem epochemachenden Mann nicht gering angeschlagen werden — erweckt. Der von Gottfried Arnold in die Kirchengeschichte hineingelegte Zug war schon in dem Jüngling in der Liebe zu den Schwachen und Unterdrückten tatkräftig geworden. Für sein eigenes Innenleben hat er sich gleich sehr von Herder und Goethe, wie von Mozart und Beethoven Erfrischung geholt. Aber die böse Schattenseite der modernen Kultur hat er vor allem in Berlin kennen gelernt, dessen glänzender Firniß ihn niemals über die bittere Armut und die tiefe Sittenverderbnis hinwegtäuschte, die er schon früh auf die Wohnungsnot mit zurückzuführen gelernt hatte. Der Heimgekehrte hat dann als Lehrer an einer Sonntagsschule abermals jenes Elend der Großstadt kennen gelernt, das auch in England und Amerika zu verwandten Arbeiten drängte. Wir denken dabei u. a. an die in den ragged schools empfangenen Eindrücke, die dem New-Yorker Juristen Loring Brace zu jener

Digitized by Google

Schule wurden, in welcher er seine Gesta Christi als die Geschichte der Fortschritte der Humanität unter dem Einfluß des Christentums schreiben lernte. In den späteren Perioden werden wir auch auf deutschem Boden Bedürfnis und Heilmittel im Korrelatverhältnis zunehmen sehen. Aber schon hier muß der zähen Unermüdlichkeit Wicherns gedacht werden, die ihn, sobald ihm ein für den Anfang genügendes Legat zu Hilfe kam, zunächst jenes kleine Ruges Haus ausbauen ließ. Am 31. Oktober 1833 ist dieses erste Stück der nachmals als Rauhes Haus so berühmt gewordenen Anstalten eröffnet worden. Am Jahresschluß war bereits das erste Dutzend Kinder aufgenommen. So der bescheidene Anfang eines Lebenswerkes, welches erst durch den Zersetzungsprozeß zunächst der theologischen und dann der politischen Revolution seine weittragende Bedeutung gewann. Es hat sich ein bleibender Segen für die evangelische Kirche daran geknüpft, daß bereits vorher die Grundlage zu einer Tätigkeit gelegt war, welche in den folgenden Jahrzehnten für Hunderte und Tausende begeisterter Jünglinge zum eigenen Lebenswerk wurde. Die Persönlichkeit Wicherns hat seitdem gleich sehr im Vordergrund des Interesses gestanden, sowohl als er den Wittenberger Kirchentag von 1848 von der Theorie zur Praxis führte, wie damals, als es selbst ihm nicht gelang, der Fehlgeburt der Oktoberversammlung (von 1871) zum Leben zu verhelfen. Wer aber von der ganzen nachfolgenden Entwicklung als Historiker auf die Zeit seiner Anfänge zurückblickt, wird keinen Anstand nehmen dürfen, diese Zeit als die einer recht eigentlichen Geistesausgießung zu bezeichnen. Denn der Geist des Herrn hat sich gleichzeitig verschiedene Werkzeuge geschaffen. Der Beginn der inneren Mission und der Diakonissenarbeit ist der deutsch-evangelischen Kirche in einem und demselben Jahre geschenkt worden.

Das Lebenswerk Theodor Fliedners ist ebenso stufenweise erwachsen, wie dasjenige Johann Heinrich Wicherns. Und auch ihm haben weder Vorbilder noch Helfer gefehlt. Kein Geringerer als der gewaltige Freiherr vom Stein ist zuerst dem Gedanken der weiblichen Diakonie nahe getreten: von den gleichen altdeutschen Idealen aus, die ihn den deutschen Geschichtsverein und die Monumenta Germaniae schaffen ließen. Auch der Name Klönne wird in ähnlichem Sinne genannt. Aber erst Fliedners Kollektenreise nach Holland und England zu Gunsten der verarmten niederrheinischen Diasporagemeinde, die dem Sohn der alten nassauischen Kirche zur zweiten Heimat geworden war, hat seinen praktischen Blick an der richtigen Stelle einsetzen lassen. Es waren die in den Großkirchen bis dahin unbeachtet gebliebenen „Schwestern" der holländischen Mennonitengemeinden, die ihm durch ihre Liebesarbeit für die Gemeinde aufgefallen waren. Die Namen Brüder und Schwestern hatten unter den Nachkommen der „wehrlosen Christen" auch für die Verfassung eine Bedeutung, welche

Digitized by Google

die Vorkämpferinnen des Frauenstimmrechts neidisch machen könnte, wenn sich die Tätigkeit jener nicht statt in der Tagespolitik im selbstlosen Dienen konzentriert hätte. Auch die altdeutschen Mennonitengemeinden, wie die Neuwieder, Krefelder und Emdener, haben nicht nur der früheren sozialen Entwicklung der Städte, welche ihnen ein Asylrecht gewährten, ihren besonderen Charakter gegeben, sondern sich überdies bis in die Gegenwart hinein durch eine großartige Philanthropie ausgezeichnet. Es ist wichtig, diese echt protestantischen Vorbilder der durch Fliedner in die evangelische Gesamtkirche hineingetragenen Diakonissenarbeit sich stets vor Augen zu halten. Niemand hat weniger als Fliedner an das römisch-katholische Nonnenwesen als Parallele gedacht. Hat er doch sogar einen „Protestantischen Bund" ins Leben gerufen, dessen Statuten erst nachmals (wieder auf dem Wege über Holland) dem unbewußt in seine Fußtapfen getretenen „Evangelischen Bund" zugänglich wurden. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er auf Prozeßversuche auf Grund des § 166 sich einzurichten gehabt. Denn die Rivalität der Papstkirche über das ungeahnte Aufblühen der Diakonissen ist schon bald zu einer ebenso bösartigen Bekämpfung geworden, wie sie die Bibelgesellschaften bereits vorher erfahren hatten. Was zumal seitens der Umgebung der Kaiserin Augusta an Verleumdung ihrer stillen Arbeit inszeniert wurde, wird in der evangelischen Kirche des Rheinlandes niemals vergessen werden. Es ist das aber mit Bezug auf diesen einen Zweig evangelischer Liebestätigkeit nur die gleiche Erscheinung, wie sie sich mit Bezug auf das Gesamtgebiet in der Umgestaltung des Ratzingerschen Parallelwerkes zu Uhhorns Geschichte der christlichen Liebestätigkeit kundgab. Letzterer hat stets seine Ehre darin gesehen, die katholische Liebesarbeit gleich sehr in Ehren zu halten, wie die evangelische. Vor dem Vatikankonzil hatte Ratzinger noch einen gleichen Anlauf mit Bezug auf die evangelische gemacht. Nach dem Vatikankonzil war auch dies nicht mehr gestattet.

Doch genug von solchen curiae posteriores! An dieser Stelle bedarf es ja nur noch der chronologischen Notiz, daß die ersten von Fliedner ausgewählten Diakonissen in dem gleichen Jahre 1833, in welchem das Rauhe Haus seine ersten Insassen erhielt, in ein kleines Nachbarhaus des Ketzerpastorats einzogen. Schon im Jahre 1836 hat Kaiserswerth die ersten ausgebildeten Schwestern von dort ausgesandt.

Die vielfache Verzweigung des Diakonissenwesens hat sich erst in den nachfolgenden Perioden angebahnt. Unter den mannigfachen Mutterhäusern, die nachmals nebeneinander getreten sind, hat nur Neuendettelsau ähnlich frühe Anfänge. Doch genügt es, den Namen Löhes hier einfach neben diejenigen Wicherns und Friedners zu stellen. Denn schon die „Amerikanische Kirchengeschichte" hat im dortigen Luthertum die Etappen

Digitized by Google

„Von Löhe bis zur Diasporakonferenz“ aufzuweisen gehabt (IV, § 11 S. 161 ff.). Und die gründlichen Spezialwerke Schäfers und Zimmers über die Provinzialgeschichte der weiblichen Diakonie müssen ohnedem in unserer ganzen Darstellung als Quelle vorausgesetzt werden. Es sei mir daher nur noch die persönliche Bemerkung gestattet, daß unter den Gedächtnisfeiern zum 100jährigen Geburtstage Fliedners auch Jena nicht gefehlt hat. War es doch dem dortigen Redner schon in den Jahren 1862/3 vergönnt gewesen, speziell in Palästina und Ägypten den Segen der Diakonissenhäuser nicht nur an und für sich, sondern auch für eine erst im Werden begriffene Kirche im Einzelnen zu studieren. Denn von der einen Seite der Liebestätigkeit hat sich gerade im Orient, wie dies schon im zweiten Bande (§ 21 S. 277) angedeutet wurde, der Blick zugleich auf die erst jetzt empfundenen Lücken gerichtet. Da hier doch einmal solcher eigenen Erfahrungen gedacht werden mußte, so sei nun auch weiterhin nicht verhehlt, daß unter den mannigfachen Zyklen für die Arbeiten kirchenhistorischer Seminare, in welchen jeder Teilnehmer ein Spezialreferat übernimmt und doch zugleich alle das Gesamtgebiet überschauen lernen, sich die Rundschau über die Schöpfungen und Anstalten der inneren Mission zu wiederholten Malen als besonders geeignet erwiesen hat.

Sowohl die „innere Mission“ wie das Diakonissenwesen sind nun dreiviertel Jahrhundert lang durch böse und gute Gerüchte hindurchgegangen. In der deutschen Romanliteratur ist allerdings nicht, wie in der modernst skandinavischen, der bloße Name „innere Mission“ genügend, um als Schreckbild zu wirken. Aber die Geschichte der späteren literarischen Kontroversen hat doch gezeigt, daß die ersten Keime dazu schon in den Anfängen selber gegeben waren. Jedem Menschenwerk haftet Menschliches an. Auch die Schöpfungen ernster Frömmigkeit sind nicht makelfrei. Daß die Gegner einer Sache die zufälligen Auswüchse mit dem Kern und dem Wesen identifizieren, kann keinen denkenden Menschen in Verwunderung setzen. Aber es hat auch umgekehrt bei der inneren so gut wie bei der äußeren Mission nicht an Fällen gefehlt, in denen sogar die wohlwollendste Kritik zum Frevel am Heiligtum gestempelt wurde. Um das Verständnis der nachmaligen Irrungen und Mißverständnisse zu erleichtern, glauben wir daher schon hier einem sachkundigen und sympathischen Beobachter (Walter Classen: Deutsches Prot. Blatt 1902 Nr. 29) in seiner Kritik gerade der Anfänge das Wort geben zu sollen. Zwar sein erstes Bedenken, die innere Mission arbeite mit einem unevangelischen Kirchenbegriff, stammt unverkennbar aus einer allbekannten „Schlagwörterfabrik“. Anders aber steht es mit den — nicht der Studierstube, sondern dem wirklichen Leben entnommenen — Erfahrungen, daß die Führer der jungen Bewegung „die letzte wichtigste Entwicklung des deutschen Geistes nicht voll mitgemacht

Digitized by Google

haben", daß ihre Leistungen, „Mangel an geistiger Arbeitskraft" zeigen, und daß das Werk als solches „zwar Zeugnis von den christlichen Lebenskräften unserer Zeit ablegt, sie aber nicht in die entfremdeten Kreise gebracht hat". Man wird dies alles zugeben können, hat dann aber zugleich doppelt das Recht beizufügen, daß auf keinem Gebiete der Fortschritt des neuen Protestantismus über den alten hinaus unverkennbarer ist. Die frühere Gestaltung des Protestantismus schloß die Gefahr in sich, daß die gleichen Männer, welche der Katholizismus zu Ordensstiftern schulte, zu Separatisten gemacht wurden. Daß das Vereinswesen des 19. Jahrhunderts diese Gefahr zurückgedrängt hat, kann ihm niemals genugsam gedankt werden. Seine Gesamtentwicklung schließt aller inneren Wirren ungeachtet den Erfahrungsbeweis ein, daß eben doch die „mancherlei Gaben in dem einen Geist" zu gegenseitiger Ergänzung berufen sind.

---

§ 11.

Schullehrerbibel, Bibelgesellschaften und Bibelverbote.

Wie die Bestrebungen und Schöpfungen der äußeren und inneren Mission, so sind auch diejenigen der Bibelgesellschaften an sich eine der recht eigentlichen Gnadengaben für die evangelische Kirche. In ihrer Ergänzung der bisherigen kirchlichen Arbeit hat auch an sich nichts gelegen, was dieser Kirche Gefahr gebracht hätte. Aber es ist das immer wiederkehrende Verhängnis in der Geschichte des Protestantismus des 19. Jahrhunderts gewesen, daß das gute Neue stets mit der Bekämpfung des bewährten Alten verbunden gewesen ist. Der gleiche hochmütige Sektengeist, der sich in der Forderung Thiles an Boyen, aus der Kirche auszuscheiden, so drastisch entpuppte, hat seit der Hallischen Denunziation und der Hahnschen Disputation die gesamten Ergebnisse der Bibelkritik als Produkte des Unglaubens bekämpft. Auf diese Weise sind denn auch die neu entstandenen Gesellschaften für die Bibelverbreitung in den Dienst einer Bibelauffassung gestellt, welche die wissenschaftlichen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts aus der Geschichte auszustreichen versuchte.

Wohl ist seither das Bibelbuch in einem Umfang wie niemals zuvor allgemein zugänglich gemacht. Aber genau in demselben Verhältnis ist die am Anfang des 19. Jahrhunderts im deutschen Volke vorhandene Bibelkenntnis im Laufe des gleichen Jahrhunderts mehr und mehr zur Ausnahme geworden. Die von oben herab begünstigte Tendenz hat im

Digitized by Google

Volksleben keine Wurzel geschlagen. Dafür hat sie es jedoch um so besser fertig gebracht, die bisherige volkstümliche Bibelkunde zu untergraben und schließlich in weiten Kreisen völlig zu zerstören.

Um diese — der Entfremdung von der evangelischen Kirche noch zur Seite gehende — Entfremdung von der Bibel bis auf ihre ersten Anfänge zu verfolgen, muß obenan stets der allgemeine Charakter der Restaurationsära mit ihrer Begünstigung des Papismus und Kryptopapismus im Auge behalten werden. Daneben aber wird man gut tun, aus der Geschichte der Theologie die Nachwehen der Absetzung de Wettes auch in die Geschichte der Kirche hineinzustellen.*) Der vorbildliche Charakter de Wettes hat sich unter der schweren Heimsuchung bewährt und gestählt. Die internationale Wissenschaft ist von Basel aus vielleicht noch mehr durch ihn befruchtet worden, als es ihm von Berlin aus möglich gewesen wäre. Aber die deutsche Kirche hatte in ihm denjenigen Lehrer verloren, der für „die Begründung biblischer Theologie" mehr als irgend ein anderer getan hatte. Ob es zur preußischen Revolution gekommen wäre, wenn nicht der reformatorische Geist in de Wette und den anderen zahlreichen Opfern der Demagogenhetze aus Deutschland verbannt worden wäre?

Der schwerste Nachteil aus dem staatlichen Eingriff in die wissenschaftliche Forschung ist jedoch zweifelsohne dem Werk der Bibelgesellschaften erwachsen. Durch die Art ihres Programms schien die Anwendung der bei allen Literaturwerken aller Völker erforderlichen geschichtlichen Kritik mit Bezug auf die Bibelbücher verpönt werden zu sollen. War es verwunderlich, daß sich gegen diese privilegierte Theologie schon früh ein Mißtrauen regte? In der Folgezeit kam es aber noch zu viel schlimmeren Eingriffen.

Das lehrreichste Symptom für die cäsaropapistische Behandlung der religiösen Fragen liegt wohl zweifellos in dem Geschick, welches die Dinterschen Schullehrerbibel getroffen hat. Zugleich können wir gerade hier genauer als in irgend einem anderen Falle der von der höchsten Stelle im Staate ausgegangenen und durch alle Instanzen hindurch betriebenen Agitation nachgehen. Grund genug, um diese Einzelerscheinung in ihrer typischen Bedeutung etwas genauer ins Auge zu fassen. Nur müssen wir, um dieselbe verständlich zu machen, zuerst von späteren Kundgebungen ausgehen, um dann von ihnen aus zu jener Schullehrerbibel zurückzukehren.

Zu den lehrreichsten Veröffentlichungen über die Regierungsmaximen Friedrich Wilhelms IV. und die Folgen derselben gehören diejenigen aus dem Nachlaß des Generals Gust. v. Below. Es ist darin u. a. der Brief-

*) Vgl. III, 1 § 4: De Wette in Berlin und Basel und die Begründung biblischer Theologie.

Digitized by Google

wechsel des Herrn v. Saucken-Tarputschen mit dem Könige selber und mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, verwertet. Wir werden bei mehr als einem Anlaß auf den schon früh zu Tage getretenen Gegensatz in dem kirchlichen Standpunkt der beiden Brüder zurückkommen müssen.

Auch die übrigen auf das kirchliche Gebiet bezüglichen Mitteilungen aus den Below'schen und Sauckenschen Papieren werden sich uns für die Regierungsperiode Friedrich Wilhelms IV. überaus belangreich erweisen. Aber schon an dieser Stelle muß daraus dasjenige vorweggenommen werden, was sich auf die Behandlung des Dinterschen Werkes bezieht. Denn erst von dieser nachmaligen Behandlung aus fällt das rechte Licht auf die Bedeutung dieses Werkes für seine eigene Zeit.

In einem Briefe vom 14. November 1844 an den König persönlich hat v. Saucken-Tarputschen über einen Vorgang bei dem Königsberger Universitätsjubiläum von 1844 berichtet. Wir können die einschlägige Ausführung seines Briefes hier nicht entbehren. Sie lautet:

„Jedes Wort, jede Tat, die im Widerspruch oder nur ankämpfend gegen die so gefürchtete Richtung des Gouvernements in religiöser Beziehung und für die freie geistige Fortentwicklung des Volkes hervortrat, wurde mit einem so einstimmigen Enthusiasmus begrüßt, daß man nur darüber erstaunen konnte. Der Minister des Kultus hatte sich einige Zeit vorher gegen die sogenannte Schullehrer-Bibel des verstorbenen Doktor Dinter öffentlich erklärt, die so lange als ein ganz gutes, aber gar nicht so ausgezeichnetes Buch beachtet war, das Enthusiasmus erzeugen konnte; aber die Verwerfung desselben vom Ministerium erschien als ein neuer Angriff gegen den Rationalismus und geistige Auffassung der Glaubenslehre und konnte so nur es bewirken, daß, als der Prorektor zufällig in der Beantwortung des Glückwunsches des Provinzial-Schul-Kollegiums der Wirksamkeit des weiland Schulrat Dinter gedachte, ganz unerwartet ein so donnerndes Bravo erscholl, daß alle Anwesende von solcher Übereinstimmung ergriffen wurden. Und das Auditorium-Maximum war nicht von einer Klasse, von Personen einer Richtung, von den jungen Studierenden so dicht gefüllt, sondern wiederum nur die Vertreter des gesamten Volksgeistes sprachen sich aus. Und als der überraschte Prorektor, nachdem wieder Stille eingetreten war, sagte: „Dies war die Volksstimme, in ihr liegt die Wahrheit", da hatte derselbe durch sein entschiedenes Auftreten für die freie wissenschaftliche Forschung, für den echten und wahren Protestantismus, auch für sich eine solche Begeisterung hervorgerufen, daß ganz extemporisiert ihm ein solennes Vivat und ein Andenken dargebracht wurde, an dem Tausende, und nur Gebildete sich anschlossen. Ein gleiches widerfuhr dem akademischen Redner für seine Festrede, und in allen Gesellschaften, öffentlichen und abgeschlossenen Zusammenkünften wehte immer nur der eine und der gleiche Geist, den ich anzudeuten mir erlaubte, und manifestierte sich auch dadurch, daß kaum angeregt, gleich über 100 Geistliche zu einem Vereine zusammentraten, dessen einziger Zweck nur Ankämpfung gegen die befürchteten hierarchisch-pietistischen Bestrebungen und gegen die Verdunkelung der geläuterten Kirche sein soll."

Womöglich noch lehrreicher als diese Warnung eines treuen Dieners muß die Antwort des Königs genannt werden, in welcher die absprechende Urteilsweise ebenso zu Tage tritt, als der Mangel an wirk-

Digitized by Google

licher Sachkenntnis. Wir entnehmen dieser Antwort (ebenso wie dem Saukenschen Briefe) wieder nur die auf die Schullehrerbibel bezüglichen Ausführungen:

„Auf derselben 4ten Seite wird bei Gelegenheit eines Auftritts im Auditorio maximo der Begeisterung des „Volks"! für die Dintrische Schullehrerbibel — und wider ihre Unterdrückung durch den Minister Eichhorn erwähnt. Hier zwei sehr ernste Fragen an den lieben Correspondenten 1) Kennt er diese Schullehrerbibel? 2) glaubt er alles Ernstes an die Eichhornsche Unterdrückung? — Vorläufig diene zur Nachricht ad 1) daß ich sie kenne, sie ihrer Struktur und Handlichkeit wegen für ein Meisterstück, ihrem Geist nach aber für eine verkappte und sehr energische Protestazion gegen Luther, Lutherium und evangelischen Glauben erkannt habe. Meinen Eindruck davon schildre ich deutlich, wenn ich mir das Christentum als Pflichterfüllung in einem oberen Stock eines Hauses vorstelle. Luther fand die Treppe, die hinaufführte, durch Unrat unzugänglich gemacht. Er reinigte die Treppe. Dinter verlangt dieselbe Pflichterfüllung oben, wie Luther, wie die ganze Kirche; Dinter bricht aber die Staffeln, die hinaufführen, ab. Die Staffeln aber sind: „Die frohe Botschaft". Die Behandlung ist flach und nicht immer ganz ehrlich vielleicht, so z. B. weist er bei der Abendmahlseinsetzung im Matthäus auf seine Erklärung der Abendmahlsstelle im 1. Corintherbrief, und bei dieser letzteren auf seine Erklärung der eben genannten Stelle im Matth. hin!! Deutet beim Wunder zu Cana auf die Verabredung eines (ich kann nicht anders erklären) Kunststückchens zwischen Sohn und Mutter hin ꝛc. Da es nun Geist und Herz erwärmende Kernwerke gibt, welche den Schullehrern rechte Anleitung geben können, so frage ich, ob es nicht eines jeden Geistlichen Ministerii gebundene Pflicht ist, auf diese besseren Werke aufmerksam zu machen? — Darum ad 2) die beruhigende Versicherung, daß Eichhorn die D.sche Schullehrerbibel nie verboten hat und nie verbieten wird, weil er ein verständiger und kluger Mann ist, daß er aber die oben erwähnte Empfehlung besserer Bücher und nur das wirklich gemacht hat, weil er ein edler und pflichttreuer Beamter ist. Darf ein rechtschaffener Mann dies Verfahren meines Freundes und Ministers für eine Gefährdung irgend einer denkbaren Geistigen-Forschungs- Glaubens- oder Denkfreiheit ausgeben? H. v. S., der „der allgemeinen Stimme" geglaubt hat, wird mir für die Beruhigung, die ich ihm, Gottlob! geben kann, dankbar sein, aber nun auch mit mir einsehen, daß das ganze Auditorium max. — was man auf berlinisch sagt — auf einen Zopf angebissen hat. Und warum? Weil die Zopfdreher, d. h. 13 Juden mit Judengenossen, die mit ihrem frechen Tintenfaß die öffentliche Meinung von Königsberg aus durch Lüge und Angsteinjagen verdrehen wollen, in diesem Werk der Arglist und Schande terrain gewinnen."

Die vom König und Kultusminister — trotz der königlichen Umdeutung deutlich genug — ausgegebene Parole hat nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb Preußens das anrüchige Buch, wie überhaupt die gesamten literarischen Werke Dinters, in kurzer Zeit zur Makulatur gemacht. Um so mehr ist es hier die Pflicht der geschichtlichen Gerechtigkeit, dem Werke wie seinem Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Hören wir daher den Verfasser selber über das, was er mit diesem Werke geben wollte und wirklich gegeben hat! Die Dintersche Selbstbiographie gewährt ähnlich wie diejenigen von Semler und Nicolai eine Fülle lehrreicher Einblicke in die Entstehung und Festigung der Überzeugung einer

Digitized by Google

durchaus ehrlichen, sittlich-religiösen Natur. Daneben hat sie ihren besonderen Wert durch den Einblick in die umfassende Einwirkung des Mannes, der das sächsische und ostpreußische Schulwesen aus tiefem Verfall zu hoher Blüte gebracht hat. Seit dem Thronwechsel in Preußen galt jedoch mit einem Schlage die von Dinter vertretene Anschauungsweise als politisch verdächtig. Seine weit verbreiteten Bücher sind einer förmlichen Ächtung verfallen. Der einst so blühende Wagnersche Verlag in Neustadt a. d. Orla ist damals systematisch zu Grunde gerichtet.

Daß wir hier neben dem Verfasser auch seines Verlegers gedenken, steht in Verbindung mit demjenigen Abschnitt der Dinterschen Selbstbiographie (Dinter als Schriftsteller), in welchem wir zugleich einen für unsere Aufgabe unentbehrlichen Bericht über seine Schullehrerbibel finden.

In der behaglich naiven Weise, in welcher der moderne Rivale des Cäsarius von Heisterbach seine Anekdoten (die nur bei Cäsarius, dem damaligen Zeitgeiste entsprechend, sämtlich Mirakel sind) erzählt, wird hier zunächst von der Anknüpfung des Verkehrs mit dem ebengenannten Buchhändler berichtet, und darauf die durch und durch anständige Art des Mannes beschrieben, um schließlich die lange Reihe der von ihm mitveranlaßten Bücher daran anzuknüpfen. Die buchhändlerische Verbindung begann mit der Umarbeitung des sog. Dresdener Katechismus, über dessen unpädagogische Fragen merkwürdige Dinge erzählt werden. Der von Dinter neu herausgegebene Katechismus fand den Beifall Reinhards und „befestigte das Vertrauen zu Dinters Rechtgläubigkeit". Sein erstes eigenes Buch, die Glaubens- und Sittenlehre, hat er im 40. Lebens-, im 13. Amtsjahre geschrieben. Es folgten drei Lehrbücher über Pädagogik und Methodik, über Katechetik und über Glaubens- und Sittenlehre. Sodann die „Materialien zum Religionsunterricht in Seminarien" und die „nicht des unmittelbaren nächsten Bedürfnisses einer Anstalt wegen, sondern zur eigentlichen Erbauung" geschriebenen „Reden an Schullehrer". Im Auftrage des sächsischen Ministers von Carlowitz mußte dann der (inzwischen selber Seminardirektor gewordene) Verfasser einen Schulverbesserungsplan entwerfen, welchem er in der Schrift „Wie Boreas seine Kinder lehrt" eine Warnung gegen die Übertreibung der Pestalozzischen Methode folgen ließ. In „Malwine, ein Buch für Mütter" flocht er Ratschläge für die Erziehung der höheren Stände ein. Daneben hat die bewunderungswürdige Arbeitskraft des einen Mannes noch zahlreiche Spezialfragen behandelt, und vom Abcbuch bis zu den Predigtsammlungen ist kaum eine Bildungsstufe oder Notlage von ihm unberücksichtigt geblieben. So sind die 9 Bände seiner Katechisationen davon ausgegangen, Taufe, Buße, Beichte, Abendmahl dem volkstümlichen Verständnis wieder näher zu bringen. Der Mittelpunkt aller seiner Lebensarbeiten ist jedoch

Digitized by Google

die „Anweisung zum Gebrauch der Bibel in Schulen“ und die Schullehrerbibel selber geworden.

Über dieses berühmteste seiner Bücher verdient der Wortlaut der Selbstbiographie auch heute noch volle Beachtung:

„Dinters Schullehrerbibel ist ganz in demselben Geiste geschrieben, der in seinen früheren Schriften atmet. Welcher ist das? Für das Volk gehört das Praktische. Da ich in der Vorrede zu dem letzten Teile der Schullehrerbibel versprochen habe, mich hier über den dort herrschenden Geist zu erklären, so geschehe es jetzt. Fürs Volk gehört das Praktische! Rosenmüllers Schrift über den Unterschied zwischen Religion und Theologie ist nie für irrgläubig gehalten worden, und die in ihr ausgesprochenen Grundsätze habe ich in jenem Buche befolgt. Sprache ist Sprache, und die Regeln, den Sinn zu finden, zu entwickeln aus Sprachgebrauch, Zusammenhang, Ableitung des Wortes, Geist der Zeit, Lage derer, die das Wort damals hörten und lasen, sind bei den heiligen Schriftstellern dieselben, die ich bei Erklärung des Cicero oder des Sophokles zu befolgen habe. Die Achtung, die ich der Bibel schuldig bin, ist eine andere. In Religionssachen kann sie nicht irren. Ein höherer Geist leitete, wie Jesus verheißt, die Männer in alle Wahrheit, bewahrte sie vor jedem Irrtume in Sachen der Religion. Aber die vernünftig sprechende Eselin, die 969 Jahre des Alters Methuiala, die Frage, ob ein Engel oder eine Naturkraft das Wasser in Bethesda erregt habe, gehört nicht zur Religion. Zur Religion gehören würdige Begriffe von Gott, von Jesu, den er selbst seinen Sohn nennt, von seinem Verdienste um die Menschheit, von der Heiligkeit des Sittengesetzes, von der Würde und Bestimmung des Menschen, von der Liebe Gottes auch gegen den Fehlenden, also von Sündenvergebung, von dem Beistande, den uns Gott zum Gutsein leistet, von der Verbindung zwischen diesem und jenem Leben. In diesen Dingen kann meine Bibel nie irren. Von diesen muß mein Volk alles Praktische aus ihr schöpfen. Praktisch aber ist alles das, was echt religiösen Sinn, hervorgehend aus deutlich erkannter Wahrheit, was seligmachenden Glauben, was untilgbare Liebe, was Festigkeit im Gutsein um Gotteswillen, was Weisheit im Glücke, Standhaftigkeit im Leide, Freude im Tode befördert. Das tun Terminologien nicht. Der praktische Geist wird und darf kein richtig und praktisch erkanntes Dogma der evangelischen Kirche leugnen. Er sucht kein Verdienst, keine Aufklärung im Wegerklären dessen, was die Bibel für Wunder erklärt, und wenn Sirach manches Wunder für Wirkung der Natur erklärt, er läßt das an seinen Ort gestellt sein. Der Professor bildet Gelehrte. Für diese gehört mehr. Aber der Volkslehrer reißt nur das ein, was dem Glauben, dem einfachen, vernünftigen, der Liebe, der Hoffnung widerstreitet, was Menschen schlecht und elend machen kann; und so etwas ist im Systeme meiner Kirche nicht. Für mein Volk, spricht er, gehört nicht alles, was die Kirche lehrt, aber auch nie Krieg mit dem, was die Kirche lehrt. — In diesem Geiste suchte ich für euch, liebe Schullehrer, die Bibel zu bearbeiten.“

An diese Charakteristik seines Hauptwerkes möge sich diejenige seines Standpunktes anreihen. Es ist eine Schilderung der Wandlung des Zeitgeistes mit ihr verbunden, welche auch ohnedem für unsere eigene Aufgabe nicht entbehrt werden kann:

„Die Schriftsteller, welche als Jünglinge, oder doch als ganz junge Männer zu schreiben anfangen, bleiben oft ihrem Systeme, ihrem Tone, ihrem Charakter nicht treu. So gings großen Dichtern und Geschichtschreibern. Nur Niemeyer machte eine Ausnahme. Dieser war in seinen ersten Schriften derselbe, als der er sich bis zum

Digitized by Google

Ende seiner Tage zeigte. Daß bei Dinter dasselbe stattfand, war nicht zu verwundern; denn sein erstes Buch, die Glaubens- und Sittenlehre, schrieb er, als er schon im vierzigsten Lebens-, im dreizehnten Amtsjahre stand. Sein System war da schon ausgebildet. Seine pädagogischen Ansichten, sowie die theologischen, standen schon ziemlich fest. Das Zeitalter um ihn her verwandelte sich wunderbar. Als Dinter Kind war, herrschte Crusius im Kampfe mit Ernesti; und in der schönen Literatur strahlte Gellert wie der untergehende Abendstern. Kronegk und seine Genossen machten Aufsehen. In der Pädagogik regte in den Gelehrtenschulen J. A. Ernesti den Geist auf, wenn auch zu einseitig durch das Übergewicht der gelehrten Sprachen. In den Elementarschulen der Städte wurde Latein gelehrt, als ob die deutschen Bäcker lateinische Semmeln backen sollten.

Die Zeiten ändern sich. Die Theologie ward, durch Ernestis Schüler, Tochter der Schrifterklärung. Semler, Morus, Knapp, Nösselt, Teller, Spalding, Zollikofer strahlten dem Jünglinge Dinter wie Sterne der ersten Größe entgegen. Teller, wenn der Mann jetzt sein Wörterbuch herausgäbe, er würde, wo nicht verbrannt, doch abgesetzt; der abscheuliche Semler fing an (welch eine Ketzerei!), an den Teufelsbesitzungen zu zweifeln, und der erzrationale Zollikofer wurde als Mensch und als Prediger halb angebetet, fast vergöttert! In der schönen Literatur traten Gleim, Kleist, Goethe, Schiller, Hölty und ihre Genossen auf, samt Lessing und dem hinter ihnen zurückstehenden Ramler. In der Pädagogik brach Basedow die Bahn. Salzmann, Campe, Rochow und Pestalozzi waren Sterne der ersten Größe. Dies war das Zeitalter, dem Dinter hauptsächlich seine Bildung verdankte. Festigkeit hatte er durch die Erziehung im Vaterhause erlangt. Er schloß sich an diese Koryphäen an, als Pädagog an keinen so sehr, als an Salzmann und Niemeyer, als Theolog an Morus. Er war eine zeitlang Zweifler (ich beneide den nicht, der es nie war!), aber auch Sohn seiner Überzeugungen, und eben deswegen fest. Er galt in seiner blühendsten Periode für rationalen Supranaturalisten. Als einen solchen achtete ihn Reinhard, Tittmann, seine Vorgesetzten, Niemeyer, Herder, seine Bekannten, und in seinen Schriften fand kein Mensch eine Ketzerei. — Aber der Geist der Zeit änderte sich. Er hörte schon in Dresden die Predigt: Das vom Zorne Gottes zerquetschte Purpurwürmchen, Jesus Christus. Die Sache wurde schlimmer. Man fing an, rückwärts zu gehen. Man sahe die französische Revolution als Folge des Vernunftglaubens und der Aufklärung an. Die Jesuiten standen aus ihrem politischen Tode auf, und die evangelische Kirche fing an, mit Luthers Worte Luthers Geist totzuschlagen. Die Schrifterklärung nach philosophischen und philologischen Gründen wurde für unchristlich ausgerufen. Man schalt auf die Katholiken, daß sie Papst, Kirchenversammlungen, Überlieferungen, Kirchenväter über die Bibel setzten, und man setzte die symbolischen Bücher über die Bibel, ohne zu bemerken, daß Luthers Geist ein ganz anderer war. Und Dinter blieb in seinen letzten Schriften, was er in den ersten gewesen war. Der Minister Burgsdorf sagte selbst einst zu ihm: Ihre Katechismen haben mir Ihre Rechtgläubigkeit bewiesen. Der König von Sachsen hatte auf des gewiß orthodoxen Consistorii Empfehlung Dintern mit der namentlich auf ihn geprägten Denkmünze beehrt. Keinem Menschen fiel's ein, zu glauben, daß Dinter ein Ketzer sei. Aber die hebräischen Christen und die antirationalen Supranaturalisten kamen auf, und fanden, daß Dinter deutsch lehrte. Das sollte er nicht."

Die politischen Machthaber, welche die von einem solchen ebenso frommen als besonnenen Standpunkte ausgegangene Lebensarbeit zerstört haben, sind dieselben gewesen, welche dem nachmaligen Konvertiten Becke-

Digitized by Google

dorff die Herrschaft über die preußische Volksschule in die Hand spielten. Von dem gleichen Geschick sind die Zschokkeschen „Stunden der Andacht" betroffen, seitdem die in Solothurn und Silten erschienene Brandschrift „Die Stunden der Andacht, ein Werk des Satans" auch auf protestantischem Boden Nachtreter gefunden hatte.

Unter der gleichen Tendenz hat nun aber umgekehrt auch die Arbeit der Bibelgesellschaften auf deutschem Boden gelitten. Anderswo war es — genau wie bei der Missionsarbeit — die protestantische Gemeinde selber, aus welcher das Bedürfnis der neuen Assoziationen hervorging. Die preußische Hauptbibelgesellschaft wurde von Vertretern der staatlichen Bureaukratie portiert. Grund genug, daß die Kopie der ausländischen Mode von vornherein mißtrauisch angesehen wurde.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, welche die deutsche Kirche vor der unbesehenen Herübernahme der aus dem Auslande importierten Manier zu bewahren versuchten. Der gleiche Leipziger Krug, welchem wir ebenso wie seinem Freunde Tzschirner im folgenden § 12 noch näher treten werden, hat bereits im Jahre 1821 ein „kosmopolitisch-theologisches Gutachten" veröffentlicht, welches mit einer warmen Begrüßung der neuen Gesellschaften doch zugleich den Hinweis auf die mit denselben für das Volksleben verbundenen Gefahren verbindet. Das zuerst in Braas „Minerva" erschienene Gutachten ist in der ersten (seine theologischen Arbeiten umfassenden) Abteilung seiner „Gesammelten Schriften" als das letzte (8.) Stück des ersten Bandes wieder abgedruckt (1830). Wir folgen den Krugschen Ausführungen gleich in ihren einleitenden Worten:

„Die Bibelgesellschaften sind unstreitig eine sehr bedeutende und wohl zu beherzigende Erscheinung unserer Zeit. Sie erstrecken ihre Wirksamkeit weit über Europa hinaus bis zu den entferntesten Weltgegenden. Sie umfassen die gebildetsten wie die rohesten Völker der Erde. Sie wenden sich sowohl an die, welche das Christentum schon kennen und bekennen, als an jene, welche noch wenig oder nichts von demselben wissen, oder wohl gar im feindlichen Gegensatze gegen das Christentum stehen. Sie wollen also die Kenntnis und den Einfluß des göttlichen, in der Bibel gleichsam verkörperten Wortes auf die sittlich religiöse Bildung der Menschheit nicht bloß unter den Christen, sondern auch unter den Nichtchristen befördern und eben dadurch diese zum Christentume hinführen. In der letzten Hinsicht haben sie daher gleichen Zweck mit den sogenannten Missionsgesellschaften, an welche sich eben darum auch viele Bibelgesellschaften, besonders in England, genauer angeschlossen haben."

Der Zweck der neuen Gesellschaften wird von Krug in schönen Worten mit der „Pflicht eines jeden Menschen, die sittlich-religiöse Bildung seiner Nebenmenschen möglichst zu fördern", begründet. Aber die Mittel zu diesem Zweck erregen seine Bedenken. Er geht dabei besonders auf zwei Punkte ein, die Ausschließung aller für das Verständnis nötigen Anmer-

Digitized by Google

kungen und die unterschiedslose Kolportage. In der ersteren Beziehung bemerkt er:

„Die Bibel ist unstreitig das schwierigste Buch zum Verstehen, nicht nur in Ansehung einzelner Stellen, sondern auch in Ansehung ganzer dazu gehöriger Schriften, selbst für Gelehrte, welche sie im Grundtexte lesen können, wie viel mehr für den gemeinen Mann, der sie nur in einer Übersetzung lesen kann, die, jemehr sie sich dem Grundtexte anschmiegt, nur um so unverständlicher wird, wenn gar nichts zur Erklärung beigefügt ist."

Mit Bezug auf den zweiten Punkt wendet sich Krug als echter Protestant zunächst gegen die päpstlichen Bibelverbote, fügt dem aber hinzu:

„Wiewohl wir jenen Grundsatz nicht billigen können, so können wir doch auch den entgegengesetzten Grundsatz der Bibelgesellschaften, daß die Bibel von allen ohne Ausnahme gelesen werden solle, nicht billigen. Das Bibellesen muß allerdings jedem freistehen, der die Bibel lesen will, weil niemand, selbst die Kirche nicht, ein Recht hat, das Bibellesen irgend einem Menschen zu verbieten. Aber daraus folgt nicht, daß auch jeder die Bibel lesen soll, weil nicht jeder die zum verständigen und heilsamen Bibellesen — und ein solches kann man doch vernünftigerweise nur wollen — nötigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten hat."

Als seine eigene Anschauung begründet Krug genau die gleiche Forderung, die gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts zu den Familien-, den Haus-, den Schulbibeln geführt hat.

„Um unsere Ansicht von der Sache mit einem Wort auszusprechen, so glauben wir, daß ein kurzer und fruchtbarer Auszug aus der Bibel in der Landessprache zur sittlich-religiösen Bildung des Volkes (d. h. hier des gemeinen Mannes) weit heilsamer sein würde, als eine Übersetzung der Bibel im ganzen."

Bei der Wichtigkeit, welche die ganze Frage in den vielfachen Verhandlungen bis zum Schluß des Jahrhunderts gewonnen hat, glauben wir auch aus seinen weiteren Ausführungen einige besonders beherzigenswerte aufnehmen zu sollen:

„Glaubt man wirklich, daß z. B. die bis in die kleinsten Einzelheiten eingehenden mosaischen Zeremonialgesetze, die nicht einmal für die Juden mehr verbindlich sind, für die heutigen Christen oder gar auch für Nichtchristen, wenn sie dieselben im alten Testamente lesen, irgend einen praktischen Nutzen haben, daß sie auf das Gemüt der Leser irgend einen heilsamen Eindruck in sittlich-religiöser Hinsicht machen können? Manches in der Bibel kann sogar für junge Gemüter anstößig und verderblich werden; wohin wir insonderheit alle die Stellen und Erzählungen rechnen, in welchen nach der Sitte der alten Welt über das Geschlechtliche ganz unverhohlen und in starken Bildern gesprochen wird. Den Reinen ist freilich alles rein. Aber wieviel gibt es der Reinen, denen alles rein ist? Wir wissen aus Erfahrung, daß gerade solche Stellen und Erzählungen von jungen Leuten fleißig, ja recht con amore, gelesen wurden, und daß sich ihre Einbildungskraft an den darin vorkommenden Bildern heftig entzündete. Aber noch weit mehr ist in der Bibel, sowohl dem alten als dem neuen Testamente, so dunkel und selbst für Gelehrte so unverständlich, daß es, vom gemeinen Manne gelesen, sein Gemüt nimmer erbauen, sondern nur verwirren kann. Unleugbar haben die Prophezeihungen Daniels, das hohe Lied Salomos, welches zum Teil auch zur vorigen Klasse gehört, und die Offenbarung Johannis in dieser Beziehung weit mehr Schaden als

Digitized by Google

Nutzen gestiftet, und werden ihn immer mehr stiften, je mehr die Bibelgesellschaften diese Schriften unter dem Volke verbreiten werden. Sie haben immer der Schwärmerei und dem Aberglauben zur Nahrung gedient, und dadurch eine Menge von phantastischen Träumern und apokalyptischen Schwärmern erweckt. Daß solcher Menschen in unseren Zeiten so viel hervortreten, mag wohl zum Teile seinen Grund in den Zeitumständen haben. Gewiß aber tragen auch die Bibelgesellschaften einen Teil der Schuld, indem sie Übersetzungen der ganzen Bibel ohne alle erklärende Anmerkungen überall verbreiten, und so jenen Menschen gleichsam in die Hände arbeiten. . . . Ein körniger Auszug aus der Bibel aber, enthaltend bloß die lehrreichsten Erzählungen, und diejenigen Schriften oder Schriftstellen, in welchen die vornehmsten Heilswahrheiten und Lebensregeln klar und kräftig ausgesprochen sind, würde keinem Mißbrauche der Art unterworfen sein."

Das Gutachten Krugs mündet schließlich in einen Appell an die neuen Gesellschaften, ihren edlen Zweck vor der Anwendung falscher Mittel zu schützen:

„Möchten doch die Bibelgesellschaften, deren wohlgemeinten Absichten wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, alles dies wohl beherzigen! Möchten sie bedenken, daß man nach dem Entwicklungsgange der Natur und selbst nach der Vorschrift der Bibel, den Kindern (und dies sind geistig alle Ungebildete, auch wohl manche sogenannte Gebildete) erst Milch darreichen soll, ehe man ihnen stärkere Speise bietet, daß aber die Bibel im ganzen der stärksten, für die meisten Ungebildeten ganz unverdaulichen, Speise gar viel enthält! Möchten sie erwägen, daß sie Gott auch für den Schaden verantwortlich sind, den sie, selbst gegen ihre Absicht, durch unbedachtsame Verbreitung der ganzen Bibel unter dem Volke stiften können, ja schon gestiftet haben, und gewiß noch mehr stiften werden, wenn ihr Tun und Treiben in der bisherigen Art und Weise fortgeht! Möchten sie endlich auch daran sich erinnern, daß der Unterricht unserer Jugend aus den niederen Volksklassen noch gar erbärmlich, daß ohne Verbesserung dieses Unterrichts auch kein heilsames Bibellesen möglich ist, und daß daher die ungeheuren Geldsummen, welche bereits von den Bibelgesellschaften durch milde Beiträge christlicher Seelen zusammengebracht und bloß auf die Verbreitung der Bibel in unzählbaren Abdrücken von Übersetzungen derselben in fast alle lebende Sprachen verwandt worden, zum Teile weit heilsamer auf jene Verbesserung des Jugendunterrichts hätten verwandt werden können und sollen! Denn wie höchst elend sind noch so viele Schulgebäude auf dem Lande und in kleinen Städten, wo eine Menge von Kindern, selbst zum Nachteil ihrer Gesundheit, täglich stundenlang eingepfercht werden! Wie schlecht sind noch die Besoldungen so vieler Schullehrerstellen, und wie schlecht eben darum die Lehrer selbst, weil kein gebildeter und des besseren Unterrichts kundiger Mann solche Stellen annehmen will! — Hier ist vor allem Hilfe nötig. Hier könnten und sollten die Bibelgesellschaften und mit ihnen die Missionsgesellschaften tausendmal wohltätiger wirken, als durch Anschaffung und Austeilung von Bibeln, zu deren fruchtbarer Lesung die wenigsten Kinder der niedern Volksklassen in den Schulen gehörig vorbereitet werden. Gebt also auch diesen Kindern vorerst keine Bibeln, sondern nur Katechismen mit Bibelsprüchen und Bibelauszüge in die Hände! Das ist die Milch, durch welche sie erstarken werden, um nach und nach die stärkere Speise der Bibel selbst vertragen zu lernen, wenn sie späterhin von selbst Lust bekommen sollten, auch die ganze Bibel zu lesen."

Die Krugschen Bedenken sind im Laufe der Zeit durch die Erfahrung

Digitized by Google

bestätigt. Wäre zeitig auf solche Warnerstimmen geachtet worden, so wären der deutsch-evangelischen Kirche die erbittertsten aller inneren Wirren erspart geblieben. Statt dessen kam die entgegengesetzte Anschauung, die sich in dem vorher angeführten Königsbriefe so drastisch kundgibt, derart zur Alleinherrschaft über die Kirche, daß jene schlichte Frömmigkeit der älteren Zeit größtenteils aus der Kirche hinausgedrängt wurde. Daß dieselbe dadurch nicht erstarb, hat uns bereits die Geschichte des Christusliedes (S. 131—148) gezeigt. Auch die Geschichte der Theologie ist in all den auf einander folgenden und mit einander streitenden Schulen durch keine anderen Fragen tiefer bewegt, als durch diejenigen der Bibelautorität und Bibelkritik. Mehr jedoch noch werden wir in der Geschichte der Kirche selber diese Gegensätze akut werden sehen. Schon die Art der Entstehung und der Bekämpfung der protestantischen Freunde bietet bleibend lehrreiche Zeugnisse dafür, wie die Theorien sich in der Praxis zugespitzt haben. In den späteren Wendepunkten aber hat der schon damals durch die Staatsgewalt in die Kirche hineingetragene Zersetzungsprozeß noch viel größere Dimensionen angenommen. Man versteht diesen ganzen Gang der Dinge nur dann, wenn man die nachmals miteinander ringenden Anschauungen in der Art, wie es oben geschah, auf ihre älteren Keime zurück verfolgt. Denn kaum in irgend einer anderen Frage hat das eine Extrem so sehr zum Rückschlag in das entgegengesetzte geführt.

Je fanatischer die Forderung auftrat, der Restauration der mechanischen Inspirationstheorie die wissenschaftlichen Ergebnisse der ernsten Forschung des 18. Jahrhunderts zum Opfer zu bringen, desto maßloser ist auch die Kritik ihrerseits ausgeartet. Jetzt blieb es nicht mehr dabei, daß die Geologie gegen das Sechstagewerk, die Astronomie gegen den Stillstand der Sonne, die Ägyptologie gegen die alttestamentliche Chronologie, die Entwicklungslehre gegen den Schöpfungsgedanken Front machte, sondern es kam nach und nach dahin, daß jede neue Entdeckung zuerst darauf hin angesehen wurde, inwiefern sie sich nicht nur gegen eine Bibelautorität verwerten ließ, die die heiligen Bücher selber sich nie beigelegt haben, sondern gegen die Tatsächlichkeit der göttlichen Offenbarung als solcher.*)

*) In den die folgenden Perioden erfüllenden Kämpfen werden wir die „Pendelschwingung“ (die schon Turgeniew gerade mit Bezug auf „Väter und Söhne“ beobachtet hat) bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts zu verfolgen haben. Je mehr diejenige Bibelauffassung, welche im wesentlichen u. a. sowohl der ältere Harnack wie der ältere Delitzsch vertraten, sich in ihrer Alleinherrschaft sonnte, desto stärker ist der Rückschlag nach der entgegengesetzten Seite in der folgenden Generation geworden. Inwiefern der „Offenbarungsbegriff“ im Sinne von Rothe, von Scholten, von Lipsius, inwiefern „das Wort Gottes in der heiligen Schrift“ im Sinne von Nitzsch wissenschaftlich stichhaltig ist oder nicht, dafür haben doch die kindischen Wortspielereien mit „Babel und Bibel“ schlechterdings keinen neuen Beitrag gegeben. Aber wie sind dieselben aus-

Digitized by Google

So hat denn das Buch der Offenbarung auf lange hinaus dafür büßen müssen, daß sich eine ungeschichtliche Theorie über dasselbe dem geschichtlichen Eindruck, den es selbst auf den unbefangenen Leser macht, in den Weg stellte. Nach dem Ablauf der Pendelschwingung pflegen jedoch die Erfahrungen von hüben und drüben schließlich doch dem kirchlichen Leben zugute zu kommen. Speziell die Bibelgesellschaften sind im Laufe der Zeit — genau so wie die Vereine für äußere und innere Mission — über die Monopolisierung hinausgewachsen. Was aber eine allgemeinere Bibelkenntnis gar erst für den Protestantismus der Zukunft besagt, läßt sich nur dann allseitig überschauen, wenn man auch hier wie durchweg den Blick auf die Kirchen der päpstlichen Gegenreformation mit dem Blick auf die Kirchen der evangelischen Reformation verbindet. Dazu verhilft aber eben wieder am besten die Geschichte jener Gesellschaften. Sie haben durch die neue Betonung des Formalprinzips des Protestantismus den Anlaß geboten, die päpstliche Politik sich in einer Weise selbst charakterisieren und — prostituieren zu lassen, wie es seit den Kathedralsprüchen Leos X. gegen die Thesen Luthers einer-, der Unigenitusbulle im jansenistischen Streit andererseits kaum wieder in gleicher Weise geschehen war. Es ist ein ausgesprochen unevangelischer Geist, welcher sich alsbald nach der Restauration rückhaltslos in dem Breve Pius' VII. gegen die evangelischen Bibelgesellschaften enthüllte. Fromme deutsche Katholiken können sich in diese für sie fatale Tatsache so schlecht hineinfinden, daß sie immer neue Umdeutungen versuchen. Der deutsche Katholizismus hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ernsten Bibelstudium mit den evangelischen Kirchen zu rivalisieren begonnen. Die ehrliche Bibelforschung hat freilich auch damals zu solchem Martyrium geführt, wie demjenigen des Mainzer Professors Isenbiehl, der die Jesajastelle von der jungen Frau

genutzt worden, um dem Offenbarungsgehalt der heiligen Schrift selbst eins zu versetzen! Wir sind zufällig in der Lage, es durch eigene Erfahrung aus dem Jahre 1856 zu bekunden, wie sehr die modernste Mode über das Ziel hinausschießt. Der Geniusschüler Rödiger hat auch in jenem Jahr (wie übrigens schon lange vorher) in seinem Genesiskolleg die älteren babylonischen Erzählungen Punkt für Punkt neben die jüngeren israelitischen gestellt. Duch die fortgesetzten Ausgrabungen sind die Anschauungen jener ernsten ehrlichen Forschung nur aufs neue als vollberechtigt erwiesen. Aber demjenigen Geschlecht, welches (wie schon König Friedrich Wilhelm IV.) in dem Geleise Hengstenbergs aufwuchs, waren solche „ungläubigen" Rationalisten nachgerade ebenso unbekannt geworden, als wenn es unter der Herrschaft des päpstlichen Index gelebt hätte. Bei einer derartigen Vorgeschichte kann die Unkenntnis des jüngsten Geschlechts, welches alles, was aus der Zeit vor Wellhausen datiert, als „in die Rumpelkammer geworfen" ansieht, nicht einmal Verwunderung erregen. Um so mehr aber schien uns gleich in der ersten Periode, bei welcher es sich doch vor allem darum handelt, die die ganze nachfolgende Entwicklung bedingende Linie von vornherein richtig zu ziehen, eine prinzipielle Stellungnahme am Platze.

Digitized by Google

sprachlich nicht mehr von einer Jungfrau verstehen konnte. Aber das Bibelstudium hat sich unter den deutschen Katholiken weder durch die Index- noch durch die Inquisitionskonkregation wieder ausrotten lassen. Eben darum will man es hier jedoch noch immer nicht gelten lassen, daß es in den Ländern der heutigen Los von Rom-Bewegung ganz anders aussieht. Der „religiöse Katholizismus", wie er in Deutschland unter dem indirekten Einfluß der Reformation erstarkt ist, wird noch viele bittere Erfahrungen zu machen haben, bis er sich davon überzeugt hat, daß der „politische Katholizismus" einfach identisch ist mit der päpstlichen Politik.

Diese Unkenntnis über die wirklichen Tendenzen des Papsttums hat sich in einer Zeitungskontroverse im Jahre 1865 in Wiesbaden, welche in der damaligen Zeitgeschichte eine sehr untergeordnete Episode ausmacht, an dieser Stelle aber um der prinzipiellen Belehrung willen, die sie einschließt, Berücksichtigung verdient, in wirklich tragikomischer Weise gezeigt. Der verdienstvolle dortige Pädagoge Schirm hatte auf die Erinnerung an jenes Breve Pius' VII. im Syllabus hingewiesen. Darauf trat ihm ein Preßkaplan gegenüber, der allerdings noch nicht derartig dressiert war wie im nachmaligen Kulturkampf, und leugnete einfach, daß dieses der Fall sei: keine der 80 Thesen, die der Syllabus verwerfe, sei gegen die Bibelgesellschaften gerichtet. Der gute Mann hatte einfach nicht auf die Register der päpstlichen Erlasse, unter welche die verdammten Sätze subsumiert waren, geachtet. Und doch war der Zweck des Syllabus als einer bloßen Aufzählung und Sammlung päpstlicher Kathedralerlasse von Anfang an deutlich genug ausgesprochen, wenn auch erst das Vatikankonzil diesen Kathedralerlassen offiziell die Unfehlbarkeit zusprach.

Je höher seitdem das Machtgebiet des Papismus im 19. Jahrhundert gestiegen ist, desto mehr wird jedoch das 20. sich wieder auf den Inhalt der biblischen Offenbarung zu besinnen haben. Ein kleines Vorzeichen dafür, daß dies im Werden ist, dürfte schon darin liegen, daß der Verfasser der weitverbreiteten „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", Houston Stewart Chamberlain, das Bedürfnis gefühlt hat, sich die „Worte Christi" persönlich zu vergegenwärtigen. Wir werden in späterem Zusammenhang Anlaß haben, der Kritikasterei zu gedenken, die sich auch bei diesem Anlaß aus dem Kreise der „Jüngsten" zur Geltung zu bringen versucht hat. An diesem Ort aber, wo es sich erst um die Anfänge des abermals neu aufgenommenen Kampfes zwischen Bibelverbot und Bibelverbreitung handelt, scheint es statt dessen am Platz, einem zusammenfassenden „Friedensprogramm" einige der auf die (wie geschichtlich erwachsene, so auch geschichtlich bedingte) Autorität der Bibel bezüglichen Ausführungen einzufügen.*)

*) Das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich liberalen Rich-

Digitized by Google

Es wäre für unsere inneren Streitigkeiten sehr vorteilhaft, wenn recht viele mit der Kenntnis der papistischen Kontroversliteratur aufgewachsen wären und sich schon als Kinder vor das Problem gestellt gesehen hätten, welches der Vorläufer und engste Landsmann Janssens, Dr. Rützes, so geschickt formulierte: „Luther ist durch Lessing ad absurdum geführt; an Stelle seines Schriftprinzips ist die Erkenntnis getreten, daß die mündliche Tradition der schriftlichen vorhergeht und sie erst begründet". Das Kartenkunststück, die unseren kanonischen Evangelien zu Grunde liegende mündliche Überlieferung über die Reden und Taten des Herrn mit der nachmaligen papistischen Tradition zu identifizieren, findet sich ähnlich sogar bei Möhler. Nimmt man dazu noch die vollständige Diskreditierung aller über die Inspiration eines Buches aufgestellten Formeln, so muß man allerdings zugeben, daß auch hier abermals eine Inkonsequenz der altprotestantischen Dogmenbildung vorliegt, die sich in keiner Weise bestreiten läßt. Denn sie hat ohne genügende wissenschaftliche Begründung ein einzelnes Stück der altkirchlichen Autorität festgehalten, während sie den Rest in die Ecke stellte. Es wird daher auch hier ebenso wie bei der Mirakelfrage darauf ankommen, die religiöse Idee von der dogmatischen Inkrustierung zu trennen.

Ist dies aber so schwer, wenn wir uns einfach klar machen, daß der Wert der biblischen Schriften für jeden einzelnen Christenmenschen doch nicht davon abhängig ist, inwiefern sie inspiriert sind, sondern inwiefern sie ihn selbst inspirieren? In dieser Beziehung brauchen wir uns aber nur klar zu machen, was schon in der alten Kirche, und dann wieder in allen den Jahrhunderten seit der Reformation, diese Schriften für die Gesundheit des Volkslebens der christlichen Völker bedeutet haben. Wer den köstlichen Abschnitt hierüber in Häussers Reformationsgeschichte noch nicht kennt, der sei hier ausdrücklich auf denselben verwiesen. Denn seine streng historischen Nachweise haben eine ganz andere Tragweite als alle dogmatischen Formeln. Auf dem von ihm gebahnten Wege weitergehend, möchten wir für den biblischen Kanon einfach die gleiche Eigenschaft in Anspruch nehmen, die sowohl der Entstehung jedes nationalen Staatswesens für seine Angehörigen zukommt, wie der Familiengeschichte des einzelnen für die Glieder einer und derselben Familie. Oder werden wir nicht das eine wie das andere Mal das Werk der göttlichen Vorsehung in dem erkennen, was uns als einzelnen wie als Volksgenossen von höherer Hand — durch Gottes Gnade — zugefallen ist? Sollte es aber anders sein mit dem Buch, welches alle Jahrhunderte hindurch für alle papstfreien Völker der Quell ihrer höchsten Güter gewesen ist? Unser Vaterhaus ist aus gleichem Stein und Holz gebaut worden wie alle anderen. Aber als unser Vaterhaus hat es für uns einen einzigartigen Wert. So ist die Bibel genau aus demselben Material, mit denselben Werkzeugen vollendet, wie alle anderen Bücher der Weltliteratur. Aber für die evangelischen Kirchen bleibt sie das Buch aller Bücher. Sie stehen und fallen mit ihr. Um sie wiederum zum wirklichen Volksbuch zu machen wie für unsere Väter und Großväter, muß allerdings die Decke Mosis weggenommen werden, die in einer ungeschichtlichen Theorie über sie liegt. Aber was hat diese Theorie damit zu tun, daß wir uns der Gabe Gottes in dem Buch erfreuen, von dem wir auch heute noch mit unserem Herrn sagen müssen, daß kein Titelchen und kein Häkchen davon fallen wird, bis der Entwicklungsgang der Menschheit zu Ende ist?

Noch ist es eine völlig im Werden begriffene Scheidung der Geister, die sich auf dieser unzerstörbaren Grundlage zwischen Papismus und

rung S. 32—34 (In: „Ein Friedensprogramm und Abwehr einer Kriegserklärung". Berlin C. A. Schwetschke u. Sohn, 1900).

Digitized by Google

Kryptopapismus einer-, Christusglaube und Christusnachfolge andererseits anbahnt. Ein allseitiger anerkanntes Kriterium aber kann es schwerlich geben, als das in allen Religionsformen wiederkehrende Wort: „Was ihr nicht wollt, daß die Leute euch tun, das tut auch ihr ihnen nicht!“ Die päpstliche Politik fordert durch die Zentrumspartei Toleranz. Wie sie ihrerseits diese Toleranz auch im 19. Jahrhundert verstanden hat, mögen uns die im nächsten § zusammengestellten Tatsachen zeigen, die sich in den folgenden Perioden noch ganz anders verdichtet haben.

---

§ 12.

Der Jesuitenorden im Kirchenregiment der evangelischen Kirche.

Pater Beckx, der langjährige General des Jesuitenordens, und das von ihm beichtväterlich geleitete Herzogspaar von Anhalt-Köthen gehören untrennbar zusammen. Das Bild ihres Verkehrs untereinander muß jedoch nach zwei Seiten hin vervollständigt werden. Zunächst dürfen der Hofmarschall von Haza-Radlitz und der Kabinetssekretär Klitsche de la Grange, welche, bevor sie ihre Herrschaft bekehrten, sich selber bekehren ließen, schon deshalb niemals vergessen werden, weil in ihnen die in Hoftracht (beispielsweise mehr als einmal am schwedischen Hofe) fungierenden Jesuiten-Affilierten des 17. Jahrhunderts aufs neue erstanden waren. Den eigentlichen Mittelpunkt des markanten Zeitbildes aus dem 19. Jahrhundert aber sollte eigentlich das evangelische Konsistorium einnehmen, welches unweigerlich den Befehlen eines zum Werkzeug der Jesuiten gewordenen Gebieters gehorchte und — — nach restaurativem Kirchenrecht gehorchen mußte.

Schwerlich möchten sich für die von dem restaurierten Jesuitenorden alsbald ebenfalls restaurierte Propaganda an den Fürstenhöfen bezeichnendere Daten ausdenken lassen, als es die Lebensläufe der beiden eben genannten Hofleute tatsächlich sind. Der Übertritt des herzoglichen Paares erfolgte am 27. Oktober 1825. Am 7. Juli 1825 hatte der Hofmarschall den gleichen Schritt öffentlich getan, nachdem er schon seit zwei Jahren für die Verbreitung der Ideen des Grafen de Maistre (die in Friedrichs Geschichte des Vatikankonzils mit Recht den Ausgangspunkt bilden) gewirkt hatte. Der Kabinetssekretär seinerseits hatte den gleichen Schritt schon 1822 in Hildesheim getan, wo wir dem Pater Beckx ebenfalls in denselben Jahren

Digitized by Google

begegnen. Daß auch Herr Klitsche de la Grange bereits von dieser Zeit an für höhere Zwecke in Aussicht genommen war, beweist die naive Notiz eines seiner Panegyriker, er habe zunächst beabsichtigt, sich dem geistlichen Stande zu widmen, aber bald erkannt, daß dies sein Beruf nicht sei, und sei dann in die Dienste des Herzogs getreten.

Im Fall des Grafen Friedrich Leopold Stolberg lassen sich die überaus klug gerade auf sein Naturell berechneten Einwirkungen volle sieben Jahre zurück verfolgen. Bei dem Grafen Karl von Schönburg-Wechselburg werden wir sogar bis zu dem Kammerdiener seines Vaters zurückgeführt. Bei dem Köthener Herzogspaare bedurfte es allerdings keiner so langen Zeit, weil die ganze Atmosphäre am Hofe Karls X. in Paris mitwirkte. Um so rascher lassen sich die interkonfessionellen Einflüsse dieser neuen fürstlichen Bekehrten beobachten. Mit Bezug auf die innere Gestaltung des deutschen Katholizismus haben diese Einflüsse uns schon im zweiten Bande beschäftigt (S. 675 ff.). In unserem nunmehrigen Zusammenhang aber kommen obenan die Beschreibungen der Sammler der Konvertitenbilder in Betracht, welche die Stellung des staatskirchlichen Konsistoriums nach dem Übertritt des summus episcopus drastisch beleuchten. Die darin niedergelegte Rechtsanschauung des Papismus und Kryptopapismus hinsichtlich der „Schwesterkirche" darf auch für die Folgezeit niemals aus dem Auge verloren werden.

Zur vollen Würdigung dieser „Rechtsanschauung" muß man sich nur zugleich stetig vergegenwärtigen, daß die alte Aera der Fürstenbekehrungen — wie die der Konversionen überhaupt — seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Ende erreicht hatte, daß somit der restaurierte Jesuitenorden nunmehr auch nach dieser Seite hin (genau wie in der — der ersten Bestätigung des Ordens gefolgten — Begründung der Kongregationen für Index, Inquisition und Propaganda) die gesamte Papstkirche in seine Bahnen hineinzog. Sogar in jener alten Aera aber, so viele Vergewaltigungen der evangelischen Untertanen sie auch zur Folge gehabt hatte, war denselben doch nicht jedes eigene Recht versagt worden. Als Heinrich IV. Paris einer Messe wert gefunden hatte, gab er dafür den Hugenotten das Edikt von Nantes. Als August der Starke um der Krone Polens willen die damalige Form des (durch das moderne Zentrum zur Regel gewordenen) Kuhhandels betrieb, hat er sich den sächsischen Ständen gegenüber verpflichtet, die Verwaltung der evangelischen Kirche den in evangelicis beauftragten Ministern zu übertragen. Seit der Restauration des Jesuitenordens im 19. Jahrhundert, unter dem Einfluß der Hallerschen „Restauration der Staatswissenschaften" auf die Staatslenker, ist dagegen eine derart veraltete Rücksichtnahme auf die Glaubensfreiheit der (nach Pius' IX. Brief an Kaiser Wilhelm I. schon durch

Digitized by Google

die Taufe „dem Papste zugehörigen") Ketzer nicht mehr als nötig erachtet. Die „übersichtliche Darstellung der Bekehrungen zur katholischen Kirche seit Anfang des 19. Jahrhunderts" von Rohrbacher (französisch 1827, deutsch 1844) und die vielbändigen „Konvertitenbilder" von Räß und Rosenthal*) bieten authentische Zeugnisse für diesen „korrekten" Standpunkt in Fülle. Lassen wir sie also wenigstens über diesen Einzelfall in ihrer eigenen Sprache reden!

In den Rosenthalschen Konvertitenbildern werden die der Rückkehr des Herzogs folgenden Vorgänge dahin geschildert: „Obschon der Herzog in einer nach seiner Rückkehr von Paris (am 13. Januar 1826) abgegebenen Erklärung öffentlich versprach, die Rechte seiner protestantischen Untertanen zu schützen und aufrecht zu erhalten, so hielten sich doch die herzogliche Regierung und das Konsistorium bemüßigt, den Herzog zu ersuchen, „eine Oberbehörde zur Leitung der geistlich-evangelischen Angelegenheiten des Herzogtums zu ernennen". Dabei wurde bemerkt, daß auch andere zur katholischen Kirche übergetretene Fürsten, wie die von Sachsen, Gotha u. s. w., ihren Episkopalrechten entsagt und diese an ein Oberkonsistorium gewiesen hätten. Wie leicht begreiflich wurde diese Forderung von dem Herzog mit Entschiedenheit zurückgewiesen, worauf sich die Betreffenden beruhigten".

Noch bezeichnender ist Rohrbachers Erzählung desselben Faktums: „Der Fürst lud die Mitglieder der Regierung und des Konsistoriums zu sich, bezeugte ihnen sein Erstaunen über ihren Schritt und sagte ihnen, daß sein Übertritt seine Rechte als Souverän in nichts ändern könne. Und wahrlich, wie könnten diejenigen, welche in Sachen der Religion keinerlei Autorität anerkennen, den Papst und die Bischöfe verwerfen, die Rechte des Papstes und der Bischöfe sich beilegen und Laien das übertragen, was sie dem Oberhirten der Kirche verweigern? Wie könnte, während so viele andere protestantische Fürsten die katholische Kirche unterjochen, während man sie in einem benachbarten Königreich ohne Bischöfe läßt und ihre Schulen unterdrückt, wie, sage ich, könnte ein katholischer Souverän sich alles Einflusses auf die protestantische Gemeinschaft begeben? Der Herzog von Anhalt teilte seine Bemerkungen den anwesenden Mitgliedern mit, welche sich gerne darein fügten und hinzusetzten, da der Fürst diese Meinung habe, so sei alles abgemacht."

Daß das, was „abgemacht war", nichts anderes besagte als die Beherrschung des evangelischen Kirchenregiments durch den Jesuitenorden, bezeugt die gesamte Tätigkeit des Pater Beckx deutlich genug. Er ist der Beichtvater der Herzogin auch dann noch geblieben, als sie sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Wien zurückgezogen hatte.

Bevor wir daher die übrigen Dinge, zu welchen die fürstlichen Werkzeuge des Ordens verwertet wurden, weiter verfolgen, glauben wir speziell diese Stellungnahme des Pater Beckx noch etwas beleuchten zu sollen. Wir müssen zu diesem Behufe allerdings bereits den Beginn des nachmaligen Rückschlages mit hineinziehen, zu welchem die Errungenschaften

*) Eine genauere Charakteristik der Werke von Rohrbacher und Rosenthal findet sich in der Monographie: „Welche Wege führen nach Rom?" S. 44—52. Vgl. ebendaselbst die Daten über das Köthener Herzogspaar S. 75—81.

Digitized by Google

gerade des Beckxschen Generalates in der Zeit des werdenden Evangelischen Bundes geführt haben. Es dürfte dies jedoch um so mehr am Platze sein, weil die ersten Nummern der mit dem 1. April 1887 ins Leben getretenen „Kirchlichen Korrespondenz für die deutsche Tagespresse",*) welche bei Anlaß des Todes von Beckx an seine Köthener Errungenschaften erinnerten, schon heute zu den literarischen Seltenheiten gehören.

Der am 4. März 1887 im höchsten Alter verstorbene Jesuitengeneral Beckx (im Jahre 1795 am 8. Februar geboren, hat er das Alter unseres Kaisers noch um zwei Jahre übertroffen) hat zweifellos neben den ersten Generalen des alten Ordens den gewaltigsten Aufschwung der Gesellschaft Jesu erlebt. Im Jahre 1819, 5 Jahre nach der Wiederherstellung derselben, als Novize eingetreten, hat er als der Nachfolger seines belgischen Landsmanns Roothaan eine Periode in der Jesuitengeschichte begründen helfen, deren spätere Darstellung aus den Geschichtsquellen des Ordens selber an Reichtum des Inhalts die berühmte — ebenfalls von der belgischen Ordensprovinz herausgegebene — Imago primi saeculi noch überbieten dürfte. Aber wie wenig wissen die Zeitgenossen von der persönlichen Tätigkeit des papa nero, der sich mit dem papa bianco in die auf der Münsterschen Katholikenversammlung von 1885 von Windthorst dem letzteren zugeschriebene Herrschaft über die Welt teilt.

Mit den landläufigen Vorstellungen von dem Jesuitismus als solchem, mögen sie günstig oder ungünstig sein, kommt man nicht weit. Aber es ist nun einmal so: die eigentlich wichtigste Arbeit der Jesuiten, sowohl des Ordens als Ganzem, wie seiner einzelnen Mitglieder, entzieht sich der Öffentlichkeit und somit auch der Kenntnis des Historikers; sie ist eben in Wirklichkeit eine Maulwurfsarbeit, die „sich nur an ihren Früchten erkennen läßt". Bei dem Nachfolger von Pater Beckx wird man immerhin die von ihm längere Zeit redigierten „Stimmen aus Maria Laach" hinsichtlich der Be-

*) Die ersten in dieser Korrespondenz den Zeitungen dargebotenen Artikel haben es mit den damaligen — durch Kardinal Kopp bedeutsam modifizierten — kirchenpolitischen Vorlagen der preußischen Regierung zu tun, sowie weiterhin mit den Ursachen der gesamten kirchlichen Lage, mit der damals erst geplanten Militärdienstbefreiung der römisch-katholischen Theologen und mit der kirchlichen Lage in Elsaß-Lothringen unter dem Statthalter von Manteuffel. Die zweite Nummer begleitet die von Kopp umgestalteten Vorlagen von dem Herrenhaus ins Abgeordnetenhaus und bringt daneben fernere Leitartikel über die Beunruhigung des evangelischen Volkes und die wahre Natur des Zentrums. Aus dem — in Nr. 3 und 4 noch mehr im einzelnen beleuchteten — Hintergrund der damaligen Zeitlage mögen wenigstens noch „Ein Weg zur Einigung des deutschen Protestantismus", sowie die Artikel über die Prozessionsfrage und über die Konfiskation der Thümmelschen Schrift „Rheinische Richter und römische Priester" herangezogen werden, um dem heutigen Leser den überraschenden Erfolg, den bereits dieser erste Appell an das evangelische Gemeingefühl hatte, verständlich zu machen. Nicht am wenigsten hat dazu aber gewiß der den Zeitungsfeuilletons angebotene Nekrolog des kurz vorher verstorbenen Jesuitengenerals beigetragen: mit dem darin enthaltenen Rückblick auf die Zeit der römischen Propaganda am Köthener Hofe. Der genannte Nekrolog erschien zuerst in Nr. 2 und 3 der Zeitungsausgabe. Die (im Satz stehen gebliebenen) vier ersten Nummern aber wurden dann zu der ersten Nummer der (gegenwärtig in 33500 Exemplaren verbreiteten) Mitgliederausgabe zusammengestellt.

Digitized by Google

urteilung seiner Regierung zu Grunde legen können. Außerdem muß der vergleichende Beobachter alsbald auf die merkwürdige Tatsache stoßen, daß der Schweizer Anderledy sich ebenso wie der Belgier Beckx seine Sporen in Deutschland verdient hat. Und daß der eine wie der andere trotz des Jesuitengesetzes durch hunderte von Fäden mit dem Gang der Dinge in Deutschland verbunden geblieben ist, kann nur derjenige bezweifeln, für welchen die große Mehrzahl zumal der mediatisierten Höfe bei der Wertung der die Zeit bestimmenden Mächte außer Betracht bleibt.

Nur eine einzelne Episode aus der umfassenden Tätigkeit des Pater Beckx ist jedoch genügend bekannt, um uns von der Art seines Einflusses ein lehrreiches Beispiel zu bieten. Es ist die Rolle, in welche er (nachdem er erst einige Jahre vorher in den Orden eingetreten war) bei der Konvertierung des Herzogs und der Herzogin von Köthen sich zuerst mit seinen Genossen geteilt, und die er sodann als Beichtvater der Herzogin allein weiter gespielt hat.

Daß das Verdienst der Bekehrung des fürstlichen Paares in erster Reihe verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu zufällt, steht außer Zweifel. Die Berichterstatter nennen in erster Reihe den Pater Ronsin als denjenigen, welcher „ihre religiösen Meinungen regelte“. Ebenso konnte es schon den Mitlebenden nicht verborgen bleiben, daß diese „Regelung“ während eines Aufenthalts am Hofe Karls X. in Paris im Laufe des Jahres 1825 stattfand, obgleich die Erklärung des Herzogs über seinen Übertritt erst nach der Rückkehr von Paris am 13. Januar 1826 erfolgte. Aber erst in der Folgezeit ist der Schleier gelüftet, unter dem sich die Helfershelfer des Paters verbargen, und man konnte nunmehr in eine Sachlage hineinblicken, wie sie in der ersten Periode der jesuitischen Gegenreformation oft genug vorgekommen war, im Lichte des 19. Jahrhunderts aber unmöglich zu sein schien. Denn genau wie damals waren es angesehene Hofbeamte, welche die Stimmung des fürstlichen Gebieters in ähnlicher Weise zu beeinflussen wußten, wie wir dies bei der siebenjährigen Seelenführung des Grafen Friedrich Leopold Stolberg — zuerst durch emigrierte französische Priester und sodann durch geistreiche vornehme Damen — zu verfolgen im stande sind. Dabei haben es die Herren von Haza-Radlitz und Klitsche de la Grange auch durch ihre literarische Tätigkeit keineswegs verdient, daß die Gegenwart ihre Verdienste so schnell vergessen hat. Herr Albert von Haza-Radlitz hatte die wichtige Stellung als Hofmarschall des Herzogs in Händen und hat als solcher seine Herrschaft nach Paris begleitet. Dort ist sein eigener Übertritt am 5. Juli 1825 erfolgt, während der Herzog und die Herzogin erst am 27. Oktober des gleichen Jahres „in die Hand des Erzbischofs von Paris ihre bisherigen Irrtümer abschworen“. Seine schriftstellerische Propaganda für die jesuitischen Grundsätze begann aber schon 2 Jahre früher mit der Übersetzung eines Werkes des Grafen de Maistre (Naumburg 1823). Über den Übertritt seines fürstlichen Herrn hat er ein eigenes Schreiben verfaßt, welches dem Zeugnis seiner Biographen zufolge in den „vornehmen“ Kreisen weit verbreitet war und u. a. die Bekehrung des Barons von Bock zur Folge hatte. Ebensowenig hat er es an einer der üblichen Kontroversschriften fehlen lassen, an welchen die englische und deutsche Literatur unseres Jahrhunderts so reich ist. (Offenbach 1827.) Später hat er sich wieder auf Übersetzungen beschränkt, die nunmehr auch nicht mehr in protestantischen Verlagsorten erschienen; so der Biographie des heil. Ignatius von dem Jesuitenpater Bouhours (Wien 1835), und der Werke des Kardinals Lambruschini (Regensburg 1839).

Fast noch bezeichnender als der Einfluß des Herrn von Haza-Radlitz ist der von Theodor Friedrich Klitsche de la Grange, und er scheint noch früher wie jener mit dem späteren Jesuitengeneral selber gemeinsame Arbeit besorgt zu haben. Wenigstens ist sein

Digitized by Google

Übertritt in dem gleichen Hildesheim, von wo aus Beckx schon vorher für den Jesuitenorden tätig gewesen war, im Jahre 1822 erfolgt. Von seiner weiteren Tätigkeit aber berichten seine Panegyriker, daß er „zunächst beabsichtigte, sich dem geistlichen Stande zu widmen, aber bald erkannte, daß dies nicht sein Beruf sei, und in die Dienste des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen trat". Nach der Konversion des Herzogs ernannte ihn derselbe zu seinem Geschäftsträger in Rom, welche Stelle er bis 1830 bekleidete. Aus seiner späteren Zeit sei hier nur erwähnt, daß er 1860 Brigadekommandeur in Neapel war, Pallavicinis Gegenschrift gegen Sarpis Geschichte des Tridenter Konzils übersetzte, und sich außerdem auch noch in der antiprotestantischen Romanliteratur neben Konrad von Bolanden einen Namen gemacht hat.

Aber wie interessant auch diese Dinge sind, so wird man doch immerhin fragen können: Was hat die persönliche Tätigkeit gerade des Pater Beckx mit denselben zu tun? Nun, — — es ist wieder einer der modernen Rompilger selber, der Hamburger Drewes, dem wir die Mitteilung der bezeichnenden Tatsache verdanken, daß Beckx der Beichtvater der Herzogin gewesen sei. Nach dem Tode ihres Gemahls ist sie sogar selber nach Wien gezogen, wo ihr persönlicher Verkehr mit Beckx mit der gleichzeitig immer mehr verspürbaren Herrschaft der Konvertiten im modernen Österreich zusammentraf. In welcher Art Pater Beckx gerade dieses fürstliche Beichtkind zu verwerten verstand, darüber liegen zum Überfluß noch zwei denkwürdige Zeugnisse vor. Die Selbstbiographie des frommen Fürstbischofs Sedlnicky erzählt uns, daß das päpstliche Schreiben, welches ihn — gleichzeitig mit der Begnadigung seiner Kollegen Droste und Dunin durch Friedrich Wilhelm IV. — zu seinem Rücktritt veranlaßte, durch die Herzogin von Köthen ihm zukam. Fürstin Melanie von Metternich aber berichtet in den Denkwürdigkeiten ihres Gemahls eingehend von einem ihrer Besuche bei der Herzogin, und es ist dabei wieder so recht bezeichnend, wie die geborene Katholikin an dem leidenschaftlichen Fanatismus der Konvertitin keinen Gefallen gefunden hat. So erinnert denn der ganze Einfluß des letzten Jesuitengenerals schon auf sein erstes fürstliches Beichtkind einmal wieder recht auffällig an die Vorschrift, die schon Loyola seinen Nachfolgern über ihre Stellung als Beichtväter der Fürsten gegeben hat. Vgl. Loyolas Brief an den Pater Polanco in Druffels Münchener Festrede in der Bayrischen Akademie d. Wissensch. am 25. Juli 1879 („Ignatius v. Loyola an der römischen Kurie" S. 17, 18).

Für den kirchengeschichtlichen Gesamtüberblick über das 19. Jahrhundert ist diese Köthener Episode nur der erste einigermaßen faßbare Knotenpunkt für die vielfachen Fäden, die wir im Laufe der nachfolgenden Perioden bis zu der klerikalen Nebenregierung während des Kulturkampfes aneinander zu reihen haben. Wir werden daher in jedem der weiteren Abschnitte auch die Fortspinnung dieser Fäden im Auge zu behalten haben. Vorderhand aber müssen wenigstens die lokalen Errungenschaften im Köthener Lande (das seine Vorpostenstellung im Lager der Propaganda in der Reaktionszeit nach 1848 an Rudolstadt abtrat) kurz registriert werden. Fürst Alexis von Anhalt-Bernburg hat darüber schon am 2. Dezember 1826 an einen Neffen berichtet: „Es heißt, die katholische Kirche in Köthen soll 1830 fertig gebaut sein. Das ganze Land muß jetzt Beiträge dazu geben, viele davon sind bedeutend." Was für ein Wert am päpstlichen Hofe auf diesen pomphaften Kirchenbau gelegt wurde, bezeugte der Papst persönlich durch die Schenkung zweier Marienbilder, der Statuen von Petrus und Paulus

Digitized by Google

und eines silbernen Kreuzes, in welches ein Stück des wahren Kreuzes eingelegt war (vgl. Rosenthals Konvertitenbilder, I S. 344). Im Mittelalter hatte man davon reden dürfen, daß man mit den von Rom aus verteilten Stückchen dieses Kreuzesholzes ganze Häuser bauen könne. Aber die deutschen Protestanten des 19. Jahrhunderts schien man als gefeit für solch böse Kritik zu erachten.

Einer der ersten von Köthen aus Bekehrten war der Bruder der Herzogin, Graf Gustav Adolph von Ingenheim. Daß gerade ihre persönliche Einwirkung nicht gering angeschlagen werden darf, beweist ein weiterer Brief des schon genannten Fürsten Alexis an den gleichen Adressaten (vom 16. Februar 1831) einige Zeit nach dem Tode des Herzogs: „Daß die verwitwete Herzogin von Köthen sich in Wien gefallen würde, habe ich vermutet. Auch sie gefällt dort allgemein, was sie bei ihrer Klugheit, Liebenswürdigkeit und Schönheit gewiß verdient." Die von der Herzogin in ihrem eigenen Verwandtenkreise befolgte Bekehrungstaktik aber spiegelt sich besonders deutlich ab in dem am 7. Januar 1827 von ihr an einen Prinzen von Lippe gerichteten Briefe. Derselbe ist seinem Wortlaute nach bereits in der Schrift „Der sächsische Adel und der Protestantismus" zum Abdruck gekommen. Wir dürfen uns daher an dieser Stelle mit einem Auszug begnügen:

Das protestantische Lärvchen der Toleranz und Gewissensfreiheit ist zu plump seit einem Jahr verschoben worden, als daß wir nicht täglich, wie wir es tun, Gott danken sollten, aus den heillosen Irrlehren erlöst zu sein. Prahlen Sie alle nur immerhin mit Ihrer Freiheit des Glaubens, Willens und Denkens; wir wissen vollständig, wie es damit beschaffen ist, wennschon tägliche Erfahrungen uns noch stets bereichern. Mit nichts bin ich einverstandener als damit, daß wir beide uns im Himmel sehen und glückselig fühlen mögen, wie dies jeder Katholik jedem Menschen wünscht und wünschen muß, der Lehre seiner Kirche gemäß. Um aber sich an einem bestimmten Ort zu begegnen, pflegt man den Weg dorthin führend einzuschlagen; dies rate ich Ihnen, teuerster Vetter, sonst wird nichts aus dem rendez Vous éternel, wir kommen in verschiedene étagen und verfehlen uns éternellement. Sie haben ja einen recht lustigen Bruder zum Gott, qui voit bonne et mauvaise compagnie, Heiden, Juden, Türken und Getaufte. Teuerster Törigter, besinnen Sie sich eines Besseren und schaffen Sie den Gott ab, den Calvin und Konsorten zusammen gestoppelt, allein aus dem Grund, weil eine inkonsequente Lehre einen inkonsequenten Gott gebrauchte. Bekehren Sie sich, bester Prinz, denn wie Sie jetzt sind, stolpern Sie kopfüber ins höllische Feuer, und Sie darin zu erblicken, wäre mir eine recht trübe Begebenheit. Gott bessere Sie und erleuchte Sie!

Trotz des ungewöhnlichen psychologischen Interesses, welches das Köthener Genrebild an und für sich bietet, hatte sich uns als Aufschrift dieses § 12 zunächst ein allgemeinerer Titel empfohlen, etwa: „Die Vorboten der kryptopapistischen Knechtung der evangelischen Kirche". Seither hat sich jedoch der Anlaß geboten, die Köthener Vorfälle mit der gleich-

Digitized by Google

zeitigen und gleichartigen Bearbeitung des sächsischen Adels in Verbindung zu bringen. Dabei ergab sich denn bald, daß dem Herd der Propaganda in Köthen eine noch viel tiefere symptomatische Bedeutung zukommt, als es bis dahin erkannt worden war. Denn was der Jesuitenorden bereits ein Jahrzehnt nach seiner Restauration abermals den Ketzerkirchen gegenüber für moralisch erlaubt hielt, tritt erst in diesem allgemeineren Zusammenhang unzweideutig zu Tage.

Die schon vorher genannte, speziell die Verhältnisse im Königreich Sachsen behandelnde kleine Monographie hatte in ihrem ersten Teile die mannigfachen Verdienste von Mitgliedern des sächsischen Adels zu zeichnen gehabt: hinsichtlich der Gehilfen der reformatorischen Fürsten, mit Bezug auf die Exulanten des dreißigjährigen Krieges und auf die Glaubenstreuen unter August dem Starken, sowie ferner noch als Vorläufer und Genossen Zinzendorfs und als Vorkämpfer der Aufklärung und Pädagogik. Dagegen hat dann der zweite Teil — der chronologischen Reihe nach — die Opfer der Propaganda in der Restaurationszeit, die politischen Konvertiten vor dem Einigungsjahr 1870 und die Proselyten seit der Niederlage des Deutschen Reichs im Kulturkampfe vorführen müssen. Bei der ersten dieser Kategorien war es speziell die enge Beziehung des Köthener Konvertitenkreises zu dem ebenfalls konvertierten österreichischen Generalkonsul Adam von Müller, die es notwendig machte, auch die Köthener und Dresdener Hofkreise in ihrer Verbindung miteinander ins Licht der Geschichte zu rücken. Mit Bezug auf die damalige politische Gesamtlage, innerhalb deren sowohl Adam Müller wie der Köthener Herzog einfach als Werkzeuge der Metternichschen Politik erschienen, hat jene Spezialarbeit sich begnügen können, die prägnante Zeichnung Treitschkes in dem dritten Buch seiner „Deutschen Geschichte" (über die Zeit von 1819—1830) in Erinnerung zu rufen. In unserem jetzigen Zusammenhang muß dagegen diese Zeichnung selbst ihren Platz finden. Denn es ergibt sich gleich auf den ersten Blick eine auffällige Parallele zwischen den von Treitschke geschilderten Intriguen gegen den preußischen Zollverein und der nachmaligen propagandistischen Tätigkeit. Nach der Charakteristik der die preußische Zollvereinspolitik bekämpfenden kleinstaatlichen Einflüsse im allgemeinen, heißt es nämlich im besonderen von Köthen (Band III S. 32 f.):

Unter den Widersachern Preußens verstand doch keiner eine so urwüchsig grobe Sprache zu führen wie der Herzog Ferdinand von Köthen, ein eitler, nichtiger Mensch, der im Jahre 1806 wegen erwiesener Unfähigkeit den preußischen Kriegsdienst hatte verlassen müssen, und jetzt persönlich an die Donau eilte, um „die Mediatisierung des uralten Hauses Anhalt" abzuwenden. Die wirkliche Herrin seines Ländchens war seine Gemahlin Julia, eine geborene Gräfin Brandenburg, Halbschwester des Königs von Preußen, eine Dame von Geist und Bildung, unermeßlich stolz auf ihre fürstliche Würde, den katholisierenden Einflüssen der romantischen Schule eifrig zugetan. Da

Digitized by Google

Metternich den Wert einer solchen Bundesgenossin wohl zu würdigen wußte, so hatte er Adam Müller beauftragt, neben dem Leipziger Konsulate auch das Amt des österreichischen Geschäftsträgers an dem anhaltischen Hofe zu bekleiden, und der gefeierte Publizist der ultramontanen Partei wurde der romantischen Herzogin bald ein unentbehrlicher Ratgeber. Müller haßte seine preußische Heimat mit dem ganzen Ingrimm des Konvertiten. Seinem erfinderischen Kopfe entsprang der Plan zu einem großen Gaunerstück kleinfürstlicher Staatskunst, das die preußische Zollgesetzgebung von innen heraus durchlöchern und mindestens für die Provinz Sachsen unmöglich machen sollte. Das Köthensche Land wird einige Stunden weit von der Elbe durchflossen, und die Elbe zählte zu den konventionellen Flüssen, denen der Wiener Kongreß die „vollkommene Freiheit der Schiffahrt“ zugesagt hatte. Welch eine glänzende Aussicht eröffnete sich also für die Machtstellung Köthens, wenn die Konferenz sich bewegen ließ, die Freiheit der Elbe sofort und unbedingt von Bundeswegen einzuführen. Dann konnte der Herzog, obgleich sein Land vom preußischen Gebiete umschlossen war, eine selbständige europäische Handelspolitik begründen, er konnte die Freiheit der Elbschiffahrt mißbrauchen, um im Herzen des preußischen Staates dem Schleichhandel eine große Freistätte zu eröffnen, den gehaßten Nachbarstaat mit geschmuggelten Waren zu überschwemmen, um ihn vielleicht zur Anwendung seines Zollsystems zu zwingen. Begierig ging der kleine Herr auf diese freundnachbarlichen Gedanken ein; Gewissensbedenken berührten ihn nicht, und den Unterschied von Macht und Ohnmacht vermochte er nicht zu begreifen. Die wiederholten wohlwollenden Einladungen zum freiwilligen Anschluß an das preußiiche Zollsystem hatte er sämtlich schroff abgefertigt, in jenem pöbelhaft schreienden Tone, der allen Schriftstücken dieses Hofes eigen war. „Anhalt, — so erklärte er stolz — kann seine Rettung nur suchen in dem allgemeinen europäischen, völkerrechtlichen Staatenverein und in den Hilfsmitteln, welche ihm seine geographische Lage an großen Strömen darbietet.“

Die Konversion des Herzogspaares ist dem die Geschichte des werdenden Zollvereins schildernden Historiker als zu belanglos erschienen, um sie in diesem Zusammenhang mit zu erwähnen. Dagegen wird die weitere politische Tätigkeit sowohl Adam Müllers wie des Köthener Hofes noch öfters gestreift.

So schon bei der Beschreibung der Ausnutzung der kleinstaatlichen Angst vor dem preußischen Ehrgeiz (S. 33): „Als handespolitischen Ratgeber hatte er (Metternich) sich den Urheber der anhaltischen Schleichhandelspläne, Adam Müller, nach Wien kommen lassen.“ Dann alsbald wieder bei der Charakteristik der „hochgemuten“ Versuche Friedrich Lists, seine nationalen Zukunftshoffnungen durch Anschluß an Österreich zu fördern. Die „wohlwollende Begutachtung“ der Denkschrift Lists über deutsche Industrieausstellungen durch Adam Müller und die jenem von Kaiser Franz persönlich gewährte Audienz figurieren hier sogar gleichwertig nebeneinander (S. 34/5).

Aber auch der Herzog von Köthen tritt noch mehr als einmal in den Vordergrund. Mit Bezug auf die Fortsetzung der den Zollverein anbahnenden Konferenzen wird S. 36 erzählt: „Dazwischen hinein fuhr der Köthener Herzog, dessen anmaßendes Benehmen Bernstorff (der preußische Minister des Auswärtigen) nicht grell genug schildern kann (in den Berichten vom 22. April und 7. Mai 1820), mit wiederholten geharnischten Verwahrungen. Er klagte, man lasse ihn alle Lasten des preußischen Zollwesens tragen, nicht die Vorteile, während es doch lediglich an ihm lag, auf Preußens Anerbietungen einzugehen und auch der Vorteile teilhaftig zu werden. Er drohte, die

Digitized by Google

auswärtigen Garanten der Bundesakte anzurufen zum Schutze der „über allen Angriff erhabenen Sache" des uralten Hauses Anhalt. Schließlich verweigerte er geradezu der Schlußakte seine Unterschrift, wenn ihm der Bund nicht die „freie Kommunikation mit Europa" sicher stelle: „Solange die Herzöge von Anhalt sich in einer drückenden unfreiwilligen Zinsbarkeit gegen einen mächtigen Nachbarstaat befinden, könne für dieses alte Fürstenhaus keine Bundesakte und also auch keine Schlußakte existieren." . . . . . Auf die Schmähungen des Kötheners erwiderte Bernstorff trocken, daß in Dresden bereits seit mehreren Monaten eine Konferenz der Elbuferstaaten tage, dort allein sei der Ort, die Frage der freien Elbschiffahrt zum Austrage zu bringen.

Spannender noch ist der weitere Verlauf einer Episode, die dem heutigen Geschlecht beinahe unglaublich erscheint, während Treitschke nur zu viel Anlaß fand, die damalige Gesamtlage mit derjenigen zur Zeit des Frankfurter Fürstentages von 1863 zu vergleichen (S. 36). Die von ihm erzählten Tatsachen haben an sich mit der Kirchengeschichte nichts zu tun, sind aber von hohem psychologischen bezw. pathologischen Interesse. Erst von ihnen aus gewinnt man ein volles Verständnis dessen, was sich die evangelische Kirche des 19. Jahrhunderts von solchen fürstlichen Werkzeugen des Jesuitenordens schutzlos gefallen lassen mußte.

Wir verweisen daher zuvörderst noch speziell auf die allgemeine Charakteristik der von dem Köthener Herzog und Adam Müller gemeinsam ins Werk gesetzten Schachzüge zur Verhinderung des Zollvereins. Das „blühende Gartenland" war seit dem alten Dessauer so recht „auf den freien Verkehr mit den benachbarten gewerbreichen Bezirken Preußens angewiesen". „Was der Vereinbarung im Wege stand, war allein der tolle Souveränitätsdünkel des Herzogs von Köthen und die weiter bleibende Feindseligkeit seines Ratgebers Adam Müller. Die „Anschließungs-Insinuationen" des Berliner Kabinets wies der Herzog empört zurück: ob man denn nicht einsehe, so fragte er einmal, wie schon die bloße Unnatur eines solchen Verhältnisses, die Unterordnung eines souveränen Fürsten unter die Zolladministration eines benachbarten Staates „dem Bestande eines freundschaftlichen Verhältnisses mit der Regierung desselben durchaus ungünstig sei" (S. 40).

Ist es nicht der gleiche „tolle Souveränitätsdünkel", der uns in der (von den Rohrbacher und Rosenthal als etwas Selbstverständliches hingestellten) Behandlung des evangelischen Konsistoriums entgegengetreten ist? Und doch haben wir hier nur das erste Beispiel des Verfahrens, welches sich in den folgenden Perioden sogar bei manchen äußerlich evangelisch gebliebenen Fürsten immer drastischer zugespitzt hat. Und wie viele ähnliche Naturen sind erst gar durch jenen — von den jesuitischen Emissären so klug umworbenen — „tollen Souveränitätsdünkel" auch persönlich auf den gleichen Weg nach Rom geführt worden! Auch die unmittelbar folgende Bemerkung Treitschkes, daß „mit Vernunftgründen bei diesem Hofe nichts auszurichten war", hat sich nachmals ebenfalls in zahlreichen ähnlichen Fällen bewährt. Solche „Vernunftgründe" sind allerdings das gerade Gegenteil derjenigen Argumente, mit welchen die Herzogin ihren Lippeschen Vetter in ihrer französisch pointierten Geistreichigkeit zu bekehren bemüht war.

Digitized by Google

Man muß es nun wieder bei Treitschke im einzelnen nachlesen, was für ein „schamloser Unterschleif", trotz der auch von Anhalt übernommenen Verpflichtung gegen den Schleichhandel, von dort aus betrieben wurde (S. 41); desgleichen, bis zu welch tragikomischer Ausdrucksweise sich die Großmannssucht der Liliputerei zuspitzte. Dagegen verdienen ein paar Spezialfälle, in welchen der Köthener Herzog wieder die Weisungen Adam Müllers befolgte, hier deshalb Erwähnung, weil dieselben sich in der Tat nur durch den Ausdruck „Jesuitenkniffe" zutreffend bezeichnen lassen. Diese „Kniffe" aber sind gewiß doppelt charakteristisch bei einem Manne, der sich auf seine alleinseligmachende Religiosität ganz besonders zu gut tut.

Der eine Fall ist ein weiterer Beleg dafür, wie Metternich „sein doppeltes Spiel weiter trieb". In Karlsbad, wo der österreichische Staatskanzler gleichzeitig mit dem preußischen König und dem Köthener Herzog verweilte, spielte er persönlich (wie so oft) die Rolle des wohlmeinenden Vermittlers, der den Streit beilegen wollte. „Aber zur nämlichen Zeit reichte die Köthener Regierung eine Klage beim Bundestage ein und forderte die Herausgabe eines dem Köthener Kaufmann Friedheim gehörigen Elbschiffes, das beim preußischen Zollamte Mühlberg an der Kette lag, weil der Schiffer für den Betrag der preußischen Zölle keine Sicherheit stellen wollte. Nachher ergab sich — der österreichiche Gesandte Münch in Dresden mußte es selber dem preußischen Gesandten eingestehen —, daß Adam Müller den Friedheim zu seiner Weigerung angestiftet hatte, um den Streit vor den Bundestag zu bringen."

Der zweite Fall ging davon aus, daß, als die Herzöge von Dessau und Bernburg ihr dem preußischen Könige für neue Konzessionen gegebenes „Fürstenwort" einlösen wollten, dieselben von ihrem Köthener Vetter bewogen wurden, nicht ohne ihn dem preußischen Zollsystem beizutreten. „Er war inzwischen mit seinem Adam Müller über einen neuen Betrug einig geworden. . . . . Eben auf die Vertragstreue Preußens hatte derselbe seinen sauberen Plan berechnet. Die Durchsuchung der Elbschiffe wurde natürlich zu leerem Scheine, sobald man anhaltischerseits unredlich verfuhr. Nun taten sich sofort mehrere große englische Exportfirmen mit Köthener Kaufleuten zusammen, um den Schleichhandel unter dem Schutze des Herzogs in großem Stile zu pflegen. Das gesamte Ländchen ward ein Schwärzerwirtshaus, ein Stelldichein für die Gauner und Spitzbuben des deutschen Nordens. . . . . Mehr denn eine halbe Million Taler im Jahre wurden durch den anhaltischen Schleichhandel den preußischen Kassen vorenthalten" (S. 42/4).

Bevor wir diesen Ausflug auf fremdes Gebiet abbrechen, muß schließlich noch einer zweifachen Beobachtung gedacht werden, die abermals in ihrem zunächst auf politische Faktoren angewandten Verdikte zugleich auf die der evangelischen Landeskirche seitens ihres summepiscopus zuteil gewordene Behandlung zutrifft. Treitschke selber schließt nämlich die (von uns nur sehr auszugsweise wiedergegebene) Darstellung mit der allgemeinen Betrachtung: „Der Besitz einer souveränen Krone ohne Macht entsittlicht auf die Dauer ihren Träger. Wie gründlich mußte das Rechtsgefühl dieser kleinen Höfe, seit sie keinen Richter mehr über sich anerkannten, verwüstet sein" (S. 44). Und aus einem Berichte des bekannten badischen Reaktionspolitikers von Blittersdorff (schon aus dem Jahre 1821) ist der das gegenseitige Verhältnis der nachmaligen Konvertiten

Digitized by Google

treffend bezeichnende Ausdruck übernommen: von „dem bekannten Charakter des Herzogs oder vielmehr der Frau Herzogin“ (S. 46).

So haben wir denn in der Treitschkeschen Darstellung sowohl mit Bezug auf die fürstlichen Konvertiten wie mit Bezug auf den bald nach ihrer Konversion geadelten österreichischen Diplomaten eine ergänzende Bestätigung der schon in den „Wegen nach Rom“ (S. 210—215) zusammengestellten Daten über dieselben. Diese letzteren selber werden jedoch ebenfalls auch in Zukunft nicht übersehen werden dürfen. Nach der in dem ganzen Werk beobachteten Methode, die Konvertiten und ihre Panegyriker selber vollauf zu Worte kommen zu lassen, ist bei Adam Müller obenan sein Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Gentz herangezogen. Wie bezeichnend für ihr Verhältnis ist es nicht, daß Gentz noch im Jahre 1816 dem hierarchischen Zelotismus Müllers gegenüber Bedenken äußert, im Jahre 1819 aber völlig auf seine Seite tritt mit den für den kirchlichen Hintergrund der Karlsbader Beschlüsse bezeichnenden Worten: „Sie haben vollkommen Recht: Alles ist verloren, wenn nicht Religion — pas seulement comme foi, mais comme loi — wiederhergestellt wird. . . . . Ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehen kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines Jeden zu bändigen. . . . . Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Übel, unter welchen wir heute erliegen.“ Daß diese Gentzschen Äußerungen nur das Echo derjenigen von Adam Müller sind, beweisen die am gleichen Orte mitgeteilten Exzerpte aus seiner Schrift über die Denkfreiheit und aus seinen Vorlesungen über die Staatskunst. In meisterhafter Weise ist diese Müllersche Staatskunst, die u. a. auch die Dreifelderwirtschaft auf die Dreieinigkeit zurückführte, in Bunsens „Zeichen der Zeit“ charakterisiert. Aber auch der Rosenthalsche Panegyrikus auf den von ihm besonders ins Herz geschlossenen „frommen“ Mann verlangt nachhaltige Beachtung.

Die in der älteren Monographie benutzten Quellen müssen aber noch durch die lange verschollenen, auch dem Verfasser damals noch unbekannten Schriften von Krug und Tzschirner ergänzt werden. Eine solche Ergänzung ist bereits in der ebenfalls schon genannten Schrift „Der sächsische Adel und der Protestantismus“ gegeben. Aber die Wichtigkeit jener Schriften für die Kenntnis der Mittel und Wege der von Periode zu Periode keckeren Propaganda läßt es angezeigt erscheinen, den dort gegebenen Bericht auch hier auszugsweise einzuschalten. Es diene das zugleich zur Ergänzung der in § 11 gekennzeichneten Warnung Krugs vor der Gefahr innerprotestantischer Einseitigkeiten!

Der tapfere Mann, der zum Lohn seines Eintretens für den arg gefährdeten Gesamtprotestantismus schon bald nachher in der bekannten Hahnschen Disputation

darüber belehrt wurde, daß er und seine Glaubensgenossen aus der protestantischen Kirche herausgeworfen werden müßten, hat gerade der Köthener Jesuiteninvasion gegenüber unermüdlich auf der Warte gestanden. Die erste Schrift, welche sich auf die von dort aus drohenden Gefahren bezieht, stellt die Frage: „Welche Folgen kann und wird der neuliche Übertritt eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche haben?“ Schon bald folgte der „Nachtrag zur Schrift: Welche Folgen ꝛc. nebst einem königlichen Schreiben.“ Hier ist der (bereits in zahlreichen Abschriften verbreitete) Brief König Friedrich Wilhelms III. an seine Schwester (wovon weiter unten noch die Rede sein muß) im Wortlaute mitgeteilt. Noch in demselben Jahr 1826, in welchem diese beiden Flugschriften in mehreren Auflagen erschienen waren, mußten drei andere sich anschließen: die „Apologie eines königlichen Schreibens gegen ungebührliche Kritiken“ (zunächst gegen einen bayerischen Pfarrer Wolf gerichtet); das „Sendschreiben an Herrn Hofrat von Schütz in Zerbst über kirchliche Angelegenheiten“ (es ist der damals viel genannte — schon 1823, noch unter dem Namen eines Protestanten, gegen Tzschirner aufgetretene — romantische Dichter, der auch bei seinem Angriff auf den König sich noch als Protestant gerierte, erst einige Jahre später offen übergetreten ist, vgl. W. n. R. S. 155—158), und „Die geistlichen Umtriebe und Angriffe im Königreich Sachsen und dessen Nachbarschaft“. . . .

Krug hat ebenfalls schon früh die — gerade das Köthener Herzogspaar speziell in ihren Bereich ziehenden — unterirdischen Machinationen beachtet, welche der schon 1805 konvertierte Adam Müller (im Jahre 1826 als Müller v. Nittersdorf geadelt) in den Jahren 1815—1826 als „Regierungsrat und Generalkonsul für Sachsen“, sowie als „Geschäftsträger an den Anhaltischen und Schwarzburgschen Höfen“ von Leipzig und Dresden aus eifrig betrieben hat. Die in demselben Jahre 1826, welchem die vorgenannten Krugschen Schriften angehörten, Adam Müller zu teil gewordenen Belohnungen für den erfolgreichen Seelenfang in Köthen (außer der Nobilitierung die Berufung als Hofrat nach Wien) kennt Krug allerdings noch nicht. Aber die innerste Natur der mannigfachen Tätigkeit Müllers, von welcher auch die Biographie von F. A. Brockhaus allerlei zu erzählen weiß, ist Krug schon bald klar geworden.

Die erste Kontroverse mit Adam Müller persönlich hat er im Reformationsjahre 1817 geführt: über ein von Müller mißbrauchtes Wort Goethes in dem zweiten Bande von dessen „Briefen aus Italien“. Die im ersten Bande der „Ges. Schr.“ (S. 401—432) wieder abgedruckte Schrift trägt den Titel: „Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Goethe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat. Zur Nachfeier des Reformationsjubiläums, nebst einer Rechtsdeduktion.“ Man erfährt aus dieser Schrift zugleich allerlei Interessantes über die damalige sächsische Zensur, über Adam Müllers Gegenschritte gegen Krugs Angriff, und über die von ihm in den „Deutschen Staatsanzeigen“ untergebrachten Reklamen für Karl Ludwig v. Hallers (der sich damals noch als Protestant anstellte) „Restauration der Staatswissenschaften“.

Auch die übrigen Schriften des ersten Bandes hängen fast alle mehr oder weniger mit unserem Thema zusammen. Der zweite Band aber wird alsbald mit einer wuchtigen Gegenschrift gegen den (inzwischen als geheimer Konvertit entlarvten und als Eidbrüchiger aus dem Berner Großrat ausgestoßenen) Verfasser der — für die Umgebung Friedrich Wilhelms IV. und diesen selber so verhängnisvoll gewordenen — „Restauration der Staatswissenschaften“ eröffnet. Es ist die „Apologie der protestantischen Kirche gegen die Verunglimpfungen des Herrn von Haller“ (1821). Dieser ersten Apologie folgte die „Appellation an den Richterstuhl der öffentlichen Meinung in Sachen des Herrn Stiftskapitulars Fabritius wider die deutschen Gelehrten, betreffend deren angebliche Verschwörung auch gegen das Christentum.“ Die Fabritiussche Denunziation

Digitized by Google

„über den herrschenden Unfug auf deutschen Universitäten" gehört zu den schnödesten, die Tendenz der Karlsbader Beschlüsse unterstützenden Verleumdungen des deutschen Geisteslebens, war aber überaus klug auf fürstliche Leser berechnet und allen Höfen zugesandt worden. Die naive Anschauung, daß die geistige Atmosphäre, die das Produkt der Entwicklung der ganzen Vergangenheit ist, von geheimen Verschwörern künstlich fabriziert werde, ist mir noch bei dem Grafen Karl v. Schönburg entgegengetreten. Sie hat speziell in Dresden von jeher viele Anhänger gehabt. Daß Krug ihr entgegenzutreten wagte, hat ihm dort keine Freunde gemacht.

Auch noch mehrere andere der Krugschen Schriften sind für unseren Gesichtspunkt von bleibendem Wert. So die Schrift über „die Kirchenverbesserung und die Gefahren des Protestantismus. Zur Vorfeier des Reformationsfestes". Es werden darin noch mehrere geheime Konvertiten genannt, auch bereits auf den Herrn v. Beckedorff hingewiesen, der damals das staatliche Volksschulwesen in Preußen beherrschte, und sogar nach seinem öffentlichen Übertritt sich in dieser Stellung zu behaupten versucht hat. Wichtiger noch ist die „Neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen" (1827). Es seien aus ihr wenigstens die Daten über einige Werkzeuge Adam Müllers — Baldamus, Goldmann, Pfeilstifter — und über Müllers Beziehungen zu Beckedorff notiert.

Krug sekundierte ferner seinem Freunde Tzschirner sofort gegenüber dem Schützschen Angriffe auf Tzschirners Werk über „Protestantismus und Katholizismus". Aber auch der große Forscher selber, der sich der Tagesschriftstellerei gerne enthielt, hat doch der offenen und versteckten Proselytenmacherei gegenüber nicht immer schweigen können. So sind im Jahre 1826 seine „Zwei Briefe, durch die jüngste zu Dresden erschienene Schrift „Die reine katholische Lehre" veranlaßt" herausgekommen. Vor allem aber muß die aus dem Jahre 1824 stammende Schrift „Das Reaktionssystem, dargestellt und beurteilt" gerade für die heutige Generation überaus lehrreich genannt werden. In der gleichen prächtigen Form, die noch seinen „Fall des Heidentums" kennzeichnet, führt hier Tzschirner das stets gleich bleibende Wesen der Reaktion vor, ob sie im Römerreich zu Gunsten des Heidentums gegen das Christentum auftrat (NB. der gleiche Gedanke, welchen nachmals Strauß in seiner Parallele zwischen Julian und Friedrich Wilhelm IV. spezialisierte); ob sie sich dem Protestantismus gegenüber zur Gegenreformation auswuchs; oder ob sie in der Restaurationszeit die bürgerliche Freiheit zu untergraben versuchte. Im zweiten Teil wird dann eine „Prüfung vom Standpunkte des Rechts und der Politik" angestellt, im dritten werden die „Resultate der Darstellung und der Prüfung für die Bestrebungen und Erwartungen der Zeitgenossen" gegeben. Nur Chr. F. Dahlmann an der Spitze der Göttinger Sieben hat ähnlich markig geschrieben.

Schon die Tzschirner-Krugschen Schriften haben in Adam Müller und Karl Ludwig Haller die Vorkämpfer dieses erneuten „Reaktionssystems" bekämpft. Dagegen ist bisher noch nicht darauf geachtet worden, daß die bei der Konvertierung des Köthener Herzogspaares tätigen Hofchargen nicht nur durch den österreichischen Geschäftsträger, sondern auch durch den „Restaurator der Staatswissenschaften" persönlich unterstützt worden sind. In der Zeit des „die religiösen Meinungen regelnden" Pariser Aufenthaltes im Jahre 1825 ist nämlich auch Haller dort in einer Stellung tätig gewesen, welche ihn naturgemäß auch mit dem Herzog in persönliche Be-

Digitized by Google

ziehung bringen mußte. Wegen seiner — ebenfalls wieder auf das reformierte Kirchenregiment, und zwar genau so jesuitisch wie in Anhalt, berechneten — Täuschungen seiner Mitbürger war er am 13. Juni 1821 aus dem Berner Großrat ausgestoßen. Nur um so mehr aber mußte er dem Ministerium Polignac als wertvoller Bundesgenosse erscheinen, und so sehen wir ihn denn in dem gleichen Jahre 1825 in das französische Ministerium des Auswärtigen berufen. Seine Beziehung zu dem Jesuitenorden selber ist jedoch von noch früherem Datum. Schon im Jahre 1818, als es sich um den ersten Vorstoß des restaurierten Ordens in die Schweiz, nach Freiburg, handelte, hat Haller demselben von Bern aus sekundiert. In der Sitzung des Berner Großrats vom 14. September 1818, in welchem ein abmahnendes Schreiben des damaligen Vorortes an die Freiburger Regierung beschlossen hatte, hat Haller heftig opponiert. Genau in derselben Weise, wie durch Adam Müller die „Souveränität" des Kötheners Herzogs gegen die Lebensbedingungen des preußischen Staates ausgespielt wurde, erklärte hier Haller, daß die Berufung der Jesuiten nur den Kanton angehe, daß der Vorort, bezw. die Eidgenossenschaft, sich nicht darein zu mischen habe. Um vieles bezeichnender noch für den Charakter eines Mannes, der sich damals in Bern noch ostensibel als Protestant gerierte, ist die ebenfalls urkundlich belegte Tatsache, daß er sogar in Freiburg selbst auf den Entscheid zu Gunsten der Jesuiten einwirkte. Der dortige Großrat, in welchem die Ideale Girards noch nicht unterdrückt waren, hat selber geschwankt. Den Gegnern der Jesuiteninvasion kam somit das Schreiben des Berner Rates durchaus gelegen. Da lasen die Jesuitenfreunde Privatbriefe Hallers vor, worin er sich für den restaurierten Orden aussprach. Erst daraufhin wurde die Berufung desselben beschlossen. In der Sitzung des Berner großen Rates vom 11. November 1818 ist auch darüber öffentlich Mitteilung gemacht.*)

Der vielgenannte Brief an seine Familie, worin Haller den im Geheimen vollzogenen Übertritt einzugestehen genötigt war, enthält u. a. den Wortlaut der Erklärung des Freiburger Bischofs, wonach „die Kirche sich mit Ablegung des Glaubensbekenntnisses begnüge und ihn für unbestimmte Zeit der Ausübung des äußeren Gottesdienstes enthebe". Die naiven Leute, welche sich durch die Preisausschreibungen für ein wörtliches Zitat des Grundsatzes, daß der Zweck das Mittel heilige, blenden lassen, finden überhaupt sowohl in diesem Briefe wie in dem gesamten Leben Hallers eine Fülle von Tatsachen, die noch etwas beweiskräftiger sind als alle theoretischen Formulierungen. Wir müssen uns aber hier mit dem Hinweis auf

*) Die Protokolle beider Sitzungen sind in Gelzers Monatsblättern (Juni 1855 S. 325, 356) veröffentlicht worden..

Digitized by Google

die in den „Wegen nach Rom“ (S. 215—223) aufgenommenen Quellenauszüge begnügen. Nur in Bezug auf seine Beihilfe bei der Pariser Propaganda während der letzten Regierungsjahre Karls X. mögen noch kurz die weiteren Opfer derselben erwähnt werden. In der Zeit von 1825 bis zur Julirevolution von 1830 hat Haller nämlich zuerst seine Kinder, dann eine Nichte (von Erlach) und schließlich auch seine Frau mitbekehrt.

Der zahlreichen geheimen Konvertiten, die dem Vorbilde Hallers im „Dispens von den öffentlichen Religionsexercitien“ gefolgt sind, wird noch manches Mal zu gedenken sein. Dagegen ist schon hier der Ort, uns noch die prinzipielle Rechtfertigung zu vergegenwärtigen, welche die Ausnutzung kirchenregimentlicher Stellungen in der evangelischen Kirche selbst schon vor ihrer praktischen Anwendung in Anhalt gefunden hat. Es ist die (schon S. 66 erwähnte) Schrift des Darmstädter Oberhofpredigers Starck, welche den Grundsatz aufgestellt hat: „Die Fürsten, als Häupter der Sozietät, müssen, um diese zu retten und sich selbst zu erhalten, selbst hinzutreten, und da es unmöglich ist, den Protestantismus zu einem zusammenhängenden und unter einem kirchlichen Oberhaupt stehenden Religionskörper zu bilden, so werden sie am Ende selbst zu einer Vereinigung mit der katholischen Kirche wirken müssen.“ *)

So das schon zur Zeit des Rheinbundes und der offiziellen Nichtexistenz des Jesuitenordens in einem der Rheinbundstaaten aufgestellte Zukunftsprogramm. In dem Anhalt der Restaurationsperiode haben wir es in die Praxis umgesetzt gesehen. Nur darf dabei überdies niemals vergessen werden, daß das, was sich in diesem Einzelfalle tatsächlich konstatieren ließ, in dem Gesamtverlauf der interkonfessionellen Beziehungen des 19. Jahrhunderts von Fall zu Fall verfolgt werden sollte. An dieser Stelle sind uns allerdings über diesen Gang der Dinge nur noch kurze Andeutungen gestattet.

Bereits gleichzeitig mit den Müller und Starck und Haller haben Friedrich Schlegel und Zacharias Werner in gleichem Sinne zu wirken begonnen. Zumal die Frankfurter Tätigkeit des ersteren hätte längst in Zusammenhang mit derjenigen seiner Auftraggeber gestellt werden müssen. Doch wir müßten überhaupt die ganze Reihe jener Konvertiten, die fast ausnahmslos andere zu konvertieren versuchten, ausschreiben, um die der Propaganda zur Verfügung stehenden Werkzeuge zu überschauen, damit zugleich dann aber auch die von Periode zu Periode ihrer Erfüllung näher gerückten Eroberungspläne des restaurierten Jesuitenordens.

Unser „Handbuch“ muß sich begnügen, die durchgängig befolgte Methode durch den zu diesem Behufe quellenmäßig geschilderten Einzelfall

*) Theoduls Gastmahl, Ausgabe von 1810, S. 269/70.

Digitized by Google

etwas genauer zu illustrieren. Aber die Spezialforschung hat hier noch eine Reihe von Einzelaufgaben zu lösen.

In erster Reihe kommt es auf allgemeinere Sachkenntnis an in Bezug auf die das gesamte Kulturgebiet umspannenden wissenschaftlichen Leistungen des Jesuitenordens. Die zuerst in der Monographie „Katholisch oder Jesuitisch?“ und sodann in der literarischen Übersicht über „die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland“ aus jedem einzelnen Wissenschaftsgebiete niedergelegten Belege sollten Jahr um Jahr vervollständigt werden.

Dazu müssen sich in zweiter Reihe ebenfalls detaillierte Nachweise gesellen über die Popularisierung der Jesuitenwissenschaft durch die mit wahrer Virtuosität von Ort zu Ort verteilten und auf alle Kontroversfragen im voraus eingeschulten „Preßkapläne“. Allein schon die gleichzeitig mit der ersten Einbringung des Zentrumsantrages gerade in den Zentren des protestantischen Deutschlands inszenierten lokalen Jesuitenstreitigkeiten*) bekundeten nicht nur die geschickte Schulung auf der einen Seite, sondern zugleich ein solches Maß von Gleichgültigkeit, von Unkenntnis und von Unfähigkeit auf der anderen, daß dem Orden nach dieser Seite hin noch zahlreiche wohlfeile Triumphe in Aussicht gestellt werden müssen. Es wird eine ganz anders gründliche und allseitige Beachtung der von einem einheitlichen Mittelpunkte aus geleiteten Strategie nötig sein, um den Zukunftsplänen der Jesuiten auch nur einigermaßen ebenbürtige Gegner gegenüberzustellen.

Schwieriger noch, aber zugleich noch unabweisbarer ist die weitere Aufgabe, die Werkzeuge der päpstlichen Politik an hohen und höchsten Stellen auch nur annähernd so zu kontrolieren, wie es die jesuitisch geschulte Presse in Bezug auf die ihr mißliebigen Fürsten, Minister u. dgl. besorgt. Man vergesse obenan nicht die ununterbrochene Kette fürstlicher Damen, von der Herzogin Julie von Köthen bis zur Königin Karola von Sachsen und zur Königin Marie von Bayern, und wiederum von diesen bis zur Landgräfin Anna von Hessen. Was sich bei der anhaltischen Fürstin erst nachträglich „an den Früchten erkennen ließ“, hat überhaupt fast an jedem Hofe der Gegenwart seine Parallelen. Und die fürstlichen Persönlichkeiten selber kommen dabei nicht einmal in erster Reihe in Betracht. Von den Herren von Haza-Radlitz und Klitsche de la Grange führt abermals eine sich stets erneuernde Kette bis zur Umgebung der

*) Vgl. darüber die drei Hefte: Der Jesuitenstreit in Wiesbaden. — Der Jesuitenstreit in Rimbeck, Spiesen, Malstatt, Hamm, Speyer, Oldenburg, Torgau, Stettin. — Der Jesuitenstreit in Sachsen, Württemberg, Elsaß, in Wetzlar, Herborn, Saarbrücken und Mainz. (Nach den örtlichen Quellen gezeichnet. Halle, E. Strien, 1890/1.)

Digitized by Google

Kaiserin Augusta, und wiederum von dieser bis zu den in die unmittelbare Gegenwart hineinragenden Genossen.

Auch die Bismarcksche Warnung vor den fürstlichen Beichtvätern beschränkte sich durchaus nicht auf diejenigen im klerikalen Gewande. Seit Bismarcks Rücktritt haben beispielsweise wenige Jahre genügt, um die einflußreichsten Posten der hohen Diplomatie solchen Leuten in die Hände zu spielen, die keinerlei Organ dafür haben, wie sehr die päpstliche Diplomatie ihre französischen und deutschen Kollegen gegen einander auszuspielen versteht. In der inneren Verwaltung aber möchte sich wenigstens in Preußen kaum noch ein bureaukratisches Ressort finden, in welchem nicht die Gesinnungsgenossen des den preußischen Staat so tückisch befehdenden Adam Müller ihr lichtscheues Werk treiben.

Die Feindseligkeit Adam Müllers hat seiner Zeit nur in kleinerem Wirkungskreise und in begrenztem Raume Erfolge erreicht. Aber schon in der nächstfolgenden Periode werden wir den ganz anders umfassenden Erfolgen von Görres nahe zu treten haben. Die Schädigung des preußischen Staatsgedankens durch die Görressche Demagogie ist eine viel tiefergreifende als die seines Vorgängers gewesen. Und was die Tendenz der Görresgesellschaft speziell für die Geschichtsforschung besagt, ist längst urkundlich zu Tage getreten. Aber der derzeitige preußische Ministerpräsident hat den Präsidenten dieser Gesellschaft für den geeignetsten Mann erachtet, die Interessen des preußischen Staates in dem historischen Institute in Rom zu vertreten. Was für Hintertreppenpolitik aber im Reichskanzlerpalais sonst noch getrieben wird, ist nach jeder politischen Machtfrage aufs neue zu Tage getreten.

Wir haben wenigstens einen einzelnen Fall aus späterer Zeit mit heranziehen müssen, weil gerade die Köthener Episode zu solchem Vergleich zwingt. Denn genau das Gleiche, was damals gegen Preußen unternommen wurde, geschieht heute in und durch den preußischen Staat selber. Aber auch alle die in der Mitte liegenden Etappen — von der Einrichtung der Jesuitenstation in dem Köthener Kleinstaat bis zu der an der Schwelle des 20. Jahrhunderts tatsächlich erreichten Oberherrschaft des Papsttums über das gesamte deutsche Reich — sind insgesamt nur weitere Parallelen zu dem von Treitschkes Meisterhand gezeichneten Bilde.

Auf den ersten Blick hat die von ihm geschilderte Episode aus der Vorgeschichte des Zollvereins mit der evangelischen Kirchengeschichte nichts zu tun. Aber wir haben es bereits oben zum Ausdruck bringen müssen, wie es der gleiche „tolle Souveränitätsdünkel“ gewesen ist, der von den politischen wie von den kirchlichen Beichtvätern des Köthener Herzogspaares für Zwecke ausgenutzt wurde, die mit dem Volkswohl gleich wenig zu tun hatten. Dem muß jedoch nunmehr noch beigefügt werden, wie erst

Digitized by Google

dann, als die politische Rolle ausgespielt war, die evangelische Kirche die Zeche hat zahlen müssen. Denn gerade in dieser Beziehung ist der Köthener Vorgang ganz besonders vorbildlich geworden. In dem Mißbrauch des Summepiskopats hat D. Stöcker mit vollem Recht die tiefste Wurzel der Entfremdung zwischen Kirche und Volksgeist erkannt. In dem gleichen Mißbrauch liegt auch das bisher unüberwundene Hemmnis für einen engeren Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen. Von einer Periode zur andern ist die Verquickung der religiös-kirchlichen Angelegenheiten mit politischen Kuhhändeln gestiegen. Und in stets steigendem Grade ist speziell die evangelische Kirche das Opfer dieser Verquickung gewesen.

Unser kirchengeschichtlicher Ausschnitt aus dem Köthener Zeitbilde ist jedoch nicht einmal vollständig durchgeführt. Denn das ernste Schreiben König Friedrich Wilhelms III. an seine Schwester ist bisher nur im Vorbeigehen gestreift worden. Es bekundet die warme Liebe des Königs zur evangelischen Kirche. Aber all sein guter Wille hat nicht vermocht, diese Kirche gegen Angriffe zu schützen, welche ihr jedes Existenzrecht bestritten. Die Folgen des Kölner Kirchenstreites für die evangelische Kirche sind noch viel schlimmer gewesen als die für die beiderseitige Theologie. Erst von diesem Hintergrund aus wird sich das Mißverhältnis zwischen dem guten Willen, den jenes Schreiben dokumentiert, und der reellen Macht des absoluten Königtums in dem Geistesleben einer Nation allseitig beurteilen lassen.

Dem Jahre 1837 ist jedoch das Jahr 1835 mit der theologischen Revolution noch vorhergegangen. Um die mit dem Ausgang des Kölner Konfliktes anhebenden Siege der päpstlichen Politik über die Kirche des Evangeliums auch in ihren tieferdringenden Ursachen verstehen zu lernen, gilt es daher zuvörderst, die eigene Verschuldung ins Auge zu fassen, d. h. den Zersetzungsprozeß, in welchem sich die Linke und die Rechte im Protestantismus wetteifernd betätigten.

Digitized by Google

II. Von der theologischen bis zur politischen Revolution.

Zur Literatur.

In der Geschichte der protestantischen Theologie (III, 1) ist die zweite Periode in den §§ 13—21 behandelt:

§ 13. Das theologische Revolutionsjahr 1835. § 14. Das „Wesen des Christentums" und das Wesen des Materialismus. § 15. Der Kölner Kirchenstreit und die evangelische Theologie. § 16. Die erste Leben-Jesu-Bewegung des 19. Jahrhunderts. § 17. Die „Anfänge der Kirche" und der „Ursprung des Episkopats" in Spekulation und Kritik. § 18. Die Tübinger Schule Ferd. Christ. Baurs und ihr geschichtlicher Neubau. § 19. Die Ethik Rothes als gemeinsame Grundlage der auseinandergehenden dogmatischen Schulen. § 20. Schweizerische Mahnungen an die Lebensfragen des deutschen Protestantismus. § 21. Die Romantik auf dem Throne und der Kampf des Staates gegen die Aufklärung.

Aus der Geschichte des deutschen Katholizismus (II, 3) gehören hierher:

§ 55. Der Kölner Kirchenstreit und die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. in Preußen und Ludwigs I. in Bayern. § 56. Der Deutschkatholizismus.

Aus den „Interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben" (III, 2) ist zunächst § 2 zu vergleichen: Die Kirchenfeindschaft der Revolution in ihrer Übertragung auf das evangelische Deutschland. Sodann § 6. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Leben-Jesu-Forschung für die gläubige Gemeinde (mit den Nachweisen dazu: Literarisches 4).

§ 13.

Die Tragweite der theologischen Revolution für das Verhältnis von Kirche und Kulturleben.

Die wissenschaftliche Bedeutung des berühmtesten Straußischen Buches ist in der Geschichte der Theologie voll anerkannt worden. Desgleichen die gewichtige Anregung, welche es für die erste Leben-Jesu-Bewegung des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts gebracht hat. Aber daneben muß man sich stets gegenwärtig halten, daß die Einwirkung dieses Werkes die ganze übrige theologische Arbeit in den Schatten gestellt hat. Schon die Jugenderinnerungen Geroks haben keinen Zweifel darüber gelassen, welcher Druck auf dem Gemütsleben der studierenden Theologen darin gelegen war, daß sie es unmöglich verkennen konnten, wie sehr der Tübinger Repetent allen seinen Gegnern „über" war. In den — die allgemeine Volksstimmung beeinflussenden — nichttheologischen Kreisen aber ist (zumal seit dem häßlichen Züricher Putsch) noch ein ganz anderer Eindruck zurückgeblieben. Je übler die Person von Strauß behandelt wurde, für um so unwiderleglicher galt seine Anschauung.

Es sind unsere bedeutendsten Geister, unsere sachkundigsten Historiker, welche durch ihre persönliche Stellungnahme diese Tatsache bezeugen. Die inhaltreichen Hausrathschen Erinnerungen an Treitschke haben nachdrücklich zwischen dessen früherem und späterem Urteil über Strauß zu unterscheiden gehabt. Der Jüngling Treitschke ist empört gewesen über den gegen Strauß geschleuderten Vorwurf des Ischariotismus, hat die geschichtliche Forschung hochgehalten, die vor allem in Strauß' nichttheologischen Werken zu Tage getreten war. Eine Umstimmung in Treitschkes Urteil über den von Strauß vertretenen Standpunkt ist Hausrath zufolge erst die Folge des „alten und neuen Glaubens" gewesen.

Dagegen ist sein älterer Freund Gustav Freytag beinahe zeitlebens im Banne der Straußischen Auffassung geblieben. Wir haben in früherem Zusammenhang seiner treffenden Schilderung der nationalen volkskirchlichen Erhebung andächtig gelauscht. An dieser Stelle aber dürfen wir unser Auge nicht davor verschließen, daß er über Strauß' Leben Jesu völlig anders urteilt, als die Fachwissenschaft. Im Jahre 1856 nennt er ihn „einen Mann, dessen edle Persönlichkeit und seine Geistesbildung einem großen Kreise von Verehrern teuer ist, und dessen Name wegen einer der größten und kühnsten kritischen Arbeiten, die je ein Sterblicher gewagt, durch mehrere Jahre eifrig gefeiert und verwünscht wurde, im Reiche der deutschen Wissenschaft aber unsterblich fortleben wird."

Es ist dieses Votum um so bezeichnender, weil es sich in einem Zusammenhang findet, der es mit dem wundesten Punkt in Strauß' persönlichem Leben zu tun hat. Die eben angeführte Stelle ist der Anzeige der Selbstbiographie von Agnese Schebest (Strauß' geschiedener Frau) entnommen (in den Aufsätzen zur Geschichte, Literatur und Kunst, Bd. 16 S. 252).

Auch das zweite Straußische Leben Jesu von 1864 wird von Freytag über die ganze gleichzeitige Literatur gestellt. Sein Brief vom 16. März

Digitized by Google

1864 an Salomon Hirzel sagt wörtlich: „Das wird das große Buch dieser Saison werden." Er bedauert zugleich, daß die von ihm selber „seit zwei Jahren gemachten Anläufe, für die Grenzboten eine Serie Artikel über die geschichtliche Entwicklung des Christentums zu erringen, immer wieder vereitelt" wurden. „Denn das ist, recht angepackt, das Zeitinteresse." Man erkennt aus letzterem Satz deutlich, daß die zukunftsfreudige zweite Leben-Jesu-Bewegung schon in ihrem ersten Beginne das Interesse des feinen Beobachters erweckt hatte. Aber es ist ebenso unzweideutig, daß Freytag keine Ahnung davon gehabt hat, wie wenig das neue Straußische Werk (um von der durch das Schenkelsche Buch erweckten Bewegung gar nicht zu reden) mit denjenigen von Weizsäcker und Keim den Vergleich aushielt. Die Kritik Abraham Geigers aber ist bekanntlich eine derart überlegene gewesen, daß Strauß selber daraufhin seine damaligen Voraussetzungen in diejenigen umgestaltete, auf denen sein „neuer Glaube" sich aufbaute.

Beinahe noch bezeichnender ist ein weiteres Votum Freytags aus der Zeit der Schicksalswende, unmittelbar vor dem deutsch-französischen Kriege. Der Aufsatz vom 6. Mai 1870 über „Die politische Lage" (Bd. 15, Politische Aufsätze S. 342—55) geht zum Schluß so ganz nebenbei auf das vatikanische Konzil ein. Dieses Konzil hat auch Gustav Freytag genau ebenso sehr unterschätzt, wie die gesamte politisch liberale Partei. Nur um so schärfer aber ist die Wendung gegen die die evangelische Kirche beherrschenden Tendenzen. Es heißt in diesem Zusammenhang geradezu: „Es scheint uns kein Unterschied, ob die ewige Verdammnis und die Strafen der Hölle über uns beschworen werden, indem man uns mit Namen nennt, oder indem man sagt, wer die Lehre Emmanuel Kants und die Untersuchungen von David Strauß für wohlbegründet hält, sei verflucht. Wir wissen doch, daß wir, und gerade wir, gemeint sind."

Erst der „alte und neue Glaube" hat auch Gustav Freytag ebenso wie Heinrich von Treitschke darüber belehrt, daß „die Untersuchungen von Strauß" doch nicht so „wohlbegründet" waren, wie er noch kurz vorher angenommen hatte. Am 27. Oktober 1872 hat er an Salomon Hirzel, der die erste Auflage verlegt hatte, geschrieben: „Über den letzteren (eben den neuesten Strauß) wäre viel zu sagen. Eine solche Art, de rebus omnibus et quibusdam aliis zu sprechen, halte ich für einen Mißgriff, der leider dem Verfasser um so übler steht, als der Grundton eine herbe Resignation ist, die sich mit etwas Kunst und Literatur über die Öde zu beruhigen sucht, in welche sein denkender Geist hineinstarrt. Das Buch wird sehr gelesen werden, und der Verleger wird ein glänzendes Geschäft machen, aber eine gute und kräftigende Wirkung wird es nicht ausüben.

Digitized by Google

Dazu ist sein Teufel lange nicht stark genug. Es kommt jetzt gar nicht in erster Linie darauf an, den Deutschen zu sagen, daß sie nicht mehr glauben sollen, sondern nach den elenden Gesellen Schopenhauer und Hartmann gilt es vielmehr, ihnen stolzen und frischen Mut zu schaffen und Freude am Leben. Davon ist in dem Buche jämmerlich wenig zu spüren."

Je mehr man sich aber überhaupt im Kreise unserer Historiker umschaut, um so deutlicher erkennt man ihre Beeinflussung durch Strauß. Die „konservativsten" von allen überbieten darin noch die der liberalen und radikalen Anschauung. Die durchaus skeptische Haltung Heinrich Leos gegenüber der Aufgabe eines geschichtlichen Lebensbildes Jesu geht noch weit über die Grenzen hinaus, welche Niebuhr der historischen Methode gesteckt hatte. Die ängstliche Vorsicht Rankes in der Behandlung solcher heiklen Fragen macht die in anderem Zusammenhang niedergelegten Winke nur um so lehrreicher. Wir haben seine einschlägigen Bemerkungen bereits früher (III, 2 S. 243—46) zusammengestellt, können uns hier somit einfach auf seine eigenen Worte beziehen.

Auch die Sybelsche Kreuzzugsgeschichte verrät deutlich, daß der jugendliche Verfasser das geschichtliche Bild Jesu nicht als ein geschichtliches ansah. Er hätte sonst schwerlich die Frohbotschaft Jesu mit der an ihre Stelle getretenen Selbstquälerei zusammengeworfen. Mit gutem Grunde hat die Thammsche Schrift über den Realismus der Gleichnisse Jesu das eigene Naturbild des Herrn dem gegenübergestellt. Die späteren Forschungen Sybels haben sein steigendes Verständnis für die Religion im Leben bekundet. Aber jene Jugendarbeit ist nur um so bezeichnender für die von dem Straußischen Mythizismus getränkte Atmosphäre.

Gerade die ernstesten Geister haben am schwersten darunter gelitten, daß der diametrale Gegensatz zwischen der Religion Jesu und der päpstlichen Politik für sie zu einem versiegelten Buche geworden war. Zahlreiche Äußerungen von Gregorovius weisen darauf hin, daß er gerade in Rom dazu kam, die Unumgänglichkeit einer neuen Religion als erwiesen anzusehen. Daß gerade die unvergängliche Triebkraft des Evangeliums den endlichen Niedergang der päpstlichen Weltherrschaft bedinge, hatte auch er in Strauß' Schule derart vergessen, daß manche seiner Worte sich geradeso ausnahmen, als wenn sie von seiner jüdischen Landsmännin Fanny Lewald herrührten.

Durch die vorbildliche Quellenkritik der Tübinger Schule war in der wissenschaftlichen Theologie die Grundlage für ein wirklich geschichtliches Lebensbild Jesu gewonnen. Die zweite Leben-Jesu-Bewegung der sechziger Jahre hat — der Mobilmachung der Kirche gegen die Theologie ungeachtet — Ergebnisse zu Tage gefördert, wie keine andere Fachwissenschaft gesichertere aufweist. Gerade der gründliche Vergleich derselben mit der

Digitized by Google

unreif abgepflückten Frucht, welche zu der ersten gleichartigen Bewegung geführt hatte, läßt dem Sachkenner keinen Zweifel über den inzwischen gewonnenen Fortschritt. Zumal die Keimsche Geschichte Jesu von Nazara hatte die Unerfindlichkeit der Bildersprache Jesu nachgewiesen und damit die Unmöglichkeit, daß die so tief unter ihm stehenden Jünger seine Worte und die mit ihnen eng zusammenhängenden Taten erdichtet hätten. Aber diese ganze ernste Arbeit der gleichen theologischen Forscher, welche um ihrer streng wissenschaftlichen Arbeit willen ein Martyrium auf sich zu nehmen hatten, wovon die moderne Strebergeneration keine Vorstellung hat, ist in der nichttheologischen Welt so gut wie durchweg ignoriert worden. Es war eben Theologie, die von ihnen geboten wurde, und die Theologie war ein- für allemal zur Seite geschoben.

Wir zeichnen hier nicht ein Bild aus vergangener Zeit. Im Anfang des 20. Jahrhunderts gibt die tonangebende Presse mehr wie je die Belege dafür. Die jugendlichen Gegner Häckels, welche seine Welträtsel dadurch unschädlich zu machen glauben, daß sie persönliche Beleidigungen gegen ihn schleudern, haben keine Vorstellung davon, daß in ihnen einfach ein rücksichtslos ehrlicher Mann das aussprach, was lange Zeit hindurch die nur nicht so offen ausgesprochene opinion publique war. Gerade die Leichtgläubigkeit, mit welcher ein in seinem Fachgebiet so sorgsam arbeitender Forscher mit Bezug auf das Leben Jesu die unwissenschaftlichsten Behauptungen einer recht eigentlichen Schundliteratur unbesehen hinnahm, ist das eigentlich Charakteristische. Genau ebenso hatte Wolfgang Kirchbach, als sein dichterisches Gefühl sich für die Poesie im Drama des Lebens Jesu erwärmte, es für überflüssig gehalten, von der ernsten geschichtlichen Forschung über dasselbe Notiz zu nehmen. Holtzmann hat sich die Mühe genommen, diese Sachlage Punkt für Punkt klarzulegen. Ein noch viel ernsteres Symptom aber liegt doch gewiß darin, daß eine Zeitschrift von dem Rang der „Preußischen Jahrbücher" unter hartnäckiger Ignorierung all der gewissenhaften Theologenarbeit seit Baur und Keim die Mythusschablone von Strauß neu aufputzt. Das darin liegende „Zeichen der Zeit" wird nur noch barocker durch die Naivetät, mit der hier ausgeplaudert wird, daß jene Arbeit eben als Theologenarbeit für einen Mann wie Herrn Ferdinand Jakob Schmidt nicht in Betracht kommt.

Der Ferdinand Jakob Schmidtsche Artikel (Pr. Jahrb. Januar 1902 S. 10—23) hat inhaltlich nur durch seine infallible Kathedralsprache Bedeutung. Aber eben als „Zeichen der Zeit" verlangt ein solches Absprechen über das bedeutsamste aller Geschichtsprobleme in der Tat etwas mehr Beachtung, als dieser edlen Taktik bisher zu teil wurde.

Das rasch berühmt gewordene Werk von Houston Stewart Chamberlain über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts hatte seinen Verfasser

Digitized by Google

von der Notwendigkeit überzeugt, seine Geschichtsanschauung durch den Rückgang auf die Religion Jesu zu begründen. Auch er hat sich viel zu wenig über die Ergebnisse der Fachwissenschaft orientiert. Aber es war ihm eben doch die Unerfindlichkeit der Worte dessen, von dem es noch heute gilt, daß nie ein anderer so gesprochen hat wie er, zum Bewußtsein gekommen. So gab er denn gewissermaßen als Nachtrag des größeren Werkes die „Worte Christi" heraus, sprach sich dabei auch offen über sein Verhältnis zu der theologischen Vorarbeit aus: „Während der verdienstvolle Fachgelehrte die unendlich mühsamen Wege der Philologie, der Textvergleichung, der Geschichte wandelt, in der nicht immer vergeblichen Hoffnung, die ursprüngliche Gestalt jedes Wortes Christi herzustellen, gibt es auch für den Ungelehrten einen Weg — eine göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt —, so nahe an die Stimme Christi heranzutreten, daß er ihren rein menschlichen Klang vernimmt und sie untrüglich erkennt."

Chamberlain hatte also immerhin von „der nicht immer vergeblichen Hoffnung" geredet, daß bei jener gewaltigsten Arbeit, die es auf dem Gesamtgebiet der Geschichtsforschung gibt, doch etwas herauskomme. Darüber liest Herr Ferdinand Jakob Schmidt ihm alsbald folgendermaßen den Text:

„Wenn er in der Tat seine Quellen noch unbefangener beurteilt hätte, als er es getan hat, so hätte er erkennen müssen, daß das theologische Unternehmen, aus den vorhandenen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruieren, auf der ganzen Linie gescheitert ist. Und ich füge sogleich hinzu, daß es nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung der christlichen Religion wäre, wenn sie vornehmlich auf die geschichtliche Gestalt des einst auf Erden wandelnden Jesus gestellt würde." (S. 11. 12.)

Hören wir nun, was für eine neue Entdeckung Herr Ferdinand Jakob Schmidt dem „auf der ganzen Linie gescheiterten" theologischen Unternehmen gegenüberstellt! Als wenn ein Werk wie das von Keim niemals existiert hätte, wird mit noch etwas derberer Zukost die alte Mythusfabelei von Strauß dem heutigen Leser als über allen Zweifel erhaben hingestellt.

„In Wahrheit spiegeln alle die einzelnen Stücke bis auf die schmale und erst später hinzugekommene Rahmenerzählung nur Vorgänge und Zustände der Urgemeinde wieder, sowie von ihr im Geiste des Herrn durch Fragen, Zweifel, Störungen, Unglücksfälle veranlaßte und in der Form von Sprüchen, Gleichnissen, Wundererzählungen gegebenen Entscheidung. Man wird in den synoptischen Evangelien erst dann den richtigen Sinn der einzelnen Stücke treffen, wenn man nicht fragt, auf welches Ereignis im Leben des Herrn sie sich beziehen, sondern auf welchen Vorgang in der Urgemeinde sie Auskunft erteilen" (S. 12).

Noch dezidierter wird der gleiche Kathedralspruch dahin formuliert: „Wer dies einmal klar durchschaut hat (wir werden nachher noch spezieller sehen, was dieses „klare Durchschauen" für unseren Orakelverkündiger bedeutet), für den ist es geradezu unmöglich anzunehmen, daß die Reden des Herrn aus den Synoptikern Erinnerungen aus seinem irdischen Leben sind".

Nun aber der Beweis für diese „Unmöglichkeit"? Nun — der liegt

Digitized by Google

einfach in einem möglichst geringschätzigen Absprechen über die Theologenarbeit. Herr Ferdinand Jakob Schmidt bekretiert nämlich wörtlich (S. 14): „Das ist die Annahme der meisten gegenwärtigen Theologen, aber sie sind im Irrtum." Diese „meisten gegenwärtigen Theologen" erscheinen ihm als Leute, die nicht einmal die paulinische Unterscheidung kennen zwischen dem Christus nach dem Fleische und dem Christus nach dem Geiste. Herr Ferdinand Jakob Schmidt aber weiß sich als der echte Schüler des Apostels, der sie auf dessen Lehren erst aufmerksam zu machen hat (S. 16):

„Am klarsten hat das Paulus ausgedrückt: 2. Kor. 5, 16 f. So klar hier der paulinische Standpunkt in gar nicht mißzuverstehender Weise gezeichnet wird, so ist man doch immer der Meinung gewesen, daß dies eben nur die eigentümliche Auffassung des Heidenapostels, nicht aber auch die der Urgemeinde sei. Dies aber ist eben der Irrtum, in dem die theologische Forschung gefangen blieb, weil infolge der dogmatischen Geschichtsauffassung die synoptische Darstellung als auf den historischen Jesus gehend angesehen und so in einen Gegensatz zu Paulus gebracht wurde. Wenn aber irgendwo, so hat es in diesem fundamentalen Punkt jedenfalls keinen Gegensatz zwischen Paulus und den Säulenaposteln gegeben .... In der Behandlung des synoptischen Jesusbildes ist die protestantische Theologie trotz aller kritischen Abweichungen im einzelnen doch, was das Ganze betrifft, in der katholischen Auffassung stecken geblieben und hat den Standpunkt der Urgemeinde nicht völlig rein durchschaut."

Dieser „Standpunkt der Urgemeinde" ist dagegen von Herrn Ferdinand Jakob Schmidt „völlig rein durchschaut". Ebenso hat er im Gegensatz zu dem „Irrtum, in dem die theologische Forschung gefangen blieb", den Apostel Paulus erst richtig verstanden. Desgleichen auch Luther, dessen Auffassung er natürlich viel besser kennt wie dieser selber, indem er von ihm orakelt: „Wer sich in religiösen Dingen auf den geschichtlichen Jesus beruft, für den hat freilich Luther das köstliche Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen vergeblich geschrieben." Daß Luther selber nie etwas Anderes getan hat, als „sich in religiösen Dingen auf den geschichtlichen Jesus zu berufen", daß eben hierin ganz und allein die Triebkraft der Reformation gelegen war, das braucht ein die Geschichte der Religion Jesu so „völlig rein durchschauendes" Auge natürlich nicht zu sehen. Denn „wer das nicht einsieht, verharrt im Irrtum". So das Urteil über Chamberlain. Und so auch ganz allgemein:

„Wer dies klar überblickt und sich nicht absichtlich hinter apologetische Scheingründe versteckt, der muß zugeben, daß der theologische Versuch, das Bild des geschichtlichen Jesus zu rekonstruieren, gescheitert ist und nach der Lage der Dinge notwendig scheitern mußte. . . . Wer nicht einsieht, daß die sogenannten Herrenworte, wozu auch die Gleichnisse und Wundergeschichten gehören, in Wahrheit Apostelworte sind, durch Vorgänge und Zustände in der Urgemeinde veranlaßt und aus dem in ihnen erweckten Geiste ihres auferstandenen Herrn ursprünglich erzeugt, der verharrt im Irrtum" (S. 17).

Digitized by Google

Die schon früher (III, 2 S. 230 ff.) zusammengestellten, alle gleich modernen Orakel sind neuerdings noch durch das Kalthoffsche „Christusproblem" bereichert worden. Auch er ist, wie Thikötter gründlich dargetan hat, ein Nachzügler von Strauß. Umgekehrt hat aber nun auch nichts so sehr dem immer kecker vordringenden Papismus und Kryptopapismus die Wege geebnet, als die Ausstreichung Christi aus der Geschichte. Die volle Wucht dieses Alpdrucks auf unserer Volksseele ist immer noch erst zum kleinsten Teile erkannt.

Um so mehr liegt es uns an dieser Stelle ob, die in der Geschichte der Theologie gegebenen Andeutungen in Bezug auf den — erst seither so auf die Spitze getriebenen — Zwiespalt zwischen der protestantisch-kirchlichen und der kulturellen Entwicklung zu ergänzen. Innerhalb des Machtbereichs der päpstlichen Politik ist der gleiche Zwiespalt ja allerdings unheilbar. Aber so lange der Protestantismus seine Wurzel in der Reformation als der Erneuerung des Evangeliums sich zu wahren weiß, ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß die divergierenden Linien wieder von konvergierenden abgelöst werden.

Vergegenwärtigen wir uns also zunächst noch einmal, wie bereits die mit der theologischen Revolution beginnende Periode der Geschichte der Theologie dem sentationellen Tageslärm über die Schablonisierungskünste nicht nur des Straußischen Buches, sondern nicht minder des Feuerbachschen „Wesens des Christentums" die ruhig und bescheiden fortarbeitende Forschung gegenübergestellt hat! Wir haben sie sogar gleichzeitig in dem großen Tübinger Meister Baur auf dem Felde der geschichtlichen Kritik und in der bahnbrechenden Ethik Rothes nach der spekulativen Seite hin am Webstuhl gesehen. In noch höherem Grade ist uns die gleiche Erscheinung in der dritten Periode entgegengetreten, wo wir obenan die kleinen deutschen Universitäten inmitten der trübsinnigsten Reaktion in Preußen als unerschrockene Hüter des freien deutschen Geisteslebens erblickten. Die vierte Periode hat zwar noch einmal mit Strauß zu beginnen gehabt, aber nur um in seinem letzten Buche die gleiche Schablonisierung nachzuweisen, die sein Jugendwerk gekennzeichnet hatte. Dem gegenüber aber stellte sich sofort eine wahre Fülle schöpferischer Zukunftsarbeiten, und zwar ebensosehr bei den Führern der bekenntnistreuen Theologie, wie bei den Ritschl und Lipsius, bei den Pfleiderer und Biedermann, und nicht am wenigsten gerade in der Bibelforschung: bei dem de Wette redivivus, bei Eduard Reuß. Als Ergänzung zu alledem ist dann auch die zweite Abteiluug über die interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben noch einmal auf den Gegensatz zurückgekommen zwischen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Leben-Jesu-Forschung für die gläubige Gemeinde und jener öden Schablonisierung, in welcher die

Digitized by Google

Hegelsche Rechte in Hasse mit der Hegelschen Linken in Strauß gewetteifert hat.

In der letztgenannten Untersuchung war (S. 216—226) die persönliche Anteilnahme an der einen Lebensfrage aller Theologie bis in die Studiensemester zurückverfolgt worden, welche dem Verfasser 1858/9 die beiden Vorlesungen von Tholuck und Hasse und zwischen inne die Exzerpierung des Straußischen Buches gebracht hatten. Wenige Jahre später wurden das Renansche, das Schenkelsche, das Keimsche Werk der Reihe nach in kritischen Rezensionen beleuchtet, und es ist auch mir nicht erspart geblieben, durch diese bescheidene Mitarbeit an der theologischen Entwicklung in die kirchlichen Zeitkämpfe verwickelt zu werden. Die letzteren waren noch kaum etwas zurückgetreten, als die umfassende literarische Bewegung, die durch „den alten und neuen Glauben" hervorgerufen wurde, meinem Leidener Spezialkollegen Rauwenhoff Anlaß zu dem Wunsche gab, seine geistsprühende Beleuchtung der Straußischen Oberflächlichkeit in Deutschland einzuführen. Der zweite Teil der Schrift hat dann zugleich der seiner Zeit von Strauß gezogenen Bilanz der alten Dogmatik die literarische Bilanz des neuen Glaubens gegenübergestellt.

Es durften jene Vorarbeiten auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, weil in ihnen zugleich die Rechtfertigung dafür gegeben ist, daß schließlich der im Jahre 1890 gehaltene Stuttgarter Vortrag: „Was hat das evangelische Schwaben dem Gesamtprotestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?" den Stier bei den Hörnern packen zu müssen geglaubt hat. Schon im ersten Teile ist dort mehrfach auf das Straußische Buch hingewiesen; im zweiten Teile aber wird die Bedeutung desselben für unser Volksleben geradezu an die Spitze gestellt. Wir können die damaligen Ausführungen auch heute nicht entbehren:

Es ist eine erfreuliche Erscheinung gewesen, welche dem schwäbischen Charakter zur Ehre gereichte, daß nach dem Tode von David Friedrich Strauß Männer wie Zeller und Rümelin so warm für ihn eingestanden sind. Als evangelische Christen haben wir nichts mehr zu scheuen, als jene schlimmste Versündigung aller Ketzergerichte, wie sie noch unlängst wieder nicht nur in Rom, sondern auch in Deutschland an dem hochsinnigen Giordano Bruno verübt wurde, den Frevel, demjenigen, welcher unsern Glauben nicht zu teilen vermag, einen bösen Namen zu machen. Und gerade Strauß ist ein ehrlicher Gegner, der mit ehrlichen Waffen bekämpft werden will. Aber darf uns das blind machen für die unleugbare Tatsache, daß es sein Leben Jesu gewesen ist, durch welches die Frohbotschaft Jesu auf gleiche Linie gestellt wurde mit den Mythen der olympischen Götter, mit den Mirakeln der päpstlichen Heiligen? Als kurz nach den großen Taten Gottes an unserem Volke das letzte Straußische Werk über den alten und neuen Glauben erschien, da sind wohl vielen die Augen geöffnet. Aber ist es nicht genau die gleiche, schlechterdings ungeschichtliche Methode, die gleiche Schablonisierung, welche schon das Leben Jesu und die Glaubenslehre gekennzeichnet hat? Wenn Strauß' Lehrer Baur in jener vornehm bescheidenen Selbstcharakteristik, die er von seinem

Digitized by Google

eigenen großartigen Lebenswerk gibt, sich dahin ausspricht, bei der Straußischen Bewegung sei er bloßer Zuschauer geblieben, weil es ihm an den erforderlichen Quellenstudien gefehlt habe, — was für ein Urteil liegt nicht darin eingeschlossen über das Buch, dessen Verehrer ganz besonders auch die unglaublich kurze Zeit rühmten, in der es geschrieben sei? Aber während die ernste Wissenschaft klagend das Haupt verhüllte, wurden ihre scheinbaren Ergebnisse durch alle möglichen Popularisierungen in die urteilslosen Massen geworfen. Den Endgewinn aus der theologischen Revolution heimste jedoch die kirchenpolitische Reaktion ein, welcher die Freiheit der Forschung als solche ein Greuel war, und welche die beste Bürgschaft vor derselben in der gläubigen Unterwerfung suchte, d. h. nicht im Glauben an den in den Himmel erhöhten Christus, sondern an den die Welt regierenden Papst.

So aufrichtig es mir am Herzen liegt, dem Verfasser jenes Lebens Jesu persönlich gerecht zu werden, — der von ihm behandelte Gegenstand zwingt mich dazu, den Finger auf die gefährlichste unserer Wunden zu legen. Es ist eine schwere Heimsuchung gewesen, welche der 14. Oktober 1806 über Deutschland gebracht hat; eine noch schwerere hat in dem 18. März 1848 gelegen; aber die verhängnisvollste von allen hat das Jahr 1835 über unser deutsches Christenvolk heraufbeschworen. Der Christusglaube unseres Volkes wurde seither bis in die untersten Schichten untergraben, ja nachgerade dort wohl am allermeisten. Aber es hat zugleich nicht lange gedauert, bis auch bei uns das alte Wort wiederum wahr wurde: Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht. Mit dem Gottesglauben und der in ihm wurzelnden Unsterblichkeitshoffnung ist schließlich sogar der Begriff der Sünde verloren gegangen. Ja, was wollten überhaupt noch die sittlichen Begriffe des alten Mythenbuches in der fortgeschrittenen Gegenwart? Die traurigen Belege, wie es heute in der sogenannten Elite unseres Volkes mit dem Sittlichkeitsprinzip steht, in welchem die Kraft der alten Burschenschaft lag, als sie sich die Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes zum Ziel setzte, sind aller Orten mit Händen zu greifen. Ich begnüge mich jedoch mit dem Hinweis auf die selbstzufriedene Erklärung, die einer Besprechung der als Kinderlektüre empfohlenen Gerokschen Palmblätter von Paul Lindau gewissermaßen als Entschuldigung vorangeschickt wurde: „Wir haben aufgehört religiöse Fragen als Lebensfragen zu behandeln."

Wie das Handbuch überhaupt, so kann ganz besonders dieser der Kirche im Protestantismus gewidmete Band sich nicht davon dispensieren, die Ergebnisse der mannigfach zerstreuten Einzelstudien einheitlich zusammenzufassen. Dem im Laienkreise gehaltenen Vortrag muß sich daher noch die Jenaer Antrittsrede von 1884 anschließen, die erst mit dem „Sendschreiben an Ernst Häckel zusammen (1901) dem Druck übergeben wurde. Denn hier sind die Ursachen, weshalb die mit der naturwissenschaftlichen Methode einfach identische geschichtliche Methode in der Theologie nicht sowohl auf Strauß, als vielmehr auf Hase weitergebaut hat, aus dem allgemeinen Zusammenhang der wissenschaftlichen Zukunftsprobleme heraus beleuchtet:

Nur eine kurze Schlußfolgerung noch über die Ergebnisse dieser Methode speziell für die (Wunderberichte enthaltenden) biblischen Geschichtsquellen. Als die auf die Sache allein gerichtete Methode strenger Beobachtung wird sie stets von der Erforschung des einzelnen ausgehen und jeder einzelnen Frage das gleiche Recht angedeihen lassen. Liegt es nun aber hierin nicht von vornherein eingeschlossen, daß die Anwendung einer bestimmten (aprioristischen) Theorie auf alle einzelnen Fälle das

Digitized by Google

denkbar Verkehrteste ist? Doch gestatten Sie mir, diesen allgemeinen Satz lieber durch ein Beispiel klarer zu machen. Das bezeichnendste Beispiel jener verkehrten Methode hat nämlich wohl das bekannte Straußische Leben Jesu von 1835 geboten. Aus der (weder vor noch nach ihm von irgend einem befugten Forscher bestrittenen) Tatsache, daß an die Berichte vom Leben Jesu sich ebenso wie in allen ähnlich gewaltigen Epochen mythische Züge angesetzt haben, macht das ebenso künstlerisch ausgemeißelte als wissenschaftlich unfertige Buch den salto mortale, jeden einzelnen Zug des Lebens Jesu, auf Grund der alttestamentlichen messianischen Erwartungen, in Verband mit den Widersprüchen in den verschiedenen Berichten, zum Mythus zu stempeln. Schon damals haben so kompetente Stimmen wie die unseres D. Grimm (in dessen Fußtapfen auch ich zunächst an die Probleme der evangelischen Geschichte herantrat) unter der massenhaften Literatur, die jenes Buch hervorrief, diejenigen Nachweise besonders betont, welche (einer dieser Nachweise, der Vortrag Dr. von der Hagens, ist noch unlängst neu gedruckt worden) an das Leben Luthers denselben Maßstab angelegt und vermöge desselben mit mathematischer Sicherheit festgestellt haben, daß beispielsweise das Auftreten Luthers auf dem Wormser Reichstag einfach in den Bereich der mythischen Dichtung gehört. Heute liegt übrigens eine andere Parallele noch näher. Oder gibt uns nicht die ganze Reihe unserer Dichter und Seher eine fast unerschöpfliche Fülle von Einzelzügen unserer eigenen messianischen Hoffnungen auf die Wiedererstehung unseres, mehr noch wie einst das jüdische, zerrissenen und unter die Füße getretenen Volkes? Kaum braucht es daneben wohl noch des Hinweises auf die unausbleiblichen Widersprüche auch in den genauesten Einzelberichten über die großen Völkerschlachten, oder der Erinnerung an die symbolische Bedeutung solcher Namen wie Königgrätz (dem König gerät) und Sedan (jener bedeutenden reformierten Fakultät, die Ludwig XIV. mit so vielen anderen vernichtete, um dadurch die unausbleibliche Nemesis über sein Volk heraufzubeschwören), um — Punkt für Punkt der Straußischen Beweisführung uns anschließend — es sonnenklar vor uns zu haben, daß die Ereignisse von 1866 und 1870 einfach dem mythischen Prozeß angehören. Wer aber gar an irgendwelche Berichte der alten Geschichte den gleichen Maßstab anlegen wollte, der noch so vielfach bei den Quellen der evangelischen Geschichte als erlaubt angesehen wird, dem dürfte jeder einzelne Teil derselben gleichsehr im mythischen Nebel verschwinden.

Umgekehrt aber darf ich (wenn ich auch Humboldts gegen Strauß gerichteten Vorwurf des naturwissenschaftlichen Leichtsinns nur im Vorbeigehen erwähnen möchte) von dem berufenen Buche von 1835 nicht scheiden, ohne ein anderes viel schlichteres und kleineres Büchlein aus dem Jahre 1829 daneben zu stellen, welches, vielleicht gerade weil es den gleichen Gegenstand behandelte, über jenem glänzenden Meteor längere Zeit übersehen wurde. Denn kaum dürfte etwas lehrreicher sein als der Vergleich zwischen der Nachwirkung des Straußischen und des den gleichen Titel tragenden Haseschen Buches. Jenes vermochte freilich — durch seine pietätslose Überstürzung — einer gewalttätigen Reaktion in der deutschen Kirche den Sieg in die Hände zu spielen. Aber wo sind die wissenschaftlichen Sachkenner, die heute noch seine positiven Thesen vertreten? Dieses aber hat mit der genialen Intuition des wahren Historikers schon damals die festen Linien gezogen, bis wie weit unser geschichtliches Wissen überhaupt geht. Und heute stehen wir, nachdem seit D. Baur und D. Hilgenfeld so Großes in der von der Straußischen Schablonisierung für überflüssig erachteten mikroskopisch genauen Quellenkritik geschehen ist, fast in allen Einzelfragen gar nicht viel anders, als Hase es damals vorausgeschaut hatte. Woher aber diese Erscheinung? Lassen Sie sich von D. Hase selber das Geheimnis seiner Methode sagen. Im vollen Gegensatz zu allen

Digitized by Google

denen, die das Heterogenſte über einen Leiſten zu ſchlagen lieben, hat er in dem einen Fall Mythus, in dem anderen Allegorie ſehen können; durfte er hier der — nur um ihrer Auswüchſe willen (die freilich faſt alles ſind, was die meiſten Jüngeren davon wiſſen) verſchrieenen — natürlichen Wundererklärung ihr Recht wiedergeben, um dort zu bekennen: „Es iſt das Recht und die Pflicht der Geſchichtsforſchung, überall nach dem Naturzuſammenhang zu forſchen. Denn das eben iſt das Amt der Wiſſenſchaft, den Grund der Erſcheinungen zu erkennen, und je mehr ein Zeitalter wunderſüchtig und wunderſehend dieſe Pflicht vernachläſſigt hat, deſto vorſichtiger haben wir ſie nachzuholen. Können wir aber mit allem Bemühen den letzten Grund einer Tatſache nicht ergründen, ſo werden wir uns beſcheiden, daß wir eben an der Grenze unſerer Natur- und Geſchichtskunde ſtehen.“

Der in dieſer Gegenüberſtellung von Haſe und Strauß angedeutete Gegenſatz iſt nun aber in letzter Inſtanz kein anderer als derjenige, welcher bereits in den grundlegenden Ausführungen des erſten Bandes gekennzeichnet iſt: der Gegenſatz zwiſchen Reformation und Revolution. In den dieſe Begriffe klarlegenden Einleitungsparagraphen (1 und 33) des erſten und dritten Abſchnitts der „Einleitung in die Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts“ hat es ſich jedoch noch bloß um das Wechſelverhältnis zwiſchen Gegenreformation, Revolution und neuer Gegenreformation auf römiſch-katholiſchem Boden gehandelt. In den ſich daran anſchließenden Unterſuchungen des dritten Bandes über „die Übertragung der Kirchenfeindſchaft der Revolution auf proteſtantiſchen Boden“ haben wir dagegen die gleiche Erſcheinung auch innerhalb des deutſchen Proteſtantismus ſeit der Reſtauration von 1814 aufwuchern geſehen. In dem jetzigen Zuſammenhang, in welchem wir den innern Zerſetzungsprozeß des offiziellen Proteſtantismus von Stufe zu Stufe zu verfolgen haben, handelt es ſich nunmehr ſpeziell um die Rolle, welche der theologiſchen Revolution als der Vorſtufe der politiſchen zukommt.

Als unſer Handbuch zum erſtenmal prinzipiell die Theſe durchführte, daß die Revolution mit Naturnotwendigkeit aus der Gegenreformation hervorgehe und wieder zur Gegenreformation zurückführe, haben wohl wenige geahnt, in wieviel größerem Umfange, als es ſich 1880 überblicken ließ, ſich der gleiche Prozeß in der Entwicklung der nächſten Zukunft abſpielen werde. Hat doch nichts anderes ſo ſehr der Centrumsherrſchaft über das Deutſche Reich vorgearbeitet als die Revolutionstendenz der Sozialdemokratie. So könnte denn der Blick von hier aus nach rückwärts endlich doch einmal ein etwas klarerer werden, und damit zugleich die Probe auf die Richtigkeit der in dieſem Handbuch niedergelegten Anſchauungen gemacht ſein. Es gilt dies genau ebenſo von der Rolle, welche das politiſche Schickſalsjahr in der kirchlichen Entwicklung ſpielt, wie von der politiſchen Nachwirkung des theologiſch-kirchlichen Schickſalsjahres 1835. Denn es iſt das Verhängnis des „Freidenkers“ Strauß, daß er

Digitized by Google

gleich sehr durch das Werk seiner Jugend und durch das seines Alters dazu beigetragen hat, die ihm persönlich so tief verhaßte Pfaffenherrschaft über sein Vaterland neu zu begründen.

Wir meinen dies nicht nur in dem Sinne des unausbleiblichen Rückschlags, vermöge dessen nach dem Gesetz der Pendelschwingung das eine Extrem das andere bedingt. Vielmehr ist die Untergrabung des Christusglaubens ganz direkt der päpstlichen Politik zugute gekommen. Denn die geschichtlichste Person der Geschichte, die in jedem ihrer Worte Geist und Leben ausströmt, war durch die Straußische Schablonisierung auf gleiche Linie gestellt mit den Märchen der jesuitischen Mariolatrie und der römischen Petrusfabel. Seither ist die ganze — auch dem päpstlichen Brevier zugrunde liegende — Weltanschauung, welche Gregor I. durch das Lieblingswerk des Benediktinerordens De vita et miraculis begründete, und welche in dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach ihren Gipfel erreichte, soweit der Machtbereich des Vatikanismus reicht, aufs neue systematisch den Massen eingeimpft worden. Das Gegengewicht, welches das Christusbild dieser Tendenz gegenüber im 16. Jahrhundert geboten hatte, war dem 19. verloren gegangen.

Sogar das, was als unumstößlicher wissenschaftlicher Fortschritt des Straußischen Leben Jesu gepriesen worden ist, die Überwindung der natürlichen Wundererklärung durch den Mythusbegriff, erweist sich bei schärferem Zusehen zugleich als etwas ganz anderes. Denn die natürliche Wundererklärung hat die Tatsachen der evangelischen Geschichte festzuhalten verstanden, sie nur von dem Boden eines anderen Weltbildes aus, als desjenigen der antiken Denkformen, zu verstehen gesucht. Die mythische Auffassung dagegen hat auch die „Friedenspfade durch Galiläa" einfach aus der Geschichte gestrichen.

Wo die Grundlage der heiligen Schrift für das Kulturleben verloren geht, da hat sich noch immer die hierarchische Tendenz an ihre Stelle gedrängt. Hätten alle die modernen Freidenker, die im wesentlichen heute noch von Strauß zehren, auch nur einigermaßen die Mittel und Wege der päpstlichen Politik studiert, sie würden die schließlichen Ergebnisse ihrer Bestrebungen etwas anders beurteilen lernen, als es ihr Führer Strauß noch in seinem letzten Buche getan hat.

Es ist ein Unding, Häckels „Welträtsel" als widerlegt anzusehen, so lange man selber in dem Straußischen Mythizismus befangen bleibt. Der in seinem Fach so hervorragende Biologe hat in viel klarerer Selbstkenntnis sich schon in der Zeit der Kontroverse über den „neuen Glauben" des „Bildungsphilisters" zur Verteidigung des Straußischen Testamentes berufen gefühlt.

Wir glaubten wenigstens diesen einen Punkt noch herausgreifen zu

Digitized by Google

sollen in Ergänzung zu den Nachweisen, welche schon die Geschichte der Theologie über die allgemeine Zeitatmosphäre gebracht hat, aus der heraus das Straußische Buch erwachsen ist, und die durch dasselbe selber weiter bedingt wird. Daß der aus der unnatürlichen politischen Lage entstandene Zersetzungsprozeß in der „schönen Literatur" ebensowenig außer Acht gelassen werden darf, bedarf ja keiner weiteren Ausführung. Dagegen kann die Geschichte der Kirche sich nicht mit dieser einen Seite des Zersetzungsprozesses begnügen, sondern muß alsbald die entgegengesetzte Seite dazu nehmen. Neben die Kirchenfeindschaft, als deren typischer Führer Strauß erscheint, stellt sich nämlich sofort die innere Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft durch diejenigen, welche sich als ihre allein berechtigten Vertreter ansehen.

---

§ 14.

Schweizerische Vorspiele des Kryptopapismus der Gegenrevolution.

Der Rückschlag aus der Revolution in die Reaktion hatte schon der Zeit der internationalen Restauration ihren eigentümlichen Charakter gegeben. In noch höherem Grade werden wir speziell auf deutschem Boden dem gleichen Rückschlag in der Zeit nach 1848 begegnen. Für die Periode zwischen der theologischen und der politischen Revolution haben wir dagegen obenan die merkwürdigen Vorspiele dieser nachmaligen deutschen Entwicklung in der Schweiz zu berücksichtigen. In erster Reihe steht hier der Züricher „Straußenputsch".

In der Geschichte der deutschen Theologie haben uns die „schweizerischen Vorbilder" (III., 1 § 12) eines der erhebendsten Kapitel in der Gesamtgeschichte der Theologie geboten. In der politischen Geschichte kommt dem Sonderbundskriege und der ihm gefolgten Ausweisung der Jesuiten eine internationale Bedeutung zu, welche zu dem kleinen Umfang des Landes in umgekehrtem Verhältnis steht. Von einem ganz andern Charakter ist dagegen „des Züricher Volkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben", wie eine gleichzeitige Darstellung die protestantische Nachahmung der so häufig in römisch-katholischen Ländern unter dem Schlagwort „Die Religion in Gefahr!" inscenierten Volksaufstände genannt hat. Sogar ein Kirchenhistoriker von dem Rang eines Neander hat sich über diese traurigste Art der Verquickung von Politik und Religion ge-

Digitized by Google

täuscht. Es war eine Selbsttäuschung ähnlicher Art, wie wir sie bei Ranke mit Bezug auf die Machtstellung des Papsttums im 19. Jahrhundert kennen gelernt haben. Immerhin ist der Unterschied nicht zu vergessen, daß die gesamte nachfolgende Behandlung der päpstlichen Politik seitens der deutschen Diplomatie nach wie vor in Rankes Fußtapfen gestanden hat. Den Irrtum Neanders über den „Straußenputsch" möchten dagegen heute auch außerhalb der Schweiz nur noch wenige teilen.

Neben der zeitgenössischen Literatur, aus welcher fast nur die Gelzersche Darstellung der „Straußischen Zerwürfnisse in Zürich" durch ihre ruhige Objektivität bleibende Nachwirkung gewonnen hat, beruht unsere Auffassung der Ereignisse auf mündlichen und brieflichen Quellen. Durch den aus Anlaß der (übrigens bereits vorher zurückgezogenen) Berufung von Strauß nach Zürich entstandenen Bauernzug gegen die Stadt wurde die vorher herrschende radikale Partei gestürzt. An die Spitze des neuen konservativen Regiments wurde J. C. Bluntschli (der nachmalige Heidelberger Professor und Präsident des Protestantenvereins) berufen. Seine liberal-konservative Richtung ist zu allen Zeiten die gleiche geblieben. In seinen vertrauten Gesprächen kam er gerne auf seine Züricher Anfänge zurück. Dabei hat er mich denn auch wiederholt über die — in jene konservative Revolution eingreifenden — Persönlichkeiten orientiert, so besonders über den unglücklichen Pfarrer Hirzel, welcher die bäuerlichen „Gläubigen" gegen die von seinem bürgermeisterlichen Namensvetter geleitete Regierung führte. Sein trauriges Ende (durch gemeinsame Vergiftung mit einem von ihm entführten Mädchen) schloß jedes weitere Richten über den „Glaubensretter" aus. Genauesten Bericht über die von Tag zu Tag wechselnde Lage boten ferner eingehende Briefe von Alexander Schweizer an seinen vertrauten Freund Hopf in Thun. Dieselben sind vor allem eine interessante Ergänzung zu den Hitzigschen Briefen, welche Hausrath für seine Strauß-Biographie vorlagen.

Mit Bezug auf den äußeren Hergang der für den tragischen Zug in Strauß' Leben so verhängnisvoll gewordenen Glaubensrevolution mag der Hinweis auf diese Hausrathsche Darstellung genügen. Daneben darf aber unter den allgemeinen schweizerischen Geschichtswerken, welche das 19. Jahrhundert behandeln, das des Waadtländers Vulliemin nicht vergessen werden. Denn er hat es wie kein zweiter verstanden, den innern Zusammenhang zwischen den Bewegungen in der protestantischen und der katholischen Schweiz aufzuweisen. Für ihn ist der Züricher Straußenputsch doch nur eine kleine Episode in dem großen Geisteskampfe, welcher von den klerikalen Aufständen im Aargau und der Aufhebung der Aargauer Klöster zu der Berufung der Jesuiten nach Luzern und den Freischarenzügen geführt und durch den Sonderbundskrieg eine die normalere Entwicklung der

Digitized by Google

Schweiz entscheidende Lösung gefunden hat. Allerdings sind ähnliche Mittel wie im Straußenputsch in den folgenden Jahrzehnten noch mehrfach versucht worden. Für das 20. Jahrhundert darf man aber wohl mit voller Sicherheit das Prognostikon wagen, daß in dem protestantischen Teile der Eidgenossenschaft diese Weise des „Kampfes für den Christenglauben" für immer gerichtet ist. Ist derselbe doch einfach ein Stück Kryptopapismus gewesen, in welchem die religiöse Überzeugung für politische Zwecke ausgenutzt wurde. Aber auch noch in anderem Sinn hat dieser Kryptopapismus gerade in der Schweizer Geschichte seit der Restauration seine Rolle gespielt. Wir erinnern daher obenan noch einmal an die bereits in den §§ 8 (S. 92) und 12 (S. 146/7) gestreifte Einwirkung des Berner „Restaurators der Staatswissenschaften" v. Haller. Die im Züricher Landvolk angefachte Bewegung hat jedoch eine noch näher liegende Parallele in der Tätigkeit des Schaffhauser Antistes Hurter.

Es ist das gleiche Jahr 1835, in welchem Strauß' „Leben Jesu" erschien und Hurter als Antistes an die Spitze der Schaffhauser Kirche gestellt wurde. Im Jahre 1846 hat er seine Bekehrungsgeschichte geschrieben unter dem Titel: „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben und Blicke auf die Kirche." Die Zwischenzeit ist ausgefüllt durch die — weite Kreise in Mitleidenschaft ziehenden — Kämpfe mit seinen „sogenannten Amtsbrüdern" über seine Biographie Innocenz' III.

Viel zu wenig ist noch immer die Erscheinung beachtet, daß der Papstkultus des 19. Jahrhunderts nicht sowohl (wenn wir den italienischen Politiker de Maistre außer Betracht lassen) in geborenen Katholiken seine ausgesprochensten Vertreter hat, als vielmehr in konvertierten Protestanten. Der Hurterschen Verherrlichung Innocenz' III. war diejenige von Arendt über Leo I. noch vorhergegangen. Später folgten Lämmer mit Nikolaus I. und Gfrörer mit Gregor VII. Keines der anderen Werke aber kann sich mit dem Hurterschen messen. Und das Pikanteste dabei ist und bleibt, daß — während Arendt, Lämmer, Gfrörer ihre Papstpanegyriken doch erst nach ihrem Übertritt schrieben — Hurter sich trotz der antiprotestantischen und antievangelischen Tendenz seines Buches darauf versteifte, nichtsdestoweniger der Vorgesetzte seiner „Amtsbrüder" zu bleiben.

Die Rosenthalschen „Konvertitenbilder" können kaum Worte finden, um das „Licht" zu rühmen, welches durch die Hurtersche Biographie „auf eine bisher durch parteiische Geschichtsfärberei und fanatischen Religionshaß verdunkelte und entstellte Zeitepoche, auf einen fast mehr als menschlich großen, durch dieselben Agentien in den Staub und die Gemeinheit der eigenen Gesinnung herabgezogenen Kirchenfürsten fiel". Etwas anders lautet das Urteil eines berufenen Literarhistorikers wie Julian Schmidt. Da dasselbe in der aktenmäßigen Darstellung der „Wege nach Rom" aus-

Digitized by Google

führlich wiedergegeben ist, so sei hier nur an den Hinweis auf „die tiefe sittliche Korruption“ erinnert, welche in dem Urteil über die Entsetzlichkeiten der Albigenserkriege zutage trat. Der gleiche Literarhistoriker hat in der Hurterschen Darstellungsweise bereits die gleichen Eigenschaften aufgewiesen, in welchen nachmals Janssen ihm nachstrebte. („Seine Charakteristik ist Mosaikarbeit; er führt für jedes einzelne Moment Quellen an, aber diese Citate zu einem Ganzen zu verarbeiten, ist er nicht imstande.“)

Wenn wir jedoch die in den „Wegen nach Rom“ (S. 336—357) aufgenommenen Auszüge aus der älteren Literatur beiseite lassen können, so steht es anders mit dem dieselben bedeutsam ergänzenden Votum Döllingers.*) Die Erfolge Innocenz' III. haben dem das gleiche Ziel aufs neue anstrebenden Vatikanismus als höchstes Vorbild gedient. In der ersten Hälfte des Pontifikats Leos XIII. ist Henry Lea in Philadelphia sich mit dem Verfasser dieses Handbuchs in dem Urteil begegnet, daß der Machtbereich dieses Papstes des 19. Jahrhunderts den Höhepunkt der Papstmacht im Mittelalter noch überrage. Auch Döllinger hat den Anlaß von Hurters Tod (1866) dazu benutzt, von den Errungenschaften Innocenz' III. ein Bild zu entwerfen, das für den evangelischen Teil der Kirche beinahe noch größere Bedeutung hat als für den katholischen. Wir schalten daher zuerst seine Charakteristik des Papstes ein, um ihr dann die seines protestantischen Panegyrikers folgen zu lassen.

Es ist — wohlverstanden — der Döllinger vor, nicht der nach 1870, welcher in ersterer Beziehung sagt:

Erwägt man Inhalt und Ausführung, so wird die große Sensation, es wird das Erstaunen begreiflich, womit das Buch aufgenommen wurde.

Seit Anbeginn der Geschichte hat kein Sterblicher mit einer solchen Machtfülle über mehr als einen Weltteil, fast über die ganze bekannte Welt geherrscht, wie dieser Papst, der, nur 37 Jahre alt, den römischen Stuhl bestieg. In der kurzen Zeit von 17 Jahren ist es ihm gelungen, die von Gregor VII. geschaffene, aber noch lange nicht erreichte Idee des Papsttums als einer geistlich-weltlichen, die ganze Christenheit umspannenden und auf gewisse Ziele hinlenkenden Oberherrschaft zu verwirklichen. Er erhob und stürzte nach Gutdünken Kaiser und Könige; von ihm nahmen sie ihre Kronen zu Lehen. Zeitgenossen meinten, nur mit Karl dem Großen ihn vergleichen zu können. Erst nach einer Reihe schwerer Kämpfe erreichte er sein Ziel, aber aus jedem dieser Kämpfe ging er siegreich hervor, und das verdankte er teils der Gunst der Zeitumstände, teils der eigenen Kraft und Genialität. Ein Schauspiel wie dieses ist der Welt nur einmal gezeigt worden; keinem späteren Papste ist es je wieder so gut geworden; auf dieser schwindelnden Höhe vermochte das Papsttum sich nicht zu behaupten, dafür sorgten die innern, immer weiter um sich greifenden Gebrechen der Kirche, dafür sorgte auch der Widerstand, der bald von allen Seiten sich erhob.

Dann heißt es von Hurter:

Hurter hat nun das Walten dieses Papstes mit unverkennbarer Vorliebe und

*) Akademische Vorträge. Zweiter Band S. 141—152.

Digitized by Google

Bewunderung geschildert; es ist nicht nur die persönliche Größe des Mannes, dieser außerordentliche Verein von Herrschergaben, den er stets in der günstigsten Beleuchtung erscheinen oder durchschimmern läßt; auch die Prinzipien, nach denen er verfuhr, die Mittel, die er anwandte, kurz das ganze System einer schrankenlosen, geistlich-weltlichen Machtvollkommenheit, wird als ein normaler und, wenigstens für jene Zeit, ebenso notwendiger als vollkommen berechtigter Zustand, als ein mustergültiges Ideal echt christlicher Staatsordnung dargestellt. Dies hat ihm denn von der einen Seite vielstimmigen Beifall, reichliches Lob, selbst von päpstlichen Lippen, wie er berichtet, eingetragen, und in kurzer Zeit waren drei Auflagen des großen Werkes — ein in Deutschland seltener Erfolg — verbreitet. Auf der andern Seite aber wollte man nicht begreifen, wie ein protestantischer Theolog und Prediger ein solches Werk schreiben könne.

Nach einem Vergleich mit Raumers Hohenstaufengeschichte folgt sodann die geschichtliche Würdigung des einst so vielgenannten Werkes:

Den jetzigen Anforderungen geschichtlicher Forschung entspricht Hurters Werk in keiner Weise mehr; es entspricht ihnen nicht, wenn wir auch von der Frage ganz absehen, ob und wie weit Hurter durch Befangenheit sich zu parteiischer Färbung, zu berechneten Verschweigungen und Verschönerungen habe verleiten lassen. Allzusehr vermißt man bei ihm die kritische Prüfung seiner Quellen und Belege, das gewissenhafte Abwägen der Aussagen. Auch er macht sich in großem Umfang des bedenklichen Fehlers schuldig, wertlose spätere Angaben herbeizuziehen und, als ob sie den echten Quellen ebenbürtige Zeugnisse wären, zu verwerten. Auch bei ihm werden wohl die fertigen Zustände mit Klarheit dargestellt, aber um so weniger Sorgfalt ist auf den Nachweis verwandt, wie, mit welchen Mitteln, unter welchen Umständen sie so geworden sind.

Neben Döllingers eingehendem Votum mag hier noch eines der feinsinnigen ironischen Citate Hases (aus dem großartigen § 171 seiner KG. über Innocenz III. in Anm. 2) ergänzend sich anschließen, das um so inhaltreicher ist, wo der Anführung der Literatur vor dem Paragraphen keinerlei Urteile beigefügt sind. Dagegen heißt es bei dem Hinweis auf die Entsetzlichkeiten, die Innocenz' Legaten verübten: „Hurter, als sicher in allem, was gegen Innocenz."

In viel höherem Grade aber noch als das heute sehr zurückgetretene Buch kommt die Gesamtpersönlichkeit Hurters in Verbindung sowohl mit der Zeitgeschichte wie mit der nachfolgenden Gestaltung der Dinge in Betracht. In Hurters Buch lagen Keime, die nachmals in ungeahnter Weise aufgingen. So dürfte denn die Schenkelsche Monographie über „die konfessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen und Friedrich Hurters Übertritt zur römisch-katholischen Kirche" nach Verlauf von 60 Jahren eine gegen die Zeit ihres Erscheinens (Basel 1844) noch erhöhte Bedeutung gewonnen haben. Bezeichnender aber noch ist es, daß sogar die „Historisch-politischen Blätter" über die Handlungsweise des damaligen Antistes das Urteil fällten: „Wir wollen nicht leugnen, daß Hurter bei seinem weiteren Entwicklungsgange, als er schon auf einem Punkte angekommen war, mit dem

Digitized by Google

seine Stellung als Antistes nicht mehr vereinbar war, diese doch noch eine Zeitlang zu behaupten suchte, daß er dadurch in eine schiefe Stellung hinein geriet, deren Tadel niemandem zu verargen war." Am lehrreichsten jedoch ist das wissenschaftliche Facit seines späteren Lebensganges als k. k. Hofhistoriograph in Wien. Wieder ist es der inhaltreiche Nekrolog Döllingers auf Hurter als Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, der sich auch hier durch ein solche Fülle feinster Beobachtungen abhebt, daß wir nur ungern darauf verzichten, einige seiner für die gesamte interkonfessionelle Entwicklung der Folgezeit hochbedeutsamen Urteile wiederzugeben. Da es sich aber hier vorwiegend um die Wertung der ausführlichen Biographie über Ferdinand II. handelt, eignen sich diese Ausführungen besser für einen Vergleich mit den Friedjungschen Enthüllungen über die Rolle, welche die nach Österreich berufenen Konvertiten vor und bei der blutigen Auseinandersetzung von 1866 (wie früher vor und in dem Sonderbundskriege) gespielt haben.

In Verbindung mit Hurter ist in den „Wegen nach Rom" noch mehrerer anderer Geistlicher gedacht, die ebenfalls noch während ihrer Amtsstellung in der evangelischen Kirche den Todfeinden der letzteren in jeder Weise in die Hände arbeiteten. Es sei in dieser Hinsicht speziell auf die geheime Tätigkeit Eßlingers hingewiesen. Auch die in früherem Zusammenhang (S. 102—104) zusammengestellten schweizerischen Patrizier bieten eigentlich ebenfalls nur unter dem gleichen pathologischen Gesichtspunkt ein geschichtliches Interesse. Wir gehen auf die so oft genügend gekennzeichneten Tatsachen nicht nochmals ein, glauben uns aber einer Ergänzung der früheren Darstellung nicht entziehen zu dürfen. Sie betrifft den Graubündner Dekan Balthasar von Castelberg und seinen Sohn Valentin.

Die in meiner ganzen Monographie durchgeführte Methode, die „Bekehrten" vollinhaltlich in ihren eigenen Schriften zu Wort kommen zu lassen, ist auch bei Castelbergs Konversionsschrift angewandt worden (S. 327—329). Die in seinem Abschiedsbrief an die protestantische Synode, vom 7. Juni 1825, ausgeführten Vorwürfe gegen die evangelische Kirche sind aber, wie sich erst ganz neuerdings herausgestellt hat, gar nicht die wirklichen Motive gewesen, sondern haben der Sache nur ein Mäntelchen umgehängt. Auch hatte Balthasars Sohn Valentin nicht, wie Rosenthals „Konvertitenbilder" es darstellen, dem Schritte des Vaters sich angeschlossen, ist vielmehr selber der Anlaß desselben gewesen.

Einem im Pastoralverein für 1902 von J. A. Michael auf Grund eingehender Archivstudien gehaltenen Vortrag (Der 1825 erfolgte Übertritt von Dekan B. v. Castelberg und seinem Sohne Valentin zur katholischen Kirche) verdanken wir ungeahnte Aufschlüsse über den wirklichen Anlaß des

Digitized by Google

Übertritts. Diese Aufschlüsse sind von derart typischer Bedeutung, daß wir ihnen auch in unserem allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang eine Stelle einräumen zu sollen glauben.

Schon im Jahre 1819 war nämlich der jüngere Castelberg von der bündnerischen Synode exkludiert worden, weil er im Verdacht stand, zwei falsche Obligationen angefertigt und sich der Erbschleicherei schuldig gemacht zu haben. Es war dies während seiner Tätigkeit als Feldprediger in Holland geschehen. Nach seiner Rückkehr von dort beanspruchte er von den Erben eines Hauptmanns Peter v. Casutt v. Valendas, der ebenfalls in holländischen Diensten gestanden hatte und dort gestorben war, eine Summe von 2500 Gld., indem er den Erben zwei Obligationen mit der Unterschrift Peter v. Casutts vorwies. Diese Obligationen wurden als gefälscht erwiesen. Drei gerichtliche Instanzen entschieden in diesem Sinne. Darauf erst hat die Synode ihn exkludiert. Von 1819 bis 1825 hat er dann, wie die Synodalprotokolle nachweisen, alljährlich seine Wiederaufnahme nachgesucht. Und trotz des Ausschlusses aus der Synode hatte der Vater im Jahre 1822 dem Sohne die Kanzel in Ilanz eingeräumt, was ihm nach dem Synodalprotokoll dieses Jahres ebenfalls einen scharfen Tadel eintrug. Im Jahre 1823 bereits verstieg sich Valentin in einem neuen Gesuch um Wiederaufnahme zu der Drohung: „Wenn die Synode ihre reformierte Rechtgläubigkeit in solcher Art bekundete, so wäre ich genötigt, es als einen Wink der Vorsehung anzusehen, wieder in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren zu sollen, welche unsere Väter verlassen haben." Im folgenden Jahre 1824 hat sich auch der kleine Rat des Kantons mit einem neuen Gesuche um Revision des Casuttprozesses zu beschäftigen gehabt, dasselbe aber ebenfalls abgewiesen. Die Eingabe Castelbergs sowohl wie die Eintragung des Entscheides des kleinen Rates in dessen Protokolle sind aus dem Archiv verschwunden (!). Ihr Inhalt ergibt sich aber aus einer späteren Korrespondenz zwischen dem kleinen Rat und den sog. Assessoren der Synode.

Den unliebsamen Daten aus dem Leben des Sohnes stellen sich bittere Klagen der Gemeinde Ilanz über die Amtsführung des Vaters zur Seite. Zwar hat er eine Zeitlang als Dekan des grauen Bundes und als „Präses Colloquii" in der Synode eine angesehene Stellung eingenommen. Im Laufe der Jahre aber war dieselbe mehr und mehr untergraben. So tritt denn sein Schreiben an die Synode vom 17. Juni 1825, dem auch ich in gutem Glauben an die dort ausgesprochenen Motive gefolgt war, in ein ganz anderes Licht. Der Übertritt war übrigens schon zwei Monate vorher in Chur erfolgt, ist aber nach dem Hallerschen Vorbild noch so lange verborgen gehalten.

Die Michaelsche Spezialuntersuchung bringt den vollständigen Wort-

Digitized by Google

laut der lateinisch abgefaßten Austrittserklärung in deutscher Übersetzung. Im Synodalprotokoll ist darüber bemerkt: „Es wird die Frage aufgeworfen, ob das Schreiben des gewesenen Dekans B. C. beantwortet werden soll. Die Synode hält dafür, daß C. keiner Antwort würdig sei; sie beschließt seinen Namen im Synodalbuch auszustreichen." Um so größeres Interesse darf heute die auf den Castelbergschen Fall bezügliche Literatur beanspruchen. Castelberg selbst hat die in der Austrittserklärung vorgebrachten Motive in einer in der romanischen Volkssprache erschienenen populären Schrift weiter ausgeführt („Erwägungen der Gründe für Protestanten oder sogenannte Reformierte zu ihrer Rückkehr in die heilige katholische und apostolische Kirche"). Andererseits hatte er sich der weltlichen Obrigkeit gegenüber zu verantworten, weil er den auf die Reformatoren angewandten Ausdruck spoliatores in einem solchen Zusammenhang gebraucht hatte, daß auch die derzeitige Behörde sich beleidigt fühlte. Der Kantonskirchenrat hat am 18. Dezember 1825 ein Zirkular an die evangelischen Kirchengemeinden des ganzen Kantons mit tatsächlichen Richtigstellungen und einem warmen religiösen Appell erlassen. Daneben erschienen zwei wissenschaftliche Widerlegungen der Castelbergschen „Erwägungen", von welchen die eine im Manuskript in der Kantonsbibliothek vorhanden, die andere (von Prediger Kind in Chur) auch im Druck erschienen ist. In der letzteren ist speziell auch darauf hingewiesen, wie der alte Dekan am 7. April 1825 seinen Glauben abgeschworen hatte, erst am 6. Juni 1825 aber den Brief an die Synode schrieb. „Zwei Monate spielte also Herr v. Castelberg die Rolle eines elenden Heuchlers — war erklärter Feind der evangelischen Kirche und doch Dekan derselben."

Der Sohn Valentin hat der Kindschen Schrift noch eine „kurze Antwort" gegenübergestellt, die aber fast nur aus persönlichen Beschimpfungen des Gegners besteht. Wie sehr die Bevölkerung durch jene Vorfälle erregt wurde (obgleich nicht einmal aus der eigenen Familie v. Castelberg weitere Übertritte erfolgten) kann man auch zwei (romanischen) Spottgedichten aus den beiden feindlichen Lagern entnehmen. Der gesamte seitherige Entwickelungsgang beider Kirchen aber gibt diesen Ergänzungen meiner früher viel zu ideal aufgefaßten Darstellung dieses Konversionsfalles eine erhöhte Bedeutung.

In lehrreicher Parallele zu diesen neuen Nachweisen über den „Kryptopapismus" in der Schweiz steht ein anderer, uns ebenfalls erst neuerdings bekannt gewordener weiterer Nachweis über eine geheime fürstliche Konversion noch aus dem 18. Jahrhundert. Es ist niemand Geringeres als die (von Friedrich II. und von Goethe gleich sehr bewunderte) „große Landgräfin" Caroline von Hessen-Darmstadt, deren Briefwechsel wir die Kenntnis jener — für die Atmosphäre, in welcher der Darmstädter Starck

Digitized by Google

sein „Theoduls Gastmahl“ schrieb — drei Jahre lang geheim gehaltenen „Bekehrung“ verdanken. Es ist nämlich die ihres eigenen Bruders, des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken. Sie hat, um den Kummer darüber der Mutter zu ersparen, ihm selber geschrieben: „Würde sich die Autorität, die Ihnen gestattete, drei Jahre hindurch sich zu verstellen, nicht rühren lassen durch den Gedanken an eine Mutter, die in Verzweiflung geraten wird, wenn sie Ihre Erklärung vernimmt?“

Wie derartige „Bekehrungen“ in den fürstlichen Kreisen selber aufgefaßt wurden, zeigt ein anderer Brief der gleichen Landgräfin an die Prinzessin Amalie von Meißen, Schwester Friedrichs des Großen: „Mein Bruder ist seit langem religionslos; er glaubt an gar nichts, außer etwa an ein höheres Wesen, welches sich herzlich wenig um diese Welt und ihre Bewohner bekümmert. Er behauptet, daß die Familienverträge, die zu erneuern sind, ihn gezwungen haben, einen Namen an Stelle eines anderen anzunehmen.“ Ihrem eigenen Gemahl aber schreibt sie über die gleiche Angelegenheit: „Sie können sich wohl denken, daß die Überzeugung keinen Teil hat an dem Religionswechsel meines Bruders, der ja nie einen religiösen Grundsatz gehabt hat oder doch seit langem nicht mehr hat.“ *)

Da dieses letzte Vorkommnis uns bereits aus der Schweiz auf deutschen Boden zurückgeführt hat, so möge hier nun aber auch Platz finden, wie unser Altmeister Hase die sich dort noch ganz anders geltend machende kryptokatholische oder besser kryptopapistische Neigung speziell im orthodoxlutherischen Gewande geschichtlich erklärt:

Die Hinneigung zum Katholizismus scheint ein ungerechter Vorwurf: die zu Luthers Glauben zurückkehren wollen, treu dem Glauben der Väter, scheinen gerade im stärksten Gegensatz wider die katholische Kirche. Dennoch: Luthers Glaube war eine Tat der kühnsten Freiheit, hervorgegangen aus den eigenen Tiefen des Gemüts, im Einverständnis mit der höchsten Bildung seiner Zeit. Jetzt ist lutherische Orthodoxie eine Zurückwendung zu einer vergangenen Bildung, die dadurch als feststehende, unfehlbare angesehen wird. Hier zeigt sich die Verwandtschaft mit dem Katholizismus in der schärfsten Spitze, nur mit dem Unterschied, der doch kaum einer ist, daß nach katholischer Lehre diese Unfehlbarkeit übertragen wird auf eine bestimmte, gegenwärtige Person, nach der orthodoxen Ansicht auf ein Buch, das vor 300 Jahren durch Menschenhände und Menschensinn verfaßt ist: dem soll der denkende Geist sich unbedingt unterordnen. Solche Verwandtschaft mit dem Katholizismus hat nicht notwendig zum Übertritt geführt, wenn er auch durch einzelne geschehen ist; in England, wo dieses Christentum als Puseyismus ausgebildet wurde, sogar in bedeutender Zahl. Aber zumal in Deutschland hat Pietät und Lebensstellung es doch nur selten zu diesem Schritte kommen lassen, nur eine schwankende Neigung ist sichtbar. In den Organen der Partei ist, ich möchte sagen unbewacht, diese Neigung naiv genug ausgesprochen: „Die katho-

*) Die (ursprünglich französisch geschriebenen) Briefe sind dem von Dr. Ph. F. A. Walther herausgegebenen „Briefwechsel der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt“ (Wien 1877) entnommen.

Digitized by Google

liche Mutterkirche ist die Hälfte unseres eignen Selbst, unser von uns getrenntes Fleisch und Blut, zu der möglichst früh zurückzukehren unser Streben sein muß: die katholische Kirche stürzen heißt den Ast absägen, auf dem wir sitzen." Wo ein römisches Institut fällt, da fällt auch ein Stück Christentum. So ist durch jene innere Verwandtschaft das protestantische Bewußtsein, die protestantische Energie jedenfalls geschwächt worden. .... Wo die Wagschalen so gleich stehen, da kann leicht geschehen, daß jene ideale Auffassung des Katholizismus übergeht zur einfachen realen, und zum Übertritt in den Schoß der römischen Kirche. Durch diese Sympathie erklärt sich auch das Auffallende, daß gerade in vorzugsweise katholischen Landen die neue Orthodoxie zuerst politische Begünstigung fand. In Bayern hat Ludwig I., zur Zeit des eifrig katholischen Ministeriums Abel, Friedrich v. Roth, einen würdigen Mann in Luthers Geist und Glauben, (1828) ausdrücklich deshalb zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, um durch ihn das lutherische Bekenntnis zum Katholizismus zurückzuführen, und Roth sah dies als seine göttliche Bestimmung an. Seitdem wurde in Erlangen die theologische Fakultät mit orthodoxen Professoren besetzt, in München ein Predigerseminar derselben Richtung eingerichtet. Im Königreich Sachsen haben ähnliche Verhältnisse der katholischen Dynastie mitgewirkt zur allmählichen orthodoxen Besetzung der Universität. In Rostock war es mehr der „Junker Hans", der dazu beitrug; in Hannover das Wohlgefallen des blinden Königs an einem priesterlichen Königtum von Gottes Gnaden bis ans Ende der Zeiten; in Dorpat die Wirkung der russischen Politik und der griechischen Kirche. Durch solche Besetzung der theologischen Lehrstellen ist vornehmlich die jüngere Geistlichkeit für diese Richtung gewonnen worden.

---

§ 15.

Der erneuerte Pietismus auf neuen separatistischen Bahnen.

Als die kirchlichen Schöpfungen der Restaurationsperiode ergaben sich uns einmal die Begründung bezw. die Neubegründung der Verfassung in den verschiedenen Bekenntniskirchen, sodann aber der Beginn der die Glieder verschiedener Denominationen zusammenfassenden Vereinsbildung. In der nachstraußischen Periode tritt dagegen mehr und mehr der Existenzkampf zwischen den „Richtungen" in den Vordergrund. Die Mächte der Revolution und Repristination ringen miteinander. In dieser Repristination selbst aber sind verschiedene Stadien zu unterscheiden. Obenan handelt es sich daher für uns um die reinliche Unterscheidung der in der umgekehrten Reihenfolge wie früher aufeinander folgenden pietistischen und orthodoxen Strömung.

Die mit den beiden Begriffen Pietismus und Orthodoxie verbundenen Prinzipienfragen stehen heute ganz besonders im Vordergrunde. Wir werden uns nach und nach mit einer ausgedehnten Literatur auseinander zu setzen und zu sehr verschiedenen Standpunkten Stellung zu nehmen

Digitized by Google

haben. Um so unerläßlicher aber ist es gerade deshalb, aus der bereits im Jahre 1867 gegebenen Darstellung, welche das pietistische und das orthodoxe Stadium der kirchlichen Restauration scharf voneinander unterschied, sie aber noch in einem und demselben Zusammenhang behandelte, zunächst an den ersten Teil als solchen anzuknüpfen. Der § 44 der beiden ersten Auflagen über die moderne „Orthoxie in der Kirche" hat nämlich — in derselben Weise, wie es heute fast allgemein geschieht — zuerst den erneuerten Pietismus als die Grundlage der erneuerten Orthodoxie und darum unabhängig von dieser zu zeichnen versucht.

Wenn die moderne Orthodoxie in der Geschichte der Theologie nur eine untergeordnete Rolle spielt, so ist ihr Einfluß für die Entwicklung der Kirche um so wichtiger geworden; ja sie hat schließlich eine fast unbestrittene Alleinherrschaft in derselben erworben. Um diese Erscheinung in ihrem Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung der Neuzeit recht verstehen zu können, ist vor allem der historische Ursprung dieser neuen Orthodoxie ins Auge zu fassen, und sodann die Tendenz selber zu charakterisieren.

Umgekehrt wie früher, wo die alte Orthodoxie den Pietismus hervorrief, ist die heutige ihrerseits aus dem Pietismus hervorgegangen. Jene religiöse Erweckung der Freiheitskriege, auf die so manche der Neuzeit eigentümliche Erscheinung zurückgeführt werden muß, „fand gar bald schon an den großen sittlichen Naturordnungen des staatlichen Gemeinwesens nicht den Anhalt, dessen sie bedurfte", und so — um die Worte Rothes aus seiner eigenen Jugenderinnerung auch weiter zu übernehmen — „flüchtete sie sich in die Kreise der wenigen noch übrig gebliebenen Stillen im Lande, die eben daher von nun an mit plötzlicher Schnelligkeit sich ausbreiteten, und tat die konventionellen Formen ihrer Frömmigkeit an. Die junge christliche Gläubigkeit wurde weitaus dem größten Teile nach Pietismus."

Dieselben Kreise in Württemberg, im Wuppertal, in einigen Schweizer Kantonen, die gerade jetzt das so lang vernachlässigte Missionswerk wieder aufnahmen, hatten im Stillen die altgläubige Denkweise bewahrt; sie werden nunmehr öffentlich neue Mittelpunkte derselben. In Norddeutschland macht eine ähnliche Bewegung sich geltend, teilweise in vornehmeren Kreisen; der Baron Kottwitz, den Tholuck als Vater Abraham schildert, hat so wenig allein gestanden, wie jene pommerschen und mecklenburgischen Herren, von denen Wangemann ein „geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande" datiert. Selbst auf katholischem Boden regt sich eine verwandte Tendenz, welche nach der Verfolgung durch die wieder zur Herrschaft gekommene jesuitische Partei sich in ihren besten Repräsentanten — den Boos, Goßner, Henhöfer — in die evangelische Kirche hineinflüchtet. Eine Reihe jüdischer Proselyten — wir erinnern nur an Stahl und Philippi, sowie ihre holländischen Geistesverwandten da Costa und Capadose — kommen auf demselben Wege zu demselben Ziele. Auf altevangelischem Boden selbst aber treten uns in Klaus Harms und Heubner glaubensvolle Männer ähnlicher Denkungsweise entgegen, von Schwarz treffend als „ehrwürdige Patriarchengestalten" bezeichnet. Auch die Brüdergemeinde, schon längst für einzelne von der herrschenden Zeitrichtung abgestoßene Gemüter zum Asyle geworden, übt nun ihrerseits einen sehr merklichen Einfluß auf weite Kreise der evangelischen Gesamtkirche. Gewiß Momente genug, um uns den großen Umfang, in dem diese neue Generation des Pietismus sofort auftritt, verstehen zu lassen. Und wie glaubenskräftig und jugendfrisch seine Vorkämpfer waren, mußten beispielsweise die Gegner Tholucks bald zu ihrem Schrecken erfahren.

Digitized by Google

Betrachtet man nun die Anschauungs- und Lebensweise dieses modernen Pietismus etwas aus der Nähe, so findet man in ihm dieselbe ausschließlich religiöse und ausschließlich private Lebensauffassung wie in seinem älteren Vorbilde. In Glaubenskraft, Aufopferungsfähigkeit, inniger Frömmigkeit, strenger Selbstzucht können die pietistischen Kreise allen andern zum Muster dienen; dabei sind sie, ähnlich wie im Mittelalter die waldensischen, unter sich eng zusammenhängend, bilden einen stillen Bruderbund, von dem alle „Ungläubigen" und „Weltkinder" fern gehalten werden. Es gibt sehr gereifte Persönlichkeiten in ihrer Mitte, in denen Christus sichtlich Gestalt gewonnen hat; und ihre besseren Erbauungsbücher, zum Teil noch von älterem Datum, gehen viel weniger auf die den andern anklebende Gefühlsschwelgerei als auf Ausbildung des christlichen Charakters aus. Ihre Wohltätigkeit endlich und ihr Interesse für alles, was nach ihnen zum „Reiche Gottes" gehört, ist so allgemein bekannt, daß es kaum der besonderen Erwähnung bedarf.

So die anerkennenswerten Eigenschaften dieser Religionsform. Zugleich zeigt sich nun aber auch sofort ihr ausschließlich religiöser Charakter. Die Frömmigkeit als solche wird zum Gewerbe gemacht, in Wort und Geberde dokumentiert, und bei jeder Gelegenheit auf dem öffentlichen Markte des Lebens an den Tag gelegt. Hinter diesem ausschließlich religiösen Bestreben tritt dagegen das religiös-sittliche zurück, hinter der Erweckung die Heiligung, hinter der Fülle von Betstunden der höchste sittliche Zweck des Gebetes. Und nicht minder muß das eigentliche Berufsleben sich zurückdrängen lassen gegenüber dem unruhigen Haschen nach Bekehrung der anderen.

Zu diesem ausschließlich religiösen gesellt sich dann gleichzeitig das ausschließlich private Christentum. Das Reich Gottes ist dem Pietismus auf die kleinen erweckten und abgesonderten Kreise beschränkt; und so freundlich der „Gläubige" empfangen wird, so mitleidig-hochmütig wird der Andersdenkende behandelt. Der geistliche Stolz ist daher nirgends mehr wie unter den Konventikelchristen zu Hause; und zugleich sticht von der aufrichtigen Demut der Armen am Geist die ausgebildete Herrschsucht der leitenden Elemente sehr ab. Eine konfessionelle Orthodoxie ist allerdings seltener; um so häufiger aber die sogenannte „Bibelgläubigkeit". Die speziellen Lieblingsgewohnheiten sind ferner verschieden genug; bald wird der Hauptnachdruck auf die Bilder des hohen Liedes, bald mehr auf die Apokalypse gelegt; bald wird mehr der Gesamtabfall der Neuzeit vom Glauben und das allgemeine sündliche Verderben, bald speziell die Trübernatur der Literatur oder der Kunst bejammert; bald steht die asketische Weltflucht, bald die mystische Gefühlsschwelgerei im Vordergrunde. Aber gleich ist überall das Streben, diese Privatansichten auch anderen aufzuzwingen; und zumal bei Leuten, welche, wie so manche Glieder der Jünglingsvereine, in ihrer geringeren Bildung eine unzulängliche Waffe gegen ihren geistlichen Hochmut besitzen, tritt derselbe in der scharfen Verurteilung aller „Weltkinder" zutage, d. h. eines jeden, der nicht die beliebte Phraseologie mitmacht, sondern sich natürlich gibt wie der liebe Gott ihn geschaffen; oder der ein offenes Auge für Gottes schöne Natur hat und in diesem „Jammertal" den Kopf aufrecht zu tragen wagt. Doch mit dieser Engherzigkeit in persönlicher Beziehung ist es nicht genug; dasselbe Winkelchristentum dokumentiert sich gegenüber den großen allgemeinen Aufgaben. Von irgend welcher Welt erobernden Macht, irgend welcher Welt umgestaltenden Aufgabe des Christentums ist keine Rede; man kennt nur die Erweckung und Bekehrung einzelner Seelen. Alles, was außerhalb dieses Gesichtskreises liegt, wird nicht beachtet; darum speziell die Leistung der Gegenwart in Wissenschaft, Kunst und Industrie nur geringschätzig behandelt, und die Gefahr nur zu sehr heraufbeschworen, durch die abgesagte Feindschaft gegen alle Humanität in völlige

Digitized by Google

Barbarei zurückzusinken. Alle diese schlimmen Beigaben des Pietismus bleiben aber kleinere persönliche Fehler, so lange er wirklich Pietismus bleibt und sich auf seine frommen Kreise beschränkt; kommt dagegen irgendwo diese Richtung zur wirklichen Herrschaft, so verliert sie nur zu leicht ihre liebenswürdigen Eigenschaften, um die ihr von Natur anklebende Herrschsucht und Intoleranz um so fühlbarer zu machen.

Neben dem Texte selber gehört auch eine Anmerkung hierher, welche auf zwei gleichzeitige parallele Erscheinungen in Basel und Elberfeld hinweist, die heute so gut wie verschollen sind, damals aber (1861) im Mittelpunkt des Interesses aller kirchlichen und widerkirchlichen Kreise gestanden haben.

Wie sehr gerade nur die eigene Schablone als Maßstab der Christlichkeit angelegt wird, zeigte sich bei Gelegenheit des Hebichstreites in Basel, wo ein Hagenbach öffentlich des Unglaubens bezüchtigt wurde, weil er sich gegen die Ungebührlichkeiten des eitlen Mannes ausgesprochen hatte; und der Waisenhauserweckung in Elberfeld, wo dem Evang. Gemeindeblatt, das kein unmittelbares Eingreifen Gottes darin erkennen wollte, Artikel darüber zugeschickt wurden, „wie man von christlicher Seite zur Sache stehe".

Das hier wieder aufgenommene Bild des (noch nicht wieder zur Orthodoxie zurückgebildeten) Pietismus braucht auch heute nicht modifiziert zu werden. Dagegen hat es in späterer Zeit viel lebensfrischere Farben gewonnen, als es dem Verfasser vergönnt war, den Durchgang Rothes durch den Pietismus nach dessen eigenen Briefen zu schildern. Diese Briefe werden für alle Zeit als eines der wichtigsten Selbstporträts eines echten Pietisten nach Licht- und Schattenseiten gelten dürfen. Sie sind nach beiden Seiten bereits in die Geschichte der Theologie (III, 1 S. 118, 258) hineingestellt worden. Weitere Auszüge daraus würden den Raum wegnehmen, der für so manche neue Ausführung hoch vonnöten ist. Wir wiederholen daher nur kurz die Grundthese: Wie Schleiermachers Ausgang von der Brüdergemeinde, so ist Rothes pietistisches Entwicklungsstadium für die ganze Kirche zum Segen geworden.

Wir haben darin zugleich den Grund für den prinzipiellen Unterschied zwischen dem nachmaligen Urteil Rothes über den Pietismus und demjenigen des letzten großen Werkes von Albrecht Ritschl, seiner „Geschichte des Pietismus". Rothe hat den Pietismus durchlebt, Ritschl von Kind an im Gegensatz zu demselben gestanden. Die von ungeschmälerter Achtung für den scharfsinnigen Dogmatiker getragene Kritik seines eben genannten Werkes durch den Verfasser ist der Ausgangspunkt einer Kontroverse geworden, deren verschiedene Stadien in der Monographie über „die theologische Einzelschule" verfolgt werden können.

Diese Kontroverse als solche kann erst in späterem Zusammenhang berücksichtigt werden. Dagegen muß jener Ausgangspunkt selber, weil

Digitized by Google

eben in der verschiedenen Auffassung des Pietismus gelegen, hier wenigstens kurz angedeutet werden.

Die Hallischen Theologen Köstlin und Riehm hatten als Herausgeber der „Studien und Kritiken" eine Rezension der Ritschlschen „Geschichte des Pietismus" von mir gewünscht. Um auch den Schein einer polemischen Absicht zu vermeiden, waren eine Reihe anderer einschlägiger Werke von mir mit diesem Buche verbunden worden, neben Heppe's „Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reformierten Kirche" vor allem die ausländische Literatur (Barclay, Bonet-Maury, de Hoop Scheffer, Proost, Sepp, Lane Poole). So ergab sich ein Gesamtbild der neuesten Forschungen „zur Vorgeschichte des Pietismus" überhaupt. Da wir es im folgenden immer wieder mit dem Begriff des Pietismus zu tun haben werden, so darf, so wenig wir auf das einzelne eintreten können, doch das allgemeine Ergebnis jener Forschungen hier nicht fehlen.*)

Eine ganz ähnliche Umgestaltung des bisherigen Geschichtsbildes, wie sie sich in den letzten Dezennien mit Bezug auf die Reformaion vollzogen hat, scheint gegenwärtig hinsichtlich der pietistischen Periode im Werden zu sein. Wie dort ist auch hier aus gründlichen Vorstudien über Vorgeschichte und Nachgeschichte zugleich auf das Wesen der Epoche selbst ein helleres Licht gefallen . . .

Während man früher bei dem Worte Pietismus bloß an Spener und Francke als die grundlegenden Führer und etwa an Zinzendorf als den Ausläufer dachte, höchstens zwischen der ersten und zweiten Periode des Hallischen Pietismus einen Unterschied statuierte, blicken wir heute auf eine lange Vorgeschichte der mächtigen Zeitwende zurück, welcher Deutchland seine materielle und geistige Erstehung aus der Aera des Dreißigjährigen Krieges und der orthodoxistischen Ketzerjagden zu danken hatte. Zumal das England des 17. Jahrhunderts mit seinen geisterfüllten „Revolutionskirchen" und ihrem „inneren Leben" ist in seiner Bedeutung für die kontinentale Entwicklung immer klarer erkannt worden, nicht minder aber der Zusammenhang von Puritanismus und Independentismus, von Baptismus und Quäkertum mit derjenigen Seite der ersten kontinentalen Reformation, welche innerhalb der neuen Kirchenbildungen keinen Platz für ihre Auffassung der Reformationsprinzipien gefunden hatte. Die Schwenkfeld und Sebastian Frank, so gut wie diejenigen, welche auf Grund der alleinigen Bibelautorität die in der Bibel nicht vorgefundenen Lehren von der Kindertaufe und der Trinität verwarfen, erwiesen sich als die Vorläufer zahlreicher Nachfolger. In den Niederlanden zumal ließen sich immer neue Fäden nachweisen, die die eine Generation mit der anderen verbanden. Aber auch die Auffassung der schweizerischen Reformationsgeschichte ward eine andere, je mehr der Kontrast zwischen dem deutschen Geist Zwinglis und dem welschen Geist Calwins zutage trat. Und mit alledem haben wir noch kein Wort gesagt von der immer klareren Einsicht in die tonangebenden Potenzen der allgemeinen Kulturentwicklung überhaupt, die auf alle Kirchen gleich sehr einwirkten und trotz aller dogmatischen Gegensätzlichkeit die merkwürdigsten Parallelen in dem Gesamtverlauf der kirchlichen Entwicklung bewirkten.

Allerdings — es ist nichts weniger als plötzlich, daß die Ergebnisse aller solcher Einzelstudien für die allgemeine Würdigung der kirchlichen Epochen ein Gemeingut des

*) Vgl. den Abdruck des Aufsatzes: Theol. Einzelschule I S. 114—152.

Digitized by Google

großen Publikums werden. Es bedarf dazu nicht nur der zähen unermüdlichen Arbeit in den Werkstätten der Geschichtsforschung, sondern vor allem auch jener echt wissenschaftlichen Selbstverleugnung, die sich stets der Grenzen des eigenen Wissens bewußt bleibt und den anderen höher zu achten weiß als sich selbst. Der eine Arbeiter steht auf den Schultern des anderen. Ohne Neanders liebevolle Vertiefung in die verschiedensten religiösen Individualitäten, ohne seines Schülers Hoßbach für seine Zeit treffliche Spener-Biographie, ohne Tholucks reiche Anekdotensammlung zur Vorgeschichte des Rationalismus und Goebels fleißige Arbeiten über die Geschichte des christlichen Lebens (unter denen die über die Inspirationsgemeinden der Wetterau die Krone verdienen möchten) hätten die zusammenfassenden Werke, in welchen ein Gaß, ein Dorner, ein Gustav Frank auch die pietistische Phase der Theologie zeichneten, keinen festen Boden unter den Füßen gehabt. Ohne die modernen pietistischen „Sammlungen für Liebhaber der Wahrheit und Gottseligkeit" und ihre „neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes" wären die verwandten Strömungen der letzten Jahrhunderte dem wissenschaftlichen Verständnis schwerlich so nahe gerückt. Schon der auffällige Fortschritt, der in der Reihenfolge solcher Biographien wie derjenigen Burckhardts über Zinzendorf, Dibelius' über Arnold, Kramers über Francke herausspringt, ist ein merkwürdiger Beleg für die stets umfassendere Würdigung der Periode als solcher. Aber es ist freilich noch viel zu tun, bis die Geschichte des Pietismus in eine ähnlich klare Beleuchtung tritt wie die der Reformation. Welcher Kontrast zwischen der landläufigen Behandlung dieser gewaltigen Geistesbewegung in Deutschland und einem Werke über den Methodismus, wie es Hartpole Lecky, der sog. Freigeist, in England geschrieben! Nur eines einzigen Namens, und zwar eines solchen von wenig erfreulichem Klang in theologischen Kreisen, desjenigen Bruno Bauers nämlich, läßt sich heute als eines solchen gedenken, dessen Träger die hohe Kulturbedeutung von Pietismus und Brüdergemeinde erkannte.

Doch die erste Vorbedingung ist immerhin vorhanden: die Erkenntnis der vorhandenen Lücke als solcher, das zunehmende Bewußtsein, daß die geschichtliche Forschung hier noch vor einem der gewichtigsten Probleme dieser wissenschaftlichen Disziplin steht. Denn einen deutlicheren Beweis dafür kann es wohl schwerlich geben, als wenn gleichzeitig zwei Werke über denselben Gegenstand erscheinen, und beide von Männern von anerkannter Autorität auf ihrem Gebiete. Die Werke von Heppe und Ritschl geben aber auch jedes für sich bedeutende Beiträge zur Lösung der Aufgabe. Suchen wir daher vor allem zu konstatieren, was von den beiden verdienten Gelehrten geboten wird, — um so leichter wird es dann sein, das, was im Anschluß an sie weiter zu tun sein dürfte, ins Licht zu stellen.

Ist das Ritschlsche Werk hier als das einstweilige Schlußergebnis der vorhergegangenen literarischen Bewegung gekennzeichnet, so sind in späterem Zusammenhang (S. 129 ff.) die Bedenken formuliert worden, welche gegenüber der Gesamtauffassung Ritschls vom Pietismus erhoben werden müssen. Gerade diese kritischen Bemerkungen können hier wegen der immer wieder erneuten späteren Debatten nicht übergangen werden.

Sind es die reichen Schätze echt historischer Quellenforschung, die das Heppesche Werk noch auf lange hinaus zu einer Fundgrube für alle jüngeren Arbeiter machen, so bedarf es bei dem Ritschlschen Buche kaum des Hinweises auf die Verdienste, welche den berühmten Verfasser auszeichnen. Die genialen Gesichtspunkte, der klare Verstand, die scharfe Dialektik, der sarkastische Witz drücken auch seiner letzten Schrift ihren Charakter auf. Auch diesmal ferner ein großartig angelegtes Gebäude, zu dem die

Digitized by Google

Grundsteine fest und sicher eingemauert sind. Ein konsequenter logischer Zusammenhang verbindet jeden Abschnitt mit den früheren und späteren. Wer gewisse Prämissen zugegeben, der scheint ohne weiteres gezwungen, auch allen Schlußfolgerungen zuzustimmen zu müssen. Von seinem großen Meister Baur hat Ritschl die Gabe gelernt, der intellektuellen Seite der menschheitlichen Entwicklung mit stets gleichem Scharfsinn und Spürsinn nachzugehen. Dabei hängt gerade der Gegenstand seines jüngsten Werkes eng mit seinen dogmatischen Lieblingsthesen zusammen. Um das Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung hatte sich einst der Kampf zwischen Orthodoxen und Pietisten bewegt. Um die von jenen vertretene Position mit neuen Waffen zu verteidigen, mußte zuvor der gewappnetste aller ihrer Gegner, der Pietismus, aus dem Felde geschlagen werden. Ohnedem fühlte sich ja der Verfasser schon seit seiner Bonner Wirksamkeit (zumal seit der von pietistischer Seite erfolgten Kritik seines Vortrages über die Union) zu stets erneuter Auseinandersetzung mit dieser vom Wuppertale aus die ganze rheinische Kirche beeinflussenden Geistesrichtung veranlaßt.

Jenes dogmatische Kriterium ist nun aber in der Beurteilung der pietistisch gerichteten Erscheinungen des christlichen Lebens, sowie überhaupt aller der Einzelmomente, auf welche Ritschl den Pietismus zurückführt, der beinahe ausschließliche Ausgangspunkt. Daß dem Verfasser überhaupt nicht sowohl eine Geschichte des Pietismus als eine dogmatische Kritik über seine Rechtgläubigkeit im Sinn lag, ist bereits in dem Vorwort ganz unzweideutig herausgekehrt: „Ich halte es für zweckmäßig, im voraus festzustellen, daß ich dazu (i. e. zur Beurteilung der einzelnen Erscheinungen) meinen Standpunkt im Bekenntnis der lutherischen Kirche einnehme.“ Steht doch dieses Prinzip demjenigen, welches mit Recht für das ABC der geschichtlichen Betrachtungsweise gilt, der Unabhängigkeit von allen dogmatischen Prämissen, so diametral gegenüber, daß man bei der rückhaltlosen Proklamierung desselben dem Verfasser kein größeres Unrecht antun könnte, als seine glänzende dialektische Leistung mit dem Maßstabe, den man an ein eigentliches Geschichtswerk anlegen müßte, zu messen. Unsererseits möchten wir daher weder den spöttischen Ton gutheißen, in welchem der Rezensent des „Literarischen Zentralblattes“ über jene Ritschlschen Prämissen sich ausspricht, noch Herrn von Orelli im „Kirchenfreund“ beistimmen, wenn er darüber folgendermaßen zu Gericht sitzt: „Dies etwas altmodische Mäntelchen mag nun einem großen Scholastikus sehr kleidsam stehen, aber imponieren kann es uns nicht, zumal es ein geborgtes ist“. Aber ein anderes Bedenken können wir dem Ritschlschen Standpunkte gegenüber unmöglich zurückhalten. Denn es bleibt immer bedenklich, von dem Bekenntnis der lutherischen Kirche aus, deren konfessionelle Abgrenzung doch erst auf der Konkordienformel beruht, über Erscheinungen der reformierten Kirche zu urteilen, und ebenso die baptistische Bewegung der ersten Phase der Reformation als nicht zu der Reformation gehörig zu desavouieren. Wodurch unterscheidet sich dieser Standpunkt von demjenigen, welcher vom Boden der Tridentiner Canones und des Catechismus Romanus über die Korrektheit der kirchlichen Schöpfungen des Luthertums urteilt? Ich sehe mich schlechterdings außerstande, hier einen wirklich prinzipiellen Unterschied zu entdecken.

Wie in der Vorrede, so werden auch sonst die späteren Bekenntnisschriften zum Maßstab der ursprünglichen Reformationsbewegung gemacht, statt diese aus sich selbst heraus zu verstehen. So in dem Hinweis „als ob es keine reformierten Bekenntnisschriften gebe“ (S. 63). Als ob — müssen wir dem entgegenhalten — aus irgend einer der unter Calvins Einfluß entstandenen Formeln die ursprüngliche reformierte Kirchenbildung Zwinglis vorgeführt werden könnte! So gar in der merkwürdigen Behauptung, daß „die Augsburger Konfession sich zu ihrem Vorteil von den Privat-

Digitized by Google

schriften der Reformation unterscheide" (S. 85). Luthers reformatorische Ideale werden uns denn doch wohl etwas klarer aus den klassischen Schriften des Jahres 1520 entgegentreten.

Gerade mit Bezug auf den Gegenstand des Buches ist aber die von Ritschl gewählte Methode besonders vom Übel. Denn wenn der dogmatische Ausgangspunkt schon an und für sich in ausgesprochenem Gegensatz zu der historisch-genetischen Methode steht, so muß ein aus der dogmatischen Terminologie der Symbole hergenommener Maßstab doch ganz besonders verhängnisvoll sein für die richtige Würdigung einer Geistesrichtung, deren wesentliches Organ das Gemüt ist. In der eingehenden Monographie des Verfassers über die Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre handelte es sich um die Beurteilung dogmatischer Systeme, die als solche der Verstandessphäre angehören. Daher konnte zumal der erste Band (wie Referent s. Z. im Anschluß an das schon in der ersten Auflage seines Handbuchs [1867] über Ritschl Gesagte dankbar hervorgehoben hat) eine ähnliche fruchtbringende Wirkung ausüben wie Baurs berühmte dogmengeschichtliche Werke. Aber wie die Grenze von Baurs Virtuosität sofort da gegeben ist, wo es sich nicht mehr um die intellektuelle Entwicklung handelt, so ist Ritschl trotz aller Polemik gegen die Resultate seines Lehrers dem Geiste desselben gerade mit Bezug auf diese Grenze nur zu getreu geblieben.

Müssen wir somit von vornherein den „Sehwinkel" des Buches als einen solchen bezeichnen, bei dem mannigfache optische Täuschungen nicht ausbleiben konnten, so fehlt es daneben leider auch nicht an anderen Fehlgriffen, die selbst einen so genialen Dialektiker zu Urteilen führten, denen schwerlich irgend ein sachkundiger Historiker zustimmen dürfte. Ritschl selbst beklagt in der Vorrede den „lückenhaften literarischen Apparat, der ihm zu Gebote gestanden", hat sich aber dadurch nicht abhalten lassen, über geschichtliche Erscheinungen, zu deren wirklicher Kenntnis eben doch ein gewisses Maß von Quellenkunde gehört, auch ohne dasselbe sehr dezidierte Urteile zu fällen. Ja, es fehlt sogar nicht an Fällen, wo ihm die einschlägige geschichtliche Literatur, deren Ergebnisse freilich nicht besonders zu der in seinem Buche niedergelegten Vorstellungsweise paßten, genau bekannt sein mußte, aber unbenutzt blieb. Es bezieht sich dies u. a. auf Hoekstras quellenmäßige Monographie De beginselen der oude Doopsgezinden, deren deutsche Bearbeitung von Ritschl früher warm begrüßt worden war (vgl. seinen Brief vom 3. Novbr. 1866), während jetzt alle ihre Nachweise völlig ignoriert blieben.) In Verband mit der ungenügenden Art des Quellenstudiums zeigt es sich denn auch wiederholt, daß manche der von ihm behandelten Persönlichkeiten völlig aus dem geschichtlichen Zusammenhang, aus dem sie hervorwuchsen, herausgerissen sind, so daß das von ihnen gezeichnete Charakterbild geradezu in der Luft schwebt.

Eben weil wir alle aus dem wirklichen Geschichtsverlaufe entnommenen Anregungen, an denen es auch in diesem Buche nicht fehlt, nach Gebühr schätzen, glauben wir diese kritischen Einwände gleich von vornherein formulieren zu sollen. Dürfte sich doch alles, was bei der Darstellung des einzelnen zu vermissen ist, auf eine dieser Ursachen zurückführen lassen.

Zwar erhebt Herr von Orelli noch einen anderen und noch um vieles schwerer wiegenden Vorwurf: „Es scheint die Schriftbehandlung dieses Gelehrten für die Beleuchtung der Kirchengeschichte außerordentlich unfruchtbar zu sein, denn wir erinnern uns nicht, auf den 600 Seiten des Buches einmal ein Wort der Bibel als Maßstab verwertet gefunden zu haben. Die Bibel wird vielmehr nur zitiert, um die falsche Anwendung von Bibelstellen zu konstatieren. Wenn sie soviel mißverstanden worden ist, so mag es wohl besser sein, man verwendet sie gar nicht mehr und hält sich dafür

Digitized by Google

an das Bekenntnis der lutherischen Kirche, mit dem man übrigens kurzen Prozeß macht, indem man nur das Genehme herausnimmt, und das Übrige ignoriert". Man muß aber dabei den eigenen Parteistandpunkt Orellis in der Beurteilung anderer Richtungen so wenig außer acht lassen, als man bei der Ritschlschen Darstellung seinen alten Gegensatz gegen den rheinischen Pietismus vergessen darf.

Doch — es ist Zeit, daß wir von diesen Vorbemerkungen über die Ritschlschen Aufstellungen zum Vergleich derselben mit den Heppeschen kommen. Das allgemeine Verhältnis dürfte sich dahin bestimmen lassen, daß sie sich zumal nach der Seite ergänzen, daß Heppe die Lichtseiten, Ritschl die Schattenseiten des Pietismus mit Vorliebe vorführt. Eine die große Bedeutung seines Buches außerordentlich anerkennende Kritik Ritschls von dem (wegen seiner sprichwörtlich gewordenen Objektivität in den verschiedensten Kreisen gleich hochgeachteten) Antistes Finsler in Zürich (Volksblatt für die reformierte Schweiz 1881, Nr. 10—12) betont wiederholt, wie für ihn der Pietismus wesentlich ein schädlicher Auswuchs am Baum der Kirche sei, wie eine Anerkennung des guten Kerns in ihm fast ganz zu fehlen scheine. Um vieles schärfer noch klagt Orelli im „Kirchenfreund" über „die Abneigung des Verfassers gegen das, was er nicht begreife". Ja es sind schon Stimmen laut geworden, welche an die dem letzten Straußischen Buche gemachten Einwände erinnern, und wie man das, was man von dem Kunsthistoriker oder Literaturhistoriker fordere, auch von dem Religionshistoriker erwarten müsse. Aber mit dem Gemeinplatz „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" ist doch hier wenig gesagt. Nein — Ritschls Kritik der Dinge, die er tadelt, ist gemeinhin eine durchaus berechtigte. Es liegen überall, auch wo er (um ein Wort Diestels über die schwache Seite der von ihm sonst so hochgeschätzten Methode Ritschl's anzuwenden) von einem Punkte der Peripherie ausgeht und diesen zum Zentrum macht, richtige Beobachtungen zugrunde. Gerade die ernstesten Repräsentanten der von ihm getadelten Geistesrichtung (die man freilich von den Geschäftsunternehmungen oder von den sozialpolitischen Tendenzen, die mit dem Namen ganz andere Bestrebungen verdecken, nicht klar genug unterscheiden kann) werden am meisten Nutzen daraus zu ziehen vermögen. Aber neben den „Ausläufern ins Absurde" findet sich im Pietismus doch auch eine ruhigere gesundere Strömung. Über den karnalistischen Rotten soll man sein hohes Kulturverdienst nicht übersehen. Und das hat Ritschl — im andern Extrem zu dem hier und da idealisierenden Heppe — so gut wie durchweg getan.

Indem wir alles Eingehen auf die Einzelpunkte vermeiden, möge hier statt dessen noch die Charakteristik der Grundgedanken der Ritschlschen „Geschichte" aufgenommen werden:

Der eigentliche Grundgedanke des Ritschlschen Buches, der allen Einzelausführungen zugrunde liegt, ist der, daß der Pietismus keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt in der Entwicklung des Protestantismus bedeute. Während sein Ausgangspunkt gemeinhin im Protest gegen die Veräußerlichung und Verweltlichung der Kirche gesucht wird, führt Ritschl denselben auf die Erneuerung des katholischen Lebensideals innerhalb des Protestantismus zurück. So ist der Pietismus nicht eine Regeneration des Protestantismus, vielmehr steht er mit den protestantischen Grundprinzipien in grellem Widerspruch. Der historische Unterschied von Katholizismus und Protestantismus, wonach jener von dem Ideal der Universalität des Christentums getragen ist, dieser von der freien Selbstbestimmung des Individuums (ein Unterschied, der allerdings weniger auf einen Widerspruch als auf eine Ergänzung hinauskommt), ist für die Ritschlsche Auffassungsweise nicht zu gebrauchen. Nach ihm ist es vielmehr ein verschiedenes

Digitized by Google

Lebensideal, welches den Katholizismus und den Protestantismus kennzeichnet. Das des Katholizismus liegt in der Weltflucht, das des Protestantismus in der Beziehung der Religion auf das praktische Leben. Der Pietismus seinerseits aber ist ein Rückfall in das katholische Lebensideal. In der Tat erscheinen fast alle die Männer, auf welche der Protestantismus besonders stolz zu sein pflegt, und die, wenn wir ihre geschichtliche Stellung nach ihrer Nachwirkung beurteilen, mehr wie fast alle anderen eine Neukräftigung der Reformationsgedanken bewirkten, als mehr oder weniger von diesem katholischen Geiste infiziert. Es geht das so weit, daß sogar der milde Finsler zu der These veranlaßt wird: „Wenn ich boshaft sein wollte, so würde ich das Buch den katholischen Apologeten zum Studium empfehlen; es könnte ihnen ein treffliches Material liefern zu dem Beweise, was für eine gewaltige Macht das katholische Lebensideal auch in der protestantischen Kirche ausübt".

Die Differenz in bezug auf diesen Punkt wird uns jedoch nirgends hindern, nach wie vor an die hervorragenden geistigen Schöpfungen Ritschls dankbar anzuknüpfen. Und schon hier ist es ein durchweg an Ritschls Definition des Pietismus anknüpfender zeitgeschichtlicher Aufsatz*) seines ältesten Schülers Thikötter, den wir speziell der nachfolgenden Untersuchung zugrunde legen möchten. Derselbe mündet in einen begeisterten Hymnus auf den großen Lehrer: „War Ritschls Theologie frei von neuplatonisierender Mystik und metaphysischer Dialektik, so zeigte sie klar den Weg zum inneren Frieden in der Rechtfertigung, die Gott aus Gnade, ohne Verdienst der Werke, in Christo Jesu an der Gemeinde vollzogen hat, zu der jeder im Glauben sich zählen darf, der in herzlichem Vertrauen die dargebotene Sündenvergebung ergreift und seinerseits auf Grund der Rechtfertigung die Versöhnung mit Gott vollzieht in rechtschaffener Sinnesänderung, die sich bewährt nicht in pietistischer Weltflucht und vereinzelten guten Werken, sondern in praktischer Berufsfreude und Ausbildung des christlichen Charakters durch Erwerb christlicher Tugend". Ebenso stimmt er ausdrücklich dem Ergebnis der „Geschichte des Pietismus" bei, „die sorgfältige Prüfung dieser Erscheinung, besonders vom dogmengeschichtlichen Gesichtspunkte aus, zeige, daß sie gegenüber den Bekenntnisschriften der Reformation einen Rückfall in mittelalterliche Lebensanschauung bedeute". Man wolle dabei nur den „dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt" nicht übersehen! Es sind dogmatische Kriterien, nach welchen Erscheinungen des Gemütslebens abgeurteilt werden, gerade wie es seitens der alten Orthodoxie einem Arndt und Spener gegenüber geschah. Wie man sich damals gegenseitig in der Aufzählung der jenen Männern vorgeworfenen Ketzereien überbot, ist aus Tholucks „Vorgeschichte des Rationalismus" bekannt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist es seitens der die Alleinherrschaft anstrebenden „Schule" nicht anders geschehen.

*) Der orthodoxe Pietismus und der Rationalismus im vorigen Jahrhundert. Deutsch-Evangl. Blätter. Mai 1904.

Digitized by Google

Immerhin dürfte gerade gegenwärtig die Ritschlsche Kritik der Einseitigkeiten des Pietismus abermals eine luftreinigende Wirkung auszuüben geeignet sein. Wir werden im folgenden § 16 noch näher darauf zu reden kommen müssen, wenn es sich um die neue Mischung von Pietismus und Orthodoxie handelt. Aber schon hier ist es vonnöten, auf die Wiedergabe von kritiklos nachgeschriebenen Erweckungsanekdoten auch da, wo man es nicht suchen sollte, hinzuweisen.

Wir gedachten schon oben (S. 98) einer sogar in den Deutsch-Ev. Blättern (1902, Dezber.) gedruckten Darstellung der „Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg und Lippe" mit der Bemerkung, daß „deren Jargon für eine Weiterführung von Ritschls Geschichte des Pietismus unbezahlbare Stilproben aufweise". Es ist aber erst hier der Ort, um sowohl die Erscheinung als solche wie jene Darstellung derselben in den Zusammenhang mit parallelen Symptomen hineinzustellen. Man möchte in der Tat immer wieder die doppelte Frage erheben, wo denn eigentlich geschichtlich jener „Rationalismus" zu finden sein soll, auf den alles Unheil in der Kirche zurückgeführt wird, und was für ein Dienst den ihm gegenübergestellten „treuen Zeugen" erwiesen wird, wenn bei ihnen nur Licht, wie bei jenem nur Schatten erblickt wird. Nicht genug mit den terminis technicis des „öden Rationalismus" und des „neuen Geistesfrühlings" hören wir hier gleich im Anfang: „Später hielt auch hier der verflachende öde Rationalismus seinen Einzug, und mit ihm weltlicher Sinn und Sittenverderbnis (!). Um das Jahr 1750, also 200 Jahre nach der Reformation, entwarfen treue Zeugen wenig erfreuliche Bilder von dem sittlich-religiösen Zustande in den Gemeinden." Aber „mitten in diese Zeit sittlich-religiösen Verfalls hat der Herr eine Schar treuer Zeugen gestellt, die als Lichter leuchteten unter dem verkehrten Geschlecht".

Wir glauben hier — zumal im Hinblick auf die sich mehrende neue Literatur über die „Gemeinschaften" — einige der älteren Führer, die den Übergang zwischen dem alten und neuen Pietismus vermitteln, nicht übergehen zu sollen. Von Friedrich August Weihe (gest. 1771) und Vilmar Ernst Rauschenbusch ist es im Grunde eine fortlaufende Linie bis zu K. v. Tschirsky, Joh. Heinr. Volkening, Distelkamp, Hartog, Kunsemüller und Hartmann. Die ersteren haben noch in Verbindung mit Sendboten der Brüdergemeinde gestanden. „Aber gegen ihr stilles Wirken erhob sich bald an vielen Orten große Feindschaft. Überhaupt wurde zunächst der Rationalismus immer mächtiger." Daß auch hier ein Gesangbuch eine Rolle spielte, „in welchem viele der besten Lieder fehlten oder nach bekannter Manier verstümmelt, verfälscht und modernisiert waren", ist ja nur ein Stück der überall gleichen Schablone. Wir hören aber auch von „sektire-

Digitized by Google

rischen Bewegungen quäkerischer Art, gegen die die Regierung scharfe Maßregeln ergriff". Ja, es wurden auch „Boten der Brüdergemeinde gefangen gesetzt." Die scharfe Abwehr ist freilich nicht zu verwundern, wenn wir von Tschirsky hören, daß er die Predigt eines rationalistischen Geistlichen mit dem Ausruf „falscher Prophet" unterbricht, und wenn wir die Ausfälle Volkenings gegen seine ungläubigen Kollegen aneinanderreihen. Volkening hat noch den Umschwung erlebt, zuerst zu den Angeklagten, dann zu den von oben Begünstigten gehört zu haben. Das entgegengesetzte Geschick erlebte Schrader, der 1847 den (an Vischers Tübinger Antrittsrede erinnernden) „Antipietisten" schrieb, aber in Armut starb und sein Werk zugrunde gehen sah.

In dem Fürstentum Lippe wird die zu den edelsten Repräsentanten der philanthropischen Aufklärung zählende Fürstin Pauline für den Pietismus in Anspruch genommen, gleichzeitig aber der auch hier eindringende „flache Rationalismus" gegeißelt, der zur Abwechslung einmal richtig in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verlegt wird. Als Vorläufer der späteren Erweckung erscheint Fr. Konr. Krüger.

Lehrreicher noch aber als die Aufzählung von Namen, die doch nur für einen kleinen Kreis Bedeutung gehabt haben, ist die Erzählungsform, die gerade gegenwärtig wieder im Aufkommen begriffen ist. Wir greifen daher einige für dieselbe charakteristische Beispiele heraus. Obenan verlangen die Lebensbilder des Landmanns Jobstharde und des Schmiedegesellen Homann als solche typische Bilder geachtet zu werden.

Von den Laien, die unter großem Segen in Lippe gewirkt haben, ist vor allem Jobstharde zu nennen. Man kann mit vollem Recht sagen, daß von ihm reiche Segensströme ausgegangen sind. Er wurde 1797 in Wüsten als Sohn eines Landmanns geboren. Schon in Krügers Konfirmationsstunden hat er tiefe Eindrücke empfangen. Derselbe treue Zeuge hat weiter durch seine Predigten zuerst in Wüsten, dann in Langenholzhausen, wohin Jobstharde Sonntags oft pilgerte, auf ihn einen durchgreifenden Einfluß ausgeübt, der noch vertieft wurde durch die Lektüre von „Arndts wahrem Christentum", das ihm Krüger in die Hand gegeben hatte, um die innere Not, über die Jobstharde klagte, ihm überwinden zu helfen. Endlich erlangte Jobstharde Frieden und Vergebung unter dem Kreuze auf Golgatha. Der Christus vor ihm und für ihn wurde zum Christus in ihm, so daß er mit aller Demut es dem großen Apostel nachsprechen konnte: „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir."

Bald nach seiner Bekehrung begann er in seinem Hause mit drei älteren Männern gleicher Gesinnung und einigen Stillen der Nachbargemeinden sonntäglich Erbauungsstunden zu halten. In denselben las man einen Abschnitt aus Gottes Wort vor und tauschte geistliche Erfahrungen aus. Jobstharde ward das Haupt der kleinen Schar. Die Sache gewann weiteren Boden, und nach einigen Jahren galt Jobstharde für das Haupt der Pietisten in Lippe. Die gläubigen Pastoren und Stundenhalter des Ravensberger Landes suchten ihn auf, um sich mit ihm zu besprechen und sich gegenseitig zu stärken. . . .

Jobsthardes Einfluß wurde mit den Jahren immer größer. Seine Reden wurden

Digitized by Google

immer ergreifender und seinen Gebeten merkte man es an, daß er einen freien, offenen Zutritt zum Thron der Gnade hatte. Vor seinem Ende im Jahre 1857 mußte er noch, wie es wunderbarerweise bei vielen ausgereiften Christen geschieht, durch schwere Anfechtungen, bis er nach langem Kranksein unter den Worten: „Ja, komm, Herr Jesu, komm" seine Seele aushauchte.

Von der Gemeinde Wüsten ging die Erweckungsbewegung weiter nach Lemgo, wo es vornehmlich ein Schmiedegesell Namens Homann war, der, durch eifriges Forschen in der heiligen Schrift erweckt und bekehrt, seinen Heiland findet und bald ein mächtiger Verkünder der Gnade Gottes wurde. So entstanden zunächst in Lemgo, dann in der Örlinghauser Gegend und sonst hier und da im Lande Kreise von Erweckten und Bekehrten, die sonntäglich ihre Versammlungen hielten.

Den Laien stellen sich die „gläubigen" Pfarrer zur Seite, wie Krücke, Clemen, Schmidt, Stockmeyer und Rohdewald.

Die gläubigen Ravensberger Geistlichen haben mit den Predigern von Lippe oft Konferenzen gehabt und reich gesegnete Feste miteinander gefeiert. . . .

Den Geistlichen in Lippe, die sich zum lebendigen Glauben wandten, ist es zu danken, daß die bis dahin gesunde Bewegung innerhalb der Gemeinden nicht in einer Separation endete. Unter diesen Lippeschen Zeugen ist freilich keiner gewesen, der auch nur im entferntesten die erweckende Predigtweise Volkenings gehabt hat; aber doch haben verschiedene unter ihnen im großen Segen gewirkt und Seelen für den Heiland gewonnen. Als einer der ersten, die sich zum lebendigen Glauben wandten, ist zu nennen Pastor Krücke in Barntrup, eine lautere, aufrichtige Seele. Er hat zuerst eine Reihe von Jahren in der rationalistischen Denkweise gelehrt und gelebt, bis er zum neuen Leben in Christo durch die Konfirmationsstunden, die er zu geben hatte, erweckt wurde: Docendo discimus! Später wurde er Superintendent in Vega. In dieser neuen Stellung hat er freilich eine eigentliche Erweckung nicht erlebt und oft hat er hier über scheinbar fruchtlose Arbeit geklagt.

In Lemgo wurde von zwei Kanzeln das lautere Evangelium verkündet. In der lutherischen Mariengemeinde wirkte seit dem Jahre 1838 Pastor Clemen, ein Lemgoer Kind, der auch aus den rationalistischen Banden sich unter schweren Kämpfen losriß und nun für den Herrn gewonnen sonntäglich ein großes Volk aus Stadt und Land um seine Kanzel sammelte und viele zu neuem Leben bekehrte. Zur gleichen Zeit wirkte auf der Kanzel der St. Johannisgemeinde daselbst Pastor Schmidt, der unter schweren Entbehrungen es ermöglicht hatte, Theologie zu studieren und dann, von der Gotteskraft des Evangeliums ergriffen, mit heller Begeisterung zeugte von dem, was er im innersten Herzen an Barmherzigkeit und Gnade erfahren hatte. Seine einfachen, aber mit Geschichten reich illustrierten Predigten wurden gern gehört, und das große Gotteshaus füllte sich immer mehr mit andächtigen Zuhörern. An den Sonntagnachmittagen ging er in die Außendörfer und sammelte dort alle, die ein Verlangen nach Heil und Heiligung hatten. . . .

Jedoch Schmidt wurde bei der Behörde verklagt, daß er durch seine Predigten die Gemüter überreize, zur Schwärmerei und zum Wahnsinn führe und das Konventikelunwesen durch seine Teilnahme fördere. Er erhielt einen Verweis, und als Schmidt trotzdem in der bisherigen Wirksamkeit fortfuhr, verfügte das Konsistorium seine Versetzung nach einer fernab gelegenen Landgemeinde Lipperode. Er ist still den Demütigungsweg gegangen und hat dort noch 11 Jahre gewirkt, bis er, gerechtfertigt und in seiner Bedeutung anerkannt, die letzten Jahre seines Lebens noch wieder in seiner alten Gemeinde in Lemgo arbeiten durfte.

Digitized by Google

Von andern Pastoren, die zur Zeit der Erweckungsbewegung fest auf dem Plan standen, wenn es galt, des Herrn Sache zu verteidigen, ist noch zu nennen Pastor Stockmeyer, der besonders in Meinberg gewirkt hat. Von ihm erschien zuerst eine Sammlung meist religiöser Poesien unter dem Titel „Bethanien", später gab er noch eine Sammlung von 80 Kernliedern heraus. Nach dem Tode Krückes wurde er Superintendent in Bega, wo ihn der Herr nach kurzer Amtswirksamkeit abrief.

Neben Stockmeyer war der tüchtigste Festprediger auf Missionsfesten Pastor Rohdewald zu Wöbbel, später Superintendent in Brake. Er hatte auf der Universität zu Schleiermachers Füßen gesessen. Seine besondere Gabe bestand darin, den biblischen Text nach allen Seiten hin zu erschöpfen.

Wie erinnert diese Erzählungsweise doch den Kenner von Gottfried Arnold an die zahlreichen ähnlichen Bekehrungsgeschichten, von welchen er mit jeder folgenden Auflage mehr in die Darstellung und die Anhänge hineinstellte. Gerade wie dort wird auch hier die neue separatistisch gerichtete Parteibildung damit identifiziert, daß es gegolten habe, „des Herrn Sache zu verteidigen." Umgekehrt erscheint eine Regierungsverfügung von 1844, in der die Versammlungen nach Sonnenuntergang und die Besteigung der Kanzel ausländischer Pfarrer oder Missionare ohne Genehmigung des Konsistoriums verboten wurde, unmittelbar als gegen „des Herrn Sache" gerichtet. Wir übernehmen hier noch die Darstellung des Lippeschen Katechismusstreites in derselben „Sprache Kanaans", brauchen denselben dann nachher nicht in die lange Reihe der ähnlichen Lokalkämpfe einzureihen.

Der vorhandene Zündstoff brach zur lodernden Flamme aus in dem sogenannten Katechismusstreit. Der im Jahre 1836 verstorbene lippische Generalsuperintendent D. theol. Weerth hatte einen zunächst für den Schulunterricht bestimmten Leitfaden herausgegeben, in dem der vulgäre Rationalismus zum vollsten Ausdruck kam. Durch eine Verordnung des lippischen Konsistoriums vom Jahre 1844 wurden nun die Geistlichen des Landes mit ausdrücklicher Verwerfung des bis dahin gebräuchlichen Heidelberger Katechismus auf diesen Leitfaden als religiöses Lehrbuch verpflichet. Dagegen legten die fünf Geistlichen Krücke, Clemen, Rohdewald, Schmidt und Stockmeyer in einer längeren Denkschrift Verwahrung ein. Die Folge dieser Petition war ein hochpeinliches Verhör jedes einzelnen dieser Männer vor dem Konsistorium in Detmold, das aber ohne Resultat verlief. Aber der Katechismusstreit erregte die ganze Bevölkerung des Ländchens und schied sie in zwei schroff einander gegenüberstehende Hälften für und gegen die fünf Pastoren. Alle Petitionen, die um Wiedereinführung des Heidelberger Katechismus baten, wurden abschlägig beschieden, man antwortete den Laien, ihre Eingabe zeuge von blindem Glaubenseifer, Anmaßung und Unduldsamkeit. Verschärft wurde diese ganze Bewegung noch dadurch, daß nach dem Tode des so hoch verdienten Pastors Clemen im Jahre 1847 durch den Magistrat und die Stadtverordneten in Lemgo an die Marienkirche berufen wurde der Kandidat Rudolf Kuhlemann, eine recht begabte, poetisch angelegte Natur, aber im letzten Grunde ein erbitterter Feind alles wahren Christentums, ein Anhänger von David Strauß. Seine Wahlpredigt schon rief einen Protest des gläubigen Teils der Mariengemeinde hervor, der aber von der Behörde zurückgewiesen wurde. So entwickelte der neue Pastor seine unheil-

Digitized by Google

volle Wirksamkeit auf demselben Boden, auf dem vorher eine so reiche, hoffnungsreiche Saat aufgegangen war.

Er stürzte sich auch in die politische Karriere, ließ sich als Abgeordneter in den Landtag wählen und hielt hier revolutionäre Reden. Seine Kirche wurde aber, wie das bei den liberalen Geistlichen immer zu geschehen pflegt, allmählich immer leerer, und durch die Gemeinde ging ein tiefer Riß. Da nun alle Proteste, die auf die Entfernung Kuhlemanns ausgingen, vom Fürsten abschlägig beschieden wurden, trat ein Kreis von gläubigen Männern aus beiden Gemeinden zusammen, um eine neue evangelische Gemeinde zu gründen. Als Pastor wurde Steffann gewonnen, damals Hilfsprediger an der unierten Gemeinde in Unterbarmen. Er wurde zugleich von einer Gesellschaft, die sich in Elberfeld gebildet hatte, zum Agenten für Westfalen und Lippe bestimmt, um, sobald er von irgend einem Gemeindegliede gerufen wurde, im Anschluß an Bibelstunden seelsorgerliche Besprechungen in solchen Gemeinden zu halten, die von rationalistischen Predigern bedient wurden. Steffann war eine reich begabte Persönlichkeit, voll Phantasie und durch hinreißende Beredsamkeit ausgezeichnet. Für die neue Gemeinde wurde 1849 eine große Bretterkirche errichtet, die bald das Wanderziel für große Scharen heilsbegieriger Seelen wurde. Es ging ein mächtiges Rauschen des lebendigen Gottes durch das Ländchen. Hunderte strömten zu den Bibelstunden, die Steffann hin und her in den Dörfern hielt.

Natürlich fehlte es nicht an Angriffen von seiten Kuhlemanns und seiner Genossen; aber alle ihre Hoffnung, den lästigen „Sektenprediger" los zu werden, scheiterte; denn das Volk fiel ihm zu. Die Holzkirche wurde sehr bald durch ein steinernes Gotteshaus ersetzt, es wurde das Filial Eickhof gegründet, aus dem später die lutherische Gemeinde Bergkirchen entstanden ist. Unbegreiflich erscheint es, daß Steffann später es für nötig hielt, die evangelische Gemeinde in das konfessionell-lutherische Lager zu führen und gegen die Versammlungen zu eifern. Bekanntlich hat er einige Jahre darauf einen Ruf an die Bartholomäusgemeinde zu Berlin angenommen,*) und die neue Gemeinde in Lemgo war verwaist. Kuhlemann kam später in Konflikt mit der Behörde, wurde seines Amtes entlassen und ist wie Schrader im Elend gestorben. Als dann sowohl die reformierte als auch die lutherische Gemeinde in Lemgo durch den Minister von Otheimb eine bekenntnismäßige Verwaltung erhielten, wurde die neue Gemeinde als völlig überflüssig aufgelöst, und so hat denn auch in Lippe die Erweckungsbewegung um die Mitte der fünfziger Jahre ihren Abschluß gefunden.

Es ist weniger des Inhalts als der Darstellungsweise wegen, daß wir hier gleich aus den ersten Stadien dieser Bewegung einen ihrer Lobredner möglichst ausgiebig zu Worte kommen lassen. Der Widerwille Ritschls gegen eine derartige süßliche Selbstberäucherung wird durch eine solche „Sprache Kanaans" vollauf begreiflich. Für das Verständnis zahlreicher späterer Vorkommnisse ist aber heute mehr nötig als die bloße Kritik.

Für die Weckung der brachliegenden Kräfte in den einzelnen Landeskirchen muß man obenan wissen, wo dieselben (ob sie diese oder jene spezielle Färbung tragen) überhaupt zu finden sind. Dies der Grund,

*) Der Berliner „Steffann" ist dann durch den Roman „Leocadie" in ein ganz anderes Renommé gekommen.

Digitized by Google

daß der Verfasser schon seit Jahren die Anfänge einer „kirchlichen Heimatskunde“ zu verfolgen und, soweit möglich — z. B. durch die werdende Bibliothek des Evangelischen Bundes — zu unterstützen bemüht war. Aus dem gleichen Grunde erklärt sich der rasche Erfolg der von Drews an die Hand genommenen „religiösen Volkskunde“. Für alle zukünftigen Arbeiter auf diesem weitverzweigten Gebiete wird nunmehr die verdienstvolle Piepersche Statistik eine gesicherte Grundlage bilden. Um so mehr aber wird von nun an der Schwerpunkt darauf gelegt werden müssen, daß die wirklichen Arbeiter (nicht etwa bloß die, die sich auf einen Tagesvortrag rüsten) sich nicht mehr auf diese oder jene „Richtung“ oder „Schattierung“ beschränken, sondern alle evangelischen Kreise gleich sehr aus sich selber heraus kennen zu lernen bemüht sind. Gerade dem „Antipietisten“ kann darum das Studium aller wirklichen Leistungen des Pietismus nicht warm genug empfohlen werden.

In dem gleichen Zusammenhang, in welchem der eben im Auszug wiedergegebenen Darstellung der „Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg und Lippe“ schon einmal gedacht wurde, ist bereits auf das größere Werk, aus dessen Extrakt wir einen noch konzentrierteren Extrakt geben, als auf ein bereits im Erscheinen begriffenes verwiesen. Der Leser wolle dabei gütigst im Auge behalten, daß dieser Hinweis vor mehr als zwei Jahren gegeben wurde. Seither sind von dem Tiesmeyerschen Werke vier größere Hefte (Cassel, E. Röttger) erschienen, und es stehen noch weitere süddeutsche Fortsetzungen in Aussicht. Dem ersten Hefte, welches, wie schon bemerkt, Minden-Ravensberg und Lippe behandelt, sind drei andere über „das Siegerland, das Dilltal und das Homburger Land“, das Wuppertal und Baden gefolgt. Der Tonfall der Sprache, den wir bei dem Exzerpisten beklagten, rührt von dem Verfasser selber her. So gleich der erste Satz der ersten Vorrede über den öden Rationalismus und über den neuen Geistesfrühling. Man kann es aber dem dem Greisenalter entgegengehenden Manne nachfühlen, wie er, der als Knabe in jene Ravensberger Erweckung hineingezogen wurde und von ihr lebensvolle Anregungen empfing, von der Erinnerung daran immer wieder gezehrt hat. Man erkennt andererseits leicht, daß er zwischen Erweckung, Bekehrung und Heiligung etwas besser zu unterscheiden weiß als diejenigen, die von einer Erweckung zur anderen laufen, um in der Zwischenzeit ihre geistliche Trockenheit, Dürre, Öde um so bitterer zu verspüren. Die Hauptsache für die zukünftige allseitige Erforschung des kirchlichen Lebens liegt jedoch in den großen geschichtlichen Zusammenhängen, in welche sich die einzelnen Bewegungen hineinstellen. Gutenteils ist es eine Zeit schwerer Gegenreformation, in welcher die kleinen „Kirchlein unter dem Kreuz“ sich aller Unterdrückungsgelüste erwehrten und als echte Protestanten ihre aus

Digitized by Google

der Bibel erwachsene Überzeugung festhielten. Von solchen Mittelpunkten sind dann immer aufs neue echte Erweckungen ausgegangen. Das gilt vom Siegerland seit der Konversion seines nassauischen Herzogs, vom Wuppertal und vom bergischen Lande überhaupt unter dem Renegatengeschlecht Pfalz-Neuburg, und nicht am wenigsten von großen Gebietsteilen Badens, deren Diaspora später eines der fruchtbarsten Arbeitsgebiete des Gustav-Adolf-Vereins wurde.

Gerechtigkeit gegen Andersdenkende strebt der Verfasser allerdings nicht an. Die durch schwere moralische Verschuldung um ihre Alleinherrschaft gebrachte Partei in Baden wird einfach mit der „bibelgläubigen" identifiziert, und das Vorwort zum vierten Heft klagt: „Es ist vielfach eine Stätte des Kampfes, auf die der Leser geführt wird, eines Kampfes, der leider nicht mit einem Siege der bibelgläubigen Partei geendet hat." Sowohl mit Bezug auf Baden, wie mit Bezug auf das Wuppertal würde ich auch im einzelnen zahlreiche Korrekturen anzubringen haben.*) Aber dafür ist hier nicht der Ort. Dagegen können wir zu unserer Freude schon heute dem Tiesmeyerschen Werke noch zwei andere zur Seite stellen, welche es nach der geographischen Seite ergänzen.

Es gibt in der Tat kaum ein anderes Gebiet, in welchem der vollständige Überblick so nötig ist, wie bei den „Privaterbauungsgemeinschaften" und der aus ihnen hervorgegangenen „modernen Gemeinschaftsbewegung": wenigstens für den, welcher sowohl die inner- wie die außerkirchliche Stellung derselben gleich sehr im Auge zu behalten versucht. Es ist daher eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß uns gleichzeitig der „Philadelphia-Verlag" eine nach den verschiedenen Kirchenprovinzen geordnete Statistik gegeben hat, und der Hamburger Kandidat Fleisch unter der Ägide seines Senior s Behrmann eine zusammenfassende Geschichte. Wir werden mehr-

*) Wenigstens eine einzige der zahlreichen einzelnen Erweckungen darf hier jedoch nicht ganz übergangen werden. Während nämlich Tiesmeyer die Pearsall Smith-Bewegung als eine von ihm selbst erlebte bezeichnet und seine Schilderung derselben damit beginnt, daß er darin von Anfang an „etwas Ungesundes, etwas von der biblischen Nüchternheit Abirrendes" gefunden (S. 241), merkt man seiner Erzählung über die Erweckung des Jahres 1861 im Elberfelder Waisenhaus (S. 238—240) an, daß ihm weder die Vorgeschichte, noch die Nachgeschichte genügend bekannt ist. Im Anschluß an die frühere Erwähnung dieser Bewegung (S. 176) sei daher hier noch nachgetragen, daß gerade der Beschluß der Synode, mit dem Tiesmeyer seine Erzählung abschließt, für die weitere Entwicklung der rheinischen Kirche sehr nachteilige Folgen gehabt hat. In der ersten Zeit, in welcher die Meinungen noch sehr durcheinander gingen, hat das „Evangelische Gemeindeblatt" (durch Vermittlung des Professor Krafft) meinen Erstlingsaufsatz „Eine religiöse Erweckung vor 100 Jahren" (1861 Nr. 4) auf Grund holländischer Quellen gebracht. Derselbe war derart objektiv gehalten, daß sich beide Parteien auf ihn zu stützen gesucht haben.

Digitized by Google

fach an diese Vorarbeiten anzuknüpfen haben, bemerken hier nur vorweg, daß Fleisch orthodoxe Kriterien anlegt, während die „Philadelphia"-Männer Dietrich und Brockes in dem gleichen Jargon reden, wie die eben ausschließlich wiedergegebene Darstellung über die Erweckung in Ravensberg-Lippe. Wie aufrichtig dürfte man seine Freude haben an so manchen tief frommen Kreisen, die nichts weniger als katholisierende Neigungen haben, sondern gerade in den bedenklichsten Zeitläuften für ihre protestantische Überzeugung opferfreudig einstehen und im Grunde nur immer wieder den christlichen Individualismus auf die Spitze treiben, wenn nicht bei jedem möglichen Anlaß das „christliche" Aburteilen über den „Unglauben" derjenigen, welche von der „Freiheit eines Christenmenschen" eine andere Vorstellung haben, die Folie bildete.

Und mit diesem Bedenken, das doch zugleich einen wohlgemeinten Zukunftswunsch einschließt, muß noch ein zweites verbunden werden. Nirgends in der eben aufgezählten Literatur werden die katholischen Parallelen zu den protestantischen „Erweckungen" herangezogen. Und doch liegen sie so nahe. Wer nicht die römisch-katholischen, obenan die jesuitischen Volksmissionen in ihrer ebenso mächtig anfassenden wie rasch verflutenden Masseneinwirkung gleichzeitig studiert, wird niemals den rechten Maßstab für das Vergängliche und das Bleibende auch in den evangelischen Erweckungen gewinnen. Um so mehr dagegen derjenige, der von Rothes Ethik zu den Berichten der römisch-katholischen Presse über die Volksmissionen sich wendet.

---

§ 16.

Die neue Mischung von Pietismus und Orthodoxie.

Wenn schon der noch unvermischte Pietismus durch den ganzen Verlauf des 19. Jahrhunderts hindurch ein bedeutsames Ferment für die Gesamtkirche gebildet hat, so ist dies in noch höherem Grade der Fall gewesen bei der neuen Mischung von Orthodoxie und Pietismus. Es ist diese Mischbildung (nicht etwa der unvermischte Pietismus als solcher), welche in der zweiten Periode in den verschiedenen Staatskirchen die Herrschaft anstrebte und in der dritten Periode zum guten Teile eroberte. Die zahlreichen Einzelstreitigkeiten, die daraus hervorgingen, spiegeln sich in einer kaum übersehbaren Literatur ab. Daran schließen sich zahlreiche neuere Verhandlungen, die immerhin das eine beweisen, daß manche früher unüberbrückbare Gegensätze geschwunden sind und alte Gegner von einander

Digitized by Google

gelernt haben. Um das letztere von Anfang an heraustreten lassen zu können, gehen wir wieder von unserer eigenen, im Jahre 1867 entworfenen Darstellung aus:

Aus der Modernisierung des alten Pietismus ist in Verbindung mit dem wiederaufkommenden Konfessionalismus die moderne Orthodoxie hervorgegangen. Und zunächst finden wir beide Momente in einer Reihe tüchtiger Persönlichkeiten ähnlich verschmolzen, wie es schon in der zweiten Generation des älteren Pietismus, nach dem Zurücktreten der erbitterten Kämpfe mit dem Wittenberger Luthertum, der Fall war. Gerade die talentvollen und hochbegnadigten Persönlichkeiten, die auf dem praktischen Gebiete bei allen Liebeswerken vorangehen, von denen äußere und innere Mission und alle ähnlichen Arbeiten größtenteils direkt ins Leben gerufen sind; deren Namen daher mit der Geschichte des christlichen Lebens der Neuzeit unabtrennbar verbunden sind, vertreten eine solche vom Pietismus getragene und gleichzeitig temperierte Orthodoxie. Daher die gewichtige Bedeutung von Männern, wie Wichern und Fliedner, Spittler und Blumhardt, Mallet und Harms, Krafft (in Elberfeld) und Huhn (in Reval), für alle mit ihnen in Berührung kommenden Kreise; daher ihre hochverdienstlichen Leistungen auf dem Gebiete des praktischen Lebens.

Wie immer tritt jedoch bei diesen hochbegabten und begnadigten Führern die Lichtseite der ganzen Richtung vorzugsweise ins Auge; die Schattenseite dagegen um so mehr in den größeren ihnen nachfolgenden Kreisen, wo nun in der Tat die Engherzigkeit des Pietismus durch die Schroffheit der Orthodoxie überboten wird.

Vor allem sind es drei verhängnisvolle Eigenschaften, die den verschiedensten orthodoxen Kreisen der Gegenwart gleichmäßig eignen, ja eigentlich zum Wesen der modernen Orthodoxie gehören: ihre Ausschließlichkeit, ihre Überschätzung der Peripherie der Lehre gegenüber dem Zentrum, ihre (die Herrschsucht durchaus nicht mäßigende) Heterodoxie.

Die Ausschließlichkeit liegt von vornherein im Begriff der „alleinseligmachenden" Orthodoxie, ist ihr katholisches Erbteil. Wenn der historische Gesichtspunkt in allen Parteien Wahres und Falsches findet, so sagt die Orthodoxie ganz dem katholischen Prinzipe gemäß: ich allein habe die Wahrheit, alle andern Parteien nur insofern, als sie noch Reste der Orthodoxie in sich bewahrt haben. Das aber, was nun speziell als „die Wahrheit" betont wird, ist nichts weniger wie der Mittelpunkt der christlichen Heilslehre: die persönliche Gemeinschaft mit Christo; sondern hier ist es eine Abendmahls-, dort eine Prädestinationstheorie, hier die Teufels-, dort die Erbsündenlehre, vor allem aber eine ganz abstrakt dogmatische Auffassung der „Gottheit" Christi. Auch die kleinste orthodoxe Partei hat ihr eigenes Lieblingsdogma, ohne das man nicht selig werden kann; und wo man, wie bei der evangelischen Alliance, dies Schibboleth in den Hintergrund treten läßt, da ist eben das Prinzip der Orthodoxie nicht mehr in seiner Reinheit gewahrt; denn keine wirkliche Orthodoxie darf eine andere neben sich anerkennen. Und doch sind nicht bloß von dem eigentlich alleinseligmachenden Standpunkte Roms aus alle protestantischen Orthodoxien elende Ketzereien; sondern selbst wenn man den Maßstab der protestantischen Orthodoxie des 16. Jahrhunderts anlegt, muß man sagen: es gibt keinen wahrhaft orthodoxen Theologen in der Gegenwart. Mit wie unzähligen Ketzereien ein Hengstenberg beschwert ist, ist für keinen Theologen ein Geheimnis. Aber selbst die separierten Lutheraner werfen, nachdem es zur Separation innerhalb der Separation gekommen, sich gegenseitig „reformierte" Ketzereien vor; ihnen gemeinsam bürdet wieder Wangemann auf, daß sie eigentlich der Lehre von der Kirche ganz entbehren, und Wangemann selbst endlich gilt nicht wenigen für mehr katholisch wie lutherisch. Wie sehr ferner auch Hofmann seine neue Weise, die alte Wahrheit zu lehren.

Digitized by Google

für echt lutherisch erklärt, so wenige stimmen ihm in dieser Illusion bei; aber sein ebionitischer Gegner Philippi ist darum doch von der echten Lutherlehre noch weiter entfernt. Und wenn wir auch von den schwäbischen Stundenhaltern ganz absehen, die trotz des Anathema der Augsburger Konfession sich in ihren chiliastischen Liebhabereien nicht stören lassen, so sind doch gerade diejenigen, die es am wenigsten Wort haben wollen, am meisten unter dem Zauber irgend einer Heterodoxie befangen. Darin liegt nun allerdings keinerlei Unrecht, wohl aber darin, daß man der alten wirklichen Orthodoxie an Herrsch- und Verfolgungssucht nichts nachgibt.

Denn trotz der großen Differenzen der „gläubigen“ Kreise untereinander stimmen sie doch alle in der Tendenz überein, der so gänzlich umgestalteten Zeit mit einem Male wieder die dogmatische Anschauung einer längst zurückgetretenen Periode als Autorität aufzuzwingen. Und auch die heilsame Temperierung der Orthodoxie durch den Pietismus findet auf die Länge keine Anerkennung. Schon bald gilt auch der Pietismus (nach Kliefoths Definition) für ein exotisches Gewächs, wird ihm vorgeworfen, die Kirche zersetzt und zerrissen zu haben, wird er als der Herodes dem Rationalismus-Pilatus hinzugesellt. Ja auch die Grundprinzipien der Reformation selbst müssen dem Verlangen nach unbedingter Restauration weichen, und hinter direkt katholisierenden Anschauungen zurücktreten. Vor allem wird der Nachdruck gelegt auf das Objektive in Kultus und Lehre. Der Kirchenbegriff wird ein sakramentaler, dem Sakrament selbst eine magische unvertilgliche Kraft beigelegt, und das Amt, das diese heiligen Dinge zu verwalten hat, muß wieder ein göttlich speziell gestiftetes sein, ausgestattet mit der Macht der Sündenvergebung. Diese Sehnsucht nach den Fleischtöpfen des Katholizismus, diese Vorliebe für das Mittelalter wird endlich noch genährt durch die politische Richtung, deren ebenfalls mittelalterlich feudalen Bestrebungen die katholisierende Orthodoxie würdig entgegenkommt; die über ihren Standesvorrechten beim nationalen Leben entfremdeten Adelskreise in Hannover, Mecklenburg, beiden Hessen, dem östlichen Preußen haben der Verbreitung dieser ihnen ganz besonders zusagenden Art der „Gläubigkeit“ nicht geringen Vorschub geleistet. Und leider wird, je mehr die Begünstigung von oben her zunimmt, auch um so mehr das, was bei den ersten Vorfechtern noch eine naive individuelle Überzeugung war, zu einem subjektiv unwahren Parteischibboleth.

Nachdem wir so die modern orthodoxe Richtung in ihren allgemeinen Grundzügen geschildert, können wir zu der geschichtlichen Entwicklung übergehen, welche ihr die Herrschaft über die Kirche verschafft hat. Es ist dies vor allem durch die persönliche Tätigkeit des Mannes geschehen, der zuerst von dem neuen Pietismus die Brücke zu der neuen Orthodoxie legte, dessen Wirksamkeit aber in der Geschichte der orthodoxen Theologie keine Stelle finden konnte. Hengstenberg ist es gewesen, der nach Schwarz' gutgewähltem Ausdruck das Sündenbewußtsein des Pietismus und die orthodoxe Reinheit der Lehre nicht bloß unter sich verschmolzen, sondern auch mit dem direkten Streben verbunden hat, die wissenschaftliche Kritik als eine ungläubige zu denunzieren, die ganze klassische Literatur unserer Nation zu verdrängen, endlich die „konservative“ Theologie als unentbehrlichen Faktor zur Bekämpfung aller Revolutionsgelüste zu empfehlen. Und es ist ihm sein Bestreben in so hohem Grade gelungen, daß er für die Entwicklung der Kirche einen bedeutend höheren Einfluß erlangt hat, als ein Schleiermacher und Baur. Es liegt uns deshalb die Pflicht ob, seine Wirksamkeit etwas eingehender zu charakterisieren, um so mehr, wo auf protestantischem Boden und nach so vielen Belehrungen der Geschichte die Wiederholung eines echt jesuitischen Treibens um vieles traurigere Folgen gehabt hat, wie auf katholischem.

Während seiner Studienzeit in Bonn hatte Hengstenberg sich in liberalen

Digitized by Google

burschenschaftlichen Kreisen bewegt; gleich hernach (1823) erfolgte in Basel seine plötzliche „Erweckung“. Im folgenden Jahre nach Berlin als Privatdozent übergesiedelt, wurde er, nachdem er erst zwei kleine Abhandlungen veröffentlicht, sehr rasch außerordentlicher, zwei Jahre später ordentlicher Professor (1828), neben einem Schleiermacher, Neander, Marheineke.

Seine wissenschaftliche Bedeutung war es nicht, die ihm die schnelle Laufbahn und den gewaltigen Einfluß ermöglichte. Obgleich nicht ohne Gelehrsamkeit, besonders auf orientalischem Gebiet, können doch Schriften, die schon vorher feststehende Ansichten mit allerlei Advokatenkünsten und grenzenloser Willkür verteidigen, in der Geschichte der Wissenschaft keine Stelle finden. So lautet das Urteil seiner eigenen Parteigenossen; so lautet nicht minder das der unbefangenen Forscher in seiner Spezialdisziplin. Es ist Kurtz, der den Ausdruck gebraucht, Hengstenberg habe leider oft das Geschäft eines Apologeten mit dem eines Advokaten verwechselt. Und derselbe schreibt ihm eine beispiellose Hartnäckigkeit in der Behauptung seiner Auffassungen zu, und ein ebenso beispielloses Voreingenommensein gegen alles was damit nicht übereinstimme, verbunden mit unbelehrbarer Entschlossenheit nur das in der Schrift zu finden, was er nach seinen Voraussetzungen darin finden wolle. Ebenso klagt Kahnis darüber, daß durch die Hengstenbergische Art der Apologetik sich ein Geist der Unwahrheit eingeschlichen habe, der noch bedenkliche Früchte tragen werde; und er bezeichnet die von ihm vertretene Orthodoxie als eine solche, neben welcher Kirchenväter und Reformatoren als überfreie Leute erschienen, deren kecke Griffe der Entschuldigung bedürften. Nicht anders aber urteilen die Fachgenossen. Oehler bezeichnet als Hengstenbergs Grundfehler das Unvermögen, sich die Offenbarung als Geschichte zu denken. Hupfeld sagt: Es ist das einstimmige Urteil der Sachkenner, daß Hengstenberg alle seine historischen Forschungen so angreift, daß ihm das Resultat vor der Untersuchung feststeht, und er in der Untersuchung die Fakta so kommandiert, daß sie, sie mögen wollen oder nicht, sich fügen müssen. Und der milde Bleek klagt über seine Verwechselung advokatischer Künste mit unbefangener Forschung, und den Terrorismus, der alle Resultate gewissenhafter Kritik als Frucht des Unglaubens behandele.

Und wohl sind Hengstenbergs exegetische und historische Kunststücke so eigentümlicher Art, daß sie selbst die alte sprichwörtlich gewordene Harmonistik noch überbieten. Ein Mann, der das 1000jährige Reich der speziellen Christusherrschaft von Karl dem Großen an datiert, also das saeculum obscurum, die Zeit der Inquisition und des Ablaßkrames darin einbegreift; der die Differenzen in den beiden Schöpfungsberichten dadurch wegdeuten will, daß er aus einer ganzen Reihe von Imperfekten eines als Perfektum übersetzt; der das Deuteronomium dadurch für Moses retten will, weil sonst der Verfasser ein Betrüger sein müßte, während er doch selbst den Koheleth unter gleichen Umständen dem Salomo abspricht; der in der Einleitung zu seinem Hiob-Kommentar als Zweck desselben die Notwendigkeit einer Durchführung der Reaktion auf jedem Gebiete hinstellt; der in seiner Schrift über Ägypten die manethonischen Fragmente einfach für untergeschoben erklärt, weil sie seine vorgefaßte Meinung widerlegen, selbst aber mit diesem Vorwurfe sofort bei der Hand ist, sobald nur die leiseste Kritik auf andern Gebieten geübt wird; ein solcher Mann hat über sein wissenschaftliches Gewissen selbst sein Urteil gesprochen.

Aber wenn man es für die Geschichte der orthodoxen Theologie direkt als Frevel bezeichnen müßte, ihr die Sünden eines solchen Mannes aufzubürden, so hat die Geschichte der Kirche um so mehr von ihm zu berichten. Denn wie kaum ein Loyola und Aquaviva hat er die Ränke des Parteihauptes verstanden, und von Torquemada

Digitized by Google

und Hoogstraaten hat er alle Künste des Inquisitors gelernt. Mit beispielloser Anmaßung und im salbungsvollsten Prophetentone warf sich ja der kaum mündig gewordene Jüngling zum Richter der ehrwürdigsten und gefeiertsten Zeitgenossen auf, und urteilte nicht bloß über ihren Glauben und ihre Wissenschaft, sondern selbst über Gesinnung und Charakter mit wahrhaft zynischer Frivolität. Und bis in sein Alter hinein ist er diesem jugendlichen Übermute treu geblieben. Zugleich aber ist das Blatt, das seinem Namen die historische Bedeutung verschaffte, die „Evangelische Kirchenzeitung" von Anfang bis zu Ende mit unübertrefflicher politischer Klugheit geleitet. Vom Augenblick ihres Erscheinens an (1827) stellte sie sich als „ein Büreau geheimer Nachrichten" dar, welche der Herausgeber von versteckten Zuträgern aus allen Weltgegenden sich einsenden ließ. Die Stoffe wechselten dabei in der buntesten Mischung einander ab, „vom Schiller-Goetheschen Briefwechsel bis zu den Wahlverwandtschaften, von der Berliner Gesangbuchsnot bis zu der in Rußland, von der Giftmischerin Gottfried, von den Leihbibliotheken, vom Magnetismus, Somnambulismus und der Cholera als Zuchtrute Gottes und Strafgericht für den Unglauben, vom Hambacher Fest und sonstiger Demagogie, von der Rehabilitation des Fleisches gegen Heine und das junge Deutschland, von der Hegelschen Philosophie, von Alkens Menagerie, von Charlotte Stieglitz, von Rahel und Bettina, von Mäßigkeitsvereinen, von Steffens Novellen, von mancherlei politischen Angelegenheiten, — des maßlosen unfruchtbaren Geklätsches und der stets nebenherlaufenden hämischen Personenanfechtungen durch verborgene Waffenträger nicht zu gedenken." Aber in all dieser äußern Konfusion war eine wohlüberlegte Methode; und dabei focht natürlich die „sogenannte Moral gemeiner fleischlicher Rationalisten eine Glaubensinquisition nirgends an, welche bei ihrer übernatürlichen Frömmigkeit nach dem Vorgange der Gesellschaft Jesu pias fraudes in majorem Dei gloriam nicht zu scheuen braucht."

Eine sittliche Überzeugung, welche, mag sie noch so verschieden sein, die erste Forderung ist, die an den Theologen gestellt werden muß, fehlt Hengstenberg völlig. Wie ein Kleid hat er, während er in seiner Polemik sich nur zu sehr gleich geblieben ist, seine eigenen Ansichten und Urteile über die wichtigsten Fragen gewechselt. In der Ankündigung der Kirchenzeitung verkündigte er, sein Blatt werde sich sorgfältigst des Urteils über Personen enthalten und alle Persönlichkeiten vermeiden; schon 1831 erklärte er es dagegen für nötig, nicht bloß die Sache, sondern die bestimmten Personen und Orte anzugreifen. In der Polemik mit Scheibel (1835) bezeichnete er alle persönlichen Verdächtigungen der Geistlichen bei ihren Gemeinden für unchristliche Verfolgung; im Kampfe gegen wissenschaftliche Gegner war die persönliche Verdächtigung seine beliebteste Waffe. In demselben Jahre 1835 polemisierte er gegen die Vermengung von Glauben und Theologie und gegen die einseitige Hervorhebung irgend eines einzelnen Bruchstückes des Christentums; ja er wies die lutherische Abendmahlslehre damit ab, daß er sagte, wenn man die Apostel, die noch nicht einmal in die Versöhnung und Stellvertretung die rechte Einsicht hätten, über die Lehre vom Abendmahl katechisiert hätte, so frage es sich sehr, ob ihre Äußerungen mit der Kirchenlehre übereingestimmt hätten; späterhin sah er das Kleinod der lutherischen Abendmahlslehre als das Palladium der Kirche an. Nicht geringer ist der Unterschied in seiner früheren und späteren Stellung zu der Symbolfrage überhaupt. In dem ersten Vorwort hieß es, nur das solle erörtert werden, was sich strenge aus dem Worte Gottes herleiten und begründen lasse, alles menschliche Wissen und alle menschliche Spekulation sei nichts weiter als Meinung; und noch 1838 wurde die superstitiöse Verehrung der Symbole von ihm bekämpft und gegen diejenigen polemisiert, die mit superstitiöser Ängstlichkeit an

Digitized by Google

jedem Ausdruck derselben hingen. Dazwischen aber war schon 1830 von der durchgängigen Wahrheit, dem seligmachenden Inhalt und der ewigen unveränderlichen Dauer, und 1836 von der unverbrüchlichen Geltung der Glaubenssymbole die Rede gewesen; und wie seine spätere Stellung in dieser Frage war, bedarf keiner Erinnerung.

Am interessantesten aber ist sein Verhältnis zur Union und zu den Altlutheranern. Anfangs ein Herz und eine Seele mit ihren Häuptern, und offen bekennend, daß er selber die reformierte Konfession verlassen und sich der lutherischen angeschlossen habe, schlug er sofort, als die Staatsregierung gegen die Altlutheraner vorging, einen andern Ton gegen sie an, wurde der eifrigste Verteidiger der Union und polemisierte gegen das übermäßige Urgieren der Unterscheidungslehren der lutherischen Kirche in Ausdrücken, die nicht stärker sein könnten. Zu derselben Zeit (1835) sagte er von der Union, wer gegen sie streite, streite wider Gott; denn was Gott verbunden habe, solle der Mensch nicht scheiden. 1844 war seine Stellung der Union gegenüber schon schwankend geworden; die Union war nicht mehr legitim, aber doch ein Faktum, und im Besitz, und solchergestalt anzuerkennen. Seit 1847 endlich nahm er offenen und heftigen Kampf auf gegen die Union und erklärte dabei ohne Scheu, früher habe er es nicht gekonnt, weil das Kirchenregiment anderer Anschauung gewesen sei. Ebenso war er anfangs der begeisterte Freund des Pietismus, seit 1840 aber konnte er ihn nicht genug schmähen; und gestand er noch 1834, daß ihm mit leichter Mühe der Nachweis von rationalistischen Auswüchsen gegeben werden dürfte, während ihm andererseits schon 1831 Steudel Flacianismus nachgewiesen hatte.

So wechselnd aber wie in seinen theologischen Anschauungen so konsequent ist er nun in seinen kirchenpolitischen Bestrebungen gewesen. Obgleich nicht imstande, eine wirkliche Definition des Rationalismus zu geben, bezeichnet er doch alle Vertreter desselben insgesamt als geborene und geschworene Feinde Christi, als Seelenmörder und Gotteslästerer, und gleichzeitig als Verbündete der Demagogen und Revolutionsmänner; und kein Schimpfwort ist ihm stark genug, um die ehrenwertesten und frömmsten Männer der verflossenen Generation zu bezeichnen. Alle der neueren Anschauung ergebenen Männer gehören nach ihm überhaupt nicht zur evangelischen Kirche, die nur von den „Gläubigen“ gebildet wird, welche Augustins Erbsünden-, Anselms Satisfaktionstheorie und Tertullians Credo quia absurdum nachbeten. Und aus allen Kräften und nach allen Seiten hin ist die durch die geistige Entwicklung der evangelischen Kirche zurückgedrängte frühere Form der theologischen Anschauung zu reprisinieren. Die Blätter, die einen andern Standpunkt vertreten, „sind nur der Finsternis offen“; in den Städten, wo Andersdenkende wirken, ist „der Glaube der evangelischen Kirche in Vergessenheit geraten“. Darum muß mit Hilfe der Staatsgewalt dieser Zustand geändert werden. Diesen letzteren Zweck zu erreichen, wird denn eine unübertreffliche Kunst angewandt, welche einerseits selber geschickt mit dem augenblicklichen Hofwinde zu lavieren, andererseits durch ein über das ganze Land organisiertes Denunziationssystem alle schlechten Seiten im Menschen aufzuregen versteht. Mit diplomatischer Schlauheit weiß er immer die geeignete Zeit für die Ausführung seiner Zwecke zu wählen, unkluge Helfershelfer zurückzuweisen. Noch dasselbe Vorwort von 1866, das mit David Strauß wegen seiner Polemik gegen Schenkel Liebkosung und Händedruck wechselt, tadelt die Unterschriftensammlung zur Knakschen Adresse, weil es keinen guten Eindruck mache und den Spott wachrufe, wenn aus irgend einer entfernten Gegend solche Erklärungen mit den Namen einiger Pastoren und daneben Küster, Sattlermeister usw. nachzüngelnd in die Öffentlichkeit gelangten.

So die Mittel, durch die die Evangelische Kirchenzeitung ihre Zwecke verfolgte.

Digitized by Google

Es ist eine heilige Pflicht gegen die Kirche, welcher die ihr entfremdeten Zeitgenossen jetzt schlechthin pharisäische Scheinheiligkeit vorwerfen, daß man diejenigen Mächte, die ihre hochheiligen und ernsten Aufgaben durch unsittliches Parteitreiben so furchtbar erschwert haben, entschieden als solche bezeichnet. Nicht die Gläubigkeit, nein, der nackte frivole Unglaube ist es, der in dem heutigen Pharisäer- und Jesuitentum bekämpft werden muß. Die traurigen Früchte haben gezeigt, welches Geistes Kind der protestantische Jesuitismus so gut ist wie der katholische. Nicht ohne Grund haben fast alle Männer, deren Namen einen guten Klang in der evangelischen Kirche haben, vor oder nach gegen das Hengstenbergsche Treiben Front machen müssen. Es sind nicht etwa die sogenannten Ungläubigen; es sind Neander und Ullmann, Steudel und Harms, Dorner, Müller und Stier, Baumgarten-Crusius, J. P. Lange und Beyschlag; es ist zuletzt wieder die gesamte theologische Fakultät Halles gewesen, die gegen seine Tendenzen auftreten oder doch die Gemeinschaft mit seinen Mitteln ablehnen mußte.

Neben der durchaus nicht veralteten Schrift von Schulz, „Das Wesen und Treiben der Evangelischen Kirchenzeitung", Dorners „Abwehr ungerechter Angriffe des Herrn Dr. Hengstenberg" und Kahnis' „Zeugnis von den Grundwahrheiten" usw. zeichnet sich besonders die in ihren glänzenden Ausführungen lebhaft an Lessings „Anti-Goetze" gemahnende, gleichzeitig aber durch ihre positiv christliche Gesinnung wohltuend berührende Schrift Hannes: „Anti-Hengstenberg" aus (Elberfeld, Friderichs, 1866). Treffender läßt sich die Stellung des Hauptes des protestantischen Jesuitismus nicht charakterisieren, als mit Hannes Worten (S. 7): „Für das allgemeine sittliche Zeitbewußtsein ist Hengstenberg nach und nach zu einer derartigen Figur geworden, daß man die Bedeutung irgend einer Erscheinung auf theologischem und kirchlichem Gebiete bereits darnach abmißt, ob und wie stark Hengstenberg sein Zeter dagegen erhebt." Besonders verdient auch auf die Ausführungen S. 36 ff. hingewiesen zu werden, wie Hengstenberg sich selbst die Rolle des Jeremias unserer Zeit gegenüber unverhüllt zuschreibe, dagegen das „Kreuz" eines Propheten auf sich zu nehmen sich stets klüglich gehütet habe.

Nicht auf einmal freilich, sondern nur sehr allmählich hat die „Evangel. Kirchenztg." ihren verhängnisvollen Einfluß erlangt; erst mußte die theologische Revolution von 1835 und dann die politische von 1848 vorhergehen, um ihren Ideen zur Herrschaft zu verhelfen. Vorher schlug der erste, freilich klug angelegte Versuch fehl. Denn als aus den nachgeschriebenen Heften von Studierenden die berüchtigte Gerlachsche Anklage gegen Wegscheider und Gesenius erhoben wurde (1830), sagte Neander sich offen und entschieden von der Hengstenbergschen Tendenz los, der er bis dahin seinen ehrlichen Namen geliehen; und neben ihm erhob Ullmann seine beredte Stimme zu gleichem Proteste. Es sind bleibend wertvolle Worte, die beide Männer damals gesprochen; und wenn man den heutigen Zustand der Kirche betrachtet, kann man es kaum fassen, daß nach vierthalb Dezennien solche Grundsätze bei den Leitern der Kirche so sehr antiquiert sind. Feierlich erklärt Neander, daß er sich von der Evangelischen Kirchenzeitung zurückziehe, weil sie nach Grundsätzen verfahre, welche den seinigen durchaus widerstritten, und deren Durchführung nach seiner Überzeugung der Kirche nicht anders als verderblich werden könne. „Denn jede auf die evangelische Kirche von außen her einwirkende menschliche Macht, welche eine aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangene, wenn auch einseitige und falsche Geistesrichtung unterdrücken wollte, würde dem Werke Gottes, welches freilich nicht so schnell fortgeht, wie es ungeduldiger menschlicher Eifer verlangt, nur unbesonnener Weise vorgreifen, so viel an ihr ist, dasselbe nur verderben, und indem sie den Faden der Geschichte gewaltsam durchschneiden wollte, was doch keiner mensch-

Digitized by Google

lichen Macht möglich ist, würde sie nur eine desto gewaltsamere und zerstörende Reaktion veranlassen, statt jenen Faden nach dem höheren Gesetz, welches die göttliche Weisheit geordnet hat, sich ruhig fortentwickeln und zu dem sichern, von oben bestimmten Ziele gelangen zu lassen. Immer wurde es verderblich, wenn eine Macht von außen oder durch unberufene Einmischung — und unberufen müssen wir eine jede Einmischung von außen her in dem Kampfe zwischen Wahrheit und Irrtum nennen — der aus dem naturgemäßen Entwicklungsprozesse sich von selbst ergebenden Ausgleichung der Gegensätze zuvorkommen wollte, was die Geschichte durch so viele traurige Beispiele in den Lehrstreitigkeiten für alle Zeiten dauernd bezeugt." Und ebenso protestiert Neander noch sechs Jahre später aufs neue gegen den Standpunkt einer alleinseligmachenden Dogmatik, welcher allen verschiedenen eigentümlichen theologischen Richtungen Maß und Ziel setzen wolle; gegen das neue Papsttum, das die Geister, die Gott geschaffen in unendlicher Mannigfaltigkeit zu seiner Verherrlichung, und deren Leitung er sich vorbehalten, am Gängelbande führen zu können meine, und gegen jedes von solchem Papsttum zurechtgemachte Prokrustesbett. Nicht minder zutreffend war Ullmanns Warnung in seinem „Theologischen Bedenken", die Staatsgewalt in die Parteikämpfe der theologischen Schulen zu dem Zweck hineinzuziehen, damit die eine Partei mit Hülfe derselben die andere aus der Kirche verstoße. Und bald nachher erhob auch der fromme Steudel seine Stimme gegen das Glaubensgericht.

Der Zweck der Denunziation war durch das Auftreten solcher Gegner vereitelt. In dem Erlaß des Kultusministeriums an die theologischen Fakultäten vom 21. Dezember 1830 wurde ausdrücklich erklärt, daß nicht nur nichts ermittelt worden sei, weshalb von Staats wegen in betreff der Lehrvorträge der angegriffenen Professoren einzuschreiten wäre, sondern daß auch der König auf die Verschiedenheit dogmatischer Systeme in der Theologie nicht entscheidend einwirken wolle. Hengstenberg mußte somit seine Herrschsuchtsgelüste vertagen. Er protestierte sogar gegen den Vorwurf, als ob er bei irgend einer staatlichen Autorität Hilfe gegen die Unterdrückung der Kirche gesucht habe; obgleich er es vorher für seinen Mitzweck erklärt hatte, die oberste Behörde auf ihre Pflicht und ihr Recht, gegen den Rationalismus einzuschreiten, aufmerksam zu machen. Aber dem sittlichen Vorwurf Neanders in betreff der Denunziation durch Studierende wagte er zu erwiedern, das Vertrauen eines christlichen Studierenden der Theologie zu einem rationalistischen Lehrer derselben sei nicht Pflicht, sondern Sünde. Und den speziellen Zweck seines Auftretens erklärte er trotz der Angriffe auf ihn für erreicht, den nämlich, das schreiende Unrecht, welches durch die Anstellung rationalistischer Professoren in evangelisch-theologischen Fakultäten gegen die evangelische Kirche begangen werde, zum Bewußtsein zu bringen. Und so dauerten denn die anonymen Schmähartikel gegen Theologen wie de Wette, Bretschneider, Ammon, Röhr, Schulz und nicht minder gegen Schiller, Goethe, Engel, Jacobi und andere verdiente und gefeierte Männer nach wie vor fort.

Alle diese Plänkeleien waren jedoch nur Vorpostengefechte ohne direkten Erfolg. Der war erst möglich, als das Straußische Leben Jesu erschienen war, das Hengstenberg nicht ohne Grund als eine erfreuliche Erscheinung begrüßte. Jetzt konnte sofort das Vorwort von 1836 die Hegelsche Philosophie und in ihr die Philosophie und die moderne Wissenschaft überhaupt mit ganzer Macht angreifen. Dies Vorwort erklärte denn auch die ganze Hegelsche Philosophie für nackten Pantheismus, und alle wissenschaftlichen Bestrebungen der Hegelianer für Rückschritte der Zeit zu einem desorganisierenden Unglauben. Hegel selbst wird nicht undeutlich als Belial, seine Anhänger als Unreine, als dem Satan Verfallene charakterisiert, und der Regierung wird insinuiert,

Digitized by Google

wie gefährlich es sei, Männer als Lehrer der Jugend wirken zu lassen, die vielleicht mit französischer Frivolität sympathisierten, und in deren philosophischem System weniger religiöser Gehalt zu finden sei, als im Fetischdienst.

Länger dauerte es, bis der schlaue Politiker den Moment für gekommen hielt, auch Schleiermacher ebenso „abzuschlachten" wie Hegel. Aber es war nur eine politische Rücksicht, die ihn damals davon abhielt. Bald wurden auch Schleiermachers Schüler systematisch verdächtigt; dann folgten indirekte Angriffe auf den Meister; schließlich sind auch die direkten nicht angeblieben. Und mit der Zeit war es ständiger Gebrauch der Kirchenzeitung geworden, in jedem neuen Vorwort einen neuen Theologen ex cathedra Petri des Unglaubens zu zeihen.

Nicht diese Wutausbrüche eines zelotischen Zeitungsschreibers aber sind es, die den Artikeln der „Evangelischen Kirchenzeitung" ihre kirchengeschichtliche Bedeutung verleihen; sondern daß das Blatt allmählich der Mittelpunkt einer Partei wurde, die in der Tat auf das ausging, was Neander und Ullmann so verhängnisvoll gefunden hatten, mit Hilfe der Staatsgewalt die andere Partei aus der Kirche herauszuwerfen. Nicht die Berechtigung der eigenen Anschauung, sondern die Verdrängung der fremden war das mit zäher Konsequenz unter Aufbietung aller Mittel erstrebte Ziel.

Ein scheinbar ganz entgegengesetztes Bild als das hier gezeichnete wird der Leser des zweiten Bandes des rasch verbreiteten Eckeschen Werkes erhalten. Der erste Band (Die theologische Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart) war im Kreise der „Schule" warm begrüßt worden, zumal weil meine Monographie über „die theologische Einzelschule" in demselben nach Harnacks Ausdruck „der verdienten Vergessenheit übergeben" war. Der zweite Teil (Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert) hat, wie sich bald zeigen sollte, dort eine ganz entgegengesetzte Beurteilung gefunden. Weder das eine noch das andere soll uns hier hindern, die brauchbaren Teile dieses Werkes in den Vordergrund zu stellen. Zumal in den späteren Perioden wird Eckes Darstellung öfters zu berücksichtigen sein. Aber hier scheint uns zunächst der richtige Ort zu einer ähnlichen Auseinandersetzung mit ihm, wie wir sie für die nachfolgende Entwicklung wieder mit anderen Gelehrten nötig haben werden.

Dem Eckeschen Werk über die Ritschlsche Schule war eine kleinere Arbeit über Lipsius vorhergegangen, womit er, ohne es zu ahnen, einen Lieblingswunsch des Entschlafenen erfüllte. Lipsius war in früheren Jahren von der sogenannten positiven Seite gerade in den für ihn selber wichtigsten Teilen seiner Theologie vielfach verkannt und mißverstanden. Seit der Begründung des Evangelischen Bundes hatten die von der Rechten gekommenen Freunde ihn etwas besser kennen gelernt. Sie erkannten nun vielfach zu ihrem Erstaunen, wie sehr das, was ihnen in ihrem eigenen Christusglauben die Hauptsache war, von ihm in neuen Zungen gepredigt werde. Daß dies schon bald nach seinem Tode auch durch Ecke erkannt

Digitized by Google

und zuerst vor der Öffentlichkeit bezeugt wurde, wird man ihm nach wie vor danken dürfen.

Auch das Eckesche Buch über Ritschl ist von der gleichen Absicht getragen und traf darum in der Tat das, was in Ritschls System das Bleibende ist. Es steht nun einmal doch so, daß alle dogmatischen Systeme nur eine zeitweilige Bedeutung haben. Nur das, was die schlechthin einzigartige absolute Bedeutung des Herrn Christus herauszuheben versteht, überlebt die Jahrhunderte und die Jahrtausende. Bei Ritschl ist das, was ihn neben Schleiermacher und Rothe stellt, in der von ihm mit ihnen geteilten Erkenntnis gelegen, daß „in Jesu Christo alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind". Es war dies allerdings gepaart mit jenen dogmatischen „Fündlein", die bald genug in seiner eigenen Schule noch ganz anders zersetzt worden sind als von seinen früheren Gegnern. Aber nur um so mehr kam es nach seinem Tode darauf an, beides auseinander zu halten und zu zeigen, was der Kirche wirklich zugute komme aus der Denkarbeit des scharfsinnigen Dialektikers.

Es ist kein Zufall, daß sich Ecke in diesem Streben am meisten mit denjenigen der Schüler Ritschls berührt, deren theologische Arbeit zugleich durch den ihm selber so verhaßten Pietismus mit befruchtet worden ist. Es ist nun einmal doch ein anderes Ding um die Männer, die außer ihm auch von Rothe, Beck oder Tholuck berührt worden waren, und um diejenigen, welche die Schlagwörter „religionsgeschichtlich" und „Entwicklungslehre" ausspielen, ohne zu ahnen, daß die ältere Generation in viel tieferem Sinne die Religions- und Konfessionsvergleichung geübt hatte. Gerade bei dem für uns hier in Betracht kommenden ersten Abschnitt des zweiten Bandes kann es am wenigsten ein Zufall genannt werden, wenn Männer wie Reischle und Lobstein von Ecke an die Spitze gestellt werden. Neben ihnen habe ich allerdings Loofs vermißt. Dagegen schließen ihnen die Namen Herrmann, Gottschick, Kaftan, Bornemann, Haering, Kattenbusch, Scholz gerade in dieser Reihenfolge in weiteren Zitaten sich an. Auf Harnack, Troeltsch und Baumgarten sind wir in diesem Zusammenhang nicht gestoßen. Dagegen hat der Verfasser bereits von vornherein, bevor er noch auf Ritschl selbst überging, sich in die gleiche Reihe mit Frank, Kähler und Cremer, zum Teil auch mit Seeberg gestellt. Später ist dann der Vergleich zwischen Ritschl und Wichern in den Mittelpunkt getreten.

Wir sind in dieser Namenaufzählung den Auszügen des ersten Abschnittes über „die praktisch-kirchlichen Ausgangspunkte in der Theologie Ritschls und seiner Schüler" gefolgt. Die zitierten Ausführungen kann man im Buche selbst lesen. Hier hatten wir es nur mit dem inneren Gedankenzusammenhang zu tun. Diesen selber müßten wir nun freilich unsererseits mit aller Bestimmtheit zurückweisen. Denn der ganze spätere

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes würde genau derselbe bleiben, ob die Bezugnahme auf Ritschl im ersten Abschnitt vorherging oder nicht. Ja gerade das, was Ecke aus der Ritschlschen Geschichtsbetrachtung an die Spitze stellt, paßt für die seinige schlechterdings nicht, daß nämlich „die pietistische Betrachtung, nach welcher das Christentum seit Constantin auf einen ihm fremden Weg geleitet worden sei, von Ritschl mit Entschiedenheit abgewiesen werde". Mag man über diesen Punkt den Mund noch so voll nehmen (und es haben das ja eine ganze Reihe der jüngeren Schüler Ritschls mit Vorliebe getan), — Tatsache bleibt, daß das Evangelium bis dahin noch niemals so schnöde für einen ihm völlig entgegengesetzten Zweck mißbraucht worden war, wie durch die Standarte mit dem „in hoc signo vinces". Die tendenziöse und doch so vergebliche Idealisierung des durch und durch morschen Staatskirchentums, die mit dem Hohn über das Salz des Pietismus Hand in Hand geht, ist überhaupt schnurstracks das Gegenteil von dem, was in Eckes (leider in zu feuilletonistischer Flüchtigkeit zusammengereihten) Exzerptensammlung das beste ist.

Der aufmerksame Leser wird auch bald merken, daß Ecke die verschiedenen Stufen, beziehungsweise die Wandlungen Ritschls nicht persönlich durchlebt hat. Denn es ist ein denkwürdiger Gegensatz zwischen dem pessimistischen Grundzug in dem Urteil über die gegenwärtige Lage der Parteien im Protestantismus in der älteren Monographie (vgl. S. 19 das Zitat aus dem dritten Bande) und zwischen dem Optimismus in dem Zukunftsausblick der drei akademischen Reden. In der früheren Zeit hatte Ritschls Schwager Steitz mit Fug und Recht betont, daß sie beide in keiner Partei Platz fänden. Gegen Ende seines Lebens sah sich Ritschl als der angesehenste aller Parteiführer. Was er dagegen früher und später gleich sehr betont hat, hat Ecke in die Formel gefaßt, daß „die Unkirchlichkeit der Schatten sei, welchen die kirchliche Richtung hinter sich werfe". Auch ich vermag zu keinem anderen Ergebnis zu kommen, würde aber diese „kirchliche Richtung" in ihrer Mischung von Orthodoxie und Pietismus niemals mit dem genuinen Pietismus identifizieren dürfen. Daß Ritschl auf diesen letzteren alle Schuld häuft, hat keine objektiven, sondern rein subjektive Ursachen. Nicht anders steht es mit der Beurteilung der Brüdergemeinde. Dieselbe schließt mit einem Zitat aus der Biographie, welches in dem „polemischen Kraftausdruck" gipfelt, daß sie nur dazu gedient habe, „die Verfassung der evangelischen Kirche zu entsalzen, entwürzen und in ihr nichts als ein caput mortuum übrig zu lassen". Daß diejenigen von Ritschls Schülern, welche selber Maß zu halten und von seinen polemischen Kraftausdrücken sich zu emanzipieren verstanden, eine völlig andere Stellung zur Brüdergemeinde gewonnen haben, hat sich in zukunftsfreudiger Weise bei der Jubelfeier des Seminars in Gnadenfeld (Pfingsten 1904) bekundet.

Digitized by Google

Eckes Beurteilung der verschiedenen Kirchenbegriffe, würde sich von der in diesem Handbuche durchgeführten vielleicht nicht wesentlich unterscheiden, wenn er an die von ihm benutzten Geschichtsquellen die nötige Kritik angelegt hätte. Aber er zeigt sich von dem Jargon der letzteren, wie wir ihn schon im vorhergehenden Paragraphen in den modernen Erweckungsanekdötlein charakterisierten, so abhängig, daß er selbst in dem Titel des vierten Abschnitts „die herrlichen Erweisungen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" anbringt. Und unter dieser Rubrik bringt er dann ein rechtes mixtum compositum unter. Immerhin werden wir in der dritten und vierten Periode in stetem Zwiegespräch mit Ecke zu bleiben haben. Für die frühere Zeit kommt dagegen nur noch der zweite Abschnitt über „den gegenwärtigen Zerstörungsprozeß und seine geschichtlichen Ursachen" in Betracht. Dem Epitheton „herrlich" steht hier das Epitheton „unheilvoll" in der zweiten Unterabteilung (Der unheilvolle Einfluß der Aufklärung auf das altprotestantische Gemeindeleben) gegenüber. Ebenso behandelt die dritte Unterabteilung „die Zerstörung der kirchlichen Organisationen im Zeitalter der Aufklärung". Welches Zeitalter dem Verfasser hier nur eigentlich vorschweben mag? Was wir zu hören bekommen, trifft die bureaukratischen Maximen der Restaurationszeit, von denen unser § 9 (S. 57 ff.) schon oben zu reden hatte.

Unter den Auseinandersetzungen mit dem Ritschlschen Kirchenbegriff ist dann noch der Beginn von III, 2 (Geschichtliche Orientierung über das innere Verhältnis der „Massen" zur christlichen Gemeinde) von lehrreichem Interesse. Sonst entspricht der Inhalt des Buchs seiner Etikette eigentlich wenig. Dagegen wird der Leser sich gern von ihm weiter führen lassen zu Briegers Leipziger Rektoratsrede von 1894, in welcher die fortschreitende Entfremdung von der Kirche als zur Signatur der Gegenwart gehörig erscheint! Wie war hier doch Rothes Eisenacher Programm von 1865 zu neuen Ehren gekommen! Wäre dieses Programm nicht ein ganzes Menschenalter hindurch, um in der heutigen Weise zu reden, „in die Rumpelkammer geworfen" worden, so wäre unserem Volke der klägliche Gang der Dinge seit dem großen Jahre 1870 erspart worden. Wie auf Brieger, so stützt sich Ecke weiter auf Jülichers „Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methode, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte". Dagegen wird die Tischhausersche „Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Basel, R. Reich 1900) zwar zitiert, aber gerade für den von Ecke selbst eingenommenen Standpunkt zu wenig verwertet.

Es genügt aber nicht, uns von Ecke zu denjenigen, an die er selber sich anlehnt, führen zu lassen. Vielmehr werden wir, bevor wir von diesen

Digitized by Google

prinzipiellen Ausführungen zur Darstellung des einzelnen übergehen können, hier zunächst noch der Ausstellungen zu gedenken haben, welche aus dem Kreise der den ersten Band des Eckeschen Werkes dankbar begrüßenden Ritschlschen Schule gegen die Darstellung des zweiten Bandes erhoben werden. Es ist der schon einmal erwähnte Aufsatz Thikötters (D. E. Bl. 1904, V), welcher hier speziell in Betracht kommt. Bevor er auf die Einzelheiten des Eckeschen Buches selbst eingeht, um seine Kritik daran anzulegen, akzeptiert er wie Ecke selbst die Definition des Entwicklungsganges von dem erneuten Pietismus zu der ebenfalls erneuerten Orthodoxie und Hierarchie bei Ludwig von Gerlach:

Den sogenannten Aufschwung des religiösen Lebens nach den Befreiungskriegen beschreibt uns ein unverdächtiger Zeuge, Präsident von Gerlach, in seiner Rede vom 8. Oktober 1857 auf der Konferenz in Gnadau als einen dreifachen Stufengang, oder als einen Fortschritt vom individuellen, pietistischen Bekehrungsstandpunkt des frommen Subjekts zur scharfen Betonung der juridischen Geltung des konfessionellen Bekenntnisses und der orthodoxen dogmatischen Korrektheit in der Gemeinde, endlich von diesem Konfessionalismus zur Aufrichtung der Macht der Basileia oder Kirche als Anstalt mit bindender Autorität für den einzelnen, ferner zur unevangelischen Steigerung des Amtsbegriffes wie der magischen objektiven Wirkung der Sakramente, der Ordination der Geistlichen und endlich der Konfirmation.

Auf die Eckesche Darstellung selbst übergehend, charakterisiert dann Thikötter zuerst das durchaus falsche Bild, das sie von dem — wieder einmal nur nach seinen Zerrbildern gezeichneten — sogenannten Rationalismus entwirft:

Was uns nun Ecke in Abschnitt II, 1, 2, 3, 4 seines zweiten Bandes mitteilt, enthält viele beherzigenswerte Wahrheiten, die man aber auch bei Ritschl und anderen finden kann. Was ich hier beanstande, ist die schroffe Beurteilung des Rationalismus und der Vertreter desselben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den praktischen Geistlichen. Man glaubt sich in die Zeit Hengstenbergs und seiner Kirchenzeitung zurückversetzt, wenn man den Korb schmutziger rationalistischer Wäsche, den Ecke dem Leser vor die Augen stellt, mustert. Jedenfalls befindet sich unter dem, was Ecke über die verschiedenen Universitäten und Landeskirchen mitteilt, recht vieles, was ein kritischer Historiker einfach als Klatsch bezeichnet, auf den kein Wert zu legen ist. Ich will diese einzelnen Klatschexempel, die meist pietistischen Quellen entnommen sind, nicht näher anführen. Jedenfalls ist der Vorwurf der Zuchtlosigkeit und des Libertinismus, den Ecke gegen die rationalistischen Prediger mit wenigen Ausnahmen erhebt, auf ein geringes Maß zurückzuführen.

Ich kann mich diesen Worten des „Altrischlianers“ um so rückhaltloser anschließen, da im Grunde das ganze zweite Buch meines ersten Bandes über „das friderizianische Zeitalter“ der Ehrenrettung des verlästerten Rationalismus gegolten hat. Nur hat Thikötter es so gut wie Ecke vergessen, daß das Zerrbild der „einzelnen Klatschexempel, die meist pietistischen Quellen entnommen sind“ durchaus nicht allein steht. Es liegt in der Natur der Dinge, daß jede neu aufkommende Richtung an der von ihr

Digitized by Google

bekämpften Vorgängerin ausschließlich die Schattenseiten erblickt. Es ist dies sogar in zahlreichen Flugschriften der Reformationszeit mit bezug auf den mittelalterlichen Katholizismus der Fall. Denn es ist ein ganz ander Ding um die Kennzeichnung der päpstlichen Politik in sämtlichen Schriften Luthers (von der „an den christlichen Adel" an bis zu der letzten über „das Papsttum zu Rom vom Teufel gestift"), und um die Wertung der großen Seiten des mittelalterlichen Katholizismus. Die Periode der protestantischen Orthodoxie hat es in dieser Hinsicht genau ebenso gehalten, wie es ihr gegenüber der aufkommende Pietismus getan hat, und wiederum dem letzteren gegenüber die Aufklärungszeit. Man braucht daneben nur noch der Schilderungen der englischen Kirche bei den Baptisten des 17. und den Methodisten des 18. Jahrhunderts, und wiederum derjenigen der „Revolutionskirchen" während der Restauration der Stuarts zu gedenken, um auch die Zerrbilder des Rationalismus in der pietistischen Erweckungsliteratur auf die gleiche Stufe zu stellen. Thikötter hat daher wieder sehr recht, wenn er die Prinzipienfrage betreffs des Gesamturteils über den Rationalismus dahin resumiert:

Das Urteil Eckes über den Rationalismus und dessen verderbliche kirchliche und religiöse Wirkungen bedarf sehr der kritischen Richtigstellung. Gewiß, auch der Rationalismus ist ein Faktor gewesen, der gesundes evangelisch-christliches Leben vielfach gehemmt und verflacht hat, aber es ist falsch, wenn man ihn ausschließlich oder in hervorragender Weise dafür verantwortlich macht. Es war nicht notwendig, den von Hengstenberg nach seiner Meinung totgeschlagenen Rationalismus noch etwas töter zu schlagen.

Wichtiger noch aber für die uns hier beschäftigende Spezialfrage ist das weitere Urteil über den erneuerten Pietismus selber als die Grundlage der erneuerten Orthodoxie:

Das von Ecke über die Aufklärung und den Rationalismus Gesagte bildet nun die Grundlage zu einer Glorifizierung des orthodoxen Pietismus. Neben den Korb mit ausschließlich schwarzer Wäsche wird von ihm ein Schrein gestellt, in dem ausschließlich rein gewaschenes und geglättetes Leinen sich findet. Oder, indem wir ein anderes Bild wählen, Ecke führt uns in eine Gemäldegallerie mit Bildern aus dem dreifachem Stufengang des religiösen Aufschwungs im vorigen Jahrhundert, wie Präsident v. Gerlach ihn charakterisiert hat. . . . Aber in dem dreifachen Stufengang des orthodoxen Pietismus darf man nicht mit Ecke die höchste Blüte und die schönste Frucht der religiösen Bewegung und des kirchlichen Aufschwungs nach den Freiheitskriegen suchen. . . . Ecke zeichnet uns Lichtbilder ohne allen Schatten, der doch jedem, der die Zeit miterlebt hat, sofort beim Lesen des Eckeschen Buches sich aufdrängt. Wer die Streitigkeiten und Schroffheiten, den Hader und die Gehässigkeiten, die im Gefolge des sogenannten Aufschwungs des religiös-kirchlichen Lebens durch die Mischehe der Orthodoxie mit dem Pietimus und den dreifachen Stufengang vom individuellen Pietismus zum lutherischen Konfessionalismus und von diesem zum Alt- und Neuluthertum nicht selbst beobachtet hat oder die Quellen, die darüber berichten, besonders die Ausbrüche in den Parteiorganen nicht kennt, der wird das tatsächlich Vorgekommene kaum für möglich halten. . . . In allen Landeskirchen, wohin der Konfessionalismus und das Neu-

Digitized by Google

lutherium drangen, am wenigsten in Württemberg, lagen sich die Vertreter des Individual-Pietismus, der objektiven Christlichkeit und des neulutherischen Kirchentums, sowie das Altlutherium wechselseitig beständig in den Haaren. Wie viele von den Männern, die Ecke glorifiziert, waren im Leben die erbittertsten Streithähne und nichts weniger als Befolger des Wortes: selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Ecke ist, wie ich, ein warmer Freund der inneren Mission Wicherns und der Heidenmission. Wie haben aber Männer wie Münchmeyer, Petri, Löhe, Vilmar usw. über diese innere Mission Wicherns geurteilt! Ich will nur an die Charakterisierung derselben durch Pastor Petri in Hannover, den Ecke als Erzeuger wahrhaft christlichen Lebens daselbst vorstellt, erinnern. Er nannte in seinem Zeitblatt die innere Mission eine Afterkirche, eine Kirche der Werkgerechtigkeit, welcher der vollständigste Bankrott gewiß sei, eine der schlimmsten Phantastereien der Zeit, die, statt der schuldbelasteten Kirche zu helfen, ihre Schuldigkeit zu tun, unter dem Schein der Freundschaft ihren Ruin herbeiführen wolle. (Vgl. Dr. Merz, Die innere Mission, in den „Studien und Kritiken" 1854.) Löhe, ebenfalls von Ecke glorifiziert, gründete gegen die Wichernsche innere Mission, die er als preußisch-unionistisch, unlutherisch, kirchenmengerisch, weltförmig, marktschreierisch, vielttuerisch, kurz als freventlichen Eingriff in das heilige Kirchenamt verwarf, seine eigene innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche. In gleicher Weise wurde die Baseler, die Rheinische, die Norddeutsche Mission usw. als mit dem Makel der Union behaftet gerichtet, und ihnen die Beiträge entzogen. Schlimmer noch erging es dem Gustav-Adolf-Verein und der evangelischen Alliance. Das Hauptstreitobjekt aber in den zahllos erscheinenden Schriften über die Kirche bildete die Union, die von den strengen Lutheranern in allen Landeskirchen von neu- und altlutherischer Seite ebenso wie die reformierte Kirche als ein Werk des Teufels hingestellt wurde, und welche die Konfessionellen in Preußen vergebens wieder rückgängig zu machen suchten.

Wie der Thikötterſche Aufſatz ſelbſt, ſo dürften auch die weiteren Auseinanderſetzungen zwiſchen ihm und Ecke in der gleichen Zeitſchrift (1904, Juli) eine bleibende Bedeutung beanſpruchen. Zwiſchen den auf den Tag berechneten Korreſpondenzen der kirchlichen Zeitungspreſſe und den prinzipiellen Erklärungen führender Perſönlichkeiten wird die Folgezeit noch klarer zu unterſcheiden wiſſen.

Neben der Thikötterſchen Kritik von der einen Seite aus wird ferner aber auch die Ergänzung von der anderen Seite aus in der ſchon genannten Tiſchhauſerſchen „Geſchichte der evangeliſchen Kirche Deutſchlands" ſich als fruchtbringend erweiſen.

Wer ſich von der Eckeſchen Darſtellung zu dieſem letzteren Werke wendet, wird hier eigentlich das, was er von Ecke erwarten mochte, in viel höherem Grade erfüllt finden. Der beſcheidene Verfaſſer, Lehrer am Basler Miſſionshauſe, umſpannt einen Horizont, wie er mancher der jüngeren akademiſchen Berühmtheiten zu wünſchen wäre. So wird alsbald das Manko ausgefüllt, welches die übliche — auf die dogmatiſchen Streitigkeiten den Schwerpunkt legende — Darſtellung ſo mannigfach ſpüren ließ, und welches im Grunde dem Janſſenſchen Werke erſt die beſondere Beachtung verſchaffte. Bevor der Verfaſſer auf die kirchliche Seite der Geſchichte ein-

Digitized by Google

geht, wird der wirtschaftliche Boden gekennzeichnet, auf welchem sie sich abspielt. Er ist sich auch deutlich bewußt, daß er auf diese Weise einen neuen Weg einschlägt. Gleich der erste Satz des ersten Abschnittes lautet:

Es mag befremdlich erscheinen, eine Geschichte der evangelischen Kirche mit einer Darstellung der wirtschaftlichen, politischen, sozialen und literarischen Verhältnisse und Zustände des Landes zu beginnen, mit dem wir es zu tun haben. Was hat denn beispielsweise das wirtschaftliche Leben einer Nation mit kirchlichen und religiösen Fragen zu tun? Wer heute so fragen würde, der würde damit bezeugen, daß er die geschichtliche Entwicklung der letzten 30 Jahre verschlafen hätte. Denn das ist ein unbestreitbarer Fortschritt unserer Zeit, daß sie erkannt hat, wie viel Anteil das äußere Wohl- oder Übelbefinden einer Nation am geistigen Leben derselben nimmt.

Der deutsche Leser wird sehr bald merken, daß das Buch auf schweizerischem Boden entstanden ist. Ich stimme dem Verfasser völlig bei, daß die Geschichte der Kirche etwas ganz anderes ist als die Geschichte der Theologie. Ich scheue sogar die Paradoxie nicht, das bekannte Sprichwort von dem Quentchen Mutterwitz und dem Zentner Schulwitz so umzudeuten, daß ein Quentchen Glaube im Sinne des Herrn Christus eine ganz andere — Berge versetzende — Kraft hat, als ein Zentner Schriftgelehrsamkeit. Aber die Parteinamen „aristokratisch" und „demokratisch" sollte man hier aus dem Spiel lassen. Das Evangelium verwirft jede Art von Krateia schlechthin. Immerhin tut es gerade bei dem jüngsten Betriebe unserer — nur der eigenen Schule „die Wissenschaft" beilegenden oder geradezu eine „unkirchliche Theologie" anpreisenden — Schulweisheit wirklich not, sich auch von einem Missionslehrer einmal belehren zu lassen. Wir wählen, da wir hier nicht auf Einzelpunkte eingehen können, einige der Ausführungen des Vorworts:

Eine Geschichte der evangelischen Kirche, die sich, wie die vorliegende, zur Aufgabe stellt, dem religiösen und sittlichen Leben die höchste Aufmerksamkeit zu widmen, fehlt überhaupt. Das ist zum verwundern; aber es ist so. Der Betrieb der historischen Theologie, wie er von Jahrzehnten her vor uns liegt, ist vorwiegend aristokratischer Art. Es werden ein paar Dutzend leitender Persönlichkeiten, die fast alle akademische Lehrstühle inne hatten, behandelt, deren Theologie und etwaiger Einfluß auf die Kirche dargestellt; was jedoch weiter unten, im Kirchenleben des Volks vorgeht, was an Kräften und Einflüssen da sich geltend macht, wird ignoriert oder höchstens gestreift. Diese Tatsache tritt jedem der Kirchengeschichte Kundigen auf Schritt und Tritt entgegen und muß den, der für das Reich Gottes, das doch nicht allein von diesen oberen 500 gemacht wird, ein Herz hat, tief schmerzlich berühren. Die „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche", ein hochverdienstliches Werk, aus dem eine Fülle theologischen Wissens zu entnehmen ist, trägt zwar den Titel „für protestantische Theologie und Kirche"; aber es ist leicht erkennbar, daß es eigentlich lediglich heißen sollte: „für protestantische Theologie", daß die Ausbeute für die Kirche an vielen Punkten mager ausgefallen ist. ... Charakteristisch ist, daß ein Richard Baxter, dessen Schriften seit 300 Jahren in deutscher Übersetzung in tausenden von deutschen Häusern Heimatrecht und religiösen Einfluß gewonnen haben, eine Darstellung von etwas mehr als einer Seite, Charles Kingsley aber, der in der heutigen gebildeten Welt durch

Digitized by Google

seine Schriften bekannt geworden ist, eine solche von 20 Seiten gefunden hat. Auch kirchengeschichtliche Handbücher für Theologie-Studierende gehen durchaus in diesen Geleisen einher. Wo irgendwo ein Dozent einen Kommentar, eine Dogmatik oder so etwas geschrieben hat, auch wenn imgrunde kein Mensch danach fragt, so wird es hier regelmäßig registriert; dagegen wo ein Gottesmann auf einem Dorfe oder in einer Stadt auf ein halbes Jahrhundert hinaus erweckend, belebend und neugestaltend eingewirkt hat, davon wird keine Notiz genommen ... So sehr man seinerzeit das große gründliche Werk von Neanders Kirchengeschichte gepriesen und dabei hervorgehoben hat, wie schätzbar dessen Eingehen auf das religiöse Leben sei, so hat der große Kirchenhistoriker gerade nach dieser Seite hin kaum Schüler gefunden. Das mächtige, seit der Reformation hervorbrechende religiöse Leben der evangelischen Kirche hat noch keine gründliche Bearbeitung gefunden, so schätzbares Material einzelne Monographien hierfür geben. Es fehlte uns auch eine Darstellung der religiösen Gärungen und Bewegungen unmittelbar vor der Reformation. Da gab ein dissentierender königlich preußischer Staatsarchivar (Dr. Ludw. Keller) eine solche heraus. Freilich hat die protestantisch-theologische Wissenschaft mehreren gewagten Behauptungen desselben widersprechen müssen und wohl mit Recht; aber keiner ihrer Vertreter hat uns über diese äußerst wichtige vorreformatorische Zeit eine bessere und umfassende Arbeit geliefert. Keller hatte den einzig richtigen Weg dabei eingeschlagen, nämlich den kleinen frommen Gemeinschaften nachzugehen, ihren inneren Zusammenhang aufzuzeigen und so die natürlichen oder vielmehr göttlichen Vorbedingungen der Reformation im Volksleben zur Darstellung zu bringen. Aber kein einziger Historiker hat diesen Weg betreten; man hat Keller vielmehr zu Tode rezensiert — ein beliebtes Mittel, um unbequeme Bücher aus der Welt zu schaffen.

Die literarischen Kenntnisse des Verfassers sind zweifellos lückenhaft. Er könnte sonst eine ziemliche Anzahl meiner eigenen Arbeiten, speziell auch mit Bezug auf Ludw. Keller, finden, die seinen Forderungen entsprechen. Wenn er aber auch seinerseits aus denselben zu lernen verschmähte, so soll das uns nicht hindern, da, wo es am Platze ist, von ihm zu lernen. In dem jetzigen Zusammenhang müssen wir uns dagegen auf die Notiz beschränken, daß die beiden Perioden von 1800—1817 in je sechs Abschnitte zerlegt sind, von welchen die drei ersten 1. die wirtschaftlichen, politischen, sozialen und literarischen Verhältnisse, 2. das Schulwesen, 3. die philosophischen Schulen behandeln. Dagegen stehen der vierte und der sechste Abschnitt über „die kirchlichen, religiösen und sittlichen Zustände“ im Korrelatverhältnis, und dementsprechend sind auch die beiden anderen über „Einleitung und Bibelauslegung“, sowie über „Theologie und Dogmatik“ verschieden geordnet.

Digitized by Google

§ 17.

Die ersten Vorstöße zur Alleinherrschaft der „Neugläubigkeit" und der lebenslängliche Widerstand Hases.

Es ist nur eine kurze Skizze, welche die ersten Auflagen dieses Handbuchs von den an den verschiedensten Orten entbrennenden Kämpfen der jungen „Rechtgläubigkeit" gegen die damals noch im Kirchenregiment, im Pfarramt und in den Gemeinden vorherrschende Anschauung entwerfen. Sie darf aber als Grundlage der nachfolgenden Einzeldarstellungen nicht fehlen:

In dem gleichen Jahre, wo Hengstenbergs Blatt zum ersten Male erschien (1827), sprach Hahn in Breslau in der Disputation de rationalismi vera indole dieselbe Tendenz aus, daß der Rationalismus kein Recht in der evangelischen Kirche habe, indem er einfacher Naturalismus sei und zu Materialismus und Atheismus führe. Und nachdem mit dem Erscheinen des Strauß'schen Buches die Hengstenbergischen Ratschläge Oberwasser gewonnen hatten, finden wir sofort an den verschiedensten Orten gleichzeitig diese Tendenz überall auftauchen. Besonders die Jahre 1838—1840 sind reich an Tatsachen der Art. In Altenburg erließ (1838) das Konsistorium auf Grund der Stephanschen Auswanderung ein Reskript an die Geistlichen, welches diese Bewegung, die auf Stephans sinnlicher Lüsternheit und der Beschränktheit seiner Bauern basierte, auf die Nichtbefriedigung der Gemeinden durch unkirchliche rationalistische Seelsorger zurückführte, und die alten Katechismen und Lieder dringend wieder empfahl. Das Reskript erregte ein solches Aufsehen, daß die vier Fakultäten Jena, Berlin, Göttingen, Heidelberg um ihre Gutachten gefragt wurden; und wenn es auch jetzt noch nicht gesetzlich durchgeführt werden konnte, so zeigte es doch, was für die Zukunft bevorstand. In demselben Jahre (1838) forderte der Jurist Bickell in Kurhessen Erneuerung der strengen Symbolverpflichtung, was ebenfalls einen lebhaften literarischen Kampf zwischen ihm und seinem Kollegen Henkel verursachte. Das folgende Jahr (1839) sah einen heftigen Angriff auf den Rationalismus in Hamburg; doch siegte die 50jährige Praxis über die jugendlichen Eiferer. Noch ärger fuhr gleich darauf (1840) F. A. Krummacher in Bremen gegen die Rationalisten als „Baalspfaffen" los, und hier unterschrieben in der Tat die meisten Prediger ein halb-orthodoxes Glaubensbekenntnis. Um dieselbe Zeit spielte der Angriff gegen Sintenis in Magdeburg, weil er auf Veranlassung eines katholischen Bildes die „Anbetung" Christi bekämpft hatte; die verlangte Absetzung erfolgte zwar nicht, aber doch eine offiziöse Verwarnung. Und bald darauf wurde wieder Leipzig in Aufregung versetzt, weil das seit 40 Jahren bei der Konfirmation gebrauchte Rosenmüllersche Glaubenbekenntnis abgeschafft werden sollte. — Außer diesen bekannteren Tatsachen aber, die fast alle eine heftige literarische Fehde veranlaßten, mehrten sich von Jahr zu Jahr die Streitigkeiten zwischen neugläubigen Geistlichen und ihren durch sie in ihren heiligsten Rechten und Empfindungen gekränkten Gemeinden. Schon fing auch die Taktik an, an den Universitäten nur „Gläubige" anzustellen, und gegen die Anstellung Andersdenkender zu agitieren, was dann bald nacheinander in Nachahmung des Straußenputsches in Zürich zu der Absetzung Bruno Bauers in Bonn (1842), der Suspension Vischers in Tübingen (1844),

Digitized by Google

der Zellerbewegung in Bern (1847) führte. Und was hier öffentlich geschah, wurde unzählige Male durch geheime Intriguen erstrebt.

Konnte unsere frühere Darstellung sich auf diese kurze Skizze beschränken, so möchten wir dagegen heute um so mehr auch unsere Leser Nutzen ziehen lassen von den nachgelassenen Vorlesungen unseres großen Altmeisters. Hase hat es in dem gleichen Zusammenhang mit seiner Erzählung jener „Vorpostengefechte" vermerkt, daß ich da, wo ich es nicht besser machen kann, gerne andere in ihrem eigenen Wortlaut zu Worte kommen lasse. Das gilt (wie die Reden bei seiner Bestattung und bei der Enthüllung seines Denkmals nachdrücklich bezeugen) bei niemandem mehr als bei ihm selber. Was er einmal unübertrefflich gesagt, kann jeder andere nur verwässern. Nirgends aber trifft dies mehr zu, als bei der Charakteristik der Begebenheiten, die er persönlich durchlebte und wo seine Erzählung (was ihm der Bischof Neander prognostizierte) nachmals recht eigentlich mit zur „Geschichtsquelle" wurde.

Wie wir das Leben Jesu von 1829 dem Straußischen Werk von 1835 gegenüberzustellen hatten, so haben umgekehrt die verschiedenen Auflagen der Kirchengeschichte von Anfang an (1834) und unentwegt den Kampf mit der (1827 begründeten) Hengstenbergischen Kirchenzeitung auf sich genommen. Was diese einzelnen Auflagen, jede für sich, so vielen neuen Generationen von Studierenden an klärender Einsicht geboten, darf ich speziell von der siebenten (1854 erschienenen, 1857 von Reinhold Grundemann mir geschenkten) Auflage bezeugen. Das persönliche Erleben gerade des von Hengstenberg völlig beherrschten Jahrzehnts 1848—1858 hat auch Thikötter der Generation Eckes gegenüber voraus. Er betont es nachdrücklich (S. 327): „Man muß die Diktatur Hengstenbergs miterlebt haben, um recht zu erkennen, welche das kirchliche Gemeindeleben schädigende Wirkungen sie ausgeübt hat." Eine wie viel höhere Bedeutung aber hat das Miterleben des ganzen Jahrhunderts für einen Mann von dem historischen Weitblick Karl Hases gehabt!

Wie er anderswo von dem stillen Zwiegespräch mit Baur redet — hier im Sinne eines gegenseitigen Entgegenkommens — so hat mit Bezug auf die Tendenzen der Evangelischen Kirchenzeitung von Anbeginn an ein echt prophetischer Zorn gegen den Mißbrauch des Heiligsten ihn beseelt. Auch in diesen Dingen aber durfte ihm der Marmor stets aufs neue zu Wachs werden, und so finden sich denn in den verschiedenen Auflagen mannigfache Modifikationen, die für den Gesamtverlauf oft wie ein Spiegelbild der Zeitwandlungen sich ausnehmen.

Es ist ein besonderes Verdienst der aus seinem Nachlaß herausgegebenen „akademischen Vorlesungen", daß sie uns von diesem „Miterleben"

Digitized by Google

ein übersichtliches Bild geben.*) Die zweite Hälfte der zweiten Abteilung des dritten Teiles dieser Vorlesungen gibt nämlich zunächst in § 294 den Überblick auf „die Entwicklung des Protestantismus", um dann alsbald in § 295 „den orthodoxen Pietismus und seine Ausläufer" danebenzustellen. Der erste Paragraph gibt eine treffende Charakteristik der (drei) „Gründe des Wiederauflebens religiöser Innigkeit", bietet sodann eine nach beiden Seiten gleich kritisch verfahrende Charakteristik der Romantik und des Rationalismus und gipfelt in den drei hohen Gestalten, die Hase noch nach persönlich warmer Erinnerung zu zeichnen vermochte: Tzschirner, de Wette, Schleiermacher. Man erkennt deutlich, wie er ihr geistiges Erbe gerade im Widerstand gegen die Reaktion auf sich genommen hat, wenn er Tzschirners (mit Krug zusammen geführten) Kampf gegen das „Reaktionssystem" vorführt; wenn er de Wettes Trostbrief an die Mutter Sands und die Korrespondenz darüber im Wortlaute mitteilt; wenn er endlich die sogar einem Schleiermacher aufgedrängte Oppositionsstellung dahin kennzeichnet:

Im Ministerium ertrug man nicht lange die Schärfe und Entschiedenheit seines Geistes. Er trat gern zurück in seine gelehrte und geistliche Muße. Aber als seine Hoffnungen für die Kirche sich nicht erfüllten, vielmehr ein Werk königlicher Willkür, die Agende, ihr aufgedrängt wurde, da ist er das Haupt der kirchlichen Opposition geworden. Damals erließ er seine polemischen Schriften gegen Ammon, Schmalz u. a. Für sich selbst hatte er kein Wort, für die Sache eine niederschmetternde Beredsamkeit, auch mit zermalmendem Witz gegen die Persönlichkeit seiner Gegner. Daß damals alle Hoffnung auf Ordnung und Selbständigkeit der Kirche unterging, hat als herber Schmerz auf seinem Leben gelegen.

*) Bei der Benutzung der aus dem Nachlaß herausgegebenen Vorlesungen wird übrigens der Leser gut tun, das „Kompendium" mit seiner Akribie im einzelnen und mit seiner Symmetrie des Ganzen stets daneben zu halten. Im mündlichen Vortrag ist — was ja gerade die gleichzeitige Benutzung des in den Händen der Hörer befindlichen Buches ermöglichte — manches nur kurz angedeutet, anderes in angenehmer Plauderei breit ausgeholt. Schlimmer sind jedoch die zu fatalen Ungenauigkeiten gewordenen Druckfehler. So hören wir mehrfach von dem Edikt von Nimes statt von demjenigen von Nantes (III S. 55). Aus dem Stifter der Michelianer, Michael Hahn, sind die beiden Bauern Hahn und Michel geworden (S. 419), während auf derselben Seite König Friedrich von Württemberg zu König Johann (von Sachsen) geworden ist, und die beiden Brüder Friedrich und Eduard Langhans, die beide gleich markante Persönlichkeiten waren, und von welchen der eine die Missionskontroverse, der andere den Seminarstreit veranlaßte, in eine Person verschmolzen sind. Der Missionsstreit wird nämlich S. 727 ausdrücklich auf den „Lehrer an der Seminarschule" zurückgeführt, der mit jenem nichts zu tun hatte, dagegen die noch heftigere Kontroverse über das Seminar veranlaßte. Übel wirkt es auch, wenn in der Geschichte des Parlaments von 1848 der Reichsregent Karl Vogt zweimal (S. 467) zu Voigt geworden ist. Ebenso sollte in einem in erster Reihe für Theologen bestimmten Werke der einflußreiche Erlanger Krafft nicht in einen Kraft (S. 415) verwandelt sein.

Digitized by Google

Was Schleiermacher nicht mehr zu tun vermochte, ist dann Hases Lebensaufgabe geworden. Von früh an hat er die von Schleiermacher vergebens bekämpfte Reaktion gegen die Grundlage des Protestantismus in ihrer tiefsten Wurzel anzugreifen verstanden.

Nur Hase hat Definitionen zu schmieden verstanden wie im Schlußsatz des § 294 über „die Frömmigkeit in ihrer teilweisen Verzichtung auf den eignen freien Gedanken", und wieder zu Beginn des § 295 von den „neuen Überchristen, zwar fremd der höheren Bildung dieser Zeit und doch berechtigt in ihr, als Ultras der neuen Vertiefung in den religiösen Inhalt der kirchlichen Dogmen und in das Gemeingefühl des kirchlichen Lebens". Gleich Rothe hat auch er ferner den Rückzug der nationalen religiösen Erweckung in die Konventikel des Pietismus gekennzeichnet: „Das deutsche Volk, mitten in seiner politischen Entwicklung gewaltsam aufgehalten, wurde wieder geneigt zu religiöser Schwärmerei." Mit besonderer Meisterschaft aber malt er den Hintergrund des erneuten Pietismus in der Begünstigung durch die politische Restauration (S. 399):

Diese Art der Frömmigkeit fand politische Begünstigung in verschiedenen deutschen Staaten. Das Altertümliche, Patriarchalische, Konservative zog sich gegenseitig an in Staat wie in Kirche, bald in aufrichtiger Sympathie, bald als politisches Mittel, oft nicht unterscheidbar, leicht unbewußt. Wenn die Aristokratie, vor der französischen Revolution ein Träger des Unglaubens und der sittlichen Frivolität, nun vorzugsweise die Fahne dieser Frömmigkeit erhob, so mußte man wohl an Absicht denken, als dieselbe Aristokratie nicht minder eifrig für die Privilegien des Rittertums schwärmte und dabei manchen Erfolg erarbeitete. Auch das Konservative war zweideutig, da man zurückgriff zwar nach dem religiösen Glauben der Ahnen, aber indem man sich von der Überzeugung der Väter und Großväter lossagte. Wer auf die Geistesfreiheit in seinem innersten Heiligtum, in der Religion verzichtet, der ist am willigsten auch im Staat.

Notieren wir daneben noch ein paar der dieser allgemeinen Charakteristik sich anschmiegenden Sentenzen: „Eine Religion, welche widerstandslos Duldung auch des Unerträglichsten und Ungerechtesten fordert, empfahl sich den Staatsmännern der Metternichschen Schule als sehr bequem." „Es ist immer eine Gefahr für die Frömmigkeit, wo mit ihren Erweisungen die Aussicht auf politische Förderung und äußere Güter verknüpft ist." Dem folgen bezeichnende Aussprüche des großen Philologen Wolff, Alexander von Humboldts und das bittere Wort Dahlmanns über die Frömmigkeit als „Nahrungszweig".

Hase hat die von uns unterschiedenen Perioden vor und nach Strauß in eins zusammengefaßt, dagegen andererseits die Charakteristik der „Auswüchse" des Pietismus von den (zum Teil schon früher sich abspielenden) „Lokalstreitigkeiten" unterschieden. So sind in dem ersteren Zusammenhang — nach einem feinsinnigen Charakterbild Gotthilf Heinrich v. Schuberts,

Digitized by Google

der ihm zum Typus der besten Seiten des mystischen Pietismus geworden ist — obenan (S. 419 ff.) die verschiedenen württembergischen Gemeinschaften (hinsichtlich deren wir übrigens nach wie vor das schöne Buch von Palmer als den zuverlässigsten Führer hochhalten) bis zur Begründung von Kornthal und dem deutschen Tempel gezeichnet. Daran reihte sich die Selbstkreuzigung der Margarethe Peter von Wildenspuch in der Schweiz (eine Kopie des in der ersten Wiedertäuferbewegung in St. Gallen verübten Brudermordes des Thomas Schucker).

Von dem schweizerischen Süden führt uns Hase dann sofort nach dem Norden zu dem Königsberger Muckerprozeß (S. 422—425), in Verbindung mit welchem auch das von den Schwärmern mißbrauchte theosophische System Schönherrs umschrieben wird. Die Verteidigungsschriften des Grafen Kanitz haben Hase so wenig wie mich von dem Ungrund der zur gerichtlichen Verurteilung von Ebel und Dieftel führenden Anklagen zu überzeugen vermocht. Daß sich daneben in Hepworth Dixons und Moritz Busch's „Seelenbräuten" das Wohlgefallen am Schmutz regte, scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Den Schluß der in § 395 verzeichneten Einzelfälle bildet die Erzählung der Stephanschen Auswanderung (S. 425 bis 429), in der auch Vehse zu seinem Rechte kommt. Der aus der Stephanschen Erregung entstammende Altenburger Kirchenstreit ist dagegen erst in den § 297 (S. 480 ff.) hineingestellt.

Die anderen „lokalen Glaubenshändel" gehören in ihrer ersten Hälfte noch in die vorstraußische Periode, sind überdies unsererseits schon in die Geschichte der Theologie verwoben: so der Harmssche Thesenstreit von 1817, die Hahnsche Disputation von 1827, die Hallische Denunziation von 1830. Aber es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß auch der Sachkenner noch manches lernen kann von einer Erzählung, die beispielsweise in den beiden letzten Fällen schon ein Mithandelnder gibt. In noch höherem Grade ist dasselbe von dem „hessischen Satyrspiele" zu sagen, in welchem Bickell (dessen Sohn den Weg nach Rom vollends bis zu Ende ging), Hassenpflug und Vilmar die Akteurs sind. In diesen tieftraurigen Dingen ist die zur Zeit wieder übliche Verherrlichung Vilmars (wie bei Ecke) doch nicht mehr am Platz. Auch Thikötter macht hier mit Recht Front gegen Ecke. Schieben wir daher noch einmal sein Votum hier ein:

Mit dem religiös-kirchlichen Aufschwung war ein Parteihader und ein Fanatismus verbunden, der nichts weniger zeigte als lebendiges Christentum, sondern Wirren und Spaltung hervorrief und weiten Kreisen das kirchliche Leben verleidete. Nirgends trat dies mehr heraus als in der kurhessischen Landeskirche, wo Vilmar unter Hassenpflugs Ägide alles aufbot, den reformierten Teil der Bevölkerung zum Neulutherтum zu bekehren, und wo Männer wie der treffliche Professor Heppe in Marburg ihm Widerstand leisteten. Vilmars Buch „Die Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik" versetzte die positiven Kreise Rheinlands in heftigen Un-

Digitized by Google

willen. Und das Zähnefletschen des Satan, das er buchstäblich gesehen haben wollte seine Bezeichnung der Kirche Calvins, der er selbst angehört hatte, als einer Stiftung des Teufels, als geheimsten tödlichen Giftes, als Samens des aufsteigenden Tieres, und die Bemerkung, der Melanchthonianismus sei um kein Haar besser, ließ an der Normalität seines Geisteslebens zweifeln. Das Eckesche Buch teilt über Vilmar nichts mit als den begeisterten Ausbruch des Lobes eines Parteigenossen, der in wahrhaft panegyrischem Tone redet. Eine Partei fazinieren und evangelisch-christliches Gesamtleben fördern ist doch wohl ein großer Unterschied.

Es ist ein durchweg übereinstimmendes Urteil, in welchem auch ich mich mit Hase und Thikötter begegne. Wenn der letztere in der Kontroverse mit Ecke nur den einen Fall spezieller heraushebt, so stellt deser Fall sich dagegen bei Hase auch weiter in Verband mit den gleichzeitig an den verschiedensten Orten auftauchenden ähnlichen Vorstößen. Sowohl in Hamburg wie in Bremen handelte es sich zunächst einfach um Angriffe junger Eiferer gegen die in Segen arbeitenden pflichttreuen Amtsbrüder, deren dogmatische Formulierung nur aus einer älteren Schule stammte, gerade wie nachmals die Ausdrucksweise der damals Jungen von einem noch jüngeren Geschlecht mit Naserümpfen begrüßt wurde. Aber es ist beide Male eine ansehnliche Literatur entstanden, die in Rheinwalds und Reuters Repertorium vollständig verzeichnet und verwertet ist.*) Hase seinerseits erzählt einfach den Tatbestand ohne Literaturangaben, hat daneben überdies den erst nach der Revolution entbrannten Dulonschen Streit mit den früheren Vorkommnissen in Verbindung gebracht. Auch von den Hansestädten hat er ja in allen diesen Fällen noch mancherlei zu berichten, was nicht in Büchern gedruckt war. Mehr noch trifft dies jedoch bei dem an den Schluß gestellten Streit zu, den der Magdeburger Sintenis aus Anlaß eines ausgestellten Bildes hervorrief, indem er die „Anbetung Christi" als unbiblisch verwarf.

Der Sintenissche Streit unterscheidet sich von allen bisher erzählten dadurch, daß die Provokation hier nicht von der jungen rechtgläubigen, sondern von der altrationalistischen Schule ausging. Um so wehmütiger berühren in Hases Erzählung die eigenen Erinnerungen an den Lebensausgang des einst so gefeierten Bischofs Dräseke. Er ist das Opfer seiner Nachgiebigkeit gegen die zur Herrschaft gelangende neue Orthodoxie geworden.

Es ist übrigens nicht nur der Sintenissche Streit, in welchem die bis dahin herrschende Richtung der neubegünstigten Tendenz gegenüber es vorzog, ihrerseits die Offensive zu ergreifen. Als wir der Beziehungen zwischen Strauß und Vischer gedachten, ist bereits der den Reigen führenden Antritts-

*) Wir verweisen beispielsweise auf die Jahrgänge 1839 (S. 236 ff.), 1841 (S. 136 ff.), 1843 (S. 97 ff.). Vgl. dazu die Erzählung des Schwelmer Pfarrwahlkampfes von 1835 bei Tischhauser S. 480 ff.

Digitized by Google

rede Vischers vom November 1844 Erwähnung geschehen. Ihm sind zumal im Kampf gegen Hengstenberg auch andere damals hochangesehene Theologen, die sonst nicht in Strauß' Fußtapfen gingen, zur Seite getreten. Noch andere waren ihm schon vorhergegangen. So der Gothaer Bretschneider mit der „Grundlage des evangelischen Pietismus" und die Breslauer v. Cölln (in seinen „Historischen Beiträgen") und D. Schulz (in der bereits benutzten Schrift über „das Wesen und Treiben der evangelischen Kirchenzeitung"). Aber für das heutige Geschlecht hat es einen noch ungleich höheren Wert, unseren Meister Hase von dem erzählen zu hören, wovon er mit Fug und Recht sagen dürfte: quorum pars magna fui.

Kehren wir daher noch einmal zu dem Anfang des § 295 zurück! Denn es ist schon hier, wo wir einem Ausschnitt aus dem Selbsterlebten begegnen: eben seit der Begründung des Hengstenbergschen „Obertribunals" über die Gläubigkeit. So heißt es gleich im Beginne: „Ich war einst verlegen um die genaue Bezeichnung jener Partei: für die Orthodoxie ist sie zu pietistisch, für den Pietismus zu orthodox". Dann werden, wie es sich ziemt, die verschiedenen Perioden in der Haltung des einflußreichen Organs und seines Führers, ähnlich wie bei D. Schulz, auseinandergehalten (S. 402):

Die Evangelische Kirchenzeitung war einst sehr scharf gegen die lutherische Orthodoxie. Wenn sie nun nachmals auf diese Orthodoxie selbst eingegangen ist, so möchte ich nicht sagen, daß Hengstenberg, durch äußere Verhältnisse bewogen, gegen seine Überzeugung nachgegeben habe: denn obwohl er es in bezug auf die Mittel nie allzu genau nahm, und es gern mit der Macht gehalten hat, so stand doch sein religiöser Zweck fest, auch gegen ungünstigen Wind und Wetter wie 1848 und dann wiederum 1859 und 1860. Aber er ist durch die Konsequenz der Sache und durch den Parteigeist fortgetrieben worden, und wie er von Haus reformiert, dann eifrig uniert, endlich lutherisch geworden ist, warnt er die Seinen vor Übertreibung und sucht sie zusammenzuhalten.

Daß Hase auch diesen lebenslänglichen Gegner aus dessen eigenem Ideal heraus zu verstehen gesucht hat, zeigen die Auszüge aus Hengstenbergs Warnung an die Seinigen in dem für ihn so bitteren Jahre 1858 und aus Ludwig v. Gerlachs Gnadauer Rede von 1857. Erst hieran schließt sich der prägnante Bericht über die in dem „Lehrbuch" niedergelegten eigenen Kämpfe (S. 403—4):

Ich darf doch nicht bergen, daß die Evangelische Kirchenzeitung sich gegen das Porträt von ihr und ihrer Partei, das ich in meinem Lehrbuch angedeutet habe, eifrig verwahrt hat. Bereits 1837 unter der Überschrift: „Verketzerungen des Rationalismus" erhob sie ihr Wehklagen, wie sie verketzert werde ... Wenn bei der Geschichte der Zeitgenossen der Geschichtschreiber leicht zu nah beteiligt ist, um vollkommen gerecht zu sein, so hat er auch den Vorteil sich verantworten zu können. Ich habe auf diese Art der Verantwortung doch nur antworten können bei den folgenden Auflagen durch

Digitized by Google

Wiederholung mit einigen unwesentlichen Veränderungen, soweit die Einwendung einen Inhalt hatte. Um zu beurteilen, wiefern meine Charakteristik treu und gerecht ist, ist auf die sehr abrupt hingeworfenen Einwendungen Hengstenbergs doch einzugehen, zumal das Gelegenheit gibt zur Entwicklung der betreffenden Tatsachen.

Die Auseinandersetzungen mit der immer mehr zur Oberherrschaft über die Kirche gelangenden Partei in den verschiedenen Auflagen des „Lehrbuchs" sind selbst ein Stück Geschichte geworden. Wir stellen daher wenigstens die von Hengstenberg als ein ihm widerfahrenes Unrecht bezeichneten Vorwürfe zusammen, wie Hase sie teils im Wortlaut aufrechterhalten, teils in der Form modifiziert, teils inhaltlich noch verschärft hat. Zunächst war es die Berufung auf Röhrs Predigerbibliothek und die Allgemeine (Darmstädter) Kirchenzeitung, wogegen der Herausgeber des Berliner Blattes Beschwerde erhob. Die Verteidigung des Kirchenhistorikers mit Bezug auf diese Berufung muß wörtlich angeführt werden:

Nach 100 oder 1000 Jahren wird man Gott danken für solche Zeugnisse mitten aus einer Zeit heraus, wenn man schon dann, wie jetzt, sie nicht ohne Kritik brauchen darf. Auch auf die Evangelische Kirchenzeitung darf man sich in diesem Sinn berufen, und ich habe es selbst getan, wenn auch grade sie durch künstliche Färbung die Tatsachen entstellt hat. Dennoch Hengstenberg hat die Heranziehung jener Zeitungen zu seiner Charakterisierung besonders übel genommen.

Daran reiht sich der Satz, daß „in seiner Partei sich echte Frömmigkeit finde in Luthers oder Speners Weise, nur ohne ihre Freimütigkeit". Hier hat die Antwort Hases darin bestanden, daß er die Parallele mit Luther und Spener weggelassen und an ihre Stelle Schubert gesetzt hat.

Der dritte Vorwurf (schon der ersten Auflage) war schlimmerer Art, „diese Frömmigkeit sei auch herabgesunken zu Hochmut, Geistesschwäche und Heuchelei, die Sprache der Frömmigkeit sei zum Deckmantel von Verbrechen geworden". Die zweite Auflage hatte noch beigefügt „oder bis zum Fanatismus, der das blutige Opfermesser schwingt". Es war in Anspielung auf einen Kindesmord in Erlangen am 24. Dezember 1835 geschehen. Hengstenberg wagte ein Mentiris dazu zu setzen. Da auch eine andere psychologische Erklärung möglich schien, hat Hase statt dieses Beispiels andere — leider mußten es noch bösere sein — gewählt. Ebenso verschärft er den Hinweis auf den „geistlichen Hochmut des allein rechten Glaubens und Seligwerdens gegenüber den vermeinten Weltkindern" durch die feine These: „Diese Frommen sahen den Himmel gern an für einen Hof und blickten mit Mitleid auf alle, welche nicht hoffähig sind wie sie."

In den Vorlesungen folgen dann noch weitere Beispiele von Heuchelei und Sittenlosigkeit, besonders in geschlechtlicher Beziehung, mit der gewichtigen Mahnung: „Doch liegt in einer Auffassung des Christentums, die einen besonderen Wert auf das stärkste Gefühl der Sündhaftigkeit legt, etwas Verführerisches." Und nach weiteren Beispielen besonders aus der

Digitized by Google

eigentümlichen Poesie jener Kreise der Satz: „Es ist zu fürchten, daß solches Christentum ein Ruhekissen der Sünde werde."

Auf einen Wortstreit schien es hinauszukommen, wenn Hase von „puritanischer Dummdreistigkeit, die sich zu Gericht setzte über das heitere Werk des Genius" sprach und Hengstenberg dies „Würde christlicher Gesinnung" nannte. Darob Hase einerseits: „Auch ich habe anerkannt, daß Schiller und Goethe zwar nicht feindselig, aber doch fremd zum Christentum gestanden haben. Es kommt nur darauf an, wie es gesagt und begründet wird." Dann aber — nach einer Reihe von Auszügen aus verschiedenen Jahrgängen — das ernste Wort: „Der Standpunkt der Partei ist nur möglich, wenn wir verzichten auf unsere bisherige Bildung, wenn unser Volk diejenigen, in denen es bisher seine geistige Herrlichkeit angeschaut, in denen es seine Einheit gefühlt hat, als Heiden und Phrasenmacher in den Winkel wirft". Dazu Berufung auf die Stellung Hengstenbergs und Kliefoths zum Schillerfest und seiner nationalen Bedeutung.

Schon seit der zweiten Auflage des Lehrbuchs trat überhaupt der Gegensatz gegen die antinationale Politik des Restaurationsorgans in den Vordergrund. Zunächst ausgehend von der These: „die pietistische Partei habe nicht nur für das unmittelbare göttliche Recht der Könige, sondern auch der Junker gestritten". Als Hengstenberg diese Definition angriff, hat Hase die Ausdrucksweise zusehends verschärft. Und die letzte Form der Vorlesungen erhebt sich hier zu ernster Bußmahnung:

Dennoch habe ich jenen Ausdruck geändert, um schärfer Hengstenbergs Politik zu bezeichnen. Sie hat sich angeschlossen an Hallers Restauration des Staatsrechts, wonach die Völker als Unmündige mit ihrem Untertanenverstand die Kinder, das Eigentum der fürstlichen Hausväter sind. Solche Politik muß ich pietistische Servilität nennen, die nicht einmal hervorgeht aus dem Prinzip der Partei, sondern nur ergriffen ist in der Absicht momentanen Vorteils. Wir sehen, wie in England und Amerika gerade von dieser Partei kühne Unternehmungen volkstümlicher Freiheit ausgegangen sind. Auch später in Deutschland gegenüber einer ungeneigten Saatsgewalt hat sie sich in voller Freiheit erhoben. Sie ist dann freilich rasch bei der Hand mit der Ausnahme: die Regierung sei wider Gott, d. h. eben wider unsre Partei. Dagegen unter dem vorletzten König von Preußen ist in Predigten nicht selten das Königtum verherrlicht worden wie ein Sakrament zu Gottes Stellvertretung, so daß, wo vom „Herrn" die Rede war, zweifelhaft sein konnte, ob gemeint sei der Herr in Himmelshöhn oder der in Potsdam. Es lag Dem eben offenbar zugrunde der Wunsch nach höherer Gunst, und solchen temporären Gründen ist sogar die Selbständigkeit der Kirche eine Zeitlang preisgegeben worden, weil damals mehr von den Fürsten als von den Völkern zu erwarten stand. Das ist naiv so ausgesprochen worden: der heilige Geist könne leichter das Herz eines Landesfürsten als die ganze Volksgemeinde regieren. In diesen Kreisen ist auch die Theorie der Legitimität von Gottes Gnaden ausgebildet worden statt des ursprünglichen schönen menschlichen Sinnes, daß die Könige nicht durch ihr Verdienst, aber auch nicht durch des Volkes Gnaden, sondern unter Gottes gnädigem Walten durch die Macht geschichtlicher Verhältnisse eingesetzt sind; und statt der ernsten Mahnung, wie

Digitized by Google

Christus sie ausgesprochen hat gegen Pilatus, ist das Fürstentum von Gottes Gnaden angesehen worden, als wenn Gott den Erbfürsten unmittelbar das Schwert vom Himmel herab in die Hand gelegt, so daß sie niemandem auf Erden verpflichtet, noch verantwortlich seien. Der innere Widerspruch dieser Gottesgnadenlehre tritt sogleich hervor gegenüber einer althergebrachten demokratischen Republik, wo das Volk selbst das Schwert in der Hand behalten hatte, oder wo durch eine Revolution ein neues Herrschergeschlecht auf den Thron gestiegen ist.

Es folgen dem noch weitere Daten aus der Polemik des „Volksblatts für Stadt und Land" gegen das neue napoleonische Kaiserreich und der der Evangelischen Kirchenzeitung gegen die schleswig-holsteinischen Geistlichen, sodann über den 1850 in Hessen entstandenen, aber auch nach Berlin verpflanzten „Treubund" und die sittliche Haltung mancher Führer derselben. Wir werden damit jedoch schon in die folgende Periode hineingeführt, und in ihr haben wir heute den großen Vorteil vor Hase voraus, daß Leopolds und Ludwigs von Gerlach Tagebücher den Standpunkt ihrer Verfasser schärfer kennzeichnen, als es jemals einer ihrer Gegner getan. So schließen wir denn Hases Auseinandersetzung mit dem Organ, in welchem Hengstenberg selber nur ein Werkzeug der „Kamarilla" gewesen ist, mit dem persönlichen Rückblick auf die von Auflage zu Auflage fortgeführte Kontroverse:

Die Evangelische Kirchenzeitung schloß ihre Klage wegen ungerechter Beurteilung damit, daß D. Hase in einer folgenden Ausgabe sein Urteil berichtigen werde. Tief durchdrungen von der strengen Pflicht des Geschichtschreibers für Wahrheit und Gerechtigkeit habe ich gezeigt, daß nur wenig zu berichtigen war, vielmehr sind die Jahre seitdem fruchtbar gewesen an Tatsachen zur Verschärfung des Urteils.

Daran aber reihen sich nun erst „neu hinzugekommen als charakteristisch": die Gefährdung der Wissenschaft der protestantischen Kirche Deutschlands durch die alleinige Geltung der Orthodoxie, die Hinneigung zum Katholizismus und die schon oben erwähnten bezeichnenden Einzelfälle. Was über „die Gefährdung der Wissenschaft" dargetan wird, hat abermals wieder seinen besonderen Wert mit Bezug auf die Zeit nach der Revolution. Dagegen haben die Stephansche Auswanderung und ihre Nachwirkung im Altenburger Konsistorialreskript schon für die vorrevolutionäre Entwicklung eine noch von wenigen geahnte Tragweite gewonnen.

Der daraus erwachsene Zersetzungsprozeß tritt überdies in eine lehrreiche Parallele mit dem neuen Aufbau, der in Amerika zur Missourisynode geführt hat. Dies der Grund, daß bereits die „Amerikanische Kirchengeschichte" (Handbuch IV S. 150—157) die beiden Bewegungen als ein überaus lehrreiches Kapitel der Konfessionsvergleichung nebeneinander gestellt hat. Auf der einen Seite unter schwärmerischer Form, aber auf echter Selbstverleugnung beruhend, die zu fruchtbarer Arbeit führende Abklärung, wie wir sie ähnlich auch bei den Templerkolonien Christoph

Digitized by Google

Hoffmanns beobachten konnten. Auf der andern Seite ein Vorspiel im kleinen von dem, was im großen seit 1840 in Preußen geschah.

Beginnt doch seit dem Rückschlag gegen die theologische Revolution die kirchliche Restauration überall mit der Wiederbelebung von Einrichtungen, welche durch eine ganze Reihe von Generationen hindurch völlig eingeschlafen waren. So hat schon dem Altenburger Reskript vom 13. November 1838 ein drei Jahre älteres Gesetz (vom 15. Juni 1835) zugrunde gelegen, welches die seit 1674 nicht mehr stattgehabten kirchlichen Generalvisitationen neu ins Leben rief. Aus der Visitation der Diözese Ronneburg ist das Reskript hervorgegangen. In der verschärften Reaktion der fünfziger und nochmals der achtziger Jahre haben dann die gleichen Visitationen in Preußen zahlreiche Erregungen der Gemüter hervorgerufen. Der angestrebte Zweck war ein wohltätiger und durfte sich auf die bei der Einführung der großen Reformation gemachten Erfahrungen stützen. Aber von oben herab der Gemeinde oktroyiert, und bald mit den echt hierarchisch ausgebauten Ephorenkonferenzen verbunden, haben diese Visitationen meist mehr Verbitterung als Vereinigung zur Folge gehabt. Wir werden dieser Erscheinung zumal in der „Ära Koegel“ wieder begegnen. In dem jetzigen Zusammenhang sei nur noch konstatiert, daß bereits die Zeit des Altenburger Reskripts und des für das kleinere Nachbargebiet die Parole ausgebenden Ministeriums Einsiedel im Königreich Sachsen die Stimmung der eifrigsten Kirchenfreunde in den Gemeinden mehr und mehr ins Gegenteil umschlagen sah. Gerade der einfache Mann aus dem Volke hörte mit einem Male das, was ihm die Kirche bis dahin als Halt im Leben und Sterben gepredigt, als Unglaube geschmäht, sah die von ihm als Männer von Überzeugung hochgehaltenen Pfarrer wohl oder übel den Ordres des neuen Kurses im Kirchenregiment sich anschließen. Wir denken dabei u. a. an das für seine Nachkommen vorbildliche Beispiel eines „Arbeiters“, dessen Bild im Arbeitskostüm den Ehrenplatz im Kabinett seiner Söhne — hochangesehener Fabrikanten — einnimmt. Letztere erlebten zuerst die eifrige Beteiligung des Vaters am kirchlichen Leben, dann die Abwendung davon. Aber sie hatten zugleich die tieferliegenden Ursachen erkannt, und sind, als wieder eine reinere Luft wehte, eifrige Mitarbeiter am kirchlichen Neubau geworden.

Wir betonen mit Absicht die weniger reine Luft, aus der auch die kirchliche Reaktion ihren Nährstoff entnahm. Denn man vergesse nicht, daß der kirchliche Vorgang in Altenburg derselben Zeit entstammt, wie der politische Staatsstreich des vorhergehenden Jahres 1837 in Hannover. In zürnenden Worten hat Treitschke darüber geklagt, daß die „Göttinger Sieben“ von theologischer Seite im Stiche gelassen wurden, daß in der Kirche kein prophetisches Zeugnis mehr laut wurde. Was unter Ernst

Digitized by Google

August begonnen hatte, ist dann unter dem blinden Georg I. zu einer Verquickung politischer und religiöser Reaktion gediehen, die selbst in den letzten bösen Jahren Friedrich Wilhelms IV. ihresgleichen nicht hatte. Wir werden in der folgenden Periode näher darauf zurückkommen müssen. In den jetzigen Zusammenhang stellt sich dagegen noch die Verbindung der ersten kleinstaatlichen Reaktionsversuche mit dem Thronwechsel von 1840 in Preußen.

Eine eingehendere Charakteristik der Anfänge Friedrich Wilhelms IV. ist an dieser Stelle nicht vonnöten, da bereits § 21 der „Geschichte der Theologie" auf Grund der Einblicke, welche der Bunsensche Nachlaß gewährte, „die Romantik auf dem Throne und den Kampf des Staates gegen die Aufklärung" möglichst allseitig gezeichnet hat. Dagegen muß hier die kürzere Skizze über das Wechselverhältnis der außerpreußischen und der preußischen Entwicklung nachgeholt werden, mit welcher der § 44 der ersten Auflagen geschlossen hat:

Alle diese größeren und kleineren Bewegungen hätten aber trotz aller Aufregung, die sie verursachten, schwerlich eine so nachhaltige Folge gehabt, wenn nicht in dem größten protestantischen Staate, dem gern oder ungern die anderen schließlich nachfolgen mußten, der Thronwechsel von 1840 einen so bedeutenden Umschwung in den Regierungsmaximen nach sich gezogen hätte. In Friedrich Wilhem IV. hatte einer der edelsten, wohlwollendsten, geistig bedeutendsten Monarchen den Thron bestiegen, und nicht ohne Grund wurden aller Orten die größten Erwartungen auf ihn gesetzt. Aber was seiner Regierung in politischer Beziehung so verhängnisvoll wurde, daß er, seiner in der Restaurationszeit aufgenommenen romantisch-mittelalterlichen Ideale wegen, den Bedürfnissen der Neuzeit nicht entgegenzukommen vermochte, das war auf dem Gebiete, dem seine persönliche Vorliebe angehörte, dem kirchlichen, noch um vieles mehr der Fall. Wie der Minister von Rochow schon bei Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelms III. die Pläne des Kronprinzen in Beziehung auf die Kirchensachen fürchtete, so charakterisierte ihn Humboldt bald nach der Thronbesteigung dahin, „das Irdische" bekümmere ihn wenig; ob Louis Philipps Tod eine Krise herbeiführen werde, was bei Metternichs Ableben eintreten könne, wie sich Rußland zu Preußen stelle, das alles lasse ihn gleichgültig gegenüber seinen kirchlichen Phantasien über Gottesdienst, Kirchenbauten und Mission; wahrhaft geistreich, wahrhaft liebenswürdig, vom besten Willen und von der edelsten Gesinnung beseelt, denke er doch an nichts so sehr als neue Projekte in betreff der Juden, der Sonntagsfeier, der englischen Bischofsweihe, der neuen Ordenseinrichtungen.

Wie richtig diese Schilderung war, bewiesen gleich die ersten Schritte des neuen Monarchen; fast alle bezogen sie sich auf kirchliche Dinge, und fast immer in einem mehr der Vergangenheit als der Zukunft zugewendeten Sinn. Wie er selbst früher die Veranlassung zu Drostes Ernennung zum Erzbischof gewesen war, so ließ er ihm jetzt die huldvolle Ehrenerklärung zuteil werden. Und die Begünstigung der Altlutheraner, die große dem Kölner Dom beigelegte Bedeutung, die Gründung des Bistums in Jerusalem, die pomphafte Berufung Schellings nach Berlin, um durch seine Offenbarungsphilosophie die ungläubige Hegelsche Richtung niederzuschlagen, — es waren sämtlich gleich mit dem Regierungsantritt in Angriff genommene Pläne. Ein Mann der

Digitized by Google

tiefsten, innerlichsten Frömmigkeit, sollte der König, gerade durch den Wert, den er bei anderen auf ihre „Frömmigkeit“ legte, die alte Erfahrung wieder bestätigen, daß die Kirche besser Bedrückung als Begünstigung seitens der Staatsgewalt ertragen könne. Und ganz in der neugläubigen Richtung herangewachsen — in seiner Bibliothek fehlte keines von den Hengstenbergschen Büchern —, mit einer an Jakob I. erinnernden theologischen Liebhaberei, suchte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die „ungläubige“ Richtung in der Theologie unschädlich für die Kirche zu machen.

So wird denn seit 1840 Berlin der Zentralpunkt, von dem die Hengstenbergschen Tendenzen in den Kirchenregimentern vorbereitet werden. Freilich ist noch ein großer Unterschied mit der Zeit nach 1848; jetzt handelt es sich doch immer nur um Versuche, sich die Alleinherrschaft in der Kirche zu erringen; durch 1848 wird diese Alleinherrschaft wirklich erreicht. Aber doch war schon die jüngere Generation des Klerus der begünstigten Moderichtung gewonnen; jugendliche Heißsporne erklärten aller Orten von der Kanzel herab die ganze religiöse Anschauung ihrer Gemeinden für heidnischen Unglauben und die ehrenwertesten älteren Amtsbrüder für unbekehrte Weltkinder. Alles was Vätern und Großvätern lieb und wert gewesen war, und woran sich Mütter und Großmütter erbaut hatten, wurde mit einem Schlage in den Abgrund der Hölle verflucht.

Die natürliche Folge dieser Herrschaft der jesuitischen Richtung im Protestantismus war selbstverständlich dieselbe wie im Katholizismus. Nicht nur gewannen die angefochtenen Grundsätze um so mehr Anklang in den Gemeinden, wie die erstaunliche Verbreitung von Büchern, wie der Zschokkeschen Stunden der Andacht und der Dinterschen Schullehrerbibel bewiesen; sondern es wurde nun auch die angefeindete Richtung in derselben Weise ins Extrem getrieben. Und kaum, daß sich die Bedeutung des Thronwechsels für die Kirche herausgestellt hatte, mußte sich auch diese unvermeidliche Konsequenz einstellen.

---

§ 18.

Die protestantischen Freunde und die Anfänge der freien Gemeinden.

Es ist eine ernste und traurige Aufgabe, den verschiedenen Stadien der „Selbstauflösung“ nachzugehen, die Edmund Jörg schon am Abschluß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Signatur des deutschen Protestantismus nachweisen zu können glaubte. Daß er über den äußeren Symptomen dieses, was die kirchliche Seite des Protestantimus betraf, unleugbaren Prozesses die Keime eines neuen inneren Lebens nicht aufsprießen sah, hat er mit allen jesuitisch geschulten Polemikern gemein. Wir werden uns durch ihn und seine zahlreichen Nachbeter von Janssen bis Kolb nicht daran irre machen lassen, das, was ihrem Hohlspiegelbilde

Digitized by Google

tatsächlich zugrunde liegt, selber herauszukehren. Haben wir doch allen unseren „Schulen" bis auf die jüngsten herab gleich sehr ihren Teil an der Gesamtschuld vorzuführen.

Es ist die gleiche Ausschließlichkeit, mit welcher die Vertreter des „gesunden Menschenverstandes" genau ebenso wie die der „Bibelgläubigkeit" und der „Bekenntnistreue" ihrer Anschauung das alleinige Recht imputierten. In späterer Zeit werden wir bei der „Illiberalität der modernen Geschäftstheologie" die gleiche Erbsünde betonen müssen. Gerade um dieser viel ernsteren Aufgabe willen, die uns nachmals gestellt sein wird, gewährt es jedoch dem Verfasser zugleich eine Art von Genugtuung, wenn seine schon im Jahre 1867 befolgte Methode, durchweg mit gleichem Maße zu messen, es ihm heute gestattet, nicht bloß überall an die alte Darstellung anzuknüpfen, sondern sie auch einmal vollständig beizubehalten. Der frühere § 45 ist daher im Nachfolgenden vollinhaltlich wiedergegeben:

Wenige Ereignisse der neuesten Geschichte sind in ihrem Verlauf so bekannt und und doch in ihrem Ursprung so unbekannt, wie die Bewegung der protestantischen Freunde; denn beinahe überall faßt man nur das Auftreten der einen Partei ins Auge, ohne den Zusammenhang mit dem Verfahren der Gegenpartei in Anschlag zu bringen. Daher denn in theologischen Kreisen eine maßlose Verachtung und Geringschätzung dieser Bewegung, deren eigene Schwächen freilich deutlich genug auf der Hand liegen; blickt man dagegen in Konversationslexika wie „Unsere Zeit" u. dgl., so sehen wir hier Helden des Lichts und der Freiheit gefeiert, die wir in Wirklichkeit vergebens suchen. Hört man indessen prüfend und vergleichend beide Parteien, so hat man einen so lebhaften Eindruck wie bei wenig anderen Ereignissen, daß beiderseits Wahres und Falsches durcheinander geht, und daß besonders die Schattenseiten sich gegenseitig bedingen. Es wird daher, bevor wir den historischen Verlauf uns vergegenwärtigen, nötig sein, die miteinander kämpfenden Anschauungen in ihren Vertretern etwas näher zu charakterisieren.

Es ist der eigentliche alte Rationalismus, der uns in den protestantischen Freunden entgegentritt, mit all seiner nüchternen verstandesgemäßen prosaischen Art, noch verstärkt durch den spezifisch sächsischen Zug in den Bewohnern der norddeutschen Ebene, zumal die Strecke an der Eisenbahn entlang von Halberstadt nach Magdeburg, Köthen, Halle und Leipzig. Keinerlei neue Ideen sind es, die wir finden; es sind die alten Tendenzen des Katheder-Rationalismus, der aber nunmehr in die Gemeinde hinabgestiegen und durch die beginnende Reaktion nur noch verstärkt ist. Ebenso steht kein einziger irgendwie durch Geist und Wissenschaft hervorragender Mann an der Spitze; es spricht sich vielmehr gerade das in der Bewegung aus, was in der großen Masse gährt und in ihr lebendig ist. Der höchste Ehrgeiz, dem Uhlich selbst nachstrebt, ist, daß sein Streben „eine naturwüchsige Pflanze der gegenwärtigen Zeit" sei.*) — Und ebenso sagt er von seinem „Sonntagsblatt", es glänze nicht durch Gelehrsamkeit oder Scharfsinn, es reize nicht durch Parteiübertreibung, aber was es enthalte, das lebe in vielen Tausend Zeitgenossen, und dabei könne es jedermann verstehen. — Nehmen

*) Vgl. Kurzer Abriß der Vernunftreligion. Separatabdruck aus Uhlichs Sonntagsblatt, 1858, Nr. 11, S. 4.

Digitized by Google

wir noch die Charakteristik, die er von sich selbst gibt, so ist uns sofort der ganze Mann deutlich: „Seit 1824 protestantischer Prediger, lebte ich lange Zeit die glückliche Idylle des Landpfarrertums, indem ich in meinen Gemeinden den Geist des Christentums, der mir der Hauptsache nach mit den Grundsätzen der heutigen Vernunft ein und dasselbe war, zu pflanzen und zu pflegen suchte." *)

Was nun Uhlich und seine Geistesverwandten unter dem „Geist des Christentums" verstehen, sollen sie uns wieder selbst sagen. Der Pfarrer König von Anderbeck, neben Uhlich einer der bedeutendsten literarischen Vorfechter der protestantischen Freunde, will von Dogmatik nichts wissen, findet dagegen in der „einfachen, verständlichen, gemütlich wirksamen" Lehre Jesu das Echo seiner eigenen Vernunft; in Beziehung auf die Bibel aber äußert er sich:**) „Die Bibel hat an sich Wert; aber den wahren Wert erhält sie erst durch den vernünftigen Gebrauch, welchen der Mensch von ihr macht. Ohne vernünftige Menschen wäre die Bibel unnütz. Gebt die Bibel dem Kinde und ihr bewirkt nichts damit. Je vernünftiger der Mensch ist, je höher wird er sie schätzen als eine unversiegbare Quelle des Lichtes, der Kraft und des Trostes."

Wir verbinden damit noch ein Wort von Uhlich in seinen „Bekenntnissen",***) wo er als das Hauptbedürfnis der Religion die Gemeinschaft mit der Person Jesu bezeichnet und dann die Frage, was er denn selbst von Jesu halte, dahin beantwortet: „Ich sehe zwei Seiten an ihm. Die eine ist mir zugewendet, die ist mir klar, Jesus ist mein Heiland, bei niemand finde ich auf meine wichtigsten Fragen eine so genügende Antwort; für mein Leben eine so treffliche Leitung, sowohl durch seine Lehre als durch sein eigenes Leben; für mein Gemüt eine so durchdringende Befriedigung und zugleich einen so würdigen Gegenstand meiner innigsten Verehrung und Liebe als bei Jesu. Dies ist die eine Seite. Die andere ist von mir ab und Gott zugewandt, mit welchem Jesus in einer innigeren Verbindung steht als ich und alle die ich kenne. An dieser andern Seite ist mir manches rätselhaft. Es fehlt mir daher die Antwort auf die Frage, was Jesus eigentlich ist; nur was ich an ihm habe, das weiß ich und freue mich dessen: meinen Heiland."

Eine ähnlich einfache und nüchterne Erklärung endlich war schon früher in den „Blättern für christliche Erbauung" vom heiligen Geiste gegeben. „Der heilige Geist ist in mir; ich bin im Christentum erzogen und unterrichtet und lebe mitten im Christentum; das alles läßt eine Spur in meiner Seele zurück; jede Stunde in der Kirche hat mir Christliches zugeführt — das ist der heilige Geist." Und einen noch lehrhafteren Eindruck ungeschminkter Frömmigkeit, zugleich aber eines großen Mangels an wissenschaftlicher Klarheit und Schärfe hat man, wenn man in Rupps oder Baltzers Schriften hineinschaut. Es fehlt ihnen weniger an Glauben wie an Wissenschaft, und ihre liebenswürdige, aufopferungsfähige, edle Gesinnung läßt sie zugleich andere ebenso beurteilen und macht sie blind dafür, daß die ihnen folgenden zum großen Teile ganz andere Beweggründe haben. Es ist der alte Rousseauische Irrtum, den auch diese Männer büßen müssen. Sie gehen voran in der Bewegung; aber bald schließen sich andere an, von denen sie selber zurückgedrängt werden; der junghegelsche Fanatismus und der politische Radikalismus wissen den vertrauensseligen Liberalismus beiseite zu schieben. Um so mehr muß man sich jedoch davor hüten, die verschiedenen Seiten,

*) A. a. O., S. 3.

**) Vgl. der rechte Standpunkt: Ein ruhiges Wort in Sachen der protestantischen Freunde, usw.

***) Bekenntnisse von Uhlich. Mit Beziehung auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Angriffe, S. 32.

Digitized by Google

die in dieser Bewegung durcheinandergehen, zu konfundieren. Denn über den ersten Urheber der lichtfreundlichen Tendenz urteilt selbst ein Mann wie Lippold (der in der ganzen Tendenz ein Geschwür sieht, das sich öffne, um die Kirche der bösen Säfte zu entledigen, und nur darüber Bedenken hat, welche verborgenen Kräfte der Satan noch in Bereitschaft haben möge, um seiner Sache zu Hilfe zu kommen): Uhlich sei durch ernste Frömmigkeit und eifriges treues Wirken in der Gemeinde, sowie durch sein schlichtes Äußere und eine gewisse Wärme der Gesinnung unter älteren und leichtfertigeren Umgebungen nicht selten in den Geruch des Pietismus gekommen, und habe sich durch unerschütterlichen Gleichmut, Redlichkeit, Uneigennützigkeit und liebreiche Freundlichkeit überall Achtung erworben.*) Das Geheimnis seines Erfolges aber findet Erbkam darin, Uhlich sei durchaus ein Mann des Volkes gewesen, immer plan und faßlich, nicht zu hoch und nicht zu tief, immer den Ton der Leute treffend, und ausdrücken, was alle denken; man könne seine Urteile als das in den Funktionen des Einzelbewußtseins auftretende Gattungsbewußtsein bezeichnen.

Nachdem wir uns so mit der Geistesart der einen Partei vertraut gemacht, erübrigt uns, um die Ursachen der Bewegung recht zu verstehen, auch ein Einblick in das Tun und Treiben der anderen, die sich nicht minder durch ihre literarischen Produkte selbst charakterisiert hat. Leider ist es nun ein sehr unerfreulicher Eindruck, den wir hier empfangen. In dem lieblosen Zelotismus, der nur verzehrenden Eifer kennt, und auch so gar kein offenes Auge für die Beurteilung Andersdenkender hat, tritt uns eine der Hauptursachen der ganzen Bewegung entgegen. Ein so extremer Fanatismus, der sich dabei von oben begünstigt wußte und direkt darauf ausging, die Andersgesinnten durch äußere Gewalt zu unterdrücken, mußte wohl „die Milch der frommen Denkungsart," wie sie in Uhlichs erstem Auftreten fließt, in das „gährende Drachengift" des maßlosen Radikalismus verwandeln. Schon die Titel der Schriften, die von dem Hengstenbergischen „Glauben" getragen sind, machen durch ihre witzig sein sollenden Schmähungen und marktschreierischen Harlequinaden einen bei einer religiösen Kontroverse doppelt widerlichen Eindruck. So finden wir unter den gegen Königs „ruhiges Wort" herausgegebenen Broschüren u. a. zwei von einem Pastor Müller in Irxleben, von denen die eine betitelt ist: „Der Anti-König oder Feuer! Feuer! zwischen der Vernunft und der Offenbarung. Eine geistliche Medizin wider den Vernunftkoller. Erste Dosis." Und die zweite: „Saulus schnaubt noch, oder: Er setzt seinen rechten Standpunkt fort. Eine geistliche Medizin usw. Zweite Dosis." Ein anderer Glaubenshelb, Pistorius, schreibt ein „wissenschaftliches Armutszeugnis des unlutherischen Pastors König, ausgefertigt von ihm selbst, gründlich und mit einigem Humor bestätigt". Und in ähnlicher Weise kennzeichnen die meisten dieser Broschüren ihren Geist schon durch die Aufschrift.

Nimmt man sich aber erst die Mühe, ihren Inhalt durchzulesen, so wird der Eindruck noch bedeutend verstärkt, daß eine solche Vertretung des „Glaubens" zu allem anderen eher imstande sein mußte, als zur „Bekehrung" der „Ungläubigen." Da wird z. B. in einer Eberhardtschen Broschüre: „Der exorbitante Rationalismus, oder die falschen Propheten des 19. Jahrhunderts" der Standpunkt der Gegner dahin charakterisiert (S. 8): „Die alte Glaubenstreue an Gott und dem Evangelium ist gewichen;

*) Vgl. Lippolds chronistische Darstellung der einzelnen Ereignisse in Reuters Repertorium, 1845, Band 49, S. 90—96, 179—192; Band 50, S. 188—191; sowie auch die Besprechung der pro und kontra erschienenen Broschüren, Band 50, S. 251 bis 266 (von Frantz) und Band 51, S. 255—273 (von Erbkam).

Digitized by Google

ein freches ruhmrediges Weib, Vernunft genannt, wußte sie durch ihre süßen Schmeicheleien zu überlisten und allmählich zu verdrängen, und setzte an ihre Stelle ihre liebste Freundin und treueste Verbündete, die Sophistik, die wie ein feiner Staubregen, sobald es nötig, die weithin ausgestreute und schon reichlich aufgegangene Saat zu befruchten und zur Reife zu bringen eilt." Ebenso deutlich zeichnet der Pastor von Irxleben seinen eigenen Standpunkt in der „Antwort auf die fünf Wislicenius'schen Fragen" (über das Stillstehen der Sonne, den Esel Bileams, den Befehl Gottes an die Juden die Ägypter zu betrügen, den Stern der Weisen und den Stater im Fischmaul): „Dies ist die Wahrheit, daß niemand behaupten kann, die Heilige Schrift sei ihm wirklich Norm oder Richtschnur seines Glaubens und Lebens, wenn er nicht Alles glauben will, was in den zur heiligen Schrift gehörigen Büchern geschrieben steht." Das „Alles" ist dabei mit besonders fetter Schrift gedruckt (S. 7). Bald darauf heißt es (S. 13, 14): „Mit voller Überzeugung stimme ich dem Herrn Wislicenius bei, wenn er von dem Ja oder Nein auf diese Fragen die göttliche Autorität der Schrift abhängig macht. Denn er hat wirklich lauter Dinge namhaft gemacht, auf die man mit Fug und Recht das Wort anwenden kann: Lügt die Schrift in solchem Fall, so lügt sie wahrlich überall... Wie richtig dies ist, sieht man ganz deutlich auch daraus, daß diejenigen, welche jene Taten Gottes und damit die göttliche Autorität der Schrift erst nicht mehr glauben, auch dasjenige, wodurch unsere Erlösung vollbracht ist, als z. E. die Menschwerdung des ewigen und eingeborenen Sohnes Gottes, seinen Versöhnungstod usw. gleich mit über Bord zu werfen pflegen." In einer Beilage zu dieser Entgegnung an Wislicenus werden dann noch Nagel und Uhlich ebenfalls „abgetan", ersterer unter dem witzigen Motto: Den Nagel auf den Kopf (S. 46), letzterer (S. 51) mit Hohn darüber, daß er auf den Titel seiner Schrift nur seinen Namen gesetzt ohne nähere Standesbezeichnung, und mit der Ankündigung, beweisen zu wollen, „daß Uhlich in seinem ganzen Leben noch nie etwas mit seiner Vernunft geprüft habe."

Es haben denn auch derartige Leistungen, die an Schärfe und Konsequenz dem Gegner allerdings überlegen sind, Frömmigkeit und Liebe aber vergebens suchen lassen, selbst auf Gesinnungsverwandte einen widerlichen Eindruck gemacht. So tadelt Erbkam den bittern und höhnischen Ton fast in allen „gläubigen" Schriften, so sehr er auch ihre Sache zu der seinigen macht. Und ebenso sagt Frantz bei der Charakteristik einer Schrift Schettlers (Königs unruhiges Wort und unrechter Standpunkt beleuchtet): „So entschieden wir uns gegen König ausgesprochen, so können wir doch von dieser Entgegnung nur wenig Lobens machen." Den Herrn Pastor Müller aber hatte schon Lisco bei Gelegenheit seiner früheren Broschüre „Der Anti-Bretschneider, ein apostolisch-freimütiges Zeugnis" dahin charakterisiert: „Ein Zeugnis ist dies Büchlein — von dem gewaltigen Selbstgefühl des Verfassers; ein freimütiges — denn allerdings gehört eine gewisse Art von Mut dazu, sich scheltend, schimpfend, verdammend in seiner ganzen sittlichen Unschönheit dem theologischen Publikum vorzustellen; auch ein apostolisches — wenn ein Buch durch reichliche Bibelzitate sich dieses Prädikat erwerben kann, während ihm der Geist des Friedens, der Liebe, der Versöhnung abgeht, den die Apostel auch im heftigsten Streite bewahren." Wie traurige Folgen aber erst gar eine solche Identifizierung des evangelischen Glaubens und Hengstenbergscher Apologetik für das große Ganze und vor allem in ihrer Einwirkung auf die Andersdenkenden haben mußte, darüber kann man in Kahnis' „Zeugnis" Belege genug finden.

So sind es denn ebenso wie bei der deutsch-katholischen Bewegung zwei gleich einseitige Tendenzen, die in Kampf miteinander geraten; die Extreme der Jesuitenpartei rufen in beiden Kirchen die des Radikalismus hervor. Und auch in dem wei-

Digitized by Google

teren Verlauf läßt sich diese Parallele bis ins kleinste verfolgen: in dem berauschenden Erfolg, den die Oppositionspartei bei der opinion publique erntete, in der damit gleichen Schritt haltenden Überstürzung der Negation, in der gewaltsamen Unterdrückung vor und dem gewaltigen Aufschwung nach der Märzrevolution, und in dem durch diese selbige Revolution schließlich hervorgerufenen unheilbaren Hinsiechen. Schon der Anfangspunkt aber ist sehr verwandter Art. Wie durch den scheinbaren Triumph der Trierer Ausstellung Ronges Brief hervorgerufen wurde und es sich nun sofort zeigte, daß er zahllose Gesinnungsgenossen habe, so forderte Uhlich, nach den mit dem Thronwechsel von 1840 sich mehrenden Übergriffen der „gläubigen" Partei und ihren triumphierenden Äußerungen über den nun bald ganz vernichteten Gegner, die gleichgesinnten Pfarrer zur Abwehr auf, um zu zeigen, „daß es mit dem Rationalismus nicht aus sei." Und in einer Beratung von sechzehn Männern am 29. Juni 1841 in Gnadau wurde das öffentliche Hervortreten in diesem Sinne beschlossen.

Die erste öffentliche Versammlung, im Herbst 1841 zu Halle gehalten, trug allerdings noch den Charakter einer größeren Pastoralkonferenz, faßte aber sofort den Beschluß, in Zukunft auch Laien mit zuzulassen. Die in der Gnadauer Vorbesprechung beschlossenen Punkte wurden hier näher ausgeführt, und gleichzeitig die Gründung eines gemeinsamen Organes unter dem Titel „Blätter für christliche Erbauung von protestantischen Freunden" beschlossen. — Die zweite Versammlung, Pfingsten 1842 in Leipzig gehalten, und schon über 200 Mitglieder, wovon drei Viertel Theologen waren, zählend, bestätigte die früheren Beschlüsse und adoptierte das geschaffene Organ, das nun sofort einen solchen Leserkreis fand, daß es bis zum September 2100, bis zum November 3000, und bis Pfingsten 1843 über 4000 Abonnenten hatte. In dem Inhalt waren alle streitigen Fragen möglichst abgewiesen; allgemeine Erbauung war der Hauptzweck. Das Blatt trug ganz den Stempel von Uhlichs Persönlichkeit, der noch in seinen „Bekenntnissen" erklärte, „er sei jetzt allerdings auf das Feld des Streites hinausgedrängt worden und müsse das Recht des Bauens überhaupt verteidigen; es sei aber kein erfreuliches Geschäft, dieses Sichten, dieses Rechten über Gegenstände, welche den Gemütern heilig seien; viel schöner sei es, im Frieden am Reiche Gottes zu arbeiten."

Von dieser zweiten Versammlung datiert überhaupt der größere Aufschwung der Sache, wie schon die dritte im Herbst 1842 in Köthen gehaltene Versammlung dokumentierte. Zu gleicher Zeit trat hier aber zum ersten Male eine radikale junghegelsche Fraktion auf, welche gegen alle sogenannte Halbheit (die sie Uhlich vorwarf) sich aussprach und entschiedenes freies Hervortreten auf ihre Fahne schrieb. Der Zahl nach waren ihre Anhänger gering; wie gewöhnlich aber überwog der Zelotismus der Radikalen die größere Zahl der liberalen Partei. Zwar wurde diesmal noch der ungestüme Eifer beschwichtigt, doch traten auch schon manche gemäßigtere Elemente zurück. Uhlich dagegen vertrat das Prinzip unbedingter Freiheit der verschiedenen Theorien und legte den Hauptnachdruck auf die praktische Wirksamkeit. Man beschloß denn auch in diesem Sinne die Errichtung von Gemeindebibliotheken, die Anbahnung von Abend- und Nachhilfestunden mit Jünglingen und Erwachsenen, und Einrichtung größerer Bürgerversammlungen, sowie rege Beteiligung am Gustav-Adolf-Verein.

Auf der vierten Versammlung in Köthen im Juni 1843 wurden außerdem aus dem Erlös der Erbauungsblätter Preise ausgesetzt für das beste erbauliche Gedicht und die beste Geschichte des Rationalismus; auch fanden der neue Ehegesetzentwurf und ein Konsistorialschreiben, das strengeres Festhalten am apostolischen Symbole vorschrieb, eingehende Besprechung. Auch die fünfte Versammlung im Herbst 1843 trug noch einen

Digitized by Google

ähnlichen Charakter. Von den beiden Hauptvorträgen bezeichnete der eine als die Kennzeichen des Christentums den Glauben an die bekannte rationalistische Dreiheit: Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Der andere handelte von den Mängeln des christlichen Lebens und erklärte, da der Geistliche keine Amtswürde mehr habe und nur so viel gelte als er wert sei, müsse er vor allem streben, persönlich recht viel wert zu sein.

Der Winter 1843—1844 machte die Angelegenheit der protestantischen Freunde noch mehr zu einer Sache der durch die jungorthodoxe Tendenz in ihren Gewissensrechten bedrängten Gemeinde. Besonders trug die feindliche Stellung vieler „gläubigen" Geistlichen dem Gustav-Adolf-Verein gegenüber dazu bei, die Vertreter dieser heiligsten Aufgabe des Protestantismus der Gemeinde lieb zu machen; auch der Leipziger Bekenntnisstreit, bei dem die ganze Stadt gegen die Veränderung des Rosenmüllerschen Glaubensbekenntnisses protestierte, hatte dieselbe Wirkung. Außerdem tat nun auch die literarische Besprechung in Zeitungen und Broschüren, in denen besonders Uhlich und König gegen Müller, Pistorius, Schettler, Besser ihre Sache verteidigten, das ihrige. Uhlich machte auch — ähnlich wie bald nachher Ronge — Rundreisen, auf denen er Vorträge hielt; so in Dessau, Braunschweig und Eisleben. Nicht minder schloß Breslau der Bewegung sich an, die hier der Senior Krause dem Diakonus Baron gegenüber vertrat. Und in Königsberg fanden ebenfalls die ersten Regungen zu demselben Zweck statt, wie überhaupt der gebildete Mittelstand in überwältigender Majorität sich den protestantischen Freunden gewogen erwies. Gleichzeitig begannen jedoch auch schon die ersten Denunziationen. Das Volksblatt für Stadt und Land brachte (1844 Nr. 21) einen von einem sogenannten Schulzen Gottlieb (wie sich später herausstellte, einem von seinem Pastor inspirierten Handwerker) unterzeichneten Bericht über einen Uhlichschen Vortrag, in welchem dessen Äußerungen so verdreht waren, daß er sich veranlaßt fand, auf der orthodoxen Gnadauer Konferenz im April und in dem Volksblatte selbst dagegen zu protestieren. Dieses hielt jedoch nicht nur die Verläumdung aufrecht, sondern wußte bald darauf (Nr. 71) sogar von einer betrunkenen Gustav-Adolf-Versammlung zu erzählen.

Bei solcher Sachlage kam es denn Mai 1844 zu der berühmten sechsten Hauptversammlung in Köthen, die von 600 Männern (worunter 130 Geistliche und ebensoviel Lehrer) besucht war. Zwar hielt auch hier noch Uhlich den ersten Vortrag über die Rechtfertigungslehre, und die Stimmung der Majorität entsprach seinen gemäßigteren Ansichten. Zugleich aber fand jetzt Wislicenus' berüchtigter Vortrag „Ob Schrift, ob Geist" statt, der mit dem protestantischen Schriftprinzip vollständig brach und die junghegelsche Phrase unbedingt auf den Thron setzte. Der gewöhnliche Unterschied zwischen Geist und Buchstaben, d. h. zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen an der Schrift wird von Wislicenus verworfen; denn die Verfasser der biblischen Bücher haben geradeso gedacht wie sie schreiben, und der Geist der Schrift ist von ihrem Buchstaben gar nicht zu trennen. An die Stelle der Schrift muß dagegen ein anderer Geist treten, nämlich „der in der Menschheit frei wehende heilige Geist, gezeugt aus dem ewigen göttlichen Wissen, nicht gebunden an ein äußerliches geschriebenes Gesetz, sondern alle Schrift erst aus sich selbst hervortreibend, als Antrieb, aber nicht als Fessel für weiteres Erkennen und Wissen."

Wislicenus' Vortrag war der Wendepunkt in der Bewegung. Schon gleich nach der Versammlung wurden allerhand ärgerliche Gerüchte auf den benachbarten Dörfern kolportiert, die Lippold nicht ohne Wohlgefallen daran mitteilt, obgleich er die Wahrheit nicht verbürgen kann. Und bald darauf erfolgte Guerickes Denunziation in Hengstenbergs Kirchenzeitung, die die Lichtfreunde überhaupt als Menschen charakterisierte, welche

Digitized by Google

sich vom Christentum völlig losgesagt hätten. Der Ton des Artikels war der Art, daß selbst Lippold, der den Schritt selber billigt, die Gehässigkeit in der Behandlung von Örtlichkeiten und Persönlichkeiten tadelte. Und ebenso spricht Frantz sich dahin aus, daß er die Art und Weise dieses Angriffes durchaus nicht billigen könne. Bald aber schlossen sich noch weitere Schritte ähnlicher Art daran an. In der orthodoxen Gnadauer Konferenz vom 6. Juni wurde, nachdem zuerst Guerickes Aufsatz vorgelesen war, das erbauliche Schauspiel aufgeführt, daß die ganze Versammlung auf Vorschlag des Präsidiums auf die Kniee fiel und um Bekehrung der irrenden Brüder und — Schutz der Kirche gegen sie betete. Das Konsistorium in Magdeburg leitete nicht nur eine Untersuchung gegen Wislicenus ein, sondern erließ auch ein Umlaufsschreiben an die Geistlichen, das vor weiterer Teilnahme an solchen Zusammenkünften warnte. Auch die Zeitungen wurden in den Streit jetzt direkter hereingezogen. Gegenüber Guerickes pharisäischem Bedauern „über das arme Köthen" erließen vierzig allgemein geachtete Köthener Bürger eine öffentliche Erklärung, und als Guericke darauf antwortete, ließen sie die Einladung an ihn ergehen, selbst nach Köthen zu kommen und die Wirkung ihrer Ansichten in ihrem Leben zu erproben. Wichtiger aber war die Art, wie die „Evangelische Kirchenzeitung" die Sache angriff. Zuerst brachte ihre Nr. 68 eine protestierende Erklärung von 16 Posener Geistlichen gegen die Irrlehren der protestantischen Freunde. Bald folgte eine zweite Kategorie von Erklärungen, die darin gipfelte, daß sich die Gegner von der Kirchengemeinschaft losgesagt hätten. Ja, in Nr. 73 erklärte sogar Herr Liebetrut, daß er seinerseits die Kirchengemeinschaft mit Wislicenus und den Gleichgesinnten aufhebe, und ihm folgten bald andere.

Es hatte diese Protestbewegung zunächst die Folge, daß den Erklärungen mit Gegenerklärungen und zwar den Hunderten mit Zehntausenden geantwortet wurde;*) daß die Bürgerversammlungen nur um so zahlreicher besucht wurden; daß alle praktischen Zwecke, an denen sich die protestantischen Freunde beteiligten, wie Mäßigkeitssache, Armenwesen und Gefangenenfrage, mit erneutem Eifer betrieben wurden, kurz, daß die ganze Sache um so populärer ward, und die Begeisterung des Volkes dafür zusehends wuchs. Die (siebente) Herbstversammlung in Köthen, auf der Bibel und Bekenntnis besprochen wurde, fand 800 Teilnehmer. Dabei trat man in Verbindung mit den jetzt auch aufkommenden Deutschkatholiken; die hallische Provinzialversammlung vom Februar 1845 erließ ein Sendschreiben mit 300 Unterschriften an die junge Gemeinschaft; bald darauf wurde den Abgeordneten derselben ein Festmahl veranstaltet; doch kam es vorerst noch zu keiner engeren Gemeinschaft. Endlich ließ Uhlich als Antwort auf die erfahrenen Angriffe seine „Bekenntnisse" erscheinen, die in kürzester Frist vier Auflagen erlebten, und deren besonnene und versöhnliche Haltung selbst von Erbkam gelobt wird.

Aber Hengstenbergs Ratschläge fanden an höchster Stelle eine nur zu verhängnisvolle Beachtung. Nachdem schon im Mai 1845 Wislicenus zu einem Kolloquium in Wittenberg vorgeladen war, wurden im Juli 1845 die Versammlungen der Lichtfreunde im Königreich Sachsen verboten; in Preußen wurde im August das Gesetz über politische Versammlungen auf sie angewandt, und ihren Anhängern unter Geistlichen und Lehrern mit Strafe gedroht. Vergebens wandten sich den fortdauernden Hetzereien in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung gegenüber die Magistrate von Berlin, Breslau und Königsberg unmittelbar an den König mit der Bitte, „die protestantische Lehrfreiheit, soweit sie nicht der öffentlichen Moral und Sicherheit des Staates entgegen

*) Vgl. über die Unterschriften der Breslauer Adresse Baurs Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, S. 455.

Digitized by Google

sei, gegen die Übergriffe einer Partei sicher zu stellen, in deren Sinne die kirchlichen Behörden dem religiösen Bewußtsein der großen gebildeten Mehrzahl des Volkes und der Sache der Union gar zu sehr entgegenträten." Der König nahm vielmehr diese Adressen äußerst ungnädig auf und sprach sich in seiner Antwort völlig in Hengstenbergs Sinne aus. Vergebens stellte auch Uhlich in einer Eingabe an das Konsistorium die Lage der rationalistischen Geistlichen vor, die nichts anderes lehrten, als was sie selbst bei ihren Lehrern gelernt hätten, und nun dafür verfolgt würden, und warnte zugleich davor, in den Gährungsprozeß der Kirche eigenmächtig einzugreifen, wodurch nur eine völlige Entfremdung der Gemeinde vom Christentum eintreten könne. Auch er wurde über seine Irrtümer nachdrücklich belehrt. Vergebens erließen endlich 88 Berliner Freunde und Schüler Schleiermachers, an der Spitze die Bischöfe Eylert und Dräseke, ihre würdige Erklärung vom 15. August 1845, worin sie „freie Entwicklung der Lehrformel von Christus aus zu Christus hin" verlangten, und den beiden Extremen gegenüber die heilsame Lösung des Kampfes davon abhängig machten, daß vermöge einer Kirchenverfassung eine lebendigere Teilnahme der Gemeinden am kirchlichen Leben ermöglicht werde. Es hieß in dieser Erklärung „es habe sich in der evangelischen Kirche eine Partei geltend gemacht, welche die dogmatische Fassung des Christentums in den Anfängen der Reformation zu einem neuen Papsttum mache, alle diejenigen, welche sich derselben nicht unterziehen wollten, für ungläubig und politisch verdächtig erkläre; es habe diese Partei sich zuerst zusammengetan und mit Verletzung der kirchlichen Ordnung, zur Gefährdung evangelischer Glaubens- und Gewissensfreiheit den Kirchenbann geübt und versucht mit der Zahl zu schlagen; ihnen gegenüber hätten sich die Gegner gleichfalls zusammengeschart, um die Zahl der Zahl entgegenzustellen, und dabei sei es zu den extremsten Gegenbekenntnissen gekommen und den fremdartigsten Elementen Raum und Gelegenheit zur Einmischung gegeben, so daß der Geist brüderlicher Verständigung mehr und mehr einem tumultuarischen Wesen Platz mache, und die Kirche in die Gefahr der Zersplitterung komme." In dem heißen Kampfe der Parteien wurde auf die Stimme der Versöhnung nicht gehört; die Unterzeichner der Erklärung wurden nur als Dämmerungsfreunde (im Unterschiede von den Dunkelmännern und Lichtfreunden) verspottet. Und wenn dieselbe auch so viel Aufsehen machte, daß in kurzer Zeit nicht weniger als 57 auf sie bezügliche Broschüren erschienen, so durfte doch Hengstenberg die Erregtheit der Schleiermacherianer (1845 Nr. 84) darauf zurückführen, daß sie in den kirchlich Gesinnten die Repräsentanten ihres eigenen Gewissens erblickten. Im Kirchenregimente aber schlug seine Anschauung durch, und wurde so aus der bisherigen Bewegung in der Kirche eine Bewegung gegen die Kirche gemacht. Aus den „protestantischen Freunden" wurden durch Suspension und Absetzung ihrer Pfarrer die „freien Gemeinden".

Wie nun bei der Rongeschen Bewegung das anderwärts von Czerski gegebene Beispiel das Vorbild der neuen Gemeindebildung abgab, so hat sich auch die erste freireligiöse Gemeinde nicht auf dem Schauplatz der ersten Bewegung, in Sachsen, sondern in Königsberg gebildet. Hier war im Dezember 1844 der Divisionsprediger Rupp (der schon früher wegen zweier Reden gegen den sogenannten „christlichen Staat" und über die zehn Gebote als göttliche Ratschläge Verweise vom Konsistorium erhalten hatte) dadurch in neuen Konflikt mit dem Konsistorium gekommen, daß er gegen die Verdammungsformeln des Athanasianums predigte, also allerdings gegen ganz unchristliche Grundsätze, doch aber auch gegen einen in seiner Gemeinde schwerlich vorhandenen und kaum bekannten Irrtum. Nachdem er auf das Verlangen des Konsistoriums, Bürgschaft für die künftige Vermeidung solcher Verstöße zu geben, in einer

Digitized by Google

Druckschrift ablehnend geantwortet hatte, wurde er im September 1845 entlassen, vorerst freilich noch mit Belassung eines zweijährigen Gehalts, und mit der Motivierung nicht des Widerspruchs mit dem Athanasianum, sondern des Vergehens gegen die kirchliche Ordnung. Daraufhin trennte er sich mit seiner Gemeinde im Dezember 1845 vom Konsistorium, erklärte aber, bei der evangelischen Gesamtkirche bleiben zu wollen. Auch sprach die Gemeinde in einer Urkunde vom Januar 1846 sich dahin aus, sie erkenne die Heilige Schrift als Grundlage ihres Glaubens an die Einheit Gottes an und finde in ihr die höchsten sittlichen Normen für ihr Verhältnis zu den Nebenmenschen. Rupp, ein wirklich frommer und dabei phantasiereicher Mann, hatte eigentlich die Gründung einer Art von neuer Brüdergemeinde im Sinn, fand aber nicht nur bei seinen Vorschlägen heftigen Widerspruch, sondern wurde bald selbst von dem radikaleren Teil der Gemeinde in den Hintergrund gedrängt. Auf Grund dieser inneren Reibereien machte er sogar noch einmal den Versuch, mit dem Konsistorium wieder ins reine zu kommen; als dies aber scheiterte, erfolgte seit dem Juli 1846 die definitive Einrichtung der ersten freien Gemeinde. Und bald schloß sich ihr in Königsberg selbst noch eine zweite an, dadurch, daß Detroit, der Vorsteher der dortigen protestantischen Freunde und Prediger an der französisch-reformierten Kirche, mit seiner ganzen Gemeinde aus der Landeskirche austrat.

Nach diesem Vorspiel im östlichen Teile der Bewegung nahm sie nun auch in ihrem Zentrum dieselbe Entwicklung. Nach der Absetzung von Wislicenus im April 1845 bildete auch er einen freien sittlichen Verein, bei welchem es jedem selbst überlassen blieb zu glauben, was er wollte, und wo vor allem die Religion der Humanität ihre Stätte finden sollte. Durch sein musterhaftes Familienleben und seinen ehrenwerten Privatcharakter gewann auch diese Hallische Gemeinde manchen Zuwachs. Weiter schloß sich dann die freie Gemeinde in Nordhausen an, unter Vorgang des Pfarrers Baltzer von Delitzsch, der in Nordhausen (wie früher schon in Halle) gewählt, aber vom Konsistorium wegen Nichtgebrauch des Apostolikums nicht bestätigt worden war. Im Oktober 1846 erließ die Gemeinde ihre Erklärung, worin sie die Trennung vom Kirchenregiment, nicht von der Kirche aussprach; Baltzer motivierte seinen Schritt außerdem in einer besonderen Schrift, der er hernach noch eine Reihe anderer, meist warm religiöser Schriften nachfolgen ließ. Auch in Halberstadt und Marburg entstanden bald darauf freie Gemeinden, dort durch Sachse, hier durch Bayrhofer veranlaßt.

Am längsten blieb Uhlich in der Kirche; er tat in der Tat alles Mögliche, um die Separation zu vermeiden. Seit dem Oktober 1845 von Pömmelte nach Magdeburg gekommen, genoß er dort ein seltenes Vertrauen bei seiner Gemeinde, durfte sich nicht bloß einer vollen Kirche erfreuen, sondern auch wirklich lebendiger Früchte in allen seinen Wirkungskreisen. Nur um so deutlicher aber sollte es sich an seinem Beispiele zeigen, daß nicht die protestantischen Freunde die Separation machten, sondern daß sie von der herrschenden Partei aus der Kirche herausgestoßen wurden, ja daß auch das scheinbar freisinnige Toleranzpatent der Regierung nur eine Handhabe zu diesem Zwecke bieten sollte. Denn erst nach dem Erlaß desselben stellte das Konsistorium (Juli 1847) Forderungen an Uhlich, von denen es wußte, daß er sie als gewissenhafter Mann nicht erfüllen könne. Und auf seine, mit dem ganzen Zustande der Gegenwart, deren beste Glieder durch die Predigt der sogenannten Grundtatsachen und Grundwahrheiten des Christentums nur abgestoßen würden, motivierte Weigerung wurde im September 1847 seine Suspension ausgesprochen und Disziplinaruntersuchung gegen ihn eingeleitet. Wenn auch damit noch keine förmliche Amtsentsetzung ausgesprochen war,

Digitized by Google

so blieb ihm und seinen Freunden doch nun nichts anderes übrig, als ebenfalls die Konstituierung einer freien Gemeinde. Sie wurde bald die zahlreichste von allen, stieg sogar bis auf 5000 Mitglieder.

Die staatsrechtliche Regelung dieser neuen Genossenschaften bot das bereits genannte Toleranzpatent vom 30. März 1847, wodurch die bürgerlichen Rechte von den bestimmten religiösen Akten der anerkannten Religionsgesellschaften unabhängig gemacht wurden. Es wurden dabei drei verschiedene Klassen religiöser Gemeinschaften unterschieden: die bevorrechteten Kirchen, die früher entstandenen orthodoxen Sekten, und schließlich alle diejenigen neuen Gemeinschaften, deren Grundsätze nicht mit der Ehrfurcht gegen die Gottheit, dem Gehorsam gegen die Gesetze, der Treue gegen den Staat und der allgemeinen Sittlichkeit streiten. Daß das Patent trotz der äußerlichen Liberalität den Hauptzweck hatte, den Plänen der orthodoxen Partei in Beziehung auf die Ausstoßung der Rationalisten zu dienen, sollte Uhlichs Behandlung bald genug zeigen; es wurden aber wenigstens die bürgerlichen Nachteile für die Bekenner freierer Grundsätze weggenommen.

Die weitere Geschichte der freien Gemeinden ist nun einfach dieselbe wie die der Deutschkatholiken. Die Revolution von 1848 hob sie um so mehr, weil sich ihre meisten Häupter der politischen Bewegung anschlossen; die Zahl der Gemeinden stieg bis auf 40. Um so mehr bot sich aber auch der Reaktion die Gelegenheit, sie als politische Vereine zu behandeln. Sie wurden unter Polizeiaufsicht gestellt, durch alle nur denkbaren Plackereien in ihren Zusammenkünften gestört, vom Oberkirchenrat exkommuniziert, endlich im Jahr 1856 durch gerichtlichen Ausspruch in allen Instanzen aufgelöst, „weil sie unter dem Deckmantel der Religion politische Gegenstände in ihren Versammlungen zu erörtern bezweckt hätten." Vergebens suchten fromme Männer wie Bunsen die evangelische Kirche vor der auf sie zunächst fallenden Schmach solcher mittelalterlichen Ketzerverfolgung zu retten; vergebens nahmen die Kammern sich der Verfolgten an; vergebens war eine Immediateingabe bei dem Könige (1857). Solange die „Olmützperiode" in Preußen dauerte, war auf keinem Gebiete, und am wenigsten auf dem kirchlichen, irgend welche Besserung zu erlangen. Erst die „neue Ära" änderte auch dies; im Anfang 1859 wurden die inhibierenden Maßregeln größtenteils aufgehoben. Mit der neuen Reaktion wurden aber auch hier die alten Beschwerden wieder laut, und es ist ihnen bisher nicht gründlich abgeholfen. In den fortdauernden Plackereien liegt zugleich der Hauptgrund, daß die Oppositionslust immer neue Nahrung findet; denn daß die freien Gemeinden noch mehr wie die deutsch-katholischen eine echte Fehlgeburt sind, liegt längst klar vor Augen. Es fehlt — mit Ausnahme einzelner — an jeder wirklichen religiösen Begeisterung, und darum mußten alle diese Versuche in sich selber zerfallen. Wie trüb aber auch der Zustand der Gemeinden als solcher ist, — daß unter ihren Gliedern sich nicht weniger, sondern mehr religiöses Interesse, sittliches Leben, freiwillige Opferfähigkeit findet, wie in der großen Masse der Kirchlichen; daß es sich bei vielen um ein wahrhaft dringendes Bedürfnis nach religiöser Befriedigung handelt; daß endlich die steigende Regierungstendenz ihren Hauptgrund in der schmählichen Art ihrer Behandlung durch die „Gläubigen" hat, das sollte doch von niemand verkannt werden, der in seinem Urteile über die Mitmenschen wirklich bei Jesu Christo in die Schule gehen will.

Wir haben den früheren Text auch deshalb völlig unverändert gelassen, um nun um so leichter nach zwei entgegengesetzten Seiten hin eine für die heutigen Leser wünschenswert erscheinende Ergänzung anknüpfen zu können. Es ist nämlich einerseits aus dem Kreise der Ruppschen Gemeinde gegen

Digitized by Google

die oben wiederholte Charakteristik desselben Einspruch erhoben worden, und der vom 20. Dezember 1868 datierte Brief enthält sowohl Tatsachen wie Urteile, die nicht ohne Berücksichtigung bleiben können. Zum anderen ist durch die Geschichte der ersten fünfzig Jahre des ostpreußischen Gustav-Adolf-Vereins (von Benrath) über die persönliche Haltung von Mitgliedern der Kirchenbehörde gegenüber diesem segensreichsten aller unserer Vereine ein Licht verbreitet, welches die zunehmende Diskreditierung derselben in der Stadt Kants noch um vieles begreiflicher macht. Die auch im übrigen zu den besten Büchern der G. A. V.-Literatur gehörige Schrift Benraths sei unseren Lesern zu eigenem Studium empfohlen. Das briefliche Manuskript aber ist mir stets deshalb besonders charakteristisch gewesen, weil der Briefschreiber Hermann Arnoldt (übrigens m. W. Pseudonym für eine Dame) ausdrücklich bemerkt, daß ihn „Erstaunen und Unwille" zu seinem Briefe veranlaßt hätten, während zu jener Zeit kaum irgendwo in landeskirchlichen Kreisen gleich sympathisch über Rupp geurteilt werden mochte.

Zum Teil handelt es sich bei dieser Beschwerde aus der Ruppschen Gemeinde nur um einen Streit um Worte. So in der Bezeichnung der zu den ersten Konflikten mit dem Konsistorium führenden Rede *gegen* den sogenannten christlichen Staat: daß dieselben nämlich nicht gegen, sondern *über* den christlichen Staat gehandelt hätte. Sodann in der Kritik der Charakteristik Rupps als „eines wirklich frommen und phantasiereichen Mannes" wo in dem Wort „phantasiereich" etwas Ungünstiges gefunden wird. Ebenso handelt es sich hüben und drüben um eine subjektive Urteilsweise, wenn davon gesprochen wird (was sich übrigens gar nicht auf Rupp allein, und nicht einmal in erster Reihe, sondern ganz allgemein auf die Führer der Bewegung bezog), daß es Rupp weniger an Glauben als an Wissenschaft gefehlt habe. Die Quellen dieser Urteilsweise werden zurückgeführt auf den Feldprobst Bollert und die Aussagen eines Subrektors Wechsler und eines Direktors Santer, „welche ihnen bei ihrem Rücktritt in die Konsistorialkirche nicht nur ihre Ämter erhalten, sondern auch in noch höherem Grade den Beifall der Behörden erworben" haben sollen. Dem werden die Urteile des Professor Lobeck, des Direktor Ellend und des Polizeipräsidenten Dr. Abegg über Rupp gegenübergestellt.

Um dieser Personalien willen brauchte das Zeugnis für Rupp aus seiner (ihm noch heute mit unverminderter Verehrung anhängenden) Gemeinde nach so langen Jahren kaum einer besonderen Erwähnung. Es finden sich aber in diesem Schreiben zugleich allgemeinere Darlegungen, die auch jetzt noch mit Bezug auf die Begründung der ersten freien Gemeinde von Wert sind, und die hier deshalb wörtlich angeführt zu werden verdienen:

Digitized by Google

Sie sagen ferner, Rupp habe, indem er gegen die allerdings unchristliche Verdammungsformel des Athanasianums gepredigt, „gegen einen in seiner Gemeinde schwerlich vorhandenen und kaum bekannten Irrtum gepredigt".

Dies letztere hat mich befremdet. Nachdem der Streit um die Geltung der Symbole bereits jahrelang geführt worden war; nachdem die Hetzereien der Hengstenbergischen Kirchenzeitung und diejenigen der Vertreter derselben unter den Königsberger Geistlichen; nachdem die in Sachsen beginnenden Verfolgungen rationalistisch gesinnter Geistlichen und das Streben, dieselben aus der evangelischen Kirche zu stoßen, so allgemeinen und gerechten Unwillen hervorgerufen hatten; sollte die Gemeinde Rupps nicht darauf vorbereitet gewesen sein, zu erfahren, daß diese unchristlichen Exkommunikationen einen Schein des Rechtes in dem Eingange des noch in der evangelischen Kirche geltenden Athanasischen Bekenntnisses haben? und daß die Kirche auch diesen Schein des Rechtes zerstören könne durch Verwerfung jener Verfluchungsformel? Die Folgen haben es gezeigt, daß Rupp sich bei diesem Schritte der Übereinstimmung mit seiner Gemeinde in reichem Maße zu erfreuen hatte. Ja, unmittelbar nach jener Predigt erfuhr er durch viele einzelne Äußerungen ganz einfacher Leute, daß es nur des einen Wortes bedurfte, um das Gefühl des Wahren in ihnen zum klaren Bewußtsein zu erheben.

„Nachdem er" fahren Sie fort, „auf das Verlangen des Konsistoriums, Bürgschaft für die künftige Vermeidung solcher Verstöße zu geben, in einer Druckschrift ablehnend geantwortet hatte".

Eine solche Druckschrift existiert nicht. Das Konsistorium fand das Sühne verlangende Vergehen Rupps darin, daß er seinen Widerspruch gegen den Eingang des Athanasianums vor der Gemeinde zur Sprache gebracht, und es verlangte von Rupp, daß er diesen Schritt als einen pflichtwidrigen öffentlich anerkennen und geloben solle, ähnliche Vergehen künftig zu vermeiden. Darauf hat Rupp, bei der wiederholt an ihn gestellten Forderung dieses Widerrufes, in seinen Schreiben an das Konsistorium wiederholt ablehnend geantwortet. Nachdem sich diese Verhandlungen etwa neun Monate lang hingezogen hatten, entsetzte das Konsistorium ihn seines Amtes.

„Vorerst freilich noch mit Belassung eines zweijährigen Gehaltes" sagen Sie; indessen das ist ein Irrtum. Bei der Publizierung des gegen ihn erlassenen Urteils am 8. Dezember 1845 wurde Rupp eröffnet, daß für den Fall, daß das Strafresultat vom 17. September vollstreckt würde, das Konsistorium beschlossen habe, von des Königs Gnade ein Wartegeld von 500 Thlr. auf zwei Jahre für ihn zu erbitten; „in der Hoffnung, daß er bis dahin den Widerstreit, in welchem er sich mit den ordinationsmäßigen Pflichten eines evangelischen Geistlichen befinde, selbst erkennen und heben und dann wieder angestellt werden könne." Rupp lehnte dieses Anerbieten einfach ab, „weil," wie er sagte, „höhere Rücksichten als seine und der Seinigen Existenz ihn bestimmten, gegen den Beschluß des Konsistoriums den Rekurs an den Minister der geistlichen Angelegenheiten zu ergreifen." Das Erkenntnis des Konsistoriums gegen Rupp lautete übrigens: er sei seines Amtes als Divisionsprediger zu entlassen „wegen wiederholter Verletzung seiner Amtspflicht aus grober Fahrlässigkeit und wegen beharrlicher Weigerung, die ihm vorgehaltenen Vergehungen als solche anzuerkennen und zu geloben, daß er fortan ähnliche Fehltritte zu vermeiden bestrebt sein werde." Während Sie nur sagen, die Amtsentsetzung Rupps sei motiviert worden, „durch sein Vergehen gegen die kirchliche Ordnung". . . .

Was die „inneren Reibereien", wie Sie die Debatten nennen, welche über die Gründung und Einrichtung der neuen Gemeinde in den ersten Monaten ihres Be-

Digitized by Google

stehens stattgefunden haben, anbetrifft, „so muß man bedenken, daß damals in Königsberg für die protestantische Kirche der erste Versuch gemacht wurde, eine kirchliche Gemeinde auf dem Prinzip der unbeschränkten Selbstregierung zu erbauen, und daß dieser Gemeinde ihre Aufgabe dadurch bedeutend erschwert wurde, daß in den verschiedenen Wortführern derselben die abweichendsten dogmatischen Ansichten von der Orthodoxie bis zur junghegelschen Schule vertreten waren und einander im unmittelbarsten Verkehr bei den Verhandlungen der wichtigsten Fragen dulden lernen mußten."

Daß Rupp auf Grund dieser inneren Reibereien sogar noch einmal den Versuch gemacht habe, mit dem Konsistorium wieder ins reine zu kommen, ist eine Verdächtigung des ohnedies schon schwer verkannten und viel geschmähten Mannes, welche jedes Grundes entbehrt. — Rupp hatte gegen das Urteil des Konsistoriums den Rekurs an den Kultusminister Eichhorn ergriffen, ehe die neue Gemeinde ihn zu ihrem Prediger wählte. Als ihn das Konsistorium, vier Monate nach der Gründung jener Gemeinde, beim Inquisitoriate wegen Vollziehung einiger Taufhandlungen in derselben verklagte, erwiderte diese Behörde, Rupp stehe als im Rekurs begriffener Divisionsprediger noch unter der Gerichtsbarkeit des Konsistoriums. Eine Verfügung desselben untersagte ihm nun jede Beteiligung bei der Gemeinde. Rupp replizierte. Eine zweite Verfügung bestimmte ihn, vorläufig seine Wirksamkeit an der Gemeinde einzustellen, um die Rekursinstanz, deren Entscheidung sich nur noch einige Wochen verzögern konnte, zu retten. Denn die nächste Übertretung des Konsistorialverbotes würde die Kassation nach sich gezogen haben, und mit der Kassation würde das Ministerium sicher den Spruch der Rekursinstanz für überflüssig erklärt haben. Rupp konnte den Rekurs damals aber nicht aufgeben, ohne damit die doch noch mögliche Wendung der kirchlichen Angelegenheiten in Preußen leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Auch mußte er im Interesse der freien evangelischen Gemeinde und ihrer Stellung zur evangelischen Landeskirche diese Entscheidung abwarten. — Die Gründe, welche Rupp und seinem Verteidiger, dem Tribunalsrat Ulrich, es später doch unmöglich machten, eine Entscheidung herbeizuführen, stehen mit der Gemeinde und den Vorgängen in derselben in durchaus keiner Verbindung. Rupp hatte noch nicht zwei Monate lang seine Wirksamkeit an der Gemeinde unterbrochen, und weder die inneren Reibereien in derselben noch der erdichtete Versuch, mit dem Konsistorium wieder ins reine zu kommen, haben den geringsten Einfluß darauf gehabt.

Seite 389 heißt es: die lichtfreundliche Partei habe durch die Wahl Rupps zur Berliner Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins den Versuch gemacht, diesen Verein ganz von der Evangelischen Kirche loszulösen.

Da Rupp bis auf den heutigen Tag mit aller Entschiedenheit behauptet, ein Mitglied der Evangelischen Kirche zu sein, so können seine Wähler damals unmöglich den Versuch haben machen wollen, durch seine Wahl den Verein von der Kirche zu trennen. Rupp selbst hat vor und nach seiner Wahl den kirchlichen Charakter des Gustav-Adolf-Vereins streng aufrecht erhalten sehen wollen, wie dies aus der Geschichte des Königsberger Vereins und aus Rupps Schrift über denselben klar ersichtlich ist.

Wir haben dieser brieflichen Kritik um so lieber Aufnahme gewährt, weil der gleiche Rupp, der zur Zeit, als sein Name aller Welt bekannt war, Utopien nachhängen mochte, doch die von dem Konzil von 1870 drohenden Gefahren als einer der in seinen Kreisen nur zu seltenen Warner zeitig

Digitized by Google

erkannte. In seiner Zeitschrift „Religiöse Reform" hat er bereits im Jahre 1869 (Nr. 10) sich dahin geäußert:*)

„Ein Teil der Presse will es nur als eine gesteigerte Gefahr für den Fortschritt ansehen, wenn die liberalisierenden Tendenzen der Bischöfe auf dem Konzil den Sieg erringen, da die Bischöfe, mit dem Staate Hand in Hand, ein schlimmerer Knebel des Geistes seien als der Papst, der den Völkern und Staaten Hohn sprechen wolle. Die „Volkszeitung", welche diesen Standpunkt vertritt, fügt zur Beruhigung ihrer Leser hinzu, daß, wenn die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des Papstes gelinge, dies das Gelächter aller Denkenden zur Folge haben würde. Sie vergißt nur, sich die weitere Frage zu stellen, welches nach dem Zeugnis der Erfahrung die Folgen eines solchen Gelächters seien? Das helle Gelächter des denkenden Berlin scheint uns ein schlechter Trost, solange trotz desselben nicht nur die bedenklichsten Maßregeln der Hierarchie, wie die Gründung der katholischen Akademie in Fulda, sondern sogar in nächster Nähe Szenen wie die im Konzertsaal und bei der Hubertusjagd im Grunewald ungehindert vonstatten gehen."

Bei der Einzelpersönlichkeit länger zu verweilen, geht in diesem allgemeinen Zusammenhang nicht an. Wie Rupp würden sonst auch die anderen Führer der Bewegung das gleiche Recht beanspruchen können. Wir stellen daher, wie schon in manchem ähnlichen Fall, die Einzeldaten für einen genaueren Exkurs zurück, um an dieser Stelle die Folgen des von Staats wegen heraufbeschworenen kirchlichen Schismas für die Kirche selber noch kurz zu berücksichtigen.

Diejenige „Richtung", welche die Herrschaft über die Kirche in die Hand bekommen hatte, hat in der Ausscheidung der vermeintlichen Ungläubigen einfach einen Reinigungsprozeß der Kirche gesehen. Sie konnte sich dabei allerdings auf die populäre Auffassung der ersten Gestaltung der Reformationskirchen stützen. In Luthers Leben bedeuten ja die kampfreichen Tage nach der Rückkehr von der Wartburg einen eigentlichen Höhepunkt. Seinem tatkräftigen Eingreifen waren weder Karlstadt, noch die Zwickauer Propheten gewachsen. Ihre Anhänger mußten aus Wittenberg weichen. Dem gleichen Prozeß begegnen wir demnächst in Zürich, nachdem die radikalen Gegner Zwinglis in der Wiedertaufe ihr Bundeszeichen gewonnen, damit aber auch den Kampf des Staates gegen die zum Aufruhr gewordene Bewegung herausgefordert hatten. Die deutsch-schweizerischen Staatskirchen haben die Schwarmgeister ebenso ausgestoßen, wie die Lutherkirche in Sachsen. Die französische Kirchenbildung Calvins hat sogar bald genug in die Bahnen der päpstlichen Inquisition wieder eingelenkt. So ist

*) Schon in dem Vorwort zu der Biographie Leopold Schmids (wieder abgedruckt Kleine Schriften II S. 24) ist auf dieses Mahnwort verwiesen mit den einführenden Worten: „Mit liberalen Deklamationen und radikalen Spöttereien wird dem Erfolg der klerikalen Pläne nur vorgearbeitet." Rupp persönlich ist hier als „der fromme, freilich um seiner mutigen Frömmigkeit willen oft im Stich gelassene" bezeichnet.

Digitized by Google

denn überall die reine Lehre vor aller Schädigung durch neue Häretiker bewahrt worden.

Aber in der üblichen Auffassung des neuen Kirchentums ist bei alledem eine große Lücke. Mit der äußeren Verdrängung der Ketzer aus der Kirche war diese letztere doch nur scheinbar gefeit. Oder war etwa mit der äußeren Abgrenzung der Kirchenmauern jener „Geist" selbst vernichtet, von dem die radikaleren „Geister" getragen waren? Stößt nicht der tiefere Beobachter schon bald und in immer weiteren Kreisen auf ihre Spuren? Lehrt uns nicht schon Gottfried Arnold, wie die von dem offiziellen Protestantismus und der Papstkirche gleich sehr Verfolgten eigene Gemeinschaften hinterlassen haben, welche auch auf die Angehörigen der herrschenden Kirchen steigenden Einfluß gewannen?

Unsererseits haben wir dieses Problem bereits in den einleitenden §§ des ersten Bandes in den Mittelpunkt der geschichtlichen Betrachtung gestellt. Dennoch hat es hier noch einmal in Erinnerung gerufen werden müssen, weil sich nun nochmals der gleiche Prozeß wiederholt hat. Die „protestantischen Freunde" konnten persönlich gemaßregelt, die „freien Gemeinden" durch Polizeimaßregeln dezimiert werden. Aber die Ideale, von welchen ihre selbstlosen Führer getragen waren, sind nicht auf die enge Zahl der eigentlichen Genossen beschränkt geblieben, wenigstens in den folgenden Jahrzehnten nicht.

Denn es sind die eigentlichen Führer des deutschen Volkes gewesen, welche die von nun an rapid zunehmende Entfremdung des gebildeten Teils der Gemeinde von der Kirche bewirkten. Die bisher üblichen apologetischen Versuche, den späteren Goethe als zum Christentum zurückgekehrt hinzustellen, sind allerdings schon mit seinem bekannten Briefe an die Gräfin Auguste von Stolberg im Streit. Wenn aber erst die im 13. Bande der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Tagebücher allgemeiner ausgeschöpft werden, werden sich viele ähnliche Zeugnisse gerade aus Goethes letzten Lebensjahren daneben stellen. Wir führen hier wenigstens ein paar dieser vertraulichsten Ergüsse an (auf die uns zuerst der Hinweis der Deutschen Rundschau 1904 Nr. 16, vom 15. Mai 1904 geführt hat). Über das in der ersten Notiz erwähnte Werk Tzschirners haben die Fachmänner wohl einstimmig ein ganz anderes Urteil. Aber die sich ihnen entgegenstellende Stimmung des greisen Olympiers ist nur um so symptomatischer.

21. April 1831: „Göttingische Anzeigen, Tzschirner „Fall des Heidentums" rezensiert, ein altes abgedroschenes Märchen, mehr ins einzelne, klare hervorgezogen, wodurch die Sache nicht anders wird; in den Jahrhunderten, da der Mensch außer sich nichts wie Gräuel fand, mußte er glücklich sein, daß man ihn in sich selbst zurückwies, damit er sich statt der Objekte, die man ihm genommen hatte, Scheinbilder erschuf an ihre Stelle; der Polytheismus stellte sich in drei Personen der Gottheit einer Göttin-Mutter, den 12 Aposteln und so viel Heiligen weit zahlreicher wieder her. Pantheisten

Digitized by Google

zu sein fehlte diesen Jahrhunderten die Naturanschauung, welche diese Denkweise allein begründet, und was dergleichen mehr ist."

16. Januar 1831: „Verschiedene Sendungen, von Düsseldorf eine Anzahl meist frömmelnder Bilder, die mich bis zum Lachen betrübten. Die Menschen versinken immer tiefer in Absurdität; es wäre jetzt Zeit für einen trefflich geborenen Künstler, wenn er als wahrhaft menschliches Kunstoriginal geboren würde und sich im stillen hartnäckig bildete. 's ist aber kaum möglich, denn der Mensch ist immer mehr oder weniger ein Organ seiner Zeit."

17. Januar 1831: „Hofrat Meyer zu Tische. Betrachtungen über den frömmelnden Kunstwahnsinn im besonderen, wo es ganz unbegreiflich wird, wie ein Direktor dergleichen in seinem Sprengel dulden, durch Ankauf honorieren und durch Nachbildung die Kenntnis eines so gräßlichen Mißbrauchs noch über die übrige Welt verbreiten möchte."

Aber nicht nur Goethes Nachwirkung steht in schroffem Widerspruch mit derjenigen Tendenz, welche nicht nur über die päpstliche, sondern kaum weniger über die evangelische Kirche neue Macht gewann, sondern auch diejenige Herders. Weit über die Kreise der Lichtfreunde und Deutschkatholiken hinaus gewinnt er stets neue Jünger seines Humanitätsgedankens. Lehrreich sowohl in dieser allgemeinen Beziehung wie für die bessere Würdigung eines viel zu ausschließlich als politischer, viel zu wenig als religiöser Charakter betrachteten Mannes ist ein Jugendbrief von Rudolph v. Bennigsen (vgl. Deutsche Revue, April 1904):

„Seit acht Tagen habe ich angefangen, Herder zu studieren. Die milde Klarheit seines ganzen Wesens hat etwas sehr Wohltuendes, und dabei steht dieser Mann des vorigen Jahrhunderts, ganz abgesehen von seiner individuellen Größe, auf einer vorurteilsfreien Höhe der Anschauung in betreff von Christentum und Religion überhaupt, daß unsere heutigen Lichtfreunde und Deutschkatholiken noch viel von ihm lernen könnten. Zum Vorkämpfer bei der Wiedereroberung dessen, was auf dem Gebiete der Religion das ewig menschliche praktisch handelnde Christentum an das dogmatisierende, transzendentale verloren hat, wäre er bei seiner so rein versöhnenden Natur freilich nicht geschaffen."

---

§ 19.

Die Hemmungen des deutschen Protestantismus bei seinen Anläufen zu einer selbständigen Kirchenverfassung.

Als wir Hases Lehrbuch in seinem durchgängigen Kampf gegen Hengstenbergs Kirchenzeitung verfolgten, ist bereits darauf hingewiesen worden, daß seither in den Tagebüchern der Brüder Gerlach wichtige neue Quellen gerade für dieses Blatt der neuesten Kirchengeschichte erschlossen wird. Wir können hier gleich die Darstellung der Berliner Generalsynode

Digitized by Google

als des wichtigsten aller Anläufe zu einer selbständigen Kirchenverfassung von 1846 mit einer solchen Enthüllung beginnen. Das Tagebuch des Generals Leopold v. Gerlach vermerkt nämlich unter den Daten: Berlin 8. August und Koblenz 3. September eine bis dahin unbekannte Korrespondenz zwischen dem General-Adjutanten und dem König, welche volles Licht wirft auf die Ursachen, an welchen die Bemühungen der berufensten Vertreter der evangelischen Kirche gescheitert sind:

Berlin, den 8. August. In einem Briefe hatte ich dem Könige meine Bedenken ausgedrückt über die Beschlüsse der jetzt hier versammelten Generalsynode, besonders in betreff des Ordinationsformulars, bei welchem, wie Goßner sich darüber in einer Predigt ausgesprochen hat, die Geistlichen von der Ableistung desjenigen Glaubensbekenntnisses entbunden werden sollen, welches bisher noch jedes Kind in der ganzen Christenheit abgeleistet hat. Der König antwortete mir darauf: „Anerkennendsten „Dank. — Wie würden Sie die Sache ansehen, wenn ich bei Bestätigung der Synodal„formel für die Ordination zugleich festsetzte, daß die drei katholischen Symbole bei „ihrem Namen genannt werden müßten und das Apostolische vom Ordinanden deutlich „und laut vor allem Volk hergesagt werden sollte, oder vielleicht gar eines der drei „nach Wahl? r. s. v. p."

Koblenz, den 3. September. Von hier antwortete ich Sr. M., es wäre nicht zu verkennen, daß die von ihm projektierte Anordnung ein entschiedener Gewinn sein würde im Vergleich mit dem, was die Majorität der Synode vorgeschlagen hätte. „Mit den drei Katholischen Symbolen wird der Besitzstand für die Landeskirche gerettet, welcher der ganzen Christenheit gemeinsam verblieben ist, woran sie bei allen Veränderungen festgehalten hat, den bisher auch niemand anzutasten wagte." . . . Es ist nicht zu verkennen, daß der Ausgang der Synode hinsichtlich der Bekenntnisschriften eine Kalamität für die Kirche und den Staat bleibt. Wie politisch nachteilig aber eine Trennung von Kirche und Staat wirkt, kann man hier am Rhein deutlich erkennen. . . . „Möchten sich E. M. davon überzeugen: auf der einen Seite, daß das Kirchenregiment der Evangelischen Landesherren, insoweit die Kirche, was hier auf Erden immer der Fall sein muß, nicht nur dem Gebiet der Gnade, sondern auch dem des Gesetzes angehört, und daher der Regierung der weltlichen Obrigkeit bedarf, ein völlig legitimes und gerechtes ist, und das Amt des Zuchtmeisters auf Christum verwaltet; auf der anderen Seite aber, daß, da allerdings das innerste Wesen der Kirche die Gnade und daher so sehr die Freiheit ist, daß dieselbe, welche auf diesem Gebiete von einem stets gegenwärtigen Herrn und von keinem Statthalter, weder König noch Papst, unmittelbar regiert wird, selbst eine aus einer gläubigen Gesinnung hervorgehende Einmischung der Mächtigen der Erde nicht ertragen werden kann. . . ." Der König sieht das Kirchenregiment als vorübergehendes an und er hat eine Gewißheit in welche Hände er es zu legen hat. „Diese Hände können nicht gemacht und nicht gebildet werden, sie müssen „sich bilden und entwickeln aus dem eigenen Leben und durch die freie Tat der Kirche. „Das Kirchenregiment ist dem Kurfürsten Joachim II. durch Kaiser und Reich, durch „die Bischöfe und die Stände übertragen, der Kurfürst aber sieht es nur so lange als „ihm zugehörig an, bis ein allgemein freies geistliches Konzil Deutscher Nation zustande „kommen und die Kirchenspaltung versöhnen würde. Die Demokratie hat Recht, wenn „sie das Kirchenregiment als zeitlich und veräußerlicht ansieht, Unrecht, wenn sie es dem „Landesherrn von außen her durch Zwang abnötigen will. Das Kirchenregiment ist „nicht ein depositum für eine Sonderkirche, sondern wird geführt für die una sancta

Digitized by Google

„ecclesia catholica, von der die Brandenburgische Kirche ein Teil ist, wie Kurfürst „Joachim sagt."

Kurfürst Joachim II. und König Friedrich Wilhelm IV. wollen also, wie aus obigen Gedanken hervorgeht, eine Wiedervereinigung mit der una sancta, der Kurfürst durch ein Konzil, der König durch Institutionen. Nur durch diese Vereinigung würde das Landesherrliche Kirchenregiment entbehrlich. „Die Kirche ist krank, alle Verfassungs„versuche sind Binden und Krücken. Die Kirche ist ein Aggregat loser Baustücke: „Vereinzelte Pfarrer, schwache büreaukratische Konsistorien und Generalsuperintendenten, „Superintendenten als administrative Zwischenposten,' daher vom Organismus der „Kirche unabhängige Konventikel und freie Pastoralkonferenzen. Es müssen neue ge„ordnete Wege für die kirchlichen Kräfte geschaffen werden: 1. Gemeindeordnung. Die „emanierte verdirbt nichts und läßt Freiheit, so ordnet sie z. B. über die Diakonen „nichts an. 2. Quell- und Sammelpunkte für die Kluft zwischen Pfarrer und Konsisto„rium: a. engerer organischer Verband der einzelnen Pfarrer in den Kirchenkreisen, „b. die Superintendentur soll ein Kirchenamt werden. Dazu Organisation der Kreis„synode mit kirchlichem Amtscharakter, verwaltend, ordnend." — Anfang der von dem Könige gedachten Kirche: Kreiskirche. Hebung der Superintendenten, ihnen wird die Ordination übertragen. Dadurch könnte der konfessionellen Spannung abgeholfen werden.

Wir werden auf den Verfasser dieses Tagebuchs noch mehrfach zurückkommen müssen. Hier sei nur zunächst an die eben mitgeteilte Korrespondenz angeknüpft. Dieselbe ist ja nur ein kleines Stück aus der hinter den Kulissen spielenden Gesamttätigkeit des Hauptes der „Kamarilla" in der vorrevolutionären Periode. In dem Krefelder Vortrag über „die Hemmungen des deutschen Protestantismus in der Wahrung seiner Interessen" ist daher dieser Punkt schon in dem ersten Teil, dem Rückblick auf diese vorrevolutionäre Zeit, als die verhängnisvollste aller jener „Hemmungen" gekennzeichnet. Wir übernehmen hier zunächst (im Anschluß an die schon S. 81 in den Text hineingestellte prinzipielle Ausführung) die Charakteristik jener Tagebücher als kirchengeschichtlicher Quelle:

Für die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts gibt es wenig so wichtige Quellen, als diese ungeschminkten Aufzeichnungen eines Soldaten. Ich füge ausdrücklich bei, daß es auch ihm hoher Ernst mit seiner Frömmigkeit war, und daß er in schweren Zeiten seinem Staate wirkliche Dienste geleistet hat, wozu ich sowohl die Berufung des Grafen Brandenburg als Bändigers der Revolution rechne, als die frühe Erkenntnis der Leistungsfähigkeit Bismarcks. Woher denn aber wieder bei einem solchen Manne eine solche Verkennung des ihm zugewiesenen Berufes, daß er ganz offen von der Kamarilla redet, deren Haupt er war, und die den König zum Werkzeuge machte? Woher jene bösen Eingriffe des Militärs in unsere innerkirchlichen Fragen, — Eingriffe, von denen ich hernach noch speziell reden muß? Die Antwort ist einfach: Gerlach ist eben der echte Schüler jenes Karl Ludwig Haller, dessen geheime Konversion zur Papstkirche schon früher erwähnt wurde.

Damit verbindet sich die eben wieder in Erinnerung gerufene „Paradoxie" über die Urteilsweise des Königs selbst und die sich daraus ergebende prinzipielle Schlußfolgerung. Dann aber wird die Folge des geheimen Einflußes der „Kamarilla" auf den König im Zusammenhang geschildert

Digitized by Google

So ist die an Händen und Füßen gebundene Kirche entstanden, der der fromme König so gerne aufhelfen wollte. Aber gerade seine Maßnahmen sind schlimmer gewesen, wie alles Frühere, weil er seine eigene Theologie der Kirche als die alleinberechtigte aufdrängen wollte, wie Justinian, wie Jakob I., wie Ludwig XIV. Damit war aber eben zugleich der gleiche innere Zwiespalt zwischen den Überzeugungen der Gemeinde und den Tendenzen der Hierarchie, welcher sich bis dahin auf die römisch-katholischen Länder beschränkt hatte, auch auf protestantischen Boden übertragen. Die Maßnahmen des preußischen Königs standen ja nicht allein; sie sind nur besonders typisch durch die Kabinettsordres an die Magistrate unserer bedeutendsten Städte, in welchen ein Ton angeschlagen war, den man seit den Tagen des Wöllnerschen Religionsediktes nicht mehr gehört hatte. Wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück. Von daher die stetig zunehmende Entfremdung der Gemeinde vom kirchlichen Leben, während die Auseinandersetzung der verschiedenen theologischen Schulen sich gleichzeitig zu einem Existenzkampf zuspitzte.

Verschiedene Richtungen hat es immer im Protestantismus gegeben. Das liegt in seinem Prinzip einbegriffen. Jede der großen geistigen Strömungen, die nach einander eine immer erneute Reformation der Reformationskirchen zu Wege gebracht haben, hat sich auch neben den andern behauptet. So haben Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung sich gegenseitig ergänzt. Erst seit der kryptopapistischen Behandlung der evangelisch-kirchlichen Dinge hat die Zerklüftung der innerprotestantischen Parteien begonnen, welche dem gemeinsamen Gegner so sehr in die Hände arbeitete. In der gegenseitigen Verkennung der Motive der Andersdenkenden hat seither die eine Partei der anderen nichts nachgegeben. Es war häßlich genug, wenn die von oben begünstigte Richtung sich als die gläubige bezeichnete und diejenigen, welche ihrer Glaubensüberzeugung die schwersten Opfer brachten, ungläubig schalt. War es aber irgendwie schöner, wenn von der anderen Seite das Festhalten an der altkirchlichen Fassung des Glaubens als etwas hingestellt wurde, was kein ehrlicher Mann tun könnte? Nichts hat dem uns überall umlauernden Todfeinde so sehr zum Vorteil gereicht, als daß er unsere verschiedenen Parteien abermals so gegen einander ausspielen konnte, wie es schon die ersten Jesuiten so meisterlich bei den Streitigkeiten zwischen Flacianern und Melanchthonianern ververstanden. Wer unsere innerkirchliche Polemik mit historischem Sinne prüft, kann nur zu dem Ergebnis kommen, daß alle unsere Parteien gleichen Anlaß haben, an ihre Brust zu schlagen und den Gott ihrer Väter um Vergebung zu bitten. Wie sehr haben sie alle von Rothe zu lernen (ich zitiere den zuletzt niedergeschriebenen Satz aus den Aphorismen der „Stille Stunden" über sein Verhältnis zum Parteiwesen) „sich lebendig auf den gegnerischen Standpunkt zu versetzen und seine relative Berechtigung zu erkennen und willig anzuerkennen".

Aber vielleicht ist es nicht richtig gesehen, diese Parteizerklüftung obenan mit den Regierungsmaximen Friedrich Wilhelms IV. in Verbindung zu bringen. Nun — es ist nicht mein Urteil. Kaiser Wilhelm der Große hat sich schon im Jahre 1844 dahin geäußert: „auch er sei von der Wichtigkeit der Religion und dem Segen wahrer Religiösität überzeugt, er sehe auch was beide in England bedeuten, allein er fürchte, das gegenwärtige System, Pietisten vorzuziehen, führe zur Heuchelei und mache außerdem die Mehrheit der Nation aufsässig. „Aufsässig!" Klingt nicht aus diesem einen Wort die Stimmung heraus, die sich bald zur Revolution auswuchs? An Warnungen, die Bahnen der Reformation nicht zu verlassen, hat es nicht gefehlt. Aber sogar die Beschlüsse der Generalsynode von 1846 sind ein schätzbares Material geblieben. Wodurch? Man vergleiche nur Gerlachs Denkwürdigkeiten. . . . Von anderer Seite ist

Digitized by Google

es bekannt, daß die beiden Brüder Gerlach in einer Unterredung nach Tisch bei dem König die Nichtbestätigung durchsetzten. Das gleiche Los wie den Verhandlungen der Synode war denjenigen des Vereinigten Landtags von 1847 beschieden, und nicht minder den unlängst veröffentlichten Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzen Albert vom gleichen Jahre. Man fühlt es förmlich nach, wie von Schritt zu Schritt der gewaltsame Umsturz herannaht.

Die eigentümliche Mischung der tiefen persönlichen Frömmigkeit des Königs mit einem Souveränitätsgefühl, welches die religiösen Überzeugungen geradeso unter die Füße treten zu dürfen glaubte, wie dies einst Ludwig XIV. getan hatte, hat, wie die eben angeführten Worte aus dem Jahre 1844 zeigen, den jüngeren Bruder, unseren späteren ersten deutschen Kaiser, schon früh abgestoßen. Sie sind schon damals durchaus von demselben Geiste getragen, wie das Epoche machende Regentschaftsprogramm von 1858. Der allgemeinen Kritik über das, was die Mehrheit der Nation auffässig mache, schloß sich sogar noch eine speziellere Kritik des Ministeriums Eichhorn an. „Tatsachen," fügte er hinzu, „wisse er allerdings nicht gegen Eichhorn anzuführen, allein die öffentliche Stimme behaupte, es werde nach jenem Systeme verfahren, und namentlich behaupten dies die vorzüglichsten Beamten jenes Ministeriums selbst."

Wir haben die Worte des Prinzen dem vertrauten Berichte Bunsens an den König über die englische Reise des ersteren im Jahre 1844 entnommen.

Die Gerechtigkeit erfordert jedoch, nun auch das nicht zu übergehen, was für Einwände Bunsen dieser Kritik gegenübergestellt hat:

„Es finden sich in der evangelischen Bevölkerung und namentlich auch in der evangelischen Pfarrgeistlichkeit und in den Lehrern, welchen die religiöse Erziehung des Volkes, der höheren Stände und der Theologen anvertraut sei, drei Schichten:

die deistische, besonders stark in den Pfarrern und Lehrern über 45 Jahre,

die pantheistische, in dem jüngeren Geschlecht,

die positiv-christliche.

Der hochselige König habe wohl eingesehen, daß die ersten seichte und gehaltlose Lehrer und Pfarrer abgäben; die zweiten aber eine zerstörende und verwirrende, sehr oft auch entsittlichende Wirkung ausübten. Er habe gewußt und erfahren, daß jene Männer ebensowenig den Gemeinden und der Jugend Trost und Stärkung geben könnten, als der Regierung Sicherheit und Kraft. Die Ansicht sei politisch ebenso wahr, als sie es für den Christen sein müsse. Daher die Liturgie als Festhalten des positiven Elements. Dies sei als Grundgedanke der Regierung Friedrich Wilhelms III. festzuhalten. Aber es sei nicht zu leugnen, daß Herr von Altenstein, unter dem Einflusse der Anhänger des Hegelschen Systems einerseits und seichter Rationalisten andererseits, in der Besetzung von Pfarrstellen, und noch mehr in der von Lehrstellen und theologischen Professuren, dieser Grundidee des Königs geradezu entgegen gehandelt. Das sei denjenigen, welche die Literatur der Theologie und Pädagogik zu verfolgen den Beruf haben, lange schon klar gewesen; nun sei es in den letzten Jahren durch die Schriften von Feuerbach und die Hallischen Jahrbücher offenkundig und allen schreckhaft vorgetreten.

Digitized by Google

Es habe also die erste Sorge Eurer Majestät sein müssen, diesem Unheil zu wehren. Solcher Same müsse auch politisch zerstörende Früchte tragen. Man müsse christliche Lehrer und Pfarrer anstellen und befördern. Natürlich habe man hier zuerst die falschen Brüder auszuscheiden; denn die Schlechtigkeit nehme alle Masken an."

Man erkennt deutlich, daß dies ein Bild aus der Vogelschau ist. Der langjährige Aufenthalt erst in Italien, dann in England hatte den späteren Verfasser der „Zeichen der Zeit" damals in deutsch-kirchlichen Angelegenheiten noch ebenso urteilen lassen wie seinen (bis zum Antritt seines neuen Amtes nur den auswärtigen Fragen zugewandten) Freund, den derzeitigen Kultusminister Eichhorn. Sogar die Vergewaltigung der von einer anderen religiösen Überzeugung getragenen Persönlichkeiten von dem Standpunkt einer inquisitio haereticae pravitatis aus (stellt sich doch der Vorwurf der entsittlichenden Wirkung schon im Sprachgebrauch neben die haeretica pravitas) hat auch Bunsen damals ebenso wenig Skrupel gemacht wie dem Könige und dessen erstem Kultusminister.

Die weiteren Äußerungen Bunsens müssen an dieser Stelle zurücktreten. Dagegen darf die Einwirkung derselben auf den Prinzen, wie wenigstens der Briefschreiber sich dieselbe gedacht, hier nicht fehlen: „Der Prinz hörte alle diese Herzensergießungen aufmerksam und gnädig an; das Gespräch wurde unterbrochen, aber mir ist die Überzeugung geblieben, daß vom praktischen Standpunkte sich ein Verständnis erreichen läßt."

Wie wenig dieses „Verständnis" erreichbar war, hat sich sofort bei Antritt der Regentschaft gezeigt. Später ist freilich auch die neue Regierung in die Fußtapfen der früheren getreten. Die Anschauungen König Wilhelms haben schon in der Zeit des inneren Konfliktes eine Wandlung erfahren, und in höherem Grade noch durch den ersten Apostolikumsstreit und den Sydowschen Fall. Am schroffsten hat sich schließlich der Gegensatz zwischen früher und später seit der „Aera Koegel" gestaltet. Der Kirchenhistoriker kann nicht umhin, für diesen Umschwung in der Anschauung des großen Kaisers die psychologischen Gründe zu suchen. Es läßt sich dies aber nur in eigenem Zusammenhang tun.

An dieser Stelle lohnt es sich dagegen um so mehr, die neu gewonnenen Daten zunächst wieder einmal mit den Haseschen „Vorlesungen" zu vergleichen. Wie ergänzt sich nicht durch den Einblick in das geheime Getriebe hinter den Kulissen das, was Hase von den öffentlichen Schritten in dem gleichen Sinne erzählt: wie gleich nach dem Schluß der Synode der Kampf der Hengstenbergischen Kirchenzeitung gegen die Beschlüsse derselben begann! Auch Hase hat die Generalsynode nicht als eine wirkliche Repräsentation der Kirche ansehen können, aber doch als eine hochansehnliche Notablenversammlung. Dabei verweist er mit Nachdruck auf die von ihr geleistete Arbeit: wie das ganze Material der Kreis- und Provinzialsynoden vor-

Digitized by Google

gelegt worden war, wie die Entscheidungen über die Glaubens- und Lehrgrundlagen sogar die Billigung Eichhorns gefunden hatten, wie zwar der liturgische Gebrauch des Apostolikums bei der Ordination beschlossen wurde, aber zwei Drittel der Stimmen gegen die persönliche Verpflichtung darauf abgegeben wurden.

All diese Arbeit ist vergeblich gewesen, weil ein General-Adjutant dem König ein berufenerer Ratgeber in den kirchlichen Fragen schien, als die „Notablen" der Kirche selber. Gerade mit Bezug auf das fortdauernde Verhängnis, das darin für die Kirche gelegen war, müssen wir hier daher noch einmal an das anknüpfen, was schon S. 63 über die Notwendigkeit bemerkt wurde, in den kirchenrechtlichen Fragen speziell bei Hase in die Schule zu gehen. Zwar hat schon der § 46 der ersten Auflagen dieses Handbuchs über die „Verfassungszustände der deutschen Kirche vor 1848", auf den wir unten ebenfalls noch eintreten müssen, einen Rückblick geworfen auf die alten „Systeme", durch welche die „Fiktionen" des alten „Kirchenrechts" (die man beinahe mit den Folgen der pseudoisidorischen Fälschung in Parallele stellen möchte) gerechtfertigt werden sollten: Episkopalsystem, Territorialsystem, Kollegialsystem. Nach allen diesen drei Seiten hin tut es nun aber in Zukunft noch mehr als bisher Not, die damalige kürzere Darstellung durch die Hasesche zu ergänzen.

Wer die auf Kirchenrecht und Kirchenverfassung bezüglichen Paragraphen des berühmten Haseschen Lehrbuches vergleicht, erkennt bald, daß sie untrennbar von einander sind. Es ist darum unumgänglich, die §§ 338, 373, 417 mit einander zu verbinden.

In dem erstgenannten Paragraphen ist das sogenannte Episkopalsystem geschildert, in dem zweiten Territorial- und Kollegialsystem. Den Inhalt des dritten möchten wir in Anwendung eines aus Österreich nach Deutschland importierten Bildes auf die nach dem Wort Friedrich Wilhelms IV. „an Händen und Füßen gebundene Kirche" als ein endloses „Fortwursteln" bezeichnen. Denn gerade die Regierung des armen Romanukers hat erst recht dieses „Fortwursteln" bis zu einem Höhepunkte gebracht, der in der Tat nur noch in den politischen Zuständen in Cisleithanien seit Beusts, Taaffes und Badenis Tagen eine ebenbürtige Parallele findet.

Setzen wir also zunächst in dem Haseschen § 338 ein, um obenan einige jener lapidaren Sätzchen herauszugreifen, in die er einen so überaus reichen Sinn hineinzulegen versteht. Was für eine vernichtende Ironie liegt nicht in den paar Worten: „Im Gegensatze des ursprünglichen Rechts*grundsatzes* bildete sich der wirkliche Rechts*zustand*." Das Ergebnis ist eben das Summepiskopalsystem. Es wird dahin definiert: „Die Wissenschaft begann sich die Wirklichkeit rechtlich zu erklären als Übertragung der bischöflichen Gewalt auf rechtgläubige Fürsten kraft des Religionsfriedens." Aber mit der an sich so einfachen Definition hat man nur den kleinsten Teil dessen, was dieser eine Paragraph bietet. Denn man muß nun weiter die Vorgeschichte dazu nehmen, die Darstellung von Luthers ursprünglicher Kirchenidee einer-, von den Beschlüssen der Homberger Synode anderseits. Der mit diesen Beschlüssen in Hessen genommene Anlauf ist nachmals zur Grundlage der reformierten Kirchenbildung geworden. Aber Luther selber hat nach den Wirren des Bauernkrieges den Mut dazu

Digitized by Google

verloren gehabt. Und die Lutherkirche hat in dem unerquicklichen Wesenbeckschen Handel das (von der ersten Jenaer Fakultät für die Kirche in Anspruch genommene) Recht der Kirchenzucht nicht ohne eigene Verschuldung an das fürstliche Konsistorium verloren.

Der grelle Gegensatz zwischen dem ursprünglichen Rechtsgrundsatz und dem späteren Rechtszustand wird von Hase ebensosehr auf seine Ursachen zurückgeführt, als in seinen Konsequenzen verfolgt. Hören wir ihn daher noch kurz über beides! Wir werden dann auch Ursachen und Konsequenzen der restaurativen Reparaturarbeit besser verstehen.

„Luther beachtete in der Kirchenverwaltung nur die rein geistigen Interessen. Vor dem Reiche konnte die Kirche nur durch Reichsstände vertreten werden, und in der Hoffnung, daß die rechtmäßigen Bischöfe sich wieder mit der Kirche versöhnen würden, blieb in Deutschland ihre Stätte unbesetzt. Daher übernahmen Fürsten und Magistrate aus christlicher Liebe vorläufig die oberste Verwaltung als Notbischöfe, nach dem Rat angesehener Kirchenlehrer und unter Zustimmung der Landstände. Konsistorien wurden eingesetzt aus Staatsbeamten und Geistlichen, zunächst für Ehesachen, Kirchenbann und Rechtspflege über die Geistlichkeit. Ihnen fiel die Regierung über die Landeskirche unter landesherrlicher Autorität allmählich von selbst zu."

„Luther hatte noch Ursache, über das Bistum der Höfe ohne geistlichen Charakter zu seufzen, und zuweilen erinnerten einzelne gedrückte Theologen, daß Christus die Seinen nicht aus der päpstlichen Sklaverei errettet habe, um sie zu Knechten der Polizei zu machen."

Wir beschränken uns hier absichtlich auf die Zustände des deutschen Luthertums. Es erhebt bis in die jüngste Zeit stets wieder den Anspruch, die deutsche Kirche als solche zu repräsentieren. Die Verfassungsformen der reformierten Kirche sind auch in der Tat nur auf kleinere Gebiete beschränkt geblieben. Daß die lutherische Kirche es aber in der Verfassung so gut wie im Dogma nirgends über Inkonsequenzen hinausbrachte, das hat Hase noch in dem etwas späteren Satze niedergelegt: „Das kanonische Recht blieb trotz Luthers fortwährendem Ärger über die Juristen tatsächlich überall Rechtsgrundlage, auf der allmählich das Notwendigste umgestaltet wurde."

Es wäre mehr als Torheit, in der ungenügenden Kirchenverfassung die letzte Ursache des Rückganges des deutschen Protestantismus, zumal seiner schweren Einbußen im schmalkaldischen und im 30jährigen Krieg, zu erblicken. Weder die Verfassung noch das Dogma hat eine derartige Tragweite gehabt. Jede neue Vertiefung in das innere Leben der übel behandelten Kleinkirchen ruft neue Bewunderung hervor, wie sie trotzdem und alledem im irdenen Gefäß den himmlischen Schatz wahrten. Das Verhängnis für das Deutsche Reich deutscher Nation hat vielmehr damit begonnen, daß der König von Spanien die spanischen Maximen in das deutsche Nebenreich mitbrachte, und darin gegipfelt, daß ein Jahrhundert später die österreichische Politik abermals von der spanischen bedingt wurde. Die Rettung des niedergeworfenen deutschen Protestantismus kam erst von Gustav Adolf. Durch den westfälischen Frieden wurde — darum hat die päpstliche Politik ihrer Naturanlage nach nicht anders gekonnt, als ihn zu verfluchen — der Versuch der gewaltsamen Niederwerfung der Ketzerkirchen vertagt.

Die entsetzlichen Einbußen der Kriegsjahre hatten nun wenigstens die Erkenntnis gezeitigt, daß die (von Gustav Adolph vergebens erbettelte) Einigung der evangelischen Stände unter sich ein Ding der Notwendigkeit sei. So wurden denn auch die reformierten Stände in den Religionsfrieden eingeschlossen. Dann folgte (1663) die Einsetzung des Corpus evangelicorum auf dem permanent gewordenen Reichstage in Regensburg. Ein noch lehrreicherer Beleg dafür, daß die Greuel der Kriegszeit

Digitized by Google

wenigstens lernfähig gemacht hatten, ist in den neuen Theorien zu suchen, durch welche man dem morsch gewordenen Episkopalsystem eine festere Grundlage zu geben versuchte.

Wir können auch für diese Periode keinen sichereren Weg einschlagen, als Hase weiter zu folgen (jetzt dem § 373). Über die Entstehung des Territorialsystems urteilt er dahin: „Als der innere Widerspruch des Episkopalsystems einleuchtete, führte die Folgerichtigkeit des reichsständischen Reformationsrechts und die Ausbildung des Staatsrechts zum Territorialsystem: die Kirchengewalt ein Bestandteil der Staatsgewalt." Daß dasselbe durch Thomasius und Böhmer zur Vorherrschaft kam, wird durch des Ersteren „freisinnigen Gebrauch", durch des Zweitgenannten „weise Grenzen" erklärt. Aber schon bald nach dem Anfang des 18. Jahrhunderts regt sich abermals die echt Luther'sche Opposition der Theologie gegen die Juristerei, oder wie Hase es nennt: „das Rechtsgefühl der Kirche, durch tausendjährige Denkmale bestätigt." Dies der Ausgangspunkt des Kollegialsystems, zuerst von dem Tübinger Kanzler Pfaff durchgeführt. Pfaff hat in der Tat ein besseres Los verdient, als das, welches die vielumstrittenen Irenäusfragmente ihm in unseren Tagen besorgt haben. Er hat denn doch insofern ein Organ besessen für die eigenste Aufgabe der Kirche, daß er sie als „eine selbständige Korporation innerhalb des Staates faßt, deren Gewalt nur durch einen Vertrag rechtmäßig an die Fürsten gekommen sei."

Was aber ist mit all dem Flickwerk wirklich geholfen gewesen? „Die beiden Rechtsansichten haben *streitend* neben einander bestanden und auf die Kirchenverwaltung *abwechselnd* Einfluß geübt." Im Corpus Evangelicorum hatte man „eine machtlose Behörde." „Der übrige Zustand blieb der alte; die Macht über die vereinzelten Landeskirchen blieb bei der weltlichen Obrigkeit, geübt durch Konsistorien und Staatsministerien." „Hierdurch wurde jede geistliche Anmaßung zurückgewiesen, die Kirche zuweilen als Polizeianstalt behandelt und das Kirchengut anderwärts verwandt."

An der theoretischen Einsicht, daß es so nicht weiter gehe, hat es nun in der Zeit der volkskirchlichen Erweckung in der Tat nicht gefehlt. Das 19. Jahrhundert hat sogar eine größere Zahl selbständiger Kirchenrechtslehrer gesehen, die gerne an einem wirklichen Neubau gearbeitet hätten. Man ist es dem Andenkenken von Richter und Jacobson, von Bluhme und Hinschius ebenso wie demjenigen Otto Mejers schuldig, dies nicht zu vergessen. Auch den jüngeren wie den Friedberg und Sohm dankt die Theologie ernste Anregung. Die Kirche selbst aber hat vor allem der sicherlich kirchenrechtskundige Hermann, so weit es eben anging, und so lange nicht die „Ära Kögel" ihm Einhalt bot, auf ihre eigenen Füße zu stellen gestrebt. Wir werden dieses späteren Verlaufs noch in seinem eigenen zeitlichen Zusammenhang zu gedenken haben. Aber vorerst kommt nur die eine Frage in Betracht: was hat die nachstraußische Zeit in noch höherem Grade als die Restaurationszeit) aus den Anregungen der volkskirchlichen Erweckung gemacht?

Es ist ein dritter Paragraph (417) des Haseschen Lehrbuchs, aus dem wenigstens noch einige Sätze hierher gehören, schon damit wir später an sie anknüpfen können. „Zur Zeit der kirchlichen Erschlaffung fehlte Lust und Kraft, ein eigentümliches Recht der Kirche zu vertreten. Fast einsam hat damals Schuderoff für die Gedanken des Kollegialsystems gekämpft, sein Eifer gegen die Juristenherrschaft über die Kirche hieß hierarchisch." Der auch sonst übel verleumdete Mann ist uns schon in den Tagen des Altenburger Kirchenstreites als Konfessor begegnet. Die allgemeineren Ursachen aber, die es sogar bei der Begründung der Union verhindert haben, daß wenigstens die in der reformierten Kirche erhalten gebliebenen „Trümmer altkirchlicher Ein-

Digitized by Google

richtungen" der vereinigten Landeskirche zugute kamen, haben Hase und Rothe gleich sehr in dem „Zeitgeist" als solchen gesehen. Die Schlußworte des Hasechen § 417 sagen das unzweideutig: „Die Ungunst gegen alle natürliche Freiheit und die Scheu vor der Volksstimme als einer Herrschaft des Fleisches gab der fürstlichen oder doch der geistlichen Übermacht den Vorzug. Die Hegelsche Schule erneute das Territorialsystem aus dem höheren Gesichtspunkte des Staates, danach die Kirche als besondere Gesellschaft verschwindend nur die religiöse Bestimmtheit des Staates sei."

Der einzige mit Aussicht auf Erfolg unternommene Versuch, eine wirkliche Gemeindekirche herzustellen, gehört der folgenden Periode, spezieller der tief religiösen Erweckung des Protestantenvereins an. Da wir aber an dieser Stelle die ältere und die neuere Literatur miteinander vergleichen, so darf nun weiter auch des nicht veralteten Werkes von Brandes: „Die Verfassung der Kirche nach evangelischen Grundsätzen" (Elberfeld 1867; 2 Bände) nicht vergessen werden. Schon die erste Auflage dieses Handbuchs hat sich darauf gestützt. Daneben stellt sich dann neuerdings die gründliche juristische Monographie Riekers über „Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zur Gegenwart" (Leipzig 1893).

Nach diesem Hinweis auf die inzwischen dazu getretenen, genauer einführenden Hilfsmittel darf nun aber schließlich auch die eigene frühere Darstellung zu ihrem Recht kommen:

Die Erkenntnis der Unvermeidlichkeit einer Reform war im Anfang der neuen Periode allgemein verbreitet; Schleiermacher sprach bei jeder Gelegenheit als conditio sine qua non für die Hebung des kirchlichen Lebens die Notwendigkeit einer wirklichen Verfassung der Kirche aus. Es wurden denn auch in Preußen schon bald einige einleitende Versuche in dieser Beziehung gemacht. Zugleich mit der Reorganisation des Staatswesens wurden Provinzialkonsistorien eingesetzt und daneben 1819 Provinzialsynoden berufen, denen ein Entwurf einer Verschmelzung der Synodal- mit der Konsistorialverfassung vorgelegt wurde. Aber die Ansichten darüber gingen auf diesen Synoden sehr auseinander, und seit dem Jahr 1819 stieg die allgemeine Reaktion mehr und mehr, so daß es nicht nur nicht zu den nötigen Reformen kam, sondern bald auch gar nicht mehr die Rede davon war. Statt dessen wurden, nachdem 1816 die evangelische Kirche bereits mit Titularbischöfen beschenkt worden war, die man freilich mit der Zeit wieder aussterben ließ, 1828 Generalsuperintendenten an die Spitze der einzelnen Provinzialkirchen gestellt, und nur die beiden westlichen Provinzen erhielten 1835 eine geordnete Presbyterial- und Synodalverfassung mit Mitwirkung der Gemeinden, aber unter Aufsicht des Staates; in den östlichen Provinzen blieb das alte System unverändert bestehen.

In den kleineren Landeskirchen ging es im wesentlichen ebenso. In Bayern war durch die Verfassung von 1818 ein Oberkonsistorium an die Spitze der Kirche gestellt, das selbst unter dem Ministerium des Inneren stand, aber den Provinzialkonsistorien seine Anweisungen gab. Es wurden auch Diözesansynoden eingeführt; aber sie hatten nicht bloß nur ein Drittel Laienmitglieder, sondern dieselben waren noch dazu von den Konsistorien ernannt. Und selbst die sogenannten Generalsynoden der einzelnen Kirchenprovinzen waren im Grunde nur beratende Provinzialsynoden mit enger Beschränkung ihrer Befugnisse. Bloß die rheinpfälzische Kirche erhielt selbstgewählte Ver-

Digitized by Google

treter der Gemeinden, was zur Folge hatte, daß hier nicht bloß 1818 bei der Einführung der Union allein die heilige Schrift als Autorität festgehalten wurde, ohne normative Geltung der Symbole, sondern daß auch von der Generalsynode von 1821 ein neuer Katechismus und ein neues Gesangbuch eingeführt wurden. Erst seit 1832 trat auch in der pfälzischen Kirche eine rückläufigere Strömung ein. In Ansbach und Baireuth war dagegen der Versuch gemacht worden, mit der Einführung der Presbyterien zugleich eine neue Kirchenzucht einzuführen, woran die ganze Einrichtung scheiterte. Und im Münchener Kirchenregiment hatte man seit dem Abelschen Regiment (1837—1847) so viel mit der Abwehr der äußeren Angriffe des Jesuitismus zu tun, daß schon hierdurch die innere Entwicklung zurücktreten mußte, selbst wenn dies nicht in den eigenen Wünschen der gerade in Bayern unbedingt dominierenden schroffen Orthodoxie gelegen hätte.

Auch die Verfassung der württembergischen Kirche erhielt keine bedeutenderen Reformen. Zwar wurde — zur Entschädigung für die Schmälerung des Kirchengutes — den Prälaten Sitz und Stimme auf dem Landtage gegeben, es wurden auch jährliche Synoden eingeführt. Aber die Mitglieder aller kirchlichen Behörden wurden vom Könige ernannt. Nicht anders ging es in Sachsen. So lebhaft auch nach der Einführung der Konstitution 1831—1834 die Reform der Kirchenverfassung diskutiert wurde, es kam doch nicht dazu. Nur die badische und nassauische Kirche hatten sich (diese 1817, jene 1821) wie der Einführung der Union, so auch der einer Presbyterial- und Synodalverfassung zu erfreuen. Und in den thüringischen Ländern kam es zwar nicht zu einer solchen Verfassung, wurde aber das Kirchenregiment in liberalem Sinne geführt.

So waren denn die für eine gedeihliche Entwicklung der Kirche unerläßlichen Reformen im rechten Moment versäumt und durch die fortdauernde Ausschließung der Laien vom kirchlichen Leben die schlimmen Krisen vorbereitet worden, die das Auseinandergehen der Kirche in die beiden Extreme der Geistlichkeits-Orthodoxie und des Laien-Rationalismus bewirkten. Die Folgen davon traten in der Bewegung der protestantischen Freunde und der Bildung der freien Gemeinden zutage. Aber dennoch ist ein großer Unterschied in den kirchlichen Zuständen vor und nach 1848, und bei der Vergleichung beider tritt es frappant zutage, wie sehr die weitere Entwicklung durch Revolution und Reaktion bedingt war. Denn während hernach die unbedingte Herrschaft der schroffen Orthodoxie sogar alle Versuche der Besserung verhindert hat und selbst den gemäßigtesten liberalen Richtungen das Recht der Existenz streitig macht, finden wir vor 1848 noch manche Schritte, die darauf ausgehen, das Auseinanderfallen der Kirche in die Extreme zu verhüten und den normalen Gang der historischen Entwicklung weiter zu verfolgen. Während nach 1848 der Hengstenberg-Stahlschen Tendenz gegenüber die Vermittelungstheologie ganz in den Hintergrund tritt, ist vorher die Zeit, wo Männer wie Nitzsch und Ullmann noch ein Wort mitzusprechen haben. Und ihr Streben ging vor allem darauf aus, „passende Organe zu schaffen, durch die die Stimme der Kirche sich vernehmlich machen könne", d. h. einerseits Anbahnung der Synodalverfassung durch Kreis- und Provinzialsynoden bis zur Generalsynode, andererseits eine Einigung der verschiedenen getrennten Kirchenregierungen zu gemeinsamen Zielen. Das zweitgenannte Streben führte zu der Berliner Kirchenkonferenz im Jahre 1846, das erste zur Berliner Generalsynode vom Juni bis zum August 1846.

Die Kirchenkonferenz wurde zunächst durch die Ullmannsche Schrift: „Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands, ein Wort an ihre Schirmherren und Freunde" (1845) eingeleitet, in welcher als Heilmittel für die erregte und zerrissene Zeit und zur Herstellung der Selbständigkeit und Würde der evangelischen Kirche die

Digitized by Google

beiden für diese Zwecke gewiß geeignetsten Wege vorgeschlagen wurden: die Einrichtung einer Presbyterial- und Synodalverfassung in den einzelnen Kirchen einerseits, und eine geregelte Verbindung zwischen den verschiedenen Landeskirchen andererseits. Beides sollte durch die gemeinschaftliche Beratung von Abgeordneten der deutschen Fürsten als der Schirmherren der Kirche beschlossen und vorbereitet werden. Neben Ullmann wirkten die ebenfalls der gesunden Entwicklung der Kirche geneigten Hofprediger Snethlage in Berlin und Grüneisen in Stuttgart für diesen Zweck, und so kam es denn in der Tat zur Beschickung der Berliner Kirchenkonferenz. Das Resultat der Verhandlungen blieb leider nach damaliger Unsitte geheim, und so wurde, zumal da man nicht sofort praktische Folgen sah, das Ganze meist ungünstig beurteilt. Den Gipfel einer geradezu ungerechten Beurteilung des trotz seiner Resultatlosigkeit doch immer höchst anerkennenswerten Strebens bilden wohl Baurs Worte: „Das Ganze war nur von solchen veranstaltet, die durch die Rolle, die sie im Auftrage ihrer Höfe als Gesetzgeber der Kirche spielen konnten, ihrem persönlichen Ehrgeiz eine neue Befriedigung verschaffen wollten.“ Nach 1848 suchen wir solche Bestrebungen vergebens; und am wenigsten hätte ein Ullmann später die Hand dazu geboten.

Denselben Eindruck der gewaltigen in zwei kurzen Dezennien eingetretenen Veränderungen empfängt man nur noch in erhöhtem Grade durch einen Blick auf die Verhandlungen der Generalsynode im ganzen und großen, und auf die damalige und jetzige Stellung eines Mannes wie Nitzsch im speziellen. Es erinnert die Generalsynode merkwürdig an den Vereinigten Landtag des Jahres 1847, auf dem auch manche tüchtigen Kräfte vergebens arbeiteten, und dessen Bestrebungen auch schon so bald dem Revolutions- und Reaktionsfieber unterlagen. Wären die Beschlüsse beider Versammlungen mehr befolgt worden, so hätte die ganze folgende Entwicklung einen anderen Charakter getragen. Aber die tragische Ähnlichkeit beider zeigt sich am meisten darin, daß ihre Abmachungen nur einen beratenden, keinen entscheidenden Charakter hatten, und daß den bloßen Ratschlägen nicht gefolgt wurde. Nicht minder fühlt man sich an das verwandte Streben und Geschick des deutschen Parlaments in der Paulskirche erinnert, wo ebenfalls so viel edle Umsicht, Besonnenheit und Liberalität an den sich gegenseitig in die Hände arbeitenden Extremen scheiterte.

Von den 75 Mitgliedern der vom Kultusminister Eichhorn präsidierten Synode bestand die Hälfte aus Laien, und unter den Theologen waren die tüchtigsten Vertreter der verschiedenen Richtungen. Acht Kommissionen berieten nebeneinander die verschiedenen Fragen, drei davon besonders wichtige, die über die Lehre, über die Union und über die Verfassung. Von der mit der Lehrfrage betrauten Kommission, deren Referent Nitzsch war, wurde die Symbolverpflichtung unbedingt verworfen und nur eine allgemeine Beziehung auf die Symbole in dem Ordinationsformular angeraten. Nitzsch' Vorschläge gingen davon aus, es könne in der Bekenntnisfrage nicht bei dem status quo bleiben, weil die Union sich auch in der Lehre vollziehen müsse; es sei also das Fundamentale des christlichen Glaubens von dem Nichtfundamentalen zu sondern; dann stelle sich als die Grundlage der Union nicht eine neue, von dem Inhalt der bisherigen Bekenntnisse unabhängige heraus, sondern sie gehe auf den Konsensus der beiderseitigen Bekenntnisse zurück. Diese Glaubensgrundlage solle in dem Ordinationsformulare niedergelegt werden, neben dem jedoch auf den ausdrücklichen Wunsch der Gemeinde eine Berufung auf einzelne lutherische oder reformierte Symbole zulässig sei. Das in dem Ordinationsformulare eingeschlossene Bekenntnis zu den Grundtatsachen des Heils hatte die anstößigsten Punkte des Apostolikums, übernatürliche Empfängnis, Höllen- und Himmelfahrt und Wiederkunft zum Gericht über-

Digitized by Google

gangen; außerdem wurde noch bei der Bestimmung der Lehrordnung ausdrücklich zwischen Heterodoxien und Angriffen auf den evangelischen Glaubensstand unterschieden. Es wurden diese Kommissionsanträge im wesentlichen von der Majorität der Synode gebilligt; obgleich die Rechte — Stahl, Twesten, der Potsdamer Strauß — den status quo aufrecht erhalten wollte, und das von der Kommission vorgeschlagene Bekenntnis schon deshalb verwarf, weil sich auch der Rationalismus damit einverstanden erklären könne; während die Linke — Sydow, Graf Schwerin — jede Verpflichtung auf einen bestimmten Lehrgehalt durch die Schleiermacherschen Argumente bekämpfte, und besonders betonte, das Christentum sei eine Lebenskraft, nicht eine Lehre, man könne sich wohl verpflichten den Glauben zu predigen, nicht aber einen bestimmten Lehrinhalt.

Die Unionsfrage hatte Julius Müller zum Referenten, der sie durchaus von derselben Voraussetzungen aus behandelte wie Nitzsch die Bekenntnisfrage. Für die Verfassungsfrage war allerdings Stahl Referent; nichtsdestoweniger ging man von dem Prinzip einer Vereinigung der Konsistorial- und Presbyterialverfassung aus, deren Skala Presbyterien, Kreis- und Provinzialsynoden, Generalsuperintendenten, Landessynode und Oberkonsistorium waren.

Gewiß waren es anerkennenswerte Vorschläge, die von der Synode der Regierung gemacht wurden. Ihre Zweckdienlichkeit ging noch mehr daraus hervor, daß die beiden Extreme gleich sehr über die Beschlüsse herfielen, Uhlich in seinen 17 Sätzen in Beziehung auf die Verpflichtungsformel, Hengstenberg in seinem gewöhnlichen unflätigen Stile und die Konzessionen an den Rationalismus brandmarkend. Ja, man entblödete sich von dieser Seite nicht die Versammlung als Räubersynode zu schmähen und als Konzilium Nitzschenum zu höhnen. Julius Müller verteidigte zwar nach beiden Seiten hin die synodalen Beschlüsse; aber die Regierung eignete sich dieselben nicht an. Sie erließ im Gegensatz zu dem Bestreben, die verschiedenen Parteien innerhalb der Kirche zu einigen, das Toleranzedikt, das die Rationalisten zur Kirche herausdrängen sollte. Es war dieselbe Methode, die den Beschlüssen des Vereinigten Landtags gegenüber beobachtet wurde; die Folge davon trat bald genug in der Märzrevolution zutage.

---

§ 20.

Die Selbstverschuldung des deutschen Protestantismus an der neuen Oberherrschaft des Papsttums.

Sowohl der Kölner Kirchenstreit, wie der bayerische Kniebeugungsstreit sind in erster Reihe Abschnitte aus der Geschichte des Katholizismus, sind in derselben als solche behandelt. Aber der Folgen beider für die evangelischen Kirchen will auch in eigenem Zusammenhang gedacht werden. Kommen sie doch im wesentlichen darauf hinaus, daß in Preußen die evangelische Kirche von da an einer systematischen Imparität zur Beute wurde, während in Bayern die moralische Kraft der dortigen Lutherkirche ihr selbst zum

Digitized by Google

Bewußtsein kam. Aber wir dürfen bei jenen einzelnen Begebenheiten nicht stehen bleiben, sondern müssen die gegenseitige Wechselwirkung der Zustände im Katholizismus und Protestantismus aufeinander im ganzen und großen ins Auge fassen. Es erleichtert sich uns diese Aufgabe wieder, wenn wir die bis dahin zerstreuten Einzelarbeiten für die Gesamtdarstellung verwerten. Neben dem in den vorigen § 19 hineingestellten Krefelder Vortrag (von 1897) über die „Hemmungen" muß hier nämlich weiter auch der Berliner Vortrag (von 1899) über „die Selbstverschuldung" herangezogen werden. Beide sind mehrfach mit alttestamentlichen Bußpredigten verglichen worden. Wie sehr der Anlaß zu einer wirklichen Bußstimmung da ist für den tief erniedrigten Protestantismus, zeigt sich bereits in dem Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Denn es ist schon diese Zeit gewesen, in welcher die Selbstverschuldung des deutschen Protestantismus beginnt, und zwar obenan mit Bezug auf die neue Verjesuitierung der katholischen Hälfte unseres Volkes. Wir entnehmen daher dem eben genannten Vortrag obenan die kurze Zusammenfassung dessen, was im zweiten Bande des Handbuchs im einzelnen dargetan worden ist:

Es sind in erster Reihe protestantische Staatsmänner gewesen, welche das erneute ultramontane Kirchenrecht an die Stelle des nationalkirchlichen Episkopalsystems gesetzt haben. Die ganze innere Geschichte unseres deutschen Katholizismus seit der Restauration von Papsttum und Jesuitenorden ist ein fortlaufender Kampf des germanischen Geistes gegen den romanischen gewesen. Auf katholischer Seite war es eine Ruhmesgeschichte des unvertilgbaren deutschen Gewissens. Speziell die katholische Theologie stand bis zum Vatikanum der höchsten Blüte der protestantischen Theologie ebenbürtig zur Seite, und wie die Fakultäten, so haben auch die bedeutendsten unter den deutschen Bischöfen an den nationalen Ideen der Emser Punktationen und dem geschichtlichen Wahrheitssinn der febronianischen Zeit festgehalten. Auf der anderen aber, auf der protestantischen Seite hat es von dem Beginne der Restaurationszeit an ganz entgegengesetzt gestanden. „Daß alle jene edlen Männer einen vergeblichen Kampf kämpften, ist obenan die Schuld sogenannter Protestanten gewesen, die sich zu Lakaien des Jesuitismus gemacht haben, weil sie in ihrem Hochmut die Gefahr nicht sahen, welche in der neuen Verjesuitisierung des Katholizismus auch für den Protestantismus gelegen war." Verfolgen Sie es nur im einzelnen, wie die schlesischen und die westdeutschen Reformbestrebungen im Episkopat, wie die Hermesesche und Güntherische Schule in der Theologie von protestantischer Seite behandelt wurden! Sie werden immer wieder auf die gleiche Auslieferung aller nationalen und idealen Elemente an den Papismus stoßen wie in der Abstimmung vom 11. März 1899.*)

Nach dem Hinweis auf die aus der früheren Verschuldung erwachsene gegenwärtige Lage (die schon in dem Zwickauer Vortrag von 1895 über

*) Die Verweigerung der 6000 Mark für das Bonner altkatholische Seminar durch das Wettkriechen der Freisinnigen und Konservativen vor dem Centrum. Seither hat dasselbe wenigstens in dieser Spezialfrage aufgehört. Aber wie sehr beherrscht es noch immer die ganze parlamentarische Lage.

Digitized by Google

„die internationale Seite der päpstlichen Politik" vom vatikanischen Sehwinkel aus genauer gekennzeichnet worden war) heißt es dann weiter:

Es bedürfte eines eigenen Vortrags, um auch nur eine dürftige Skizze der tatsächlichen Oberherrschaft des Papsttums über unser Deutsches Reich zu zeichnen. Unsere heutige Frage aber ist speziell die: Worin liegt die Verschuldung des deutschen Protestantismus an diesen Verhältnissen? Einen Teil der Antwort haben Sie bereits in dem Nachweise erhalten, wie es protestantischer Hochmut gewesen ist, der unseren nationalen Katholizismus dem Papismus zuliebe untergraben und, soviel an ihm lag, wirklich zerstört hat. Aber auch der übrige Teil der Antwort ist in dem bekannten Sprichwort gegeben: „Hochmut kommt vor dem Fall." Was Königin Luise einst klagte von dem auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafenen preußischen Staat, das gilt heute von dem gesamten deutschen Protestantismus. Die Unkenntnis nicht nur der idealen Mächte des Katholizismus, sondern ebensosehr der Ausnutzung derselben für die päpstliche Weltherrschaft, diese Unkenntnis unseres unversöhnlichen Todfeindes also, hat sich mit einer Überschätzung der eigenen Leistungen gepaart, die durch die damit verbundene Selbstzerfleischung jenem alten Gegner genau ebenso in die Hände gearbeitet hat, wie in den traurigsten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Aus den weiteren Ausführungen sei wenigstens noch die Parallele zwischen der Lage des Protestantismus am Ausgang des 18. und am Ausgang des 19. Jahrhunderts herangezogen.

Wohl hat dann die Weiterentwicklung des Protestantismus im 18. Jahrhundert alle jene Früchte zur Reife gebracht, deren wir uns gottlob trotzdem und alledem noch immer erfreuen. Gewissensfreiheit und Duldung als die recht eigentlichen Segnungen der Reformation, wie sie Kaiser Friedrich am Grabe Luthers bezeichnete, lassen sich durch keine äußerlichen Erfolge der Inquisitionskirche mehr aus der Welt schaffen. Aber wie sind alle jene hehren Errungenschaften des 18. Jahrhunderts seit der Restaurationszeit behandelt worden! Die deutsche Aufklärung, die bekanntlich vor die Zeit der französischen Revolution fällt und durch Revolution und Gegenrevolution nur zurückgedrängt wurde, ist mit dieser Revolution selbst in einen Topf geworfen. Die Milderung der alten Streittheologie hüben und drüben, ja der fromme Glaube unserer Großväter und Großmütter selber ist als Unglaube und Abfall hingestellt worden. Die großartigen Werke der pragmatischen Geschichtsforschung sind im Staub der Bibliotheken vergraben. Auf diese Weise kam denn nur zu bald eine Zeit, die so wenig Geschichtskenntnis besaß, daß sie sich das kecke Wort gefallen ließ, die Jesuiten ständen dem gläubigen Evangelischen näher, als die sogenannten Rationalisten.

Ist es zu verwundern, daß derartigen Exzessen gegenüber auch das entgegengesetzte Extrem immer ärger geworden ist? Ich weiß mich noch lebhaft zu erinnern, wie weitverbreitete Berliner Blätter in jenen Reaktionstagen, welche auch hier in Berlin eine Jesuitenmission sahen, die Parole ausgaben: „Unsere eigenen Pfaffen sind so schlimm, daß die römischen nicht ärger sein können."

Die zuletzt geschilderte Volksstimmung ist nur der Rückschlag gegen die Verhinderung jeder selbständigen Gestaltung der Kirche. Die Ursachen dieser Verhinderung hat uns der vorige § gezeigt. Die weitere Steigerung der ihr zugrunde liegenden Tendenz wird uns in der folgenden Periode vor Augen treten. Daß schon die auf diese Weise bewirkte Entfremdung der evangelischen Gemeinde von der Kirche der neuen Oberherrschaft des Papst-

Digitized by Google

tums auf alle Weise in die Hände arbeiten mußte, unterliegt keinem Zweifel. Die Fortdauer der unbefriedigenden Gestaltung der Kirchenverfassung ließ die Unabhängigkeit der römisch-katholischen Kirche von der staatlichen Bureaukratie — vermöge ihres internationalen Rückhalts in Rom — sogar manchen guten Protestanten als Gegenstand des Neides erscheinen.

Da wir es bei unserer jetzigen Aufgabe nur mit der protestantisch-kirchlichen Seite der Gesamtentwicklung zu tun haben, dürfen wir uns hier nicht auf die Prüfung einlassen, wie wenig diese Unabhängigkeit in Wirklichkeit Stand hält, wie vielmehr die Beeinflussung des katholischen Volkslebens das Lieblingsobjekt der Kuhhändel zwischen der päpstlichen und staatlichen Diplomatie bildet. Dagegen hat unsere nunmehrige Betrachtung ja durchweg die vorausgegangene „interkonfessionelle" Vergleichung in der zweiten Abteilung des dritten Bandes zur eigenen Voraussetzung. Um die Geschichte der Kirche im Protestantismus überhaupt auf eine feste Basis zu stellen, erschien es alsbald nach Beendigung der Geschichte der katholischen und protestantischen Theologie unumgänglich, derselben zuerst den Nachweis der interkonfessionellen Zusammenhänge mit Bezug auf das kirchliche Leben im engeren Sinne folgen zu lassen. Um so mehr ist nun aber hier der Ort, daran zu erinnern, wie das „Versagen" des offiziellen kirchlichen Protestantismus für die ihm gestellten Aufgaben nur der Revers ist zu der „wiedergewonnenen Hegemonie der Papstkirche im 19. Jahrhundert".

Diese erste jener „interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben", welche sich nur in einer Spezialbehandlung ins rechte Licht stellen ließen, hing dabei zugleich aufs engste mit den anderen zusammen, von welchen wir hier nur die Aufschriften aufzählen können. Denn für den Historiker sind es lauter Korrelata: der Wiedergewinn der Hegemonie für die Papstkirche und die Übertragung der Kirchenfeindschaft der Revolution auf protestantischen Boden; die konkordatliche Verwertung der Kirche als Polizeianstalt und die Anläufe nach neuen Formen der Religion außerhalb der Kirchen; die Versuche freikirchlicher Neubauten und die damit verbundenen theologischen Reformpläne. In dem einen wie in dem anderen drängen sich durchweg die pathologischen Erscheinungen der kirchlichen Seite des 19. Jahrhunderts in den Vordergrund. Andrerseits aber durften wir denselben insgesamt alsbald die Ergebnisse der wissenschaftlichen Leben-Jesu-Forschung für die gläubige Gemeinde gegenüberstellen, d. h. das gleiche Ferment, welches in der Reformation als Erneuerung des Evangeliums pulsiert. Denn das ist eben die Einzigartigkeit dieses Evangeliums, daß, so oft es auch völlig unter den Scheffel gesetzt zu sein scheint, es doch immer wieder aufs neue die Finsternis überwindet. Statt von einem „Wesen des Christentums" zu reden, in welchem das, was der

Digitized by Google

Herr als satanische Versuchung abweist, auf gleiches Recht Anspruch machen darf mit der Nachfolge seiner Selbstverleugnung, hat man vielmehr volles Recht, von dem zweitausendjährigen Kampf zwischen der Religion Jesu und dem offiziell sogenannten Christentum zu reden.

Auch der offizielle Protestantismus fällt unter dieses Gericht. Aber bei allen „Hemmnissen" und aller „Selbstverschuldung" hat sich doch in seiner gesamten Entwicklung noch niemals eine „unfehlbare" Instanz an die Stelle des Evangeliums zu setzen gewagt. Noch ist in keiner evangelischen Kirche der Mensch der Sünde in den Tempel Gottes gegangen und hat gesagt, er sei Gott.

In dem gegenwärtigen Zusammenhang haben wir es jedoch nicht mit demjenigen zu tun, was den evangelischen Kirchen auch in dunkelster Zeit immer wieder den Weg aufwärts gebahnt hat, sondern vielmehr mit den tiefer liegenden Ursachen der Selbstverschuldung des Protestantismus an der neuen Oberherrschaft des Papsttums. Die folgenden Perioden werden in stetig steigendem Maße die Folgen dieser Ursachen uns vorführen, zumal in dem Mangel an jenem Gemeinschaftsgefühl, worin das Geheimnis der Kraft des Katholizismus gelegen ist. Um für die eigene Partei einen momentanen Erfolg zu erringen, sind die gemeinsamen Interessen stets wieder außer acht gelassen, hat man des gemeinsamen Todfeindes überhaupt nicht gedacht. Haben wir bereits in Hengstenberg den ersten Urheber dieser neuen Selbstzerfleischung kennen gelernt, so werden wir in der dritten und vierten Periode ihm nur zu viele Nachfolger der verschiedensten Richtung erstehen sehen.

Aber noch sind wir mit der Untersuchung der eigentlichen Prinzipienfrage nicht fertig. Denn wir dürfen bei jenem einen Punkte nicht stehen bleiben, sondern müssen das *πρῶτον ψεῦδος* in der Gesamtgestaltung des kirchlichen Protestantismus noch von einer anderen Seite aus ins Auge fassen. Neben der Hemmung einer selbständigen Kirchenverfassung in Deutschland muß es eben doch auch noch weitere Gründe haben, wenn der Gesamtprotestantismus auf der ganzen Linie zurzeit das Spiel verloren hat. Nicht nur in Deutschland nämlich, sondern durchweg in den früher für spezifisch protestantisch geltenden Ländern ist der Geist der Reformation in den Hintergrund gedrängt. Es lohnt sich, dies in Holland und Ungarn, bei der Behandlung der Buren und Finnländer, vor allem aber in Großbritannien und Amerika im einzelnen zu verfolgen. Aber es gehört das nicht in diesen Zusammenhang. Genug, daß nicht nur bei uns, sondern durchweg „katholisch Trumpf" ist oder wird. In den Ländern der Gegenreformation ist die Papstkirche allerdings ihrer Schreckensherrschaft über die Geister verlustig gegangen. In den Ländern der Reformation aber ist die päpstliche Politik das ganze 19. Jahrhundert

Digitized by Google

hindurch von einem Siege zum anderen fortgeschritten. Das war nur dadurch möglich, daß die protestantischen Kirchen in den germanischen Ländern kaum minder entwurzelt sind, als die Papstkirche in den romanischen. Die gesamte Kulturentwicklung ist über das dogmatische Lehrgebäude aller Kirchen zur Tagesordnung übergegangen. Nur daß dies für den Protestantismus von viel größerer Tragweite geworden ist, weil das „Dogma" in ihm eine ganz andere Rolle gespielt hat als im Katholizismus.

Wenn im römischen Katholizismus ein Dogma „definiert" ist, so gehört es gewissermaßen zum „kirchlichen Inventar". Der „Gläubige" nimmt es gehorsam hin, weil die Kirche es befiehlt (sogar dann, wenn es sich um conceptio immaculata und um Unfehlbarkeit und Allgewalt der Päpste handelt, wo in der dogmatischen Hülle sehr realpolitische Dinge enthalten sind). Innerlich aber kümmert man sich nicht weiter darum. Dagegen schon an der Wiege des Protestantismus begegnen uns die inneren dogmatischen Kämpfe, die von Anfang an Spaltung auf Spaltung herbeiführten. Und ebenfalls von Anfang an hat der gemeinsame Gegner dies meisterhaft auszubeuten verstanden. Kaum war der Krieg über das Liebesmahl ausgebrochen, so sehen wir die gleichen Vorkämpfer des Papsttums, welche der einheitlichen Reformation gegenüber sich völlig ohnmächtig erwiesen hatten, hier den Keil einsetzen. Schon auf dem gleichen Speyerer Reichstage, der das weltgeschichtliche Prinzip des Protestantismus begründete, sollten die Sakramentierer ebenso wie die Anabaptisten ungehört verdammt werden. Den Anhängern Luthers konnte dann eine Galgenfrist gegönnt werden, das, was der große Kurfürst nachmals als das beneficium Polyphemi bezeichnete.

Es ist das große Verdienst Philipps von Hessen, daß er wenigstens den Schutz der Sakramentierer (d. h. der Reformierten) zur Pflicht der Protestierenden machte. Er hat dann im gleichen Jahre das weitere Friedenswerk in Marburg versucht. Neun Artikel sind zusammengestellt worden, über welche sich die Reformatoren geeinigt hatten. Auch im zehnten werden erst noch die Punkte genannt, über die man sich verständigen konnte, dann erst die Differenzpunkte. Aber was sind das nun alles für Artikel gewesen? Man muß die Reformationsschriften Luthers von 1520 und die Züricher Erstlingsschriften Zwinglis daneben stellen: dann empfindet man einen Kontrast, wie er stärker nicht gedacht werden kann. Dort der frische Lebenshauch, der das gesamte Volk erfaßte und in neue Bahnen führte, hier dogmatische Formulierungen über Fragen, welche mit der befreienden Tat der Reformation in gar keinem Zusammenhang standen!

Auch auf diese Fragen sind wir bereits in den einleitenden §§ des

Digitized by Google

ersten Bandes eingetreten. Aber in unserem jetzigen Zusammenhang wollen daraus die Schlußfolgerungen gezogen werden. Der Protestantismus hatte sich nämlich damit aufs neue auf den Boden jener alten Dogmen gestellt, welche, aus den leidenschaftlichen Streitigkeiten des vierten und fünften Jahrhunderts erwachsen, mit dem antiken Weltbilde untrennbar verwachsen sind. Damit war aber nun alsbald auch für ihn die gleiche Konsequenz verbunden, wie für die Orientkirchen nach dem Konzil von Chalcedon. Ist's nicht, als ob der Protestantismus von vornherein darauf angelegt gewesen wäre, noch einmal jene verhängnisvollen Kämpfe durchzumachen, in deren Folge die Geburtsländer des Christentums dem Islam zufielen? Die Folge ist auch bei ihm die gleiche gewesen, nur daß nicht der Islam, sondern die Gegenreformation den Gewinn daraus zog.

Viel zu wenig sind bis dahin diese Parallelen erkannt, und noch weniger im einzelnen durchgeführt worden. Es hängt dies damit zusammen, daß es immer wieder versäumt worden ist, die päpstliche Politik zu studieren. Und doch lohnt es sich so sehr, die Gründe zu untersuchen, weshalb sie dem Byzantinismus so gut wie dem Protestantismus „über war". Ist es nicht deshalb, weil sie selber den dogmatischen Fragen kühl bis ans Herz gegenüberstand, eben darum aber die Kämpfe der Gegenparteien untereinander unübertrefflich für sich auszubeuten verstand? Nirgends so sehr wie hier tritt die Virtuosität in dem divide et impera! dem vergleichenden Beobachter entgegen.

Aber wo sind diese Beobachtungen bisher konsequent verfolgt worden? Das junge Geschlecht redet so viel von seiner „religionsgeschichtlichen" Betrachtung, möchte ihretwegen die „vorsündflutliche" Theologie der großen Geister des 19. Jahrhunderts „in die Rumpelkammer werfen". Und doch gilt es mehr wie je, hier von Baur, dort von Rothe zu lernen. Dem in beider Fußtapfen wandelnden „Handbuch" hat von Anfang an die Religions- und Konfessionsvergleichung den ihm eigentümlichen Charakter gegeben. Es wurzelt in dem Einblick in die auch in dem heutigen Jerusalem um die Vorherrschaft ringenden Religionen und Kirchen. Schon die Briefe über das Jerusalemer Osterfest von 1862 hatten das katholische und protestantische, das jüdische und islamitische Jerusalem miteinander zu vergleichen. Ebenso enthält die kleine Schrift über „Ägyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte" im Grunde nur die Kapitelaufschriften eines umfassend angelegten Werkes, welches die in dem Rahmen des Nillandes aufeinander gefolgten Religionen in ihrem Verhältnis zu der Gesamtkultur vorführen sollte. Im Mittelpunkt aber hat die Frage gestanden: „Woher der Untergang des Christentums in Ägypten?" Sie hat sich mir schon damals auf die gleiche Weise beantwortet wie heute die andere: „Woher

Digitized by Google

der Zerfall des Protestantismus?" Denn die Antwort liegt beide Male in dem einen Wort „Dogma".

Dogma in dem Sinne, wie wir hier das Wort brauchen, ist gottlob kein einseitig theologischer Begriff mehr. In der Politik, wie in der Naturforschung ist der gleiche Sprachgebrauch zur Herrschaft gekommen. Man redet zurzeit mit vollem Recht von sozialdemokratischen Dogmen, unterscheidet auch hier die Orthodoxen von den Revisionisten oder, um die Redeweise des Bischofs Keppler über die Reformkatholiken auch auf das soziale Gebiet zu übertragen, von den Reformsimplern. Die ernste naturwissenschaftliche Methode aber hat sich immer bestimmter von den materialistischen und monistischen Dogmen abgewendet.

Sollte in solcher Zeit die Frage: „Brauchen wir ein neues Dogma?" allein für die Theologie bejahend zu beantworten sein? Es ist mit aufrichtiger Hochachtung für die gesamte Lebensarbeit Kaftans verbunden, wenn ich seine Frage an dieser Stelle mit einem klaren Nein beantworte. Ich möchte dabei sogar noch einen Schritt weiter gehen, als es Dreyer in seinem (von Kaftan bekämpften) packenden Buch über das „undogmatische Christentum" getan hat. Von den gleichen Rotheschen Prämissen wie Dreyer ausgehend, möchte ich den negativen Ausdruck positiv fassen: dogmenfrei. Nur ein dogmenfreier Protestantismus kann die Niederlagen wett machen, welche der dogmatische Protestantismus erlitten hat. Dogmenfrei sind die „Bibelleser in der Gemeinde", wie sie mein „Hilfsbüchlein" für die biblischen Berichte über den Entwicklungsgang des Lebens Jesu im Auge hat. Dogmenfrei ist auch der genuine Pietismus.

Die erste Auflage dieses Handbuchs hat in der damals noch einflußreichen „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" eine etwas spöttisch gemeinte Parallele gefunden mit dem Zusatz „si parva licet componere magnis": die mit Gottfried Arnold. Derjenige, der sie gemacht hat, ahnte nicht, daß ich mehrere Jahre in und mit Gottfried Arnold gelebt hatte. So ist's ja ein nicht ganz unrichtiger Instinkt gewesen. Die kirchengeschichtliche Forschung darf allerdings weder bei Flacius, noch bei Arnold stehen bleiben. Aber zu lernen hat sie heute mehr wie jemals von ihnen. Denn auch die Kirchengeschichtschreibung des 19. Jahrhunderts hat in zunehmendem Grade das protestantische Charisma eingebüßt.

An dieser Stelle müssen kurze Andeutungen genügen. Bedarf es doch ohnedem einer Entschuldigung, daß in dem neuen Bande noch mehr als bisher von den Lesern gefordert wird. Die Klagen sind mir ja wohl bekannt, daß das Handbuch einmal viel zu viel Kenntnisse voraussetze, und sodann daß es zu wenig erzähle und statt dessen zu viel geschichtsphilosophische Betrachtungen gebe. Aber das, was ich überhaupt zu bieten vermag, muß in meinem Alter so hingenommen werden, wie ich's eben vermag.

Digitized by Google

Es gibt ja, wie schon mehrfach bemerkt, Bücher genug, welche die Namen und Daten zusammenstellen. Mehr noch wie Hase, dem wir gerade in dem neuen Bande mit besonderer Freude gefolgt sind, leistet in dieser Beziehung jede neue Auflage von Kurtz. Allerdings würde ich schon deshalb, weil ein Gelehrter wie Weizsäcker in seinen so überaus wohlwollenden Besprechungen der ersten Bände zugleich jenen Klagen Ausdruck verlieh, gern den gleichen Weg eingeschlagen haben, auf welchem er unserer ganzen gebildeten Gemeinde eine so prächtige Geschichte des apostolischen Zeitalters gegeben hat. Aber non omnia possumus omnes. Wenn auch nicht für die unmittelbare Gegenwart, so wird doch die in diesem Handbuch befolgte Methode der durchgängigen Vergleichung der Entwicklung in den verschiedenen Kirchen für die Folgezeit gewisse Dienste zu leisten vermögen.

Gerade für diesen Behuf sind jedoch solche Andeutungen dessen, was jüngere Kräfte an die Hand zu nehmen haben, unumgänglich. Dazu gehört aber neben der Vertiefung in die vollendete Meisterschaft der päpstlichen Diplomatie zugleich die Parallele zwischen denjenigen Seiten im kirchlichen Hellenismus und im kirchlichen Protestantismus, welche jene Diplomatie in der altkirchlichen und neukirchlichen Zeit gleich sehr für ihre eigenen Zwecke verwerten konnte. Der Fortschritt in der dogmengeschichtlichen Betrachtungsweise von Hegel-Baur zu Ritschl-Harnack ist mir von jeher darin erschienen, daß für Baur die Dogmen durch eine immanente Notwendigkeit sich geradeso und nicht anders gestalten mußten. Welch anderes Bild gewinnt doch derjenige, welcher den kulturgeschichtlichen Maßstab anlegt und auf diesem Wege die Folgen der Ausstoßung des Arianismus, des Nestorianismus und des Monophysitismus nacheinander verfolgt. Das Gleiche gilt aber weiter nicht minder von der Art und Weise, wie der monotheletische Streit und die Bilderstreitigkeiten von päpstlicher Seite zur Untergrabung des Staatsgedankens verwertet wurden. Vergegenwärtige man sich doch nur einmal gründlich (etwa von der Regierungsweise der ägyptischen Patriarchen aus: von Athanasius, über Theophilus und Cyrill, bis zu Dioskur) die Linien, welche von Nicäa über Chalcedon bis zu dem Bündnis der unterdrückten Monophysiten mit den mohammedanischen Eroberern geführt haben. Oder vergleiche man etwas mehr, als es von Rettberg und Rückert geschah, den moralischen Zustand der rechtgläubigen Franken mit demjenigen der arianischen Stämme. Es sind gar eigentümliche Eindrücke über den Segen des Dogmas, welche man bei solcher vergleichenden Beobachtung empfängt. Die Parallele zwischen der altkirchlichen und neukirchlichen Gestaltung der Dinge tritt aber erst von hier aus in die rechte Beleuchtung. Oder hat man nicht das eine wie das andere Mal über Dinge gestritten, über welche nie ein Mensch etwas gewußt hat und nie ein Mensch etwas wissen kann, wo aber das eine wie das andere Mal die

Digitized by Google

eigene Meinung den anders Denkenden mit Gewalt aufgedrängt wurde? Gilt dies nicht genau ebenso von dem Streit über das innergöttliche Wesen und über das gegenseitige Verhältnis der beiden Naturen in Christo, wie von dem Streit über die Art der Gemeinschaft mit ihm in dem heiligen Mahle und über das Verhältnis der götttlichen Vorherbestimmung zur menschlichen Freiheit? Wie sehr ist in der Kirche des 4. und 5., wie sehr aber auch in derjenigen des 16. und 17. Jahrhunderts das schöne Bibelwort vergessen: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?"

Es ist nicht die christliche Frömmigkeit, von der aus jene Fragen aufgeworfen sind. Die Bedürfnisse dieser Frömmigkeit hat der warnende Brief Konstantins in den Anfängen des arianischen Streites viel besser zu würdigen verstanden, als die gewaltsame Oktroyierung der Homousie durch Theodosius. Es will diese These durchaus nicht von einem dogmatisch gegnerischen Standpunkt aus aufgefaßt werden. Der Historiker hat beide, den Athanasius und den Arius, und ebenso die zahlreichen Vermittlungstheologen, die in der Mitte standen, von ihren eigenen Prämissen aus zu verstehen: so gut wie Luther und Zwingli bei ihrem Streite in Marburg. Unser prinzipieller Gegensatz richtet sich vielmehr gegen die Hereinziehung dogmatischer Schulfragen als solcher in das Gebiet des religiösen Lebens.

Schon bei den alten Hellenen ist Dogma so viel wie philosophische Schulmeinung. Von jeher haben darum eine ganze Reihe solcher Schulmeinungen nebeneinander bestanden. Noch der letzte Versuch, ein neues (allerseits anzuerkennendes) Dogma zu schaffen, ist dem geschichtlichen Gesetz unterlegen, welches bisher jeden getroffen hat, der einen ungewalkten Lappen auf ein altes Wollenkleid flickt. Es ist in der Natur der Dinge gelegen, daß der Riß nachher um so größer wird.

Dieser letzte Beleg für das stets neue Verhängnis der dogmatischen Kriege für den Protestantismus kann uns natürlich erst später in seinen Folgen für das kirchliche Leben beschäftigen. Dagegen dürften die obigen Andeutungen zu dem Nachweis genügen, daß die Selbstverschuldung des Protestantismus (denn die ungenügende Kirchenverfassung hat er nicht selber verschuldet) von seinen Anfängen an in der dogmatistischen Selbstzerfleischung gelegen war. Die Ausstoßung der Schweizer bei der Abfassung der Augsburger Konfession war die Vorbedingung zum Kappeler Krieg. Wie aus diesem ersten Religionskrieg alle anderen erwachsen sind, hat uns wieder bereits in dem einleitenden Bande beschäftigt. An dieser Stelle mußte aber noch einmal auf diesen Zusammenhang der Dinge hingewiesen werden, um auf dem so eingeschlagenen Wege zugleich einen festen Boden zu gewinnen für das geschichtliche Verständnis der Ursachen, warum die Restaurationszeit mit ihrer durchgängigen Erneuerung aller der längst für überwunden

Digitized by Google

erachteten dogmatischen Gegensätzlichkeiten der Oberherrschaft des Papsttums durchweg in die Hände arbeiten mußte. Den Höhepunkt erreicht dieses neue Verhängnis für den Protestantismus in der Reaktionszeit nach 1848. Aber die Aussaat ist schon in der Zeit zwischen der theologischen und politischen Revolution ausgestreut worden.

An treuen Warnern hat es allerdings auch dieser Zeit nicht gefehlt. Aber die Mahnungen an die „Lebensfragen des deutschen Protestantismus", wie sie sich von Tzschirner bis zu Hundeshagen stetig erneuten, haben bei den immer mehr divergierenden Parteien ihrer eigenen Zeit kein Gehör gefunden. Um so unabweisbarer und um so lohnender wäre die Aufgabe, diesen prophetischen Geistern im einzelnen nachzugehen, um die Früchte ihrer Arbeit den zukünftigen Generationen zu gute kommen zu lassen. Unser Handbuch muß sich leider auch hier darauf beschränken, die sich nach dieser Seite aufdrängende Zukunftsaufgabe ins klare zu stellen. Doch seien von den vielen Belegen für ihre Unabweisbarkeit wenigstens (im Anschluß an den § 20 des dritten Bandes) noch je ein theologischer und ein kirchlicher Appell herausgehoben.

Es ist gerade ein Jahr vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. gewesen, daß ein Kirchenhistoriker von der Bedeutung Rettbergs in seinem lehrreichen Vergleich zwischen Occams und Luthers Abendmahlslehre (Stud. u. Krit. 1839, I) die Hoffnung aussprach: „Die Nachweisung des rein Scholastischen an Luthers Ausbildung seiner Theorie dürfte als ein Beitrag dazu gelten, um in den damaligen Zerwürfnissen über das Sakrament mehr einen Kampf um die Hülle als um den Kern zu erblicken und einer Erneuerung desselben in der Gegenwart vorzubeugen." Die folgenden Jahrzehnte haben jedoch gerade den Abendmahlskrieg in stetig zunehmendem Grade erneut gesehen. Und schon im folgenden Jahre begann der „Kampf des Staates gegen die Aufklärung", wie ihn § 21 im dritten Bande zu zeichnen gehabt hat.

Lehrreicher noch gerade in seiner Vergeblichkeit war ein anderer Mahnruf, von welchem sein Urheber zuerst selbst erzählen mag, bevor wir uns zu ihm persönlich wenden:

„In einem Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrschrift", der auch unter dem Titel „In Sachen der Kirche" 1845 als Flugschrift besonders gedruckt wurde, regte ich den Gedanken an, die sämtlichen protestantischen Staatskirchen sollten zu einem Komitee zusammentreten, um das Interesse des Glaubens gegen den mächtig anwogenden Unglauben und das Interesse der evangelischen Kirche gegen die großen Nachbarkirchen zu vertreten. In der Tat war es jämmerlich um die Kirchen der Reformation bestellt. Während die katholische Kirche neue Kraft gewann und ihrer starken Einheit sich erfreute und die russische Kirche neue Eroberungen machte, war die protestantische innerlich zerrissen und durch Unglauben unterwühlt. Kaiser Nikolaus durfte viele tausend Lutheraner in Livland zur russischen Kirche hinüberziehen, ohne daß die protestantische

Digitized by Google

Stimme in Deutschland sich dagegen erhoben hätte. Den Katholiken in Polen ging es freilich nicht besser, aber von allen Seiten, in Deutschland, Italien und Frankreich bezeigte man ihnen die verdiente Teilnahme der katholischen Welt. Mein Vorschlag, die Protestanten sollten sich zum Schutz ihres Glaubens ermannen, fruchtete gar nichts. Das Sonderinteresse der Staaten ließ keine Vereinigung, der vorherrschende Unglaube keine Stärkung des Glaubens zu. Die gebildete Welt, die gedankenlose Menge, die nur ihrem Gewerbe und Vergnügen nachging, kümmerte sich nicht darum."

Es ist eine Erzählung aus Wolfgang Menzels Selbstbiographie (S. 326/7), die wir eben wiedergegeben haben. Aber sie verlangt zugleich in mehr als einer Hinsicht eine Art Kommentar. Zunächst eine kurze Randglosse zu einem Spezialpunkt!

Die im Jahre 1845 gemachte Beobachtung über die allseitige — nicht etwa auf ein einzelnes Land beschränkte — Schwächung des Protestantismus trifft nämlich 60 Jahre später noch in ungleich höherem Grade zu. Für die in dem einen oder anderen Lande verfolgten Juden weiß die Alliance Israélite ihren mächtigen Einfluß geltend zu machen. Wo eine irgendwie dem Papsttum untergebene Kirchenbildung auf Widerstand stößt, werden alsbald allerlei Bundesgenossen für sie mobil gemacht. Wo aber sind diese Bundesgenossen, wenn es sich um eine evangelische Bevölkerung handelt? Wie ist es den Buren ergangen, wie den Siebenbürger Sachsen, wie den Balten, wie den Finnländern? Auch die ihre altkirchliche Unabhängigkeit (sowohl von Rom, wie von Petersburg) wahrenden Orientkirchen sind gleich übel daran — Zeuge davon schon seit Jahrzehnten die Nestorianer, und neuerdings immer aufs neue die Armenier (selbstverständlich nur die nicht mit Rom unierten). In der gleichen Zeit sehen wir aber sogar die altprotestantischen Niederlande durch einen mit der alten Genfer Inquisition wetteifernden Neu-Calvinismus der Jesuitenherrschaft ausgeliefert. Und gar die „Kuhhändel" der Berliner Diplomatie, die sich auf das gesamte deutsche Kulturleben erstrecken, sind schon längst sprichwörtlich geworden. Wo sind die Hoffnungen geblieben, die noch vor einem Menschenalter die Thronbesteigung eines evangelischen Kaisers erweckte? Die Nachwirkung der Taten eines Gustav Adolf, eines Cromwell, eines Wilhelm III. hatte für das gesamte 18. Jahrhundert eine stetig zunehmende Hegemonie der protestantischen Ideenwelt angebahnt. Die Erhebung einer evangelischen Dynastie zur deutschen Kaiserwürde dagegen hat es nicht verhindert, daß dem 20. Jahrhundert in allen Ländern ausnahmslos die Hegemonie der päpstlichen Politik in die Wiege gelegt ist.

Um so nachdenklicher muß es stimmen, wenn uns schon im Jahre 1845 eine ähnliche internationale Beobachtung begegnet, wie wir sie heute anstellen müssen. Aber dieser Mahnruf gewinnt erst dann seine volle Bedeutung, wenn man zugleich seinen Urheber ins Auge faßt. Es ist eben

Digitized by Google

kein geringerer als der — mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ebenso heftig angegriffene wie warm bewunderte — „Literaturpapst".

Von Rettberg, dem vorbildlichen Verfasser jener „Kirchengeschichte Deutschlands", die, obgleich sie ein Torso geblieben ist, doch durch ihre tiefgründige Forschung auch neben dem ebenso gelehrten als scharfsinnigen Spezialwerke Haucks ihren Wert für die Zukunft behält, haben wir in diesem Zusammenhang nicht weiter reden dürfen. Denn Rettberg hat sich auf die stille Gelehrtenklause beschränkt, in das öffentliche Leben aber kaum eingegriffen. Ganz anders dagegen der Mann, der von früh an auf das große Ganze der deutschnationalen Entwicklung einzuwirken versuchte, und dem nach manchen Zickzackwegen endlich das Alter gebracht hat, wonach er in der Jugend gestrebt hatte. Um so mehr verlangt es der vorher in Menzels eigenen Ausdrücken charakterisierte Wehe- und Mahnruf zur kirchlichen Einigung des Protestantismus, daß seinem Verfasser auch in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts der ihm gebührende Platz nicht länger vorenthalten werde.

Es ist eine lange Reihe von Schriften, durch welche Menzel (noch ganz abgesehen von den zahlreichen von ihm geschriebenen oder inspirierten Artikeln seines Literaturblattes) auf seine Zeit einzuwirken gesucht und auch wirklich eingewirkt hat. Schon im Jahre 1824 hat er von der Schweiz aus mit einer „Geschichte der Deutschen" debutiert, die 1872 in 6. Auflage mit einer Widmung an Kaiser Wilhelm erschien. In den Jahren 1829—33 hat er das „Historische Taschenbuch" redigiert, 1834 folgte sein „Geist der Geschichte". Später (seit 1853) kamen die umfassenden Werke über die Geschichte Europas von 1789—1815 und wieder von 1816—1856 dazu, sowie die Zusammenfassung der Einzelstudien zu der „Geschichte der letzten 120 Jahre (1740—1860)", schließlich noch eine „Allgemeine Weltgeschichte". Daneben ging (1856) die „Deutsche Dichtung von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" und „Einige Bemerkungen über die Literatur der Franzosen". Die schärfsten Töne hat wohl seine „Kritik des modernen Zeitbewußtseins" 1868 angeschlagen.

Soviel dürfte auch das junge Geschlecht, welches um seiner Feuilletonistik willen gerade die gründlichsten älteren Werke in die Rumpelkammer zu werfen liebt, noch von Wolfgang Menzel in Erinnerung haben, daß er in der „öffentlichen Meinung" ähnlich verschrien war, wie sein Vorläufer und Antipode Nicolai. Der Freund Lessings und Mendelssohns hat sich nicht nur in der eigenen Zeit als Jesuitenriecher verspotten lassen müssen, sondern auch für die Folgezeit sind die Spöttereien der Xenien fast das einzige gewesen, was die große Masse von ihm zu erzählen gewußt hat. Steht es aber nicht genau ebenso mit Wolfgang Menzel? Für die Durchschnittsbildung hat es zur Verurteilung genügt, daß Menzel schon in

Digitized by Google

seiner Jugend das ärgste aller Kapitalverbrechen begangen hatte, indem er jener Sorte von Goethekult, welche das ABC altdeutscher Sitte untergrub, energisch entgegenzutreten gewagt hat. Dazu kam in seinem Mannesalter das weitere Verbrechen, daß er die Schablonisierung der Straußischen Mythenfabrik nicht als unantastbares wissenschaftliches Fazit ansah. Man muß aber dem weiter noch beifügen, daß Menzel schon lange vor Treitschke den Einfluß von Heine und Börne auf die deutsche Literatur mit aller Schärfe angegriffen hatte. So liegen die Ursachen, weshalb das der Alleinherrschaft zustrebende Jungdeutschland ihn seinerseits als ärgsten Gegner bekämpfte, klar genug vor aller Augen. Denn er ist stets beflissen gewesen, den Stier bei den Hörnern zu packen.

Wenn es aber auch in allen diesen Beziehungen sehr an der Zeit sein dürfte, dem tapferen Manne geschichtlich gerecht zu werden, so läßt sich andererseits schwerlich leugnen, daß die Vorwürfe seiner Gegner darin nur zu berechtigt sind, daß er in der Tat der Reaktionstendenz des Frankfurter Bundestages Schergendienste geleistet hat. Denn die Art seiner Anklage gegen Gutzkows „Wally", die ganze Reihe seiner Denunziationen gegen die anderen jungdeutschen Dichter hat eben doch dem Frankfurter Bundestage die Waffen für seine Zensurmaßnahmen geliefert. Und gerade dies hätte ein Mann vom Scharfsinn Menzels vorhersehen müssen. Denn daß er irgendwie persönlich für jenes Zerrbild einer Vertretung der gemeinsamen deutschen Interessen erwärmt gewesen wäre, läßt sich schwerlich behaupten; dafür hatte der im deutschen Süden festgewurzelte Schlesier doch noch zuviel aus dem friderizianischen Preußen mitgenommen.

Die Unterstützung der bundestäglichen Misere ist es aber nicht allein, worauf der Kirchenhistoriker in den Werken Menzels seinen Blick zu richten hat. Er hat leider auch zur Zerspaltung des gleichen deutschen Protestantismus, zu dessen Einigung er im Jahre 1845 aufrief, sein gutes Teil beigetragen. Sein leidenschaftliches Naturell hat ihn, wenn ihm jemand irgend einmal antipathisch geworden war, niemals Maß halten lassen. Eine einfach unsinnige Verleumdung Zschokkes, der ihm während seiner Lehrtätigkeit in Aarau irgend etwas zu Leide getan zu haben scheint, hat Menzel noch in den späteren Jahren, wo er längst ein berühmter und oben hoch angesehener Mann geworden war, ins Gefängnis gebracht. Der Heidelberger Paulus ist von ihm für Dinge verantwortlich gemacht worden, bei deren Erzählung man beinahe an Verfolgungswahn denken möchte. Von Rotteck pflegt er (genau in derselben Weise, wie es später Treitschke erneuert hat) nur in spöttischem Tone zu reden. Ebenso ist ihm ein Mann wie Bunsen, der ihm, wenn er ihn persönlich gekannt, gewiß ein ganz anderes Urteil abgezwungen hätte, nur ein Gegenstand wohlfeilen Spottes geblieben.

Digitized by Google

Was aber noch mehr als seine Angriffe gegen andersdenkende Protestanten besagt, ist das, daß wir den gleichen Mann, der in den 40er Jahren zur Einigung der Evangelischen mahnte, in den 50er und 60er Jahren vielfach als Genossen der Jesuiten widerfinden. Wir erinnern hier nur daran, daß er schon im Jahre 1853 bei der konvertierten Frau v. Sydow, deren Mann damals preußischer Regierungspräsident in Hohenzollern war, mit Jesuiten zusammentraf. Daß dies ebensosehr von jener Dame präpariert war, wie bei den ähnlichen Zusammenkünften bei der Schlosserschen Familie auf dem Stift Neuburg bei Heidelberg, hat ihm doch nicht verborgen bleiben können. Aber wir finden ihn bald nachher in ähnlichem Kreise bei der ebenfalls konvertierten (bekanntlich ursprünglich jüdischen) Frau v. Berlichingen, deren Erbe seither dem schönen Namen einen so bösen Beigeschmack gegeben hat. Ja, er hat sich sogar über die freundliche Aufnahme der Jesuiten in Feldkirch in einer Weise gefreut, als wenn er noch nie etwas von der geschmeidigen Liebenswürdigkeit der Jünger Loyolas gewußt hätte.

Der Freundschaft der katholischen Jesuiten geht in der gleichen Zeit die Bundesgenossenschaft mit ihren protestantischen Genossen zur Seite. Seinem Universitätsfreund Hengstenberg hat Menzel, wo er nur konnte, im Kampf gegen den sogenannten Rationalismus sekundiert. Für die dem alten Dinter gewidmete Huldigung bei der Königsberger Universitätsfeier hatte er nur boshaften Spott. Daß eben doch ein gewisser Überzeugungsmut zu dieser Opposition gegen den König persönlich gehörte, dafür scheint ihm völlig das Organ gefehlt zu haben. Ja das, was er an den Anfängen König Friedrich Wilhelms IV. auszusetzen hat, liegt einfach darin, daß derselbe ihm „zu liberal" gewesen ist. Ein nicht minder schroffer Parteistandpunkt bekundet sich in der Beurteilung der Jesuitenfrage in der Schweiz: „Ludwig Philipp und Metternich duldeten, daß der Radikalismus in der Schweiz im Sonderbundskriege die brutalsten Siege feierte." Die französische und österreichische Diplomatie, in deren Schlepptau auch die preußische mitgezogen wurde, haben doch wahrlich alles Erdenkliche getan, um die schon durch die Jesuitenimportation nach Luzern schwer bedrohte Reorganisation der Eidgenossenschaft zu verhindern.

Bei alledem ist jedoch die in den 50er Jahren von Menzel eingenommene Haltung im Grunde nur ein typischer Beleg für das aus der Revolution hervorgewachsene und zumal von der jungen Kreuzzeitungspartei ausgegebene Schlagwort von der „Solidarität der konservativen Interessen". Bei Menzel persönlich kam überdies noch der Gegensatz gegen den in der gleichen Zeit die populäre Literatur beherrschenden Materialismus hinzu. Wie sehr ihm die Gefährlichkeit desselben am Herzen lag, be-

Digitized by Google

weist seine im Jahre 1856 herausgegebene „Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt".

Wir dürfen leider auch bei einem Anlaß, wo sich uns Wolfgang Menzel als nachahmenswertes Vorbild enthüllte, an den Tatsachen entgegengesetzter Art nicht vorbeigehen. Denn es handelt sich in diesem Zusammenhang doch in oberster Reihe darum, den Prozeß der Selbstauflösung des Protestantismus durch die Fehler seiner eigenen Führer von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Und es sind in der Tat zwei Seelen in dem einen Manne verbunden. Der gesunde Kern in ihm ist auch während der Irrjahre, in welchen er im Dienste des — die Redaktion der von ihm herausgegebenen Zeitschriften ihm anvertrauenden — Cottaschen Verlages stand, nie ganz verloren gegangen. Das beweist die Standhaftigkeit, mit welcher er alle persönliche Berührung mit Metternich und Gentz abgelehnt hat. Und die burschenschaftlichen Ideale seiner Studentenzeit sind, nachdem ihm das Jahr 1870 den Alp von der Seele genommen, in seinem Greisenalter wieder jugendfrisch geworden. Unmittelbar nachher hat er seinem Volke das schwergewappnete Werk über „Roms Unrecht" geschenkt.

Für die Kirchengeschichte möchte trotz alledem der Schwerpunkt nicht in seiner — wenn auch oft genug ihr Spezialgebiet streifenden — literarischen Tätigkeit liegen, sondern in der Vorahnung dessen, was wir oben über das Grundübel des Dogmatismus bemerkten. Menzel ist der Wortführer der konservativ-kirchlichen Richtung, der heftige Bekämpfer des sogenannten Rationalismus. Ist es da nun nicht doppelt merkwürdig, daß gerade diejenigen Punkte, welche das eigentliche Wesen der erneuerten Orthodoxie ausmachen, von ihm so scharf, wie nur irgend möglich, verworfen werden. Die die Alleinherrschaft in der Kirche anstrebende Neugläubigkeit wurzelte in Athanasius, Augustin, Anselm. Wir haben früher gesehen, wie die Fluchformeln des Athanasianums einen Mann wie Rupp aus der Kirche herausgetrieben haben. Wieviel auffälliger aber ist es, daß ein Wolfgang Menzel nicht nur Gegner dieser Fluchformeln, sondern der ganzen nicänisch-chalcedonischen Dogmatik ist! Seine eingehende Ausführung (S. 453—55) über diese — den Reformationskirchen schon seit den Marburger Artikeln in die Wiege gelegten — Dogmen ist derartig, daß sie uns als die beste Grundlegung der gesamten nachfolgenden Darstellung erscheint.

Der Arianismus, d. h. der einfache und natürliche Glaube an Einen Gott war auch der Glaube des Heilandes selbst, der älteste christliche Glaube, wogegen die Trinitätslehre nur eine neue aus dem Heidentume geschöpfte Vielgötterei einführte. Dieser besseren älteren Lehre von Einem Gott hingen nun alle deutschen Völkerschaften an, die Ost- und Westgothen, Vandalen und Alanen, Burgunder und Longobarden, mit einziger Ausnahme der Franken. Auch die Lehre des Engländers Pelagius stand dem

Digitized by Google

wahren Christentum viel näher, als die erst später von der römischen Kirche erfundene Lehre von der Erbsünde und Gnadenwahl und entsprach auch ungleich mehr dem germanischen Charakter. Denn sie anerkannte die Freiheit des menschlichen Willens und die eigene Verantwortlichkeit des Handelns. Christus selbst hatte nie kommandiert, als ob er dumme Sklaven vor sich hätte, sondern gepredigt, gelehrt, überzeugt. Er hatte den Menschen als ein aktives Wesen genommen, welches mit Vernunft begabt, selber überlegen und sich frei zum Guten oder Bösen wenden könne, welches nicht gezwungen, sondern nur mit freier Überzeugung ihm glauben dürfe. Er hat den Menschen nicht als ein passives Wesen genommen, welches die Priester nach altägyptischer Art mit unzähligen Geboten und Verboten einschnüren und einschachteln sollten, als ein Wesen, das von sich aus gar nichts sei und sein könne, dem erst die Priester seinen Inhalt eintrichtern müßten. Christus wandte sich an das göttliche Element im Menschen, an seinen freien Willen, an seine Vernunft, an sein Gewissen, an das, wodurch er ein Ebenbild Gottes ist. Er sprach zu den Herzen und weckte den Glauben und den Entschluß zum Guten im Innersten des Menschen, weit davon entfernt, daß er gemeint hätte, es genüge zu einem Christen, wenn nur sein äußerer Leib wie ein Klotz manipuliert werde, wenn des Priesters Hand ihn äußerlich berühre, oder bespritze und beschmiere, oder ihm etwas in den Mund stecke.

Die ungeheuerliche Fälschung des alten wahren Christentums wäre nie von den frommen Deutschen ausgegangen, und auch die Romanen hätten sie nicht durchzuführen vermocht, wenn die Deutschen unter sich einiger gewesen wären und praktischer zusammengehalten hätten, um römischer Arglist und Lüge zu widerstehen. Um die hierarchischen Zwecke des Papsttums zu erreichen und der romanischen Rasse ein neues Übergewicht über die den Romanen des Südens so tief verhaßte germanische Rasse zu geben, mußte der natürliche Faden in der Entwicklung des Christentums gewaltsam abgerissen und mußten neue Fäden angeflickt werden, von denen dann Rom mit eiserner Stimme behauptete, sie enthielten die echte alte Lehre, der Arianismus und Pelagianismus dagegen, welche wirklich altevangelisch und apostolisch waren, seien ganz neue und verdammte Ketzereien. Wer da weiß, welche politischen nicht nur, sondern auch Rasseeinflüsse in der Kirchengeschichte mitgewirkt und namentlich auf die Bildung neuer Dogmen eingewirkt haben, der wird nicht verkennen, daß bei der Unterdrückung des Arianismus und Pelagianismus der romanische Rassenhaß gegen die Deutschen mehr mitwirkte, als bloß theologische Rechthaberei. Die römische Hierarchie verstand es schon vor der deutschen Reformation sehr gut, einer solchen vorzubeugen, und eine solche wäre auch längst erfolgt, wenn die Lehren des Arius und Pelagius hätten durchdringen können.

Es wäre verlockend, die Nutzanwendung zu machen, in welcher Weise dem schärfsten nichttheologischen Gegner des „Rationalismus“ in der nachrevolutionären Kirche mitgespielt worden wäre, wenn er — im Pfarramt gestanden hätte. Die typische Bedeutung Menzels für seine Zeit hat es jedoch ohnedem schon mit sich gebracht, daß wir uns ungewöhnlich lange bei ihm aufhalten mußten. Wir unterlassen es daher an dieser Stelle, seiner Einwirkung auf die spätere theologisch-kirchliche Entwicklung durch seinen Schwiegersohn Auberlen und seinen Sohn Konrad, den

„Pfarrer von der orthodoxen Richtung
Doch Freund von bösen Streites schneller Schlichtung
Und Feind von niederdonnernder Vernichtung“

Digitized by Google

näher zu treten. Dagegen dürfte es für das Verständnis der Gegensätzlichkeiten in der nachrevolutionären Gestaltung der evangelischen Kirche am Platze sein, es sich dabei stetig zu vergegenwärtigen, wie die Stellung Wolfgang Menzels zu der nicänischen Orthodoxie auch in denjenigen Kreisen, auf welche die moderne Orthodoxie sich mit Vorliebe stützt, durchaus keine isolierte ist. Der große Begründer der Religionsvergleichung, Max Müller, der ähnlich wie sein Freund und Gönner Bunsen durchaus von der zentralen Stellung Christi ausgeht, hat von Jahr zu Jahr schärfere Ausdrücke über das Verhängnis des Athanasianismus für das Christentum gesucht. Nicht anders Houston Stewart Chamberlain. Wir führen hier wenigstens von letzterem noch einige diesbezügliche Ausführungen an:

„In den ersten Jahrhunderten nach Christo ist der Geist der verschiedenartigsten Menschen und Völker mit Christi Lehre verquickt und in Christi Lehre hineingeheimnist worden. . . . Kirchenväter wie Hieronymus und Chrysostomus ermutigten die pia fraus; bald darauf kommt die Begründung von Macht und Recht des römischen Stuhles, anstatt durch Mannesmut und Sieg, durch großartig betriebene Dokumentenfälschung. . . . So war es z. B. Konstantin I., der noch nicht getaufte Gattin- und Kindesmörder, der die erste ökumenische Synode zusammenberief (325 in Nicäa), und der gegen die erdrückende Mehrheit der Bischöfe seinen Willen, d. h. die Lehre seines ägyptischen Schützlings Athanasius, durchsetzte. . . . So entstand das nicänische Glaubensbekenntnis: auf der einen Seite die kluge Berechnung eines zielbewußten, gewissenlosen und gänzlich unchristlichen Politikers, der sich nur die eine Frage vorlegte: wie knechte ich meine Untertanen am vollkommensten; auf der anderen die feige Unaufrichtigkeit eingeschüchterter Prälaten."

Kehren wir aber von diesen Einzelbelegen noch einmal zu dem Grundgedanken dieses Paragraphen zurück!

Es sind durchweg ernste Bilder, die wir schon in dieser Periode dem Leser vorzuführen gehabt haben. Die uns gestellte Aufgabe hat uns oft genug an die eines Jeremias und einer Kassandra erinnert. Am Ausgang seines arbeits- und erfolgreichen Lebens ist Willibald Beyschlag mehr wie jemals zuvor von dem gleichen Gedanken erfüllt gewesen. Man erinnere sich nur an das ergreifende Gebetslied von seiner letzten italienischen Reise, daß doch dem jungen Geschlecht die Binde von den Augen genommen werde. Eben darum aber ist er in der Erfüllung der ihm zugewiesenen Aufgabe bis zum Einsetzen seiner letzten Kraft nur um so getreuer gewesen. Auch unsrerseits ist es mit schwerem Herzen und in klarem Bewußtsein der nicht minder schweren Opfer, welche die Erfüllung dieser Pflicht für ihn selber mitbringen mußte, geschehen, daß der Verfasser die viel befehdete Monographie über „die theologische Einzelschule in ihrem Verhältnis zur evangelischen Gesamtkirche" an die Hand genommen hat und die grundlegenden Gedanken derselben abermals weiter durchzuführen versucht. Aber es ist zugleich aus dem anderen Gefühl erwachsen, daß alle solche persönlichen Opfer dem kirchlichen Leben früher oder später zugute

Digitized by Google

kommen müssen. Auch die schwere Leidenszeit einer Einzelfakultät kann für das große Ganze Folgen einschließen, die demselben von Nutzen sind.

Wie sehr jedoch auch der Rundblick des Verfassers mehr und mehr geschärft werden mußte für die Gefahren der Zukunft, so hat er trotzdem unverrückt an dem gleichen „unverwüstlichen Optimismus" wie sein alter Freund Bitzius festhalten dürfen. Dieser Optimismus darf sogar mit Bezug auf die Periode von 1835—1848 standhalten. Denn dieselbe hat — aller Hemmnisse von außen und aller Sebstverschuldung im Innern zum Trotz — der evangelischen Gesamtkirche die Anfänge des Gustav Adolf-Vereins und des Diakonissenwesens gebracht.

---

§ 21.

Die Anfänge des Gustav Adolf-Vereins und des Diakonissenwerkes.

Bereits in der allgemeinen Einleitung ist einer Vorarbeit gedacht worden, welche die Bedeutung des Gustav Adolf-Vereins für die werdende „kirchliche Heimatskunde" behandelt. Für die interkonfessionellen Probleme des Historikers kommt obenan die durchgängige Parallele mit dem Bonifazius-Verein in Betracht. Aber bei der uns hier obliegenden Würdigung der echt evangelischen Vereinsarbeit muß zunächst der schon in der Einleitung genannte Vortrag über jene kirchliche Heimatskunde den Ausgangspunkt bilden:

Das Archiv des G. A.-V. — als eine wahrhaft unerschöpfliche Quelle unserer zukünftigen kirchlichen Heimatskunde — es ist dabei selbst wieder nur ein Teil von dem, was wir diesem gottgesegneten Verein für den Neubau unserer Kirche verdanken. Was wir in Tat und Wahrheit an dem G. A.-V. haben — in den vielen großen und mittleren und kleinen Kanälen, die von den Generalversammlungen zu den Provinzialversammlungen führen, und von diesen zu den Bezirks- und Ortsvereinen — es ist, wie allgemein auch in unseren Gemeinden der Name des Heldenkönigs in Ehren steht, den unser Reichstag von einem Gröber beschimpfen ließ, doch verhältnismäßig nur wenigen bekannt. Man muß zu diesem Behufe neben den Festreden die Jahresberichte und Monatsboten und Flugblätter, und wie die provinziellen Vereinsorgane alle heißen, im Zusammenhang überschauen. Es ist eine gewaltige Literatur, in der man sich gar nicht so leicht zurechtfindet. Und auch in der Geschichte der Predigt und des religiösen Liedes bildet sie einen gewichtigen Abschnitt.

Der Potsdamer Vortrag (von 1901), dem wir diese Ausführungen über die bis dahin noch so gut wie gar nicht benutzten Quellen allseitiger

Digitized by Google

kirchlicher Heimatskunde entnehmen, ist der Natur der Sache nach in seinem weiteren Zusammenhange wieder zu einem ähnlichen Bußruf geworden, wie die ihm vorhergegangenen Vorträge über die internationale Seite der päpstlichen Politik und demgegenüber über die Hemmnisse und die Selbstverschuldung des deutschen Protestantismus. Es empfiehlt sich aber, diesen Charakter auch hier nicht zu verwischen; und ich nehme daher auch noch eine etwas später angeschlossene Betrachtung in ihrem eigenen Wortlaute auf:

Nur glauben Sie ja nicht, daß Sie bloß die Schenkenden sind, wenn Sie Ihre Jahres- oder Ihre Festbeiträge zusammenlegen für die fernen Glaubensgenossen! Von den armen zerstreuten Vorpostengemeinden fließen dafür Ströme lebendigen Wassers zurück in die — ach so kalt und so gleichgültig gewordenen — Zentren der ungemischt evangelischen Gegenden. Wie belebend und erweckend wirkt nicht jede Nummer des thüringisch-hessischen Boten von Hans Jacobi in Weimar durch die regelmäßigen Erzählungen über seine Besuche in der Diaspora. Gewiß hat auch mancher aus Ihrer Mitte, dem unser Herr die Gnade verlieh, in solch armer Gemeinde den Reichtum an geistlichen Gaben und himmlischen Gütern kennen zu lernen, daraus bleibende Frucht für sein eigenes Leben gezogen. Nur in den Grenzgauen, wo es tagtäglich den Kampf ums Dasein gilt: wie für die Sprache, so für den Glauben, wird man sich dessen vollbewußt, was man dem folgenden Geschlecht zu vererben hat. Der mühelos Genießende kommt gewöhnlich gar nicht zum Bewußtsein solcher Verpflichtung.

Immer wieder drängt sich mir, wenn ich mir diesen Gegensatz vergegenwärtige, ein Bild auf, das übrigens im Grunde nur eine weitere Ausführung ist eines bekannten paulinischen Gleichnisses, welches jedes Glied des Körpers als in seiner bestimmten Eigenart unentbehrlich beschreibt. Es sind nämlich speziell die Extremitäten, es sind zumal Finger und Zehen, die durch die Bewegung von Hand und Fuß den Blutkreislauf schützen und so den ganzen Körper gesund erhalten. In den Zentren auch des kirchlichen Körpers aber, wie sehr ist auch da Herzverfettung zu fürchten oder gar Magenkrebs. Fast noch zutreffender ist auch hier das wundersame Bild unseres Heilandes selbst, wie sogar die Haare auf dem Haupte alle gezählt sind, wie jede Pore ihren Anteil hat an der Sorge für die normale Verfassung des ganzen leiblichen Organismus. Nur der, welcher die Kirche als den Leib kennt, den der Geist Christi beseelt, kann die rechte Vorstellung von dem bekommen, was auch für ihn die kirchliche Heimat bedeutet.

Für die Geschichte des Vereins sind heute zahlreiche neue Quellen erschlossen. Abgesehen von der schon kurz angedeuteten Spezialliteratur will hier obenan auf den (15 Karten umfassenden) Atlas (1903) verwiesen werden. Gleichzeitig ist die (schon 1882 als Ergänzung der noch heute wertvollen „Aktenblätter" des verdienstvollen Zenker erschienene) Geschichte des Vereins von seinem langjährigen Generalsekretär von Criegern in neuer Auflage (Hamburg, Schlößmann 1903) bearbeitet. Der Unterschied von früher und später wird von dem Verfasser kurz dahin skizziert, daß heute niemand mehr daran denke, daß z. B. Offenburg und Konstanz, Passau und Salzburg und Fulda alte Pfleglinge des Vereins waren. Bei der ersten Auflage hat der Verfasser dieses Handbuchs die große Freude ge-

Digitized by Google

habt, daß dieselbe Auszüge aus der einschlägigen Darstellung der kirchengeschichtlichen Handbücher brachte, und daß die seinige die eingehendste war. So mag dieselbe denn noch einmal dem früheren § 50 über „neue Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche“ auch für die jetzige umfassendere Rundschau entnommen werden:

Wie Großes die Kirche in unserer Zeit auszurichten vermag, wenn das Interesse der Gemeinde für einen kirchlichen Zweck wirklich geweckt worden ist, beweist die im Unterschied von der Missionssache so außerordentlich günstige Aufnahme des Gustav Adolf-Vereins. Und er ist nicht bloß der populärste aller Vereine in kürzester Zeit geworden, sondern hat auch ganz andere Resultate aufzuweisen wie die übrigen Arbeiten. Denn während das, was die Mission im Heidenlande mit ihren zehn-, ja zwanzigfach höheren Mitteln gewann, in der Heimat allein schon durch die immer zunehmenden Verluste in den gemischten Ehen verloren ging, ist durch den Gustav Adolf-Verein nicht nur auf den entferntesten, fast für verloren gehaltenen Vorposten das protestantische Bewußtsein wieder geweckt und dem Proselytismus ein Damm entgegengesetzt worden, sondern es ist auch in der unterstützungsfähigen Gemeinde durch die Erinnerung an die Geschichte unserer Kirche, und zumal ihrer Märtyrergemeinden, ein viel regeres kirchliches Interesse wachgerufen, als es aller pietistische Eifer der Missionskreise vermochte. Ähnlich wie die Union ist ja auch der Gustav Adolf-Verein durch die bei einer Säkularfeier (des Todestages Gustav Adolfs am 6. November 1832) geweckte Erinnerung an die Großtaten der Reformation ins Leben getreten. Es entstand damals infolge eines Aufrufs von Großmann in Leipzig die Gustav Adolf-Stiftung, die jedoch vorerst auf Sachsen beschränkt blieb. Erst durch einen späteren Aufruf Zimmermanns in Darmstadt am 31. Oktober 1841 zur Gründung eines Gustav Adolf-Vereines wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf jenen sächsischen Verein hingelenkt, und es kam nun auch sofort im folgenden Jahre zu einer Vereinigung beider Vereine, und 1843 auf der gemeinsamen Versammlung zu Frankfurt zu der genaueren Organisation durch Wahl eines Zentralvorstandes, Einteilung in Haupt- und Zweigvereine und Einrichtung wandernder Generalversammlungen. Wohl gab es nun in den folgenden Jahren große Gefahren zu überwinden: die von Anfang an hervortretende Feindschaft des Orthodoxismus gegen den bekenntnislosen Verein, den bald darauf von der lichtfreundlichen Partei durch die Wahl Rupps zur Berliner Generalversammlung (1846) gemachten Versuch, den Verein von der evangelischen Volkskirche loszulösen, die allgemeine Gefahr für das Ganze durch den Revolutionssturm von 1848. Auch sonst mußten viele Schwierigkeiten und Hemmnisse der Reihe nach beseitigt werden; Preußen wollte anfangs einen eigenen preußischen Verein, Bayern blieb längere Zeit, Österreich sogar bis nach dem italienischen Kriege der Gustav Adolf-Stiftung verschlossen. Aber sichtbar hat sich Gottes Hilfe gerade in der Besiegung dieser Schwierigkeiten gezeigt. Von Jahr zu Jahr hat das Interesse der Gesamtgemeinde an dem Vereine und durch ihn an der Kirche selbst zugenommen. Die Jahreseinnahme, die 24 000 Taler in 1844, aber schon 68 000 Taler in 1847 betrug, sank allerdings 1848 auf die Hälfte und erreichte erst 1853 wieder die frühere Höhe. Aber schon 1854 stieg sie wieder und seitdem stetig, sodaß sie 1857 bereits 107 000, 1859 gar 161 000 und 1865 über 200 000 Taler erreichte, und daß von den bis 1867 gesammelten 2 Millionen die zweite in der Hälfte der Zeit zusammengekommen ist wie die erste. Von den vielen neu gebauten oder restaurierten Kirchen und Schulen, von den aus völliger Verkommenheit geretteten oder völlig neu gegründeten Pfarreien, von den mannigfachen Beihilfen und Zuschüssen an

Digitized by Google

arme Gemeinden können die Organe des Vereins stets neue Beispiele mitteilen, wie man erst durch den Gustav Adolf-Verein von manchen ganz vergessenen Teilen der evangelischen Kirche gehört und die vielfach herrschenden Notstände kennen gelernt hat. Vergebens fährt die orthodoxistische Partei, wie noch die letzten Verhandlungen der Gnadauer Konferenz (1866) wieder bewiesen, einerseits mit ihren Schmähungen fort, vergebens sucht sie andererseits — wie bei den Wahlintriguen der Dresdener Jahresversammlung zutage trat — durch Ausschließung aller Andersgesinnten aus dem Vorstande auch diese Vereine zu ihrer Domäne zu machen. Die Wirksamkeit des Vereins beruht zu sehr darauf, daß in ihm die ganze Gemeinde in allen ihren verschiedenen theologischen Standpunkten geeinigt ist, als daß Bannbullen und Verketzerungen lieblose Eiferer sie untergraben könnten.

Die jede Erwartung übersteigende Weiterentwicklung des Gustav Adolf-Vereins seit dem Abschluß der ersten Auflage dieses Handbuchs gehört der Zeit des neuen Deutschen Reiches an. Aber schon inmitten der Wirren, die sich von der theologischen bis zur politischen Revolution hinziehen, bildet die Organisation seiner zahlreichen Einzelvereine (wie eine berühmte Predigt Rothes in jener Zeit ausführte) den Lichtpunkt des kirchlichen Lebens. Wohl sind auch in der gleichen Zeit noch viele Anläufe gemacht worden, um das kirchliche Chaos zu sichten, aber es ist fast durchweg bei ebenso wohlmeinenden als vergeblichen Versuchen einzelner geblieben. Und nur diejenigen Organisationen, welche sich unbedingt selbstlos auf dem einen Grund aufgebaut haben, außer dem nun einmal doch nach dem Zeugnis der ganzen Geschichte sich kein anderer als unerschütterlich bewährt hat, sind durch keinen Wechsel der Zeiten in ihrer stufenmäßigen Entwicklung gehemmt worden. Neben dem neu begründeten Gustav Adolf-Verein stellt sich nur noch das noch vor dem Schicksalsjahre 1835 an die Hand genommene Diakonissenwerk unter den gleichen Gesichtspunkt.

Die ersten Anfänge Fliedners sind schon in früherem Zusammenhang (S. 115/6) neben diejenigen Wicherns (S. 113/5) gestellt. Die allgemeine Bedeutung von Wicherns Werk ist erst in den Stürmen des Jahres 1848 zur Geltung gekommen. Dagegen hat die Diakonissensache bereits während der gleich sehr durch Strauß wie durch Hengstenberg bewirkten Zerrüttung der Kirche die Probe ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. Es scheint uns daher gerade hier am Platze, einen am 100jährigen Geburtstage Fliedners (21. Januar 1900) gehaltenen Vortrag, der bisher ungedruckt geblieben ist, einzuschalten. Nach den schwierigen Problemen, welche in den vorhergehenden Paragraphen behandelt sind, mag die frischere, freiere Form eines solchen Vortrages einige Abwechslung bieten. Sie kann auf diese Weise zugleich den Übergang bilden zu der überhaupt etwas zu modifizierenden Form der Darstellung von der nächsten Periode an. Es werden von da an möglichst viel persönliche Erinnerungen des Verfassers nutzbar gemacht werden. Sie wollen ein Ersatz sein für das, was die abnehmenden Kräfte

Digitized by Google

ihm nicht mehr in der gleichen Art, wie bei der ersten Grundlegung dieses Handbuches und in den früheren Bänden der Neubearbeitung zu bieten gestatten.

In dem Geburtsort Fliedners, in Eppstein, findet heute eine erhebende Feier statt, an der die nassauische Kirche sich in allen ihren Verzweigungen beteiligt. Das gleiche ist in Kaiserswerth und in einer Reihe von Tochteranstalten, auch wohl in anderen Mutterhäusern der Fall.

In der preußischen Landeskirche, der die nassauische heute als „zugewandter Ort" angehört, ist durch Erlaß des Oberkirchenrats verordnet worden, daß im heutigen Gottesdienst der großen Taten Gottes gedacht werde, die von dem vor nun 100 Jahren geborenen schlichten Mann ausgegangen sind. Aber in Jena ist erst vor wenigen Tagen in einem Gespräch zwischen dem Vorsitzenden unseres G.-A.-V. und mir dieser Gedanke zur Sprache gekommen. Dann aber ist uns die Wünschbarkeit desselben gleich an demselben Abend noch recht deutlich geworden. Ich darf hierbei vielleicht eine kleine Indiskretion aus dem kirchenhistorischen Seminar begehen, die das illustrieren möge, was ich Ihnen heute bringen möchte. Wir sprachen von Fliedner, und jedes einzelne Mitglied kannte seinen Namen als einen unserer allerbekanntesten, welcher mit Wichern und Bodelschwingh in gleichem Atem genannt werde. Viel mehr aber als den Namen hatte auch keiner unserer Studierenden im Augenblick zur Verfügung, und ich glaube: nach dieser Probe darf ich mir wohl sagen, daß dies in weiteren Kreisen noch mehr der Fall sein wird. So lohnt es sich gewiß, wenn es auch ein recht improvisierter Versuch ist, eine Antwort zu versuchen auf die Frage: Wie ist gerade dieser Mann zu diesem weltbewegenden Gedanken gekommen?

Für die Antwort auf jene Frage werden wir zunächst seinen persönlichen Entwicklungsgang ins Auge zu fassen haben, werden obenan in der Heimat einsetzen müssen, in jenem Eppstein, wo er heute vor 100 Jahren geboren wurde. Was ist es denn für eine Heimat, in der Theodor Fliedner aufwuchs, und was für Gedanken mußten ihm hier von Kind an aus der nationalen und aus der kirchlichen Vergangenheit nahe treten? Eppstein, wo sein Vater Pfarrer war, ist ein kleiner Ort in einem lieblichen Seitental des Taunus, unweit der bekannteren Orte Königstein, Cronberg, Homburg. Schon die Namen sagen uns viel.

Königstein ist — ebenso wie Oberursel (während dem zwischen beiden liegenden Cronberg die Segnungen der Reformation erhalten blieben) — durch die Mainzer Kurfürsten in die Gegenreformation hineingezogen. Seine Bevölkerung hat sich wiederholt durch Unduldsamkeit ausgezeichnet. In Königstein liegt aber zugleich das Schloß des früheren Herzogs von Nassau, des jetzigen Großherzogs von Luxemburg. Mit seiner Hilfe ist für die später wieder neuentstehende evangelische Gemeinde ein Kirchlein gebaut worden, das sich schon bald als unzulänglich erwies. Fliedner hat aber diese Gemeinde überhaupt noch nicht gekannt. Dagegen ist aus der Tätigkeit seines Vaters eine interessante Episode aus Eppstein selbst über die Fürsorge des evangelischen Pfarrers für die verwahrlosten katholischen Kinder bekannt. Seinem Einfluß ist nämlich in erster Reihe die Begründung der katholischen Schule in Eppstein zu danken gewesen. Wie der Mann überhaupt in den gerade für jene Gegend so verwüstenden Kriegen seit der französischen Revolution weiten Kreisen zur moralischen Stütze gedient hat, so ist seine rastlose Bemühung auch für die katholische Jugend ein redendes Zeugnis für die Behandlung der Schulfragen im alten Nassau.

Ganz anders als Königstein und Eppstein mußte Cronberg schon die Phantasie des Knaben in Mitleidenschaft ziehen. Cronberg ist heute der Lieblingssitz der Kaiserin

Digitized by Google

Friedrich; dort hat sie ihrem seligen Gemahl zu Ehren das von ihr nach seinem Tode erbaute Schloß Friedrichskron genannt. Dadurch daß die hohe Frau dort wohnt, ist nun die Erinnerung auch unserem Geschlecht wieder näher gerückt an den großen Ritter Hartmuth von Cronberg. Neben Hutten und Sickingen ragt er als die bedeutendste Figur im Ritterkriege hervor. Er hat nicht den tragischen Untergang gefunden, wie seine beiden Freunde. Aber um so mehr hat er sich auch später noch als ein echter „Bekenner" der Reformation erwiesen, gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich. Wie dieser hat er den größten Teil seiner Besitzungen verloren. Aber auch in der Zeit der Verbannung hat er dem späteren Siege der Reformation in seiner Heimat mit vorgearbeitet. Das Gleiche war bei einer der ersten Disputationen in Basel, in die er mit eingriff, der Fall.

Die Erinnerung an Hartmuth von Cronberg mußte dem Knaben Fliedner notwendig nahetreten. Noch mehr aber die Eindrücke von Homburg. Allerdings nicht in der Art, wie wir heute Homburg kennen, als das Modebad einer glänzenden Gesellschaft. Die Bedeutung der Landgrafschaft Hessen-Homburg in der deutschen Geschichte liegt vielmehr darin, daß sie eine der Landschaften ist, in denen die um ihres Glaubens willen Flüchtigen freundliche Aufnahme fanden. Man sollte der (seit 1866 ebenso wie Nassau mit Preußen verbundenen) Landgrafschaft Hessen-Homburg nie gedenken, ohne sich daran zu erinnern, daß dort ähnliches für die Zukunft angebahnt wurde wie im Gebiet der Grafen von Isenburg in Büdingen und Berleburg, und wie im Gebiet der Grafen von Wied in Neuwied. Homburg verdankt im kleinen genau ebenso wie Berlin im großen den französischen Réfugiés außerordentlich viel, und ebenso finden wir noch heute dort das waldensische Element wieder in nicht wenigen Namen, ähnlich wie in jenen württembergischen Gemeinden, die im vorigen Jahr ihr 200jähriges Jubiläum gefeiert haben.

Fast mehr aber noch mußte auf den Knaben, der in der Nachbarschaft aufwuchs, das kleine Friedrichsdorf einwirken, ein Ort, nur für diese Geflüchteten bestimmt. Wenn Homburg sich verändert hat, — Friedrichsdorf ist noch heute das, was es vor 200 und 100 Jahren war, ein einfacher, stiller, reinlicher Ort, im Mittelpunkt Kirche und Schule, eine Schule, die in mancher Beziehung ein Vorbild für Halle, ja auch für Herrnhut hat werden können.

Es sind natürlich Kombinationen, daß der in der Nachbarschaft aufwachsende Knabe diese Eindrücke früh in sich aufnahm. Aber diese Kombinationen haben einen guten historischen Boden unter den Füßen; denn der junge Fliedner wächst auf als der Sohn des Pfarrhauses von Eppstein. Sein Vater ist, wie wir schon an einem Beispiele sahen, einer der Vertreter der guten alten nassauischen Traditionen

Der nassauischen Kirche ist übel mitgespielt worden in der sonst so großen Zeit, die, wie unserem Gesamtvaterland, so auch dem Herzogtum Nassau die nationale Einheit erwarb. Denn die Kirche ist damals leider als erobertes Land, als herrenloses Gut behandelt worden. Sogar der stolze historische Name hat weichen müssen vor jener widergeschichtlichen Bezeichnung einer Kirche des Konsistorialbezirkes Wiesbaden. Der evangelisch-kirchliche Name des evangelischen Landesbischofs ist aufgegangen in dem schrecklichen Titel des Generalsuperintendenten. Und wie oft ist diese nassauische Kirche schon vor jener Zeit über die Achsel angesehen worden, weil sie eine wirkliche Union durchgeführt hat, die keine dogmatischen Streitigkeiten mehr aufkommen ließ, und weil von alters her dort eine Simultanschule entstanden war, die nicht etwa künstlich dekretiert, oder gar wie die österreichische ganz entgegengesetzten Tendenzen dienstbar gemacht war. Aber in Fliedners Knabenjahren sind die alten großen Traditionen der nassauischen Kirche und Schule noch lebendig gewesen.

Digitized by Google

In keinem anderen deutschen Lande war vor allem für die Erziehung und speziell für die religiöse Erziehung so vorgesorgt, wie in den evangelischen Teilen Nassaus — in scharfem Gegensatz zu den gewaltsam rekatholisierten Gebietsteilen von Hadamar und Montabaur. Unter den später eingegangenen Hochschulen hat Herborn eine hervorragende Stellung eingenommen. Daneben standen die Gelehrtenschulen einer Reihe anderer stiller, heute nicht mehr viel genannter Orte: Dillenburg, Weilburg (dessen Gymnasialdirektor Bernhardt zu den ersten gehörte, die den Evangelischen Bund mit ins Leben gerufen haben), Idstein, Diez. Alle diese Orte waren von Eppstein aus leicht zu erreichen. Wiesbaden ist erst in späterer Zeit mehr in den Vordergrund getreten. Zwischen allen diesen Gemeinden liegt also auch Eppstein, und von alledem mußte ein Knabe wie Theodor Fliedner mächtige Eindrücke gewinnen. In seine Jugendjahre fallen auch noch die Schatten einer anderen großen Gestalt, auf die jeder der engeren Landsleute besonders stolz sein mußte. Es ist der Freiherr vom Stein, der als der größte Sohn dieses Landes auch gerade die jugendliche Phantasie des Knaben ähnlich wie Hartmuth von Cronberg beschäftigen mußte.

Indem wir so Fliedners Heimat uns vergegenwärtigen, sehen wir die Keime, die er mitgebracht hat, als er nach Kaiserswerth gekommen war und bald von dort aus jene großen Reisen nach Holland und England machte, über die er in einem eigenen Werke berichtet hat. Der erste Anlaß zu dieser Reise lag in der unhaltbaren pekuniären Lage seiner Gemeinde. Aber gleich auf dieser ersten Bettelfahrt fand er in den Niederlanden das Vorbild für das gewaltige Lebenswerk, das Gott auf seine Schultern gelegt hatte. Es ist von hohem Interesse, wo er dieses Vorbild gefunden hat. Denn es war in einer kleinen, lange unterdrückten, immer noch verketzerten Gemeinde, in der aber von jeher Diakonissen tätig gewesen waren seit der Reformationszeit. Die Brüderschaft der Mennoniten ist nur auf Deutschland und Holland beschränkt, aber der Mutterschoß der Baptisten und der Ausgangspunkt zahlreicher den Brüdergemeinden verwandter Kolonien in Rußland und Amerika.

Es war ein großer Gedanke, der diese Gemeinde unter allen Verfolgungen aufrecht erhielt, allerdings noch nicht durchführbar im 16. Jahrhundert, aber einer derjenigen Gedanken, die in späterer Zeit je länger je mehr die kirchlich lebendigen Kreise erobert haben: der Gedanke der Befreiung der religiösen Überzeugung von politischer Herrschaft. In unserm Jahrhundert sahen wir in Schottland und der welschen Schweiz eine freie reformierte, in Deutschland eine freie lutherische Kirche erstehen, Gemeinschaften, die rein aus ihrer eigenen Kraft für ihre religiösen Bedürfnisse aufkommen. Mit dogmatischen Lehrstreitigkeiten, wie sie leider gleich sehr im Calvinismus und im Luthertum die große Rolle spielen, hat die Geschichte der Mennonitengemeinden nie etwas zu tun gehabt. Aber das (wie es scheint, tief in der Menschenbrust liegende) Bedürfnis nach religiösem Gezänk warf sich bei ihnen, statt auf das Dogma, auf die strengere oder mildere Anwendung des Bannes. Doch das, was sie kennzeichnet im Leben, ist die einfache fromme Lebensweise, nach den Gedanken der Bergpredigt und der paulinischen Briefe. Was in der apostolischen Zeit im Leben hervorgetreten war, sollte hier durchweg erneuert werden. So denn auch die Gestalt der Phöbe, von der Paulus spricht, und die er als die Diakonisse bezeichnet. Die Schwesterschaften stehen — ähnlich wie in den Chören der Brüdergemeinden — den Brüdern gleichberechtigt zur Seite. Und ihre besondere Aufgabe war eben die Tätigkeit der Diakonissen.

Von dort hat Fliedner das Vorbild mitgenommen, das er nun zuerst seit 1836 in seine eigene Praxis hineintrug.

Wenn er aber auch auf diese Weise das Vorbild aus Holland mitbrachte, so ge-

Digitized by Google

hörte für die Nachbildung im großen Stil der Nährboden der rheinischen Kirche dazu. Denn es ist eben die eigentümliche Art der rheinischen Kirche und speziell die des rheinischen Pietismus, die die Mittel bot für die Durchführung seines Gedankens. Auch der rheinische Pietismus trägt ähnliche Züge wie die Gemeinschaften der Stundenhalter in Württemberg, und wie der tatkräftige Puritanismus der schottischen Independenten und der sogenannten Revolutionskirchen in England. Wie die evangelical party in der englischen Kirche, so hat auch der rheinische Pietismus stets praktisch-fromme Lebensaufgaben ins Auge gefaßt. Überhaupt ist im evangelischen Pietismus die gleiche Richtung wieder erstanden, wie im katholischen Mönchtum. Nicht jeder Katholik ist prädestiniert, um Mönch oder Nonne zu werden. Aber wo die Eigenart dem Menschen mitgegeben ist, da finden wir ein besonderes Charisma, das naturgemäß auf evangelischem Boden nicht geringer, sondern um ein gut Teil stärker zum Ausdruck kommt, als unter dem hierarchischen Druck in der römisch-katholischen Kirche. Auf dieses Charisma stieß Fliedner nun gerade am Niederrhein, wo er nach seiner berühmten „Kollektenreise" seine bleibende Heimat finden sollte. Es ist auch das Charisma Tersteegens gewesen, des separatistischen Bandwebers, dessen Lieder aber heute in allen evangelischen Kirchen gesungen werden. Daß er ein fester Charakter war, bezeugt seine Kontroverse mit dem großen Preußenkönig Friedrich II. Energisch hat er die von oben begünstigte Freigeisterei bekämpft. Es wird erzählt, daß der König seine Schrift gelesen und darüber bemerkt habe: „Können das die Stillen im Lande?"

Wiederum waren es nun diese Stillen im Lande, die für die Anfänge von Fliedners gewaltigem Werk die ersten Kräfte darboten.

In gleicher Zeit darf aber noch ein weiterer Punkt nicht vergessen werden, der die späteren großen Erfolge miterklärt. In diesen Gegenden lebt nämlich eine persönliche Anhänglichkeit an die hohenzollerische Dynastie, wie sonst nur in den sogenannten ostelbischen Landen. Die rheinischen Gemeinden, und besonders die niederrheinischen, haben schwere Verfolgungen durchgemacht, zumal unter der Herrschaft der konvertierten Dynastie von Pfalz-Neuburg, die auch über das bergische Land herrschte, und deren Residenz das Kaiserswerth benachbarte Düsseldorf war. Im Gegensatz dazu haben die Gemeinden von Mörs und demjenigen Teil des Herzogtums Cleve, der unter preußischer Herrschaft stand, wirklich aufatmen können. Darauf beruht noch heute ihre besondere Anhänglichkeit an den preußischen Staat. Zumal der große Kurfürst hat hier ebenso die Herzen gewonnen wie in der Mark Brandenburg. Da auch die Kaiserswerther Anstalt (wie später die am Fuße des Sparenberg gelegenen Bielefelder) an jene Traditionen anknüpfen konnte, so hat es gute Gründe gehabt, daß weiterhin auch die preußischen Könige das Werk Fliedners mit besonderer Huld unterstützt haben.

Soviel über den Entwicklungsgang Fliedners. Es sind lauter Daten von schlichter und einfacher Art, nichts weniger als glänzend. Aber kein Geringerer als Paulus hat darauf hingewiesen, daß das, was groß vor Gott und was groß vor der Welt ist, sich nicht decke. Es ist einer der tiefsten Gedanken gerade bei einem Manne, der selbst so groß vor der Welt dasteht. Im Grunde aber ist es doch nur ein weiterer Kommentar zu der Seligpreisung der Armen, der Leidenden, der Unterdrückten. Die großartigen Paradoxien der Bergpredigt bieten überhaupt die einzig ausreichende Erklärung für die größten Heldentaten, von denen die Kirchengeschichte berichtet.

Für unsere evangelische Kirche ist der Verlauf dieser Geschichte allerdings in unserem Jahrhundert in vielen Beziehungen sehr ernst. Ihre äußere Gestalt hat viele Schmach auf sich zu nehmen gehabt: bis zu der letzten Karfreitagsvorlage und dem Ausgange, den diese Vorlage durch den Einfluß des Kardinals Kopp gefunden hat.

Digitized by Google

Auch dem erst werdenden Gedanken des allgemeinen deutsch-evangelischen Kirchenbundes sehen wir schon zeitig Fußangeln gelegt. Daneben die zahlreichen inneren Spaltungen und Streitigkeiten, die noch immer zunehmende Entfremdung von allem kirchlichen Leben. Wer sich alle diese Dinge vergegenwärtigt, kann wohl pessimistisch gestimmt werden.

Haben wir aber auch sonst noch so vielen Anlaß zum Pessimismus, so gibt uns ein Mann wie Fliedner wieder den rechten Optimismus. Denn sein Lebenswerk ist typisch dafür, was für reiche Kräfte des inneren Lebens jenen äußeren Demütigungen gegenüberstehen. Auch die ernste strenge Wissenschaft ist nur eine Seite des evangelischen Lebens unseres Jahrhunderts: diese Wissenschaft, die den Blick auf die Zukunft zu richten hat und in den veränderten Verhältnissen, unter denen die jüngeren Geschlechter aufwachsen, ihnen den alten Glauben zu wahren sucht. Daneben steht eine wunderbar reiche religiöse Dichtung von den Tagen von Novalis und Arndt bis zu denen von Gerok und Sturm, und weiter die Fülle echter Volksschriften von Pestalozzi und Jeremias Gotthelf bis zu den zahlreichen Jüngeren.

Aber das Größte, was der evangelischen Kirche unseres Jahrhunderts gegeben wurde, liegt doch darin, daß so viele brachliegende Kräfte geweckt wurden. Wir haben gesehen, wie Fliedner das erste Vorbild seiner Diakonissen in der kleinen mennonitischen Brüderschaft gefunden hat. Aber der Grundgedanke liegt doch alsbald in der kirchlichen Reformation selber, in Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Denn es ist hier, wo der mittelalterlichen Priesterhierarchie der große Gedanke des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen entgegengestellt wurde. Dieser reformatorische Gedanke schließt aber auch die Triebkraft des Diakonissenwerkes ein.

Man hat ja vielfach in dem neuen Werke, das Fliedner schuf, eine Nachahmung der römisch-katholischen Nonnenklöster gefunden. Das ist vollständig unrichtig. Fliedners ganzer Entwicklungsgang beweist, daß er am allerwenigsten hier ein Vorbild gesucht hätte. Wohl aber haben wir ein volles Recht, ihn den alten Ordensstiftern selber zur Seite zu stellen, wie einem Franziskus von Assisi. Wenn wir das, was von dem einen Manne ausgegangen ist, uns vor Augen stellen, dann können wir nur still die Hände falten und seinem und unserem Gott danken. Denn das von ihm ausgegangene Werk ist den größten Schöpfungen des Mittelalters ebenbürtig. Um neben dem Ernst auch den Humor nicht ganz fehlen zu lassen, sei nebenbei daran erinnert, wie früh schon Fliedner in Freundeskreisen als der protestantische Bettelmönch bezeichnet wurde, der eben überall die Herzen weich und die Beutel offen zu machen wußte.

Lassen Sie mich nun an diese allgemeine Charakteristik des Mannes und des von ihm ausgegangenen Werkes einige schlichte persönliche Erinnerungen anschließen, die die Gelegenheit bieten, die verschiedenen Momente, die nebeneinander ins Auge gefaßt werden wollen, etwas zu illustrieren.

Es sind frühe Jugendeindrücke, die dabei in mir wach werden. Es ist ein Schatz für mein ganzes Leben geworden, wie ich als kaum zehnjähriger Knabe von meinem Vater, der der Kassierer eines kleinen Ortsvereins war, mit in den Dienst des Gustav Adolf-Vereins hineingezogen wurde, von ihm u. a. entsandt zu den Grenzaufsehern, die eben in die Steuerlisten eingetragen waren. Ebenso sind es früheste Erinnerungen, wie die ersten Diakonissen nach meiner Vaterstadt Emmerich kamen, um dort eine Kleinkinderschule zu übernehmen, in derselben Zeit, wo dort in wenigen Jahren vier verschiedene klösterliche Einrichtungen nebeneinander begründet wurden und in der Nachbarschaft Kloster um Kloster erstand.

Digitized by Google

Was das Urteil über Fliedner persönlich betraf, so hörte ich seinen Namen ebenfalls schon häufig in den Kinderjahren. Freilich erfuhr ich auch schon bald von einer gewissen Gegensätzlichkeit. So ist es mir noch in Erinnerung, wie eine hochangesehene Dame in Cleve davon sprach, es seien dort eben zwei harte Köpfe aufeinander gestoßen. Der eine war ein aus Schleswig-Holstein herübergekommener Pfarrer von strengem lutherischen Konfessionalismus, der andere Fliedner.

Heute noch weiß ich, wie diese Erzählung mich stutzig machte. Ich konnte gar nicht verstehen, daß ein Mann wie Fliedner, den man sonst durchweg als Ideal auffaßte, überhaupt menschliche Schwächen haben könnte. Aber sie hingen eng mit seinen großen Seiten zusammen. Auch die Geschichte der äußeren und inneren Mission kennt viele sogenannte Einspänner. Und so kann auch unter Flieders Leben als Motto gesetzt werden: „Wir haben einen solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Gabe sei Gottes und nicht unser."

Einige Jahre später habe ich auch persönliche Eindrücke von Fliedner bekommen. Es waren zunächst die des kranken, gebrochenen Mannes. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist er in der Tat ein gebrochener Mann gewesen. Nur um so gewaltiger stehen aber die Werke da, die er noch an seinem Lebensabend an die Hand genommen hatte. Ich darf diese Begegnung im Sommer 1861 wohl noch etwas ausmalen. Ich war mit einem Empfehlungsbrief des Bonner Professors Krafft nach Kaiserswerth zu Fliedner gekommen, um mit ihm Rat zu pflegen, nachdem ich als Brustkranker bereits einen Winter im Süden gewesen war und nun zum zweiten Mal den gleichen Weg antreten sollte. Fliedner war im Jahre vorher bei seinen Anstalten in Ägypten und Palästina gewesen. Daher wies mich Krafft zu ihm hin, um Rat und womöglich Hilfe zu finden. Damals habe ich nun Kaiserswerth zum ersten Male gesehen. Es ist eine echt niederrheinische Stadt. Nichts mehr von jenen stolzen Bergen des Oberrheins, eine flache, fruchtbare, aber reizlose Ebene, kein höherer Berg oder Hügel. Auch kein irgendwie in Betracht kommender Wald. Wenn man an der kleinen Station Calcum ausgestiegen war und nun den Weg nach Kaiserswerth suchte, dann fand man sich auf der langweiligsten Chaussee. Und in Kaiserswerth selbst ist nicht etwa das Diakonissenhaus das zuerst ins Auge fallende Gebäude, sondern natürlich ein römisch-katholisches Kloster, das dem Diakonissenhaus alsbald schräg gegenüber gestellt worden war.

Die Geschichte Kaiserswerths weist eigentlich nur ein bemerkenswertes Ereignis auf, den für die ganze Zukunft so verhängnisvollen Raub des Königskindes, den Schurkenstreich des Erzbischofs Hanno, der hier den Knaben Heinrich IV. in seine Gewalt brachte. Und nun in diesem langweiligen, geschichtslosen Ort ein alter, kranker, müder Mann, der außerordentlich viel hustete, fast bei jedem Wort das er sprach. Um so bedeutendere Eindrücke nahm ich von seiner prächtigen Frau mit, die ihm gerade die Gehilfin war, die er bedurfte. Den größten Teil der Zeit war ich jedoch im Hause seines Schwiegersohns Disselhoff, konnte mit diesem und seiner Frau die verschiedenen Teile der Anstalt zugleich auf mich einwirken lassen. Ganz besonders hat die Invalidenstation auf mich Eindruck gemacht. Dort war die Alters- und Invaliditätsversicherung schon lange praktisch in die Hand genommen, bevor in weiteren Kreisen die Rede davon war. Aber auch von dem schon lange kranken, alten Manne habe ich am Abend noch einen persönlichen Eindruck mitgenommen. Wenn eine Aufgabe an ihn herantrat, wo er glaubte noch etwas leisten zu können, da war alle Müdigkeit vergessen. So kam an jenem Abend noch ein älterer Herr aus Riga zu ihm, ein hochstehender Jurist, der mir später persönlich nahe getreten ist. Ohne irgend welchen Aufenthalt unterwegs war Herr von Schwebs von Riga nach Kaiserswerth

Digitized by Google

gefahren. Da war nun Fliedner wieder ganz Jüngling in seiner vollen Kraft. Am Abend hat Herr von Schwebs mir noch manches bedeutsame Gespräch erzählt, das er mit ihm geführt hatte. War's nicht so recht der himmlische Schatz im irdenen Gefäß, den ich gesehen, der gleiche Schatz, den er auf seine Kinder übertrug?

Neben jenen ersten Besuch in Kaiserswerth stellt sich in meiner Erinnerung der zweite. Im Jahre 1886 nach der großen Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins fuhren die Teilnehmer zu Schiff von Düsseldorf nach Kaiserswerth. Solche Fluß-, besonders aber die Rheinfahrten spielen eine bedeutende Rolle bei diesen Festen. Auch von Mannheim nach Speyer, von Darmstadt-Mainz nach dem Niederwald habe ich sie als Mitglied des Centralvorstandes mitmachen dürfen. Es sind gewöhnlich verschiedene große Dampfer, die nebeneinander fahren; bald wird von dem einen, bald von dem andern aus ein Lied angestimmt. Jene Fahrt war aber auch in ihrer Folge nicht unbedeutsam. Es waren im Sommer die ersten vertraulichen Besprechungen vorhergegangen, aus denen im folgenden Monat die Erfurter Vertrauensmänner-Versammlung hervorging, die den Evangelischen Bund begründete. Auf jener Rheinfahrt nun konnte ich mehrere Führer der rheinischen Kirche ins Vertrauen ziehen. Damals hatten sie noch fast alle Bedenken. Wenige Jahre später waren die gleichen Männer an die Spitze getreten. Eine besonders lange Unterredung habe ich dann zum zweiten Male mit Disselhoff, dem Schwiegersohn Friedners, gehabt, der ebenso wie dessen Söhne bald auch zu den Pionieren des Evangelischen Bundes gehört hat.

Lassen Sie mich nun aber eine noch ältere Erinnerung noch aus meiner Studentenzeit an diese Fahrten nach Kaiserswerth anknüpfen. Denn ich habe schon in jener Zeit die Belege dafür gehabt, was für eine überaus wertvolle Saite der kirchengeschichtlichen Betrachtung in dem Märtyrerbuch Friedners zuerst angeschlagen worden ist.

Gott Lob und Dank haben mir meine Studienjahre doch auch außer den Kollegien noch andere Anleitung geboten, wo Lehren und Lernen zusammenfiel. Durch den vorher genannten Professor Krafft war ich in meinem 5. Semester in den Gesellenverein gebracht worden, habe dort mehrere Semester hindurch jede Woche einmal, hin und wieder auch zweimal, den Gesellen Vorträge gehalten. Den Stoff dazu aber nahm ich meist aus dem obengenannten Buch Friedners. Was dasselbe auch für die Zukunft bedeutet, tritt aber erst dann recht ins Licht, wenn wir daneben noch einen allgemeineren Blick auf die bewunderungswürdig vielseitige literarische Tätigkeit des Mannes, der so viel Anderes und doch noch Wichtigeres zu schaffen hatte, geworfen haben. Kaiserswerth hat durch ihn schon bald eine eigene evangelische Buchhandlung bekommen. Wie er in vieler Beziehung in den Fußtapfen des Hallischen Waisenhauses stand, so auch hier. Obenan ist der weit verbreitete Kalender zu nennen. Wie sehr habe ich in den Anfängen des Evangelischen Bundes gewünscht, derselbe möge keinen eigenen Kalender begründen, sondern sich an den Kaiserswerther anschließen. Wer den letzteren gesehen hat, der hat wohl auch einmal das Verzeichnis der Bücher ins Auge gefaßt, die ebenfalls in Kaiserswerth gedruckt worden sind.

Schon bald war auch eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen für die Armen und Kranken. In dem Kalender aber erschienen zuerst die Lebensbilder der Märtyrer. Sie sind natürlich nicht alle von gleichem Werte. Fliedner hat sehr verschiedene Mitarbeiter gehabt, die nicht alle die gleiche Begabung hatten. Aber mit Vorliebe hat er sie an den gleichen gewichtigen Stoff gesetzt, die Geschichte sowohl der altkirchlichen wie der evangelischen Märtyrer. Was Fliedner mit der Behandlung dieses Stoffes wollte, das hat er selbst in seiner Vorrede ausgesprochen. Wie derselbe auf schlichte, einfache Menschen wirken konnte, habe ich nun eben im Bonner Gesellenverein erfahren.

Digitized by Google

Es sind für mich ergreifende Stunden gewesen mit jenen Handwerkern zusammen, wenn das Buch Fliedners die alten Glaubenszeugen wieder aufleben ließ. Aber etwas ganz Anderes noch ist mir daneben in späteren Jahren als Kirchenhistoriker aus dem gleichen Buche erwachsen. Es ist dort der Kirche der Inquisition die Kirche des Martyriums gegenübergestellt. Und doch kann Fliedners Werk nur eine kleine Vorarbeit sein für das, was wir in Zukunft bedürfen. In allen anderen Sprachen haben wir großartige Märtyrerbücher, so in französischer, englischer, holländischer. Uns fehlt es heute noch an einem solchen; es sind zu viel Vorarbeiten nötig, und nur ein von jedem engherzigen Konfessionalismus freier Standpunkt, der das Martyrium auch in ganz entgegengesetzten Formen zu würdigen versteht, ist der Aufgabe gewachsen. Aber die erste Anregung dazu, in dem Martyrium den Herzschlag der Völkergeschichte, die Vorbedingung jedes wirklichen Fortschrittes zu erkennen, habe wenigstens ich von Fliedner erhalten. Denn er selbst wurzelte in der Erkenntnis: „Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten."

Noch gewaltigere Anregungen als von seiner literarischen Arbeit sind jedoch von dem ersten Mutterhaus, das er begründete, ausgegangen. Zu den ihm nachgebildeten Häusern freierer Form gehört auch unser Sophienhaus in Weimar. Und sie zeigen uns alle, wie Großes geschehen ist in dem Benützen der vielen brachliegenden Kräfte.

Wir haben heute eine große Fülle von Mutterhäusern in sehr verschiedenen Formen. Sogar die Trachten sind mannigfach verschieden, wenn auch noch lange nicht so sehr wie in den über 100 verschiedenen Kongregationen der barmherzigen Schwestern. Aber auch bei uns spiegelt sich in der Art der Tracht das der Anstalt Eigentümliche ab, ohne daß wie auf römisch-katholischem Boden krankhafte Visionen zugrunde liegen. Auch an der Hand der Geschichte der Mode läßt sich ein Stückchen Kirchengeschichte studieren, weil in den verschiedenen Formen auch ein verschiedener Geist sich spiegelt. Das ist aber erst für den freien evangelischen Standpunkt erkennbar. Denn wie der liebe Gott kein Blatt so geschaffen wie das andere, wie er jedem Menschen sein eigenes Gesicht gegeben hat, so will er auch nicht jene geistige Einförmigkeit, die das Papsttum über die Seelen verhängt, und die auch die evangelische Theologie nur zu oft mumifizierte, sondern die selbständige Entwicklung jedes Christenmenschen.

Endlich noch ein Wort über Fliedner als Vorläufer des Evangelischen Bundes. Er ist nämlich der Begründer des Protestantischen Bundes, der genau das gleiche wollte, was der Evangelische Bund will. Dieser frühere Bund war aber nach seinem Tode eingegangen und lange Jahre vergessen. Da war es auf einer Versammlung des holländischen Kartellvereins des Evangelischen Bundes, der „Evangelisch Maatschappy", wo der langjährige Bibliothekar Testas die Statuten vorzeigte von jenem Protestantischen Bunde, von dem keiner der Begründer des Evangelischen Bundes eine Ahnung hatte. Man ist dann der Sache näher nachgegangen, und so wurde entdeckt, was der Protestantische Bund seiner Zeit geschaffen, und vor allem, daß die Seele desselben Fliedner war. Er hat sogar einen besonderen Anlaß dazu gehabt. Wie wir neuerdings die Thümmelschen Prozesse erlebten und das, was „römische Priester und rheinische Richter" zusammen fertig bringen, so gab es auch in den fünfziger Jahren eine Reihe von Prozessen gegen evangelische Geistliche, die wegen Verletzung des § 166 angeklagt wurden. Auch Professor Beyschlag hat in Trier zu ihnen gehört. Sobald Fliedner nun von einem solchen Prozeß hörte, hat er alsbald auf der Warte gestanden und hat in diesem Verteidigungskampfe für seine Kirche mehr als einen schönen Sieg erfochten. Ja, er hat das auch an sich selber erfahren. Bei der Wiederherstellung der im Jahre 1849 gestürzten weltlichen Herrschaft des Papstes hatte er eine eigene Schrift heraus-

Digitized by Google

gegeben, die rasch in mehreren Auflagen erschien. Dafür ist auch er nach § 166 angegriffen worden. Seither hat er jedesmal einen juristischen Freund seine Schriften im Manuskript daraufhin lesen lassen, ob er sich irgendwie im Ausdruck vergriffen habe.

Der Tag der Begründung des Protestantischen Bundes — der 21. September 1851 — sollte, zumal im Evangelischen Bunde, der ein Menschenalter später sein Erbe antreten durfte, niemals vergessen werden. Derselbe war nämlich in Fliedners Augen zugleich ein Einigungsbund gegenüber den zentrifugalen, den auseinander strebenden Mächten in den evangelischen Kirchen. Wir kommen damit aber noch auf eine weitere für Fliedners Wirksamkeit besonders charakteristische Eigentümlichkeit. In dem gleichen Jahre mit der Begründung des Protestantischen Bundes hat er die Anfänge des Diakonissenwerkes nach Amerika, zuerst nach Pittsburg, übertragen. Drei Jahre später ist das Diakonissenhaus in Jerusalem begründet worden. Heute sind es eine ganze Reihe verwandter Anstalten, welche dem Protestantismus im Orient seinen inneren Zusammenschluß ermöglicht haben. Wenn ich mir all das vergegenwärtige, was aus den ersten Anfängen der evangelischen Gemeindebildung in Ägypten, in Palästina, in Syrien erwachsen ist, was im ganzen Orient weiter im Werden ist,*) so stimmt es mich doppelt dankbar, daß ich noch die Anfänge von alledem und als ihren Mittelpunkt die des Diakonissenwerkes schauen durfte.

Obenan ist es Schwester Charlotte in Jerusalem, dieselbe, deren in den letzten Jahren sowohl vor wie nach ihrem Tode so oft nach Verdienst gedacht wurde, deren Name auch heute nicht fehlen darf. Während des Sommers 1862 habe auch ich ihre umfassenden Arbeiten und ihre allseitige Bildung kennen gelernt. An die Bilder aus dem Jerusalemer Diakonissenhause und seiner Filiale Thalita kumi reihten die mächtigen Eindrücke sich an, was schon die Erstlingsarbeiten der Diakonissen in Alexandrien für Ägypten besagten. Auf statistische Daten will ich mich heute nicht einlassen, darf aber vielleicht noch einmal eine persönliche Erinnerung einflechten. Das Osterfest in Jerusalem war in dem eben genannten Jahre 1862 doppelt interessant durch das Zusammentreffen des griechischen und des lateinischen Ostertermins. So habe ich unmittelbar nacheinander jene entsetzlichen Szenen schauen können, welche seither von so zahlreichen Jerusalemspilgern beschrieben worden sind: das griechische Osterfeuer, die lateinische Puppenprozession, die gegenseitigen Prügeleien in der Grabeskirche. In meinen damaligen Reisebriefen in Gelzers „Protestantischen Monatsblättern“ sind alle diese Dinge nach dem Leben geschildert. Ebenso war dort bereits das jüdische und das mohammedanische Jerusalem in Vergangenheit und Gegenwart zum allseitigen Vergleich mit herangezogen. Den Schluß aber bildete das evangelische Jerusalem: als der Verein einer großen Reihe von Liebesarbeiten. Ich hebe gerne hervor, daß die Grundgedanken meiner kirchengeschichtlichen Gesamtanschauung in dem Kontrast zwischen dem entweihten Golgatha und dem stillen Gethsemane ihre Wurzel haben. Es ist darauf u. a. in dem „Blick von Worms auf Jerusalem“ hingewiesen. Auch mein kirchengeschichtliches Handbuch hat das (äußerlich untergegangene, aber in einer Reihe von unter seinem Schutze begründeten Anstalten nachwirkende) evangelisch-katholische Bistum Jerusalem in seinem großen Zukunftsideal zu verstehen gesucht.

*) Vgl. den offiziellen Bericht auf der Heidelberger Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins 1904 von Pfr. Braunschweig. Die zahlreichen einzelnen Veröffentlichungen der Kaiserswerther Anstalt, des Jerusalemsvereins, der Diasporakonferenz bilden fast eine eigene Literaturgruppe.

Digitized by Google

An diesen allgemeineren Rücklick aber muß nun noch eine speziellere persönliche Erinnerung sich anschließen. Denn schwerlich hätte mir als jungem Menschen die äußerlich so unheilige und doch in ihrem innersten Kern heilig gebliebene Stadt die reiche Anregung geboten ohne die (wie so vielen anderen auch mir zuteil gewordene) Einführung durch Konsul Rosen, den Freund von Humboldt und Bunsen. In der Bibliothek des Konsulats habe ich Bunsens gedankenschwere Werke zuerst kennen gelernt, in der des Johanniterhospizes die obenan für die wandernden Handwerker bestimmte Volksschriftenliteratur. Es war vor allem in den Tagen schwerer Erkrankung, in welchen das syrische Fieber mich immer wieder packte, so daß ich höchstens ins Nachbarhaus, eben das Rosensche, herüber gebracht werden konnte. Gerade dadurch aber habe ich (da mir die weibliche Pflege im Diakonissenhause wider den Mann ging) die in jeder freien Stunde dort verweilende Schwester Charlotte besonders genau kennen gelernt. Mit feinem Takt hat sie auch an solchen Unterhaltungen teilzunehmen verstanden, wie an dem interessanten Tage, als der nachmalige (evangelische) Ministerpräsident Waddington und der gelehrte (klerikale) Graf Vogué bei Rosen zu Gaste waren. Die unvergeßlichste Erinnerung aus jener Zeit aber ist und bleibt doch die an die stille Einwirkung der Diakonissenpflege auf die Mohammedaner. Mit Freude denke ich noch heute der kurz vorher stattgehabten Szene auf dem Haram esch scherif, als eine Diakonissin unwissend das verbotene Heiligtum betreten hatte, als böse Buben Steine auf sie zu werfen begannen und dann ein alter Türke dazwischentrat: „Die laßt mit Frieden, das ist eine Dienerin Allahs."

So die Einwirkung von Fliedners Werk auf außerchristlichem Boden. Aber auch hiermit darf ich noch nicht abschließen. Denn in Zukunft will stets der Sohn Theodors, Fritz Fliedner, neben den Vater gestellt werden. Seine Pioniertätigkeit in dem schönen Spanien ist in unserem Kreise wohl bekannt. Sie kennen es deshalb auch, in welcher einzigartigen Weise seine öffentlichen, wie seine privaten Reden in der heiligen Schrift wurzeln. Ich habe ihn einmal gefragt: woher das? Bei unseren Reformatoren und überhaupt in der Reformationszeit war dies ja gäng und gebe. Heute aber ist es überaus selten. Da hat er mir von den eigentümlichen Geburtstagsgeschenken der Kinder für den Vater erzählt, die darin bestanden, daß jedes der Kinder eines der Bibelbücher (die kleineren die kleinsten, je nach den aufsteigenden Jahren die größeren) für den Vater auswendig gelernt haben. Diese Bibelkenntnis, die etwas mehr in sich schließt als alle — wissenschaftlich unentbehrliche, aber doch sicherlich nicht das letzte Ziel bildende — Bibelkritik, wird sich auch in alle Zukunft als die unerschütterliche Grundlage aller evangelischen Kirchen bewähren.

Aus der großen Zahl der früheren und späteren Vereinsorganisationen sind für dieses Mal nur die beiden herausgegriffen, welche in der Periode zwischen der theologischen und der politischen Revolution neu entstanden sind. Der äußere Umfang und die innere Weiterentwicklung sowohl der Arbeiten des Gustav Adolf-Vereins, wie derjenigen der Diakonissenhäuser können erst in späterem Zusammenhang überblickt werden. An dieser Stelle haben wir uns absichtlich begnügt, ihre allgemein kirchliche Bedeutung ins Licht treten zu lassen. Später werden wir ja auch nicht umhin können, sowohl der päpstlichen Zerstörungs- und Untergrabungsversuche zu gedenken, wie der auf protestantischem Boden selber erhobenen Kritik. Solche Angriffe, wie der (von der Verfasserin später

Digitized by Google

ausdrücklich zurückgenommene) von Adelheid Bandau auf das Diakonissenwesen gehören zu den Zeichen einer späteren Zeit. Sie gruppieren sich wohl sämtlich am besten um die Holtzendorffsche Kritik der in der nachrevolutionären Periode angestrebten Verwertung des „protestantischen Ordens" der Brüder des Rauhen Hauses im reaktionären Interesse. Desgleichen werden diejenigen Momente, welche auf eine gewisse Unzulänglichkeit in der Organisation des Gustav Adolf-Vereins hinweisen, und welche gerade die Leiter des Zentralvorstandes dahin brachten, die Ergänzung im Evangelischen Bunde zu suchen, mit der Vorgeschichte dieses letzteren zu verbinden sein.

Daß in der gleichen Zeit, welche Gustav Adolf-Verein und Diakonissenwerk nebeneinander erstehen sah, auch die Tätigkeit der schon früher erstandenen Missions- und Bibelvereine, sowie der Vorläufer der inneren Mission nicht still gestanden hat, braucht kaum einer besonderen Hervorhebung. Nur daß es noch einmal gesagt werden muß, daß diese praktische Arbeit auch bereits für die Entwicklung der theologischen Wissenschaft reiche Früchte zu tragen begonnen hat. Wir haben dieser Früchte bereits in der Geschichte der Theologie (zumal in dem § 35 über Missionswissenschaft und Religionsphilosophie) zu gedenken gehabt. So brauchen wir hier nicht noch einmal der unveralteten Missionsgeschichte von Wiggers und der umfassenden literarischen Tätigkeit Warnecks zu gedenken. Die lokalen Vereinsfeste aber können, ebenso wie die lokalen Streitigkeiten, nur in Bausch und Bogen erwähnt werden. Für eine speziellere Charakteristik sei daher auf die Ergänzung durch Ecke und mehr noch durch Tischhauser verwiesen. Um so nachdrücklicher möchten wir gerade hier aber nochmals den Schwerpunkt darauf legen, was die stille Arbeit der Vereine gerade in der Zeit zwischen der theologischen und politischen Revolution für die Kontinuität des kirchlichen Lebens besagte. Die von oben begünstigte dogmatistische Verketzerung des in der Gemeinde pulsierenden Glaubens ließ „in den Lüften den Sturmwind sausen". Um so festere Wurzeln hat der schlichte Christusglaube dieser Gemeinde in der Vereinstätigkeit schlagen dürfen, und vor allem sollte der Gustav Adolf-Verein mehr und mehr der eigentliche Liebling dieser Gemeinde werden.

In der Zeit seiner Begründung hatten noch Wenige auf protestantischem Boden eine Ahnung von den Zukunftsgefahren, welche die päpstliche Politik — genau so wie in den Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Krieg — für unser ganzes Volksleben aufs neue heraufzubeschwören begann. Speziell für die (alsbald mit der Restauration des Jesuitenordens beginnende) Umlauerung und Ausnutzung jedes inneren Zwiespalts auf protestantischen Boden hatte man noch nirgends das Auge geöffnet. Schmeddings Briefe an Bunsen hätten diesem sonst über den Hintergrund

Digitized by Google

der Halleschen Denunziation ebenso die Augen öffnen müssen, wie das Jörgsche Werk über die Selbstauflösung des Protestantismus den Universitätstheologen. Aber sogar die Vertreibung der Zillerthaler, die zwei Jahre nach dem Erscheinen des Straußischen Werkes erfolgte, hat kaum den Blick von dem abzulenken vermocht, was durch dieses Buch aus dem Kreise der Wissenschaft in die Gemeinde hineingeworfen worden war. Andererseits haben dann wieder die auf Ranke übergegangenen Trugschlüsse Niebuhrs der Hintertreppenpolitik der „Hallerianer" nur zu sehr sekundiert.

Es sind Jahrzehnte erforderlich gewesen, bevor die Arbeiten des Gustav Adolf-Vereins die unheilvollen Früchte der ersten jesuitischen Gegenreformation in dem Gesamtgebiete der Diaspora bloßgelegt haben. Die Tätigkeit der evangelischen Diakonissen ist schon bald jener schnöden Verleumdung verfallen, welche später noch eifriger zumal in der Umgebung der Kaiserin Augusta kolportiert wurde. Die Führer der Missionsvereine träumten noch lange von der friedlichen Mitarbeit der „Schwesterkirche". So hat sich erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts des Erbes erfreuen dürfen, welches schon die auf engere Kreise beschränkt gebliebenen Anfänge der Missions- und Bibelgesellschaften, dann aber vor allem Gustav Adolf-Verein und Diakonissenwerk der Zukunft zu hinterlassen bestimmt waren.

Digitized by Google

III. Der Kryptopapismus der Reaktion im Kampfe mit den Segnungen der Reformation.

Zur Literatur.

Die dieselbe Periode behandelnden Paragraphen in der Geschichte der protestantischen Theologie (III, 1) sind die folgenden:

§ 22. Stahl und Bunsen. § 23. Die Aufgabe der Jenaischen Theologie im vierten Jahrhundert der Hochschule. § 24. Johann Tobias Beck und die Bibelgläubigkeit als System. § 25. Die Erlanger „neue Weise", die alte Wahrheit zu lehren. § 26. Ideale und Irrtümer in der sogenannten „Theologie des Protestantenvereins". § 27. Die Mobilmachung der Kirche gegen die Theologie und die zweite Leben-Jesu-Bewegung.

Aus der Geschichte des Katholizismus (II, 3) gehören hierher:

§ 57. Das deutsche Revolutionsjahr in seinen Folgen für „die Freiheit der Kirche". § 58. Die „Zeichen der Zeit" und die Anfänge des Umschwungs seit 1859.

Aus den „Interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben" (III, 2) sind im ersten Teil zu vergleichen:

§ 3. Die neuesten Formen der Religion außerhalb der Kirche. § 5. Die Versuche freikirchlicher Neubauten und die damit verbundenen theologischen Reformpläne.

Dazu auch hier wie ad I:

§ 4. Die konkordatliche Verwertung der Kirche als Polizeianstalt.

Zu den früher erschienenen Bänden des Handbuchs ist inzwischen die Monographie über „Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts" getreten. Die zahlreichen religiösen Dichter, die für die Periode von 1848—1870 in Betracht kommen, sind hier teils in dem zweiten Abschnitte behandelt, von welchem speziell die Abteilung III über „Die aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit" zu vergleichen ist, teils in dem dritten Abschnitt über „Die neue Ära nationaler und religiöser Wiedererhebung".

Digitized by Google

§ 22.

Rückblicke, Seitenblicke, Ausblicke.*)

Bereits in dem letzten Paragraphen der vorigen Periode ist bei der Behandlung der Anfänge des Diakonissenwerks die Methode der Darstellung gegen früher einigermaßen modifiziert worden, indem der Jubiläumsvortrag über Fliedner in den allgemeinen Zusammenhang hineingestellt wurde. Es ist dies schon dort damit motiviert worden, daß von nun an an Stelle dessen, was das höhere Alter des Verfassers und die unvermeidlichen Folgen einer nunmehr 45jährigen fast ununterbrochenen literarischen Tätigkeit ihm nicht mehr gestatten, die Verwertung persönlicher Erinnerungen und Beobachtungen mehr in den Vordergrund treten soll. Es ist einfach Pflicht, das, was man nicht mehr leisten kann, sich selbst klarzumachen. Es kommt für jeden einmal die Zeit, wo er auf das Wort zu achten hat: „Tu Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst nicht länger Haushalter sein." Die zahlreichen Mappen mit aphoristischen Gedanken, Notizen und Exzerpten aller Art lassen sich leider nicht mehr derart benutzen, wie es an sich wünschenswert wäre. Nicht anders steht es mit der unter bestimmten Gesichtspunkten gesichteten Literatur. Es geht nicht an, sich da bloß auf das eigene Gedächtnis zu verlassen. Zu spezielleren Forschungen in einem begrenzteren Arbeitsgebiet ist noch die Kraft da, aber nicht mehr zur allseitigen Vergleichung.

Bei jedem neuen Paragraphen, den der Verfasser an die Hand nahm, hat er daher den Gedanken nicht abwehren können, daß es wohl der letzte sein könne, daß der ganze Band ein Torso bleiben müsse. Nur um so mehr ist es daher angestrebt worden, möglichst viel in denselben hineinzubringen, was in Zukunft eine Art Ersatz für das Fehlende zu bieten vermöge. Es ist dies u. a. der Grund, daß dasjenige, was aus den früheren Auflagen, wie aus anderen Werken aufgenommen worden ist, in kleinerem Druck gebracht wurde, um für andere Ausführungen den Raum zu gewinnen.

Wichtiger noch aber als dieser formelle Gesichtspunkt ist der materielle. Die in diesem Handbuch von Anfang an vertretene, in sich geschlossene Geschichtsanschauung beruht auf beständiger Religions- und Konfessions-

*) Der Ursprung dieses Paragraphen führt sich auf eine wohlwollende Anregung von Pfr. Dr. Fey zurück. Er hat in einer Rezension der Monographie über das „Christuslied" auf solche „Rückblicke, Seitenblicke, Ausblicke" als auf eine Eigenart meiner Schriften hingewiesen, welche allerdings die Lektüre derselben nicht wenig erschwert und gern von mir verändert worden wäre, wenn — man mich vor einem Menschenalter darauf hingewiesen haben würde. Eben darum habe ich aber diese Seitenwege wenigstens hier einem eigenen Paragraphen zuweisen wollen.

Digitized by Google

vergleichung, so daß der Gang der Dinge in der einen oder anderen Religionsgemeinschaft niemals ohne den beständigen Vergleich mit den übrigen ins Auge gefaßt wurde. In der Neubearbeitung des Stoffs ist dies überdies in beständigem stillen Zwiegespräch mit dem Leser geschehen. Damit ist nun aber zugleich das Bedürfnis stetig gewachsen, diesem Leserkreise noch genauere Rechenschaft abzulegen, auf welchem Wege auch bei diesem 5. Bande unter mancherlei Nachsinnen und beständigem Umgestalten das Schlußergebnis zustande gekommen ist.

Schon bei der dritten Lieferung war auf dem Umschlag eine diesem Nachweis gewidmete Betrachtung beigegeben worden. Wir nehmen dieselbe nunmehr in den Text selber auf:

Bei dem diesmaligen Rück- und Ausblick scheint es dem Verfasser besonders angezeigt, das, was mehr und mehr zur Eigentümlichkeit seines Hauptwerkes geworden ist, nämlich das Verhältnis der einzelnen Paragraphen dieses Buches zu den immer zahlreicher gewordenen „Beigaben", dem aufmerksamen Leser einmal in eigenem Zusammenhang vorzuführen. Ich kenne eigentlich nur eine Parallele zu der von mir befolgten Methode, und zwar, wie so oft, auf katholischem Boden: die „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes". Es kann kaum einen schärferen Gegensatz geben als denjenigen zwischen der Janssenschen Methode und der meinigen. Aber von der Technik sowohl des Verlegers, wie des Verfassers und seiner Gehilfen und Fortsetzer läßt sich viel lernen. Allerdings ist dies mein Fall nicht gewesen. Aber um so mehr frappiert mich heute die nachträgliche Vergleichung. Denn ohne irgendwie an jene Parallele zu denken, bin ich Schritt für Schritt den gleichen Weg geführt worden.

Das Handbuch in seinen Paragraphen bietet durchweg ein knappes Fazit von mancherlei anderswo niedergelegten Einzelstudien. An die (selber schon aus zahlreichen Einzelaufsätzen hervorgegangenen, aber noch auf einen einzigen Band konzentrierten) beiden ersten Auflagen schlossen die aus dem Nachlaß Bunsens, Rothes, Boyens herausgegebenen, umfassenden Quellenwerke sich an. Von dem 1. Band der 3. Auflage an aber erwies es sich dann noch stets unumgänglicher, den einzelnen Bänden Spezialuntersuchungen zur Seite gehen zu lassen, welche die in jenen niedergelegten geschichtlichen Ergebnisse begründeten. Beschränken wir uns hier auch nur auf diesen 5. Band, so zeigte sich doch gerade bei ihm besonders deutlich, wie die eine Seite der Arbeit mit der anderen zusammenhängt, wie sich beides gegenseitig zu ergänzen gehabt hat.

Gleich bei der Abfassung der beiden ersten Paragraphen zeigte sich die Notwendigkeit, das in ihnen kurz Ausgeführte durch Spezialarbeiten zu ergänzen. Die eine derselben (zu § 1) bezieht sich auf das Baumgartnersche Buch über Goethe, d. h. auf die noch gar nicht an die Hand genommenen Aufgaben, welche dasselbe der üblichen Literaturgeschichtschreibung geradezu Punkt für Punkt stellt. Es läßt sich dies nur an der durchgängigen Verwandtschaft von Geist und Form mit dem Denifleschen Lutherwerk, welches dem Kenner so schrecklich wenig Neues bot, durchführen. Der Stoff ist gesammelt, aber die Ausführung hat vor der Notwendigkeit, die Leser des Handbuchs selbst nicht noch länger warten zu lassen, zurückstehen müssen.

Digitized by Google

Dagegen haben die (mit § 2 verbundenen) aus vieljährigen Lieblingsstudien herausgewachsenen Arbeiten über „das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts“ bereits zu einer eigenen Monographie (Leipzig, Wunderlich) geführt.

Mehr und mehr hatte inzwischen die im 2. Band niedergelegte Auffassung der inneren Entwicklung des Katholizismus, die mit dem idealkatholischen Zuge in meiner Theologie aufs engste zusammenhängt, sich durch die gesamte weitere Gestaltung der Dinge in einer sogar den Verfasser oft geradezu erschreckenden Weise als unumstößlich erwiesen. Um so notwendiger wurde es somit wiederum, die Entstehung und Begründung jener Auffassung der allgemeinen Kontrolle zu unterstellen. Es ist dies in den 2 Bänden „Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus“ (I. Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil; II. Abseits vom Kulturkampf. Halle, H. W. Schmidt) geschehen. Den darin enthaltenen Aufsätzen und Abhandlungen sind zugleich orientierende Einleitungen über ihre Entstehung und ihre Quellen vorausgeschickt.

Dazu haben sich jedoch weiterhin noch zahlreiche kleinere Spezialschriften gesellt, die im Verlauf der Darstellung zur Sprache kommen, weil sie möglichst für das Gesamtbild verwertet werden müssen. Es sei daher hier nur diejenige über „die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland“ (Leipzig, Janssa) aus einem besonderen Grunde, der auch seine humoristische Seite hat, angeführt. Als nämlich diese biographische und bibliographische Charakteristik der einzelnen schriftstellerisch hervorragenden Jesuiten, die sich übrigens auf alle wissenschaftlichen Fächer verteilen, erschien, urteilte das klerikale Hauptorgan, die Leistungen derselben seien vom Verfasser deshalb so anerkannt worden, um den protestantischen Leser dadurch möglichst in Schrecken zu setzen. Als wenn nicht das volle Verständnis dessen, was die gegnerische Armee wirklich leistet, die Vorbedingung wäre zu einer späteren günstigeren Wendung der Dinge in den eigentlich niemals stille stehenden Kämpfen!

Für diese auf der ganzen Linie fortzuführenden Kämpfe hat es daneben auch nicht an neuen Beiträgen gefehlt, wie in den „Gutachten vor Gericht“ über die Liguorimoral (Halle, H. W. Schmidt), und in der Spezialschrift über das doppelte Maß, mit welchem die Berliner Tagespolitik die Person eines Bischofs Anzer (Berlin, Schwetschke & Sohn) und die in der Nachfolge Christi stehende evangelische Mission mißt.

Den bis dahin zurückgestellten „Enthüllungen“ über den „Fall Anzer“ soll sich eine weitere Beigabe anschließen, welche die „persönlichen Erinnerungen“ an die beiden ersten deutschen Kaiser und ihre Gemahlinnen zusammenstellt. In der Weiterführung der Erzählung muß die zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden erscheinende und doch in dem innersten Kern seiner Persönlichkeit wurzelnde kirchliche Stellung unseres großen Kaisers mehrfach berührt werden. Es kann dies aber natürlich nur in aller Kürze geschehen (vgl. zunächst S. 238/240). Das Gleiche muß bei den religiös-kirchlichen Einflüssen der Kaiserin Augusta und ihrer Umgebung, nicht minder aber auch bei dem Kaiser Friedrich und seiner vielverkannten Gemahlin der Fall sein. So ziemt es sich, dem Leser gleichzeitig den vollen Einblick in den Inhalt sowohl der mannigfachen Gespräche wie der aus dem Nachlaß Bunsens und Boyens geschöpften brieflichen Quellen zu verschaffen.

Von den weiteren, im gleichen Verlage erschienenen Schriften brauchen

Digitized by Google

diejenige über die Anfänge des Evangelischen Bundes und das kollegiale Sendschreiben an Ernst Häckel nur des einfachen Hinweises. Bei zwei anderen dürfte dagegen ein Wort der Erläuterung am Platze sein.

Schon in den ersten Auflagen war der Leben-Jesu-Forschung als dem Mittelpunkt aller christusgläubigen Theologie der ihr gebührende Platz angewiesen worden. Die dritte Auflage hatte gleich im ersten Bande in § 18 die Leben-Jesu-Bewegung des 18. Jahrhunderts behandelt, in der ersten Abteilung des dritten Bandes in den §§ 16 und 27 die mit den Jahren 1835 und 1864 beginnenden gleichartigen Bewegungen. Trotzdem erwies es sich bei der zweiten Abteilung dieses Bandes als unumgänglich, dem 6. Abschnitt über „die Ergebnisse (dieser Forschung) für die gläubige Gemeinde" auch im literarischen Anhange noch „Nachweise und Nachträge zu den Ergebnissen der Leben-Jesu-Forschung" folgen zu lassen. Der Ueberblick über die immer zahlreichere und leider auch immer widerspruchsvollere Literatur ließ mich jedoch nicht ruhen, bis ich meinen Lesern selbst den Beleg geboten hatte, in welcher Weise der Christusglaube der lebendigen Gemeinde (der zur Bibelkritik im gleichen Verhältnis steht wie die fortschreitende Medizin zur Anatomie) sich mit den — der Gemeinde immer noch eine terra incognita gebliebenen und durch den immer stärkeren Wirrwarr gleich infallibilistischer Theorien sie in immer höherem Grade abstoßenden — Ergebnissen der Evangelienkritik bekannt zu machen und auseinanderzusetzen hat. Es ist dies der Zweck, welchem das „Hilfsbüchlein für die Bibelleser in der Gemeinde" über den „Entwicklungsgang des Lebens Jesu" seinen Ursprung verdankt (Hamburg, 1895, Gräfe & Sillem).

In derselben Zeit mit diesem Hilfsbüchlein sind ferner aber auch die verschiedenen Abteilungen der Monographie über „die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evangelischen Gesamtkirche" erwachsen. Es ist ein Werk, welches dem Verfasser nach allen Seiten hin die denkbar schwersten Opfer auferlegt hat. Und er hat dies vorhersehen können. Unter den Vielen, die darüber toben, sind es auch heute nur einige Wenige, die von dem wirklichen Inhalte etwas wissen. Aber ich nehme keinen Anstand, offen zu bekennen, daß, wenn ich der erschreckenden Notlage des Protestantismus der Zukunft gedenke, keine meiner Arbeiten mir so sehr aus einer unabweisbaren Pflicht erwachsen erscheint.

Die hier gebotene Uebersicht über den Zusammenhang der Spezialuntersuchungen mit dem „Fleischextrakt" des Handbuches darf jedoch nicht schließen, ohne noch auf einen der interkonfessionellen Vergleiche zwischen Katholizismus und Protestantismus hingewiesen zu haben, welche gewissermaßen die Spezialität dieses Werkes geworden sind. Ich meine die Parallele zwischen den Einflüssen der päpstlichen und der protestantischen Indexkongregation und deren gegenwärtiger Führung.

Es sind die Historisch-Politischen Blätter gewesen, welche mit Bezug auf das einzigartig dastehende Lebenswerk des endlich wissenschaftlich unabhängig gewordenen Döllinger urteilen: „Für die meisten Katholiken, mit Ausnahme einiger Gelehrten, existieren die späteren Schriften Döllingers einfach nicht."

Steht es aber anders auf evangelischem Boden? Ist es ein irgendwie anderes Prinzip, wenn nach dem Erscheinen des in § 16 (S. 198 ff.) näher herangezogenen Eckeschen Buches Herr Professor Harnack seine Freude aussprach, daß Ecke die oben erwähnte Monographie „der ver-

Digitized by Google

dienten Vergessenheit übergeben" habe, und wenn alsbald drei seiner Getreuen diesen so recht für die heutigen Tagespolitiker und Feuilletontheologen passenden Grundsatz ihm nachbeteten.

Sogar bei der Sammlung der „Kleinen Schriften", welche doch nicht die geringste Beziehung zu den Kontroversen über die Ritschlsche Schule hatten, ist ein systematischer Boykott durchgeführt worden, über welchen an passender Stelle die näheren Belege gegeben werden sollen.

So ist von Jahr zu Jahr die Stellung des Verfassers als Kirchenhistoriker derjenigen verwandter geworden, welche nicht nur das Lebenswerk eines Döllinger und Reusch (von ihren zahlreichen, ebenso selbstverleugnungsvollen Genossen zu schweigen) für die eigene Zeit unfruchtbar zu machen scheint, sondern sogar bei Franz Xaver Kraus sich je länger, je deutlicher kund gab. Es ist auch in dieser Beziehung ein überaus lehrreiches Lebensbild, welches uns sowohl Braig wie Hauviller von Kraus gezeichnet haben. Beinahe noch lehrreicher sind die Kontroversen, die diese Biographien des Verfassers der Spektatorbriefe hervorriefen. Heute darf ich übrigens wohl ausplaudern, daß die im südlichen Deutschland auf einen katholischen Verfasser zurückgeführten „Neuen kirchenpolitischen Briefe" in den „Deutschen Stimmen" der Jahre 1900 und 1901 aus meiner Feder herrührten.

Mit der Aufnahme dieser „Seitenblicke" in die zusammenhängende Darlegung scheint uns jedoch weder für die „Rückblicke" noch für die „Ausblicke" der Boden genügend geebnet. Es war nämlich auch diesmal, wie in den früheren Bänden, ein (sich gerade bei unserem jetzigen Thema besonders umfassend gestaltender) literarisch-kritischer Anhang geplant. Nachdem aber sofort die ursprünglich für diesen Anhang bestimmten Spezialuntersuchungen sich zu eigenen Büchern ausgewachsen haben, wird der übrige Teil desselben ebenfalls besser in eine andere Form gebracht werden.

Wenigstens die Einleitung aber mag nun hier ebenfalls wegen des darin enthaltenen Rechenschaftsberichts für die Leser ihren Platz finden. Dient sie doch ganz speziell der Aufgabe, die Leser in die Werkstätte der gemeinsamen Arbeit einzuführen und das in ihr erforderliche Handwerkszeug kennen lernen zu lassen. Denn dies bedingt für dieselben in dem nunmehrigen Bande zugleich ein Anrecht darauf, es selber kontrollieren zu können, wo und weshalb der zuerst eingeschlagene Pfad nachmals mit einem anderen vertauscht worden ist. Sie müssen bei der Prüfung des ihnen dargebotenen Textes sich zugleich darüber orientieren können, in wie verschiedener Weise es versucht worden ist, die Schwierigkeiten zu lösen, welche dem richtigen Zusammenschauen der — sich in verschiedenen Kreisen abspielenden und doch gegenseitig beeinflussenden — Ereignisse im Wege standen. Jede Periode hat dabei noch ihre besonderen Schwierigkeiten geboten. Und bevor auch nur die Reihenfolge der Paragraphen diejenige wurde, die dann am Ende beibehalten worden ist, ist manche andere vorher erprobt worden.

An die Spitze von allen hatte sich uns zunächst das neue Christuslied gestellt: als die erste und grundlegende unter allen den „Gnadengaben", welche der deutsch-evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts ver-

Digitized by Google

liehen worden sind, und welche — mitten unter der erneuten Hegemonie des Papsttums und der Zertrümmerung der überkommenen staatskirchlichen Formen — die Förderung des Gottesreichs in der Zukunft verbürgen. Das was ursprünglich nur ein einzelner § dieses Bandes werden sollte, hat sich inzwischen zu einem eigenen Buche erweitert. Aber nur um so zweifelloser schien es zu sein, daß das das neue Jahrhundert eröffnende neue Christuslied auch die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts eröffnen müsse. Überdies stellten sich demselben alsbald die Anfänge der äußeren, die Vorläufer der inneren Mission und die neue Art der Bibelverbreitung zur Seite. Sollten überhaupt die der evangelischen Gesamtkirche neu geschenkten Kräfte zusammen überblickt werden, so mußte — das schien unzweifelhaft — hier eingesetzt werden.

Umgekehrt aber ließ sich nun ebensowenig gleich von Anfang an die andere Frage zurückdrängen: wie kam es, daß alle diese Gnadengaben nur einem Bruchteil der Kirche zugute kamen? daß die Art ihrer Ausnutzung im Laufe der späteren Entwicklung den unleugbaren Zersetzungsprozeß der bisherigen kirchlichen Formen nur verstärkt hat? daß das schließliche Fazit des ganzen Jahrhunderts gerade unter dem interkonfessionellen Gesichtspunkte ein so durchaus unbefriedigendes geworden ist? Die immer erneuten Erwägungen über das Verhältnis der zentrifugalen und der christozentrischen Kräfte haben darum endlich dazu geführt, die dem neuen Christusliede vorhergegangenen gegensätzlichen Momente demselben voranzustellen: d. h. die Einwirkung sowohl der klassischen wie der romantischen Dichtung auf die kirchliche Sitte.

Eben damit waren wir aber auch diesmal wieder in die Schule Richard Rothes gekommen. Wie in allen seinen früheren Arbeiten hat der Verfasser sich abermals bald darüber klar werden müssen, daß auch da, wo völlig neue Aufgaben an ihn herantraten, die Lösung derselben in den alten Rotheschen Lichtblicken lag. Wir haben darum gleich von Beginn an den Ausgangspunkt da genommen, wo Rothe ihn aufgewiesen hat: in der Beantwortung der Frage, warum ist die nationale religiöse Erweckung nicht eine volkskirchliche geblieben? warum ist sie abermals „Pietismus“ geworden? Damit ist nun aber sofort auch das Motiv gegeben, weshalb sich zwischen unsere Darstellung des Christusliedes und der christlichen Vereinsbildungen ein neuer Paragraph einschieben mußte, welcher die Anläufe zu einer wahrhaft volkskirchlichen Erweckung zu zeichnen hatte, und zugleich neben ihm ein zweiter: über die Untergrabung derselben durch die politische Restauration.

Bekennen wir es offen! Die Paragraphen über die Anfänge der neuen Vereinsbildungen sind geschrieben gewesen, bevor an die §§ 3 und 4 auch nur gedacht war. Und ebenso der § 2 lange vor dem § 1.

Aber die Umstellung erwies sich je länger je mehr als unabweisbar. Denn es ging einfach nicht an, die neuen Wege zu Christus und die daraus erwachsenen neuen kirchlichen Formen dem Leser vorzuführen, ohne ihm vorher die Ursachen der ererbten Kirchenflucht vor Augen zu stellen. Lagen doch hier zugleich die tiefsten Wurzeln der durch alle folgenden Perioden hindurch fortdauernden, ja immer noch zunehmenden Entfremdung zwischen Volksgeist und Kirche. Die Antwort auf jene Frage, soweit sie überhaupt in der Form eines kurzen Paragraphen gegeben werden kann, geben also §§ 1 und 4.

In der gleichen ersten Periode hat die Wechselwirkung zwischen Union

Digitized by Google

und Konfession vor eine Reihe ähnlicher Fragen gestellt. Die geschichtliche Darstellung der Union hat — genau ebenso wie die der Mission — die gleiche bleiben können wie in den beiden ersten Auflagen. Diese früheren Auflagen hatten die evangelische Kirchengeschichte sogar nachdrücklich mit dem § 43 über „Die Union der evangelischen Konfessionen" begonnen, während die Missionsgeschichte noch als Teil eines größeren Ganzen (Neue Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche) behandelt worden war. Aber auch die entgegengesetzten kirchlichen Ideale, welche der Bekämpfung der Union zugrunde gelegen haben, waren schon damals um nichts weniger in ihren geschichtlichen Ursachen gewürdigt worden, als diejenigen der Union. Daß sich jedoch nunmehr auch hier eigene Paragraphen als notwendig erwiesen, und zwar nicht nur für die lutherische, sondern auch für die reformierte Kirchenform, das ist wiederum das Ergebnis vielfacher Erwägung und Abwägung gewesen. Das gleiche galt endlich von dem Versuch, dem groben Unfug, zu welchem das „bekehrte" Köthener Herzogspaar durch den Jesuitenorden verwertet wurde, seine typische Seite abzugewinnen. Denn derselbe mußte zu diesem Zweck nicht nur in die Zeitgeschichte hineingestellt werden, sondern es kam zugleich darauf an, darin den ersten Keim nachzuweisen für die so überaus zahlreichen ähnlichen Vorkommnisse der folgenden Perioden: bis zu der kirchenpolitischen Stellungnahme der Kaiserin Augusta in der „Ära Kögel".

Die zuletzt erwähnten Daten werden auch unsere Leser alsbald an die kirchengeschichtlichen Erträgnisse der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck erinnern. Die Bedeutung dieses Werkes für das Verständnis der Niederlage des deutschen Staatswesens auch in seinem jüngsten Konflikt mit der päpstlichen Kurie ist bereits in der Einleitung des Sammelbandes „Abseits vom Kulturkampf" zur Sprache gekommen. Unsere eigene Darstellung hatte jedoch daneben eine Reihe anderer Quellen flüssig zu machen. So in der dritten Periode sowohl für die Kirchenregierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einer-, wie für diejenige des Großherzogs Friedrich von Baden andrerseits, desgleichen in der vierten Periode für die persönliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser und des Großherzogs Karl Alexander von Weimar zu den deutschkirchlichen Problemen. Doch es ist nicht Sache dieser einleitenden Bemerkungen, der späteren Erzählung irgendwie vorzugreifen. Daher nur noch ein kurzes Wort über das Verhältnis der nunmehrigen Gestaltung auch der weiteren Perioden zu der ursprünglichen Darstellung.

In die Zeit von 1835—1848 hatten uns in der anfänglichen „Skizze" die beiden §§ 45 und 46 über die Bewegung der protestantischen Freunde und über die Verfassungszustände der deutschen Kirche vor 1848 hineingeführt. Der jetzige Ausbau hat jedoch — analog der Geschichte der Theologie — zunächst die Bedeutung des theologischen Revolutionsjahres speziell für die Kirche zu zeichnen gehabt. Damit mußte aber alsbald der Ausblick verbunden werden sowohl auf das weitere Wachstum der widerkirchlichen Literatur, wie auf den Rückschlag dagegen in dem Fortschritt der Herrschaft kryptopapistischer Faktoren über die evangelische Kirche. Und daran reiht sich ebenfalls sofort in interkonfessioneller Beziehung die Bedeutung des bayerischen Kniebeugungsstreites für den deutschen Gesamtprotestantismus. Aber es fehlte auch nicht an Vorzeichen, auf welche Weise die (bis dahin von den Missionsgesellschaften vergebens angestrebte) Neukräftigung der evangelischen Gesamtkirche zuerst in den Bereich der Möglichkeit treten

Digitized by Google

sollte: nämlich von dem Neubau der Diaspora aus durch den Gustav Adolf-Verein.

Die Geschichte unserer zweiten Periode bedurfte somit in noch höherem Grade, als es bei der ersten der Fall war, der beständigen Kontrolle durch die gleichzeitige Geschichte der Theologie. Bei der dritten Periode ist das gleiche noch mehr vonnöten. Wir müssen uns hier auf die Erinnerung daran beschränken, wo in dieser Zeit die wissenschaftlich theologische Verteidigung der evangelischen Gesamtkirche gegen den durch die Revolution vollends in den Sattel gehobenen Papismus ihre neuen Mittelpunkte gefunden hat: nämlich in den kleinen außerpreußischen Universitäten Jena, Tübingen, Erlangen und Heidelberg. Von den §§ der älteren Auflagen gehören diejenigen über die Einwirkung des Revolutionsjahres auf die evangelische Kirche, sowie die Niederlagen und Verluste dieser Kirche einerseits, über die Religion außerhalb der Kirche andrerseits hierher, daneben der einschlägige Teil der neuen Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche und die Anfänge des Umschwungs seit 1859. Alle diese allgemeinen Gesichtspunkte sind auch jetzt noch geblieben. Für die Einzeldarstellung aber erwies sich daneben die monographische Form als zweckdienliche Ergänzung. Wir werden daher sowohl die verschiedenen Weckrufe durch die (erst nach der Revolution in den Vordergrund tretenden) größeren Kirchenversammlungen — auch da, wo sie unter sich heterogener Art sind — nebeneinander zu stellen haben (vom Kirchentag bis zur Evangelischen Allianz, und von dieser bis zum Protestantenverein), als die evangelischen „Ordensstifter" (von Fliedner zu Wichern, von Wichern zu Löhe usw.). Daß dem gegenüber jedoch umgekehrt auch die Fehlgeburten der Eisenacher Konferenzen so wenig außer Betracht bleiben dürfen, wie das Versagen der „preußischen Spitze" in kirchlicher Beziehung, läßt sich einstweilen nur mit kurzem Wort andeuten.

Das Versagen des „Berlinismus" für die kirchlichen Zukunftsaufgaben tritt dann völlig unzweideutig sofort nach dem Entscheidungsjahr 1870 zu Tage: in der Berliner Oktoberversammlung von 1871, der recht eigentlichen Travestie des vatikanischen Konzils. Immerhin ist es bald darauf der selbstverleugnenden Hingabe Hermanns an die alten Kirchentagsideale möglich gewesen, ein Stück kirchlichen Notbaus zustande zu bringen. Aber die nachvatikanische Umgestaltung des deutschen Katholizismus ist doch nur möglich geworden durch die neue „Selbstverschuldung" des deutschen Protestantismus. Der zweite Band unseres Handbuchs hat diesen Gang der Dinge mit dem Jahre 1883 abbrechen müssen. Um so unumgänglicher ist nun aber für diesen Band der Einzelnachweis geworden, wie sehr der den Hödel-Nobilingschen Attentaten auf dem Fuße gefolgte Triumph des Papsttums durch die „Ära Kögel" in dem preußischen Staatskirchentum bedingt wurde. Seit der gleichen Zeit drängt sich aber auch umgekehrt die rapide Zunahme der zentrifugalen Kräfte mit wahrer Wucht auf. Daß bei solcher Sachlage der schließliche Ausblick ein „sorgenvoller" werden kann, hat Rob. Kübel nicht lange vor seinem Tode bezeugt. Andererseits aber hat auch jetzt wieder der waldensische Wahlspruch lux lucet in tenebris gerade in diesen Wirrsalen nur eine neue Bestätigung gewonnen. Denn erst infolge der allseitigen Zurückdrängung des protestantischen Elements durch die erneute päpstliche Hegemonie hat man sich in den sonst gegensätzlichen Kreisen auf die gemeinsamen Güter zu besinnen begonnen. Ja, man darf sagen, daß sich in vollem Gegensatz zu dem päpstlichen Unfehlbarkeitswahn eine recht

Digitized by Google

eigentliche Bußstimmung angebahnt hatte. Nur aus dieser Stimmung heraus läßt sich der ungeahnte Erfolg der jüngsten Vereinsbildungen wirklich geschichtlich verstehen. Denn neben den „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein" stellen sich hier ebensosehr die „Allgemeine lutherische Konferenz" wie der aus der Lechlerschen Idee des „Kirchenbundes" erwachsene „kirchliche Ausschuß", durch welchen die Eisenacher Konferenzen endlich ein lebenskräftiges kirchliches Institut geworden sind. Und auch der „Evangelische Bund" ist nur eine von den Stimmen des Predigers in der Wüste.

Es sind somit einfach die in zahlreichen Einzelbeobachtungen niedergelegten Gedankengänge, welche noch einmal nach einheitlicher Konzentration drängten. Es ist mir mit denselben ähnlich gegangen, wie bei der Entstehung der ersten Auflage mit den ihr vorhergegangenen Einzelarbeiten. Mein Freund Holtzmann hat damals den eigentümlichen Charakter dieses Werkes darin gefunden, daß es „nicht ein aus Büchern zusammengeschriebenes Buch" sei, sondern aus der Beobachtung des wirklichen Lebens erwachsen. Es war schon bei jener ersten Auflage in der Tat so zugegangen, wie es das „kollegiale Sendschreiben an Ernst Häckel" als Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Religionsgeschichte beschreibt. Ganz ähnlich waren auch jetzt wieder eine Fülle von Einzelbeobachtungen an den verschiedensten Orten niedergelegt und dadurch zersplittert. Dieselben haben eben deshalb nach einer neuen Zusammenfassung gedrängt. Diese letztere aber schloß dann gleich sehr das Recht wie die Pflicht ein, in das „Handbuch" die Ergebnisse jener Einzelbeobachtungen selbst aufzunehmen.

In vielen Fällen wird ein bloßer Hinweis genügen. Es gilt dies beispielsweise mit Bezug auf die literargeschichtlichen Übersichten: sowohl im „Theologischen Jahresbericht" und den zeitschriftlichen Ergänzungen dazu, wie in den Anhängen der drei ersten Bände der von mir neu herausgegebenen Hagenbachschen Kirchengeschichte. Das Vorwort des dritten Bandes enthält zugleich eine Abwehr gegen den höhnischen Vorwurf, daß der Herausgeber in dem literarisch-kritischen Anhang der beiden ersten Bände mancherlei Leistungen in mancherlei Formen anzuerkennen bereit war. Es ist freilich heute vielleicht noch lehrreicher als damals, das, was dort über die Verschiedenheit der Harnackschen Methode von der meinigen dargelegt worden ist, ruhig zu prüfen, statt es nach der heute herrschenden Taktik „der verdienten Vergessenheit zu übergeben". Aber ich wollte an dieser Stelle schon deshalb jede vermeidbare Wiederholung vermeiden, weil sich ohnedem auf dem eingeschlagenen Wege die Notwendigkeit einer ungeahnten Fülle von Ergänzungen der bereits im einzelnen dargestellten „Ausschnitte" herausstellte.

Erst im Laufe der Arbeit bin ich mir nämlich über die Konsequenzen dieses Weges klar geworden. Es stellte sich mehr und mehr heraus, daß die bisher nur sporadisch benutzten Quellen noch in ganz anderem Umfang als früher für die Gesamtdarstellung erschlossen werden mußten. Es hat dies dann wieder vielfache Modifikationen des ursprünglichen Planes bedingt.

So haben anfangs eine Reihe von längeren Ausführungen in dem Texte gestanden, welche späterhin — zumal wo es sich um Auseinandersetzungen mit den bisher üblichen Darstellungen, beziehungsweise um die Art der Verwertung der landläufigen Literatur handelte — für den An-

Digitized by Google

hang bezw. für die an seine Stelle tretenden Spezialuntersuchungen zurückgestellt worden sind. Erst dadurch hob sich nämlich das wirklich geschichtliche Fazit deutlich ab: sowohl mit Beziehung auf die richtige Wertung jeder Einzelerscheinung wie auf ihre Wechselwirkung untereinander. In den frei gewordenen Raum aber traten nun eine Reihe gerade solcher Daten, welche bisher zu wenig berücksichtigt waren.

Neben diesen Rechenschaftsberichten für die Leser scheint uns aber der Beginn des wichtigsten Abschnitts, der Folgen des allgemeinen Revolutionsjahres für die Kirche, noch eine weitere Ergänzung zu verlangen. Wir schalten daher, bevor wir uns wieder zum einzelnen wenden, noch einige persönliche Erinnerungen ein. Dieselben sollen zunächst die Aufgaben der erst werdenden „kirchlichen Heimatskunde" kennzeichnen, sodann aber die bisherigen Beiträge des Verfassers zu derselben auf die von ihm in der eigenen Heimat empfangenen Eindrücke zurückführen.

Es waren zunächst die in Breslau und Stuttgart in Versammlungen des „Evangelischen Bundes" gehaltenen, die dortige „kirchliche Heimat" beleuchtenden Vorträge (über die schlesischen Mahnungen zur Einigung des deutschen Gesamtprotestantismus und über das, was das evangelische Schwaben dem letzteren biete und von ihm empfange), welche den Verfasser zu den allgemeinen Gesichtspunkten geführt haben, die in dem Potsdamer Vortrag über die Aufgaben der kirchlichen Heimatskunde als solcher niedergelegt worden sind. Dazu gesellte sich aber eine allgemeinere Anregung, die ich nicht länger für mich behalten möchte. Wie in vielen anderen Dingen, bin ich nämlich auch hier in der Schule des — in wirklich einzigartiger Weise von seiner fernen Heimat aus auf die deutsche Gesamtkirche einwirkenden — Bischofs Teutsch von Siebenbürgen gewesen. Nachdem wir schon zwei Jahrzehnte hindurch in reger Verbindung gestanden (durch die von ihm und seinem Freunde und Nachfolger Müller nach Bern empfohlenen Studierenden), sind wir uns seit 1885 auf den Generalversammlungen des Gustav Adolf-Vereins auch persönlich immer näher getreten. Da habe ich nun neben seinen wichtigen Voten bei den geschäftlichen Beratungen auch von der Art seiner Vorbereitung der Festgrüße auf die Feststadt vieles gelernt. Man hat nach seinem Rücktritt mich mit seiner Nachfolge in dieser Aufgabe betraut. So habe ich es in Bremen, Mannheim, Darmstadt, Dresden ihm nachgemacht und jedesmal reichen Gewinn für das kirchliche Gesamtbild mit nach Hause gebracht, den reichsten aus Wittenberg, wo wir zum letzten Male zusammen waren und uns kaum zu trennen vermochten.

Es sind diese Anregungen, die später auch spezieller der engeren Heimat mich zuwenden ließen, zuerst in den „kirchenpolitischen Epochen im Rahmen einer Kleinstadt" (Emmerich), sodann in der Spezialuntersuchung über die „klösterliche Kleinstadt des Mittelalters". Für die Begründung der vier verschiedenen Reformationskirchen einer- und die gewalttätige Einführung der Jesuiten andererseits, ebenso für die Aufklärungs- und die Restaurationszeit ist das Material längst gesichtet, aber noch nicht zu selbständiger Darstellung gelangt. Dennoch durfte hier dieser Vorstudien nicht vergessen werden, weil sie zugleich die geschichtlichen Voraussetzungen enthalten zu den vor nunmehr 40 und vor nunmehr 20 Jahren erschienenen Darstellungen über die derzeitige Lage der rheinischen Kirche. Die beiden letztgenannten Arbeiten sind in dem ersten Bande der Monographie über „die theologische Einzelschule" aufgenommen (S. 23—60 und S. 153—171) und dürften wenigstens in Zukunft so wenig unbenutzt bleiben, wie die in derselben quellenmäßigen Monographie enthaltenen (auf einer meines

Digitized by Google

Wissens vollständigen Zusammenstellung der einschlägigen Literatur fußenden) Abschnitte über den Benderstreit und die verschiedenen Phasen des jüngsten Apostolikumsstreites. Nach den verhängnisvollen Folgen der Weinelschen Agitationsreisen für die gesamte rheinische Kirche ist es überdies nur um so unerläßlicher geworden, jene Ausschnitte aus der früheren Gestaltung der rheinisch-kirchlichen Verhältnisse im Folgenden voraussetzen zu können.

Die älteren gedruckten Arbeiten reichen jedoch nicht aus, um für den heutigen Leser die Urteilsweise des Verfassers allseitig zu motivieren. Zwar darf er alsbald in dem folgenden § 23 sich auf eine Jugendarbeit stützen, welche u. a. die eigenen Erinnerungen an die Verwertung der Revolution durch den Ultramontanismus am Niederrhein festhält. Aber die noch ungeschriebenen Erinnerungen an die gleichzeitigen Zustände der evangelischen Kirche reichen noch etwas weiter zurück. Es ist besonders das Jahr 1847, aus welchem der Hergang bei einer rheinischen Pfarrwahl gerade nach so langer Zeit doppelt lehrreich sein dürfte.

Wir werden demnächst Gelegenheit haben, die Begründung des Protestantenvereins (dessen theologische Grundlegung bereits in der Geschichte der Theologie untersucht wurde) von der Seite seiner religiös-kirchlichen Erweckung aus ins Auge zu fassen. Aber das Rothesche Ideal, die der Kirche Entfremdeten ihr wieder zuzuführen, ist in den gleichen Kreisen, welche seinerzeit den Protestantenverein an die Wand drücken halfen, gegenwärtig dahin verkehrt worden, um dieser Entfremdeten willen die von jeher kirchlich gesinnten Elemente ihres Hausrechts zu berauben. Die sogenannte „Laienorthodoxie“ ist nämlich eines der Schreckgebilde geworden, welche die moderne, an pfäffischen Dünkel jede ältere hierarchische Tendenz übertrumpfende Feuilletontheologie zur Karrikatur ausmalt. Wer nicht von Kind an die Luft des evangelischen Rheinlandes geatmet hat, ist allerdings von vornherein der Gefahr ausgesetzt, das momentane Beifallklatschen der dem geregelten kirchlichen Leben teilnahmlos Gegenüberstehenden für die Stimme der kirchlichen Gemeinde zu halten.

Dies der Grund, daß — wie der folgende Paragraph die Haltung der römisch-katholischen Bevölkerung im Jahre 1848 vor Augen führt — so hier das gleiche mit Bezug auf eine evangelische Pfarrwahl im Jahre 1847 geschehen soll. Die alte Selbständigkeit sowohl der Reformierten, wie der Lutheraner war auch in der vereinigten evangelischen Gemeinde, zumal mit Bezug auf ihre völlig freie Pfarrwahl, unbestritten geblieben. Die hier wiedergegebene Erinnerung bezieht sich überdies auf ein einfaches Laienmitglied, welches also nicht nach Böttigers bösem Wort über Herder (das heute mehr wie je in der leichthin absprechenden Urteilsweise von Hunderttausenden wiederklingt) „vom Christentum lebte“.

Ich durfte schon oben der bescheidenen, aber unvergessenen Tätigkeit meines teuren Vaters für den Gustav Adolf-Verein gedenken. An dieser Stelle ziemt es sich erst recht, die Stellung der kirchlich interessierten Gemeindeglieder durch sein und seiner Freunde Verhalten zu illustrieren. Denn heute noch sehe ich die ernst feierliche Szene vor mir von der Pfarrwahl im Jahre 1847 in der Kirche, um deren Abendmahlstisch die Gemeinderepräsentanten die gleichen Plätze einnahmen, wie die Konfirmanden bei der Konfirmation.

Nachdem der zu diesem Zwecke herübergekommene Superintendent den Wahlakt eröffnet und der amtierende Pfarrer, dessen Kollege gestorben war und ersetzt werden mußte, erklärt hatte, sich persönlich der Stimme enthalten zu wollen, trat einer nach dem anderen von den Presbytern, Diakonen und Repräsentanten zur Stimmabgabe vor. Drei Kandidaten standen zur Wahl. Auf den ersten sind 13, auf den zweiten 12,

Digitized by Google

auf den dritten 9 Stimmen gefallen. Aber nicht diese Zahlen als solche sind es, um derentwillen mir der ganze Vorgang in so lebendiger Erinnerung geblieben ist, und ebensowenig die engere Wahl, bei der die zuletzt angeführten 9 mit den zuzweit genannten 12 sich vereinigt hatten. Es ist vielmehr der vorhergegangene Wahlkompromiß, an dem mein eigener Vater, der von der nicänisch-chalcedonischen Orthodoxie schwerlich je etwas gehört hatte und ebensowenig dem geistlichen Hochmut der Konventikel hold war, mit innerster Seele teilnahm. „Der Gegenkandidat glaubt nicht an die Gottheit Christi", — das war das einfache Motiv, welches die mit der Kirche innerlich verwachsenen Familien bestimmte. Sie wollten keine modernen Fündlein, sondern den „alten Glauben", den „einigen Trost im Leben und Sterben", von ihrem Seelsorger hören. Für den wissenschaftlichen Theologen, der zur Erkenntnis gekommen ist, daß die dogmatischen Formeln des 4. und 5. Jahrhunderts weder dem Glauben der Urgemeinde entsprechen, noch der Gegenwart wirkliche Befriedigung gewähren können, ist es ernste Gewissenspflicht, von seinem persönlichen Glaubensstande Rechenschaft zu geben. Der Vorwurf der Falschmünzerei ist der schwerste, leider aber auch der berechtigteste, den die altgläubige Richtung gegen diejenigen erhoben hat, welche den alten Formeln einen anderen Sinn unterschoben. Aber die sogenannte „Laienorthodoxie" hat mit diesen Formeln nichts zu tun. Sie bekennt sich einfach zu dem Glauben ihrer Väter und Mütter.

Auch ein an sich so geringfügiger Vorfall in einem kleinen Kreise, wie wir ihn eben erwähnten, kann in der Tat für eine werdende Anschauung sich zeitlebens als lehrreich erweisen. Werden wir doch die gleiche „Laienorthodoxie" bei keinem Geringeren als unserem großen Kaiser Wilhelm in Rechnung zu stellen haben. Es muß dies sogar bei einer der verhängnisvollsten Krisen der preußischen Kirche geschehen, dem durch die „unverantwortlichen" Einflüsse (der beichtväterlichen Hofprediger) bewirkten Sturz von Hermann und Falk.

Worin der Segen der „Gleichberechtigung der Richtungen", „der Lehrfreiheit", für die Gesamtgemeinde liegen kann, davon weiß die schweizerische Kirchengeschichte der letzten Generationen viel Erfreuliches zu erzählen. Trotzdem fühle ich mich durchaus mit D. Rade im Einklang, wenn er in den derzeitigen deutschen Verhältnissen vor der leichtfertigen Ausspielung aller solcher Schlagwörter warnt. Würde der Raum es gestatten, so würde ich daher gerne noch eine ganze Reihe kleiner Erlebnisse in rheinischen Gemeinden zur Illustration der Ursachen heranziehen, weshalb speziell die Weinelschen Vorträge eine so tiefgehende Zerrüttung der ganzen rheinischen Kirche herbeigeführt haben.

Denn man muß im evangelischen Rheinlande gründlich zu Hause sein, man muß vor allem den Segen kennen, den gerade hier die Begründung des Evangelischen Bundes für alle unsere Richtungen mit sich brachte, und der nun so gründlich zerstört worden ist, um Ursachen und Wirkungen richtig einschätzen zu können.

Es kann in diesem Zusammenhange weder der Ort sein, diese neukirchliche Zerrüttung im einzelnen auszumalen, noch die dieselben hervorrufenden Vorträge eines einzelnen jungen Dozenten ihrem Inhalte nach vorzuführen. Sind sie doch überhaupt nur geringe Teile einer großen Gesamtbewegung, welche sich — in denkwürdigem Gegensatz zu dem, was wir früher (vgl. III, 1 § 27) als Mobilmachung der Kirche gegen die Theologie kennen gelernt haben, — als Mobilmachung der Theologie gegen die Kirche charakterisiert. Im Laufe weniger Jahre sind eine Fülle von Erscheinungen aufeinander gefolgt, welche in der Tat den schrecklichen Titel des v. Schceleschen Buches „Die trunkene Wissenschaft und ihr Erbe an die evangelische Kirche" zur Wahrheit gemacht haben. Das geschichtliche Urteil über die Gesamterscheinung muß sich aber selbstver-

Digitized by Google

ständlich auf genauestem Studium der einzelnen in Betracht kommenden Personen, Reden und Schriften aufbauen.

Wir hoffen mit Gottes Hilfe, in dem weiteren Verlauf dieses Werkes das Ergebnis jenes Studiums unseren Lesern vorlegen zu können. Es liegt heute noch ein besonders zwingender Grund dazu vor. Denn nachdem die Tradition der Jenaer Fakultät schon gleich nach Lipsius' Tode den „neuen Bahnen" zum Opfer gefallen war, haben nun abermals die drei letzten Vertreter des „alten Jena" vergeblich vor einer neuen Vergewaltigung gewarnt. Es ist ebenso vergeblich gewesen, daß die in hohem Grade lehrreichen Mittel und Wege, um „die Reorganisation der theologischen Fakultät in Gießen" auch in Jena zu kopieren, den zur Einsicht in die Akten berechtigten Regierungen in einer eingehenden Denkschrift unterbreitet worden sind. Im späteren Zusammenhange werden auch diese lokalen Erfahrungen mit einer Menge verwandter Erscheinungen zusammengestellt werden müssen. Der Verfasser kann aber nicht vorher wissen, ob die zusammenfassende Schilderung der Gesamterscheinung ihm noch selber vergönnt sein wird. Und nachdem das fait accompli der abermaligen Eliminierung auch der bewährtesten Fachmänner geglückt ist, ist das bisher der Öffentlichkeit gegenüber beobachtete Stillschweigen nicht mehr gestattet. Darum hier wenigstens soviel, daß sowohl die Begabung und der Fleiß, wie der gute Wille des der alten Jenaer Tradition entgegengestellten jungen Dozenten für mich völlig außer Frage steht. Denn schon in einer Zeit, in welcher Professor Weinels Studienzeit noch gar nicht zu Ende war, hatte der mir eng befreundete Friedberger Seminardirektor Weissenbach mich gebeten, den hoffnungsvollen jungen Mann im Auge zu behalten. Seit seinen ersten Schriften und Reden war Professor Weinel mir auch persönlich als einer unserer besten Stilisten und Redner bekannt. Aber so gut wie die faszinierende Wirkung seiner Vorträge auf das größere Publikum ist mir schon seit Jahren nicht minder klar geworden, in welche böse Lage die armen Pfarrer gebracht wurden, welche nach den ebenso glänzenden als eingehend vorbereiteten Vorträgen mit einem Male über Hunderte von Details Rechenschaft ablegen sollten, von deren Behandlung sie vorher keine Ahnung haben konnten. Gerade die moralische Stellung der Pfarrer in ihren Gemeinden ist durch die ganze Organisation solcher Vorträge unheilbar zerstört worden. Und dem überall lauernden Todfeinde der evangelischen Gemeinden ist in einer Weise Vorschub geleistet worden, welche jener selber mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nie zu Wege gebracht hätte.

Um der enormen Wichtigkeit dieser Prinzipienfrage willen ist dieselbe gleich in die persönlichen Rückblicke verwoben. Aber es darf nur eine kurze Einschaltung sein. Denn die sich massenhaft aufdrängenden weiteren Erinnerungen an das, was die kirchliche Heimatskunde seiner engeren Heimat dem Verfasser für das Verständnis des kirchlichen Lebens überhaupt mit auf den Weg gegeben hat, verlangen wenigstens noch eine teilweise Auswahl. Hat doch das Bedürfnis nach tieferem Verständnis der kirchlichen Verhältnisse und Probleme nirgends so sehr von früh an geweckt werden müssen, als in einer Gemeinde, welche aus der früheren herrschenden Stellung in die Lage einer an die Wand gedrückten Diasporagemeinde gekommen war. Es wäre deshalb geradezu undankbar, wollte ich in diesem Zusammenhang nicht auch einer Tageszeitung und eines Mitarbeiters an derselben gedenken, welche zumal in den Jahren 1848—1856 für das evangelische Rheinland von außerordentlichem Werte gewesen sind. Unter dem zunehmenden Druck des Ultramontanismus (welchem in den 50er Jahren die staatlichen Organe in Preußen genau ebenso dienstbar gemacht waren, wie es seit der Niederlage des deutschen Reiches im Kulturkampf der Fall ist), hat nämlich die damalige Elberfelder

Digitized by Google

Zeitung ihre Spalten auch für die evangelisch-kirchlichen Interessen zur Verfügung gestellt. Es waren speziell die mit K. gezeichneten Artikel aus der Feder des damaligen Kantener Pfarrers Huyssen, die ein Gegengewicht boten gegen den Übermut der klerikalen Organe. Huyssen hat später als Pfarrer in Kreuznach das „Evangelische Gemeindeblatt" herausgegeben, ist Konsistorialrat in Kiel und in Münster geworden und hat von den ersten Anfängen des Evangelischen Bundes an denselben mit aller Kraft unterstützt.

Der Verfasser konstatiert jene früheren und späteren Verdienste Huyssens hier um so lieber, weil er im Jahre 1864—65 bei den Versuchen, die Schenkelproteste in die rheinische Kirche hineinzutragen, zu einer gegensätzlichen Stellung gegen die Redaktion des Evangelischen Gemeindeblattes, welche ihn vorher selber als Mitarbeiter herangezogen hatte, gedrängt war. Dieser Kontroverse war bereits eine andere vorhergegangen, die sich auf die damaligen Mißstände auf dem Missionsgebiete bezog. Beide Kontroversen, weil prinzipiell und nicht persönlich geführt, haben aufklärend gewirkt. In dem einen wie in dem anderen Falle haben die damaligen Gegner sich bald wieder die Hand reichen können. Für die Einzelheiten brauchen wir in diesem Zusammenhange jedoch keinen weiteren Raum in Anspruch zu nehmen. Denn die Akten über den Missionsstreit sind im Anhang zu meinen Missionsvorträgen (Heft 10 der Berner Sammlung „Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu") zusammengestellt, diejenigen über den Konflikt in der rheinischen Kirche in den schon oben citierten, in der Monographie über die „Einzelschule" mit aufgenommenen Aufsätzen.

Nur um so lieber aber ergreife ich den jetzigen Anlaß, um noch einer weiteren kirchengeschichtlichen Belehrung zu gedenken, welche ich dem gesunden Menschenverstande, bezw. der „Laienorthodoxie" meines teuren Vaters verdanke. Er hatte den Streit über das Schenkelsche Buch und die üblen Folgen der Nachahmung der — zuerst in Frankreich klerikalerseits gegen Renans Vie de Jésus inszenierten — Massenproteste auf deutsch-evangelischem Boden mit vollem Verständnis verfolgt, billigte auch mein Auftreten dagegen, obgleich er die damit verbundenen persönlichen Opfer für die Zukunft sich nicht verbarg. Aber er hat mir gleichzeitig geschrieben: jede dieser inneren Streitigkeiten in unserer Kirche werde von den päpstlichen Gegnern mit Freude verfolgt; es sollte daher eigentlich bei uns keine Kontroverse geführt werden, bei welcher nicht die streitenden Teile bei jedem der von ihnen gewählten Ausdrücke darauf bedacht wären, inwieweit dieselben von dem gemeinsamen Todfeinde ausgebeutet werden könnten. Wie tausendfach hat sich doch seither diese Erfahrung bestätigt! Auch in der folgenden Darstellung wird sich nur zu viel Anlaß finden, jener Warnung eines einfachen Laien zu gedenken. Zumal bei den Ursachen, die dem Evangelischen Bunde sowohl sein innerkirchliches, wie sein außerkirchliches Friedenswerk erschwert haben. Nicht minder aber bei den heute Mode gewordenen Agitationsreisen, die diesem Friedenswerke stets aufs neue entgegenarbeiten.

Ist es überflüssig, wenn ich gerade bei diesen Rück-, Seiten- und Ausblicken dem Bedürfnis gefolgt bin, die eigenen Lehrjahre auch für das allgemeine kirchengeschichtliche Verständnis nutzbar zu machen? Oder haben jene persönlichen Erfahrungen nicht auch eine allgemeinere Bedeutung? Wäre dem nicht so, so hätte sich das Bedürfnis dazu schwerlich gerade während der jetzigen Arbeit so fühlbar gemacht.

Den beiden vorher eingeflochtenen Erlebnissen seien daher, so weit die uns gebotene Kürze es gestattet, dieselben so auszumalen, daß sie bei dem Studium eines „Handbuches" von Nutzen sind, noch ein paar andere zur Seite gestellt. Der Vorsitzende des „Vereins der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses" im Rheinlande ist

Digitized by Google

sicherlich etwas andere Wege gegangen, als sein einstmaliger Mitschüler auf dem Emmericher Gymnasium, der nur noch einmal als Student in Bonn kurze Zeit mit ihm zusammengetroffen war. Pfarrer Leonhard Müller in Barmen ist nämlich einer Familie entstammt, die den typischen rheinischen Pietismus repräsentierte. Der Familiengeist ist dort ein merklich anderer gewesen, als der meines elterlichen Hauses. Es sind die gleichen Unterschiede, welche den rheinischen Lesern, die Funckes und Thikötters Jugenderinnerungen miteinander vergleichen konnten, mannigfach aufgefallen sind. Aber Hauptzollamtsassistent Müller hatte als Sekretär des Vorstandes den Ortsverein der Gustav Adolf-Stiftung mitbegründen helfen, dessen Kassierer gleichzeitig mein Vater geworden war. Bei der Versetzung aus Emmerich machte der erstere dem letzteren einen liebenswürdigen Abschiedsbesuch. Das Schlußgespräch nahm den Ausgang von einem Schachspiel in dem Bureau meines Vaters. Da fiel seitens des scheidenden Gastes die (für jeden Kenner der in jedem Zeitalter der Kirche sich erneuernden adiaphoristischen Streitigkeiten gewiß ebenfalls als typisch erscheinende) Bemerkung, er habe früher auch gerne Schach gespielt, seit er aber den Herrn Jesum recht erkannt, keine Zeit mehr dafür gefunden.

Es ist viele Jahre später gewesen, daß durch die Initiative von Pfarrer Lic. Weber-Gladbach der Evangelische Bund auch im Wuppertale Eingang gefunden hat. Als ich nach ihm als Redner auftrat, brauchte ich wenig mehr als den Hinweis, wenn man uns beide Schulter an Schulter sehe (ich hatte nämlich nur einmal in Elberfeld-Barmen öffentlich gesprochen, und zwar im Protestantenverein), so sage das gewiß mehr als alle Worte, die ich beifügen könnte. Heute aber glaube ich, doch noch Eines beifügen zu sollen. Den Tag vorher hatte ich nämlich unangemeldet den alten Jugendgespielen besucht und, obgleich wir uns niemals wiedergesehen und in keiner persönlichen Beziehung miteinander gestanden, mir die Erlaubnis genommen, mit dem einst zwischen uns üblichen Du zu ihm zu kommen: Unsere Väter haben einst in unserer kleinen Vaterstadt den Gustav Adolf-Verein mitbegründet; haben wir heute nicht im Evangelischen Bunde ihrem Beispiele zu folgen?

Nachdem aber einmal so viel aus der Schule geschwatzt ist, so sei schließlich auch das nicht vergessen, daß es nur an einem Zufall gehangen hat, daß der gleiche Otto Greeven, welchem unlängst das „Pflügerblatt" eine studentische Erinnerung gewidmet hat, mich zu der konstituierenden Versammlung des Vereins der Bekenntnisfreunde nicht mitgenommen hat. Denn gerade als ein zeitlebens ausgesprochen Liberaler wäre ich gerne bereit gewesen, in dem Kreise der theologisch anders Denkenden jene Art von Bekenntnis abzulegen, welches uns Paulus zur Zeit und zur Unzeit zu ernster Gewissenspflicht macht.

Die Erinnerung an den ersten Mentor meiner Studentenjahre nötigt nun aber schließlich auch dazu, gerade in diesem Zusammenhange der Stellungnahme des alten Bonner Lehrers Ritschl in meiner Studentenzeit nicht zu vergessen. Im theologischen Verein in Bonn hatte nämlich im Winter 1859/60 — die Protokolle werden es noch ausweisen — eine lehrreiche Debatte stattgefunden über die Frage, welche nachmals seit dem bekannten Sydowschen Vortrag so oft die Kirchenregimenter bewegt hat: Unabhängigkeit der Gottessohnschaft Jesu von der übernatürlichen Geburt. Der juristische Professor Perthes, durch die Begründung der Herberge zur Heimat um die Bonner Gemeinde verdient, aber den theologischen Problemen nur als Jurist gegenüberstehend, hat durch seinen im Anfang der theologischen Studien stehenden Sohn von den Thesen erfahren und bei der theologischen Fakultät Klage darüber geführt. Der Dekan Johann Peter Lange (zu dessen 50jährigem Jubiläum das Gedächtniswort geschrieben wurde,

Digitized by Google

welches ebenfalls in die Monographie über die „theologische Einzelschule“ mit aufgenommen worden ist), hat dann mich als den derzeitigen Präses des Vereins zu sich zitiert. Auf seine Vorhaltung über die unpassende Wahl jenes Themas habe ich selbstverständlich nur antworten können, so lange mir die Leitung des Vereins anvertraut sei, würde ich keine höhere Aufgabe kennen, als die Wahrung vollster wissenschaftlicher Unabhängigkeit. Sogar Professor Krafft, dessen Orthodoxie gewiß unantastbar war, hat diese Stellungnahme seitens eines streng wissenschaftlichen Vereins durchaus gebilligt. Dagegen hat sein Kollege Ritschl, der seine eigene Heterodoxie nicht verhehlte, mir seinerseits bemerkt: „Habt Ihr denn wirklich nichts Besseres zu tun?“ Wie aber steht es heute mit der Beachtung der Ritschlschen Warnung seit dem Zersetzungsprozeß, welchem seine Schule so unerwartet rasch verfallen ist? Die Solinger Zeitungen, die in vollständiger Sammlung vor mir liegen, haben monatelang mitten unter den Annoncen der Kolonial- und Manufakturgeschäfte Einsendungen pro und contra über die Jungfraugeburt und die Art der Erscheinungen des Auferstandenen gebracht. Man könnte beinahe sagen, daß seit dem Abendmahlskriege kein schlimmerer Keil in das endlich wieder wach werdende Gemeinschaftsgefühl der evangelischen Gemeinden hineingetrieben worden ist.

Es ist schwer, ein Ende zu finden, wenn man versucht, die Erfahrungen zu buchen, auf welchen eine erst werdende, aber nach innerem Zusammenhange strebende Geschichtsanschauung sich aufbaute. Glücklicherweise können hier die Ergänzungen hinzutreten, welche die Einleitungen zu den in den „Kleinen Schriften“ gesammelten Einzelskizzen vom Boden des Katholizismus enthalten. Denn diese Einzelskizzen sind in jenen Einleitungen durchweg mit den gleichzeitigen Studien über die anderen Konfessionen in Verbindung gebracht. Aber wenigstens noch ein allgemeinerer Gesichtspunkt (obgleich er sich aus der von Kind an auf mich eindrängenden Konfessionsvergleichung mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergab) verlangt doch noch eine kurze Berücksichtigung. Denn neben dem durchgängigen Vergleichen der Zustände in der evangelischen Kirche mit den „zwei Seelen im deutschen Katholizismus“ hatten auch die kleineren Kirchenbildungen, und zwar sowohl die im Laufe der Zeit eingegangenen, wie die noch erhalten gebliebenen ihr geschichtliches Recht neben den großen Kirchen zu beanspruchen.

Zu den nicht mehr bestehenden hat die französisch-reformierte Gemeinde gehört, deren früheres Pfarrhaus mein Elternhaus war. Dieselbe hat eine überaus lehrreiche Geschichte gehabt, die inzwischen von dem Pariser Kirchenhistoriker Bonet Maury in der Zeitschrift der „Société pour l'histoire du protestantisme française“, und auf Grund des dort niedergelegten Aktenmaterials auch in Tollins Hugenottenblättern dargestellt worden ist. Aber auch nachdem ihre letzten Mitglieder ausgestorben waren, leben die Familientraditionen, welche dem preußischen Staatswesen seit dem großen Kurfürsten eine Reihe der ausgezeichnetsten Kräfte gegegeben haben, noch in den abermals ausgewanderten Nachkommen fort. Was diese Familientraditionen auch für die folgenden Geschlechter besagen, ist in dem Sendschreiben an den Grafen Wintzingerode über „den christlichen Adel deutscher Nation“ ausgeführt worden. Es gehört ja überhaupt zu den „Naturgesetzen des Himmelreichs“, daß die einmal ausgestreute Saat zwar langsam, aber stetig ihre Frucht reifen läßt. Nur will das bekannte Gleichnis des Evangeliums noch dadurch ergänzt werden, daß dieser Same durch die Vögel des Himmels auch ganz anderswohin getragen wird. So kann das, was an dem einen Orte scheinbar untergeht, an einem anderen um so mächtiger aufblühen.

Als eine in meinen Jugendjahren noch selbständig organisierte Gemeinde trat mir ferner die Mennoniten-Bruderschaft entgegen, deren Kirche im Jahre 1863 als Ver-

Digitized by Google

sammlungslokal für die Beratungen des Rheinischen Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung gedient hat, und deren Namen auch noch in einer eigenen Straße fortlebt. Was diese Bruderschaft für die Niederlande kulturgeschichtlich bedeutet, ist schon im Jahre 1861 in dem Spezialaufsatz „Die niederländischen Taufgesinnten" in der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" zur Darstellung gebracht worden. Aber auch in Deutschland sind es Mitglieder der einst so leidenschaftlich verfolgten Gemeinde gewesen, welche in der nationalen Bewegung vor, während und nach der politischen Revolution zu verdientem Ansehen gekommen sind: Männer, wie v. Beckerath, Brons, Doornkat. Sogar ein leitender Minister (Finger in Hessen) ist aus dieser „wehrlosen" Gemeinde hervorgegangen. So hat der Einblick in die Geschichte einer äußerlich so kleinen, innerlich so tatkräftigen Gemeinde von selbst dazu führen müssen, die kulturgeschichtlichen Leistungen richtig einzuschätzen, von welchen die Geschichte der Städte erzählt, die den anderwärts Verfolgten zuerst ein Asyl boten. Die Grundlage aller ihrer kulturellen Leistungen aber, welche obenan für die amerikanischen Freistaaten eine so gewaltige Nachwirkung hatten, ist eben doch nichts anderes, als ihr unerschütterlicher Christusglaube gewesen.

Es würde eine längere Betrachtung nötig sein, als sie hier angängig ist, wollten wir zugleich auf die wissenschaftliche Ergänzung der „Staatstheologie" durch die Dissenters eingehen. Sind doch die eigentlich entscheidenden Fortschritte fast durchweg nicht von den offiziellen staatstheologischen Fakultäten ausgegangen, sondern von den verfolgten Kleinkirchen. Wie Schleiermacher der „Herrnhuter höherer Ordnung" geblieben ist, so hatten schon lange zuvor Sozinianer und Arminianer die Unabhängigkeit der Bibelforschung von der konfessionellen Dogmatik begründet. Zumal die holländische Theologie aber blickt neben den großen Begründern der Groninger und Leydener Schule mit besonderem Dankgefühl auf Männer wie de Hoop Scheffer, Hoekstra, Sepp zurück, die einer wie der andere Mennoniten gewesen sind. Desgleichen ist Tiele, der neben Max Müller und Jean Reville hervorragendste Begründer der vergleichenden Religionsgeschichte, Remonstrant (Arminianer) gewesen. Die aus diesen Tatsachen sich ergebenden Lehren können aber erst in späterem Zusammenhang zur Sprache kommen.

Ich versage es mir nicht minder, an dieser Stelle den Linien weiter nachzugehen, welche sich von der so gewonnenen Basis aus für die allgemeine Wertung der sogenannten Sekten ergeben haben. Die Auswüchse des Separatismus und die geistige Verwandtschaft aller Separationen untereinander sind schon 1864 in den „Historischen Bildern vom Boden des Separatismus" gekennzeichnet worden. Altlutheraner und altcalvinische „Abgeschiedene" ergaben sich hier nicht als Gegensätze, sondern vielmehr als zwei Zweige eines und desselben Stammes. Nicht minder die unter sich schroff gegensätzlichen und doch gleich sehr im Chiliasmus wurzelnden Neubildungen des Irvingianismus und des Darbysmus. Andererseits hat es je länger je mehr betont werden müssen, daß alle aus echtem Martyrium erwachsenen Gemeinschaften ihr individuelles Charisma gehabt haben, welches auch auf deutschem Boden, ähnlich wie es im großem Maßstabe in der amerikanischen Kirchengeschichte der Fall ist, der religiösen Gesamtentwicklung zugute kommen mußte. Die sogenannten Remonstranten und die sogenannten Jansenisten erwiesen sich uns schon früher zwar als Antipoden in ihrem Lieblingsdogma, nichtsdestoweniger aber als Geistesverwandte innerhalb des „Fortschritts des Glaubens an eine sittliche Weltordnung". Es sind aber überhaupt die im Jahre 1860 über alle diese Dissenters begonnenen Studien, welche unter anderen zu der (seit dem ersten Bande noch wiederholt neu aufgenommenen) Parallelisierung zwischen der Brüdergemeinde und der altkatholischen Kirche geführt haben.

Bei der geschichtlichen Würdigung der unter sich so verschiedenartigen Religions-

Digitized by Google

gesellschaften ist es überhaupt dem Verfasser je länger je mehr zum Bewußtsein gekommen, wieviel er dem Umstande verdankt, daß in verhältnismäßig jungen Jahren gleich ehrenhafte Vertreter ganz entgegengesetzter Anschauungsweisen ihm unvertilgbare persönliche Eindrücke hinterlassen haben. Nachdem er sich einmal entschlossen, diese analogen persönlichen Erinnerungen nicht mehr zurückzuhalten, verlangt es die Billigkeit, den gleichen Maßstab, wie hinsichtlich der altgläubigen Richtungen, auch mit Bezug auf den radikalen Flügel der freien Gemeinden ausdrücklich zur Anwendung zu bringen. Der Historiker wird allerdings den Wislicenusschen Vortrag „Ob Schrift, ob Geist" nur als eine verhängnisvolle Krise in der Bewegung der protestantischen Freunde bezeichnen können, insofern dadurch innerhalb des eigenen Kreises der mildere Uhlich zurückgedrängt und außerhalb der (direkt auf den König zurückgehenden) konsistorialen Bekämpfung Oberwasser gegeben wurde. Aber die hervorragenden Söhne von Wislicenus haben durch ihr ganzes Leben betätigt, was sie dem Vater verdanken. Bei dem Tode des Leipziger Chemikers ist dies wohl allseitig anerkannt worden. Aber nur wenige wußten, daß der gleiche Mann schon als Hallescher Student im Jahre 1857 von einer großen Studentenversammlung einstimmig zum Präsidenten gewählt worden war. Auch das Herz von Wislicenus' Hallescher Gemeinde ward durch die von oben begünstigte „Gläubigkeit" nicht von ihm abwendig gemacht. Da ich gerade hierüber schon in jungen Jahren eine persönliche Erfahrung gemacht, darf dieselbe hier nun auch ebensowenig fehlen, wie die aus den entgegenstehenden Lagern. Denn bei aller damaligen und späteren Verschiedenheit der Ansichten habe ich doch dem dem Wislicenusschen Kreise angehörigen Regierungssekretär Hagenberg in Merseburg zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrt. Er hat in meinen Studentenjahren eifrig den Tholuckschen Einfluß auf meinen Werdegang bekämpft, hatte in seiner Stube dem Bilde der Wislicenusschen Familie den Ehrenplatz angewiesen und verteilte eifrig Schriften von Moritz Müller von Pforzheim, sowie die aus dem Krimkriege hervorgegangene Flugschrift „Ob Christ, ob Türk".

Daß die brutale Verfolgung der Dissidenten in den Reaktionsjahren ihre moralische Kraft nur verstärkt hat, ist zurzeit wohl allgemein anerkannt. Auch heute noch findet man bei den Nachkommen der alten Führer Rupp, Herrendörfer, Selenka, Sänger und anderen die gleiche Überzeugungstreue wie bei der älteren Generation. Allerdings haben die umfangreichen Spezialwerke, wie die vier Bände Kampes über die einst so populäre Bewegung, schon längst nur noch beschränkte Leserkreise. Dagegen dürfte der Jubiläumsschrift von Tschirn „Zur 60jährigen Geschichte der freireligiösen Bewegung" wohl ein günstigeres Prognostikon zu stellen sein. Für die jüngere Generation haben schon die dem Buche beigegebenen typischen Physiognomien der alten Vorkämpfer ein persönliches Interesse. In der späteren Entwicklung ist die nüchterne Negation vorherrschend geworden. Für Tschirn sind „Jenseits" und „Nichts" synonyme Begriffe. Aber welche glutvolle religiöse Überzeugung in dem Sallet'schen „Laien-Evangelium" pulsiert, ist schon in der Monographie über das „deutsche Christuslied" zu näherer Darstellung gekommen. Es braucht somit hier nur die Erinnerung daran, daß die Sallet'schen Dichtungen neben denjenigen von Annette v. Droste geradezu in den Mittelpunkt der zweiten Periode, in welcher die evangelisch-kirchliche Dichtung merklich zurücktrat, hineingestellt werden mußten. Daneben haben der „aus der Kirche herausgedrängten Frömmigkeit" noch mehrere spezielle Abschnitte gewidmet werden müssen.

Die „freireligiösen" Gemeinden der späteren Zeit sind freilich in vieler Beziehung anders geartet, als die ursprüngliche Vereinigung der protestantischen Freunde und die Deutschkatholiken. So haben sie neuerdings vielfach den „Unterschlupf" zahlreicher

Digitized by Google

jüdischer Familien gebildet, welche die jüdische Eigenart abzustreifen beflissen waren, ohne sich einer christlichen Konfession gefangen geben zu wollen. Von der religiösen Tiefe des alttestamentlichen Prophetismus ist in diesen Kreisen wenig zu spüren. Dagegen hat die offenbarungsgläubige jüdische Theologie auch der neuesten Zeit (genau ebenso wie Schröckh dies bei den früheren Perioden zu halten pflegte) eigene Abschnitte innerhalb der Geschichte der Theologie verlangt. Und die gegenseitige Wechselwirkung der jüdischen und christlichen Theologie dürfte in Zukunft noch ganz andere Dimensionen annehmen. Wenn der Verfasser schon in seinen Jerusalemsbriefen von 1862 einer solchen Hoffnung persönlich Ausdruck gegeben hat, so haben auch hier früh empfangene Jugendeindrücke die gleiche Rolle gespielt, wie bei dem stets erneuten Nachsinnen über katholische und protestantische Dogmatik und über das in die großen Kirchen hineingetragene Ferment der deutschen und französischen Reformierten, der Lutheraner und Mennoniten unter dem Kreuz usw. Bei dem Rückblick auf den selber durchlebten zahlreichen Wechsel unter den den Tag beherrschenden Strömungen aber wagt er sogar zu hoffen, daß mit der Zeit selbst von denjenigen, die ihr Augenmerk obenan den Mißständen zugewandt haben, welche den Antisemitismus vielfach so volkstümlich machten, zwischen diesen Mißständen und den Leistungen der jüdischen Wissenschaft unterschieden werden wird. Denn es heißt doch in der Tat etwas, daß gerade diese wissenschaftlichen Bestrebungen ohne jede Unterstützung des Staates, ja aller systematischen Bekämpfung ungeachtet, sich die Position errungen haben, die sie heute zweifellos einnehmen. Sowohl die katholisch-theologischen, wie die evangelisch-theologischen Staatsfakultäten werden in zunehmendem Grade jener „Kanzlertheologie“ dienstbar gemacht, die hüben den jesuitischen, drüben den modernen Infallibilismus begünstigt. Ein nur zu großer Teil speziell der neuesten theologischen Literatur dürfte in Zukunft in die gleiche Kategorie gestellt werden, wie die von Herrn August Scherl und seinen Hintermännern erworbenen Organe der Tagespresse. Dagegen steht es in vollem Gegensatz zu aller „Geschäftstheologie“, wenn die jüdische Wissenschaft den Segen des Martyriums zahlreicher Geschlechter erfährt. Es lohnt sich, gerade unter diesem Gesichtspunkt, Bäcks „Wesen des Judentums“ einmal Punkt für Punkt mit Harnacks „Wesen des Christentums“ zu vergleichen. Des gleichen Verfassers ist übrigens schon in der eben nochmals angeführten Monographie über das Christuslied bei dem „Hervortreten des jüdischen Prophetismus“ gebührend gedacht.

Die Geschichte aller dieser einander gegensätzlich gegenüberstehenden Religionsgemeinschaften vollzieht sich aber schließlich doch nach den gleichen allgemeinen Naturgesetzen des Himmelreichs. Solche steten Seitenblicke werden sich daher auch weiter speziell für das Verständnis der Entwicklung der evangelischen Kirche als durchweg unumgänglich erweisen. An dieser Stelle haben sie nur dem Zwecke dienen sollen, für ein etwas tieferes Verständnis, als es der Infallibilismus aller „herrschenden“ Moden zu ahnen vermag, den Boden zu ebnen. Im Folgenden kehren wir daher nun einfach zu den Gegensätzlichkeiten in dem Auflösungsprozesse des Staatskirchentums und dem aus den Ruinen emporblühenden neuen Leben zurück.

Digitized by Google

§ 23.

Die Kirchenfeindschaft der Revolution in ihren Folgen für die evangelische Kirche.

Die deutsche Revolution von 1848 ist im Vergleich mit der großen französischen Revolution nur eine schwache Kopie. Trotzdem drängt durchweg die Parallele sich auf. Wir glauben daher unsere Leser obenan bitten zu sollen, hier noch einmal den grundlegenden § 33 im dritten Buche des ersten Bandes (Liberale und klerikale Sprachverwirrung im Begriff der Revolution; ethische Grundlage ihrer geschichtlichen Würdigung) vergleichen zu wollen: als die gegensätzliche Parallele zu dem § 1 des ersten Buches (Kirchliche und außerkirchliche Betrachtungsweisen der Reformation; ethische Grundlage ihrer geschichtlichen Würdigung). Auch die nachfolgenden §§ 34—40 über die kirchlichen Maßnahmen und Folgen der großen Revolution drängen sich durchweg bei der Kontrolle der deutschen Kopie zum Vergleiche auf.

Genau ebenso wie in den mit dem Jahre 1789 anhebenden Ereignissen handelt es sich 1848 um ein gewaltiges Erdbeben, einen vulkanischen Ausbruch, lange im Stillen vorbereitet und dann doch plötzlich hervorbrechend, und in raschester Zeit all das zerstörend, was die kurzsichtigen Menschenkinder für immer gesichert hielten. Der Sturz des Julikönigtums in Paris, der Umschlag im Bourbonenreich in Neapel, die Mär von den Reformen eines liberalen Papstes, die Revolution in Wien, die Revolution in Berlin, die ganze Reihe der sogenannten Märzerrungenschaften in den kleineren Staaten — wie im Fluge ist das alles an den nachdenklichen Zeitgenossen wie an den Philisternaturen vorübergerauscht, wie ein Orkan (oder besser wie ein Taifun) alles mit in den Strudel ziehend, was von seinem Zentrum berührt wurde. Überall hat das Staatsschiff in seinem gesamten Gefüge geschwankt. Nicht genug damit, auch das Geschick jeder Einzelpersönlichkeit wurde aus der gewohnten Ordnung herausgerissen. Zahllose Existenzen wurden vernichtet. Auch der unglücklichste äußere Krieg schließt für die Folgezeit nicht soviel Unheil ein als ein auch noch so kurzer Sieg der Revolution.

Zu der ins System gebrachten französischen Schreckensherrschaft (der Nachahmung der Albigenserkriege und der Bartholomäusnacht) ist es auf deutschem Boden nicht gekommen. Aber die Ansätze dazu lassen sich für den, der tiefer gräbt, nirgends verkennen: in Wien und Pest die bestialische Ermordung von Latour und Lamberg, in Berlin die Gefährdung des Prinzen von Preußen, in Frankfurt der grausame Mord von Auerswald

Digitized by Google

und Lichnowsky. Das zerstörende Prinzip des gewalttätigen Umsturzes war das gleiche, ob es zum Bürgerkrieg kam, wie schon im Vorjahre in Posen, oder wie im Jahre nachher durch die eidbrüchigen Soldaten in Baden und in der Pfalz; oder ob man, um ein an sich richtiges, nur von dem Redner falsch angewandtes Bild des Ministers von Manteuffel zu gebrauchen, in Schlafrock und Pantoffeln à la Varnhagen von Ense in Revolution machte. Einen positiven Neubau zu schaffen, war die Revolution als solche nirgends imstande. Auch die sogenannten Märzerrungenschaften sind dem Geschick verfallen, daß schon in der Frühlingsnacht der Reif über sie kam. Die Saaten, welche gleich Hebels Haberkorn unter Sturm und Hagel in der Erde heranreiften, konnten erst später hervorsprießen.

Aus dem Sturz des Bürgerkönigtums ist mit gleicher Naturnotwendigkeit, wie das erste Kaiserreich aus der ersten Revolution, das neue Kaisertum erstanden. Der dritte Napoleon wurde als Retter vor der Revolution auch da umworben, wo die Vertreter der sogenannten Legitimität sich in ihre romantischen Theorien eingesponnen hatten. Auch in kirchlicher Beziehung ist er dem konkordatlichen Vorbild seines gewaltigen Oheims gefolgt, hat sich abermals auf die von Rom aus dirigierte Hierarchie gestützt. Und der im Revolutionsjahre aus Rom vertriebene und erst durch die französischen Waffen zurückgeführte Pius IX. erschien — genau wie der 1814 aus der Gefangenschaft heimkehrende Pius VII. — aufs neue als Hort der Gesellschaft.

In der Geschichte des Katholizismus sind wir diesen internationalen Erscheinungen sowohl in Frankreich, wie in Deutschland bereits nachgegangen: dort in § 24 über die zweite Republik und das zweite Kaiserreich unter dem kirchengeschichtlichen Gesichtspunkt, hier in § 57 über das deutsche Revolutionsjahr in seinen Folgen für die „Freiheit der Kirche". Wie aber hat es in dieser Zeit so allgemeiner Umwälzungen mit den deutsch-evangelischen Kirchen gestanden?

Es ist ein noch so gut wie unbeackertes Gebiet, welches wir mit dieser Frage betreten. Allerdings können wir uns dabei noch einmal auf eine vorhergegangene Untersuchung (vgl. III, 2, § 2) stützen, welche die prinzipielle Frage über die Ursachen der „Übertragung der Kirchenfeindschaft der Revolution auf protestantischen Boden" zu beantworten versucht.*) Aber es könnte der Einwand erhoben werden, daß es sich, während unser

*) Das Verhältnis zwischen der jetzigen und der oben in Erinnerung gerufenen Untersuchung ist das gleiche wie zwischen I, § 44 (Die Volksfrömmigkeit als Quelle der nationalen Erhebung) und V, § 3 (Die volkskirchliche Erweckung als die Folge der nationalen Erhebung).

Digitized by Google

Handbuch doch sonst gerade die empirische Methode der Einzelbeobachtung anlegt, hier doch gewissermaßen um eine Art aprioristischer Auffassung handele. Bei näherem Vergleich wird sich jedoch bald herausstellen, daß wir auch hier genau wie im ersten Bande denselben Weg gehen wie Taine in seinen vorbildlichen Forschungen über die französische Revolution.

Die älteren Darstellungen dieser letzteren hatten sich (was ja bekanntlich erst durch Taine gründlich modifiziert wurde) fast ausnahmslos auf den Hergang der Dinge in Paris beschränkt, die Zustände in den Provinzen außer Betracht gelassen. Steht es nicht aber mit Bezug auf die deutsche Revolution von 1848 noch heute genau ebenso? Immer noch werden wir überschüttet mit Kontroversschriften über das, was in den kritischen Tagen im Berliner Schloß zuging, wann die Unzurechnungsfähigkeit des armen Königs begann, wie dieser oder jener Minister oder General sich verhielt. Noch in jüngster Zeit hat der apologetische Versuch Rachfahls*) eine ganze Literaturgruppe hervorgerufen.

An und für sich ist es ja ein interessantes Problem, aus den vielfachen Widersprüchen der Augenzeugen nicht nur den wirklichen Hergang zu eruieren, sondern auch einen möglichst genauen Einblick zu gewinnen in die um die Entscheidung des Königs miteinander ringenden Faktoren. Daß die Mitteilungen von Arnim, Bodelschwingh, Canitz, Diest, Minutoli, Prittwitz u. a. sich schwer mit einander in Einklang bringen lassen, ist keinem sachkundigen Historiker verborgen. Die Angriffe auf die Rachfahlsche Apologetik und seine Verteidigung gegen dieselben**) geben erst recht einen lebendigen Einblick in diesen Wirrwarr. Die seinem Werke gemachten Vorwürfe richteten sich besonders gegen die Überschätzung der Auszüge des Staatsrates Nobiling aus dem (im Jahre 1854 gedruckten, aber sofort eingestampften, 54 Bogen starken) Buche des Generals von Prittwitz. Schon Sybel hatte diese Auszüge gekannt, sich aber nicht in dem Grade, wie es neuerdings Rachfahl getan hat, auf dieselben verlassen. Immerhin haben die Veröffentlichungen des letzteren manches neue Detail kennen gelehrt, z. B. über den Gegensatz in der Anschauungsweise der höheren Offiziere. Obgleich der kurz vorher gestorbene Boyen seinen Einfluß nicht mehr ausüben konnte, haben dieselben doch durchaus nicht alle die (bereits im früheren Zusammenhang gekennzeichneten, aber noch häufig zu berücksichtigenden) Anschauungen Thiles und Gerlachs geteilt. Auch sonst fällt für die Kirchengeschichte hin und wieder etwas ab, so hinsichtlich des Ge-

*) Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle 1901.

**) Preußische Jahrbücher, November 1902: König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution im Lichte neuer Quellen.

Digitized by Google

sprächs zwischen Nobiling und Bodelschwingh über die Maßnahmen der Regierung in religiöser Beziehung und den Protest der Berliner Kommunalbehörden.*)

Wir würden sogar mehr als einmal in der Lage gewesen sein, zu dem Wirrwar der miteinander streitenden Erzählungen hin und wieder manchen klärenden Beitrag zu geben. So ist immer noch erst ein kleiner Teil der fast täglichen Berichte Abekens an Bunsen in der dankenswerten Biographie des ersteren von seiner Witwe verwertet. Völlig unverwertet aber sind noch die ähnlichen, tagebuchartigen Mitteilungen von Graf Usedom, welcher dieselben statt mit seinem eigenen Namen als Jeremias unterzeichnet hat.

Nichts liegt dem Verfasser also ferner als eine Unterschätzung des Interesses der durch Rachfahl aufs neue veranlaßten Diskussion. Er glaubt überdies ein volles Verständnis zu haben, so gut wie für das historische Recht Treitschkes bei seinen Plaidoyers für die Politik Friedrich Wilhelms III., so gut auch für diejenige Rachfahls in bezug auf die Beurteilung Friedrich Wilhelms IV. Nicht nur § II, 21 über das evangelisch-katholische Bistum Jerusalem, sondern auch § III, 21 über die Romantik auf dem Throne darf zum Belege dafür angeführt werden, daß die edlen Absichten des Königs vollauf gewürdigt werden. Das nimmt jedoch nicht weg, daß die Art, wie sie durchgeführt wurden, für die gesamte kirchliche und vor allem für die evangelisch-kirchliche Entwicklung schon vor 1848 ein wahres Verhängnis geworden ist. Mit Bezug auf das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. in der Revolutionskrise selbst aber ist das bekannte Wort Rankes überaus zutreffend, der König habe nachher den Eindruck eines im Examen durchgefallenen Abiturienten gemacht.

Die Berliner Ereignisse des 18. und 19. März sind in der Tat nur das Pünktchen über dem i gewesen. Es ist die gesamte Naturanlage des Königs, welche zu dem schweren Verhängnis geführt hat. Wir erinnern hier wenigstens an ein in der jüngsten Kontroversliteratur merkwürdigerweise außer acht gelassenes unantastbares Zeugnis. Der aufmerksame Leser der schon in § 20 genauer benutzten Selbstbiographie Wolfgang Menzels findet darin (S. 395—406) die Erzählung einer gerade am Tage vor dem 18. März stattgehabten Unterredung Menzels mit dem Könige, welche psychologisch einen etwas tieferen Einblick gewähren dürfte, als die Streitigkeiten über das, was dieser und jener aus der Umgebung in der verhängnisvollen Nacht zwischen dem 18. und 19. März ins Schloß hineintrug.

Die allgemeine Bewegung hatte bekanntlich den deutschen Süden als-

*) Vgl. a. a. O. S. 285—86.

Digitized by Google

bald nach der Pariser Februarrevolution ergriffen. Nachdem Baden vorangegangen war, war auch in Württemberg das bisherige Ministerium (Schlayer) gestürzt worden und an seiner Stelle ein Märzministerium (Römer) ernannt. Bei der neuen Regierung machte sich alsbald das Bedürfnis nach einer Verständigung mit Preußen geltend. König Wilhelm stimmte trotz seiner lebenslänglichen Antipathie gegen jede Ausdehnung des preußischen Einflusses in Deutschland dem bei. In seinem Auftrag wurde Menzel zu vertraulichen Besprechungen nach Berlin gesandt.

Kaum in Berlin angekommen (am 14. März 1848) schrieb er direkt an den König, und schon eine Stunde nachher war dessen Generaladjutant v. Below bei ihm. Es wurde zuerst eine Besprechung mit dem Minister des Auswärtigen, Frhr. v. Canitz, verabredet, der eine Reihe anderer folgten. Wir gehen sowohl an Menzels Unterredung mit Canitz wie an den anderen Besprechungen mit dessen Kollegen und mit Alexander v. Humboldt vorbei, ebenso auch, wenigstens in diesem Zusammenhange, an der Audienz bei dem Prinzen von Preußen. Dagegen darf die am 17. März stattgehabte Audienz Menzels beim Könige um so weniger übergangen werden. Denn nicht die Einwirkung dieses oder jenes Anderen in den folgenden Tagen und Nächten, sondern das (gerade durch die „ausschließlich religiösen“ Einflüsse auf seinen Entwicklungsgang bedingte) Naturell des Königs selbst muß in erster Linie für die Unzulänglichkeit der Staatsleitung in dieser schweren Krise verantwortlich gemacht werden. Die damaligen Ereignisse sind die echte Fortsetzung des Verfahrens, welches wir mit Bezug auf die Behandlung der Generalsynode unter dem Einfluß des Generaladjutanten v. Gerlach schon früher beobachtet haben.

Der König stand schon an der Türe, faßte mich bei beiden Händen und begrüßte mich auf das wärmste, indem er mich in sein Zimmer führte. Ich mußte mich ihm gegenüber setzen und wiederholte ihm meinen Antrag, wie ich schon schriftlich getan hatte, kurz und präzis. Er wendete mir auch nicht das Geringste dagegen ein und wollte die Sache nur etwas verzögert wissen, bis er die Stände einberufen haben würde, was am 2. April geschehen sollte. Ich erlaubte mir, ihm zu erwidern, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Die Ereignisse folgen sich so rasch, daß 14 Tage Aufschub alles ändern können. Er sagte, er werde mit seinen Ministern darüber sprechen. Es war mir jedoch nicht möglich, den König zu einer bestimmten Erklärung zu veranlassen. Er stimmte mir immer bei, behielt sich aber die Beratung mit seinen Ministern vor. . . . Nun glaubte ich, der König werde mich entlassen, er gab mir aber kein Zeichen der Entlassung, sondern fing an, erst recht lebendig zu werden, redete immer fort, schweifte von der Sache, wegen der ich gekommen war, ganz ab und sprach vom Kölner Dom so viel, daß ich endlich aufstand, ihn unterbrach und um meine Entlassung bat, da ich ihm die kostbare Zeit nicht länger rauben dürfe. Er nahm mir das nicht übel, achtete aber nicht darauf und frug mich plötzlich: „„Kennen Sie Radowitz?““ Ich bejahte es. Nun ergoß er sich in das lebhafteste Lob dieses seines Freundes und fing an, mir dessen Lebensgeschichte zu erzählen, so daß ich ihn noch einmal unter-

Digitized by Google

brach. Jetzt erst gab er meinen dringenden Bitten, andere vorzulassen, mit einem gnädigen Lächeln nach und entließ mich so liebevoll, wie er mich empfangen hatte.

Seine Figur war majestätisch, aber seine allzu lebhaften Gestikulationen taten dem würdevollen Eindruck derselben Abbruch. In seinen Augen lag eine bezaubernde Güte, und sein feiner Mund war voll Grazie. Man glaubte in seinen Zügen seine schöne Mutter wiederzuerkennen. Seine Rede war außerordentlich fließend und gewandt, und häufig blitzten Geist und Witz hervor. Aber die Kraft des Willens, der feste Entschluß und das Beharren dabei fehlten ihm.

Die Erzählung bringt im weiteren noch ebenso lebendige wie lehrreiche Details über die von Menzel mitdurchlebten Berliner Revolutionstage. Nicht minder beherzigenswert ist das, was er über die Folgen des Triumphes der Berliner Revolution auf das übrige Deutschland bemerkt. Wir entnehmen dieser Darlegung wenigstens einige — auch für die zukünftige kirchliche Lage beachtenswerte — Ausführungen:

Das ministerielle Manifest, welches den neuen König der Deutschen proklamierte, war die Usurpation in der gröbsten Form und mußte alle Nichtpreußen vor den Kopf stoßen. Das hätte vielleicht weniger zu sagen gehabt, wenn der Usurpator im Siegesglanz und Vollbewußtsein der Macht aufgetreten wäre und Furcht eingeflößt hätte. Aber nach einer jämmerlichen Niederlage, nach demütiger Beugung der Krone unter die Zeitungshalle und unter den Pöbel konnte die Usurpation nur noch lächerlich erscheinen. . . . In Schwaben war der Franzosenlärm und Bauernaufruhr vorüber, doch war die Aufregung noch sehr groß. Ich erstattete dem König von Württemberg Bericht von allem, was ich in Berlin erlebt hatte. Er grämte sich gerade nicht darüber, daß der König von Preußen aus dem 18. März nicht glänzender hervorgegangen war, denn er scheute die bloße Möglichkeit einer preußischen Hegemonie. Auch war er jetzt schon in bezug auf Frankreich beruhigter. Nur die deutsche Revolution machte ihm Sorge.

Aber was ist schließlich mit allen solchen Personalien, selbst wo sie sich auf die höchststehenden Personen beziehen, für das allgemeine geschichtliche Verständnis der Gesamtbewegung gewonnen? Kommt es nicht vielmehr auf die Untersuchung der ganzen Zeitatmosphäre an, um den Verlauf einer in kürzester Zeit ein so bedeutendes Gebiet in ihren Bereich ziehenden vulkanischen Eruption zu verstehen? Machen wir von diesem Naturbild wieder die Anwendung auf die Menschenwelt, so finden wir uns dadurch vor eine zwiefache Aufgabe gestellt. Der erste Teil derselben, der es mit der Vorgeschichte zu tun hat, hat uns bereits in dem vorigen Abschnitte beständig vor Augen gestanden: in dem Nachweise dessen, was die ganze Periode von der theologischen bis zur politischen Revolution speziell an kirchlichen Ursachen jener allgemeinen Stimmung aufweist, für welche wir den Prinzen von Preußen schon 1844 den Ausdruck gebrauchen sahen, daß das „System" des Kirchenregiments „die Mehrheit der Nation auffässig mache". Daran reiht sich nun aber eine andere Aufgabe, diejenige nämlich, eine gleiche geographische Umschau in den einzelnen Provinzen bezw. Staaten anzustellen, wie Taine sie für Frankreich an die Hand genommen hat. Gerade in dieser Beziehung

Digitized by Google

sind jedoch vorerst noch zahlreiche Vorarbeiten erforderlich. Wir bedürften kurz gesagt für alle einzelnen Teile Deutschlands derartiger Forschungen, wie sie Häussers „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" bieten. Wir greifen speziell diesen Historiker auch deshalb heraus, weil er nicht nur für die politische, sondern auch für die religiös-kirchliche Seite der nationalen Entwicklung ein Organ gehabt hat.

Das Häussersche Werk fordert jedoch naturgemäß eine Reihe von Ergänzungen, zumal hinsichtlich solcher Gegenden, in welchen eine vorwiegend evangelische Bevölkerung durch die Revolution terrorisiert wurde. Schon mit Beziehung auf Baden selbst bieten die Bluntschlischen Memoiren eine denkwürdige Parallele zwischen den Zuständen von 1848—49 und denjenigen vor dem Ausbruch des Krieges von 1866. Aber in den anderen von der Revolution überwältigten Gegenden ist man um so übler daran. Fast nur mit Bezug auf die Elberfelder Revolution von 1849 stehen Berichte von zuverlässigen und kundigen Augenzeugen gerade auch über die Einwirkung derselben auf die kirchlichen Verhältnisse zur Verfügung.

Es ist der gelehrte Elberfelder Pastor D. Karl Krafft, der in einer seiner letzten Veröffentlichungen seine Jugenderinnerungen über diese bösen Tage niedergelegt hat. In Karl Krafft (dem älteren Bruder des Bonner Kirchenhistorikers Wilhelm Krafft) ist in einer vielleicht einzigartigen Weise die strengste calvinisch-pietistische Richtung mit quellenmäßiger Gelehrsamkeit und mit der Fähigkeit verbunden gewesen, jede wissenschaftliche Leistung, mochte sie auch von einer Richtung ausgehen, welche der seinigen diametral entgegengesetzt war, aus sich selbst heraus zu verstehen. Dieses Charisma ist auch auf die Vereine übergegangen, welche ihm mit ihre Begründung verdanken: den bergischen Geschichts- und den rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein. Die gleiche Eigenschaft gibt auch seinen Erinnerungen an die Revolutionswirren eine mehr als vorübergehende Bedeutung. Sie finden sich in seinem „Beitrag zur inneren Geschichte des Wuppertals", den im Verlag des Elberfelder Erziehungsvereins herausgegebenen „Erinnernngen an den Kaufmann Daniel Hermann in Elberfeld".

Der für uns hier in Betracht kommende Abschnitt trägt die bezeichnende Überschrift „Der Aufruhr von 1849 und sein Segen". Das, worin Krafft diesen Segen sieht, steht in merkwürdigem Kontrast zu dem, was wir vorher über die Haltung des Königs vor und in der Revolution zu konstatieren hatten. Aber mit Bezug auf die Folgen der Revolution für die evangelische Kirche ist seine Urteilsweise für weite Kreise charakteristisch.

Folgen wir dem Verfasser zunächst in seiner Beschreibung der Elberfelder Revolution im allgemeinen:

Digitized by Google

Die tiefgreifendste Aufregung und Erschütterung erfuhr Elberfeld im Mai des Jahres 1849, als es zum Zentralort der Empörung gegen die rechtmäßige preußische Obrigkeit im Rheinland auserkoren wurde, und sich die revolutionären Elemente des Bergischen Landes von nah und fern wie zu einem furchtbaren Karbunkelgeschwür in der Stadt zusammenfanden.

Die Stadt erlebte nämlich für eine Woche lang eine völlige Beseitigung der landesherrlichen und der städtischen Obrigkeit, eine revolutionäre Stadtregierung mit dem ganzen Apparate von Barrikadenbauten, Freischaren, Pöbelherrschaft, Sicherheitsausschuß, blutigem Straßenkampfe, Rückzug der Truppen, Gefangennahme von Bürgern, Flucht der Besitzenden, Gelderpressung, und wie diese Errungenschaften alle heißen mögen.

Intellektueller Leiter dieser Dinge war der (vor wenigen Jahren von hoher ministerieller Tribüne als geistreich bezeichnete, aber damals zu Düsseldorf im Gefängnis sitzende) Jude Lassalle. Die allgemeine Lage schien günstig, um einen Schlag auszuführen. Die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt in den ersten Monaten von 1849. die Auflösung der zweiten preußischen Kammer zu Berlin, der in das Land hineingeschleuderte Ruf „Steuerverweigerung", schienen auf Auflösung der bestehenden, insbesondere auch der militärischen Verhältnisse hinzuweisen; ein Zeughaus zu Gräfrath bei Elberfeld wurde erstürmt und mit der Beute eine Volksbewaffnung eingerichtet, Versammlungen der Landwehr fanden in Elberfeld statt, worin erklärt wurde, man würde bloß der Frankfurter Nationalversammlung Folge leisten; alles dies wurde von einer revolutionär gestimmten Presse befördert; hatte doch die verbreitetste Zeitung am Rhein erklärt, die Krone der Hohenzollern rolle an einem Abgrund. Es schien überhaupt ein Schwindelgeist ausgegossen, als wenn nur die Barrikaden Heil bringen könnten. Der Dichter und ehemalige Kandidat des Predigtamtes Gottfried Kinkel nannte seinen, um diese Zeit ihm geborenen Sohn mit dem Namen Barrilas. In Düsseldorf standen tagelang Plakate über den Häuptern der Steuerbeamten, und ohne daß das Militär es hinderte: „Wer es wagt, Steuern zu entrichten, wird der Volksrache denunziert."

Überall im Lande hieß es zu Anfang Mai, in Elberfeld wirds losgehen, das Bergische Land, so sagte man, mit seinem Hügelterrain sei besonders geeignet zum Guerillakrieg. In den Fabriken arbeitete man teilweise mit Bewaffnung. Am 9. Mai 1849 war die Spannung aufs höchste gestiegen, der Aufruhr war in Elberfeld schon im Gange und Düsseldorf sollte folgen.

Als der Oberbürgermeister von Carnap die Hilfe der Bürgerwehr zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Anspruch nahm und die Nachricht von dem Anzuge des Militärs sich verbreitete, wurde er, als er sich zum Bahnhof begab, um dem Kommandanten des etwa einrückenden Militärs Kenntnis von den Zuständen der Stadt zu geben, mit Heulen, Schreien und Steinwürfen verfolgt und flüchtete sich mit Mühe vor den wütenden Volksmassen.

Der Beginn des Aufstandes in Düsseldorf und Elberfeld fiel in merkwürdiger Weise mit einem gleichzeitigen kirchlichen Feste zusammen, so daß die Krafftschen Erinnerungen hier gleich auch ein kirchliches Genrebild zeichnen:

Der 9. Mai ist dem Schreiber dieses Aufsatzes unvergeßlich, weil an demselben Tage in dem Dorfe Gruiten, zwischen Elberfeld und Düsseldorf gelegen, ein Missionsfest gefeiert werden sollte, worüber wir einen kurzen Bericht einschalten, weil die Zustände in Elberfeld und Düsseldorf im Zusammenhang standen.

Digitized by Google

Es ist mittags 1 Uhr: wir sind auf dem Bahnhofe zu Düsseldorf im Begriffe, nach dem Dorfe Gruiten zu fahren.

Der bekannte Pfarrer Blumhardt, aus seinem Dörfchen Möttlingen in Württemberg nach Düsseldorf berufen, um der leidenden Prinzessin Friedrich von Preußen tröstend zur Seite zu stehen, soll auch dort als Festprediger auftreten. Die Abfahrt des Elberfelder Zuges erleidet einige Verzögerung, weil eine Kompagnie Soldaten zur Bekämpfung des Elberfelder Aufstandes in die Waggons eintreten soll. Ein Düsseldorfer Kaufmann schreit mit lauter Stimme den Soldaten entgegen: „Kein Mensch kommt von Euch lebendig nach Düsseldorf zurück!“ Unter den Klängen der Regimentsmusik waren endlich die Soldaten eingestiegen; den Hauptmann derselben, der in der folgenden Nacht in Elberfeld erschossen wurde, sahen wir nicht. . . .

Von dem mitten unter diesen Unruhen gefeierten Missionsfeste weiß der Verfasser noch den Anfang der Blumhardtschen Predigt mitzuteilen. Wir beschränken uns aber hier auf die Erzählung der gleichzeitigen stürmischen Ereignisse in Düsseldorf und Elberfeld:

Am Abend führte uns nach beendigtem Feste der Eisenbahnzug nach Düsseldorf zurück. Unterwegs kamen beunruhigende Nachrichten über die Lage der Dinge in Elberfeld, und auch in Düsseldorf rüstete sich die revolutionäre Partei, einen Schlag auszuführen. Der Hofmarschall des abwesenden Prinzen Friedrich hatte den Pfarrer Blumhardt zu einer Abendgesellschaft eingeladen, um einer Anzahl von hochgestellten Personen den merkwürdigen Mann vorzuführen. Blumhardt saß zu Tisch und war im Begriffe, ein Hühnchen zu zerlegen, als plötzlich in der unmittelbaren Nähe des Hauses Flintenschüsse knatterten, Barrikaden gebaut wurden und offenbar ein ernster Kampf entbrannte. Erschrocken fuhr die Gesellschaft auf; der gemütliche Württemberger aber rief: „Es wird wohl so schlimm nicht sein!“ und fuhr dabei in seiner vorhin erwähnten Tätigkeit fort. Da kamen stärkere Schüsse, Sturmläuten ertönte von den Türmen der Kirchen; die Gesellschaft stob auseinander. Einige Damen des Hofes wurden, während das Feuer der Kanonen in der Nähe blitzte, von Blumhardt auf das Schloß gebracht; der Hofmarschall, der den Jägerhof nicht mehr für sicher hielt, gab Befehl, daß um Mitternacht die Prinzessin Friedrich nach Schloß Eller gebracht werden sollte. Blumhardt war ihr Begleiter, Hofdamen und Dienerschaft folgten in zwei Wagen. Da der Straßenkampf besonders in der Gegend wütete, wo die größere evangelische, früher reformierte Kirche steht, so konnten wir unmöglich in die an der Kirche gelegene Pfarrwohnung zurückkehren und mußten die Nacht im Hause des Hofmarschalls zubringen. Unaufhörlich läuteten die Sturmglocken. Das Kanonen- und Kleingewehrfeuer wurde in der herrlichen, mondbeleuchteten Mainacht durch den lieblichen Gesang der Nachtigallen unterbrochen — ein wundersamer Kontrast. Erst am folgenden Morgen zwischen 9 und 10 Uhr hörte das Schießen auf, die Truppen hatten den vollständigen Sieg erfochten und der Zugang zu unserer Wohnung war frei. An verschiedenen Stellen der Straßen sah man Blutlachen, Kartätschenkugeln waren in den Mauern stecken geblieben; in der großen Mittelallee lag ein Pferdekadaver. Gegen Mittag waren fast sämtliche Bürger auf den Straßen, in der lebhaftesten Weise die außerordentlichen Erlebnisse der vergangenen Nacht diskutierend. Man sprach von mehreren noch am hellen Morgen getöteten Personen. Um diese Zeit kamen die aus Elberfeld in der Nacht nach dem Tode ihres Hauptmanns gewichenen Truppen und führten an einem Seile eine Anzahl Gefangener mit sich. Aus den Fenstern der großen Kaserne wurden schwarze Fahnen aufgesteckt, wahrscheinlich sollte dadurch der Tod des Hauptmanns angedeutet werden; man las an den Straßenecken ein Plakat: „Mitbürger, Ihr selbst seid Zeugen dessen,

Digitized by Google

was in dieser Nacht geschehen ist. Damit die Greuel des Bürgerkrieges sich nicht erneuern, so verlaßt bloß im Notfalle eure Häuser."

Die Niederwerfung der Revolution nahm den Alpdruck weg, unter welchem gerade die kirchlich gesinnte Bevölkerung geseufzt hatte. Krafft bemerkt hierüber: „In den kirchlichen Versammlungen wurde dem Herrn gedankt, daß er die Stadt und Gemeinde aus der immerhin nicht geringen Gefahr errettet habe." Charakteristisch für seine persönliche Anschauung ist dabei, daß er zugleich eine der in den pietistischen Kreisen so besonders beliebten Anekdoten über die „Bewahrung" einer einzelnen Person einflicht:

Eine besondere Rettung hatte eine alte Dame, Frau von Pfeil, erfahren. Sie wohnte in dem Hause in der Nähe der Volkerstraße, welches am meisten den Kartätschenschüssen ausgesetzt war. Sie mochte wenig Ahnung haben von dem, was in der Nähe vorging, als sie aber einmal aus ihrem Bette aufstieg, wurde dasselbe von mehreren Kartätschenkugeln getroffen, ohne daß sie dabei verletzt wurde.

Einer der christlich gesinnten Maler machte mit Recht auf den Spruch Psalm 76, 11 aufmerksam: „Wenn Menschen wider dich wüten, so legst du Ehre ein, und wenn sie noch mehr wüten, so bist du auch noch gerüstet".

Während in Düsseldorf die Revolution mit einem Schlage niedergeworfen wurde, (manche Revolutionshelden waren froh, daß sie nicht mehr in der prekären Lage waren, ihr kostbares Leben für die Freiheit dahin geben zu müssen) war sie in Elberfeld nach Abmarsch der Truppen vollkommen Sieger geblieben. Als ein Pfarrer aus Solingen K. einen ehemaligen Konfirmanden ermahnte, sich an dem tollen Treiben nicht zu beteiligen, wurde der erstere „wegen aufrührerischer Reden" verhaftet (!). Ein sogenannter amtlicher Bericht (denn die Leiter der Bewegung nahmen die Miene der Obrigkeit an) lautete: die Stadt gleicht einer Festung, Barrikaden reihen sich an Barrikaden und mehrere Lazarette sind eingerichtet. Zuzüge aus der Umgegend von nah und fern haben den ganzen Tag zahlreich stattgefunden. In der ganzen Bewegung spricht sich nur der eine Gedanke aus, daß man ein einiges freies Deutschland will usw.

Krafft geht aber auch schließlich geradezu auf die (in den meisten Darstellungen der politischen Revolution so gut wie unberücksichtigt gebliebene) allgemeine Lage der evangelischen Kirche in den Revolutionsjahren ein:

Wie sah es mit der Kirche und ihren Dienern, wie mit den übriggebliebenen ruhigen Bürgern aus? denn auch manche weniger begüterte Einwohner waren mit ihren Betten auf die umliegenden Berge geflohen. Man hatte auch gegen die Pietisten — denn so wurde jeder genannt, der noch zur Kirche gehen wollte, — eine warnende Proklamation erlassen. Die Kirchen wurden zum Teil ausgesetzt, die Glocken wurden nur zum Sturmläuten gebraucht, nicht mehr für Zusammenberufung der Gemeinden. Der mutige Pastor Feldner, ein besonders königstreuer Mann aus Schlesien (gleichsam an die alte Blüchersche Schlesische Armee erinnernd) wurde mit dem Tode bedroht, wenn er es wage zu predigen; allein er ließ sich nicht abhalten, in einem Abendgottesdienst die Kanzel zu besteigen, und es geschah ihm nichts. Andere Prediger gelobten sich gegenseitig für ihre Familie zu sorgen, wenn einer von ihnen umkäme. Der fromme Pastor Künzel ließ es sich nicht nehmen, unter den Barrikaden Hausbesuche

Digitized by Google

zu machen, und rief einmal aus: Es geht wie im tausendjährigen Reich, Christus herrscht mitten unter seinen Feinden. Als man ihn einst aufforderte, wegen der großen Unsicherheit bewaffnet zur Kirche zu gehen, wies er diese Zumutung zurück, denn er stehe unter höherem Schutze. Von einer Barrikade wurde einem frommen Bürger zugerufen: „Jetzt hört das Beten auf." „Nein," erwiderte der Bürger, „jetzt fängts erst recht an."

Die hochbetagte ehrwürdige Mutter des Ministers August von der Heydt war nicht dem Beispiel vieler Familien gefolgt und war in der Stadt geblieben. Bei einem Besuch von einer Nachbarin wurde sie gefragt, als circa 15 Mann in ihrem Hause zu ihrem Schutze (!!) sich einquartiert hatten, ob sie nicht in großer Unruhe sich befände. Nein, antwortete sie, jetzt sei es Zeit, die Verheißungen Gottes ins Auge zu fassen, die gerade für solche Zeiten gegeben seien.

Als ihr Sohn Daniel als Geißel verhaftet war, blieb ihr diese Sache verheimlicht. Sie empfing eines Abends einen Brief von ihrem Sohn in Berlin, dem Minister, worin er auf die Gefahr hinwies, in welcher sich sein Elberfelder Bruder Daniel befinde, wie einst Daniel in der Löwengrube. Da sie aber die Zeit ihrer Abendandacht innehalten wollte, schob sie die Lesung des Briefes bis zum folgenden Morgen auf. Als ihr entfernter Verwandter, Wilhelm Hermann, bei ihr erschien, frug sie denselben: „Was ist es doch mit dem Daniel in der Löwengrube, wovon in dem Briefe die Rede ist?" „Ich kann," so lautete die Antwort, „die fröhliche Nachricht bringen, daß Daniel aus der Löwengrube heraus ist, denn er ist gestern um Mitternacht aus dem Gefängnis entlassen." Damit stand das Ende des Dramas in Verbindung.

Zum Himmelfahrtsfeste hatte abends zuvor keine Glocke eingeläutet, aber am Morgen zogen die Aufrührer, denen es unheimlich zu Mute geworden, aus der Stadt, ohne daß sie jemand jagte, sie wurden von den Bauern in der sogenannten „Schlacht bei Remlingrade" zerstreut, und um Mitternacht kam der militärische Anführer der Bande gefangen ins Rathaus zurück, wo er eine Woche lang seinen Thron aufgeschlagen hatte.

Es ist die ernste Frömmigkeit Kraffts, die auch diese Aufzeichnungen atmen. Aber wie sehr täuschten sich die damals noch im Wuppertal herrschenden Kreise über den Stand der Dinge in Berlin! Zum Belege dafür tragen wir noch eine Ausführung nach, welche die Illusionen dieser politisch und kirchlich konservativen Kreise über die nunmehr in Berlin eingegangene Reaktion drastisch kennzeichnet:

Erst die ultima ratio regum, der Kanonendonner in jener Mainacht, bezeichnet die Wiederkehr der Ordnung, und es zeigte sich auch hier, daß eine Regierung stark wird, wenn sie in gegeigneten Fällen von dem Schwerte Gebrauch macht und dasselbige, wie Paulus sagt, nicht umsonst trägt. Auch unser geliebter König Friedrich Wilhelm IV. stärkte sich in jenen Tagen durch das Wort Gottes, indem er an die Kuppel seines Schlosses die Worte anbringen ließ: Es ist in keinem Andern Heil und ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Seitdem stand die Krone der Hohenzollern, die allerdings in den vergangenen Tagen in den Kot hinabgezogen, ja deren Träger in Düsseldorf buchstäblich mit Straßenkot beworfen war, wieder fest.

Als die Staatsregierung sich ermannte, schloß sich auch allmählich der anfangs mit feuriger Lava Land und Leute überflutende, zuletzt nur als Schlammvulkan sich zeigende Krater der Revolution. . . .

Digitized by Google

Es blieb aber nicht bei Worten. Hatte man früher unter der absoluten Staatsregierung (wie sie genannt wurde) die nicht leicht wiederkehrende Zeit versäumt, wo es noch möglich war, der evangelischen Kirche zur rechten Selbständigkeit zu verhelfen, so wurden jetzt doch manche Maßregeln ergriffen, die von dem Ernst des Regiments zeugten, innerliche Reformen zu veranlassen. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten, von Raumer, leitete General-Kirchen- und Schulvisitationen ein, wobei er bei dem Anfang derselben, in seinem Kabinet kniend, den Segen von oben erbat.

Von dem schiefen Urteil über den Geist des Raumerschen Ministeriums kann man jedoch das tatkräftige Eingreifen, durch welches gerade in dieser Zeit der Wuppertaler Pietismus sich um die Gesamtkirche verdient gemacht hat, nicht scharf genug unterscheiden. Auch Krafft weist in dieser Beziehung — in derselben Weise, wie wir es bald nachher tun müssen — auf die „innere Mission" hin. Er verfehlt dabei nicht (wieder in voller Übereinstimmung mit der in diesem Handbuche niedergelegten Anschauung), darauf hinzuweisen, daß es sich dabei nur um eine neue Gesamtbezeichnung handle „für mehrere Zweige christlicher Tätigkeit zur Heilung der großen Schäden des Volkslebens, welche schon früher, aber unter anderen Namen viele Jahre ausgeübt wurde". Dann aber gibt er dem Helden seiner Biographie, Daniel Hermann, als einem der Begründer des gleich im Jahre 1849 erstehenden „Erziehungsvereins" das Wort. Auch wir tun dies gerne, weil gerade der Rückblick des im Leben stehenden Mannes auf diesen „Segen" der Revolutionszeit für die in ihr schwer getroffene Kirche eine wirklich typische Bedeutung hat.

Es war eine ernste, tief demütigende Zeit für unser Volk, Land und Stadt, als die Geister des Aufruhrs sich aufgemacht hatten und einen großen Teil der Menschheit sich unterwarfen. Wer erinnert sich nicht jener Schreckenstage, als auch in unserem sonst so berühmten loyalen Elberfeld die Barrikaden errichtet wurden? es war zur Maizeit im Jahre 1849. Was wollte man denn durch die Barrikaden erreichen? Man wollte der geordneten Macht, der göttlichen Autorität der Obrigkeit sich widersetzen und glaubte, solche göttliche Ordnung ließe sich durch Stein und Holz und Blei aufhalten in ihrem Recht! O wie viele Tränen sind in jenen Schreckenstagen des Aufruhrs geweint worden, nicht nur aus Angst und Sorge, sondern auch aus Trauer über die große Macht des Bösen über unser Volk. Solche göttliche Traurigkeit hinterläßt aber immer Segensspuren, und diese Tränen um des Volkes Weh werden die Tautropfen nach finsterer Nacht, in denen eine neue Gnadensonne sich spiegelte. Im Lichte dieser Sonne erkannte man denn auch bald, daß die äußeren Barrikaden in den Straßen nur Abbilder innerer Barrikaden in den Häusern seien, wo man der göttlichen Autorität des Wortes Gottes das Recht streitig machen wollte. Man erkannte aber ebenso klar, daß da mit Gewalt und Kanonen nichts anzufangen war, aber wohl mit einer hingebenden Treue, die sich für ihren himmlischen König mit derselben Opferwilligkeit opfert, wie der irdische Soldat für seinen irdischen König. Man fühlte auch mehr wie vorher, daß man persönlich sich der Notleidenden annehmen müsse und daß man Mittel und Wege finden müsse, welche der Wurzel der Not Abbruch täten. Jene von Jakobus gegeißelte Bruderliebe, „Gott berate euch, wärmet euch, sättiget euch" usw., die aber selbst nicht gibt und hilft, wurde mehr verdrängt. Und so faßten denn auch einige

Digitized by Google

Männer unserer Stadt zwei Punkte ins Auge, wodurch sie fest hofften, die Wurzel mancher Not und Gottentfremdung auszureißen. Sie ließen zunächst den Mann beiseite und kümmerten sich nur um Frau und Kind, ausgehend von der Voraussetzung, daß, wenn die Frau dem Manne erst wieder ein gutes Heim bietet und wenn die Kinder dem Vater und der Mutter Gottes Wort bringen, dann muß es in der Familie besser werden. Andere Männer faßten den Mann ins Auge und das Ganze im allgemeinen; aber die Männer des Erziehungsvereins wollten das Wort Christi erfüllen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“ und erkannten in der Verbringung des Sonntags für viele Kinder ein solches Hindernis, nicht zum Herrn zu kommen, und da von den armen Kindern viel mehr noch wie jetzt gar nicht zur Schule kamen, so wollten sie ihnen wenigstens am Sonntag erzählen von der Liebe des Herrn Jesu. Das erste Protokoll beginnt mit den Worten: Der Erziehungsverein hat den Zweck, den verkommenen Kindern in christlicher Liebe nachzugehen und sie mit Gottes Hülfe dem Herrn Jesu zuzuführen. Man sah aber wohl ein, daß die Sonntagsschule allein nicht helfen könne, wenn man den Müttern nicht nahe käme, und namentlich solchen Müttern, die nicht einmal nähen konnten; denn die äußere Verkommenheit hängt fast immer zusammen mit der inneren, und zerrissene Kleider und Strümpfe lassen häufig auf zerrissene Herzen und Familienleben schließen. So wurden denn zwei Barrikaden gebaut im Oktober 1849, um dem Geist der Gottentfremdung und Zuchtlosigkeit entgegenzutreten.

Neben die Krafftschen und Herrmannschen Erinnerungen stellt sich die bereits bei einem früheren Anlasse verwertete Tiesmeyersche Darstellung der Gemeinschaftsbewegung im Wuppertale. Tiesmeyer gibt von der Elberfelder Revolution ein in allen wesentlichen Punkten mit der Krafftschen Erzählung über die Ereignisse in Düsseldorf verwandtes Bild. Doch beruht dasselbe bereits auf Schilderungen Anderer. Es sei daher daneben auch noch auf die von Fabri herausgegebenen Schilderungen des Revolutionsdramas in der Reinholdschen Selbstbiographie und auf eine Reihe von Aufsätzen des Gymnasiallehrers Dr. Beltz (vgl. auch bei Krafft S. 79 Anm.) hingewiesen.

Diese Einzelbilder aus dem Wuppertal sollten jedoch durchaus durch parallele Berichte aus allen anderen Provinzen ergänzt werden. Leider liegt die Gestaltung der kirchlichen Heimatskunde noch in den Windeln. Wir bedürfen daher auch mit Bezug auf die Folgen der Revolution für die einzelnen evangelischen Landeskirchen und Kirchlein einer größeren Zahl von Spezialforschungen. Die im Aufblühen und Entstehen begriffenen Vereine für die Kirchengeschichte der einzelnen Staaten und Provinzen werden hoffentlich diese in ihren bleibenden Folgen so überaus wichtige Zeit nicht außer Acht lassen.

Wenn die Gesamtlage der evangelischen Kirche während der Herrschaft der Revolution bisher viel zu wenig berücksichtigt ist, so steht es immerhin etwas anders hinsichtlich der durch die gleiche Revolution veränderten interkonfessionellen Verhältnisse. Auf römisch-katholischem Boden haben wir zahlreiche Darstellungen, welche den Triumph der Kirche eben

Digitized by Google

vermöge der Revolution nicht minder triumphierend ausmalen. Ebensowenig fehlt es an Belegen für den entgegengesetzten Nachweis, daß die päpstliche Kirche, wie von jeher, so auch in den Jahrzehnten vor 1848 die tiefst liegende Ursache der Revolution gewesen ist. Es sei nur an Reinkens' kleine, aber inhaltsreiche Schrift „Revolution und Kirche" erinnert. Auch darauf ist wohl schon anderwärts hingewiesen, wie sich infolge der Revolution das gegenseitige Verhältnis der Konfessionen zu Ungunsten der evangelischen verschoben hat. Den drastischesten Nachweis dafür bietet die interkonfessionelle Statistik in Schlesien. Für diejenigen jedoch, welche diese Erscheinung nicht aus dem Leben heraus kennen gelernt haben, sei noch die aus lebendiger Erinnerung stammende Schilderung eingeschoben, welche in einer der ältesten Spezialuntersuchungen des Verfassers (Gelzers Prot. Monatsbl. 1861, Juli) enthalten ist.

Mit allen Mitteln und auf alle Weise ist man tätig gewesen, um sich innerlich zu stärken, um nach außen hin sich auszubreiten. Nichts wurde versäumt, was dafür dienen konnte. Und schon seit längeren Jahren sind auch am Niederrhein diese Bestrebungen immer schroffer hervorgetreten.

Freilich, so leicht konnten sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht die Oberhand gewinnen. Sie vermochten wohl langsam und stetig den Boden zu unterminieren, aber nur ein außergewöhnliches Ereignis konnte ihnen zum wirklichen Siege verhelfen.

Ein solches außergewöhnliches Ereignis war das Jahr 1848. Dieses Jahr hat auch am Niederrhein die ultramontane Partei an die Spitze gebracht.

Es scheint noch lange währen zu wollen, bis eine jederseits gerechte Würdigung dieses denkwürdigen Jahres eintritt; bis jetzt liegt es zu sehr im Interesse der Parteien, immer nur eine Seite der damaligen Bewegungen ins Auge zu fassen. So ist es denn dem einen nur das Jahr des Umsturzes und der Gottlosigkeit, während der andere allein von einem Zurückgehen auf dieses Jahr Heil erwartet. Und doch liegt in diesen beiden Ansichten Wahrheit, die nur zu verbinden ist. Gewiß waren es hohe und edle Gedanken, die damals in unserm ganzen Volke glühten: die Begeisterung für die Einheit des Gesamtvaterlandes, die immer die Hoffnung unserer edelsten Geister gewesen ist und trotz allen Gegensatzes ihr Ziel bleiben wird, die Opferwilligkeit für die gemißhandelten Schleswig-Holsteiner, das allgemeine Aufatmen aus langer Erstarrung, die unvergeßliche Versammlung in der Paulskirche — alles dies und so viel anderes sind Dinge, die nur der von Parteiansichten Verblendete übersehen kann. Aber ebensowenig dürfen wir die andere Seite vergessen, durch die dieses Jahr wirklich ein Unglücksjahr geworden ist; gerade jetzt möchte es mehr als je not tun, auch der heillosen Revolution zu gedenken, die die Reaktion als unausbleibliche Folge haben mußte. Ja, es gab wirklich aller Orten herrschsüchtige Demagogen, die die untersten Volksklassen nach ihrem Belieben lenkten; selbst Knechte ihrer Leidenschaften, wollten sie das Staatsruder leiten, nnd ihren Verbrechen vor allem ist es zu verdanken, daß so bald schon die glühendsten Ideale aller deutsch gesinnten Männer für immer zu Grabe getragen zu sein schienen.

Ich mußte dies vorausschicken, weil es sonst unbegreiflich sein würde, wie das Jahr 1848 auf unsere rheinischen Verhältnisse so traurig einwirken konnte. Denn bei uns war eben die letztere demagogische Richtung vorherrschend.

Digitized by Google

Es ist mir eine unvergeßliche Jugenderinnerung, welche Scenen damals auch in unserer kleinen Stadt gespielt haben. Draußen, kurz vor dem Tore, war ein hölzernes Gebäude errichtet, in dem die sogenannten Volksversammlungen gehalten wurden, d. h. wo bankerotte Kaufleute, ränkesüchtige Winkeladvokaten und andere „Volksfreunde" nicht vor urteilsfähigen Bürgern, nicht vor fleißigen Handwerkern, sondern vor einer trägen, habsüchtigen Menge ihre Tiraden vorbrachten, in denen gegen die Steuern geeifert, jeder Besitzende bedroht und die Person, wie des damaligen, so vor allem des jetzt regierenden Preußenkönigs in schmutzigster Weise beschimpft wurde. Das waren Tage, die man nimmer vergißt. Jetzt sind sie vorbei, — aber nicht ihre Folge.

Die Folge war eben hierzulande nichts anderes als die Untergrabung der staatlichen Autorität, der Sieg der staatsfeindlichen ultramontanen Tendenz. Es war interessant, zu beobachten (wenn nur nicht die angewandten Mittel so traurig gewesen wären), wie sie auch bei uns die Revolution in ihren Dienst zu ziehen wußte, wie allmählich statt der Volksversammlungen, in denen bereits, weil gegen die gebildete und besitzende Klasse, gegen die Evangelischen gewütet war, die Zusammenkünfte des Piusvereins aufkamen,*) und wie durch eine bis ins einzelnste gehende Agitation und durch einen allgemeinen Terrorismus besonders alle Wahlen beeinflußt wurden. Man wußte auch hier den alleinigen Vorteil aus der allgemeinen Verwirrung zu ziehen, wie man als Anhänger dieser Tendenz ja überhaupt jede Rolle spielt, die ihren demagogischen Bestrebungen Vorteil bringen kann.

So war man damals revolutionär, oder wie es hieß, volksfreundlich; wenige Jahre später fand die ebenso traurige Reaktion ihre willigsten Helfershelfer in den Jesuiten; beim Auftreten des neuen Ministeriums in Preußen war man auf einmal liberal geworden; jetzt versucht man es wieder mit der Kreuzzeitungspartei, mit der freilich die innere Seelenverwandtschaft nicht fehlt. Und welche Schwankungen sonst in wenigen Jahren! Zur Zeit des orientalischen Krieges gegen das schismatische Rußland war der französische Kaiser der Held der Religion und des Glaubens. Wie wenige Zeit ist vergangen! und kein Schimpfwort ist stark genug, um den zu bezeichnen, der allein den Papst in Rom aufrecht erhält, nur nicht in allem sein unterthänigster Diener sein kann. Denn wer den heute hier herrschenden Haß gegen Napoleon deutschem Patriotismus zuschreiben wollte, würde gar sehr irren. Das Vaterland des Ultramontanismus ist ja nicht Deutschland, nicht Frankreich, nicht England, es ist Rom! Und um Rom zu dienen, dafür kann jede politische Richtung gebraucht werden, weil sie eben nur — benutzt wird.

Im Revolutionsjahr war also unsere ultramontane Partei revolutionär. Ihre Taktik ist gelungen. Sie allein hat Vorteil aus jener traurigen Zeit gehabt: sie erlangte die Herrschaft. Und sie hat sie seitdem nicht wieder verloren. Wußte sie sich doch in jede neue Lage so trefflich zu finden, daß ihr immer neuer Gewinn dadurch erwuchs! Ja, es ist auch kaum Aussicht da, daß dieses Verhältnis sich jemals hier ändert. Je mehr Niederlagen der Romanismus gerade in den letzten Jahren an anderen Orten erlitten hat, desto zäher und eifriger behauptet man hier das einmal gewonnene Terrain und sucht es auszubreiten. Fast in allen Kreisen und Städten des Niederrheins steht die ultramontane Herrschaft in schönster Blüte. Sehen wir, was sie gewirkt hat und wie es jetzt aussieht, an dem Beispiel eines kleinen Ortes,

*) (Nachträgl. Anm.) Es sind zum Teil dieselben Personen, die beiderseits als Führer hervortraten und deren Namen noch jetzt im rheinischen Ultramontanismus vertreten sind (beispielsweise Custodis).

Digitized by Google

mit dem aber eine Menge anderer in Parallele stehen, und dessen Lokalchronik wir aus der einer Reihe von Nachbarorten ergänzen!

Mit Bezug auf den hier benutzten Jugendaufsatz mag es übrigens gegenwärtig angezeigt sein, es nachdrücklich ins Klare zu stellen, daß es sich dabei nicht etwa um eine polemische Tendenz gehandelt hat. Der Essai über den „Ultramontanismus am Niederrhein" schließt sich unmittelbar an an denjenigen über den sogenannten Jansenismus (dem überdies noch eine Reihe anderer über die holländische Theologie, über die Mennoniten, über die calvinischen Abgeschiedenen, über die innere Mission in Holland usw. zur Seite gingen) und geht zugleich der weiteren Untersuchung über Pater Passaglia und den Passaglismus in Italien voran. Die den hier benutzten Aufsatz einrahmenden Essais haben es also mit hoch idealen Bestrebungen innerhalb des Katholizismus zu tun. Die Eigenart des Ultramontanismus ist überhaupt nur von demjenigen zu verstehen, der sich gleichzeitig die vor der Einwirkung des restaurierten Jesuitenordens herrschenden Zustände im Katholizismus vor Augen hält. Mit der Vorherrschaft der in der Aufklärungszeit gleich sehr über Katholizismus und Protestantismus verbreiteten Anschauungsweise hängt nun aber auch das über ein halbes Jahrhundert ungestörte friedliche Verhältnis der verschiedenen Kirchen zueinander zusammen. Sogar der Kölner Kirchenstreit hat dasselbe nur sporadisch gestört. Die grundstürzende Veränderung ist erst durch die Revolution von 1848 möglich geworden.

Was in jenen Erinnerungen über den Hergang in einer einzelnen Stadt niedergelegt wurde, ist in dem römisch-katholischen Teil der Westprovinzen fast durchweg ähnlich der Fall gewesen. Auch die Vorgeschichte davon läßt sich noch genauer verfolgen. Schon zur Zeit der belgischen Revolution hatte der Haß gegen „den Preußen" zu recht eigentlich aufrührerischen Bewegungen Anlaß gegeben. Dann war abermals von Belgien aus unmittelbar nach dem Tode des Erzbischofs Spiegel die geistliche Revolution — obenan durch die Volksaufwiegelung gegen die hermesianisch gesinnten Pfarrer — in Szene gesetzt worden. Die von dem Bonner Professor Augusti dem klerikalen „Roten Buch" in dem sogenannten „Schwarzen Buch" gegenübergestellten Belege sind niemals in ihrer Authentizität bestritten worden. Auch die Biographie des Bischofs Laurent und die umfassende literarische Tätigkeit Binterims bieten ein überreiches ähnliches Material. Aber am Hofe Friedrich Wilhelms IV. ließ man sich durch die Autorität Diepenbrocks schon bald wieder in das Traumbild einlullen, daß die Papstkirche den Hort gegen die Revolution gebildet hätte.

Die interkonfessionelle Vergleichung zwischen den evangelischen und römisch-katholischen Landesteilen ist speziell mit Bezug auf die Revolu-

Digitized by Google

tionszeit noch nirgendwo konsequent durchgeführt worden. Ebensowenig hat bisher eine internationale Vergleichung stattgehabt zwischen dem, was die deutsch-evangelische Kirche in der Revolution von 1848—49, und was die schweizerischen und niederländischen Kirchen nach dem Siege der französischen Revolution über die alten Generalstaaten und über die alte Eidgenossenschaft durchzumachen gehabt haben. Möge es in Zukunft nicht versäumt werden, dort Ypeys und Dermouts Geschichte der niederländischen reformierten Kirche, hier die auch sonst so überaus wertvolle Biographie Phil. Alb. Stapfers*) zum Vergleiche mit dem Schicksal der deutschen evangelischen Kirchen in der späteren dortigen Revolution zum Vergleiche heranzuziehen.

---

§ 24.

Die Alleinherrschaft der Orthodoxie in der Staatskirche; Niederlagen und Verluste derselben durch ihre geschichtswidrigen Maßregeln.

Der in § 23 behandelte Gegenstand, die Lage der evangelischen Kirche während der Revolutionswirren, war in den ersten Auflagen nur in aller Kürze gestreift worden. Bei der eingehenden Spezialuntersuchung über die Periode von 1848—70 erwies es sich jedoch, trotz der kurzen Herrschaft der revolutionären Gewalten, als unumgänglich, sich nicht auf den naturgemäßen Rückschlag aus dem Fieber- in den Schwächezustand bzw. aus der Revolution in die Reaktion zu beschränken, sondern auch jene politische Krise selber in ihrem eigenen Zusammenhang unter dem kirchengeschichtlichen Gesichtspunkt zu betrachten.

Umgekehrt glauben wir die §§ 47—8 der ersten Auflagen in einen einzigen zusammenziehen zu sollen. Der Text beider muß aber auch hier wiedergegeben werden, wie er damals gelautet hat. Erst wenn wir denselben auch dem heutigen Leserkreise vorgelegt haben, erwächst uns das Recht, die seither neugewonnenen Erfahrungen ergänzend beizufügen.

Um die Verbindung beider Paragraphen zu ermöglichen und doch den Titel nicht ungebührlich anschwellen zu lassen, hat derselbe den damals unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten verteilten Inhalt einheitlich zusammengefaßt. Wir müssen daher hier zugleich auf die früheren Titel

*) Vgl. über Stapfer III, 1 S. 214.

Digitized by Google

zurückgreifen. Der erste der betreffenden Paragraphen trug bisher den Titel: „Die Einwirkung des Revolutionsjahres auf die Kirche in der Alleinherrschaft der Orthodoxie.“*)

Wir geben hier zunächst diesen ersten Paragraphen (47) wieder.

Es war ein mannigfach verschlungener Zusammenhang, in dem die politische Revolution des Jahres 1848 mit der geistigen und kirchlichen Bewegung der vorhergegangenen Dezennien stand, und nicht minder bedeutend sind die Nachzuckungen des politischen Erdbebens auf dem kirchlichen Boden gewesen. Zunächst laufen alle jene Bestrebungen des religiösen Radikalismus, wie sie in der junghegelianischen Tendenz der Literatur des jungen Deutschland und nicht minder in der deutschkatholischen und freigemeindlichen Agitation zutage getreten waren, in die allgemeine Revolution aus; fast alle vorher auf dem literarischen Gebiet als Vertreter des Radikalismus bekannt gewordenen Namen begegnen uns nun auf dem politischen. Selbst Männer eines gemäßigteren theologischen Standpunktes, wie G. Kinkel, ließen sich von der allgemeinen Strömung mit fortreißen, wie vielmehr die Ruge und Bauer, die Ronge und Blum Die Zeit zu Reformen war versäumt worden; so kam denn jetzt die Revolution; und an die Stelle eines maßhaltenden Liberalismus trat ein maßloser Radikalismus.

Auch ganz direkt aber wirkte die zur Herrschaft gekommene Revolution auf die Kirche hinüber. War doch eine der ersten Tageslosungen die der Trennung von Kirche und Staat! Wie der Katholizismus die allgemeine Entfesselung für sich auszubeuten verstand, tritt in den Siegen des katholischen Episkopates über die Einzelstaaten deutlich zutage! Auch für die protestantische Kirche schienen vorerst die „Märzerrungenschaften“ eine günstige Lösung ihrer inneren Krisis zu versprechen. Unter den Konzessionen des 19. März war die der Ernennung des Grafen Schwerin (Schwiegersohn Schleiermachers) zum Kultusminister. Und dieser sprach alsbald in einem Rundschreiben ganz andere Grundsätze aus, als die Normen des früheren Kirchenregiments waren. Der Streit in der evangelischen Kirche, erklärte Schwerin, sei nur dadurch zu schlichten, daß man in der Kirche lediglich der Kraft der inneren Wahrheit und dem lebendigen Geist des Evangeliums vertraue. Die praktischen Konsequenzen dieser Auffassung lagen in der Anbahnung der Überleitung der rheinisch-westphälischen Kirchenverfassung auf die östlichen Provinzen und in der Berufung einer allgemeinen Landessynode. Bis zu ihrem Zusammentritt aber wies Schwerin die Konsistorien an, ohne Bevorzugung irgend einer dogmatisch-theologischen Richtung im Geist echt evangelischer Liebe und Duldsamkeit die christliche Wahrheit auf dem Grunde des göttlichen Wortes zu fördern.

Aber mit Schwerins Rücktritt wurden auch diese Reformpläne begraben. Zunächst schritt das sogenannte „Übergangsministerium“ Ladenberg zur Einziehung von Gutachten über die projektierte Berufung der Synode. Und da die meisten dieser Gutachten in das Hengstenbergische Geschrei einstimmten, das den Ruf nach Synodalverfassung für Christusfeindschaft und die Anordnung von Urwahlen für praktische Gottesleugnung erklärte, so wurde zunächst der status quo aufrecht erhalten. Als aber gar der finstere Schatten des Tages von Olmütz den gesamten nationalen Aufschwung Deutschlands verdunkelte, als der giftige Mehltau der kleinlichsten Reaktion alle gesunden Blüten der geistigen Entwicklung antastete, kam auch für die Kirche die Zeit, wo die extreme ungeschichtliche Partei der schroffen Orthodoxie nicht bloß nach

*) Vgl. dazu die früheren Korrelatparagraphen 40 (Die orthodoxen Schulen in der Theologie) und 44 (Die moderne Orthodoxie in der Kirche).

Digitized by Google

der Herrschaft strebte, sondern diese Herrschaft unbedingt ausüben konnte. Das Herz des edlen hochsinnigen preußischen Königs war in den Stürmen der Revolution gebrochen; seine eigenen glänzenden Pläne und Hoffnungen waren vernichtet, und unter Gerlachs Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV. wurden die Maßregeln des Ministeriums Raumer die Höhepunkte der Manteuffel-Westphalenschen Reaktion. Es kam nun für Preußen die Zeit, von der Humboldt den Namen einer „verworrenen unheilvollen Wirtschaft“ gebrauchte, von der Bunsen klagte, daß „von Hengstenbergs Studierstube aus durch Gerlachs Vermittelung alles auf Verdummung und Verfinsterung ausgehe, daß nur Heuchelei und wahrer Unglaube durch das unselige System gepflanzt werde, daß man diese trübe Zeit des geistreichsten Königs des Jahrhunderts noch viel ärger beklagen und verurteilen werde als die Wöllnersche.“*) Und es ist die tiefschmerzliche Erfahrung der demoralisierenden Wirkungen dieser Epoche, die in den Worten des Prinzregenten an seine ersten Minister nachklingt, daß es Not tue, die Heuchelei und Scheinheiligkeit, die im Gefolge der Orthodoxie sich eingestellt habe, unerbittlich zu entlarven.

Die bisherige Kirchenverfassung wurde allerdings dahin modifiziert, daß an Stelle der bisherigen Abteilung im Kultusministerium für evangelische Kirchensachen durch die Verordnung vom 29. Juni 1850 der Evangelische Oberkirchenrat eingesetzt und daß diese Maßregel als die Durchführung der Selbständigkeit der Kirche gedeutet wurde. Es wurde aber in Wirklichkeit hierdurch nur das alte Episkopalsystem noch überboten, indem so jede Einwirkung der Landesgemeinde unmöglich und die ganze Kirchenregierung zu einer absoluten gemacht wurde. Und dabei blieb es nicht einmal. Es kam zur Sprengung der Union durch die von der Kabinettsordre vom 6. März 1852 vorgeschriebene itio in partes des Oberkirchenrats; die hierarchisch-lutherischen Provinzialvereine gewannen maßgebenden Einfluß auf das unierte Kirchenregiment; und Stahls freche Äußerung, „die Wissenschaft müsse umkehren“, ward in der Tat die Norm für die Behandlung der Wissenschaft seitens der protestantischen Kirche.

In Beziehung auf die nunmehr eintretende Stellung der Kirche zur Wissenschaft sind Baurs Worte nur zu gerechtfertigt, wenn er klagt:**) „Es gibt wenige Zeiten, in welchen über jedes freiere wissenschaftliche Streben so hart und ungünstig, so einseitig und parteiisch geurteilt worden ist, wie die jetzige. Wenn es auch nur wenige sind, von welchen der eigentlich verketzerungssüchtige, aller Wissenschaft Hohn sprechende Ton ausgegangen, so zeigte sich dagegen der unwissenschaftliche Geist der Zeit um so mehr in der großen Zahl derer, die durch solche Zeloten sich entweder zum völligen Schweigen einschüchtern oder wenigstens dahin bringen ließen, dieselbe Sprache nur etwas anständiger zu führen und auf eine nicht minder gehässige Weise alles zu kritisieren, was nicht im Sinne der herrschenden Richtung war. Jüngere Theologen insbesondere glaubten das Ziel ihres Strebens nicht sicherer erreichen zu können als durch eine solche möglichst in die Augen fallende Beurkundung ihres orthodoxen Eifers. — Die lutherische Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts ist das Ideal, zu welchem man zurückblickt, ihre Erneuerung ist das Ziel, nach welchem man strebt, die Grundlage, auf welcher man fortbauen will.“

Und diese absolut geschichtswidrige Tendenz drang nicht nur in Preußen durch; sie ergriff der Reihe nach fast jede einzelne Landeskirche. In Hannover ist es die lutherische Stader Konferenz, in Kurhessen das Regiment Vilmars, in Hessen-Darmstadt die Autorität des katholisierenden Adels, in Baiern Harleß', in der Pfalz Ebrards

*) Vgl. Humboldts Briefwechsel mit Varnhagen, S. 275, 284.

**) Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, S. 504—506.

Digitized by Google

Einfluß, der diese rückläufige Bahn dokumentiert. Und gar Mecklenburgs antediluvianische Zustände setzen allem anderen die Krone auf. Charakterisieren wir die wichtigsten dieser Tatsachen etwas näher.*)

Es war im Jahre 1854, daß die Stader Konferenz ihre Beschwerde über die Göttinger Fakultät an das Ministerium in Hannover einreichte: in der lutherischen Kirche Hannovers dürfe keine unionsfreundliche Fakultät geduldet, eine solche Richtung müsse, ebenso wie im 16. Jahrhundert in Wittenberg die kryptocalvinische, unterdrückt werden. Dies Vorgehen der nach ihrem Führer Petri als Petrefakten bezeichneten Pastoren rief allerdings die treffliche Denkschrift der Göttinger Fakultät „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens" hervor, in der besonders auf die Geistesträgheit, Streitsucht und Herrschsucht, sowie die traditionelle Gesetzlichkeit der Orthodoxie hingewiesen wurde. Indessen ließen sich die Gegner dadurch so wenig einschrecken, daß Petri in seiner „Beleuchtung" der Denkschrift einen noch viel grelleren Ton anschlug, und gleichzeitig Kliefoth seine kirchliche Zeitschrift mit einem Sendschreiben an die Göttinger voller Hohn auf die „Kathedermänner" eröffnete. Und trotz der gediegenen Abweisung dieses gleich unwissenschaftlichen wie unmoralischen Gebahrens durch die Fakultät zeigte sich bald, daß das Selbstbewußtsein der lutherischen Partei durch den Streit nur gestiegen war.

In ähnlicher Weise wurde in Hessen-Darmstadt gegen den würdigen Credner in Gießen von einer Anzahl meist jüngerer Geistlicher agitiert. Und obgleich auch hier kein direkter Erfolg erzielt wurde, so wirkte die schroff-lutherische Tendenz der adeligen Patrone dafür um so mehr auf den theologischen Standpunkt der heranwachsenden Generation.**)

In Kurhessen war es Vilmar, der als Handlanger Hassenpflugs nicht bloß die allgemeine Reaktion mit allen Kräften unterstützte, sondern auch die reformierte Kirche mit Gewalt zu lutheranisieren suchte. Die Maßlosigkeit seines hierarchischen Hochmuntes zeigte 1856 seine „Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik". Aber auch hier folgte das jüngere theologische Geschlecht in großer Majorität der begünstigten „Gläubigkeit".

Ebenso drangen in den übrigen Landeskirchen ähnliche Grundsätze durch und gewannen natürlich sehr rasch die Mehrzahl der Geistlichen für sich. Um sie aber auch der widerstrebenden Gemeinde aufzuzwingen, gingen die Maßregeln des Kirchenregimentes überall auf Wiederherstellung der längst vergessenen Formen des 17. Jahrhunderts. Bald war es ein neuer Katechismus, bald ein neues Gesangbuch, bald eine katholisierende Liturgie, die diesem Zwecke dienen mußte. Nicht bloß die lutherische bayerische, auch die unierte pfälzische Kirche sollte wieder „gläubig" gemacht werden. In Sachsen hatte der strenge Religionseid aller kirchlichen Diener auf die Konkordienformel denselben Endzweck. Selbst in Baden wurde auf der Generalsynode von 1855 eine schärfere Verpflichtung auf die Symbole durchzuführen versucht. Sogar in den thüringischen Kirchen, wenigstens in Altenburg, fehlte es nicht an frommen Wünschen

*) Alle einzelnen Fakta dieser Art, obwohl sie zusammengestellt ein mehr als frappantes Bild bieten, können hier nicht in Berücksichtigung kommen, da eben die Grundzüge überall dieselben sind.

**) (Nachträgl. Anm.) Wertvolle neue Daten über die damaligen Zustände in Hessen, speziell über den Einfluß des schroff ultramontanen Kanzlers von der Linde auf die evangelisch-theologische Fakultät in Gießen, bringt die Baldensbergersche Jubiläumsschrift zu Credners 100jährigem Geburtstage.

Digitized by Google

in dieser Rücksicht. Nur Weimar, Koburg und Oldenburg blieben von der alles mit sich fortreißenden Strömung unberührt, der sogar das kleine Lippe und Anhalt sich nicht entziehen konnten.

Auch heute wüßte der Verfasser an dieser übersichtlichen Darstellung nichts zu verändern. Dagegen bedarf die schließlich folgende Spezialbemerkung über Mecklenburg einer etwas genaueren Erklärung. Geben wir jedoch auch sie obenan im Wortlaute wieder!

Das wahre Ideal dieses hierarchischen Pseudoluthertums ist aber Mecklenburg geworden. Hier wurden in der Tat die Resultate der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts in sittlicher Beziehung noch überboten. Nicht ohne Erfolg hatte Kliefoth in dem Sendschreiben an die Göttinger Fakultät das exotische Gewächs des Spenerschen Pietismus geschmäht (1854). Nicht ohne Nachwirkung blieb die Entsetzung des frommen Baumgarten (1858). Die furchtbare Verwahrlosung aller nationalökonomischen Verhältnisse, die immer steigende Zahl der unehelichen Geburten, der ganz ohne Parallele dastehende schlechte Kirchenbesuch und Schulzustand bezeichnen hinlänglich die Zustände dieses orthodoxen Paradieses. Hier sind „Junkertum" und „Pfaffentum" in der Tat etwas anderes wie bloße Schreckgebilde; Hand in Hand gehend haben sie alles geistige und religiöse Leben untergraben, um sich schließlich gegenseitig dies Resultat in die Schuhe zu schieben.*) Es gibt für die deutsche Sprache eigentlich keinen anderen Ausdruck für diese Verhältnisse, als die sprichwörtliche Bedeutung, die das Wort „mecklenburgisch" durch sie erlangt hat, eine Bedeutung, die etwa dem Sinn des Schimpfwortes „Jesuit" in der französischen Sprache entspricht.

Der heutige Leser hat mit Bezug auf die Form dieser Ausführungen in der Tat ein Recht zu fragen: woher gerade hier der ungewöhnlich scharfe Ton? Die Gründe dafür liegen zum Teil auf dem theologischen, zum Teil auf dem kirchlichen Gebiet.

Die jüngere Generation hat kaum noch eine Vorstellung davon, was in der ersteren Beziehung die Absetzung Baumgartens als Rostocker Professor für eine Nachwirkung gehabt hat. In wie energischer Weise die Erlanger Fakultät für ihn eingetreten ist, bildet ein bekanntes Kapitel der offiziellen Geschichte der Theologie. Daneben aber ist das Urteil der damaligen studierenden Jugend durch eine Reihe anderer, nicht in die Öffentlichkeit getretener Äußerungen bestimmt worden. Es ist eine tiefe Entrüstung gewesen, mit welcher der Kirchenhistoriker Jacobi in Halle von dem Vorgehen Kliefoths, der Kirchenhistoriker Krafft in Bonn von der Unterstützung Kliefoths durch Krabbe (den er als einstmaligen Schüler Neanders wegen seines Abfalls von dessen Grundgedanken viel schärfer als den einstmaligen Nationalisten Kliefoth beurteilte) geredet hat. Die verstockte Unbußfertigkeit, in welcher die konsistorialen Machthaber jeder Bußmahnung auch der ihnen Nächststehenden gegenüber verharrten, ist in den „gläubigen" Kreisen noch viel schärfer beklagt worden, als von „liberaler" Seite. In Beyschlags Deutsch-Evang. Blättern (1881, XI. XII)

*) Vgl. die Verhandlungen des mecklenburgischen Landtages von 1865.

Digitized by Google

ist dieser „Kampf ums Recht in der evangelischen Kirche Deutschlands“ in seinen verhängnisvollen Folgen für die Zukunft dargelegt worden. Trotzdem aber waren — und das ist die zweite Tatsache, die auf mein persönliches Urteil eingewirkt hat — die Eisenacher Konferenzen eine Reihe von Jahren hindurch unter den vorherrschenden Einfluß Kliefoths geraten. Wie das Urteil meiner Lehrer Jacobi und Krafft über die theologische Gewalttat in dem meinigen nachklingt, so sind es zahlreiche Mitteilungen des ehrwürdigen nassauischen Bischofs Wilhelmi über die Eisenacher Konferenzen, wodurch jenes theologische Urteil nach der kirchlichen Seite hin ergänzt wurde. Es ist also nichts weniger als eine persönliche, sondern eine sehr allgemein geteilte Anschauung, welcher der Verfasser im Jahre 1867 Ausdruck geliehen hat.

Auch seither hat sich die allgemeine Lage der Dinge in Mecklenburg wenig verändert. Über die eigentümliche politische Verfassung Mecklenburgs ein Urteil zu fällen, liegt allerdings außerhalb unseres Berufes. Die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Reichstagsreden gegen die mecklenburgische „Verfassungslosigkeit“ haben, je weniger der Parlamentarismus sich als die früher erhoffte Panacee erwies, um so mehr den früheren Kredit eingebüßt. Aber auch die zahlreichen Schriften Baumgartens, in welchen er seine Richter vor ein höheres Gericht forderte, haben nur nach der Seite hin Folgen gehabt, daß er wegen Beleidigung derselben aus dem einen Gefängnis ins andere gehen mußte. Die weltlichen Regenten haben sich um den kirchlichen Notstand auffällig wenig gekümmert. Unsere Literatur besitzt eine trefflich geschriebene Biographie des persönlich vom besten Willen beseelten Großherzogs Friedrich Franz II. von Hirschfeld. Aber diese eingehende Biographie hat über jenes öffentliche Ärgernis sich mit wenigen Zeilen begnügt, indem sie den Fürsten einfach als persönlichen Schüler Kliefoths bezeichnet. Müssen wir dieses Manko gerade in einem Geschichtswerke beklagen, dessen Held anerkanntermaßen zu den fürstlichen Begründern des deutschen Reiches gehört hat, so darf es unsererseits um so weniger versäumt werden, der in anderen Fällen bewährten Glaubenstreue des Schweriner Fürstenhauses zu gedenken. Bei Lebzeiten seines Vaters hat der Herzog Paul seinen Abfall vom evangelischen Glauben nicht zu vollziehen gewagt. Die Großfürstin Wladimir ist die einzige deutsche Prinzessin, die sich geweigert hat, bei ihrer Verheiratung zur russischen Kirche überzutreten.

Neben dieser einen Ergänzung geziemt sich an dieser Stelle noch eine zweite. Denn auch die durch die Absetzung Baumgartens schwer geschädigte Rostocker Fakultät hat mit der Zeit wieder unabhängige wissenschaftliche Vertreter gewonnen. Ob dieser Umschwung damit zusammenhängt, daß die orthodoxeste der deutsch-lutherischen Fakultäten von der

Digitized by Google

Missourisynode selber aufs Ketzerstühlchen gesetzt wurde, möge dahingestellt bleiben. Aber so viel ist zweifellos, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, welche heute von Rostock ausgehen, der allgemeinen Beachtung aller ernst wissenschaftlich arbeitenden Kreise sicher sind. Ebenso hat die in Rostock tagende lutherische Konferenz des Jahres 1904 weit über die konfessionell-lutherischen Kreise hinaus ein Echo gefunden. In Zukunft dürften dieser Konferenz sogar allgemeine evangelische Aufgaben zufallen, an welche beispielsweise der Evangelische Bund statutengemäß nicht herantreten kann. Denn dieser muß sich auf die Wahrung der deutsch-evangelischen Interessen beschränken. Die allgemeine lutherische Konferenz aber trägt — vermöge der Teilnahme einerseits der skandinavischen, der baltischen, der finnischen, andererseits der amerikanischen und australischen Kirchen — einen ökumenischen Charakter, der es ihr mit der Zeit ermöglichen dürfte, auch dem außerdeutschen Luthertum den gleichen Rückhalt zu bieten, welchen der Evangelische Bund für den deutschen Protestantismus schließlich doch einigermaßen erzielt hat.

Es ist eine erfreuliche Empfindung, welche mir in diesem Spezialpunkte eine solche Ergänzung gestattet hat, deren Voraussetzung allerdings der vorhergehende wörtliche Abdruck des früheren § 47 gewesen ist. Ebenso muß hier aber auch derjenige Teil des § 48, der nicht schon in früherem Zusammenhange wiedergegeben worden ist, wörtlich eingeschaltet werden. Wir folgen in dieser Wiedergabe der Spiegelbilder früherer Zeiten in der Seele des Historikers wieder einmal dem Vorbilde Hases.

Weggefallen ist nur das schon damals ziemlich ausgedehnte Verzeichnis der Übertritte zur Papstkirche. Dasselbe stützte sich allerdings vorerst nur auf den Spezialaufsatz über den Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert (in Gelzers Monatsblättern vom Juni 1866). Zwei Jahre später ist der damaligen Skizze die Monographie über die „Wege nach Rom“ gefolgt. Die Ergebnisse derselben sind dann in der dritten Auflage (in dem II. Bande, § 54: Die Erstlinge der neupapalen Theologie und die Konvertiten) verwertet worden. Seitdem haben sich die von Anfang an unterschiedenen (sechs) Gruppen insgesamt noch etwas vergrößert. Neue Kategorieen sind aber nicht hinzugetreten, und der Übersicht der Verluste der evangelischen Kirche an die Papstkirche hat sich (aus Anlaß einer Preisfrage des Evangelischen Bundes) ein fleißiges Register über die entgegengesetzten Übertritte, die Vorläufer der jetzigen Los von Rom-Bewegung, angereiht (von Kochs, 1904).

Auch beim Wegfall derjenigen, welche um der äußeren Fehler der Kirche willen den ererbten Bibelglauben verleugneten, sind jedoch die „Niederlagen und Verluste“ noch groß genug. Wir folgen daher im übrigen wieder einfach dem Text des früheren § 48:

Digitized by Google

Die infolge der Revolution eingetretene Herrschaft der Orthodoxie in der Kirche war schon dadurch verhängnisvoll genug für dieselbe, daß sie alle anderen mit demselben geschichtlichen Recht wie sie selbst in der Kirche bestehenden Richtungen zu unterdrücken und aus ihr herauszuwerfen suchte. Aber ihre gegen die gesamte bisherige Entwicklung den Kampf aufnehmende Tendenz, der es ebensowohl an Glauben zu der Lebensmacht des heiligen Geistes wie an Liebe zu den Brüdern als an wissenschaftlicher Selbstzucht fehlte, mußte naturgemäß der Kirche auch noch andere Verluste und Niederlagen zufügen. Und es hat nach den verschiedensten Richtungen hin daran nicht gefehlt. Die schiefe Stellung der protestantischen Geistlichkeit zu allen lebensfähigen Mächten der Gegenwart, die immer größere Entfremdung der Gemeinde von den kirchlichen Fragen, der Verlust der Widerstandskraft gegen die Übergriffe des römischen Katholizismus, die schlimme Situation der Kirche dem Staat gegenüber — das alles sind jeden Tag deutlicher hervortretende Übelstände. Und neben ihnen stehen noch die positiven Verluste in den vielen Übertritten zum Katholizismus einerseits, in den neuen Sektenbildungen andererseits, die beide gleich sehr Belege dafür sind, wie die modern-orthodoxe Partei eine durch und durch unprotestantische geworden war, welche den Protestantismus nur zerrütten, nicht aufbauen konnte.

Die Stellung zunächst der protestantischen Geistlichkeit war, besonders im östlichen Deutschland, wohl eine recht unglückliche geworden. Während in früheren Jahrhunderten der geistliche Stand einer der ersten und geachtetsten war, während aus keinem anderen Stande so viel tüchtige Männer hervorgingen, wie aus den protestantischen Pfarrhäusern — man braucht darüber nur Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu lesen — ist in der Gegenwart kaum ein anderer Stand so wenig gesucht und erstrebt. Während noch in den ersten Dezennien unserer Periode, der Schleiermacherschen Blütezeit der Theologie, der gebildete Mittelstand das Hauptkontingent zu den Theologie-Studierenden stellte, und während gar am Ende des 18. Jahrhunderts fast alle die großen Philosophen, von denen die Erneuerung der Philosophie ausging, von Haus aus Theologen waren, rekrutiert sich jetzt der geistliche Stand (mit fast alleiniger Ausnahme der Rheingegend) in immer steigendem Grade aus jungen Leuten der untersten Stände. Und man mag sich noch so sehr über dies Vorwärtsstreben der unteren Stände freuen, so wird doch die häusliche Erziehung und Bildung, wie sie der schönste Schatz des mittleren Bürgerstandes ist, auch durch die größte Gelehrsamkeit nicht ersetzt, und zumal für Männer, deren Beruf wahren Takt allen möglichen Menschengattungen gegenüber kaum weniger wie die feste eigene Überzeugung verlangt, läßt sich ein solcher Mangel doppelt schwer ersetzen. Aber es bringt dieser Umstand auch noch andere Übelstände mit sich, die ebenfalls nicht gering anzuschlagen sind: wie die Abhängigkeit der jungen Bauern- und Taglöhnersöhne, die sich der Theologie zuwenden, von ihren Gutsherren und deren politischer Richtung auf der einen Seite, so die hernach um so stärker hervortretende hierarchische Herrschsucht solcher Emporkömmlinge auf der anderen.

Früher war diese Art der Rekrutierung des geistlichen Standes ein trauriges Vorrecht katholischer Länder; jetzt greift das Übel aber mehr und mehr auch in der protestantischen Kirche um sich; und während im Katholizismus neben dem niedersten Stande auch wohl der die Bistümer ambierende Adel in den Dienst der Kirche zu treten pflegt, fehlt dies Element im Protestantismus fast gänzlich. Selbst der naive Vortrag des Herrn v. Kleist-Retzow über „Adel und Kirche", der sogar die Neue Evang. Kirchenzeitung gegen den edlen Ritter empörte, verlangt nur Teppichstickereien und sonstige Ausschmückung der Kirche von den Frauen, und die Stellen im Kirchen-

Digitized by Google

regiment für die Herren vom Adel. Der eigentliche Kern der Nation aber, der tüchtige Mittelstand, steht heute gerade umgekehrt wie früher dem geistlichen Stande gegenüber. Und noch ist diese schlimme soziale Stellung der Geistlichen ein kleineres Übel wie ihre geistige. Den orthodoxen Fanatikern hat es ja nicht nur ganz an der Liebe Christi zu den irrenden Brüdern gefehlt, sondern sie haben sich auch den berechtigtesten Forderungen der Zeit oppositionell gegenübergestellt, über alle der Gegenwart eigentümlichen Erscheinungen den Stab gebrochen, in Politik, Wissenschaft und Kunst sich gleich sehr dem Volksleben entfremdet. Und dabei hat die Geistesträgheit und Unwissenheit dieser „Gläubigkeit", die es natürlich nicht nötig findet, sich durch die „ungläubige" Wissenschaft der „Kathedermänner" verführen zu lassen, noch die weitere Folge, daß sie nicht bloß in Dingen gewöhnlicher allgemeiner Bildung, sondern auch in den eigentlich technischen Fragen ihres Berufes sich Blößen über Blößen gibt. Muß doch Hengstenberg selbst in der Einleitung zu seinem Kommentar des „heiligen" Johannes den Mangel an wissenschaftlichem Sinn unter seinen Pastoren beklagen. Und wenn es auch verhältnismäßig nur einzelne sind, die nach all diesen Seiten hin sich den Lebensmächten der Gegenwart direkt feindlich gegenüber stellen, so figurieren doch gerade sie als Hauptvertreter der Kirche; man hört nichts davon, daß andere ihnen dies streitig machen — was Wunder, daß die opinion publique alles in einen Topf wirft und dem ganzen geistlichen Stande aufbürdet, was nur einzelne Fanatiker verschuldet! Es ist denn auch bereits nicht mehr bloß offene Feindschaft, es ist eine wirklich geringschätzige Verachtung, die dem geistlichen Stande gegenüber sich lautbar macht, und daneben ein höhnischer Spott über die Don-Quixote-Versuche der „Pfaffen", den Geist der Zeit mit ihren erbärmlichen Mitteln beeinflussen zu wollen, während eine so viel größere, reichere und talentvollere Partei wie die Gesellschaft Jesu mit demselben Streben kläglichen Schiffbruch erleide.

Mit diesem einen Übelstande, den gewiß jeder Freund der Kirche als einen argen Notstand beklagen muß, hängt der andere schon unmittelbar zusammen: die immer ärgere Entfremdung des übergroßen Teiles der Gemeinde von allem kirchlichen Leben. Von der modernen Orthodoxie nicht nur nicht befriedigt, sondern in ihren heiligsten und innigsten Empfindungen gekränkt und verletzt, haben Unzählige der Kirche den Rücken gekehrt, erwähnen sie nur, um über sie und ihre Diener zu spotten. Freilich von Austritten aus der Kirche, wie bei der deutsch-katholischen und freigemeindlichen Bewegung, ist heutzutage — abgesehen von den mit der Wiederverehelichung Geschiedener zusammenhängenden Fällen, wo meist unmittelbar nach der Heirat der Rücktritt zur Kirche ohne weitere Umstände erfolgt — wenig die Rede; aber weit entfernt, daß dies ein Zeichen der Besserung wäre, hat vielmehr nur die totale Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Fragen zugenommen. Der Begriff des außerkirchlichen Christentums umfaßt daher durchaus nicht bloß die kleinen separierten Kreise, sondern den größten Teil unserer gebildeten Gemeinde. Es drohen hier in der Tat ähnliche Zustände wie in Frankreich, wo der beste Teil der Nation der „Hofkirche" den Rücken gekehrt hat. Äußerlich bleibt man in der Kirche, und es geht wohl auch der Beamte am Geburtstag des Fürsten zum Gottesdienst, es gibt wohl auch der Kaufmann seine Beiträge zu gewissen Kollekten, es beteiligt sich wohl auch der Gelehrte an einer konfessionellen Streitfrage; aber von einem wirklichen inneren Verhältnis zur Kirche ist in all diesen Kreisen fast gar keine Rede. Und wie groß ist gar die Zahl derjenigen, die alle kirchlichen Dinge direkt feindlich behandeln oder der Kirche wenigstens alle möglichen Dinge aufbürden, die nur sehr indirekt mit ihr zusammenhängen.*)

*) Vgl. besonders unter diesem Gesichtspunkt die schon in der Einleitung (der beiden

Digitized by Google

Die Folgen dieser traurigen Entfremdung der Gemeinde gegen die kirchlichen Interessen für die ihnen entfremdeten Kreise selbst hat ein Rundblick über das außerkirchliche Gebiet darzulegen. Aber auch nach anderen Seiten hat die Korruption des geistlichen Standes durch die Alleinherrschaft der Orthodoxie nicht minder fatale Wirkungen hervorgebracht. Mit der inneren Einigkeit ist auch die Kraft nach außen gelähmt. Ebenso wie alle die furchtbaren Niederlagen des Protestantismus seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in erster Reihe auf dem traurigen Zwiespalt der Protestanten untereinander beruhten, ebenso hat auch jetzt die Untergrabung der gottgesegneten Union und die Wiederaufnahme der konfessionellen Wirren dieselbe Wirkung gehabt. Wenn ein Hengstenberg (schon im Beginn der Bewegung der protestantischen Freunde) erklären durfte, die evangelische Kirche stehe dem Papst und den Jesuiten viel näher als dem Rationalismus; wenn ein Seiler*) gegen die Union damit ankämpfen konnte, daß der Teufel der Freund der Union sei, weil er nicht wolle, daß das Reich Gottes gebauet und die Seelen selig werden, und den Reformierten vorwerfen mochte, sie hätten in Gemeinschaft mit dem Geist der Jesuiten den 30jährigen Krieg zu verantworten; wenn auf dem ganzen evangelischen Gebiete, und gerade unter den „Gläubigen", der bitterste Streit über Dinge geführt wurde, von denen der fromme Gerok**) klagen mußte: Gibts keinen besseren Kampf zu kämpfen als Wortgezänk und Silbenstreit? — ist es dann noch zu verwundern, daß mit dem Rückfall in die alte Zersplitterung auch die Verteidigungsfähigkeit ebenfalls abgenommen hat? Wie wäre sonst nur ein solcher Angriff wie der des Bischofs Martin von Paderborn möglich gewesen? Und wie schwach sind die meisten Entgegnungen gegen Martin gerade in den Punkten, wo sie die bischöflichen Schilderungen von dem Zustande des heutigen Protestantismus widerlegen wollen. Leute von der Farbe wie die sogen. Ravensberger Partei in der westphälischen Geistlichkeit können allerdings dem Katholizismus vorarbeiten; ihm entgegenzuarbeiten sind sie jedoch um so weniger im Stande. Und während die Protestanten in den konfessionell gemischten Gegenden sich der Unterdrückung durch die ultramontane Partei kaum erwehren können, und verlangend nach Hilfe von ihren Glaubensgenossen umschauen, werden ihnen solche Nachrichten zu Teil, wie von dem Besuch der katholischen Messe seitens eines Generalsuperintendenten, weil bei den Protestanten am Rhein doch nur Rationalismus zu finden sei, oder von einer Erfurter Zusammenkunft wie im September 1860, wo unter Vorgang von Leo und Bindewald beschlossen wurde, daß sich „gläubige" Protestanten und Katholiken in dieser revolutionären antichristlichen Zeit die Hände zu reichen haben. An die so nötige Abhilfe gegen die Übergriffe der Jesuitenpartei, die bis in das Totenreich hinein sich erstrecken, und gegen die großen Verluste unserer Kirche in den gemischten Ehen u. dgl. wird von diesen „gläubigen" Herren nicht nur nicht gedacht, sondern es ist sogar der Gustav Adolph-Verein nur zu vielen derselben ein Dorn im Auge.

Und ebenso konnte der Einfluß dieser Partei in den maßgebenden Kreisen wohl die unselige Situation der Kirche dem Staate gegenüber ins Leben rufen; aber die Nachteile derselben zu heilen liegt außerhalb ihrer Fähigkeit. Gerade die Hengstenbergische Befürchtung, die Majorität der Gemeinde irgend zu Wort kommen zu lassen, war ja der Hauptgrund der Knechtung der Kirche unter den Staat, weil, wie Hengsten-

ersten Anlagen) angeführte Schrift „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland" und mein Referat über dieselbe im Theol. Jahresbericht 1866, I. Heft, S. 54 f.

*) Vgl. die 95 Thesen wider die falsche Union, Halle, 1858, These 66, 81.

**) Vgl. in den Palmblättern das Lied über den Spruch: Wer nicht wider euch ist, der ist für euch.

Digitized by Google

berg weissagte, der heilige Geist sich leichter auf einen einzelnen herablassen könne wie auf eine größere Anzahl. Daher die Umdeutung des Artikels 12 der Verfassung; daher der frappante Gegensatz, daß infolge seiner verschiedenen Deutung der Katholizismus dem Staate ein ganz bedeutendes Terrain abgewonnen hat, die evangelische Kirche dagegen zur Magd des Staates oder vielmehr der jeweils in ihm herrschenden Partei wurde. So lange dies Verhältnis nicht geändert ist, ist auf keinen gedeihlichen Einfluß der Kirche auf das Volksleben zu hoffen. Daß aber die orthodoxe Partei sich unter all den durch sie veranlaßten Verlusten der Kirche höchst behaglich fühlt, weil ihr dieser Zustand die Erreichung ihrer hierarchischen Gelüste ermöglicht, hat sich durch die Knakesche Adresse gegen das Abgeordnetenthaus nur zu deutlich gezeigt. Die Nachwirkung solcher Vorfälle in Beziehung auf das allgemeine Urteil über die Kirche ist natürlich eine so traurige, wie sie nur gedacht werden kann.

Und während alle diese allgemeinen Niederlagen der Kirche durch die Alleinherrschaft der Orthodoxie zugefügt wurden, sind ihre eigenen Vertreter nicht einmal der Kirche selbst treu geblieben, sondern nach rechts und links von ihr abgewichen. Die ganz direkten Verluste des Protestantismus durch Übertritte und Sektenbildung sind gar nicht gering anzuschlagen. Überblicken wir zunächst die verschiedenen Klassen der Übertritte zum Katholizismus, so ergibt sich sofort, daß die meisten derselben geschichtswidrigen rückläufigen Tendenz angehören, wie die moderne Orthodoxie selbst. . . .*)

Kaum geringer aber ist der Schaden, welchen die übertriebene Wertschätzung theologischer Formen und Formeln, die einseitige Bevorzugung der dogmatischen Seite des Christentums und die unberechtigte Hervorhebung früher berechtigter, aber in dem gottgeleiteten Lauf der kirchlichen Entwicklung mit Recht zurückgetretener konfessioneller Unterschiede nach der anderen Seite der Kirche dadurch zugefügt hat, daß an die Stelle der früheren Einigung in der Liebe eine Tendenz der Abscheidung und Sonderung getreten ist.**) Denn es hat sich diese Tendenz in der Tat in einer solchen Ausdehnung Bahn gebrochen, daß man auch sie zu den eigentümlichen Charakterzügen unserer Periode zählen muß. Und es sind zwar die Namen und Formen, in welche sie sich kleidet, gar sehr von einander abweichend; aber trotz aller der Verschiedenheiten, die auf den ersten Blick das Auge so gefangen nehmen, daß es kaum noch gemeinsame Charakterzüge zu erkennen vermag, ist doch das Wesen und der Grundzug aller einzelnen Richtungen überaus gleichartig. Alle wollen sie die reine Gemeinde der Heiligen auf Erden darstellen, erklären sich selbst für die Frommen und Auserwählten, von denen die Welt- und Satanskinder, für die Gläubigen, von denen die Ungläubigen aufs schärfste zu sondern sind. Und mit nichten liegt die Ursache des Separatismus in dem inneren Schaden, oder in dem Unglauben der Kirche; sondern wie der separatistische Hochmut in allen Zeiten, den glaubensfrischen so gut wie den glaubensleeren, zur Absonderung geführt hat, so ist er auch heutzutage die Hauptursache derselben, er selbst aber das Produkt der modernen Orthodoxie. Es lassen sich sogar speziell drei Ursachen nachweisen, wodurch diese Orthodoxie den Separatismus hervorgerufen: zunächst ihr pietistischer Charakter und ihre willkürliche Scheidung zwischen gläubiger und ungläubiger Theologie (wobei die edelsten, frömmsten und tüchtigsten Vorkämpfer unserer Kirche mit einem Schlage als ungläubig gescholten wurden, und kaum er-

*) In den beiden ersten Auflagen sind hier (S. 363–369) die sechs Kategorieen der Übertritte zur Papstkirche gefolgt. Sie finden sich jetzt Band II S. 671–678.

**) Vgl. hierüber den Cyclus meiner Historischen Bilder vom Boden des Separatismus, Pr. Mon., Januar bis Juni 1864, besonders auch die Einleitung, S. 15–19 und den Schluß, S. 423–430.

Digitized by Google

wachsene junge Männer mit einem Selbstgefühl, das in der ganzen Kirchengeschichte seines Gleichen suchte, es sich herausnahmen, die ganze Kirche als in Todesschlaf versunken zu bezeichnen, und sich selbst als die Zeugen einer neuen Auferstehung auszuposaunen); sodann die gleichzeitige Auflösung und Zersetzung des Kirchenbegriffs durch die herrnhutisch-baptistisch-methodistischen Neigungen (die die sogenannten erweckten Kreise als die Kirche selber ansahen); und endlich das (bereits charakterisierte) immer schiefere Verhältnis der Kirche zum Staat auf der einen, zur eigenen Gemeinde auf der anderen Seite.

Die innere Gleichartigkeit aller dieser auf der modernen Orthodoxie basierenden Separationen tritt außerordentlich frappant zu Tage, wenn man die altlutherische Separation in Preußen mit der altcalvinischen in Holland vergleicht, wo, obgleich jede Partei das zum Schibboleth macht, was die andere in erster Linie verabscheut, doch die inneren Prinzipien sowohl wie die ganze Entwicklung merkwürdig aneinander erinnern. Eine ähnlich interessante Parallele bieten auch in England die beiden neuen Sekten der Irvingianer und Darbysten, wie überhaupt auf englischem und amerikanischem Boden in unserer Periode teils die alten Sekten sich mannigfach neu gespalten haben, teils ganz neue entstanden sind. Auch in den Ländern, auf die mit dem Beginn der neuesten Periode der englische Typus der Frömmigkeit Einfluß gewonnen hat, wie in der französischen Schweiz und in Frankreich; ja nicht minder auch in den altlutherischen skandinavischen Ländern — wo wir nur an die Haugianer in Norwegen, die Läsare in Schweden erinnern — ist derselbe Charakterzug wahrzunehmen. Aber selbst wenn wir uns ganz auf Deutschland beschränken, so finden wir neben jener heterodoxen deutsch-katholischen und freigemeindlichen Separation, die indirekt durch die moderne Orthodoxie veranlaßt wurde, und neben der durch den Gegensatz gegen die Union entstandenen altlutherischen Partei, eine ganz außerordentliche Neigung zur Absonderung in den „gläubigen“ Kreisen. Da haben Methodisten und Baptisten, Irvingianer und Darbysten und Swedenborgianer, ja selbst Mormonen, ihre begeisterten Apostel gewonnen; da finden wir weit verbreitete Kreise, wie die michelianischen in Württemberg und die Brüdervereine in der rheinischen Kirche, welche, ohne sich direkt von der Kirche zu trennen, doch neben ihr einen engeren Bund bilden. Und daneben stehen weiter die mannigfachen deutsch-chiliastischen Parteien besonders in Württemberg, wie die Gemeinde Kornthal im Lande selbst, die teils nach Kaukasien, teils nach Amerika ausgewanderten Harmoniten und Rappisten, und die die Gründung des „deutschen Tempels“ in Jerusalem erstrebende Partei Christoph Hoffmanns und der „Süddeutschen Warte“, der die rheinische Sekte der „Amenitен“ schon mit ähnlichen Bestrebungen vorangegangen war. Ja, neben diesen ethisch ehrenwerten Tendenzen hat es auch in unserer Zeit nicht an Parallelen zu jenen grauenhaften karnalistischen Rotten der pietistischen Periode (der Buttlarer, Bordelumer, Brüggler, Ronsdorfer) gefehlt; die Grenelgeschichten der Antonianer im Kanton Bern, der Margaretha Peter in Wildenspuch, der „Stephanisten“ in Sachsen und der „Mucker“ in Königsberg gehören zu den entsetzlichsten Verirrungen, von denen die Kirchengeschichte zu erzählen hat. Wie sehr aber auch diese schlimmsten Zutaten ihre speziellen Ursachen haben, so ist doch das Gesamtprinzip des modernen Separatismus erst durch die Orthodoxie ins Leben gerufen; und die dadurch der evangelischen Kirche verursachten Verluste sind vielleicht neben der Entfremdung der Gesamtgemeinde von der Kirche die fühlbarsten, weil sie ihr gerade die religiös angeregten Gemüter entziehen.

Der Inhalt der hier zusammengefaßten beiden Paragraphen ist bei dem Erscheinen der ersten Auflagen in allen damaligen Parteilagern gleich

Digitized by Google

sehr als einer der schärfsten Angriffe aufgefaßt worden, die bis dahin kirchengeschichtlich gegen die Alleinherrschaft der Orthodoxie geführt worden waren. Die Richtigkeit des damals entworfenen Bildes an sich dürfte zur Zeit wohl nirgends bestritten werden. Sogar die angegriffene Partei urteilt kaum mehr anders über die damalige Zeitlage, aus welcher sie — es sei dies gleich hier zu ihrem Ruhme gesagt — ebenso viel gelernt hat, wie wir dies von der liberalen Partei mit Bezug auf deren frühere (ebenso unleugbare) Einseitigkeiten darzulegen haben werden. Der Verfasser darf sich daher auch heute noch — mit der einen oben herausgehobenen Ausnahme — zu jeder der im Jahre 1867 gegebenen Ausführungen bekennen. Dieselben sind jedoch kein Hindernis dafür gewesen, daß er schon viele Jahre, und je länger, je mehr, sich nicht nur eines gesegneten Zusammenarbeitens mit unseren orthodoxen Kreisen erfreuen durfte, sondern auch eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses mit einer Reihe ihrer führenden Persönlichkeiten. Es könnte dies Manchem rätselhaft erscheinen, wo doch die damalige Urteilsweise, nach wie vor, durchaus aufrecht erhalten werden mußte. Die Lösung des Rätsels liegt jedoch darin, daß der Angriff auf die durch die Revolution zur Alleinherrschaft gelangte Partei sich nicht gegen die religiösen Anschauungen der Orthodoxie richtete, sondern einfach gegen ihre Alleinherrschaft, gegen ihre Ausschließlichkeit gegenüber den anderen ebenso geschichtlich erwachsenen und zur gegenseitigen Ergänzung bestimmten Richtungen.

In dieser Ausschließlichkeit, in diesem, wo er sich auch finde, überall gleich unprotestantischen Infallibilismus sind alle die Alleinherrschaft anstrebenden Tendenzen blutsverwandt untereinander. Die alte Orthodoxie, der alte Pietismus, der alte Rationalismus gaben einander darin nichts nach. Erst im Laufe der Jahrhunderte hat die Erfahrung gezeigt, das sie alle nur ein Stück der Wahrheit zu erkennen, nur ein Stück der Weissagung zu erfüllen vermochten, daß sie eben deshalb aber zu jener gegenseitigen Ergänzung bestimmt waren. Es war Schleiermacher, in welchem sich von dem Mutterschoß der Brüdergemeinde aus zum ersten Male die wechselseitige Ergänzung und Befruchtung vollzogen hat. Durch was für Faktoren dieser mit der national-religiösen Erweckung aufs engste verbundene Prozeß ins Stocken geriet, haben uns die beiden bereits im Vorhergehenden geschilderten Perioden in steigendem Maße gezeigt. Erst durch die Revolution aber ist die Rückkehr zur alten Ausschließlichkeit der Orthodoxie in der Tat zur Alleinherrschaft gelangt.

Dabei hat es sich aber auch diesmal wieder um den gleichen, von der staatlichen Bureaukratie geübten Einfluß auf die Kirche gehandelt, der auch die früheren staatstheologischen Anstalten beherrschte. Ob diese Staatstheologie rationalistisch war, oder orthodox, ob pietistisch, oder, wie

Digitized by Google

das heutige Modewort lautet, modern, ist im Grunde untergeordnet gegenüber dem — allen derartig künstlich emporgehobenen Tendenzen gemeinsamen — Infallibilismus. Die Jenaer Prorektoratsrede über Infallibilismus und Geschichtsforschung*) hat daher auch innerhalb des Protestantismus die beiden gleich infallibilistischen Extreme einander ebenso gegenüberstellen müssen, wie innerhalb des Katholizismus.

---

§ 25.

Die Gesangbuchswirren.

Der traurigste Kontrast zwischen der Zeit der nationalen religiösen Erweckung und der durch die Revolution zum Sieg gelangten Reaktion liegt unzweifelhaft darin, daß nunmehr auch die höchsten „Gnadengaben" jener früheren Periode zur Schädigung des kirchlichen Lebens haben dienen müssen. Von nichts gilt dies so sehr als von dem Christuslied und dem Kirchenlied überhaupt. Eine Einzelkirche nach der anderen hat nämlich jetzt ihre Gesangbuchsstreitigkeiten bekommen. Es gibt wenig Dinge, von welchen die Kirchenzeitungen Jahr um Jahr so erfüllt waren, und zwar mit gleicher Leidenschaftlichkeit hüben und drüben. Sogar die politische Presse, so wenig Teilnahme sie sonst für die evangelisch-kirchlichen Fragen betätigte, warf sich mit Eifer darauf, Auszüge aus allen den Geschmacklosigkeiten zu bringen, welche der Gemeinde neu aufgezwängt werden sollten.

Von Fall zu Fall drängt sich die gegensätzliche Parallele auf zwischen den Schauerbildern, welche in dem Anfang der Restauration von den — zwar oft ebenfalls geschmacklosen, aber ernst frommen und in der Gemeinde beliebten — Gesangbüchern der Aufklärungszeit entworfen worden sind, und dem Hohn und Haß, den jetzt die neuen Geschmacklosigkeiten erweckten. Die Parallele zwischen beiden „Moden" läßt sich sogar noch weiter durchführen. Beide Male sind der armen Gemeinde von den staatskirchlichen Machthabern die Lieder, an denen sie sich par ordre du moufti erbauen sollte, oktroyiert, ohne daß nach den in der Gemeinde selbst vorhandenen Bedürfnissen gefragt wurde. Mit den durch die neuen Bücher verdrängten älteren aber ist ein unermeßlicher Segen weggenommen worden. Ich wage die Behauptung, daß das schlechteste Gesangbuch, in welchem sich die Greise erbauen und zu welchem in den Nöten des Lebens die schlichten

*) Abgedruckt: Theol. Einzelschule, I, S. 171—200.

Digitized by Google

Leute ganz anders flüchten als zu dem viel zu dicken und viel zu wenig übersichtlichen Bibelbuch, einen reicheren Segen in sich tragen, als die schönsten, die an ihre Stelle gesetzt werden, aber sich niemals in gleicher Weise einbürgern können. Wenn ich diesem Satze eine so persönliche Wendung gebe, so beruht dies darauf, daß die alten Bücher, an denen Vater und Mutter sich in ihrer Jugend erbauten, noch heute ein Familienheiligtum sind. Auch das nachmalige rheinische Gesangbuch, das nunmehr auch einer neuen Mode hat weichen müssen, in dem ich aber den Fundort der aufgesuchten Lieder sozusagen im Griff hatte, wird bis zu meinem Ende im Gemeindekultus mir fehlen. Haben denn unsere uniformierenden Hierarchen so gar keine Ahnung davon, was dem Freiherrn vom Stein sein altes Gesangbuch gewesen ist?

Für die Erbitterung, welche die Gesangbuchsreaktion in der Laienwelt weckte, sei wenigstens ein einzelnes Beispiel herausgegriffen: die Parodie des berüchtigten „Rabenaas"-Liedes, das zumal von den der päpstlichen Politik dienenden Blättern eifrig kolportiert und zur Verhöhnung der lutherischen Rechtfertigungslehre verwertet wurde.

Es gibt wenig Ausschnitte aus der auf Satire, Parodie, Travestie bezüglichen kulturgeschichtlichen Literatur, welche ein so allgemeines Interesse beanspruchen können, als die Forschungen D. Hoffmanns in Breslau über den Ursprung dieses Liedes, welches regelmäßig auf dieses oder jenes alte Gesangbuch zurückgeführt wurde, sich aber in keinem derselben hat auffinden lassen. Daß wir heute ein gesichertes Ergebnis über den satirischen Charakter desselben haben, wurde nur durch die gleiche Akribie der Untersuchung ermöglicht, welche der (ein völlig neues Gebiet für die Dogmengeschichte und Symbolik erobernden) Hoffmannschen Monographie über die „fides implicita" ihren eigentümlichen Charakter aufgedrückt hat. Ihm erst ist der unwiderlegliche Nachweis gelungen, daß der Ursprung des Liedes in der Bewegung der protestantischen Freunde zu suchen ist.*) Die „schlesischen Provinzialblätter" von 1840 sind der älteste Fundort. Der Literat W. Wolf hat den Spottvers in dieselben eingeschmuggelt; höchst wahrscheinlich ist er selbst der Verfasser.

*) Die Verwertung der negativ-kritischen Angriffe gegen die evangelische Kirche seitens der jesuitischen Tendenz im römischen Katholizismus wird in alle Zukunft die gleiche bleiben. Für dieses zukünftige Ausspielen des Liedes vom „Rabenaas" dürfte es daher angezeigt sein, die genauen Citate der Hoffmannschen Aufsätze hier anzuschließen. Sie finden sich im „Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens" (Oskar Heinze, Liegnitz) Band VI, Heft 1 (1898) „Die Rabenaasstrophe"; Band VI, Heft 2 (1899) „Nachlese zur Rabenaasstrophe"; Band VIII, Heft 2 (1903) „Nochmals die Rabenaasstrophe" und sind auch als Sonderabdrucke erschienen.

Digitized by Google

Der Ekel und Widerwille gegen die von der kirchlichen Reaktion den Gemeinden aufgezwungenen, in ihnen aber längst vor dem feineren ästhetischen Empfinden dahingefallenen „altkirchlichen Formen“ hat den Verfasser der Satire geleitet. Im Laufe der Jahrzehnte sind dieser Ekel und Widerwille in immer weitere Kreise gedrungen. Je mehr die sprachlich überwundenen Geschmacklosigkeiten als Zeugnisse „entschiedener Gläubigkeit“ gelten sollten, um so mehr ist die Gemeinde aus der Kirche herausgetrieben. Was hat nicht allein die Strophe „Ich bin ein Scheusal ohne dich“ aus dem neuhannoverschen Gesangbuch auf dem Gewissen! Und man fragt sich vergeblich, was mit der gewaltsamen Einführung dieses auf die Spitze getriebenen Wühlens im Sündengefühl einerseits, was andererseits mit Hengstenbergs Spott über das „Befiehl du deine Wege-Christentum“ für die Religion im Leben gewonnen werden konnte.

Der parodistischen Verspottung der von dem neuen König in Preußen begünstigten Mode durch die (gerade seit dem Jahre 1840 sich zusammenscharende) kirchliche Oppositionspartei ist nachmals — nachdem inzwischen eine Provinzialkirche nach der anderen in Mitleidenschaft gezogen war — eine gründliche wissenschaftliche Bekämpfung gefolgt. Sie ist obenan der gesunden Naturanlage Ritschls zu danken, die besonders durch die süßlichen Spielereien mit dem bräutlichen Verhältnis der Seele zu ihrem Heiland ebenso angewidert worden war,*) wie jener alte Parodist. Wo er nur konnte, hat Ritschl diesen Unfug mit seinem schärfsten Spotte bekämpft. Er hat allerdings auch in dieser Polemik (die ja nur ein kleiner Bruchteil dessen war, was er gegen den gesamten Pietismus auf dem Herzen hatte) kein Maß gehalten, und wir mußten ihm daher auch in diesem Bande des Handbuchs entgegentreten. Das nimmt aber nicht weg, daß der Verfasser gerade in dieser Frage ihm besonders dankbar für die von ihm erhaltene Anregung bleibt. Es ist dieselbe Anregung, die mich an dieser Stelle die (schon in früherem Zusammenhang begonnene) Kontroverse mit Wilhelm Baur wieder aufnehmen läßt.**) Denn gerade weil derselbe durch seine persönliche und amtliche Autorität in Hessen wie in Hamburg, in Berlin wie in Coblenz für viele bestimmend gewesen ist, scheint es besonders angezeigt, die von ihm in der Gesangbuchsfrage vertretenen restaurativen Tendenzen durch seine Selbstcharakteristik etwas genauer zu kennzeichnen, als es die gegnerischen Angriffe auf diese oder jene Einzelheit vermögen.

Wilhelm Baurs Urteil über die rationalistischen Gesangbücher ist schon in früherem Zusammenhange erwähnt. Er kann uns also auch — in ganz anderer Weise als die Gegner seiner Auffassung — als ein zweifellos berufener Zeuge dienen über das, was an die Stelle derselben

*) Vgl. oben S. 35. **) Vgl. ebenfalls S. 35.

Digitized by Google

gesetzt werden sollte, und mit welchen Mitteln. Er erzählt darüber aus eigener Erinnerung in seinem biographischen Abriß*) über den ausgezeichneten Volksschriftsteller O. Glaubrecht (W. Öser). Es ist hier speziell die Rede von der Gesangbuchskommission, welche im Sommer 1855 in Darmstadt tagte, und welcher Baur und Öser beide angehörten. Der der Kommission vorgelegte Entwurf stammte von dem verdienstvollen Direktor des Friedberger Predigerseminars, D. Schwabe. Hören wir aber nun einfach wörtlich, was Baur über dessen Entwurf und die von Öser und ihm daran angebrachten Veränderungen sagt (S. 309)!

„Der Verfasser des Entwurfs hatte die Hauptarbeit getan und hatte dabei ausgezeichnete Kunde auf dem Gebiete des Kirchenliedes bewiesen. Er war ein Mann von feinem, aber nicht gerade volkstümlichem Geschmack. Bei der Verhandlung zeigte sich oft die Neigung, Strophen mit stark ausgeprägter Lehre zu streichen, stilistische Härten zu glätten, lebhaft sinnliche, weil dichterische Ausdrücke zu vergeistigen. Dadurch geriet das Lied in Gefahr, an volkstümlicher Kraft, an kirchlichem Ton und an treuherziger Einfalt geschädigt zu werden. Alle diese Eigenschaften zu schätzen, war Öser der rechte Mann. Er war im Kirchenlied in bewundernswerter Weise zu Haus — nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Christ. . . . Ich hatte das Glück, in Öser den älteren, erfahreneren und würdigeren Vertreter meiner eigenen Gedanken zu finden, und wir beide hielten fest zusammen."

Deutlicher kann es schwerlich von den bittersten Gegnern gekennzeichnet werden, worauf es den Vertretern dieses Standpunktes persönlich ankam. Oder erscheinen hier nicht geradezu als Kriterien der echten Gläubigkeit die „Strophen mit stark ausgeprägter Lehre", die „stilistischen Härten", die lebhaft-sinnlichen, weil dichterischen Ausdrücke"? Und was die Herren „volkstümliche Kraft, kirchlichen Ton, treuherzige Einfalt" nannten, waren das nicht gerade die gleichen Dinge, welche die an der Sprache unserer Klassiker gebildete Gemeinde aus der Kirche heraustreiben mußten? Bezeichnender aber noch ist der mit dem Glaubensgericht über die Rationalisten verbundene, geradezu erschreckende Fanatismus. Die BriefeÖsers an Baur, die letzterer mitteilt, werden doch gewiß als echte Selbstzeugnisse gelten dürfen. Da schreibt Öser im Juni 1857:

Das Rationalistengeschmeiß, das so lange wartete, bis der strebsame Glaube dem Pöbel mißfiel und dann ausrief: Neues Gesangbuch, Herr Vetter! Mir machts eine Gänsehaut, wenn ich daran denke, daß die Diana in Ephesus in Mißkredit kommen sollte! Haben Sie nichts gehört von Hannover und der Pfalz? Mich schaudertś!

Wie hier „das Rationalistengeschmeiß", so spielt „der feige Rationalismus" mit seiner „Gleißnerei" seine Rolle in dem noch etwas späteren Briefe aus dem Jahre 1859:

*) Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes, 1887, S. 301—332.

Digitized by Google

Ach ja, wir verstehen uns und haben uns schon verstanden, als der erste Akt der babylonischen Sprachverwirrung, die Gesangbuchskommission, ihre Sitzung hielt. . . . . Dann haben wir uns zum dritten Male verstanden darin, daß Sie mit mir Ihren Namen unter das Bittgesuch setzten, mit dem Sie ebensowenig einverstanden waren, als ich es bin. Aber wir beide „Verständigen“ unterschrieben, weil wir dachten: Frisch auf die Zäune, dann trocknen die Windeln! Aber was ist aus diesen Windeln gemacht worden, und wird noch daraus gemacht! Totenhemden für die Union! Leichentücher für den religiös kirchlichen Fortschritt! Und der feige Rationalismus hat gar Nasen- und Thränentücher für seine Gleißnerei daraus gemacht.

Unser Bericht wäre aber trotz alledem unvollständig, wenn wir nicht Baurs Erzählung über das Scheitern ihrer Pläne vom Jahre 1855 damit verbänden (S. 310—11):

Im Oktober hatten wir unser Werk vollbracht — und zu den Akten gelegt. Die Verflechtung des Kirchenregiments mit der Regierung des Staates hat sich nie verhängnisvoller gezeigt, als in dem Hessen-Darmstädtischen Gesangbuchsjammer. Ein schlechteres Gesangbuch als das in Gebrauch befindliche konnte sich auf dem weiten Gebiete, auf welchem der Rationalismus sich als Vandalismus bewiesen, nicht finden als das Darmstädtische. Die Gesangbuchsnot war zugestanden, denn die meisten Kernlieder fehlten; die man beibehalten hatte, waren gräßlich verstümmelt, und eine Wasserflut neu gedichteter ließ man sich frei ergießen. Mit der Anwendung von viel Geld und Fleiß und Kenntnis war nun ein neues Buch geschaffen. Die kirchliche Behörde mochte im ganzen ihre herzliche Freude daran haben. Warum hat es denn die Gemeinde nicht bekommen? Wir sagten uns: weil die Gesangbuchsbewegungen in Hannover und in der Pfalz dem Minister v. Dalwigk Angst eingejagt.

Wie tief sind doch die beiden persönlich so überzeugungstreuen Männer in die Vergewaltigungssucht der fünfziger Jahre eingetaucht gewesen! Trotzdem wird kein wirklich unbefangener Historiker über dieser Einwirkung des Zeitgeistes auf die Einzelnen ihre persönlichen Verdienste vergessen. Wilhelm Baur hat als rheinischer Generalsuperintendent gerade bei denjenigen, welche dem der rheinischen Kirche von Berlin aus aufgedrängten „Oberhirten“ mißtrauisch gegenüberstanden, sich eine Achtung erworben, die etwas schwerer wiegen dürfte, als der von der Berliner „Hof- und Domgemeinde“ den von der Tagesmode emporgetragenen Rednern gespendete Beifall. Die prächtigen Volksschriften von Glaubrecht aber (ich erinnere hier nur an „der Kalendermann vom Veitsberg“, „die Schreckensjahre von Lindheim“, „Zinzendorf in der Wetterau“, „der Zigeuner“, „das Heidehaus“, „ein böses Jahr“, „die Heimatlosen“) gehören zu den unvergänglichen Schätzen des christlichen Volkslebens. Aber ist es nicht gerade darum für die Folgen des unduldsamen Eiferergeistes der Reaktionszeit doppelt charakteristisch, wenn Baur über den Ausgang von Ösers Leben bezeugen muß, daß „seine Stimmung immer trauriger wurde“ (S. 131)?

Wir durften dieser Kontroverse mit Wilhelm Baur, dem der Verfasser persönlich ein ähnlich warmes Andenken bewahren darf wie seinem Bruder

Digitized by Google

Gustav Baur, um so weniger aus dem Wege gehen, weil die Differenz in dem Einzelpunkt auf einer allgemeineren beruht.

Das Hauptwerk Wilhelm Baurs, welches schon oben in § 3 ebensosehr als bekannt vorausgesetzt wie der Kritik unterzogen werden mußte, sind und bleiben W. Baurs „Bilder aus dem religiösen Leben seit den Befreiungskriegen". Sein älterer Bruder G. Baur (zuletzt Professor in Leipzig) ist in dem Schlußparagraphen (32) der Geschichte der Theologie (Die gegenseitige Ergänzung der verschiedenen theologischen Disziplinen S. 592) als ein typischer Vertreter des (nur auf die innerlich demütigen und von aller Marktschreierei freien Naturen zurückzuführenden) Fortschritts der praktischen Theologie gekennzeichnet. Der jüngere Bruder teilte mit ihm die hohe Begabung, hat in jeder neuen Stellung einen steigenden Einfluß auf das kirchliche Leben gewonnen, sich auch (wie schon früher angedeutet wurde) gleich den edleren Vertretern des Pietismus überhaupt mit den Jahren zu einem freieren Aussichtspunkt aufgeschwungen. Aber der Ausgangspunkt seiner umfassenden literarischen Tätigkeit ist eben doch ein einseitig pietistischer, der sein Urteil über andere Arten der christlichen Frömmigkeit mannigfach getrübt hat.

In Verbindung mit seiner speziellen Stellung zur Gesangbuchsfrage darf übrigens nicht übersehen werden, daß die erste Arbeit des jungen Kandidaten der Ph. Wackernagelschen Ausgabe von Luthers geistlichen Liedern (mit den Randzeichnungen von G. König, welche den Ruf des letzteren als des „Lutherkönig" begründeten) gegolten hat. Er hat alsbald in der „Allgemeinen (Darmstädter) Kirchenzeitung" diesem Eindruck auch Ausdruck gegeben, ist auch noch kurz vor seinem Tode in den Lebenserinnerungen seines Aufsatzes in der Christoterpe „Wie ich zum Glauben kam" darauf zurückgekommen. Wenige haben es so wie er verstanden, den eigenen religiösen Empfindungen den schönsten Ausdruck zu verleihen. Das nimmt aber nicht weg, daß der von Baur bekämpfte Rationalismus auch solche Eigenschaften gehabt hat, für deren Verständnis er kein Organ hatte.

Die Einzelgeschichte der von Baur erwähnten hannoverschen und pfälzischen, ebenso der schlesischen und der zahlreichen anderen Gesangbuchswirren muß in den gleichzeitigen Kirchenzeitungen studiert werden. Uns kann es hier nur um die für die Zeitgeschichte symptomatischen Charakterzüge derselben zu tun sein. Denn diese sind überall die gleichen gewesen. Aber die Übertreibungen der Reaktionszeit dürfen an dem der Kirche anvertrauten Schatze selber nicht irre machen. Um so lieber blicken wir daher von jenen Wirren noch einmal rückwärts auf die hervorragenden Persönlichkeiten, welche den von der neueren Dichtung selbst ausgehenden Anstoß auf das wissenschaftliche Gebiet übertrugen. E. M. Arndt (mit der

Digitized by Google

kernigen Schrift „Vom Wort und vom Kirchenlied“) und Hoffmann von Fallersleben mit seinem unermüdlichen Sammelfleiß stehen obenan, ihnen zur Seite die von dem anderen Brüderpaar Grimm angeregten Brüder Wilhelm und Philipp Wackernagel. Daran reihen sich einerseits die in dem Mutzellschen Handbuch zusammengestellten geistlichen Lieder der schlesischen Dichter aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1856), andererseits die vier Bände des großen Rambachschen Sammelwerkes (1817—1833), von welchen die beiden letzten den heiligen Gesang der Deutschen seit Klopfstocks und Gellerts Zeit vorführen. Auch Daniels „Evangelisches Kirchengesangbuch“ (Halle 1842) darf hier ebensowenig vergessen werden wie Layritz' „Kern des deutschen Kirchenliedes von Luther bis auf Gellert“ (Nördlingen 1844). Bald folgten Stips „Unverfälschter Liedersegen“ (1851) und Wieners „Geistliches Gesangbuch mit Singweisen“ (ebenfalls 1851). Das offizielle Schlußergebnis endlich war der von der Eisenacher kirchlichen Konferenz 1853 beschlossene „Entwurf eines Kirchengesangbuchs für das evangelische Deutschland“.

Wie gerne würden wir die gründliche Arbeit von Ph. Dietz über „die Restauration des evangelischen Kirchenliedes“ auch für die Zukunft zu Grunde gelegt sehen! Denn sie ist unentbehrlich als „Zusammenstellung der hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen auf hymnologischem Gebiete, namentlich dem Gebiete der Gesangbuchsliteratur seit dem Wiedererwachen des evangelischen Glaubenslebens in Deutschland“. Aber wie schon der Titel, so ist auch der Inhalt gutenteils von der Fiktion beherrscht, daß eine Veränderung des literarischen Geschmacks mit einem „Wiedererwachen des evangelischen Glaubenslebens“ identisch sein kann. Weder die Artikel der „Evangelischen Kirchenzeitung“, noch die ebenfalls im Einzelnen charakterisierten (10) polemischen Schriften gegen die alten Gesangbücher können Anspruch darauf machen, ein wirklich objektives Bild von den Gegensätzen in dieser Frage zu geben. Wer aber in der Spezialfrage ohnedem zu Hause ist, findet bei Dietz wenigstens eine feste Unterlage sowohl bei den (24) Privatversuchen neuer „gläubiger“ Gesangbücher (S. 154—359) wie bei der „kirchlich offiziellen Reform“ (S. 355—795).

Mit besonderer Freude jedoch knüpfen wir hier noch einmal an an die (schon in § 2 gestreifte) Fischersche Einleitung zu der dritten Auflage des Bunsenschen Gesangbuches. Denn es sind hier von dem in der ganzen Frage bewährtesten Fachmanne eine Reihe von Gesichtspunkten niedergelegt, welche mir für alle Leser ebenso fruchtbringend erscheinen, als sie es mir selber gewesen sind. Überdies bieten sie Gelegenheit, im Anschluß an das, was § 22 im dritten Bande über „Stahl und Bunsen“ bemerkte, die Stellung, welche dem Letzteren nicht nur in der Geschichte der Theologie, sondern auch speziell in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

zukommt, mit den Worten eines Anderen zu zeichnen. Wir stellen also gleich die Charakterzeichnung Bunsens selbst (S. V, VI) an die Spitze:

„Die Seele in Bunsens Pektoraltheologie war sein warmes, persönliches Glaubensverhältnis zu Christo als dem Erlöser. Hieraus erklärt sich die tiefe und verständnisvolle Liebe, die der große Staatsmann zeitlebens dem evangelischen Kirchenliede entgegengebracht hat, da dieses der reinste und unmittelbarste Ausdruck jenes Glaubenslebens ist. Noch in der Zeit jugendlicher Begeisterung führte ihn sein lebhaft auf geschichtliche Forschung gerichteter Sinn dem Kirchenliede zu. Sein Gesangbuch, dem er die frischeste Periode seines Lebens und seiner Kräfte gewidmet und bis ins Alter hinein das regste Interesse zugewendet hat, nennt er später „sein eigentliches Leib- und Lebensbuch". Auf jedem Blatte gibt dasselbe Zeugnis, wie hoch er von dem echten evangelischen Kirchenliede, seiner Einzigartigkeit, Schönheit und Herrlichkeit hielt. Er stellt sich nicht über dasselbe wie die meisternden Klüglinge, sondern behandelt es mit ehrerbietiger Scheu und zarter Rücksicht. Ganz fern lag ihm das oft hervortretende Streben des Liberalismus, die Kirchenlieder in Bezug auf ihr Bekenntnis einem examen rigorosum zu unterwerfen, ihre Dogmatik als „orthodox" oder gar „hyperorthodox" zu beanstanden und sie auf das Niveau der sogenannten Erzeugnisse moderner Wissenschaft herabdrücken zu wollen. Dazu war er zu sehr Christ und zu sehr Historiker, zu sehr Ästhetiker und Kunstkenner, zu tief durchdrungen von der Geistesmacht und Lebensfülle, die in diesen Liedern unter der Hülle schlichter Einfachheit sich bekundete. Ja gerade diejenigen Gesänge stehen ihm am höchsten, in welchen der christliche Glaube und die heilige Liebe am energischesten sich ausspricht: die Lieder des Bekenntnisses zu Christo, dem Sohne Gottes, und die Ergüsse warmer Liebe zu ihm, mögen sie immerhin das Gepräge des Pietismus tragen."

„Die Großartigkeit und Weite der Anlage zeigt sich namentlich in der Berücksichtigung der alten lateinischen Hymnen, die zum Teil in neuen Übersetzungen dargeboten werden, und der Gesänge der böhmischen Brüder, denen er mit besonderer Liebe nachgespürt hat. War sein Blick, wie billig, vorzugsweise auf die eigentliche Blütezeit des Kirchenliedes, das 16. und 17. Jahrhundert, gerichtet, so fehlt es ihm doch keineswegs an Sinn und Verständnis für das, was auch die neue Zeit von Gellert und Klopstock, und die neueste von E. M. Arndt und Novalis herab Echtes und Wertvolles an geistlichen Gesängen aufzuweisen hat. Ihm sind die einzelnen Lieder „die Blätter eines großen Gedichts, welches der Geist des christlichen Gesanges im Laufe von Jahrhunderten gedichtet. „Ja, es fehlt nicht an dem Versuche, ganz Neuem, wie dem bis dahin ungedruckten Liede „Wenn je du wieder zagst" von W. Hey durch seine gewichtige Stimme den Weg in die Gesangbücher zu bahnen."

Das in den zuletzt angeführten Worten niedergelegte Zeugnis Fischers darf einen um so höheren Wert beanspruchen, da Fischer in der Vorrede zu dieser 1881 erschienenen dritten Ausgabe von sich selber ausdrücklich bezeugt (S. IV, V): „Bunsen pflegt den Vertretern der freieren und freiesten theologischen Richtung beigezählt zu werden, während mein Standpunkt der kirchlich positive ist."

Bei der Wichtigkeit des Kirchenliedes für die gesamte Kirchengeschichte glauben wir deshalb auch noch einige jener weiteren Ausführungen nicht übergehen zu dürfen: „Das Verdienst, welches Bunsen durch seine Arbeit um das Kirchenlied sich erworben, ist so groß, daß sein Gesangbuch den

Digitized by Google

vollen Anspruch darauf hat, noch heute beachtet zu werden, und an der Lösung der hymnologischen Aufgaben mitzuwirken."

Diesem Zeugnis ist nochmals eine Bemerkung über den Unterschied des beiderseitigen Standpunktes angeschlossen: „So viel steht fest, daß Bunsen, so entschieden er auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie den Dissenters sich beigesellte, doch hinsichtlich der unmittelbaren Bezeugung des Glaubens immer in den Reihen der Christlich-Positiven gestanden und mit seinem Bekenntnis zu den Heilstatsachen des Christentums niemals zurückgehalten hat." Einschließlich der Nachwirkung auf die gesamte Folgezeit ist es somit zweifellos ein abschließendes Urteil, welches Fischer (S. XI) dahin gefällt hat: „Daß die Auswahl der Lieder bei Bunsen im ganzen vortrefflich ist, darf als allgemein zugestanden gelten. Bei seiner reichen Kenntnis des Liederschatzes vermochte er die ganze Fülle des Stoffes zu überschauen; sein Blick war weit und frei genug, das Kernhafte und Gediegene aus allen Epochen zusammenzufinden und es ohne engherzige Beschränktheit zu verwerten. Von Anfang an hat Bunsen nach dem „Ideale evangelischer Allgemeinheit" gestrebt."

Gerade die freudige Zustimmung, mit der wir hier in Fischers Fußtapfen gehen, läßt dann freilich zugleich eine kleine Korrektur als unumgänglich erscheinen. Fischer hat neben der ersten auch die zweite, 1846 im Verlag des Rauhen Hauses erschienene Auflage des „Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches" mit in Betracht gezogen. Er setzt sich dabei auseinander mit dem Urteil von Koch (in dessen Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges, 1852, VII, 39), wonach die in der ersten Auflage aufgestellten Kanones in der zweiten „noch eine mildere Anwendung" gefunden hätten, indem er der letzteren vielmehr das Bestreben vindiziert, „die Lieder hier und da im einzelnen ihrer Urgestalt noch näher zu bringen". Fischer beruft sich dabei auf den im Leben Bunsens (II, S. 230) veröffentlichten Brief vom 1. Juli 1842, der den Hymnologen Stip als Mitarbeiter bezeichnet, sowie auf das kurz vorher von Frau v. Bunsen gefällte Urteil: „Es muß zugestanden werden, daß die Weglassung vieler besonders beliebter Stücke der ersten Ausgabe und die Beibehaltung und Hinzufügung vieler anderer, welche als ultra-dogmatisch bezeichnet werden müssen, in der zweiten nicht in dem Geiste Bunsens geschehen war, welcher so innig der Union zugetan war." Diesem von ihm wörtlich zitierten Satze läßt nun aber Fischer die Bemerkung vorhergehen: „Die Verfasserin des Lebens Bunsens, oder, was man nicht unterscheiden kann, des Übersetzers und Herausgebers läßt den Gedanken durchblicken, daß „die Revision nicht im Sinne Bunsens bewirkt sei". Dem gegenüber sei hier nochmals (wie es in dem Leben Bunsens ausdrücklich geschehen ist) konstatiert, daß jeder Zusatz des Herausgebers als solcher bezeichnet

Digitized by Google

ist. In diesem Spezialfall handelt es sich also nicht um sein Urteil, sondern um die eigene Erinnerung von Frau von Bunsen selber.

Neben dem Verhältnis zwischen Bunsen und Stip muß aber auch dasjenige zu Hengstenberg hier mit berührt werden.

Bunsen hatte (ebenso wie Raumer) der „Evangelischen Kirchenzeitung" von Rom aus einen Aufsatz zur Gesangbuchsfrage zugesandt. Trotzdem ist sein eigenes Gesangbuch von derselben einfach ignoriert worden, während der beinahe gleichzeitig (1832) erschienene „Geistliche Liederschatz", der mit seinen 2020 alphabetisch geordneten Liedern direkt gegen das neue Berliner Gesangbuch Front machte, aufs wärmste begrüßt wurde. Die Biographie Hengstenbergs von Bachmann (die wir als ein in Zukunft unentbehrliches Quellenwerk gern bei diesem Anlaß heranziehen) sucht eine Reihe von Ursachen zusammen, wie das so gekommen, weshalb weder Raumer noch Schmieder über das Bunsensche Werk das Wort genommen. Ob nicht aber bei Hengstenberg selbst eine Vorahnung von dem „anderen Geist" in Bunsen mitsprach? Jedenfalls darf in diesem Umstand ein Prognostikon des späteren Gegensatzes erkannt werden.

Wie das Leben Bunsens, so ist auch dasjenige Rudolf Stiers in der Jugend wie im Alter mit der Gesangbuchsfrage verwoben. In der Zeit seines ersten sächsischen Pfarramts (in Frankleben bei Merseburg 1829 bis 1838) hat er dort einen Versuch gemacht, sein verbessertes Gesangbuch in der Gemeinde einzuführen. Das Konsistorium hat es untersagt, weil es „im Interesse des gemeinsamen kirchlichen Lebens liege, die Zahl der gebrauchten Gesangbücher nicht ohne Not zu vermehren". Dann hat er 1838 die schroffe Schrift über „die Gesangbuchsnot" geschrieben und ist ins Basler Missionshaus ausgewandert, wo er freilich ebensowenig heimisch wurde wie Tobias Beck. Läßt sich aber ein drastischeres Zeugnis denken für den seit 1848 in der preußischen Kirche eingetretenen Umschwung, als daß dasselbe sächsische Konsistorium dasselbe Gesangbuch, welches es 1835 nicht eingeführt sehen wollte, 1852 aufs wärmste empfahl? Der Parteistandpunkt drückt dies so aus, daß Stier „aller Abneigung der bureaukratisch befangenen Kirchenbehörde zum Trotz ein siegreicher Vorkämpfer und Reformator in dem verrotteten Gesangbuchswesen wurde". Der Geschichtskundige weiß, daß die „bureaukratisch befangene Kirchenbehörde" inzwischen eine von oben herab gründlich veränderte geworden war. Stier selber aber ist in seinen alten Tagen bei der Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung" kaum weniger in Ungnade gefallen wie Bunsen und wie der die Brücke zwischen Bunsen und Stier schlagende Richard Rothe.

Kehren wir aber nun nochmals zu Fischer zurück, um ihm nunmehr noch die allgemeinen Gesichtspunkte zu entnehmen, die auch uns bei der Charakteristik der „Gesangbuchswirren" geleitet haben! Wir erwähnten

Digitized by Google

bereits, wie er kaum verstehen zu können erklärt, was die rationalistische Ära „den Gemeinden zumuten konnte“. Dem gegenüber hebt sich sein zustimmendes Votum über die Selbstbeschränkung von Bunsens Plan um so bezeichnender ab (S. IX): „Bunsen war sich bewußt, für die Gemeinde zu arbeiten, aber er wußte auch, daß die christliche Gemeinde aus dem christlichen Hause, aus der Familie sich auferbaut. Der nächste und natürlichste Boden für die Wiedereinführung glaubenskräftiger Lieder war das Haus; von hier aus mußte der Segen über die Gemeinde sich ergießen.“

Die Verbindung von Hausgemeinde und Kirchengemeinde ist für Bunsen wie für Fischer die erste Stufe, von der aus „das geordnete Zusammenwirken der kirchlichen Behörden und der urteilsfähigen Gemeinde zu erstreben ist“. Auch Fischer nimmt von da aus die Definition (S. XIII) auf, welche das Kirchenlied für das „Gesamteigentum der evangelischen Gemeinde“ erklärt. Er ist sich wohl bewußt, daß, wenn man diesem Gedanken immer die verdiente Beachtung geschenkt hätte, der um die Behandlung des Kirchenliedes geführte Streit weniger erregt und heftig geworden wäre. Nachdrücklich beklagt er es, daß „dem einen Subjektivismus der andere sich gegenüberstellte, und des Änderns und Besserns kein Ende ist“ (S. XVI). Für die Zukunft aber verlangt er obenan „Selbstverleugung und Behutsamkeit in der Behandlung der Liedertexte“.

Die nachfolgende Gestaltung der staatskirchlichen Verhältnisse mit ihren aus der einen Provinzialkirche in die andere übertragenen Gesangbuchswirren gibt nur zu viel Anlaß dazu, es mit Fischer weiter zu beklagen, daß, „wenn auch im christlichen Sinne“, „unaufhörliche Änderungen“ statthatten; daß „der Unterschied zwischen den Forderungen der hymnologischen Wissenschaft und den praktischen Bedürfnissen der Kirche und kirchlichen Gemeinde vergessen wurde“. Die von der kirchlichen Bureaukratie verübte Oktroyierung der der Gemeinde fremden Texte steht in denkwürdiger Parallele zu der Kommandierung jener Puttkamerschen Orthographie, welche Konfusion über Konfusion angerichtet hat. In Frankreich hat die Akademie der Wissenschaften die Regeln aufgestellt, nach welchen die Druckereien sich richteten. Im neuen Deutschen Reich befahl ein einzelnes Ministerium eines einzelnen Staates die neue Schreibweise, während Fürst Bismarck dem Auswärtigen Amt die alte vorschrieb. Ist es mit den Entscheidungen der kirchlichen Bureaukratie über den Kopf der Gemeinde weg etwa anders gewesen?

Aber noch eine andere schon oben kurz angedeutete Parallele drängt sich dem rückschauenden Blicke immer aufs neue auf. Schon in der bereits in § 2 erwähnten Bevorwortung der neuen Ausgabe von Schumachers Liedern ist auf dieselbe verwiesen. Es heißt dort:

Digitized by Google

„Wer die schweren Verhängnisse kennt, welche die Einführung neuer Gesangbücher für das sittlich-religiöse Leben der Gemeinde heraufbeschwört, wird die sog. Verwässerung der rationalistischen und die sog. Repristination der restaurativen Periode in einer Beziehung in die gleiche Kategorie stellen müssen. Denn die einander ablösenden dogmatischen Schulen haben eine wie die andere der schlichten einfachen Christengemeinde ihre Ausdrucksweise aufzudrängen versucht, ohne zu bedenken, daß auch das schlechteste unserer Gesangbücher, welches die Greise und Greisinnen von Kind an begleitete, ihnen und damit zugleich ihren Kindern und Kindeskindern mehr bietet als das beste, welches den alten Weg ins Haus nicht mehr findet."

Es ist der gleiche Gedanke, welchem wir auch in diesem Paragraphen (S. 330 f.) noch einmal kräftigen Ausdruck verliehen haben. Aber die sich immer erneuernden „Gesangbuchswirren" nötigen förmlich dazu, ihn aufs Nachdrücklichste zu betonen. Denn erst wenn die jüngeren Geschlechter die rechte Lehre daraus ziehen, können sie zugleich dafür sorgen, daß „das neue Christuslied" der Gesamtkirche zu gute kommt. Es steht eben doch verheißungsvoll an der Schwelle des 20. wie des 19. Jahrhunderts, und nur Wenige ahnen, wie reich die evangelische Kirche dadurch innerlich geworden ist.

§ 26.

Die ins System gebrachte Verfolgung der Dissidenten.

Wenn die ernste Aufgabe, dem Selbstzersetzungsprozeß des kirchlichen Protestantismus von einer Phase zur anderen nachzugehen, allseitig gelöst werden soll, so darf der Beobachter sich nicht, wie es bis dahin die Regel ist, auf das offizielle kirchliche Gebiet beschränken. Denn neben den direkten Niederlagen und Verlusten der Kirche, neben der Zerklüftung der Gemeinde durch die Gesangbuchswirren, verlangt in der gleichen Zeit auch die Herausforderung der öffentlichen Meinung durch die Verfolgung der Dissidenten eine besondere Betrachtung.

Das System der staatlichen Bevorzugung derjenigen, welche sich selbst in arger Verkennung des Gleichnisses vom Pharisäer und Zöllner als die „Gläubigen" „absonderten", haben wir schon in den Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. kennen gelernt. Umfassender noch als mit Bezug auf die „protestantischen Freunde" ist das gleiche System mit Bezug

Digitized by Google

auf die Deutschkatholiken zur Anwendung gekommen. In der letzteren Beziehung ist es freilich nur die Weiterführung des systematischen Unterdrückens jeder deutschnationalen Bewegung im Katholizismus, wie wir es bei Wessenberg, bei Theiner, bei Spiegel, bei Hermes, bei Günther, bei Döllinger zur Genüge kennen gelernt haben. Der ernste Vorwurf, welchen mein Krefelder Vortrag gegen die protestantischen Urheber dieser verhängnisvollen Taktik erhoben hat, ist schon früher nicht viel anders durch Wolfgang Menzel begründet:

Ich habe immer lebhaft bedauert, daß Wessenberg, welcher ganz geeignet gewesen wäre, der katholischen Kirche Deutschlands ein mehr germanisches Kleid zu geben, von den Regierungen im Stiche gelassen wurde. Wie viel Sorgen und Widerwärtigkeiten hätten sich die Regierungen ersparen können, wenn sie damals das noch warme Eisen geschmiedet hätten. In jetzt kaum begreiflicher Fahrlässigkeit wiesen sie ihre besten Freunde im katholischen Klerus zurück, maßregelten die jungen Priester und schreckten sie unter das Joch Roms und der Jesuiten zurück, welche jetzt erst Terrain gewannen.

Die Schuld lag übrigens ganz allein am Fürsten Metternich, dem die süddeutschen Höfe und Ministerien als dem Protektor ihrer Viel- und Kleinstaaterei in allem, was er befahl, blind und sogar gegen ihre bessere Überzeugung folgten. Auf die Gefahr hin, dem Fürsten Metternich mißfällig zu sein, hätte es die badische Regierung im Vertrauen auf die öffentliche Meinung und die damalige Stimmung, wie sie in ganz Deutschland, auch im katholischen, vorherrschte, wohl wagen dürfen, für den edlen Wessenberg einzutreten. Es hätte ihr ewigen Ruhm erworben und die Schande von 1849 erspart.

Die Parallele in der bureaukratischen Behandlung der protestantischen und katholischen Reformbestrebungen braucht jedoch hier nicht weiter verfolgt zu werden. Zieht dieselbe sich doch im Grunde durch das ganze dritte Buch des zweiten Bandes hindurch. Aber es hat lange gedauert, bis das für beide Großkirchen gleich verhängnisvolle *πρῶτον ψεῦδος* erkannt wurde.

Derjenige, welcher in dieser Beziehung den meisten seiner Zeitgenossen vorausging, ist der Prinz von Preußen, der nachmalige erste deutsche Kaiser, gewesen. Daß mit dem „System" als solchem gebrochen wurde, ist das Werk der neuen Ära und obenan ihres Begründers gewesen. Der tendenziösen Geschichtsentstellung gegenüber, welche die vorbismarckische Zeit Wilhelms I. einfach aus der Geschichte streicht, ist es wenigstens kirchengeschichtlich umsomehr am Platze, an diese Seite des Beginns der Regierung des großen Kaisers zu erinnern.

Schon 1844 haben wir den Prinzen über dieses „System", das die Nation auffässig mache, klagen hören (vgl. oben S. 238 ff.). Er ist sich stets gleich geblieben, hat darum auch in den Revolutionstagen den Kopf nicht verloren gehabt. Wie wir in früherem Zusammenhange der Aufzeichnungen Wolfgang Menzels über die Haltung Friedrich Wilhelms IV. am 17. März 1848 gedachten, so muß es hier eingeschaltet werden, was

Digitized by Google

der vielseitig eingeweihte Mann von seiner gleichzeitigen Unterredung mit dem Prinzen erzählt:

Ich eilte nun auch zum Prinzen von Preußen, traf ihn nicht zu Hause und schrieb mich im Vorzimmer ein. Indem ich am Tiergarten entlang ging, kam mir der leere Wagen des Prinzen nachgefahren. Der intelligente Kutscher erkannte mich aus der kurzen Beschreibung, die ihm der Portier von mir gemacht hatte, und bat mich einzusteigen, denn der Prinz wünschte mich sogleich zu sprechen. Ich fuhr nun zurück und hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen, die mir unvergeßlich bleiben wird, weil sie in einer Zeit der höchsten politischen Aufregung stattfand, und der Prinz mich in seinem lebhaften Gespräch tief in seine Seele blicken ließ. Er stimmte übrigens ganz mit meinen Anträgen überein und versprach mir, sie seinem königlichen Bruder dringend zu empfehlen. Und zwar tat er dies noch im vollen Machtbewußtsein der preußischen Dynastie, denn der Tag der Schmach war noch nicht gekommen.

In der schon früher angeführten Unterredung des Jahres 1844 haben wir sogar noch als Bunsen Verteidiger der Maßregeln des Königs seinem Bruder gegenüber kennen gelernt. Nach Deutschland zurückgekehrt, hat Bunsen mit seinem Volk es empfinden gelernt, was für Deutschland die Übertragung der Religionsverfolgung in der Weise Ferdinands II. und Ludwigs XIV. auf evangelischen Boden besagte. Dies der Ursprung der flammenden „Zeichen der Zeit“: gleich sehr einer Weissagung wie einer Vorbereitung der „neuen Ära“.

Absichtlich haben wir zunächst die gegensätzlichen Prinzipien einander gegenübergestellt. Wenden wir uns denn nun aber zur Erzählung der Tatsachen!

Das polizeiliche Einschreiten gegen die freien Gemeinden hat mit der Sprengung des gemeinsam berufenen dritten Konzils der Deutschkatholiken und der dritten Tagsatzung der protestantischen Freigemeindler (am 23. Mai 1850 in Leipzig) begonnen. Es sollte hier eine Einigung der beiden — bis dahin getrennt nebeneinander hergehenden — Gemeindebildungen beschlossen werden. Etwa hundert deutschkatholische Gemeinden waren durch 46 Delegierte vertreten, neben ihnen 30 freie protestantische Gemeinden durch ihre bedeutendsten Wortführer (Uhlich, Wislicenus, Baltzer u. A.). Kaum aber hatten die Verhandlungen in Leipzig begonnen, so wurden die sogenannten „Ausländer“ verhaftet und des Landes verwiesen. Darauf sind die Abgeordneten von Leipzig nach Köthen gefahren, um hier ihre Beratungen fortzusetzen. Aber sie hatten kaum mit dem ersten Punkt der Tagesordnung begonnen, als ein Ministerialsekretär mit einem Polizeileutnant erschien und dem Präsidenten (Professor Wigard) mitteilte, daß er auf Grund von Depeschen der sächsischen und preußischen Regierung die Versammlung auflöse; es würden eventuell sofort alle Mittel gegen eine Fortführung der Verhandlungen ergriffen werden.

Es ist ein schönes Zeugnis für das besonnene Maßhalten Uhlichs,

Digitized by Google

daß er sogar dieser echten Kopie der jesuitischen Glaubensverfolgung gegenüber seine Ruhe bewahrt hat. Schon in einem noch in Köthen geschriebenen Aufruf hat er den gehässigen Vorgang ohne irgend eine der sonst in solchen Dingen üblichen deklamatorischen Phrasen geschildert. Das Gleiche gilt von dem Bericht darüber in dem 1855 erschienenen Stück Selbstbiographie (Zehn Jahre in Magdeburg, 1845—1855, Selbstverlag):

Als wir mit einer Sache Ernst machen wollten, die in unserem Statut vorgesehen war und in jeder religiösen Gemeinschaft gepflegt wird, nämlich mit der Verbindung vieler freier Gemeinden in und außerhalb Preußen, deutschkatholischer wie freier protestantischer, zu freier Besprechung und fortdauernder Gemeinschaft, als wir deshalb auch unsere Beauftragten nach Leipzig schickten, da wurde ich wie Sachse und Wislicenus dort ausgewiesen, und auch aus Köthen, als wir unsere Sitzung dorthin überpflanzten, sahen wir uns vertrieben. Meinem Sonntagsblatt sahe ich auf eine Zeit den Postvertrieb entzogen und mußte nach dem neuen Preßgesetz dritthalbtausend Taler Kaution stellen. Als wir uns mit einem kleineren Verbande freier Gemeinden begnügen wollten, nämlich aus unserer Provinz und dem eingeschlossenen Anhalt, und eine Konferenz auf den 17. September ansetzten, ward uns die polizeiliche Bescheinigung verweigert, und die herbeigekommenen Freunde mußten sich mit dem persönlichen Verkehr in Privathäusern begnügen.

Auch in seinem Sonntagsblatt hat Uhlich sich einfach mit denselben Worten, welche von Giordano Bruno überliefert worden sind, über das neue „Inquisitionsverfahren" ausgesprochen.

Die Erzählung Tschirns, der wir nunmehr in den Grundzügen folgen, weist überdies mit Recht darauf hin, daß in derselben Zeit, wo der Staat seine besten Bürger in dieser Weise verfolgte, den von auswärts hereinströmenden Jesuiten Tor und Tür geöffnet wurde. Das jüngste ausführliche Werk Duhrs über die Jesuitenmissionen dieser Jahre setzt den heutigen Leser in Stand, jene merkwürdigen Gleichzeitigkeiten auch im einzelnen zu verfolgen. Bei Köthen muß man dabei unwillkürlich auch jener früheren Zeit gedenken, in welcher der nachmalige Jesuitengeneral Beckx durch seine fürstlichen Beichtkinder die evangelische Landeskirche terrorisierte. Auch in dem benachbarten Dessau ist die Regierung völlig in jesuitischen Bahnen gegangen. Der Ministerialerlaß vom 8. März 1852 hat den „religionslosen" Freigemeindlern wegen mangelnder „Garantie moralischer Zuverlässigkeit und Treue" die Teilnahme an politischen und bürgerlichen Rechten, Staats- und Kommunalämtern, sowie die Zulassung zum Eide verboten. Die Vorladung der in die Listen der Gemeinde eingetragenen Personen durch die Kreisdirektoren in Dessau, Köthen und Zerbst und die denselben dabei gestellten Fragen sind mit Recht mit der bekannten Schilderung des bithynischen Statthalters Plinius über die Christenverfolgungen im Anfange des zweiten Jahrhunderts verglichen. „Sogar die Einteilung jenes Dessauer Fragesystems kommt bei den von Plinius berichteten Antworten der Christen ähnlich zum Vorschein, nur daß die de-

Digitized by Google

nunzierten Personen dort sämtlich ihren gegenwärtigen oder früheren Glauben verleugneten, die Dessauer Freigemeindler dagegen nicht". Am offenkundigsten ist jedoch das jesuitische Vorbild wohl in Rudolstadt nachgeahmt worden. Der mehrere Jahrzehnte hindurch herrschende Staatsminister von Bertrab hat sich sogar nicht entblödet, die schmutzigen Schmähschriften des Konvertiten Ludwig Clarus (man denke nur an seine „Literarische Hasenjagd") in dem damals so gut wie ausschließlich evangelischen Lande zu kolportieren. Seitdem ist Rudolstadt bekanntlich ein Zentrum der Propaganda, besonders durch die „ambulatorische Krankenpflege", geworden. Die Indiskretionen des Bischofs Martin über einen evangelischen Hof und seine Hofgeistlichen beziehen sich ebenfalls auf Rudolstadt.

Von keiner Periode gilt es aber überhaupt so sehr, als von derjenigen der durch die Revolution hervorgerufenen Reaktionszuckungen, daß beständig auf die „Zeichen der Zeit" sowohl in beiden Großkirchen wie in den kleineren Gruppen nebeneinander geachtet werden muß. Es ist das große Verdienst der jenen Titel tragenden Bunsenschen Schrift, zuerst für diese interkonfessionelle Betrachtung die Wege geebnet zu haben. Geht sie doch aus von dem Vergleich zwischen Ketteler und Stahl in ihrer durchaus gleichartigen Stellung zum Toleranzgedanken. Drastischer noch ist die Haltung der Brüder v. Gerlach in denselben Jahren gewesen.

Am bezeichnendsten erscheint jedoch die Regierung echter Jesuitenschüler in durchaus evangelischen Gegenden. Wie Herr v. Bertrab in Rudolstadt, so hat Herr von der Linde in Hessen (der gleiche, dessen Schleichwege Bismarck im Frankfurter Bundestag kennen lernte) auch in evangelischen Angelegenheiten die entscheidende Stimme gehabt. Es ist schon oben des gegen den verdienstvollen Gießener Professor Credner erregten Sturmes gedacht. Die jugendlichen Gegner unter den (von ihren im Kettelerschen Geleise wandelnden Patronen abhängigen) Pfarrern sind wenigstens offen mit ihren Personen hervorgetreten. Hinter den Kulissen aber hat Herr von der Linde als Kanzler der für die Lutheraner Hessens begründeten Universität Gießen die Fäden gewoben. Es ist ein recht eigentliches Martyrium, welches Credners Kollege Baldensperger von dem Leben seines Vorgängers entworfen hat. Was in Universitätsakten niedergelegt ist, läßt sich gewohnheitsmäßig erst für eine folgende Generation verwerten. Der Verfasser benutzt daher gerne diese Gelegenheit, die für die Geschichte der Theologie hochbedeutsame Baldenspergersche Schrift auch hier (vgl. oben S. 320) in Erinnerung zu rufen.

Kehren wir aber von diesem Seitenblick auf die eigentlichen Urheber des Verfolgungsgeistes zu den in den Jahren 1850—59 in erster Reihe von demselben betroffenen freien Gemeinden zurück! Die Bedrückung derselben ist nämlich in dem katholischen Bayern noch viel systematischer

Digitized by Google

durchgeführt worden, als von den Pseudo-Protestanten in Sachsen und Preußen. Der Deutschkatholizismus war in Bayern von Anfang an mit allen der Bureaukratie zur Verfügung stehenden Mitteln verfolgt worden. Dann sind die Märzerrungenschaften nach der Thronentsagung Ludwigs I. für kurze Zeit auch ihm zu Gute gekommen. In kurzer Frist hatte sich in München eine große Gemeinde gebildet (Oktober 1848), in welcher es an Professoren und anderen Gelehrten, an Künstlern und höheren Beamten so wenig fehlte wie im Jahre 1871 bei den Döllinger-Adressen. An der Spitze standen Professor Kreußler und Prediger Schell. Im folgenden Monat begannen auch in Bayern die Rongeschen Triumphzüge. So ganz unbedeutend, wie man ihn heute zu nennen pflegt, kann der Mann doch nicht gewesen sein, sonst hätte der geistig so hervorragende Oberbürgermeister Ohly in Darmstadt sich nicht auch in späteren Jahren als Freund zu ihm bekannt. Aber eine wirklich leitende Persönlichkeit ist Ronge allerdings nirgends gewesen. Dafür hat es jedoch sowohl in Nürnberg und anderen seit dem Beginn des Jahrhunderts bayerisch gewordenen Städten, wie in der Pfalz, durchaus nicht an anderen führenden Männern gefehlt. Das gleiche gilt von Offenbach in Hessen, dessen Vertreter (Kerler) auf dem Konzil von 1850 erklärte: „Ich halte es für eine Ehrensache, den geschichtlichen Deutschkatholizismus weiter zu führen, ihm seine eigentümliche allmähliche Entwicklung zu wahren. Darum stimme ich gegen die Union auf der vorliegenden Grundlage, die den Deutschkatholizismus geradezu verleugnet, beseitigt."

Die Sprengung der Leipzig-Köthener Konferenz gab alsbald auch für Süddeutschland die Losung. Gleich nach seiner Rückkehr von Köthen wurde Prediger Schell in München ausgewiesen, Professor Kreußler seines Amtes entsetzt. Den Nürnberger Prediger traf das gleiche Geschick wie den Münchener. Den Beamten wurde einfach die Wahl zwischen Entlassung aus dem Amt oder Rücktritt von der Gemeinde gelassen. Im November 1852 ist dann die Ministerialverfügung erschienen, welche den sämtlichen Gemeinden den Charakter als Religionsgemeinschaft absprach. Sogar die Frauenvereine wurden verboten, ja die Kinder mit Gewalt in den römisch-katholischen Religionsunterricht gebracht. Die sich jedes Jahr häufenden Anklagen und Verurteilungen zu Geld- und Freiheitsstrafen aber haben sich bald von dem einen deutschen Staate auf den anderen ausgedehnt.

Die jetzige Reichshauptstadt ist bereits damals der Mittelpunkt aller der Maßnahmen gewesen, welche die Annahme des sogenannten Toleranzantrags des Zentrums auch für die Zukunft für die „Dissidenten" in Aussicht stellen würde. Einer sechsjährigen amtlichen Tätigkeit ungeachtet ist der Prediger Brauner am 5. September 1851 aus Berlin ausgewiesen. An seine Stelle trat Prediger Erdmann, der zunächst die Konfirmanden

Digitized by Google

seines Vorgängers in seinen Unterricht übernahm. Am 5. Oktober 1851 sollte die Konfirmation stattfinden. Trotz des Sonntags wurden in der Nähe der Festhalle lärmende Arbeiten in derselben demonstrativen Art ausgeführt, wie sie die „Frömmigkeit" am Niederrhein von jeher mit Vorliebe auf den Karfreitag verlegt hat. Als Erdmann mit kurzen Worten seines Vorgängers gedachte, wurde die Versammlung — also die Angehörigen der Konfirmanden mit diesen selber — polizeilich aufgelöst. Wir entnehmen einer näheren Schilderung dieses Vorgangs noch die folgenden Besonderheiten: „Am Eingang waren Polizisten aufgestellt, welche kurz vor Beginn der Feier ferner Eintretende zurückwiesen. Unterhalb des Raumes (der Tonhalle) wurden mittlerweile ungeachtet der Sonntagsruhe Gasröhren repariert und die Arbeiter ermuntert, sich ja nicht stören zu lassen. In der Nähe stand weitere Polizei, ja Militär bereit." . . . „Unsägliche Verwirrung und das laute Wehklagen der Kinder mischte sich mit dem Weichen der Menge, die nach Tausenden zählte und nicht im entferntesten daran gedacht hatte, daß man eine religiöse Versammlung auflösen und selbst die Einsegnung der Kinder nicht respektieren werde." Für die weitere Geschichte der Berliner Gemeinde müssen wir uns mit dem Hinweis auf die Spezialschrift von Bruno Wille und auf die biographische Skizze von Brauners weiterem Martyrium bei Tschirn (S. 58—62) begnügen. Aus der Fülle verwandter Tatsachen in anderen Städten greifen wir dagegen noch einige Vorkommnisse in Hirschberg und Königsberg heraus.

Viel zu wenig erinnert man sich heute, in der Zeit, wo das Zentrum für seinen Begriff von Toleranz nicht nur die sozialdemokratischen, sondern auch nationalsoziale Stimmen zu werben versteht (es sei in dieser Hinsicht nur an den jetzigen Abgeordneten v. Gerlach erinnert), der Grundsätze, von welchen das damalige (nachmals von dem Prinzen von Preußen an den Pranger gestellte) preußische Ministerium ausging. Es möge darum wenigstens noch an die herausfordernden Reden des Kultusministers von Raumer, zumal in dem Jahre 1852 erinnert werden.

Es war somit noch einmal ein richtiges „Reaktionssystem", dem nach kurzer Übergangsperiode gerade die deutsch-evangelische Kirche, obenan in Preußen, zum Opfer gefallen war. Um das sich stets gleich bleibende System als System zu verstehen, kann man auch heute nichts Besseres tun, als zu Tzschirners gleichnamigem Buch greifen. In der Schrift über den sächsischen Adel und den Protestantismus ist das (zu früh vergessene) Buch des Mannes, an dessen Sterbelager sich Hase über seine eigenen Ideale klar wurde, näher herangezogen. Aber gerade die Jetztzeit bedarf wieder einmal besonders der von Tzschirner im einzelnen vorgeführten warnenden Bilder: sowohl aus der Zeit der ersten Gegenreforma-

Digitized by Google

tion und der Restauration der Stuarts, wie aus der Metternichschen Ära. Glücklicherweise sind uns nun auch für das der Revolution von 1848 folgende Jahrzehnt, in welchem die Schüler Karl Ludwig Hallers von Berlin aus die evangelische Kirche in die Bahnen des Berner Renegaten zu ziehen versuchten, die intimen Quellen erschlossen.

Auch das „Reaktionssystem" darf nämlich nicht zunächst bei seinen Gegnern, sondern muß obenan bei seinen eigenen Vorkämpfern studiert werden. Dies der Grund, daß die schon mehrfach erwähnten Tagebücher der älteren Brüder von Gerlach in die oberste Reihe der Geschichtsquellen für die fünfziger Jahre gestellt werden müssen. Der General Leopold von Gerlach läßt sich psychologisch verstehen, der Appellationsgerichtspräsident Ludwig nur pathologisch. In Leopold haben wir es während seines ganzen Lebens mit einem ehrlichen Ehrenmann zu tun. Wohl hat schon vor der Revolution seine Einmischung in den Entscheid über die Beschlüsse der Generalsynode das schwere Verhängnis enthüllt, wenn das Los der Kirche von dem Generaladjutanten eines weltlichen Fürsten abhängt. Aber was in jener Zeit ein Einzelner in einem Einzelfall tat, hat seit der Niederwerfung der Revolution die sich selbst so nennende „Kamarilla" in ein folgerichtiges System gebracht. In der Reformationszeit waren es die fürstlichen Bekenner von Speyer und Augsburg gewesen, welche persönlich für ihren Glauben einstanden. In der neuen Reaktionszeit war es die „Kamarilla", welche die Leiter der Kirche noch mehr als diejenigen des Staates durch die hinter den Kulissen gesponnenen Drähte zu Marionetten zu machen verstand. Eben darum gewährt speziell der Einblick in die Tagebuchsaufzeichnungen des Generaladjutanten ein so hohes kirchengeschichtliches Interesse. Diejenigen von Ludwig bieten dagegen so gut wie ausschließlich pathologische Züge. Der sogenannt evangelische Jurist, welcher mit der hallischen Denunziation debutierte und als Appendix des Zentrums vom Schauplatz trat, ist für die Folgezeit dem Gericht Bismarcks und Treitschkes verfallen.

Die Stickluft, welche man in den Gerlachschen Tagebüchern einatmet, weicht alsbald einem erfrischenden Luftzug, wenn man sich von ihnen zu den Jugendbriefen Rudolf von Bennigsens wendet. Wir werden uns ihm später näher zuwenden müssen, wenn es sich um das Wechselverhältnis zwischen Nationalverein und Protestantenverein handelt. Aber schon hier muß es zu klarem Ausdruck gebracht werden, von wie tiefem religiösem Interesse der Mann beseelt war, welchen die große Masse nur als Politiker kennt. Schon der Jüngling hat einen klaren Einblick in den kryptopapistischen Charakter speziell der hannoverschen Reaktion. Zum Belege dafür ziehen wir einen Brief an seine Mutter vom Gründonnerstage 1852 (D. Revue, Oktober 1904) heran: „Ein Sohn von Dahlmann hat sich

Digitized by Google

mit Fräulein v. Duesberg aus Münster verlobt, die zu meiner Zeit in Osnabrück war, einer katholischen Nichte des preußischen ci-devant-Ministers, und wird einen katholischen Hausstand führen. Schämt sich denn der alte protestantische Kaisermacher nicht, seine Enkel katholischen Götzendienst treiben zu lassen! Wundern soll sich freilich niemand. „Tut Buße, kreuziget eure Vernunft und fallet vor uns nieder", predigen die Jesuiten schon am Rhein, in Münster, in Osnabrück. Das protestantische pietistische Gesindel, welches freilich der Kreuzigung der Vernunft überhoben bleibt, drängt sich zu ihren Predigten. Thiers fällt Montalembert in die Arme. Und der preußische Minister lächelt blödsinnig über die Niederlagen der Revolution und bereichert die Literatur mit albernen Gleichnissen und Noten, während die Kreuzzeitung lehrt, daß die Zeit erfüllt ist und die Rückkehr in den Schoß der einen, alleinseligmachenden Kirche kommt. Die Träume der Romantiker und die Phantasien von Radowitz erhalten Form und Wirklichkeit. In dem einen Jesuitenorden ist wieder mehr Wille und Kraft als in sämtlichen protestantischen Regierungen. In seinen größten Zeiten von 1600 hat er nicht mehr Tätigkeit entwickelt und Anhang geworben als eben jetzt. Was seine Macht nicht tut, bewirkt der entsetzliche Taumel und jene angstvolle Verblendung, die in einer Zeit, wo die Reiche zerfallen, die Kirchen sich auflösen, wo den Gesetzen die Furcht und dem Glauben die Hoffnung genommen ist, alle Menschen überwältigten, welche den festen Halt nicht in sich, sondern nur in äußeren Schranken und Mächten tragen."

Die dogmatischen Unterschiede von Katholizismus und Protestantismus treten völlig zurück, wo es sich um die Grundsätze der Inquisition und des Index handelt. Über die ins System gebrachte Verfolgung der Dissidenten hat daher auch der nachmalige bayerische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler, Fürst Chlodwig von Hohenlohe, von früh an nicht anders geurteilt als der Führer der Nationalliberalen. Wie bei Bennigsen, so scheinen uns darum gerade in diesem Zusammenhange auch bei Hohenlohe einige seiner eigenen brieflichen Äußerungen aus seinen jungen Jahren am Platze. In einem Briefe an seine Schwester Amalie, kurze Zeit vor seiner Verlobung, hat er seine Eindrücke von der Lektüre der Gervinusschen Schrift über „die Mission der Deutschkatholiken" niedergelegt:

Das Gervinus'sche Buch habe ich gelesen. Vieles ist mir aus der Seele geschrieben, besonders der Ekel vor allem Dogmatischen, der mir durch Traktätchen von Guftel bis zum höchsten Grade gesteigert worden ist. Sehr richtig ist auch, was er über Schleiermacher sagt. Allein in seine sanguinischen Hoffnungen kann ich nicht einstimmen, insbesondere darin nicht, daß er seine Hoffnungen auf solche Wasserschädel wie Ronge und Czersky verschwendet. Zwar würde ich mich auch über eine große, allgemeine christliche Kirche freuen, die das Christentum rein und erhaben erfaßte, ich glaube auch, daß so etwas möglich ist, ich bin aber darin entgegengesetzter Ansicht, daß

Digitized by Google

diese kirchliche oder religiöse Einigung vor der politischen möglich sei. Letzteres glaube und hoffe ich nicht. Der religiösen Einheit muß die politische vorangehen, wenn nicht eben durch das Streben nach religiöser Einheit ein Zustand herbeigeführt werden soll, der zum Gegenteil führt. Dieser unklare Satz sollte freilich noch weiter ausgeführt werden, doch hoffe ich, du verstehst ihn schon.

Ich kann mich übrigens, soviel ich mir in letzter Zeit habe vorlügen wollen, in alle Dogmen nicht mehr hineinarbeiten, und deshalb eben habe ich einige Stellen in dem Gervinus'schen Buche als meine innersten Gedanken erkannt. Ich bin überhaupt in der Einsamkeit dieses Winters unendlich aufrichtig gegen mich selbst geworden und strebe nun, auch gegen andere ebenso aufrichtig zu sein.

Im Jahre 1869 hat Fürst Hohenlohe — durch die Gutachten der Münchener jnristischen und katholisch-theologischen Fakultät unterstützt — zeitig vor den Folgen des Vatikankonzils gewarnt. Aber schon mehr als 20 Jahre früher hat er sich über das „ultramontane" System keiner Täuschung hingegeben. Hören wir daher noch ein weiteres Wort von ihm aus der Zeit, wo zuerst die Verfolgung der Dissidenten ins „System" gebracht wurde:

Wenn ich bisher noch von der sogenannten ultramontanen Partei gut dachte, wenn ich sie für ungefährlich hielt, so ist dieser Gedanke, der mich bisher immer im Zweifel hielt, was ich zu tun habe, gewichen. Seit meinem Gespräche mit H. J. hat sich meine Ansicht befestigt. Ich sehe nun plötzlich den Abgrund, in den ich durch die Politik der Jesuiten zu stürzen Gefahr lief. Die Unduldsamkeit, der Haß gegen den Protestantismus, der sich bei ihm ganz klar darstellt, die Idee, daß die Reformation mit allen ihren Folgen nur eine Verirrung gewesen, daß unsere philosophischen, literarischen und andern Glanz- oder Größenpunkte nur Verirrungen des menschlichen Geistes seien, ist eine zu absurde, meinem innersten Wesen zu diametral entgegengesetzte Perfidität und auf eine innere Verworfenheit zeigende Korruption, als daß ich mich je entschließen dürfte und könnte, ohne mein ganzes vergangenes inneres Leben, alle meine teuersten Überzeugungen zu verleugnen, dieser Partei auch nur die geringste Hilfe zu leisten. Ich bitte Gott um Kraft, daß er die Versuchung dieser Teufelsgesellschaft, die nur auf Unterjochung der menschlichen Freiheit, und zwar der geistigen, hinarbeitet, von mir fernhalten möge, damit ich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen irre gemacht werde, vom rechten Pfade der Wahrheit abzugehen. Dazu bedarf es eines offenen Bruchs mit der ganzen Clique, den ich so bald, wie nur immer möglich, herbeiführen werde.

Neben diesen Zeugnissen der nachmaligen führenden Geister, welche der den Geist dämpfenden Reaktion in Nord und Süd mit das Ende bereiten durften, scheint es uns aber auch am Platze, der Stimmung, welche die gleiche Zeit bei den damaligen Studierenden hervorrief, nicht zu vergessen. Auch über die Verbreitung dieser Stimmung muß freilich, ähnlich wie bei der Verbreitung der Revolution über die einzelnen Provinzen, noch erst manche Einzelforschung vorhergehen, bevor ein Gesamtbild möglich ist. Um so mehr freuen wir uns — und zumal in einer Zeit, in welcher ein neues geistiges Regen und Ringen unter der studierenden Jugend gegen die abermalige Geistesknechtung erwacht — einige Belege

Digitized by Google

für jene Stimmung heranziehen zu können. Der erste ist dem Lebensbild eines „Stillen im Lande" entnommen, welches aber mit dem Hinweis auf Großes, das er im Stillen vorbereiten half, schließen durfte:

Zu den Markſteinen der evangelischen Kirchengeschichte gehört der 5. Oktober 1886: die Erfurter Vertrauensmännerversammlung, aus der der Ev. Bund hervorwuchs. In der kleinen Schrift über „die Anfänge des Ev. Bundes" ist (S. 40/42) „die Weihe des Tages" durch den Vater Greeven, diese echte Patriarchengestalt, näher geschildert. Er ist dort in der Öffentlichkeit aufgetreten. Aber der, welcher den Vater zu der Reise, zu der Ansprache bewogen hatte, ist der Sohn, ist Otto Greeven gewesen.

Über die Studienzeit Otto Greevens in Halle aber sagt nun der gleiche kurze Bericht (im „Pflügerblatt" Nr. 3):

Wer sich in die Mitte der fünfziger Jahre zurückversetzt, muß stets davon ausgehen, daß es die böseste Reaktionszeit in Preußen und Deutschland gewesen ist. Gerade in dieser Zeit aber hat unsere Burschenschaft ihre alten Traditionen hochgehalten, hat unerschütterliche Charaktere geschult. Und der unbestrittene Vorkämpfer in dieser hohen Aufgabe ist Otto Greeven gewesen.

Jene Reaktionsperiode ist geschichtlich gerichtet durch die gewichtige Ansprache des Prinzen von Preußen an seine Minister im November 1858. Auch zahlreiche Briefe des späteren Kaisers enthalten die gleiche scharfe Kritik der damals von oben herab gepflegten „Heuchelei und Scheinheiligkeit". Auf politischem Gebiet war die zweite Hälfte der Regierung des hochgesinnten, aber durch die von ihm heraufbeschworene Revolution innerlich gebrochenen Königs Friedrich Wilhelm IV. durch die Schmach von Olmütz eingeleitet. Wie die Dinge auf geistigem Gebiet lagen, sagt der Name Karl Raumer als Kultusminister deutlich genug. Es kann heute niemandem schaden, einmal wieder Humboldts Briefe an Varnhagen zu lesen, um sich in die damalige Atmosphäre hinein zu versetzen. Meine Geschichte des Katholizismus hat diese Jahre als die der offenkundigen Triumphe des Jesuitenordens in Deutschland zu zeichnen gehabt. In Halle ist damals Professor J. L. Jacobi dem Orden ebenso gewappnet entgegen getreten wie ein Jahrzehnt später dem Plane der Nuntiatur in Berlin. Aber eigentlich sind es in der Geschichte des Protestantismus nur die außerpreußischen Universitäten gewesen, die der Raumer'schen Tendenz gegenüber damals den altprotestantischen Geist wachhielten: Jena, Erlangen, Tübingen, Heidelberg. In Halle dagegen ist in den Jahren 1855—57, in welchen Greeven dort studiert hat, die „perniciöse Luft" sprichwörtlich gewesen. Das Adjektiv war von dem Namen des Universitätskurators Pernice abgeleitet. Es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, daß dieser Ausdruck von Greeven geprägt ist. Nur Jantzen hat in solchen geflügelten Worten mit ihm rivalisiert. Man darf aber bei einer in solchen Ausdrücken sich Luft machenden Stimmung auch des Leo Halensis nicht vergessen, dessen Kryptopapismus zumal die evangelischen Rheinländer empörte. Das gleiche muß von der Kapuzinade Seilers gegen Union und reformierte Kirche als Produkte des Teufels bezeugt werden. Und wie haben gerade auf uns Studenten die Annoncen im „Volksblatt für Stadt und Land" eingewirkt, in welchen „gläubige" Knechte, „christliche" Mägde und zur Abwechslung wohl auch „entschieden gläubige" Kandidaten gesucht wurden!

Es mußten einige solche Details vorhergeschickt werden, wenn man das Bild des Studenten Greeven sich so recht deutlich vor Augen stellen will. Aber er steht dann auch zugleich mitten inne in dem Kreise der damaligen Burschenschaft.

Der (hier eben in seiner sprichwörtlichen Anwendung angeführte)

Digitized by Google

Name „Pernice“ als der des Kurators der Universität ist überdies unabtrennbar von dem Namen Wislicenus. Der Sohn des abgesetzten halleschen Pfarrers hat nämlich mehr als einer Studentenversammlung in Halle als allgemeiner Vertrauensmann präsidiert. Er ist später der berühmte Leipziger Chemiker geworden. Wie sich aber die damalige Universitätsbehörde zu ihm verhielt, darüber kann aus dem gleichen studentischen Organe, welches wir vorher benutzten, noch ein zweiter Beleg angeführt werden. Die „Erinnerungen eines alten Pflügers“ (in der folgenden Nr. 4) sind von Superintendent a. D. Hermann Jantzen. Er ist ein ernster treuer Konservativer gewesen. Hören wir seine „Erinnerungen“ über eine Episode, über die Rudolf Haym persönlich, ohne jene Details zu kennen, in seiner Selbstbiographie (Aus meinem Leben S. 273 f.) ebenfalls berichtet! Sie betrifft einen Fackelzug, welchen die Halleschen Burschenschaften in dem gleichen Wintersemester 1858/9 planten, in welchem die ihnen hier gleichgesinnten Korps in Bonn für den greisen Ernst Moritz Arndt nach seiner Verurteilung durch das Zweibrücker Zuchtpolizeigericht einen gleichen Fackelzug nicht nur planten, sondern auch tatsächlich ausführten.

Im Laufe des Jahres 1858 hatte sich in Preußen der Wechsel der sogenannten „Neuen Aera“ vollzogen. In Halle waren die Preußischen Jahrbücher gegründet worden. Ihr erster Redakteur war der Privatdozent Haym, dem ich mehrfach bei Professor Max Duncker begegnet war. Haym war gerade infolge eines Artikels in diesen Jahrbüchern angeklagt, aber freigesprochen worden. Darüber großer Jubel in der Hallenser Studentenschaft, denn schon damals war er sehr beliebt. Er las damals gerade Geschichte der Philosophie und erfreute sich — trotz Erdmann — zahlreichen Besuchs; auch viele Pflüger hörten ihn.

Am Tage nach seiner Freisprechung lag auf seinem Katheder ein Lorbeerkranz, und eine Studentenversammlung wurde einberufen, um einen ihm zu bringenden Fackelzug zu besprechen. An der Spitze des einberufenden Komitees standen der spätere Leipziger Professor Wislicenus, der damals in Halle Chemie studierte und später Ehrenmitglied des Pfluges wurde, ein Mediziner Laue und ein Jurist von Krosigk aus dem Anhaltischen. Es muß das Ende Januar oder Anfang Februar 1859 gewesen sein, ich hatte mein Amt als Sprecher schon niedergelegt und war inaktiv geworden, um einige Wochen noch ruhig arbeiten zu können. Diese Bewegung riß mich aber wieder aus dem Arbeiten heraus; denn zu den Studentenversammlungen, die nun stattfanden und die ja freilich von nicht Farben tragenden Studenten (die aber zum Teil einer farbenlosen Burschenschaft angehörten) einberufen waren, gingen auch sämtliche Verbindungen mit Ausnahme der Korps und — ich glaube — des Wingolf; wir Pflüger in corpore.

Gleich in der ersten Versammlung wurde nach kurzer Debatte fast einstimmig ein Fackelzug beschlossen. Der damalige Rektor — meiner Erinnerung nach Professor Witte — versagte aber (wie wir alle annahmen, durch den Kurator Professor Pernice gedrängt) die Genehmigung, und ebenso ablehnend verhielt sich der Polizeidirektor Bosse.

Vom Kurator Pernice wohl dazu veranlaßt — wenigstens war das die Ansicht aller Verbindungsstudenten — erschienen nun plötzlich in der dritten oder vierten Versammlung die Korps in corpore — es war ja auch dann nur ein geringes

Digitized by Google

Häuflein — und protestierten gegen einen von der Studentenschaft zu bringenden Fackelzug.

Da trat ich auf und erklärte, nachdem lang und breit darüber debattiert worden war, die Versammlung sei ja gar nicht einberufen worden, um noch einmal über die Frage zu entscheiden, ob ein Fackelzug gebracht werden solle oder nicht, sondern welche Wege einzuschlagen seien, um einen solchen durchzusetzen. Wer also beim Fackelzug nicht dabei sein wolle, habe in dieser Versammlung nichts zu suchen, und wir müßten dringend bitten, daß die Gegner das Lokal verließen und uns in unsern Verhandlungen nicht weiter störten. Das gab natürlich einen Heidenlärm, denn mit Ausnahme der Korps stimmte die ganze Versammlung mir zu. Es kam nun im Saal zu zahlreichen Kontrahagen, aber endlich räumten die Korps das Feld.

Die Zurückbleibenden beschlossen nun, sich mit einer Beschwerde direkt an die Minister zu wenden, aber nicht schriftlich, damit nicht durch den Kurator dann dagegen gewirkt werden könne, sondern durch eine Deputation, die womöglich schon in den nächsten Tagen nach Berlin fahren sollte. Als diese Deputation gewählt wurde, bat Wislicenus von seiner Person abzusehen, da sein Name schon als Provokation angesehen werden könne, und die Farben tragenden Verbindungen verlangten, da sie die Mehrzahl der Versammlung ausmachten, in dieser aus 3 Studenten zu bildenden Deputation durch 2 Mitglieder vertreten zu sein. So wurde denn ein nicht Farben tragender Student, der schon oben genannte Mediziner Laue, ein Normanne stud. theol. Fischer und ein Pflüger, und zwar ich, gewählt.

Wir drei Deputierten reisten wie die reinen Kinder nach Berlin. Wir dachten, wir brauchten nur bei den Ministern unsere Karten abzugeben, und würden sofort mit offenen Armen empfangen werden. Es kam aber anders. Der Portier im ersten Ministerium, das wir aufsuchten, bedeutete uns, daß wir schriftlich um eine Audienz einkommen müßten und uns dann zu gedulden hätten, bis wir zu einer bestimmten Stunde bestellt würden. Wir wurden dann auch nach einigen Tagen wirklich angenommen, und zwar vom Kultusminister von Bethmann-Hollweg und vom Minister des Innern von Flottwell. Beide empfingen uns sehr freundlich. Letzterer sogar in launiger Weise, die lange Pfeife im Munde: Na, was wollen denn die Hallenser Burschen von mir? Das Resultat war, wie ich es jetzt ganz natürlich finde, daß wir auf den Instanzenweg gewiesen und bedeutet wurden, schriftlich eine Beschwerde einzureichen, sonst könne man nichts tun. Der Minister des Innern machte uns aufmerksam, wir sollten doch zu unserm Kurator gehen, der damals als Herrenhausmitglied in Berlin weilte, und ihm die Sache noch einmal vortragen; vielleicht ließe sich dieser, wenn er sähe, daß die Sache ganz harmlos wäre und mit Politik nichts zu tun habe, doch bewegen, von seinem Widerstande abzulassen. Wir schieden von beiden Ministern in der frohen Gewißheit, daß uns von dieser Seite kein Widerstand drohe und daß der Fackelzug zustande kommen würde.

Wir machten uns denn auch bald auf den Weg, den Herrn Kurator aufzusuchen, der in einem Hotel in der Nähe der katholischen Hedwigskirche logierte. Dort war der Empfang natürlich weniger freundlich. Äußerlich sehr höflich, er nötigte uns sogar zum Sitzen, was bei den Ministern natürlich nicht der Fall gewesen war — ich sehe mich noch auf dem amerikanischen Schaukelstuhl, welch Ungeheuer ich noch nie gesehen hatte, zur größten Schadenfreude des Kurators vergeblich nach einem ruhigen Sitz streben —, trat er uns in der Sache sehr schroff entgegen. Er machte uns darauf aufmerksam, daß wir beiden Theologen doch nicht gut für einen Dozenten eintreten könnten, der sich früher für einen Wislicenus in Halle so ins Zeug gelegt hätte, und

Digitized by Google

daß wir unmöglich mit dem Sohn dieses Wislicenus, der doch der eigentliche Macher der ganzen Fackelzuggeschichte sei, gemeinsame Sache machen könnten. Unsere Einwände, daß die ganze Sache weder mit politischen noch religiösen Bestrebungen etwas zu tun habe, sondern daß uns nur die Verehrung für den beliebten Dozenten dazu treibe, ließ er nicht gelten und wies schließlich darauf hin, daß die Universitätsbehörde sich die Führer dieser Bewegung bei Bewilligung von Freitischen und Stundung von Kollegiengeldern genauer anzusehen verpflichtet fühlen würde.

Es sind zumal die letzten Worte, um derentwillen wir dieses vielsagende Zeugnis nicht entbehren wollten. Das gleiche System, welches die Dissidenten verfolgte, hat ja noch viel schwerer auf den evangelischen Theologen gelastet. Die dienstwilligen Untergebenen des „perniciösen Systems", meist strebsame frühere Unteroffiziere, haben sich in der Rolle der Herren über die armen Freitischler ganz besonders gefallen.

Wir haben diesen an sich geringfügigen Vorfall, der nur wegen der Persönlichkeit Hayms und seiner Bedeutung auch für Theologie und Kirche ein bleibendes Interesse hat, zugleich als Zeugnis für die Stimmung der damaligen akademischen Jugend in dem eigenen Wortlaut des Darstellers aufnehmen zu sollen geglaubt. Die Zeitschrift, in welcher seine Darstellung erschienen ist, ist nur einem kleinen Kreise zugänglich; aber die Empfindungen, die darin zum Ausdruck kommen, sind die des größeren und vor allem die des idealgesinnten Teiles der heranwachsenden Generation gewesen. Ungleich wichtiger noch ist es jedoch, daß wir die gleichen Empfindungen, welche die jungen Studenten in jenen 50er Jahren in sich aufnahmen, wiederfinden bei dem lange Jahr hindurch einflußreichsten Dezernenten über die Universitätsangelegenheiten im preußischen Kultusministerium. Denn dies ist Johannes Schulze, der bekannte Gönner der Hegelschen Philosophie, nach dem Urteil aller Sachkenner gewesen. Auch der Kirchenhistoriker wird darum an der inhaltreichen Varrentrappschen Biographie Johannes Schulzes nicht vorbeigehen können, und am wenigsten an den authentischen Mitteilungen über die beständige Zunahme der versteckten ultramontanen Einflüsse in der preußischen Bureaukratie, zumal seit dem Jahre 1840 (vgl. S. 594 ff.).

Zu der Varrentrappschen Biographie sind seither noch die Briefe Schulzes an den Königsberger Philosophen Rosenkranz getreten (Deutsche Revue, April 1905). Wir entnehmen denselben einige die Varrentrappschen Mitteilungen voll bestätigende Ausführungen aus dem Jahre 1855. Der erste Brief (vom Himmelfahrtstage 1855) bezieht sich u. a. auf die Verhältnisse an der Bonner Universität, die dem späteren Ministerialdirektor schon aus seiner früheren Stellung als Schulrat in Koblenz auf das genaueste bekannt geworden waren. Er bemerkt in dieser Beziehung: „Die Möglichkeit, Ihre Versetzung nach Bonn herbeizuführen, sehe ich zu-

Digitized by Google

nächst nur dann, wenn man zu der Einsicht gelangen sollte, daß es für die rheinische Universität den ultramontanen nie rastenden Bestrebungen gegenüber endlich not tut, dort auch die Philosophie, wie es seit Errichtung der Universität mit der klassischen Philologie der Fall war, wirksam und mit allen daraus hervorgehenden Konsequenzen vertreten zu lassen. Mir scheint der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo selbst das wohl verstandene Interesse des preußischen Staates und des Protestantismus, dem er seine Begründung dankt, eine solche Maßregel anraten wird."

Diese Urteilsweise Schulzes ist allerdings nur ein neuer Beleg für die in der Geschichte der Theologie (§ 21) gegebene Darstellung über „die Romantik auf dem Thron und den Kampf des Staates gegen die Aufklärung". Aber wie viel ist hier im einzelnen nachzuholen über die allmähliche Durchsickerung der an oberster Stelle zur Herrschaft gekommenen Tendenzen durch die mittleren bis zu den untersten Instanzen. So finden wir gleich wieder in einem Schulzeschen Briefe vom 27. April 1856 ein weiteres Zeugnis dafür, wie sehr es für die Historiker darauf ankam, ob sie bei der „Kamarilla" in Gunst oder in Ungunst standen. Nachdem hier vorher die Namen von Duncker, Adolf Schmidt, von Sybel, Köpke, Hirsch, Droysen als für die Nachfolge Drumanns in Betracht kommend genannt sind, fährt der gleiche Brief nämlich fort: „Ob aber auch nur einer der Genannten hohen und höchsten Orts eine persona grata ist, wage ich nicht zu behaupten. Ich bleibe mir selbst getreu und trachte nicht nach der Neigung der Götter und bin mir bewußt, Gott, d. h. der Sache, zu dienen."

Naturgemäß traf nun aber das, was von den Philosophen und Historikern Geltung hatte, bei den Theologen in noch ungleich höherem Grade zu. Auch über diesen Punkt hat sich Johannes Schulze in dem zuletzt erwähnten Briefe gleich rückhaltlos ausgesprochen: „Zeller reiste von hier nach Tübingen, um seinen dortigen Schwiegervater zu besuchen; der letztere (Baur) wäre der unsrige, wenn man meinen Rat, den ich bei dem Ableben Schleiermachers gab, befolgt hätte, aber die Theologen sind der Mehrzahl nach nicht so christlich gesinnt, daß sie einen Mann wie Baur auch nur zu tolerieren Neigung haben. Der Zustand unserer theologischen Fakultäten ist beklagenswert, und wird sich nicht bessern, solange in denselben die Mißachtung der Philosophie, Philologie, kurz jeder freien Wissenschaft, seßhaft ist."

Den Beobachtungen Schulzes werden in Zukunft sicherlich noch zahlreiche ähnliche von gleich kompetenten Seiten beigefügt werden können. Denn die gegenwärtige Lage, in welcher sich alle diese Dinge noch um vieles mehr zugespitzt haben, hat eine weit zurückgehende Vorgeschichte. Wir erinnern daher wenigstens noch einmal an die inhaltreichen Briefe

Digitized by Google

des Erzbischofs Spiegel von Köln über die Lahmlegung seiner kirchlichen Reorganisation durch den Berliner Geheimrat Schmedding (Bd. II, § 50). Diese Briefe beziehen sich noch auf die 20er und 30er Jahre; seit dem Jahre 1840 aber war Schmedding der Leiter der neubegründeten katholischen Abteilung geworden. Eine nicht minder wichtige Quelle liegt in den zerstreuten autobiographischen Mitteilungen des Konvertiten Beckedorf, dem das gesamte niedere Schulwesen Preußens unterstellt war, und der seine einflußreiche Stellung auch nach seinem Abfall von der evangelischen Kirche beizubehalten versuchte. Schon 1869 ist in der Monographie über „die Wege nach Rom“ auf diesen Punkt hingewiesen worden. In viel höherem Grade noch haben die gleichen Einflüsse sich seitdem auf das gesamte preußische Gymnasialwesen (durch den Ministerialdirektor Stauder schon unter dem Falkschen Ministerium) übertragen. Die Untergrabung der sittlich-religiösen Überzeugungstreue von oben herab an den Universitäten gehört erst einer späteren Zeit an; aber die Möglichkeit einer solchen Korruption bleibt demjenigen unverständlich, der nicht die Anfänge derselben in dem Jahrzehnt vor der „neuen Ära“ in Preußen und ihre Wiederaufnahme seit der „Ära Kögel“ quellenmäßig studiert.

Je konsequenter aber damals das „perniciöse System“ durchgeführt wurde, um so weniger konnten die Folgen ausbleiben, auf welche schon in früherem Zusammenhang (S. 324)*) hingewiesen worden ist. Wer die dissidentische und die staatskirchliche Jugend jener Zeit noch nebeneinander vor Augen hat, wird dieser innerkirchlichen Einflüsse gerade dann am wenigsten vergessen dürfen, wenn er zugleich der „Religion außerhalb der Kirche“ gerecht zu werden versucht.

*) Wir denken hier besonders an die folgende Ausführung: „Man mag sich noch so sehr über das Vorwärtsstreben der unteren Stände freuen, so wird doch die häusliche Erziehung und Bildung, wie sie der schönste Schatz des mittleren Bürgerstandes ist, auch durch die größte Gelehrsamkeit nicht ersetzt, und zumal für Männer, deren Beruf wahren Takt allen möglichen Menschengattungen gegenüber kaum weniger wie die feste eigene Überzeugung verlangt, läßt sich ein solcher Mangel doppelt schwer ersetzen. Aber es bringt dieser Umstand auch noch andere Übelstände mit sich, die ebenfalls nicht gering anzuschlagen sind: wie die Abhängigkeit der jungen Bauern- und Tagelöhnersöhne, die sich der Theologie zuwenden, von ihren Gutsherren und deren politischer Richtung auf der einen Seite, so die hernach um so stärker hervortretende hierarchische Herrschsucht solcher Emporkömmlinge auf der anderen.“ — Nachdem beinahe vierzig Jahre verflossen sind, werden gerade die seither eingetretenen Veränderungen die damaligen „Momente aufnahmen“ um so brauchbarer für den Vergleich des Damals und Jetzt machen.

Digitized by Google

§ 27.

Die Religion außerhalb der Kirche.

Bei keinem anderen Gegenstand fällt es dem Verfasser so schwer, das seit dem Erscheinen der ersten Auflagen im Laufe vieler Jahre gehäufte und gesichtete Material außer Betracht zu lassen, als bei diesem Thema, für welches Richard Rothe die gewichtigsten seiner umfassenden Anregungen gegeben hatte. Die mancherlei im einzelnen verfolgten Linien, denen ich hier heute gerne weiter nachgegangen wäre, um sie miteinander in Verbindung zu bringen, werden in Zukunft noch ganz anders in Betracht kommen, als es gegenwärtig den Anschein hat. Denn bei aller Abwendung von den Kirchen ist doch das religiöse Bedürfnis ersichtlich bedeutsam gewachsen. Aber die Selbstbeschränkung, welche wir uns in dem ganzen dritten Abschnitte aufzuerlegen hatten, wird hier doppelt zur Pflicht.

Um wenigstens einigermaßen der Aufgabe des Handbuchs zu entsprechen, knüpfen wir obenan wieder an den Text der ersten Auflage an.

Während es im eigentlichen Sinne eine Neubelebung des kirchlichen Interesses war, die den Anfang der ersten Periode kennzeichnet, ist unter der Herrschaft der Orthodoxie über die Kirche das gerade Gegenteil eingetreten: die Kirche ist längst nicht mehr die erste Trägerin der christlichen Ideen. Es sind ganz andere Mächte, welche die Gegenwart beherrschen. Naturwissenschaft und Poesie, Politik und Pädagogik, Kunst- und Bildungsvereine, Journalistik und soziale Bestrebungen vermögen viel mehr wie die Geistlichen aller Konfessionen. Und es ist der größte und beste Teil der Nation, der die Fühlung mit der Kirche verloren und sich jenen andern Interessen zugewandt hat. Freilich sind die direkt aus der Kirche ausgetretenen Kreise gering an Zahl; will man aber die Kreise bezeichnen, die sich dem Einfluß der Kirche entzogen haben, so muß man fast den gesamten gebildeten Mittelstand umfassen. Wohl wäre hier ein lebhaftes Interesse gewesen für eine durch die Geschichte geförderte und aus der Geschichte lernende Kirche, wie man sie beim dreihundertjährigen Jubiläum der Reformation und bei der Unionsbegründung mit Sicherheit hoffte, wie ein Schleiermacher sie mit aller Kraft seiner Seele erstrebte. Aber für eine unter der Herrschaft einer geschichtswidrigen Partei in die Bahnen des unseligen 17. Jahrhunderts wieder einlenkende Kirche fehlte von Anfang an jedes Verständnis, und aus dem Mangel an Liebe wurde bald direkte Bekämpfung.

Wie die Kirche sich von der Kulturbewegung getrennt hat, so die Kultur von der Kirche. Schon die gesamte religiöse Sprache der Zeitgenossen ist eine andere geworden, als die Kirche sie lehrte. Von Glaube und Sünde und Gnade hört man gar wenig; vom Teufel ist vollends keine Rede; selbst die Idee der Persönlichkeit Gottes scheint vielfach abhanden gekommen zu sein. Und daneben findet sich doch wieder in denselben Kreisen ein lebendiges Interesse für die Erscheinung dessen, der die christliche Religion gegründet, und oft fühlt man sich durch Leben und Praxis unwillkürlich an das Bild Christi gemahnt, wo kaum sein Name genannt wird. Es ist daher eigentlich schon längst ein Gemeinplatz geworden, unsere Zeit sei unkirchlich, doch nicht unchristlich.

Digitized by Google

Aber ein wirklich stichhaltiges Urteil ist nur möglich durch eine nähere Prüfung der einzelnen Momente, die die Religiosität der außerkirchlichen Kreise bedingen. Und hierbei gilt es gleich sehr, ein offenes Auge für ihre guten Seiten zu haben, auch in dem verschiedensten Gewande den Zöllnersinn wahrzunehmen, und sich überall das Urteil dessen vor Augen zu halten, der nicht zu richten und zu verdammen gekommen war, um so mehr aber das zerstoßene Rohr aufzurichten und den glimmenden Docht zu entzünden verstand, — und auf der anderen Seite sich ebensowenig blind zu machen für die Schäden der Zeit, sich durch kein Tagesgeschrei die klare Erkenntnis dessen, was sündlich, was ungöttlich ist, rauben zu lassen.

Der erste Eindruck, den die Prüfung der außerkirchlichen Religionsanschauungen macht, ist nun allerdings der einer weitverbreiteten Animosität gegen die Kirche. Und diese Animosität wird gewiß so lange nicht schwinden, solange sie einfach auf Unglauben zurückgeführt wird; gerade dadurch kann sie in der Tat zu wirklichem Unglauben werden. Aber deshalb stammt sie noch nicht aus Religionslosigkeit; im Gegenteil gerade eine warme und innige Religiosität kann die Ursachen verdoppeln, die — aus Geschichte und Naturwissenschaft, Kunst und Politik zusammenfließend — die Opposition gegen das kirchliche Christentum erzeugen. Kennt doch jeder Gebildete den geringen Zusammenhang zwischen kirchlichem und sittlichem Leben! Die Handlungsweise solcher „christlichen" Heroen wie Chlodwig und Constantin, und selbst eines Kaiser Karl im Krieg gegen die Sachsen; die Behandlung unserer edelsten Fürsten, eines Heinrich IV., der Hohenstaufen, sowie eines Ludwig von Bayern seitens der Kirche und all das damit zusammenhängende Elend der „Pfaffenkönige" sind ebenso unauslöschliche Erinnerungen, wie die grausenhafte Niedermetzelung der Stedinger und die Inquisitionswirtschaft eines Konrad von Marburg und eines Hoogstraaten; und nicht minder sind die Wirkungen von Zölibat und Mönchtum und Aberglauben jeglicher Gestalt unvergessene Faktoren in dem Bewußtsein unserer gebildeten Kreise. Gut genug kennt man aber auch das nur zu ähnliche Treiben auf protestantischem Boden, die Zänkerei und Verfolgungssucht der Orthodoxie, die Geschmacklosigkeit und Kunstflucht des Pietismus, die Engherzigkeit und den Fanatismus des Puritanismus. Servet's Ermordung durch Calvin, Calixt's Behandlung durch Calov, die Hetzjagd der Reformierten auf die Arminianer sind beliebte Themata, die auch der Halbgebildete, und meist in grellerer Färbung wie die Wirklichkeit, kennt. Noch mehr als alle diese Data aus der Vergangenheit wiegt jedoch die Erfahrung, wie wenig auch in der Gegenwart kirchliches und sittliches Interesse sich decken, wie oft die ausschließlich religiösen Kreise am wenigsten den Forderungen der gemeinen Moral nachkommen, wie das beliebte Verwerfen jedes Tugendstolzes und das eifrige Wühlen in der Sünde noch lange nicht mit energischem sittlichem Handeln identisch ist. Und zu dem allen kommt dann noch — schlimmer fast wie alles andere — der Umstand hinzu, daß gerade die besten Prinzipien der Gegenwart, Glaubens- und Gewissensfreiheit und Toleranz, nicht nur nicht dem Einfluß der Kirche, vielmehr der „ungläubigen" Philosophie Voltaire's und Rousseau's zu verdanken sind, sondern daß jede christliche Konfession noch heute am liebsten, wo nicht die anderen, so doch Juden und Freigemeindler verfolgte. Solange aber Intoleranz und Verfolgung den christlichen Namen schänden, haben die Gegner von vornherein gewonnenes Spiel.

Kaum weniger wichtig sind indessen die Faktoren, welche die Lieblingswissenschaft der Neuzeit, die Naturkunde, zu dieser Animosität gegen die Kirche stellt. Wer weiß heutzutage nicht von Galilei und Kopernikus und Alexander von Humboldt zu erzählen, und wie diese Männer verketzert und verflucht wurden? Wer läßt sich die Resultate

Digitized by Google

der Geologie, Astronomie oder Chronologie durch den Nachweis des Zusammenhangs zwischen seiner Seligkeit und Mose's Schöpfungsbericht oder Bileam's Eselin rauben? Wie viele sehen die Argumentation ein, daß in der Gesamtgeschichte aller Religionen, sogar in der gegenwärtigen Geschichte des Katholizismus, alle Wunder zu streichen sind, die biblischen Wundererzählungen dagegen zum Wesen des Christentums gehören? Wer überhaupt unter denen, die die gesamte moderne Weltanschauung näher kennen, hat Lust, sie deshalb fahren zu lassen, weil ein Mann, der an allgemeiner Bildung weit hinter ihm zurücksteht, sein Anathema darauf legt?

Es bedarf nur des flüchtigsten Einblicks in unsere gesamte weltliche Literatur, in die unzähligen wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen und belletristischen Organe, in Zeitschriften und Zeitungen wie in Romane, Schauspiele und Gedichte, um die gewaltige Wucht solcher Tatsachen für die Stellung der Gegenwart zur Kirche zu ermessen. Nun ist aber weiter auch der Einfluß unserer klassischen Literatur und Kunst selber kein anderer; die Männer, die als die ersten Autoritäten angesehen zu werden pflegen, stehen selbst in Opposition gegen die Kirche, und alles Poltern der Kanzelmatadoren gegen den „Kultus des Genius" reißt ihren Einfluß nicht aus dem Herzen des Volkes.

Gewiß sind das Tatsachen genug, um die Animosität unserer modernen Bildung gegen die Kirche erklärlich zu machen. Und nun kommt noch der politische Liberalismus hinzu, welcher, von der zur Dienerin der politischen Reaktion gewordenen „Gläubigkeit" als „Abfall von Gott" denunziert, dadurch gewiß nicht freundlicher gegen die Kirche gestimmt wird. Wir brauchen hier gewiß nicht noch einmal an das Resultat des Knak'schen Spukes zu erinnern.

Alle diese Beschwerden wären nun gewiß bei normaler Entwicklung der Kirche entweder gar nicht oder wenigstens in sehr geringem Grade eingetreten. Aber nicht genug, daß die schiefe Bahn, in welche die Kirche eingelenkt hat, Anlaß zu ihnen gegeben hat, so wird nun auch jede Berechtigung derselben geleugnet, ihre Ursache im Unglauben gesucht, und auf diese Weise natürlich die schon vorhandene Spannung stets mehr verstärkt, gerade wie der politische Radikalismus seine beste Nahrung aus der maßlosesten Reaktion zieht. Daß es so in weiten Kreisen zu einem Urteil über die Wirksamkeit der Kirche kommt, das nur die Schattenseiten derselben sieht, ist gewiß nicht zu verwundern. Hören wir z. B. den Verfasser der „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland", so wird uns gesagt: „Je mehr die außerordentlichen Segnungen anerkannt werden müssen, welche die Religion der Liebe der Welt gebracht hat, um desto schmerzlicher muß es berühren, daß dieselbe Religion durch die Kirche auf solche Weise verfälscht worden ist. Sie trat an die Stelle der Selbstbestimmung der Gemeinde und brauchte die Reste des Judentums und des Heidentums zu ihrem Vorteile, beförderte den Aberglauben auf der einen Seite, welcher dem Hohenpriester in Rom als Stellvertreter Gottes auf der Erde göttliche Ehre erzeigt, oder führte auf der anderen Seite zur Heuchelei der Frömmler, der inneren Missionsprediger, Pietisten, Mystiker und aller der Finsterlinge, welchen es leichter ist, viel zu glauben, als nur wenig Gutes zu tun. Unser armes Deutschland, in diese beiden Lager gespalten, schwankt zwischen Abgötterei und Heuchelei." Als einen anderen Beleg unter unzähligen ähnlicher Art nennen wir noch die Steemann'sche Broschüre „Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert", in der ein Geistlicher den kirchlichen Glauben, ein Arzt die moderne Weltanschauung vertritt; ein würdig und ruhig geschriebenes Schriftchen, aber mit dem trostlosen Ergebnis, daß die Ansicht, die von Gott völlig abstrahiert, als die siegende dargestellt wird. Dauert aber die bisherige Entfremdung der Kirche von allen Lebensmächten der Zeit noch weiterhin fort, so wird natürlich

Digitized by Google

ein solcher Radikalismus, wenn auch nicht in sich selbst gesteigert, so doch über immer größere Kreise verbreitet.

Müssen wir also eine, teilweise sehr bittere, Animosität gegen die Kirche als Faktum zugeben, so wird doch nun die Frage nur um so wichtiger, wie dadurch die Stellung der Gegenwart zum Christentum selbst wird,*) welche christlichen Ideen also zunächst in außerkirchlichen Formen der Gegenwart zugeführt werden. Und da sehen wir denn allerdings die verschiedenste Gestaltung dieser Ideen. Wie es überhaupt zu den eigentümlichsten Seiten der Neuzeit gehört, daß alle vorher streng abgeschlossenen und voneinander getrennten Gebiete sich gegenseitig zu beachten und ineinander überzugreifen gelernt haben; wie Wissenschaft und Handel und Industrie sich in die Hände arbeiten; wie Wohltätigkeitssinn und Unterstützungsfähigkeit die mannigfachsten Formen annehmen; wie der moderne Staat vor allem die lebensfähigen Mächte aller anderen Gebiete in sich aufzunehmen sucht: so ist es auch mit den religiösen Wahrheiten und Bestrebungen gegangen. Denn wenn auch die Kirche sich von der allgemeinen geistigen Bewegung ausschließen konnte, so mußte doch die Religion darum nicht weniger ihre Sauerteignatur bewähren. Mit triftigen Gründen argumentiert Pécaut**) gegen die Anschauung, daß eine Zeit kommen könne, wo die Religion aufhören werde, indem er fragt: „Kann ein Volk seine öffentlichen und seine häuslichen Sitten auf eine sichere Grundlage stellen; kann es sich den Verpflichtungen und Lasten, die ihm die Freiheit auferlegt, gewachsen erweisen; kann es auf den weiten Gebieten geistiger Tätigkeit mit Erfolg arbeiten und forschen und in seinem Schoße das edle Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten fördern; kann es mit einem Wort seines Daseins wert sein — wenn ihm nicht eine Religion, die seiner Bildungsstufe entspricht, zur Stütze dient?"

Als Wesen dieser Religion, die in der Gegenwart unter allen Formen ihre Anhänger zählt, bezeichnet Pécaut die christliche Gottesidee. Mit Recht. Denn es ist damit vor allem der Glaube an eine sittliche Weltordnung verbunden. Dieser aber fehlt der Gegenwart in ihren ersten Geistern mit nichten. Bunsen's klassisches Werk: „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung" hat allerdings der „kirchlichen" Richtung mehr Anstoß gegeben wie alle seine anderen Ketzereien; aber gerade darum ist die Bedeutung desselben doppelt hoch anzuschlagen, weil es die christliche Grundwahrheit in eine außerkirchliche Form eingekleidet hat. Und der Grundgedanke der Geschichtsanschauung Wilhelms von Humboldt lautet ebenso wie der Bunsen's:***) „Gott regiert die Welt; die Geschichtsaufgabe ist das Aufspüren dieser ewigen geheimnisvollen Ratschlüsse"; worüber der Bruder Alexander zwar diskutiert, aber doch das Resultat den urältesten, in allen Sprachen ausgesprochenen Gefühlen der Menschheit analog nennt. Nichts anderes ist auch Goethe's reife Lebensanschauung, wie er sie in dem „Westöstlichen Divan" ausspricht: „Gottes ist der Orient; Gottes ist der Okzident. Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände. Er, der einzige Gerechte, weiß für jedermann das Rechte. Sei von seinen hundert Namen dieser hochgelobet, Amen!" Und noch eingehender tritt in seiner Antwort auf den Bekehrungsversuch der Gräfin Auguste Stolberg das Festhalten an der allgemeinen wie an der speziellen Providenz Gottes als Mittelpunkt seiner religiösen Ideen hervor.

*) Vgl. die interessanten Ausführungen Spaeth's über dieses Thema in der Prot. Kirch.-Ztg., 1865, S. 89, 137, 161.

**) Die reine Gottesidee des Christentums. (Wiesbaden, 1866.) Einleitung.

***) Vgl. A. von Humboldt's Briefwechsel mit Varnhagen, S. 40.

Digitized by Google

Neben dieser, gerade von den Heroen der modernen Bildung am entschiedensten gewahrten, christlichen Gottesidee gilt ferner die Bewährung des (noch so verschieden gefärbten) Glaubens durch das sittliche Handeln als Grundaxiom in der religiösen Auffassung der Neuzeit. Auf äußerliche Frömmigkeit wird freilich wenig Wert gelegt; und die Frage Nathans ist ganz in das allgemeine Bewußtsein übergegangen: „Begreift du aber, wie viel andächtig Schwärmen leichter als gut Handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch andächtig schwärmt, um nur — ist er zuzeiten sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt — um nur gut handeln nicht zu dürfen?“ Aber desto mehr fragt man bei der Beurteilung eines Menschen nach seinem Charakter, seiner Berufserfüllung, seiner Humanität. Und solcher, die ohne viel fromme Worte den Willen ihres Vaters im Himmel erfüllen, sind auch heute noch viele denen gegenüberzustellen, die Herr, Herr sagen, und doch nicht ins Himmelreich kommen. Mag auch die Anschauung, welche die Moral ganz von der Religion trennen will, eine noch so einseitige, irrtümliche, verderbliche sein, so ist es doch ein erfreuliches Zeichen, daß man den von aller konfessionellen, kirchlichen, religiösen Systematik unabhängigen Wert der Moral auch in den radikalsten Kreisen mit solcher Wärme betont.*)

Der Stand der Sittlichkeit, der schließlich doch in letzter Instanz die Religiosität einer Periode nach ihrem inneren Gehalte offenbart, ist aber überhaupt — wieviel Schattenseiten er auch aufzuweisen hat — doch ein besserer geworden wie in irgend einer früheren Zeit. Es ist in der Gegenwart mit der allgemeinen Sittlichkeit besser bestellt wie in der apostolischen Kirche, auf welche die Verhältnisse der korinthischen Gemeinde so eigentümliche Schlaglichter werfen; besser wie im Mittelalter mit seinen Badstuben und Frauenhäusern; besser wie im Reformationsalter, so wir anders Luther's eigenen Mitteilungen über die grauenhafte Verkommenheit Wittenbergs nicht den Glauben versagen; besser vor allem wie in dem gläubigen 17. Jahrhundert, das allerdings seine besonderen Beamten dafür hatte, um die in der Kirche Eingeschlafenen zu wecken, dessen politische, soziale und individuelle Verhältnisse aber einen gleich finsteren Charakter tragen.

Noch überraschender aber ist der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, wenn wir an die vielfachen Anstalten und Vereine für gemeinnützige Zwecke denken, die der Gegenwart eigentümlich sind. Wenig würde man den christlichen Mächten unserer Tage gerecht werden, wollte man hier nur an die Tätigkeit von Diakonissen und barmherzigen Schwestern denken. Außerhalb, ganz außerhalb jedes kirchlichen Einflusses sind zahlreiche Anstalten für Blinde, Taubstumme, Idioten, sind trefflich ausgestattete Hospitäler und Kliniken, sind so mannigfache Einrichtungen für Sonntagsschulen und Bildungsvereine und Feuerwehren ins Leben getreten, wie sie uns heute allerorten begegnen. Und wie außerordentlich ist nicht die Teilnahme bei allgemeinen Unglücksfällen, wie großartig die Wohltätigkeit gerade da, wo man sie am wenigsten erwartet! Wenn man statistisch verfolgt, was in solchen Orten wie dem „hartherzigen, spöttischen“ Berlin, dem „im Merkantilismus untergegangenen“ Leipzig, dem „weltlichen“ Wiesbaden für wohltätige Zwecke geschieht, so erhält man unwillkürlich den Eindruck, daß auch heute noch der Samariter den Priester und Leviten beschämt. Gehört aber weiter nicht auch die Assoziationstätigkeit für Heilung unserer sozialen Gebrechen unter die spezifisch „christlichen“ Arbeiten, diese Tätigkeit, die in der kleinen Gesellschaft der Pioniere von Rochdale zuerst ihre wunderbare Macht gezeigt hat, und in Deutschland mit der vollen Energie von Männern angebahnt wird, welche wie Huber und Schulze-

*) Vgl. die Verhandlungen des Berner internationalen Kongresses über Religion und Moral, Pr. Mon., Mai 1866.

Digitized by Google

Delitzsch ihren ganzen Lebensberuf darin sehen? Und wie hat sich erst gar in dem letzten gewaltigen Kriege eine allgemeine selbstlose Liebesthätigkeit entfaltet, die ebensosehr der Gegenwart eigentümlich ist, wie die ganze so viel menschlichere Führung des Krieges selbst im Vergleich mit dem grauenhaften Kriege des Jahrhunderts der Orthodoxie!

Aber auch dieses großartige Wirken für allgemeine Zwecke, wie sehr es auch die Gegenwart ehrt, ist doch noch nicht diejenige ihrer Eigenschaften, die ihre eigentlich religiöse Stellung dokumentiert. Die wird uns erst klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, von wie vielen Seiten aus die eigentlich christliche Lebensauffassung auch denen entgegentritt, die ganz mit der Kirche gebrochen haben. Welcher Eindruck ist überwältigender, der eines Lutherbildes von Lessing oder einer gnesiolutherischen Agende? Welche Empfindung edler und zum Guten antreibender, die durch die musikalische Herzenserhebung eines Mendelssohn geweckte Stimmung oder die von einem düsteren Pietismus dekretierte Verwerfung der Kunst? Wo wird mehr der Gedanke an den Vater im Himmel, der für Sperlinge und Lilien sorgt, im Menschen geweckt, durch die Betrachtung eines Landschaftsbildes, das die besondere Schönheit jedes Blattes dem Beschauer nahe treten läßt, oder durch die Demonstration eines calvinischen Eiferers, dem die ewige Verwerfung der Nichterwählten das wichtigste Stück im Christentum ist? Welche Zeit eines objektiven Kirchenglaubens hat ferner — selbst die Blüteperiode des evangelischen Kirchengesanges nicht ausgenommen — eine solche Fülle echt religiöser Poesie in den leichtfaßlichsten Formen hervorgebracht, wie die Periode der Arndt und Körner, der Geibel und Sturm, der Gerok und Spitta, der Möwes und Hey? Und müssen wir nicht im Grunde die Dichtungen eines Uhland und Schwab in dieselbe Kategorie stellen und selbst das „Laienevangelium" Sallet's bei all seinen junghegelschen Thesen! Wendet man aber ein, daß viele dieser Dichter selbst Diener der Kirche sind, alle ihr ein ergebenes Herz zutragen, so nimmt das doch nicht weg, daß ihre Dichtungen nicht durch Talar und Barett, sondern gerade durch ihr allgemein humanes außerkirchliches Gepräge die große Bedeutung für weite Kreise der Zeitgenossen erlangt haben. — Und nicht von der Dichtung allein gilt dies, auch von der prosaischen Literatur. Wie Unzähligen, denen niemals eine christliche Predigt nahen kann (wenn sie nicht etwa einen verstorbenen Freund zur letzten Ruhe begleiten) weht der Hauch des heiligen Geistes entgegen aus den populärsten Werken unserer echten Volksschriftsteller Oertel (Horn), Gotthelf, Glaubrecht, Stöber, Jahn, Wildenhahn, Biernatzki, Fritz Reuter, Bogumil Golz, Ottilie Wildermuth; also aus einer noch stets zunehmenden und immer weiteren Einfluß gewinnenden Art der Literatur!*) Ja, wird nicht dieselbe echt christliche Auffassung des Lebensberufes schon durch so viele Schöpfungen der Kinderstube, z. B. die reizenden Richter'schen Bilder gepredigt! Und wieviel religiöse Wahrheiten, die nur das kirchliche Gewand ausgezogen haben, treiben noch umher in dem Meere aller der Modevereine für Bildung und Wissenschaft, selbst für Turner, Schützen und Sänger! Wer die Religion der Gegenwart wirklich kennen lernen will, darf es sich freilich nicht verdrießen lassen, sie in den seltsamsten Formen aufzusuchen; aber seine Mühe wird reichlich gelohnt.

*) Daß diese Tatsache auch in den wirklich religiösen Kreisen nicht mehr in ihrer Wichtigkeit übersehen wird, und daß man die Pflicht, auf diesem außerkirchlichen Wege auf die Zeit einzuwirken, erkannt hat, beweist u. a. die Begründung des Familienblattes „Daheim", die in diesem Sinne gerade für Deutschland auch ein Zeichen der Zeit ist.

Digitized by Google

Und endlich — die beständige Erweiterung unseres Horizontes durch das rastlose Schaffen aller einzelnen Zweige der großen allgemeinen Wissenschaft — enthält nicht auch sie im innersten Kerne eine religiöse Weihe! Liegt nicht auch eine wahrhaft sittlich-religiöse Begeisterung in der mächtigen Erhebung des Geistes, die eine Geschichtsforschung im Schlosser-Häusser'schen Sinne, eine Behandlung des Völkerrechts, wie von Bluntschli, eine bis zu den äußersten Grenzen des menschlichen Wissens vorgehende, aber diese Grenzen selbst nicht aus dem Auge verlierende Naturforschung eines Helmholtz und Vierordt gewährt! Wer von der echten Naturforschung nur Gefahr für die Religion kommen sieht, der kennt weder jene noch ihre Vertreter. Denn kann der Sachwalter des Christentums mehr von der Naturforschung verlangen, als was ein Vierordt über den alten Streit von Theologie und Naturforschung sagt?*) Wohl nennt auch er den Kampf zwischen Bibelglauben und Wissenschaft den hartnäckigsten und durch seine Unversöhnlichkeit sprichwörtlich gewordenen; wohl weiß er, daß viele es befürchten, andere es ersehnen, daß diese Kluft immer größer, dieser Zwiespalt ein ewig dauernder sein werde. Ja er spricht es auch ganz entschieden aus, daß der Naturforscher keine Wunder kenne, das eine ausgenommen, das ihm überall entgegentrete, die Gesetzmäßigkeit, welche keine Ausnahme dulde, in der erhabenen Erscheinungswelt, die eine unbegreifliche Macht geschaffen; und daß die Bibel nicht blos einzelne, sondern viele naturwissenschaftliche Irrtümer enthalte, von der Kosmogonie des Moses an bis herab oft bis ins kleinste Detail. Aber ebenso entschieden darf er auch die Versicherung geben, daß „die strenge Forschung, die methodisch weiter schreitet, die nur das Erweisbare sucht, schließlich zu keinem Resultat kommt, das die großen Grundwahrheiten unserer Religion irgendwie schädigen könnte." Denn „aus unseren Naturgesetzen läßt sich das Dasein Gottes allerdings nicht erweisen, noch weniger aber widerlegen; sowie auch kein strenge schließender Naturforscher sich unterfangen hat, mit Argumenten seiner Wissenschaft die Unsterblichkeitsfrage zu behandeln. Angesichts der Grenzen unseres Wissens über die Kräfte der Natur fühlt es niemand besser als eben der Naturforscher, daß es ein weites Gebiet gibt, welches er als solcher niemals betreten kann und welches er sich selbst verschließt. Haben doch die edelsten Forscher als Greise eingestanden, daß sie erst in den Propyläen dieses wundervollen Heiligtums stehen."

Alle diese außerkirchlichen Faktoren wirken nun, der eine mehr, der andere weniger, in demselben Geiste auf die Gegenwart ein, wie die Kirche es tun würde, wenn sie ihrer Aufgabe in der Gegenwart nachkäme. Mag also auch der Katholizismus sich von der Kultur völlig gelöst haben, und die protestantischen Kirchen vielfach auf demselben Wege begriffen sein, so gibt es darum doch in dieser Kultur vieles, wo wir das Wehen des heiligen Geistes, das Walten des Gottesreiches auf der Erde wahrnehmen müssen. — Aber freilich, das konnte darum doch nicht ausbleiben, daß, sogut die Kirche unter der Trennung von der Kultur gelitten hat, sogut auch die Kultur es verspüren mußte, daß sie den gesunden segensreichen Einfluß, welcher der Kirche gebührt, entbehrte. Die unbefangene Beurteilung der Stellung der Gegenwart zum Christentum darf daher die hieraus erwachsenen Schäden durchaus nicht außer acht lassen.

Mag es auch noch so Unrecht sein, dem Wort „Zeitgeist" eine mehr schlechte als gute Bedeutung zu geben, so hat dieser „Zeitgeist" doch immerhin seine erheblichen Schattenseiten. Zunächst treten sie natürlich auf dem Gebiete hervor, dessen Ausbildung der Gegenwart die liebste Aufgabe ist, auf dem politischen. Es liegt etwas Tragisches

*) Vgl. Vierordts Rektoratsrede über die Einheit der Wissenschaften, Tübingen, 1865.

Digitized by Google

in dem ungeduldigen Drängen und Treiben auf diesem Gebiete, wodurch alle anderen Interessen verdrängt werden; in der gerade unter dem liberalen Schilde am meisten versteckten Unduldsamkeit gegen alle abweichenden Ansichten; in dem mit der kirchlichen Orthodoxie wetteifernden Bruch des Radikalismus mit der geschichtlichen Entwicklung. Und wie ungeeerchifertigt auch Stahl's Definition der Revolution ist, das muß allerdings zugegeben werden, daß das eigentlich revolutionäre Prinzip die Selbstsucht als oberstes Axiom aufstellt, und von wirklich „liberaler" Handlungsweise noch weiter entfernt ist, wie die reaktionäre Partei.

Noch viel mehr tritt dies bei der sozialen Seite der politischen Revolutionstendenzen zutage; die kommunistischen Projekte der vierziger Jahre sind nur zurückgedrängt, nicht innerlich überwunden.*) Und während alle Fortschrittsparteien sich von dem Sieg ihrer Grundsätze das goldene Zeitalter versprechen — wieviel entsetzliche Nachtseiten entdeckt da ein aufmerksamerer Blick nicht auch an der heutigen Gesellschaft: die weitverbreitete Prostitution, die Trunk- und Spielsucht mit ihren zahllosen Opfern, die Zerrüttung alles Familienlebens im Proletariat, die zunehmende Versagung des Gehorsams in den dienenden Klassen, die hohle Genußsucht der reicheren Stände und den eigentlichen Mammonskultus sowohl bei Hoch wie Gering! Wahrlich, das blinde Rühmen unserer Zeit hört da auf, wo man wirklich diesen Nachtseiten abzuhelfen sucht. Und wenn wir auch mit aller Bestimmtheit die geschichtliche Tatsache konstatieren können, daß das alles früher nicht besser, sondern noch schlimmer gewesen ist, so kann es doch keine größere Lächerlichkeit geben, als die furchtbare Macht der Sünde auch in der Gegenwart leugnen zu wollen, oder es gleichgültig anzusehen, daß die Tendenz, welche gerade mit dieser Hydra den offenen Kampf aufzunehmen hat, daß die Religion durch die schiefe Stellung der Kirche so viel von ihrem für das Wohl der Gesellschaft unentbehrlichen Einflusse eingebüßt hat.

Es hat aber der von so vielen für unübertrefflich und zumal für echt liberal gehaltene Zeitgeist auch noch andere Eigenschaften, die nichts weniger wie liberal sind. Wo die christliche Lebensauffassung als überwundener Standpunkt über Bord geworfen ist, herrscht keine bessere, wissenschaftlichere oder allseitigere Anschauung; im Gegenteil, da machen sich die Extreme des Materialismus und Spiritismus gegenseitig die Herrschaft streitig. Der von allen bedeutenderen Naturforschern wegen seiner unwissenschaftlichen Flachheit in der Behauptung ganz unerwiesener Hypothesen verworfene Materialismus hat in der verschiedensten Form, theoretisch und praktisch, gröber und feiner, seine Nachbeter. Denn während in theoretischer Beziehung die Erkenntnis der Grenzen unseres Wissens schon jetzt einen definitiven Frieden der Parteien herbeiführen könnte, ist doch zugleich hinter dem theoretischen Streit ein praktischer, das gesamte moderne Völkerleben durchziehender Kampf versteckt;**) und der frivolen Spötter über allen Gottesglauben finden sich in einer Zeit, die so viele radikalistische Erschütterungen durchgemacht hat, viel mehr wie in einer Periode ruhiger, normaler Entwicklung.

*) Während wir im übrigen das ganze Zeitbild aus der Mitte der sechziger Jahre ohne alle Randglossen abdrucken, will doch bei dieser sozialen Ausführung darauf aufmerksam gemacht werden, daß damals sogar der Name der „Sozialdemokratie", geschweige die revolutionäre Parteibildung, welche der päpstlichen Politik und ihren Zentrumsadepten neue unerhörte Triumphe in den Schoß fallen ließ, noch gar nicht vorhanden war. Das erst im Keimen Begriffene ist instinktiv vorausgeahnt worden.

**) Vgl. F. A. Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, Iserlohn, 1866.

Digitized by Google

Ebenso naturgemäß gesellt sich aber auch heute dem Materialismus der Spiritismus, der Gotteslengnung der Gespensterglaube hinzu. Justinus Kerner's phantasiereiche „Dichtung" der Seherin von Prevost gehört allerdings in eine andere Kategorie; aber wie es in Amerika weitverbreitete spiritistische Zeitschriften und Gesellschaften gibt, so tauchen auch in Europa, und nicht am wenigsten in Deutschland, immer wieder „tischrückende" Epidemien auf. Und die Vertreter solcher „Seelenkunde" werfen der „Arroganz und Suffisance" der Gelehrten den Fehdehandschuh hin, und erklären die durch sie bewirkte Manifestation der Geister für das Bedeutsamste, was es für den Menschen geben könne, „weil sie das Dasein des Geistes bekunden." *)

Überhaupt aber ist die heutige Literatur, soviel Schönes wir auch vorher an ihr aufweisen konnten, doch durchaus nicht in ihrer Gesamtheit von solcher erfreulichen Art. Im Gegenteil, der Arndt'sche frische, fromme, freie Sinn unserer Literatur ist seit der Vernichtung der Hoffnung der Freiheitskriege, und vor allem unter der Einwirkung der allgemeinen Unbefriedigung der dreißiger und vierziger Jahre fast völlig einem ätzenden Radikalismus gewichen. Wie schon die Strauß-Feuerbach'sche Negation nur ein Teil dieser allgemeinen Regierungstendenz ist, so findet sich in den verschiedensten „Branchen" der Literatur eine sich mannigfach abstufende polemische Stellung, nicht bloß der Kirche, sondern der Religion gegenüber. Zunächst macht sich dies bemerkbar in dem bitteren Spott über den mit der Religion getriebenen Mißbrauch. Wie sind nicht solche Äußerungen weit und breit kolportiert, wie die Humboldt's, wenn er auf die Frage Gerlachs, ob er fleißig zur Kirche gehe, ihm für seine freundliche Gesinnung dankt, daß er ihm den besten Weg zeige, wie jetzt Karriere zu machen sei! Und wie hat nicht der boshafte Witz des Kladderadatsch beim Sturz der neuen Ära die allgemeine Ansicht wiedergegeben, wenn Prudelwitz dem Strudelwitz schreibt, er wolle jetzt doch sein Gesangbuch wieder hervorsuchen! Statt vieler anderer ähnlicher Beispiele sei hier nur noch an Johannes Scherrs Mixed Pickles und die darin enthaltene beißende Biographie eines Frommen in Israel, oder an Rob. Prutz's Gedicht „Der Minister" mit dem Refrain „Das Volk muß glauben, glauben — oder doch so tun" erinnert.

Es ist aber auch weiter dieser Hohn über den Mißbrauch der Religion vielfach zu einer Geringschätzung der Religion selber geworden. Gerade edlere Gemüter, die au fond tiefchristlicher Art sind, haben sich durch die herrschende Religionsform so angewidert gefühlt, daß selbst ein Rückert dichten konnte: „Ihr machet es mir zu toll mit eurem christlichen Leide. Mein Herz ist noch freudenvoll, darum bin ich ein Heide", und daß sich A. von Humboldt nicht bloß zu den bekannten bitteren Äußerungen über „die gleißnerischen Schwarzröcke, die evangelischen Pfaffen, die den katholischen in deren höchster Blüteperiode nichts nachgäben" hinreißen ließ, sondern auch direkt über „den ganzen roman historique der apostolischen Mythensammler" spottete.**) Vor allem aber bietet das verbreitetste Organ unserer belletristischen Literatur immer neue Belege hierfür. Bei aller Anerkennung des oft fälschlich geleugneten sittlichen Kernes der „Gartenlaube" kann doch der immer mehr verbitterte und verbissene Ton in der Behandlung z. B. der inneren Mission,***) und nicht minder die maßlose zu direkten Unwahrheiten führende Lobhudelei der Helden des Radikalismus, wie eines Kinkel und Claffen-Kappel-

*) Vgl. beispielsweise die Seelenkunde von Epp, Mannheim, 1866, mit ihrer Summe von Blödsinn besonders in den Offenbarungen Johannis und Jesu.

**) Vgl. Humboldts Correspondenz mit Varnhagen, S. 111.

***) Vgl. die Nr. 41 von 1865, sowie auch den kurz vorher gebrachten Aufsatz „Der selige Franz".

Digitized by Google

mann, nicht genug beklagt werden. Und wie dies eine Blatt, so stellt sich fast die gesamte Literatur ähnlicher Art.

Durch die schiefe Stellung der ganzen Gärungsperiode, dem allein die Gegensätze versöhnenden Einfluß der Religion gegenüber, ist aber sogar in manchen geistvollen und begabten Männern eine innere Zerrissenheit die Folge gewesen, welche bei dem unglücklichen Lenau bis zum Wahnsinn geführt, Heinrich Heine aber zum Dichter des „Weltschmerzes“ gemacht hat. Ja, es ist eine wahrhaft dämonische Wut gegen die Religion, zu der sich unter diesen Einflüssen nicht wenige verstiegen haben. Denn wie kann man Herweghs grauenhafte Parodien, wie das Lied „Vor den Toren von Damasko machte Paulus einst Fiasko“ oder das andere „Reißt die Kreuze aus der Erden; alle sollen Schwerter werden“; wie die furchtbare Parodie der Bergpredigt durch Titus Ulrich anders charakterisieren! Und ist es nicht auch eine solche blinde sich selbst herabwürdigende Schmähsucht, wenn ein Vogt den zynischen Witz macht, die am meisten affenähnlichen Schädel als Apostelköpfe zu bezeichnen!

Aber auch eine eigentliche sittliche Zerfallenheit konnte bei solchen Prämissen nicht ausbleiben; und gerade die Häupter des „jungen Deutschland“ dokumentieren sie in trauriger Weise. Nur mit dem tiefsten Bedauern kann doch — von Heine ganz abgesehen — der im Trunk förmlich verkommene Grabbe oder der im Selbstmordversuch endende Gutzkow auch den aufrichtigsten Bewunderer ihrer Talente erfüllen. Und nicht anders geht es mit jenen geistreichen Frauen, die, wie Fanny Lewald oder Ludmilla Assing, für ihren reichen Geist der Religion nicht mehr bedürfen, und durch Abstreifung aller echten Weiblichkeit besser glänzen zu können vermeinen. Von den wüsten Dichtern der Revolutionszeit wird wohl am besten völlig geschwiegen.

Dagegen ist schließlich noch ein wichtiger Umstand bei der Frage, wie sich die Literatur zum Christentum stellt, durchaus nicht so außer acht zu lassen, wie es gewöhnlich geschieht: daß in der Presse nicht das Christentum, sondern das Judentum, und zwar meist das Reformjudentum, dominiert. Es ist allerdings ein schöner Zug unserer Zeit, gerade den früher Unterdrückten volle Toleranz zu gewähren, und besonders dem „Heppheppe“-Geschrei der Wiener Kirchenzeitung und ihrer protestantischen Geistesgenossen gegenüber die bürgerliche Gleichberechtigung aller nicht direkt verwerflichen Religionen aufrecht zu erhalten. Aber darum darf man doch die Schäden nicht übersehen, die gerade in der Literatur die zerstörende Tendenz von Leuten ohne Vaterland und ohne Liebe für dessen geschichtliche Entwicklung — wie leider so manche Juden es sind — gehabt hat. Es ist nicht ohne Zufall, daß die politischen Meuchelmörder ein so großes Kontingent unter den May und Blind finden. Wäre es doch sogar unbillig zu verlangen, daß der Jude Achtung oder Sympathie für Zustände haben sollte, unter denen er so lange gelitten hat! Will man daher die Stellung der Gegenwart zum Christentum aufrichtig bezeichnen, so ist dieser Einfluß des Judentums ein sehr ins Gewicht fallender Faktor, der mehr wie alles andere die Nachteile dokumentiert, welche der Kultur ebenso wie der Kirche durch die gegenseitige Trennung erwachsen sind.

Die in diesen vor fast 40 Jahren geschriebenen Ausführungen niedergelegten Beobachtungen werden dem heutigen Leser vielfach als Vordersätze erscheinen, zu welchen die seitherige Entwicklung die Nachsätze hinzugefügt hat. Es würde, wie schon mehrfach, so auch hier ein eigenes Buch nötig sein, um die in der Zwischenzeit dazu getretenen weiteren „Zeichen der Zeit“ in ihrem innern Zusammenhang zu überschauen. Da die eigent-

Digitized by Google

liche Aufgabe dieses Handbuches es aber nicht mit der außerkirchlichen, sondern mit der innerkirchlichen Gestaltung der Dinge zu tun hat, so sind an dieser Stelle nur einige kleinere Nachträge gestattet.

Wer die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in persönlicher Erinnerung hat, wird sich nicht wundern, daß die in jener Zeit in der Tat einzigartige Stellung der „Gartenlaube" auch kirchengeschichtlich eine besondere Berücksichtigung finden mußte. In der Monographie über das Christuslied ist dies sogar in noch größerer Ausdehnung (S. 142 ff.) geschehen. Dagegen haben wir in der Gegenwart nicht nur eine kaum mehr zu überschauende Menge verwandter Organe, sondern es ist auch inzwischen die anfängliche Gegensätzlichkeit von „Daheim" und „Gartenlaube" einer mehr und mehr verwandten Haltung gewichen, und schließlich ist das einst so unabhängige Keilsche Blatt eines der vielen Organe der Scherlschen Beeinflussung der öffentlichen Meinung geworden.

Gerade um dieser späteren Veränderung willen darf es uns jedoch zu wirklicher Genugtuung gereichen, daß das oben von der Blütezeit der Gartenlaube gezeichnete Bild durch die Veröffentlichungen aus Ernst Keils Nachlaß eine charakteristische Bestätigung gefunden hat. Dieselben sind im Jahrgang 1902 des Blattes enthalten und bieten im wesentlichen die „ersten Plannotizen zur Gartenlaube, niedergeschrieben in meiner Zelle Nr. 17 im Landesgefängnis Hubertusburg, Anfang Oktober 1852 in der Dämmerstunde beim Auf- und Niedergehen in der Zelle". Das neue Organ, dessen Plan der ungebrochene Achtundvierziger damals im Gefängnis entwarf, sollte die der Reaktion zum Opfer gefallenen Blätter ersetzen. Mit feinem Instinkt hatte Keil erkannt, welcherlei Interessen nach Niederwerfung der nationalen Interessen die Volksseele bewegten. Was er darüber niedergeschrieben, hat mehr als persönlichen Wert.

Ein Ersatz mußte geschaffen werden oder eine Ergänzung des Blattes in einer Richtung, welche anderen neuerwachten Interessen des Volkes entgegenkam. Ein solches Interesse war durch die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften, ihre auf praktische Verwertung gerichtete Tendenz und den edlen Drang einer Reihe der bedeutendsten deutschen Forscher geweckt worden, ihre Errungenschaften der gebildeten Laienwelt in ansprechender Form mitzuteilen. 1845 hatte der greise Alexander v. Humboldt den ersten Band seines „Kosmos" erscheinen lassen, das Testament seines geistigen Lebens, bestimmt, das Ergebnis seiner Forschungen zum Gemeingut Aller zu machen. Durch das ganze Werk klang der Hinweis auf die Beziehungen zwischen der tieferen Einsicht in das Wesen der Naturkräfte und der geistigen Bildung, sowie dem materiellen Wohlstand der Völker. Um dieselbe Zeit hatte Justus Liebig in seinen „Chemischen Briefen" direkt ausgesprochen, daß die Naturwissenschaft auch fruchtbar für das Staatsleben werden müßte, da sie uns lehre, die einfachsten Mittel zu erkennen und mit dem geringsten Aufwand organischer Kraft die größten Wirkungen zu erzielen.

Das war vor Achtundvierzig gewesen! Nun folgte die Nutzanwendung. Welch ungeheure Kraftvergeudung ohne gegebene Mittel zur Durchführung des Erstrebten

Digitized by Google

hatte die Frankfurter Nationalversammlung betrieben! Jetzt ging die Erkenntnis durch die deutsche Welt, daß der Bau der deutschen Einheit sich nur aufführen ließe, wenn die Mittel und die Grundlage dafür gegeben wären, daß aller menschliche Fortschritt sich nur organisch entwickeln könnte! Nach all den fruchtlosen politischen Debatten sehnte man sich aber auch nach inhaltlich wertvoller Geistesnahrung und festem Halt in der Wirklichkeit. Man suchte in der Beschäftigung mit der Natur, mit ihren großen Gesetzen und Lehren, ihrer herrlichen Erscheinungswelt Trost und Erhebung.

Ist es nicht der erste, und zwar so ideal als möglich formulierte Ursprung der die folgenden Jahrzehnte beherrschenden Popularisierung der damaligen Naturwissenschaft, auf den wir uns hier durch Keil hingewiesen sehen. Denn gerade die Popularisierung ist ihm die Hauptsache:

Fast alle diese Gelehrten schrieben doch nicht verständlich genug für die vielen Tausende, denen in der Schule ein naturwissenschaftlicher Unterricht ganz versagt geblieben war. Diese Lücke war noch zu füllen, und in Ernst Keil gestaltete sich der Plan für ein Organ der Volksaufklärung auf naturwissenschaftlichem Gebiete. In seinem Buchverlage hatte er diese Richtung von Beginn an gepflegt. . . .

Er wollte in durchaus volkstümlichen und mit Abbildungen versehenen „Briefen" die wichtigsten und nächstliegenden Fragen aus dem Naturleben besprechen, und diese belehrenden Briefe sollten so geschrieben sein, „daß sie die gewöhnlichsten Handwerker, besonders aber die Frauen, verstehen können". Auch „der äußere und innere Mensch" sollte in einer Reihe populärer Briefe in gleicher Weise besprochen werden. „Wenn der Mensch sich ganz klar werden will" — so schrieb Keil in seinem Programm, — „so muß er vor allem sich selbst kennen lernen. Das Herz, das Auge, die Lunge, das Ohr, das ganze Nervensystem. Alles spricht darüber, aber niemand kennt es. Diese Kenntnis des menschlichen Körpers den Wenigergebildeten spielend und auf eine unterhaltende Weise beizubringen, ist der Zweck der Abbildungen und der Briefe.

Es sind die Bockschen „Briefe" gemeint, aus deren Zusammenfassung bald nachher das weitverbreitete Buch vom gesunden und kranken Menschen herauswuchs. Für seinen Zweck vortrefflich berechnet, ist es zugleich das kanonische Buch der deutschen Phase des Materialismus geworden. Diese deutsche Phase hat trotz der enormen Fortschritte der naturwissenschaftlichen Grundlage keinerlei neue Gedanken. Es sind die gleichen Trivialitäten, welche schon das klassische Altertum hinter sich gelassen hatte. Sie sind wieder aufgelebt in allen denjenigen Epochen in der Geschichte der modernen Kulturvölker, welche große national-ethische Hoffnungen zu Grabe getragen sahen: in dem Italien der niedergehenden Renaissance, in dem England der Stuartschen Restauration, in dem Frankreich Ludwigs XV. Der erste Band dieses Handbuchs hat diese französische Phase bereits in dem § 23 über den Materialismus in Frankreich und den Methodismus in England als einzelnes Glied in dem großen Gegensatz zwischen der Entwicklung der der Gegenreformation verfallenen und der auf der fortgeführten Reformation sich aufbauenden Völker geschildert. Jetzt, nach der deutschen Revolution, zeigen sich auch die letzteren dem gleichen Geiste verfallen.

Wir dürfen uns auch hinsichtlich dieses Spezialpunktes begnügen, auf

Digitized by Google

den allgemeineren Hintergrund in der „Übertragung der Kirchenfeindschaft der Revolution auf protestantischen Boden“ (III, 2 § 2) zu verweisen. Denn die seit dem gleichen Jahre, in welchem Ernst Keil die Gartenlaube schuf, rasch aufeinander gefolgten Werke von Karl Vogt (Zoologische Briefe, Bilder aus dem Tierleben, Wissenschaft und Köhlerglaube), Roßmäßler (Der Mensch im Spiegel der Natur), Moleschott (Physiologie der Nahrungsmittel), Büchner (Kraft und Stoff), daneben auch die weiteren Untersuchungen in Cottas Geologischen Studien, Blasius' Naturstudien usw. haben die ganze Generation, in welcher Ernst Häckel aufwuchs, von Kind an in ihren Bannkreis gezogen.

Bei dem Rückblick von einer mannigfach veränderten Anschauung aus — aus einer Atmosphäre, in welcher Schriften über Rembrandt als Erzieher, Wesen des Christentums, Welträtsel, Bibel und Babel und noch zahlreiche andere Konkurrenzwerke in sensationellen Tageserfolgen sich ablösten — ist es nicht so leicht, wie Mancher sich gegenwärtig denkt, diejenige Zeit, in welcher das tiefer angelegte deutsche Gemütsleben mit Ernst Keil in der Flucht zur Materie „Trost und Erhebung“ suchte, objektiv zu beurteilen. Denn es ist die gleiche Zeit, in welcher Männer wie Rudolf Haym auch den Theologen einen ganz anders festen Halt bieten mußten, wie die damals von oben herab begünstigte Theologie. Wir haben eben um dieser Einwirkung Hayms willen schon oben eine Episode aus dem Halleschen Studentenleben in die Erzählung hineingestellt. Aber die wissenschaftliche Abweisung des Materialismus hat sich überhaupt schon damals mit der vollen Anerkennung des unter seinen Formeln in manchem seiner Vertreter verborgenen Idealismus zu verbinden gehabt. Der edelste Typus dafür ist wohl jener für den Materialismus zum Märtyrer gewordene österreichische Bauerneremit (Konrad Deubler aus Goisern bei Ischl), der in Feuerbach seinen Messias fand, mit dem Häckel eifrigen Briefwechsel pflegte, und dem Dodel-Port ein biographisches Denkmal gesetzt hat. Und der scharfsichtigste theologische Gegner ist der jüngere Beyschlag gerade deshalb geworden, weil er tiefer als andere die Ursachen erkannte, weshalb die dumpfe Schwüle der Reaktion die freiheitlich Gesinnten in den Materialismus hineindrängte. Da wir hier nicht näher auf Einzelheiten eingehen können, so ist wohl noch die Bezugnahme auf das „Sendschreiben an Ernst Häckel“ gestattet.

Auch die schöne Literatur, wenn auch noch nicht durch die Nietzscheschen Delirien vergiftet, spiegelt vielfach eine bewußt „antichristliche“ Zeitrichtung ab. An der Tafelrunde des edlen Königs Max haben Emanuel Geibel und Paul Heyse als Freunde nebeneinander gesessen. Aber während Geibel für das Christuslied eine neue Blüteepoche anbahnte, sind die Romane, die Dramen, die Novellen von Heyse in die Bahnen jener italieni-

Digitized by Google

schen Spätrenaissance, die sich mit der Umgebung Leos X. an dem Sport der Unsterblichkeitsleugnung erfreute, eingelenkt. Der späteren Moderne hat sich Paul Heyse gegnerisch gegenübergestellt, und sie ihrerseits hat ihn schon früh zum alten Eisen geworfen. Aber gerade in seinem Alter hat er die jugendlichsten seiner Werke geschaffen, und in ernsten Zeiten hat er sich als Charakter erwiesen, der der einen Tagesströmung gerade so Trotz zu bieten vermochte wie der anderen. So bei seinem Rücktritt von der Leitung des Maximiliansordens, als die Verleihung dieses Ordens an Anzengruber durch die gleichen dunklen Mächte verhindert wurde, die wenigstens zeitweilig dem altkatholischen Bonner Professor Langen die Mitgliedschaft der bayerischen Akademie vorenthielten. Der Großherzog Karl Alexander von Weimar hat diesem Schritt Heyses eine echt fürstlich gesinnte Anerkennung gespendet.

Die künstlerischen Schöpfungen Heyses sind für die Lebensanschauungen der Religion Jesu wenig ergiebig. Um so mehr aber werden seine „Lebenserinnerungen und Bekenntnisse“ (Berlin, Hertz, 1900) auch ein religionsgeschichtliches Interesse bewahren. Die allgemeinste Teilnahme wird sich wohl auch in Zukunft der Abschnitt über König Max und das alte München erhalten. Aber auch die früheren Abschnitte (Elternhaus und Lehrjahre, Bonner Studentenzeit und italienische Reise) sind für die interkonfessionellen Verhältnisse lehrreich. Nicht am wenigsten wegen des Einblicks in die „jüdische Aristokratie“, der die Mutter Heyses angehört hat.

Wir haben aus den Dichtern dieser Zeit den einen Heyse auch deshalb herausgegriffen, um ihn den anderswo behandelten gleichzeitigen Dichtern der neuen Christuslieder gegenüberzustellen. Aber eine christliche Kulturgeschichte, wie sie der gelehrte Ahrendts als Skizze hinterließ, hat gerade in jener Zeit das gesamte Literaturgebiet, soweit es sich wenigstens um bleibend wertvolle Dichterschöpfungen handelt, in der gleichen Art zu durchdringen, wie es einst Gelzer mit Bezug auf die Anfänge der klassischen Periode getan hat. A. Bartels und K. Busse sind ja heute auf gutem Wege dazu, und für weitere Kreise ist Robert König noch heute brauchbar. Aber wie wir schon mit Bezug auf die Baumgartnersche Goethebiographie zu konstatieren hatten, kommen hier in Zukunft doch noch andere ernste Aufgaben dazu. Denn es muß die vatikanische Geschichtsbetrachtung, die sich als „christliche“ rühmt, auch mit Bezug auf die Geschichte der Poesie in ihrer infallibilistischen Methode studiert werden. Die sogenannte „Verchristlichung“ der Literaturgeschichte ist durch Norrenberg, Brugier, Keiter, Kreiten und die ganze, allen ihren Werken zu Grunde liegende (in der Monographie über „das Christuslied“ als „modernes Warenhaus“ gekennzeichnete) Tendenz zu der gleichen Karrikatur geworden, wie die soge-

Digitized by Google

nannt „christliche Geschichtsauffassung“ durch Hipler. Aber neben den abschreckenden Leistungen stehen doch auch andere, und es sind hier wenigstens Wege eingeschlagen worden, die auf evangelischem Boden erst viel später gebahnt wurden. Wenn die „Christliche Welt“ in so weiten Kreisen so rasch beliebt wurde, so hat dies nicht zum geringsten Teile daran gelegen, daß sie gerade hier einem allgemein gefühlten Bedürfnisse in etwas anderer Art als einst die „Evangelische“ und die „Neue Evangelische Kirchenzeitung“ entgegengekommen ist.

Im Anschluß an die interkonfessionelle Position Heyses endlich noch ein kurzes Wort über die vor einem halben Jahrhundert empfangenen Eindrücke von den mancherlei Seiten in den Beziehungen zwischen Judentum und Christentum. Diese Eindrücke führten sich damals in erster Reihe auf eine gewisse Vorahnung des nachmaligen Wiener Antisemitismus zurück. Ein längerer Aufenthalt in Wien im Jahre 1863 hatte mich in die Herrschaft der Hochfinanz über die höfischen Kreise, aber auch in die deutlich verspürbare Verstimmung der kleinbürgerlichen hineinblicken lassen. Dazu trat nicht viel später die furchtbare Tragik in dem Lebensausgang des einzigen erfolgreichen österreichischen Heerführers im Kriege von 1866 (von der Gabelentz), eine Tragik, die sich schließlich doch auch auf seine Verquickung mit der Hochfinanz zurückführte. In der gleichen Zeit begannen aber auch bereits die unbefangensten unserer alttestamentlichen Forscher (wie Hitzig) auf den bereits deutlich verspürbaren Rückschlag gegen das — durch die Kontroverse über das zweite Straußische Leben Jesu maßlos gesteigerte — Selbstgefühl der Grätz, Emanuel Teutsch, Abraham Geiger hinzuweisen. Es hat auch nicht mehr lange gedauert, bis die antisemitischen Rasseninstinkte in Wien unter Luegers schlauer Führung sich zur „christlich-sozialen“ Parteibildung verdichteten, um bald auch in Berlin durch die Stöckerschen Genossen Nachahmung zu finden. Aber gerade in der Zeit der steigenden sozialen Gegensätze hatte bereits der Straußische „Neue Glaube“ die gemeinsame Grundlage der nationalen und der universellen Religion wieder mehr heraustreten lassen. Schon im ersten und dritten Bande dieses Handbuchs haben wir es uns angelegen sein lassen, diese gemeinsame Grundlage, wo es nur anging, in den Vordergrund zu stellen. Persönlich ist der Verfasser dabei vornehmlich in die Schule seiner Leydener Freunde Kuenen und Rauwenhoff gegangen. Aber es wird schwerlich mehr lange dauern können, bis die (einst von Schroeckhs nie ermattendem Fleiß von einer Periode zur andern literarisch verfolgten) Berührungen beider Religionen in etwas tieferer Weise behandelt werden müssen, als es in Harnacks „Wesen des Christentums“ und Delitzsch' „Babel und Bibel“ geschah. Denn daß der Offenbarungsgedanke, wie ihn Richard Rothe aus der Inspirationsschablone heraus gerettet, gerade von

Digitized by Google

der ernsten jüdischen Theologie schärfer als vorher betont wird, läßt sich nicht mehr verkennen. Und wer dürfte die Möglichkeit abstreiten, daß die Religion Jesu in der Zukunft vielleicht noch mehr auf sogenannt jüdischem, als auf sogenannt christlichem Boden aus ihren Früchten heraus erkannt werden wird?

Überhaupt: „Religion außerhalb der Kirche" will doch auch in Zukunft stets als Religion verstanden sein. Es ist jetzt schon lange her, daß Hermann Reuchlin, der Kenner Port Royals und der Freund des seiner Einigung entgegengehenden Italiens, in Frankreich zwischen der Religion innerhalb und außerhalb der Kirche zu unterscheiden begonnen hat. Er hat damals unter der Kirche noch allein die römisch-katholische verstanden. Ist nicht aber die gleiche Unterscheidung auch im protestantischen Deutschland immer nötiger geworden? Mit Beziehung auf eine spätere Phase unserer Nationalgeschichte sind die außerkirchlichen religiösen Bewegungen in die „Zeitfragen und Zukunftsaufgaben" (III, 1 § 5) hineingestellt worden. Aber schon für die Zeit von 1848—1870 läßt sich nicht verkennen, daß die belgischen Freidenker nicht mehr als das unbedingte Vorbild galten, dem die deutschen Liberalen zu folgen hätten. Jene haben nicht nur Frauen und Kinder der Bigotterie preisgegeben, sondern in der Sterbestunde auch den eigenen Körper. Die Führer der freien Gemeinden in Deutschland aber haben sogar einem Renan das Vorbild gegeben, wie auch der Tod mit der Überzeugungstreue des Lebens in Übereinstimmung zu bringen ist.

Ein Mann wie Rupp hat sogar erst nach seinem Tode seine wirkliche Bedeutung gewonnen. Gedenken wir darum noch einmal im Anschluß an die §§ 18 und 26 der aus seinem Kreise hervorgegangenen „Reformblätter aus dem Kreise der ostdeutschen freien religiösen Gemeinden". Im Vergleiche mit der modernen Sündflut von Feuilletons über das Leben Jesu verdienen z. B. die noch von Rupp selber herrührenden Aufsätze „Zur Evangelienlektüre" in dem Jahrgang 1881 einen genaueren Vergleich zwischen dem Damals und Jetzt. Daneben stellt sich das Breslauer „Sonntagsblatt" (Freireligiöses Familienblatt für freie Gemeinden und deren Freunde). Die hier in den Nummern 31/32, 40/41 kritisierten „Theologenurteile über unsere Gemeinden" werden jedoch besser erst in der Rundschau über die folgende Periode zur Vergleichung herangezogen. Psychologisch am interessantesten ist es wohl, daß ein früherer römisch-katholischer Professor am Mainzer Seminar (C. Schieler) der Biograph Rupps geworden ist und in dessen Lebensbilde zugleich „die freie religiöse Bewegung in der katholischen und evangelischen Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert" in Parallele gestellt hat. Last not least seien endlich die Reden am Grabe Rupps (1884) allen denjenigen empfohlen, welche

Digitized by Google

in der Zeit der parlamentarischen Kuhhändel sich wenigstens die Achtung vor fremder Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit bewahrt haben.

---

§ 28.

Kirchentag und kirchliche Sanktionierung der inneren Mission.

In dem § 50 der ersten Auflagen über „die neuen Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche" konnten noch eine Reihe von Bestrebungen zusammengefaßt werden, von welchen nunmehr jede einzelne ihre gesonderte Darstellung verlangt. Bereits in den früheren Perioden sind wir daher sowohl bei den Anfängen der äußeren und inneren Mission wie bei denjenigen des Gustav Adolf-Vereins und des Diakonissenwesens zwar von der ursprünglichen Skizze ausgegangen, haben ihr aber jedesmal eine umfänglichere Illustration folgen lassen. In der dritten Periode ist die gleiche Methode noch ungleich mehr am Platze. Denn nach der Zersetzung der altkirchlichen Formen durch die Revolution und ihrer Galvanisierung durch die Reaktion war es in noch viel höherem Grade vonnöten, daß die innerlich kirchlichen Kreise sich ihrer brachliegenden Kräfte wieder bewußt wurden. Es ist denn auch eine ganze Reihe von Einigungsbestrebungen sowohl von Rechts wie von Links ausgegangen, welche die vielfach schon als verloren erachtete Stellung der Kirche im Volksleben neu zu kräftigen versuchten. Obenan steht darunter die Begründung des Evangelischen Kirchentags und die begeisterte Begrüßung des Wichernschen Programms durch denselben.

Unsere frühere Darstellung hatte unmittelbar vorher die von den offiziellen Kirchenregierungen beschickten „Eisenacher Konferenzen" charakterisiert, hat dabei freilich nur ihre vieljährige Unfruchtbarkeit konstatieren können, die im Grunde erst durch die vom Evangelischen Bunde geforderte und durch die Initiative des Gothaer Regenten (Erbprinzen von Hohenlohe) ins Leben gerufene Einsetzung des „kirchlichen Ausschusses" einer wirklich fruchtbringenden Tätigkeit gewichen ist. An jene Charakteristik der Konferenzen reihte dann die Übersicht über den Verlauf der Kirchentage sich an:

Wichtiger sind die aus der sogenannten Sandhofskonferenz „gläubiger" Pfarrer in Frankfurt a. M. hervorgegangenen Versammlungen des deutschen Kirchentages geworden, von denen man endlich eine würdige Vertretung der evangelischen Gesamtkirche erhoffte, und mit denen von Anfang an auch die Arbeiten der inneren Mission eng verbunden wurden. Es war das Revolutionsjahr 1848 selbst, in dessen Nach-

Digitized by Google

sommer der erste Kirchentag in Wittenberg tagte, und obgleich sofort Harleß in Leipzig eine lutherische Konferenz versammelte, die gegen ein solches Konföderationsunternehmen Protest einlegen mußte, fand doch die zweite Versammlung 1849 in Wittenberg zweihundert Teilnehmer mehr wie die erste. Eine wirkliche Repräsentation der Kirche wurde jedoch auch diesmal nicht zu Stande gebracht; vielmehr gewann der Kirchentag einfach den Charakter einer großen Pastoralkonferenz, wie es gleich die dritte Versammlung in Stuttgart bewies, die übrigens sofort auch die höchste Zahl von Teilnehmern (2000) zählte. Es wurde dann 1851 in Elberfeld besonders über das Verhältnis der freien Vereinstätigkeit zum geistlichen Amte, 1852 in Bremen über die Kultusfrage beraten. Der Berliner Kirchentag von 1853 bekannte sich zur Augsburger Konfession in der Form der variata, wogegen einerseits die lutherischen Professoren von Leipzig, Erlangen und Rostock protestierten, andererseits die eben entstandene Protestantische Kirchenzeitung. In Frankfurt 1854, Lübeck 1856 und Stuttgart 1857 wurden wichtige Einzelfragen, wie Kindertaufe, Ehescheidung, Heidenmission besprochen. Der 1858 in Hamburg gehaltene Kirchentag hatte gegen die früheren den Vorteil, daß Hengstenberg und Stahl nicht mehr auf ihm erschienen. Da gleich hernach auch der bisherige Präsident von Bethmann-Hollweg Kultusminister in Berlin wurde, so erhielten die Verhandlungen überhaupt von da an einen etwas anderen Charakter. In Barmen wurden 1860 lebhafte Verhandlungen über das Verhältnis von Literatur und Christentum durch einen geistvollen Vortrag Langes eröffnet; aber die weitere Debatte hielt sich nicht auf derselben Höhe. Von dem Brandenburger Kirchentag 1862 mußte ein lobpreisender Berichterstatter in Gelzers Monatsblättern klagen, daß er den Charakter einer rein preußischen Konferenz angenommen habe. Der dreizehnte Kirchentag in Altenburg 1864 brachte nicht bloß die Vorträge über die wichtige Zeitfrage des Lebens Jesu, sondern auch die Klage Beyschlags über das Mundtotmachen der Theologie von Neander und Nitzsch.

Das reaktionäre Interesse, in das der Kirchentag von vornherein verwickelt wurde, trat gleich anfangs in der Petition an den Großherzog von Oldenburg um Abschaffung der liberalen Kirchenverfassung zu Tage. Der Protest gegen die von dem Bundestage sofort nach seiner Wiederherstellung reaktivierten Spielhöllen verlief wirkungslos. Von den letzten Kirchentagen urteilte die Protestantische Kirchenzeitung auf Grund mehrerer frappanter Tatsachen, daß sie hauptsächlich die Bedeutung eines Anstellungsbureaus gehabt hätten, indem sich der Berliner Generalsuperintendent Hoffmann dorthin die Redner verschrieben, die er hernach nach dem Kirchentags-Debut nach Berlin ziehen wollte. Die größte Hoffnung, die auf den Kirchentag gesetzt worden war, die einer Einigung der in sich gespaltenen evangelischen Kirche, hat er jedenfalls nicht erfüllt; doch ist manche gute Anregung von ihm ausgegangen, und kann er, durch die Nötigung seitens des Protestantenvereins auf eine liberalere Bahn gelenkt, vielleicht auch fernerhin mäßigen Erwartungen entsprechen.

Es dürfte wenig Biographien von Theologen aus derjenigen Generation geben, welche das Revolutionsjahr mit kirchlichem Interesse durchlebte, in welchen die Teilnahme an den Verhandlungen des Kirchentags nicht ein wichtiges Kapitel ausmachte. Aus den zahlreichen Belegen dafür heben sich aber obenan Beyschlags Erzählungen heraus, sowohl in dem Jugendwerke über das „Leben eines Frühvollendeten", wie in dem autobiographischen Werke seines Alters.

Schon das erstere Werk hat die Frankfurter Atmosphäre, aus welcher

Digitized by Google

die sogenannte Sandhofskonferenz hervorwuchs, mit wahrhaft künstlerischer Lebensfrische ausgemalt. Die Selbstbiographie aber hat, schon bevor diese Sandhofskonferenz zur Wiege des Kirchentages wurde, ihrer mehrfach zu gedenken gehabt. Es sei hier wenigstens an den tragikomischen Gang der Dinge auf der Tagung des Vorjahres erinnert. Es ward dort über die Haltung von Nitzsch auf der Generalsynode zu Gericht gesessen. Unvermutet trat Nitzsch dann selber ein, und sofort war die Stimmung der Versammelten ins Gegenteil umgeschlagen („Aus meinem Leben", I, S. 264/66). Von viel allgemeinerer Bedeutung aber ist der Hergang auf jener entscheidenden Versammlung, aus welcher der Aufruf zum Kirchentage hervorging. Beyschlag ist als jugendlicher Kandidat einer der Protokollführer gewesen und hat auch die Aufzeichnungen seines früh verstorbenen Kollegen in der Protokollführung neben seinen eigenen benutzen können. So ist es ein für die Kirchengeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig unentbehrliches Aktenstück (I, 303—307), welches deshalb hier wörtliche Mitteilung verlangt.

Die Lage der evangelischen Kirche in Deutschland war auch von anderer Seite dazu angetan, ihren Freunden die schwersten Besorgnisse einzuflößen. Mochte die in der Kommission des Parlaments mit 13 gegen 12 Stimmen abgelehnte völlige Trennung von Staat und Kirche durchgehen oder nicht, jedenfalls war das bisherige Verhältnis zwischen beiden durch die Umgestaltungen, denen das Staatsleben entgegenging, unhaltbar geworden, und andererseits war durch die politische Zeitströmung für die zu erwartende Neuverfassung der Kirche die breiteste demokratische Basis nahegelegt. Gegen ein solches demokratisches Experiment, wie man es der voraufgegangenen lichtfreundlichen Bewegung durchaus zutrauen mußte, und wie es in der Pfalz und in Oldenburg in der Tat gemacht ward, waren diejenigen, welche in der Kirche nicht die Volkssouveränität auch über die Souveränität Christi und seines Evangeliums entscheiden lassen wollten, fast ohne Waffen. Auf einen Schutz des kirchlichen Bekenntnisses seitens der Regierungen war ganz und gar nicht zu rechnen; die weitgehenden Zugeständnisse, welche in Preußen selbst ein Mann wie Graf Schwerin den unter seinem Amtsvorgänger Eichhorn Gemaßregelten machte, zeigten die evangelische Landeskirche recht als Spielball wechselnder politischer Strömungen. Und während so das im Sturme schwankende Staatsschiff die Kirche in seine eigene Schaukelbewegung hineinriß, hatte sie nicht einmal ein Organ, ihren Sinn und Willen auch nur klarzustellen, einen Mund, zu sagen, was sie leide. Hier begannen unsere kurzsichtigen Frommen den unsinnigen Satz zu verlernen, den sie bis dahin so oft im Munde geführt, die evangelische Kirche könne unter jeder beliebigen Verfassung gleich gut gedeihen.

Schon auf der Frühjahrstagung unserer Sandhofskonferenz hatte die schmerzlich und angstvoll empfundene Zeitlage zu der Frage geführt, ob nicht — dem politischen Vorparlament ähnlich — eine freie deutsch-evangelische Notabelnversammlung zu veranstalten sei, ein „Kirchentag", der vor den Regierungen wie vor dem Volke das der evangelischen Kirche in Deutschland Nottuende zur Aussprache brächte? Eine Kommission war zur Vorberatung dieser Frage eingesetzt und auf den 21. Juni eine außerordentliche Konferenz zur Beschlußfassung anberaumt worden. Die aufgeworfene Lebensfrage der deutsch-evangelischen Kirche, über welche seitens der Kommission brief-

Digitized by Google

lich mit allerlei Autoritäten verhandelt worden war, zog eine ganze Anzahl hervorragender kirchlicher Männer herbei, einen Bethmann-Hollweg, Dorner, Ullmann, Hundeshagen, und so gewann unsere Sandhofskonferenz eine weit über ihre seitherige Geschichte hinausreichende Bedeutung; sie wurde in der Tat die Wiege der „Kirchentage", welche über ein Jahrzehnt hindurch in der deutsch-evangelischen Entwicklung eine einflußreiche Stelle behauptet haben.

Es lohnt sich noch heute, festzustellen, wie hoch die ursprünglichen Ideen die nachmalige praktische Ausführung überragt haben, und da ich in jener grundlegenden Konferenz in Gemeinschaft mit einem Schulfreunde, dem früh verstorbenen Kandidaten Löhn, das Protokoll zu führen hatte, dessen Doppelkonzept ich noch besitze, so bin ich hierzu auch wie heute kein Anderer mehr in der Lage. Obwohl die Konferenz sich ausschließlich aus streng konservativen Männern, entschiedenen „Positiven", wo nicht geradezu Konfessionellen, zusammensetzte, so war sie doch auf zwei Hauptpunkten im Vergleich mit heute von weit größerer, denkwürdiger Liberalität. Einmal darin, daß man durchaus auf eine organische Zusammenfassung der einzelnen deutschen Landeskirchen, auf eine „Deutsche Nationalkirche", ausging. So wenig man Union machen wollte, ja bei aller Schonung der Konfessionellsten, deren Sezession man unter Umständen befürchtete, war man darin doch eines Sinnes, daß das Gemeinsame des evangelischen Bekenntnisses so überwiege, um ein einheitliches Rechtsleben der seitherigen Landeskirchen zu gestatten und wie wünschenswert eine solche nationalkirchliche Vereinigung sowohl dem papistischen wie dem territorialistischen Divide et impera gegenüber sei, darüber war vollends kein Streit. Ebenso denkwürdig war die Behandlung der Bekenntnisfrage selbst. Der Schwerpunkt des ganzen Unternehmens lag in der Sicherstellung der positiven Bekenntnisgrundlage gegen eine bekenntnislose Majoritätenherrschaft: dennoch war man auf allen Seiten der Meinung, daß diese Grundlage, ohne die alten Bekenntnisse anzutasten, so breit gelegt werden müsse, um womöglich alle Wohlmeinenden zu tragen und zusammenzuhalten.

Als es sich um den Bekenntnistitel handelte, auf den hin der erste Kirchentag zusammengerufen werden sollte, da hatte Hengstenberg die Augustana, Harleß und Löhe „die lutherischen Symbole" empfohlen; — der lutherisch-konfessionelle Vorsitzende, Philipp Wackernagel, wollte mildernd auf das Apostolicum zurückgehen. Da fragte der ebenfalls lutherisch-konfessionelle Frankfurter Pfarrer Deichler, ob denn diejenigen, welche einzelne Punkte des Apostolicums nicht mitbekannten, deshalb ausgeschlossen sein sollten, und das wollte auch Wackernagel nicht Wort haben. Bei der schließlichen Abstimmung wurde sowohl die Augustana als das Apostolicum abgelehnt und die von Ullmann vorgeschlagene weitherzigste Formel „Alle, die auf dem Grund *des evangelischen Bekenntnisses* stehen" mit 83 gegen 5 Stimmen genehmigt. Und zwar geschah dies, nachdem der Gegenvorschlag „auf dem Grund *der evangelischen Bekenntnisse*" gemacht, erörtert und gegenüber der etwas laienhaften Mahnung Bethmann-Hollwegs, „nicht Silbenstecherei zu treiben" von Dorner und Ullmann in seinem Unterschiede von der freieren Formel klargestellt worden war. Dieselbe Milde und Weite zeigte sich bei der schließlichen Abstimmung über die 20 Namen, welche behufs Unterschrift der Einladung zum ersten Kirchentage erbeten werden sollten. Von 53 noch Anwesenden vereinigten 49 ihre Stimmen auf Bethmann-Hollweg, dessen mannhafter Glaubensmut allen Skrupeln gegenüber in der Versammlung am meisten durchgeschlagen hatte. Der zweite Vertrauensmann war mit 38 Stimmen der nicht anwesende und seit der Generalsynode so viel verdächtigte Nitzsch, und erst an neunter Stelle kam mit 29 Stimmen Hengstenberg. Über die ganze Konferenz habe ich damals, um die Be-

Digitized by Google

richterstattung nicht der „Evangelischen Kirchenzeitung“ Hengstenbergs zu überlassen, einen Bericht in die „Allgemeine Kirchenzeitung“ geschrieben.

Allerdings der Kirchentag ist auf jener weitherzigen Basis niemals zusammengetreten; er ist durch einen konfessionellen Eingriff, der an das „der Zweck heiligt die Mittel“ erinnert, schon in der Geburt verkrüppelt worden. Unglaublich, aber wahr, — ich kann es nicht nur als Protokollführer bezeugen, sondern auch urkundlich belegen: Philipp Wackernagel, der mit „den evangelischen Bekenntnissen“ in der Minderheit geblieben war, veränderte in dem von ihm als Präses ausgehenden Anschreiben die mit 83 Stimmen beschlossene Formel eigenmächtig in die gegen 5 Stimmen verworfene. Als die Sandhofskonferenz anfangs September kurz vor dem ersten Kirchentage nochmals zusammentrat, blieb dieser Willkürakt unbemerkt, war aber nicht mehr gut zu machen, da die Einladung bereits in der gefälschten Form ergangen war. Ich war im Begriff, so jung ich war, den anwesenden Wackernagel öffentlich zu interpellieren, aber Nitzsch, der mir gegenüber saß, winkte mir, es nicht zu tun, und so blieb es bei einem mittelbaren Ausdruck der allgemeinen Mißbilligung — die Konferenz wählte ihren seitherigen Vorsitzenden nicht wieder. Das ist die Vorgeschichte des Kirchentags, der bekanntlich am 21. September 1848 in Wittenberg zusammentrat, dort aber in seiner kirchenpolitischen Bestimmung und Bedeutung überflügelt ward durch Wicherns hinreißenden Aufruf zur „inneren Mission“. Der ausgezeichnete Mann, der ebendamit aus bescheidener Verborgenheit hervortrat, erblickte in der Verwahrlosung und Entchristlichung der Massen, wie sie in jener Sturmeszeit offenbar geworden war, den noch dringenderen Notstand der evangelischen Kirche, und während die bald folgenden Reaktionszeiten den Kirchentag von seiner ursprünglichen Aufgabe fast völlig abdrängten, sollte dies von Wichern in seinen Anfängen gelegte Senfkorn zum großen segensreichen Baume erwachsen.

Auch von der weiteren Gestaltung der Kirchentage können wenig andere so wie Beyschlag als Sachkenner zeugen. Nur mit lebhaftem Bedauern stehe ich davon ab, die malerischen Schilderungen des Bremer (I, S. 472/3) und Frankfurter (I, 515/8) Kirchentages ebenfalls einzuschalten. Es sind ernste und doch hoffnungsvolle Zeitbilder aus den Jahren 1852 und 1854, aus welchen das „junge Geschlecht“, welchem Beyschlag in einem seiner letzten Gedichte scharf ins Gewissen geredet hat, noch viel zu lernen haben dürfte. Statt ihrer aber übernehmen wir wenigstens noch seine Schilderung der „Sezession“ auf dem Stuttgarter Kirchentage (1857) als eines der Vorspiele der „neuen Ära“ in Preußen (II, S. 38/9):

Der Stuttgarter Kirchentag lag uns so nahe, daß auch meine Karlsruher theologischen Freunde die Gelegenheit nicht versäumen mochten, mit dem schwäbischen, wie mit dem allgemeinen deutschen kirchlichen Leben Fühlung zu gewinnen. Wir hatten erquickliche Begegnungen mit allerlei Größen der württembergischen Kirche; dagegen waren die Kirchentagsverhandlungen nicht ohne bedenkliche Züge. Die reaktionäre Kirchlichkeit der 50er Jahre zeigte ihren Übermut und ihre Beschränktheit drastischer als je zuvor; andererseits trat ihr auch entschlossenere Abwehr entgegen. Die taktlose Kritik, welche ein rheinischer Eiferer am Stuttgarter Königspalast wegen mangeluden Tischgebets übte, hätte wenigstens den Anschein von Mut gehabt, wenn nicht am folgenden Tage eine klägliche Palinodie nachgefolgt wäre. Die Frage der klassischen Jugendbildungsmittel führte zu einem fanatischen Angriff auf Schiller und Goethe als moderne Heiden, die man noch mehr als die alten Klassiker in der Jugendbildung

Digitized by Google

zurückzustellen habe: es war Wichern, der dem einen kräftigen Protest entgegensetzte. Am bedenksamsten aber war ein offener Konflikt, der zwischen den beiden seither auf den Kirchentagen vereinigten Richtungen, der positiv unionistischen und der lutherisch-konfessionellen, zum Ausbruch kam. Die unionsfreundliche Richtung war auf den Kirchentagen immer in der Mehrheit gewesen und hatte sich gleichwohl von den konfessionellen Triumvirn Stahl, Hengstenberg und Sander, einschüchtern lassen. Jetzt hatte Bethmann-Hollweg, um doch ein Minimum von deutsch-evangelischer Eintracht herzustellen, die Frage der Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten auf die Tagesordnung gebracht, und sowohl das Referat wie die Diskussion war in seinem Sinne ausgefallen. Das verdroß Stahl, der an diesem Tage das Präsidium führte, und so benutzte er sein Recht, die geschlossene Debatte zu resümieren, zu einer eingehenden Bestreitung des in der Versammlung hervorgetretenen unionsfreundlichen Entscheids, eine Bestreitung, auf welche niemand mehr zu antworten befugt war. Er war im besten Flusse seiner eminenten dialektisch-rethorischen Begabung, als Johann Peter Lange aufsprang und ihn mit dem Vorwurf, daß er sein Präsidialrecht mißbrauche, unterbrach. Eine stürmische Scene folgte: Bethmann-Hollweg mußte das Präsidium übernehmen, und nun beschloß die Versammlung, daß Stahl zwar ausreden solle, daß aber der Präsident nur zur Zusammenfassung, nicht zur Wiederaufnahme und Kritik der geschlossenen Debatte befugt sei. Von da an mieden Stahl, Hengstenberg und Sander die Kirchentage, und diese wurden zu friedlichen, aber desto einflußloseren Tagungen der positiv gerichteten Unionsfreunde.

Auch aus den späteren Jahren hat die Beyschlagsche Selbstbiographie noch von drei weiteren Kirchentagen berichten können.

Kurze Zeit, nachdem er dem badischen Kirchenstreit, auf welchen wir in etwas späterem Zusammenhang noch zu reden kommen müssen, durch seine Berufung nach Halle entrückt worden war, fand der Kirchentag in Brandenburg (1862) statt, auf dem Herrmann seine auf Verschmelzung des konsistorialen und des presbyterialen Elements ausgehenden Kirchenverfassungspläne vorlegte (II, S. 198). Herrmann hat damals ähnlich wie Beyschlag noch den Gegensatz gegen die in Baden durchgeführten neuen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt. In Beyschlags Augen war die Rothesche Verteidigung derselben durch den Herrmannschen Vortrag „vernichtet". Die spätere Entwicklung hat wenigstens Herrmann ein anderes Urteil darüber fällen lassen. Für die unglücklichste Zeit in Beyschlags Leben hat das Verhängnis in der Nichtbeachtung der Rotheschen Gesamtanschauung gelegen.

Zwei Jahre später ist Beyschlag in Altenburg die Gelegenheit gegeben worden (1864), sich an seinem heftigsten badischen Gegner, an Schenkel, zu rächen. Er hat statt dessen nach dem Gleichnis von den feurigen Kohlen gehandelt. Bei der Aufstellung des Themas der Verhandlungen über das Leben Jesu war ersichtlich der Zweck verfolgt worden, der Protestbewegung gegen Schenkels Charakterbild Jesu weiteren Sukkurs zu verschaffen. Das hat Beyschlag verschmäht und sich ohne Bezugnahme auf Schenkel auf die Renansche und Straußische Darstellung beschränkt. Schon dies war für die leidenschaftliche Orthodoxie, die ohnedem von einem „Nutzen" jener Verhandlungen nichts wissen wollte, eine Enttäuschung. Nun aber kam die ehrliche Erklärung Beyschlags dazu, daß er in der neutestamentlichen Christologie die spätere Zweinaturenlehre nicht finden könne. Die Hengstenbergische Kirchenzeitung hat darauf Beyschlag sofort in den gleichen Topf mit Schenkel geworfen und ihn in der nächsten „Vorrede" zum Gegenstand ihrer stärksten Verfluchungen gewählt. In dem Abschnitt „Theologische Entfaltung und Verfehmung in Beyschlags Leben" bildet diese Altenburger Episode den

Digitized by Google

Mittelpunkt der Erzählung (II, S. 209–236), an den sich die Entstehung des Werkes über die neutestamentliche Christologie und die anonymen Angriffe seines Kollegen Wuttke auf dasselbe anschließen. Mit Bezug auf die Stellung der Kirchentage in jener Zeit wirft zugleich ein Brief Hoffmanns an Beyschlag (S. 242) ebenfalls noch etwas ab.

Auch noch der letzte aller Kirchentage, welcher nach der so übel verlaufenen Oktoberversammlung von 1871 noch einmal für das Jahr 1872 nach Halle berufen wurde, kann von Beyschlag, der schon die Vorbereitung mit geleitet hatte, nach eigener Teilnahme geschildert wurden (II, S. 339/40). Schon in etwas früherem Zusammenhange (S. 334) hat er kein Hehl aus der Unzulänglichkeit der ihm selber auf das engste befreundeten führenden Persönlichkeiten gemacht (Dorner niemals praktisch, Hoffmann mit allen seinen Entwürfen gescheitert, Wichern schon vor dem traurigen Fiasko auf der Oktoberversammlung durch einen Schlaganfall gelähmt). Genug — die Ergebnisse der Jahre 1871 und 1872 sind so wenig befriedigende gewesen, daß von da ab an die Stelle der Kirchentage eine andere Organisation trat, in welcher zunächst die später auseinandergehenden Gruppen der Evangelischen Vereinigung und der positiven Union zusammenstanden. Gerade die entscheidenden Jahre der Begründung und Festigung des neuen Reiches sahen den deutschen Protestantismus somit ohne jede einheitliche Vertretung.

Neben den Beyschlagschen Erinnerungen ist es in erster Reihe wohl die Biographie von Wilhelm Hoffmann, welche am allseitigsten in die Bedeutung der Kirchentage für die kirchliche Gesamtentwicklung einführt. Die auf denselben in den Vordergrund tretenden Theologen sind (darin hat der Kritiker der Prot. Kirchenzeitung in der Tat Recht) vorwiegend von der Sonne seiner Gunst beschienen gewesen. Bis zu Hoffmanns Berufung aus dem Baseler Missionshause als Hofprediger nach Berlin hatte am Hofe fast unbeschränkt der Einfluß von Hengstenberg und Stahl dominiert, denen die Brüder Gerlach und die anderen Genossen der „Kamarilla" sekundierten. Ihnen hat, wie sich besonders in der Unionsfrage zeigen sollte, Hoffmann, von Wichern unterstützt, ein entscheidendes Gegengewicht geboten. Auf der anderen Seite ist er den Bestrebungen des Protestantenvereins gerade in den entscheidendsten Momenten aufs Schroffste entgegengetreten. Was für eine Erbitterung der geborene Schwabe in Süddeutschland als Führer der Berliner „Ober-Hof- und Domtheologie" auf sich gezogen hat, läßt sich am deutlichsten aus dem Vergleich der Hausrathschen Straußbiographie und der Harleßschen Angriffe auf Hoffmann persönlich ersehen. Das Urteil der beiden Antipoden über den in der Mitte zwischen ihnen stehenden Mann stimmt nämlich auffällig miteinander überein. Sie haben aber beide nicht genügend berücksichtigt, daß, ebenso wie Schleiermacher (den Hoffmann allerdings von der Höhe seiner „Oberhirtlichkeit" aus bei dem Schleiermacher-Jubiläum recht eigentlich ungezogen behandelt hat) seine beste Kraft zeitlebens aus der Brüdergemeinde gezogen hat, das Gleiche auch bei Hoffmann der Fall war. Er ist auch in seiner Berliner Stellung nur als der Sohn seines Kornthaler

Digitized by Google

Vaters und seines Jerusalemer Bruders zu verstehen. Im Unterschied sowohl von Hausrath wie von Harleß habe ich gerade in der Zeit der bittersten Kämpfe selber den feindlichen Führer möglichst objektiv zu würdigen gesucht. Es dürfte gerade im Hinblick darauf, daß die „kirchenpolitische Rundschau vom Advent 1868" eine scharfe Oppositionsschrift ist und sein will, nicht unangezeigt sein, das damals von ihm entworfene Charakterbild hier mit aufzunehmen:

Selbst dasjenige Mitglied des Berliner Oberkirchenrats, welches hier in Baden als Hauptvertreter der rückläufigen Fraktion desselben betrachtet zu werden pflegt, der Generalsuperintendent Hoffmann, wird unrichtig beurteilt, wenn man ihn mit solchen Leuten auf eine Linie stellt, die gerade ihn als ihren gefährlichsten Gegner ansehen. Er ist es im Gegenteil gewesen, der, als die Wogen der von Olmütz auf Preußen zurückströmenden Flut am höchsten gingen, und Stahl und Genossen bereits hofften, der Union auch offiziell das Todesurteil sprechen zu dürfen, sich um die Zukunft derselben höchst verdient gemacht hat. Und sein neuestes Wort „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes" enthält zwar manches, was, wie die vielzitierte Stelle über den Protestantenverein, zu dem übrigen, meist würdig gehaltenen und objektiv geschichtlichen Inhalte sehr wenig paßt, aber daneben auch ganz vortreffliche Sachen, die wir mit Freuden begrüßen. So z. B. die politischen Bilder, in denen die deutsch-nationale Gesinnung des Württembergers doppelt interessant ist, und die gerade in der voraussichtlichen Abspannung, die nach alter Regel auf eine Zeit großer Erregung und Begeisterung folgen dürfte, von noch größerem Werte sein werden. So auch diejenigen kirchlichen Bilder, welche die Arbeit der Hohenzollern für die deutsche Kirche, wie für den deutschen Staat zeichnen: in dem dieser Dynastie bereits seit der Reformationszeit selbst innewohnenden Unionsstreben. So endlich auch die beredte Verteidigung der Stellung der Berliner Geistlichkeit zu der preußischen Politik von 1866, gegen die von außen her auf sie gerichteten Angriffe, Angriffe, welche bekanntlich besonders von der außerpreußischen Orthodoxie ausgingen, u. a. von den Wortführern der badischen Protestpartei — die im Juni 1866 geschriebenen Nummern des „Kirchen- und Volksblattes" sind noch nicht vernichtet. Ebenso freilich wie wir unsere Freude und Zustimmung zu solchen Abschnitten der Hoffmannschen Schrift offen aussprechen, ebensowenig dürfen wir ein Hehl daraus machen, daß der Vorschlag des Verfassers, den auch bereits eine Predigerkonferenz im Domkandidatenstift als eigenes Programm angenommen, eine Unionspartei auf dem Boden der (unveränderten) Augsburger Konfession herzustellen, schon deshalb sich als eine Sackgasse erweisen dürfte, weil nicht bloß die „gläubigen" Theologen bekanntlich trotz ihrer Bekenntnisdemonstrationen in kirchengeschichtlichen Dokumenten sehr wenig belesen zu sein pflegen, sondern vor allem auch deshalb, weil unter den gebildeten Laien (ich spreche dabei gerade von solchen, die der protestantischen Kirche von Herzen zugetan sind) schwerlich mehr als von Hunderttausenden der eine oder der andere sich ohne ein noch herzustellendes Wörterbuch in dem Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts zurechtfinden dürfte. Nur der aber, der aus dem religiösen Bewußtsein der lebendigen Gemeinde zu schöpfen versteht, vermag das Bekenntnis der Kirche der Gegenwart aufzustellen, für welches nach dem schönen Ausdruck von Johann Peter Lange die Symbole sich als „Meilenzeiger an dem Wege der Entwicklung" bewähren dürften, „die dem Wanderer weiter führen".

Auf die Art von Hoffmanns Einwirkung auf die preußische Kirche werden wir bei der Allianzversammlung in Berlin noch näher eintreten

Digitized by Google

müssen. Denn diese Berliner Versammlung von 1857 ist im Grunde nur durch sein Patronat ermöglicht worden. Und die bei dem gleichen Anlaß von ihm begründete Neue Evangelische Kirchenzeitung hat in den nachfolgenden Jahrzehnten die eigentlich regierenden Kreise der preußischen Landeskirche repräsentiert.

Fast noch mehr als die den Debatten der Kirchentage ihren Stempel aufdrückenden Theologen kommen jedoch kirchengeschichtlich die juristischen Führer in Betracht. Des späteren Kultusministers von Bethmann-Hollweg ist schon in den Beyschlagschen Erinnerungen gedacht. Den folgenden Präsidenten Herrmann werden wir später als Präsidenten des Berliner Oberkirchenrats genauer zu würdigen haben. Die umfassende Lebensarbeit beider läßt sich jedoch in dem kirchengeschichtlichen Zusammenhang überhaupt nur beiläufig andeuten, und speziell für die Geschichte der Kirchentage kommen schließlich in erster Reihe die offiziellen Berichte über die Jahresversammlungen in Betracht. Es ist wahr, daß diese Versammlungen sich im wesentlichen auf sorgsam ausgefeilte Reden beschränkten. Nachwirkende Taten sind wenige von ihnen ausgegangen. Dagegen verspürt man es immer wieder, wie der einfache Zusammenschluß der Mitglieder untereinander es mit sich gebracht hat, daß die in der Isolierung unter dem Druck der kryptopapistischen Reaktion an der Zukunft verzagenden Männer aufgeatmet haben, wenn sie wieder einmal einen solchen Überblick über ihre eigenen Kräfte gewannen.

Hätte sich der Kirchentag jedoch auf die Vorträge und die Beratungen darüber beschränkt, so würde er schwerlich irgendwelchen bleibenden Erfolg für die Kirche aufzuweisen gehabt haben. Daß er lange Jahre im Mittelpunkt der kirchlichen Interessen, zumal der um die Herrschaft über die Kirche miteinander ringenden Fraktionen, gestanden hat, verdankt er der kühnen Initiative, mit welcher gleich die erste Wittenberger Versammlung von 1848 die bis dahin rein private Lebensarbeit Wicherns zur gemeinsamen Sache der Gesamtkirche gemacht hat. Das, was dieser Schritt einschließt, läßt sich nur von demjenigen richtig würdigen, der die frühere Stellung der inneren Mission der nunmehrigen Veränderung gegenüberstellt. Für unsere Leser ist dies dadurch erleichtert, daß sie einfach an die §§ 10 und 21 anzuknüpfen brauchen. Dort ist nach den „Pionieren", also den Vorläufern Wicherns, auch bereits der Anfänge seines eigenen Werkes seit 1832 gedacht (speziell S. 114/115), hier der stilleren, über den theologischen und literarischen Parteikämpfen in die Verborgenheit zurückgedrängten Ausdehnung dieses Werkes in den Zeiten zwischen der theologischen und politischen Revolution (S. 279).

Schon in dem ersteren Zusammenhange sind sowohl die für die allseitige Beurteilung Wicherns unumgänglichen „Briefe und Tagebuch-

Digitized by Google

blätter“ berücksichtigt, wie die Oldenbergsche Biographie. Mit Bezug auf die letztere ist nur noch ein Wort dankbarer Erinnerung an einen Mann am Platz, dessen Jugendfreundschaft sowohl mit Oldenberg, wie mit Robert König (dem späteren Begründer des Daheim) für den jungen Studenten, dem er unvergeßliche Anregung bot, von ähnlicher Bedeutung geblieben ist, wie seine engen kollegialischen Beziehungen zu Albrecht Ritschl. Ludwig Diestels Monographie über „das alte Testament in der christlichen Kirche“ hat für mich den Wert eines kirchengeschichtlichen Kompendiums bekommen, in welchem die aufeinander folgenden Perioden wie die nebeneinander stehenden Richtungen sich in der Art ihrer Beziehung zu dem alten Testament selbst illustrieren. In derselben Weise aber hat er mich auch schon früh zwischen den späteren Schattenseiten und den ursprünglichen Idealen der inneren Mission unterscheiden gelehrt.

Auch Diestel (in dem Vaterhause seines Vetters Bernhard Weiß aufgewachsen, welches seine Lebenserinnerungen lebensvoll schildern), hat die innere Mission obenan als ein Werk des Pietismus aufgefaßt, dies aber nicht im Parteisinne des Wortes, sondern in der Art, wie Friedrich Albert Lange den bleibenden Wert von Gottfried Arnolds Riesenwerk darin erkannte, daß es von der Liebe zu den Schwachen und Unterdrückten ausgegangen war. Der engherzige Zug, welcher so oft mit dem Wesen der Sache verwechselt wird, hat jedenfalls dem (ebenso durch Dichtung und Kunst erwärmten, wie durch pädagogische Begabung hervorragenden) jugendlichen Wichern noch nicht angeklebt. Wohl aber lag es in der Natur der Sache, daß ein Mann, der ganz anders wie die oberflächlichen Beobachter unter dem glänzenden Schein der Großstädte die bittere Armut und die tiefe Sittenverderbnis wahrnahm, mit den Jahren ernster und schroffer geworden ist. In seinen letzten Lebensjahren ist der Ausdruck seiner Gesichtszüge oft ein geradezu finsterer gewesen. Ich bin den Eindruck davon lange nicht los geworden, als ich ihm einmal im Berliner Tiergarten mit unserem gemeinsamen Freunde Georg von Bunsen begegnet war.

Den Übergang aus seiner früheren in seine spätere Wirksamkeit hat (noch in dem gleichen Jahre mit dem ersten Kirchentage) seine Tätigkeit in Schlesien in den vom Hungertyphus heimgesuchten Bezirken gebildet. Er hat die Reise durch Schlesien gleichzeitig mit Virchow gemacht. Ihre Eindrücke sind ziemlich identisch gewesen, und gerade die Verschiedenheit ihrer Urteilsweise ergänzt sich auffällig. Virchow hat die Schuld der Verwahrlosung der armen Weber obenan bei der Regierung gesehen, Wichern in dem antisozialen liberalen Zeitgeist. Da der Notstand beinahe ebenso sehr unter den Protestanten wie unter den Katholiken zutage trat, war dem letzteren auch eine gemeinsame Arbeit mit dem Fürstbischof von Diepenbrock ermöglicht.

Digitized by Google

Als ein Kenner des Volkslebens wie Wenige, auch der geheimen Regungen der Volksseele kundig, ist dann der Begründer der innern Mission in den Dienst des Staates gezogen. Seine Stellung als vortragender Rat im Ministerium des Innern hat seinen äußeren Einfluß naturgemäß außerordentlich vermehrt, seine gesamte Wirksamkeit aber auch ungleich schärferen Angriffen ausgesetzt. Um so mehr wollen die verschiedenen Seiten in derselben auseinandergehalten werden, und dazu bedarf es eines ganz anders genauen Studiums seiner „Gesammelten Schriften", als es zurzeit bei den Tagesrednern über soziale Fragen üblich ist. Greifen wir daher wenigstens den umstrittensten Punkt heraus, die im vierten Bande jenes Sammelwerkes (1905) behandelte „Gefängnisreform". Wir finden hier die Reden, Denkschriften und Gutachten über das Gefängniswesen, speziell über die Einführung der Einzelhaft in Preußen, Auch die Anhänge dieses Bandes sind wichtig sowohl durch die Daten aus Wicherns gesamter Wirksamkeit im Dienste der Gefangenen, wie durch die Auszüge aus den Reglementen, den gesetzlichen Bestimmungen u. dgl. Das Grundproblem, auf welches auch er wieder und wieder zurückkommt, ist die bekannte strafrechtliche Frage, ob die vom Staat auferlegte Strafe erziehen oder vergelten soll. Die philanthropisch-religiöse Anschauung, in welcher auch Wichern wurzelt, hat den Erziehungsgedanken in den Vordergrund gestellt. Die Übertreibung dieses Gedankens hatte aber schon in England den Rückschlag hervorgerufen, der sich in Dickens' Spott (im Schlußteile seines David Copperfield) abspiegelt. In der deutschen Wissenschaft ist aus dem gleichen Grunde die Vergeltungstheorie der alten Schule wieder mehr in den Vordergrund getreten.

Will man in diesem Streite der Meinungen Wicherns Stellung richtig würdigen, so wird man stets davon ausgehen müssen, daß ihm die Strafrechtstheorien an sich gleichgültig waren, daß er auch in diesen Dingen kein Doktrinär war. Die Definierung der Strafe: als zur Erziehung, zur Besserung bestimmt, ist daher von ihm niemals in dieser Allgemeinheit acceptiert worden. Er will nur, daß die Strafe nicht zu einer moralischen Verschlechterung der Sträflinge führen darf. Von diesem Grundgedanken geht seine Kritik der gemeinsamen Haft aus. Die Strafe soll strafen, aber nicht verschlechtern durch den Zwang zum stetigen Zusammensein mit einer bösen Gesellschaft. Dieser üblen Folge sollte das pennsylvanische System der Einzelhaft abhelfen. Die üblen Wirkungen des letzteren sind sprichwörtlich geworden. Eben darum darf aber nicht vergessen werden, daß es Wichern gewesen ist, der die Forderung aufgestellt hat, daß nichts mehr auszuschließen sei als „das Fabrikmäßige in der Hervorbringung von Frömmigkeit, was zur Lüge und Heuchelei, also zum tiefsten sittlichen Verfall Anlaß geben könne". Es ist somit der gleiche Tonfall wie in der

Digitized by Google

epochemachenden Rede des Prinzregenten vom November 1858 gegen die „Heuchelei und Scheinheiligkeit". Und es ist auch in der Tat weniger die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV., welche für die staatliche Tätigkeit Wicherns obenan in Betracht kommt (obgleich dieser König nicht nachließ, bis er ihn in den Staatsdienst gezogen hatte), sondern die Zeit der neuen Ära. Es ist das liberale Ministerium gewesen, welchem er seine inhaltreiche Denkschrift von 1859 für den Landtag vorgelegt hat. Neben ihr sei noch speziell auf die Landtagsrede von 1862 verwiesen, in welcher bezeichnender Weise der Ausdruck „Besserung" bei der Zweckbestimmung der Strafe völlig vermieden ist. Auch die Folgezeit wird allen Anlaß haben, von diesen Arbeiten zu lernen, so wenig sie daneben auch die (im Nachstehenden noch spezieller zu berücksichtigende) Holtzendorffsche Kritik vergessen darf.

Kehren wir aber von diesem strafrechtlichen Exkurs zu Wicherns kirchlicher Arbeit zurück! Mit Bezug auf sie wird es eben doch nicht zu leugnen sein, daß der Staatsbeamte Wichern an den „Pegasus im Joche" gemahnt. In der Bureaukratie eingeschnürt, hat er sein Charisma mehr und mehr eingebüßt. „Welch ein tragisches Moment", — so sagt einer seiner warmen Verehrer — „für eine so feurige, auf individuelle Erziehung arbeitende Persönlichkeit wie Wichern, daß er sich bestimmen ließ, 15 Jahre seines Lebens als Geheimrat in einem preußischen Ministerium zu arbeiten, wo er doch mit einem wahren Ingrimm gegen diese Papierwirtschaft erfüllt war und den rohen Unverstand des von allem Leben und Lieben gleichweit entfernten Bureaukratismus gründlich kennen gelernt hatte!"

Diesem Votum von Chr. Rogge darf sich wohl noch ein Auszug aus einer eingehenderen Charakteristik anschließen, die im kirchenhistorischen Seminar in Jena im Anschluß an die Oldenbergsche Biographie von dem von Wichern begründeten Werke in seiner früheren wie in seiner späteren Phase gegeben wurde.

„Das ist eben das Große an der inneren Mission, daß sie ihr Wachstum nicht der Gunst der Behörden oder der Trefflichkeit wohl ausgeklügelter Paragraphen, nicht den Büchern, sondern den Persönlichkeiten verdankt, die Gott unserem Volke zur rechten Zeit geschenkt hat. Gott schenkte uns die Menschen, die mit einem liebewarmen Herzen den sicheren, praktischen Blick verbanden."

Bei der Charakteristik von Wicherns Entwicklungsgang hat der gleiche Referent den segensreichen Einfluß Lückes auf ihn besonders betont. Wir heben diesen Punkt auch deshalb hervor, weil wir den gleichen Jugendfreund Bunsens bereits bei dem Werden der Missionswissenschaft (III 1, § 35 S. 559), in den Vordergrund zu stellen gehabt haben. In dem frühen Interesse an der äußeren, wie an der inneren Mission hat nur der charaktervolle Jenaer Rückert mit Lücke gewetteifert. Eine besondere Erwähnung als kirchengeschichtliche Quelle haben aber auch in dem wissenschaftlichen Seminar die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" gefunden, seit 1844 er-

Digitized by Google

scheinend, aber erst seit 1848 von Einfluß auf weitere Kreise. „Vor Wicherns Seele stand der Gedanke: die Kirche muß sich in ihrer Gesamtheit aufmachen, um das Volk zu retten. Sein Auge war aufs gesamte deutsche Volk gerichtet. Das, was er in Hamburg gesehen hatte, war ja nur ein Ausschnitt der gesamten Not. Dieses Programm sprach er dann zum ersten Mal öffentlich auf dem Wittenberger Kirchentag aus, um es sodann in der Denkschrift über die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche zusammenzufassen."

Lassen wir aber auch über die Zeit nach der Revolution noch etwas dem seminaristischen Referenten das Wort!

„In Wittenberg mußte Wichern eine improvisierte Rede halten, hatte aber durchschlagenden Erfolg. Er hatte das Ziel: alle müssen dasselbe wollen, was er will. Diese Überzeugung bei den Anwesenden zu erwecken, ist ihm gelungen.

Er will, daß eine deutsche Volkskirche wieder entsteht. Er hat die Überzeugung, daß der Staat durch sich selbst nicht die Erneuerung des Volkslebens durchführen kann. Die Kirche muß auf den Plan treten. Die Anfänge dazu sind schon bald gemacht worden. Durch die Wittenberger Anregung waren im Norden Deutschlands eine Reihe ähnlicher Anstalten wie das Rauhe Haus entstanden. Wichern dachte aber ganz Deutschland mit solchen Anstalten zu überziehen, um überall das Verlorene zu retten. Das Ziel seiner inneren Mission ist eine Wiedergeburt des deutschen Volkes in allen seinen Schichten gewesen. Sind die toten Glieder einmal erst wieder lebendig geworden, so kann seiner Ansicht nach die innere Mission wieder vom Platze abtreten. Denn sie hat geradezu an ihrer Selbstauflösung zu arbeiten. Er empfiehlt Fürsorge für die Strafgefangenen, Bibelgesellschaften, Straßenpredigten; in den kirchenlosen Gemeinden will er Gebetshäuser gebaut haben, die Prostituierten und die Verwahrlosten will er retten. Fast alles bis auf die Straßenpredigten (wo er von England beeinflußt worden war) ist auch in Erfüllung gegangen. Er dachte sich Deutschland zugleich aber auch von Vereinen und Gruppen durchzogen, an deren Spitze ein Zentralausschuß stehen solle. Die gesamte evangelische Kirche sollte sich so einigen, daß eine allgemeine deutsche Nationalkirche entstehe. Diese größte Zukunftsgabe hat auch er nicht erreichen können. Aus seinem Programm ist etwas anderes geworden, eine Liebestätigkeit, die sich in einzelne Gebäude einschloß, eine Anzahl von Vereinen, aber nicht eine große gemeinsame Mission. So ist die Bewegung hinter dem gesteckten Ziel weit zurückgeblieben.

Bei aller Großartigkeit von Wicherns Werk war es doch von Anfang an durch voreingenommene Ideen gehemmt. Der Grundfehler lag darin, daß Wichern die ganze Bewegung des Jahres 1848 in einen Topf geworfen und darum seiner Mission eine einseitige Aufgabe gestellt hat. Sofern die Einheitsbewegung zur Gewalt griff, hatte er ein volles Recht, sie als Revolution zu verwerfen. Er ging aber zu weit, wenn er in der Gesamtbewegung eine Organisation des Antichristentums sah. Es fehlte ihm die politische Schulung, um die durcheinandergehenden Bestrebungen auseinander zu halten. Er hat sich fortreißen lassen zu dem Ausspruch: „Der Geburtstag der Revolution ist zugleich der Geburtstag der inneren Mission." Damit ist die innere Mission in den Gegensatz zu einer politischen Partei gestellt worden, während die von ihm bekämpften sittlichen Schäden sich in allen Parteien fanden. Er hätte sich politisch über den Parteien halten müssen. Eine religiöse Tätigkeit im Dienst der Politik ist immer gefährlich, mag sie dieser oder jener Politik zu dienen bemüht sein. Wichern meinte, man könnte ein Christ nur sein, wenn man christlich konservativ sei. Darum wurde die innere Mission in den folgenden Jahren nur von den streng konservativen

Digitized by Google

Parteien aufgenommen. In Berlin galt es gewissermaßen als Sport vornehmer Kreise, ihr beizutreten (wie s. Z. in der Jugend der Brüder Gerlach der äußeren Mission). Damit war aber der Einfluß auf die mittleren und niederen Stände verloren.

Trotzdem hat uns die innere Mission unermeßlichen Segen gebracht. Sie hat uns neue Arbeiten für die Gemeinde gegeben, sie hat Kindergottesdienste eingeführt, sie hat das Bedürfnis nach Gemeindeschwestern geweckt, die einzelnen Gemeinden haben auch in ihrer eigenen Gemeindeordnung viel von der inneren Mission aufgenommen. Mehr noch hat der Staat von ihr übernommen in der Fürsorge für Blinde, Idioten, Taubstumme usw. Das Gleiche gilt von den selbständig arbeitenden Provinzialverwaltungen mit einer Fülle ihrer neueren Anstalten. So ist das, worauf zuerst die innere Mission hinwies, in andere Hände übergegangen. Ihren Pionierdienst aber muß sie nach wie vor leisten. Denn sie ist gewissermaßen ein Versuchsfeld für Staat und Provinz, für politische und kirchliche Gemeinden geworden.

In seiner epochemachenden Denkschrift aber hat Wichern noch einen weiteren Gedanken ausgeführt: nicht nur individuell auf den einzelnen einzuwirken, sondern auch eine soziale Reform ins Leben zu rufen. Er ist derjenige gewesen, der den Gedanken eines christlichen Sozialismus zuerst ausgesprochen hat, lange vor den Katheder-sozialisten, aber in viel maßhaltenderer Weise. Gerade seine (im Leben, nicht auf dem Katheder gewonnenen) Lebenserfahrungen hatten ihn darauf hingewiesen, daß man die Not nur lindern kann, wenn man die Quelle entdeckt, aus der die Not fließt. Er redet deshalb von Massenarmut und Massenelend; er erkennt den Zusammenhang äußerer und innerer Notstände. Die Wirtschaftsnot hat nach ihm sehr leicht sittliche Not zur Folge. Man kann sittlich gefährdeten Menschen nicht durch fromme Worte Hilfe bringen. Denn die sittliche Verkommenheit ist einerseits die Ursache der wirtschaftlichen Not, und umgekehrt erzeugt die wirtschaftliche Not oft sittliche Nöte. Wirtschaftlich nicht feste Existenzen fallen leicht zur sittenlosen Masse herab. Gerade diesen Gefährdeten muß man zeigen, daß man auch sie lieben kann. Almosengeben ist hier nicht das Richtige, sondern es gilt, bestimmte neue Einrichtungen zu schaffen, eine Hebung der sozialen Zustände herbeizuführen. Wichern ist sich klar darüber, daß den einzelnen nicht zu helfen ist, wenn es nicht zu einer Assoziierung, zu einer christlichen Verbrüderung der Hilfsbedürftigen selbst kommt. Assoziierungen der Arbeiter zur Wahrung der gemeinsamen Arbeit sind nach ihm gar nichts Neues, sondern längst vorhanden. Warum sollte sich ihre Arbeit nicht im christlichen Geiste ausführen lassen? Das Familienleben der Armen muß ein glückliches und heiteres werden. Denn was löst die Familie schneller auf, als äußere Not und der Verlust von Hab und Gut? Nicht nur die Helfenden sollen sich daher zusammenschließen, sondern auch die Bedrückten. Die soziale Wiedergeburt und Erneuerung des vierten Standes muß als etwas Berechtigtes anerkannt und vom christlichen Standpunkt aus als Notwendigkeit aufgefaßt werden. Dieses Ziel einer zweiten Periode der innern Mission hat Wichern auch nach 1848 weiter beschäftigt. Aber er hat es nicht mehr selbst in die Hand zu nehmen vermocht. Er hat zwar das, was er darüber gesagt hatte, nicht wieder zurückgenommen, aber persönlich keine Schritte mehr zur Verwirklichung dieses Programms getan. Seine christlich sozialen Gedanken sind erst später von Todt und dann von Stöcker wieder aufgenommen worden.

Da in diesem Auszug aus einer Seminararbeit nun doch einmal nach dem Vorbild Hases die gemeinsame Arbeit mit den reiferen Studierenden im kirchenhistorischen Seminar zu ihrem Recht kommt, so darf sich wohl

Digitized by Google

auch noch ein weiterer Beitrag aus demselben anschließen. Im letzten Jahrzehnt sind in der Mehrzahl der Provinzialkirchen Einrichtungen für das Studium der verschiedenen Zweige der inneren Mission ins Leben getreten, welche den landschaftlichen Konferenzen für die äußere Mission nachgebildet, nur auf eine längere Dauer angelegt sind. Die an diesen Übungen teilnehmenden Pfarrer und Kandidaten werden durch erprobte Fachmänner in die verschiedenen Arbeitsgebiete eingeführt. Es ist überaus wünschenswert, daß diese Einrichtungen weiter ausgebildet werden, da zumal diejenigen Pfarrer, welche sich bis dahin um das weitumfassende Gebiet nicht gekümmert hatten, immerhin auf solche Weise in den Stand gesetzt werden, das, was sie früher versäumt hatten, einigermaßen nachzuholen. Trotz alledem hat die ältere Generation, in der das, was tatsächlich geschah, nicht sofort als „neue Bahnen" ausposaunt wurde, vielleicht mehr in der Sache gelebt, als die jüngste. Die Vorträge über die innere Mission, welche der frühvollendete Franz Beyschlag schon in den Jahren 1854/55 hielt, und welche sein Bruder Willibald nach seinem Tode herausgab, beweisen die gleiche Vertrautheit mit den Zeitnöten, wie seine Studien über den derzeitigen Aufschwung des materialistischen Zeitgeistes. Ebenso bewährt sich die gleichfalls von Beyschlag herausgegebene Biographie von Albrecht Wolters auch als Einführung in die Arbeiten der inneren Mission. Worauf es Wolters als Pfarrer der Universitätsstadt bei den Studierenden abgesehen hatte, darf ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Die Tätigkeit im Gesellenverein schien ihm für die mit den Universitätsstudien zu verbindende allgemeinere Ausbildung des evangelischen Pfarrers noch nicht ausreichend. Er versuchte die Studierenden auch im Gefängnis in die dortige pastorale Tätigkeit einzuführen. Er stand dabei durchaus im Einklang mit dem Worte einer durch eine ungewöhnlich schwere Leidenszeit hindurchgeführten Mutter: „Du hast früh lernen müssen, den Trost zu suchen, den du einmal anderen zu bringen hast."

Am Abschluß der eigenen akademischen Tätigkeit stehend, darf ich nun aber wohl ebenfalls einschalten, welche Seite derselben mir als die fruchtbringendste — natürlich für selbständig arbeitende Studierende berechnet — erschienen ist. Gerade das kirchenhistorische Seminar sollte nämlich ganz anders auf die Arbeit der evangelischen Kirche im Volksleben berechnet werden, als es neuerdings Mode geworden ist. Nur zu ausschließlich wird heute ein Spezialistentum gefördert, dem freilich eine zukunfts- und ehrenreiche Karriere sicher ist, das aber mit der Aufgabe, zu welcher die Theologie überhaupt da ist, so gut wie gar keine Verbindung mehr hat. Statt dessen hat sich mir die schweizerische Sitte stets mehr bewährt, für jedes Semester einen Zyklus von Referaten aufzustellen, welche sich gegenseitig ergänzen. Von allen derartigen Zyklen sind nun stets den

Digitized by Google

Studierenden diejenigen über die innere Mission in besonders dankbarer Erinnerung geblieben.

Aus einem etwas längerem Wintersemester mit einer allerdings beinahe zu großen Zahl von Teilnehmern sollen einfach die Einzelthemata ausgeschrieben werden, wie sie sich ähnlich auch in Zukunft für die Einführung in die umfassende Literaturgeschichte der inneren Mission als grundlegend erweisen dürften. An die Spitze stellten sich Referate über Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebestätigkeit und von Öttingens Moralstatistik. Daran reihten sich speziellere Berichte über die (den Warneckschen Schriften über die äußere Mission zur Seite getretenen) Handbücher Schäfers. Von Lebensbildern, mit dem Lebenswerk der betreffenden Persönlichkeiten verbunden, kamen diejenigen von Wichern, Fliedner, Blumhardt, Werner-Reutlingen, Zeller-Beuggen zur Behandlung. Auch der noch in voller Frische wirksame Bodelschwingh mußte sich des Umfangs seiner Anstalten wegen den bereits Heimgegangenen in biographischer Darstellung anreihen. Alledem zur Seite aber gingen Übersichten über die mannigfachen Einzelbestrebungen: in Diakonissen- und Diakonenanstalten, Gesellenvereinen und Herbergen zur Heimat, in der Hemmung der Vagabundennot und der Fürsorge für entlassene Sträflinge, in Arbeiterwohnungen und Bodenreform, in Taubstummen- und Blindenanstalten, in Ferienkolonien und Rettungshäusern und Magdalenenasylen. Auch die grundverschiedene Stellung der Papstkirche und der evangelischen Dissenters (wie der Quäker) zur Sklaverei durfte — im Anschluß an die Spezialschriften von Frey und Warneck, sowie an die Behandlung der Stellung der verschiedenen Kirchen zu derartigen sozialen Fragen bei Uhlhorn und in den beiden Auflagen von Ratzingers parallelem Werke — nicht fehlen.

Es ist eine überreiche Literatur, die gegenwärtig nach allen diesen Seiten vorliegt, noch ganz abgesehen von den geographischen Einführungen in die Gesamtarbeit in den einzelnen Landstrichen. Unbesehene Übernahme der hier und da gefällten Urteile ist jedoch auch heute noch nicht am Platze. Noch immer fehlt es nicht an jenen Schattenseiten, auf welche wir uns schon im früheren Zusammenhange von Walter Classen hinweisen ließen (S. 117 f.). Es wäre daher einfach ungeschichtlich, wenn wir auch diese weitere Übersicht ohne die unerläßliche Kritik abschlössen. Diese Kritik wird am quellenmäßigsten ausfallen, wenn wir noch einmal an eine Biographie von Freundeshand anknüpfen. Wir wählen dazu wohl am besten das Lebensbild K. W. Th. Nincks von seinem Schwager L. Cuntz (Herborn, Nassauischer Kolportageverein).

Es zeichnet die erfolgreiche Lebensarbeit eines für dieselbe besonders begabten und begeisterten Mannes. Aber der eng mit Ninck verwachsene Biograph muß selber bemerken: „Es mag immerhin der Bekehrungseifer Nincks ihn zu mancherlei Unklugheiten verleitet und der ersten Liebe zum Herrn noch manches Fleischliche angehaftet haben.“ In der Tat sind die Schattenseiten des Parteigeistes mir selten so schroff entgegengetreten wie hier. Ninck hat der Hallischen Burschenschaft Salingia zu einer Zeit angehört, in welcher dieselbe von Tholuck besonders begünstigt wurde. Sein Koätane Lichnock hat in einer Geschichte der Salingia das rege Geistesleben unter den damaligen Kommilitonen geschildert. Dasselbe hat sich im wesentlichen in den gleichen Bahnen bewegt, die wir oben als diejenigen von Otto Greeven und Hermann Jantzen gezeichnet haben. Aber der Rückblick des Mannes sieht in alledem Sünde, weiß kaum

Digitized by Google

noch etwas von der „guten Stunde, wo aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervordringt.“ Nach der durch einen Todesfall veranlaßten plötzlichen Bekehrung erschien ihm sein ganzes früheres Leben im Lichte des Abfalls von Gott. Während der Herborner Seminarzeit hat er sich der Gemeinschaft der Erweckten gesangen gegeben. Der Schuhmacher Weißgerber, die Führer der baptistischen Bewegung sind ihm an die Stelle der theologischen Lehrer getreten. Als er sich um die Tochter eines reichen Hauses bewarb, geschah es in einer Sprache Kanaans, die die augustinische Sündentheorie in der denkbar ungeeignetsten Stunde zum Ausdruck bringt (S. 55—58).

Der gleiche ungesunde Zug wie in seinem eigenen Leben fehlt nun aber (und das ist der Grund, daß wir daran überhaupt nicht vorbeigehen dürfen) auch bei seinen Lebensarbeiten nicht. Trotzdem bleibt es eine in der Tat bewunderungswürdige Fülle verschiedenartiger Leistungen, die uns in der Biographie vor Augen tritt. In seiner nassauischen Heimat hat Ninck den bereits bestehenden Kolportageverein bedeutsam erweitert und ihn zur Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften umgestaltet. Auch die Idiotenanstalt in Scheuern verdankt ihm viel. Ins große aber ist seine Tätigkeit doch erst in Bremen gegangen, nach seiner Berufung an die dortige Ansgarkapelle. Diakonissenhaus, Emilienstift, Kastanienhof, Siechenhaus Emmans, Erholungshaus Bethanien, Trinkerasyl, Seemannsheim, Louisenhof sind alle von seinem Geiste (seitdem er 1873 als Nachfolger von Wilhelm Baur an die Kapelle berufen wurde) beeinflußt. Aus der kurzen Unterbrechung seiner seelsorgerischen Tätigkeit durch seine Orientreise ging ein weitverbreitetes Buch „Auf biblischen Pfaden“ hervor, das sich übrigens kaum von der damals noch üblichen Oberflächlichkeit der Palästinareisen abhebt und weit hinter den Schriften von Furrer und Schmeller zurücksteht.

Die sogenannten Kapellenkreise in Bremen sind in der Folge der Mittelpunkt eines in sich abgeschlossenen Organismus geworden. Die Kapellen waren anfangs bestimmt, den Armen zu dienen; statt dessen sind sie gerade in den reichen Kreisen Mode geworden. Wer den immer maßloseren Radikalismus verstehen will, der heute für eine Reihe von Bremer Independenten bezeichnend geworden ist, der darf nicht versäumen, das Hervorgehen des einen Extrems aus dem anderen zu studieren. Es sind besonders die literarischen Gründungen von Ninck („Jährliche Mitteilungen aus der Ansgarkapelle“, „Der Nachbar“, „Der deutsche Kinderfreund“, sowie die Auszüge daraus in dem „Sonntagsgruß für die deutsche Jugend“), die für diesen Zweck in Betracht kommen. Aus der vorher zugrunde gelegten Biographie ist übrigens auch die Erzählung von den „Anfechtungen“ vor dem Tode (204 ff.) bei der Vergleichung der „Richtungen“ nicht außer acht zu lassen.

Die persönlichen Einseitigkeiten, wie sie bei Ninck typisch hervortraten, haben nicht nur bei der weltlichen und kirchenfeindlich gesinnten Masse, sondern auch bei aufrichtig religiösen Naturen und in ernst kirchlich gesinnten Kreisen eine steigende Opposition geweckt. Sie wäre aber niemals so verhängnisvoll geworden, wenn nicht die staatliche Anstellung Wicherns ihm staatliche Institute unterstellt hätte. Nachdem Friedrich Wilhelm IV. ihn zunächst mit der Revision der preußischen Gefängnisse betraut hatte,

Digitized by Google

wurde Wichern schließlich definitiv sowohl Mitglied des Oberkirchenrats wie vortragender Rat für Gefängnis- und Armenwesen im Ministerium des Innern. Die von ihm geschulten Diakonen aber (geeignete und ungeeignete) fanden zahlreiche Stellen im Staatsdienst. Das hat nicht nur prinzipiellen Widerspruch, sondern nur zu oft auch einen Kampf ums Dasein zur Folge gehabt. „Der Orden des Rauhen Hauses" — der Titel der Holtzendorffschen Streitschrift — ist in kürzester Zeit ein Schlagwort von weittragendem Echo geworden. Der berühmte Völkerrechtslehrer hat von Berlin und München aus einen Einfluß ausgeübt, der demjenigen Bluntschlis nahe kam. Seine engen Beziehungen zu Gustav Freytag und dem General von Stosch machten ihn zu einem Ratgeber aller derjenigen, welche auf Änderung der Stimmung in den regierenden Kreisen ihre Hoffnungen setzten. Mit der schon oben angeführten pennsylvanischen Einzelhaft in den Gefängnissen hatte Wichern doch immerhin eine Reform angestrebt, welche der Bekehrung der Gefangenen zugute kommen sollte. Aber die Folgen, welche die staatlichen Inspektoren davon zu berichten wußten, erschienen als ein echtes Produkt der überall aufstrebenden „Heuchelei und Scheinheiligkeit". Wenn schon die Anfänge der äußeren Mission dem Berliner Spott verfallen waren, so hat die innere Mission (und nicht am wenigsten der anspruchsvolle Name, der das eigene Volk als heidnisches Missionsgebiet zu bezeichnen schien) eine förmliche Erbitterung wachgerufen. Es sind die tüchtigsten Vertreter des altpreußischen Staatsgedankens gewesen, welche der Verquickung staatlicher und pietistischer Gesichtspunkte sich entgegenstemmten. Aber es haben sich auch sehr verschiedene Tendenzen in dem gemeinsamen Oppositionsgeiste zusammengefunden, und die klugen Partisane der päpstlichen Politik haben diese innerprotestantischen Gegensätzlichkeiten überaus geschickt zu verwerten verstanden. Es rächte sich bitter, daß der „stille, sanfte Geist", welchen Gerok in dem Worte des Herrn „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns" fand, sich, wie in der Reaktionszeit überhaupt, so auch bei diesem Lieblingswerk derselben vermissen ließ.

Alle diese Mißstände aber heben die Bedeutung der inneren Mission für das kirchliche Leben für ihre Kritiker ebenso wenig auf wie für ihre Freunde. Es ist eben doch der echte Christusglaube, als die Wurzel des Größten in der Geschichte auch in den unscheinbarsten und bizarrsten Formen, der dem ganzen Werke zugrunde liegt. Von ihm aber hat jede Einzelkirche ganz und allein ihre Kraft zu entnehmen.

So hat denn auch die kirchliche Sanktionierung der inneren Mission noch mehr als die Anfänge der äußeren Mission absichtslos den Versuch eingeschlossen, inmitten des erstarrten Staatskirchentums eine lebendige Gemeinde, auf freiwilliger Tätigkeit beruhend, zu begründen. Nur auf diesem

Digitized by Google

Wege aber ließ sich der drohenden Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft ein unzerstörbares Gegengewicht gegenüberstellen. Allerdings ist der neue Wein noch längere Zeit in alte Schläuche gegossen. Aber je länger je mehr sind jenen ersten Anläufen auch andere gefolgt. Ob diese Versuche von dieser oder jener Partei ausgegangen sind, ist jenem allgemeineren Ergebnis gegenüber untergeordnet. Wir möchten auch hier die Paradoxie nicht scheuen, daß das Gemeindeprinzip des Protestantenvereins und das der sogenannten Hammersteinschen Anträge prinzipiell gar nicht so verschieden war. Denn die dogmatischen Gegensätze traten in der praktischen Liebesarbeit auch in der Heimatskirche ebensosehr in den Hintergrund, wie auf dem Gebiete der Heidenmission. In den von den entgegengesetzten Seiten ausgehenden Bestrebungen nach gemeinsamer kirchlicher Arbeit konnte doch das gleiche, allerseits empfundene Bedürfnis zum Ausdruck kommen.

---

§ 29.

„Protestantische Kirchenzeitung" und „Protestantische Monatsblätter".

Wie sich Kirchentag und innere Mission zusammengefunden haben, so will auch die wenige Jahre später (1853) erfolgte, dann aber ebenfalls gleichzeitig ins Leben tretende Begründung der „Protestantischen Kirchenzeitung" und der „Protestantischen Monatsblätter" unter einem und demselben Gesichtspunkt zusammengefaßt werden. Allerdings fanden in der Protestantischen Kirchenzeitung diejenigen Persönlichkeiten ihre spezielle Vertretung, welche bei der Begründung des Kirchentags nicht mit eingeladen worden waren. Daß aber der Kirchentag trotzdem, wenigstens in den Anfängen, eine Linke gehabt hat, die erst später ins Hintertreffen gedrängt wurde, hat ein warmer Gönner desselben, Generalsuperintendent Petersen, bei der Begrüßung des Eisenacher Protestantentages (1865) bezeugt: in dem Wunsche, daß dem neuen Verein das Geschick des Kirchentages erspart bleiben möchte, daß er nicht seine Rechte in derselben Weise verlöre, wie der Kirchentag seine Linke. Dafür haben sich aber die gleichen Männer, welche in den Anfängen des Kirchentages im Vordergrund standen, schon bald mit den Begründern der Protestantischen Kirchenzeitung in den Monatsblättern zusammengefunden. So ist gerade in den dem Protestantismus ungünstigsten Jahren eine ähnliche Zusammenfassung der zer-

Digitized by Google

splitterten Kräfte ermöglicht worden, wie sie nachmals der Evangelische Bund aufs Neue ins Auge gefaßt hat.

Es gibt kaum ein irgendwie wichtigeres kirchliches Ereignis des folgenden halben Jahrhunderts, für welches die „Protestantische Kirchenzeitung“ nicht eine unentbehrliche Quelle ist. Man braucht nur die Zitate in Hases Kirchengeschichte zu verfolgen, um bald zu erkennen, wie rasch dieselbe in die gleiche Stellung eingerückt ist, welche den ersten Jahrgängen der Evangelischen Kirchenzeitung von Freund und Feind zugewiesen wurde. Die „Protestantischen Monatsblätter“ ihrerseits haben naturgemäß nicht die gleiche Aufgabe einer die Ereignisse regelmäßig verfolgenden Berichterstattung gehabt. Dafür ist hier aber von Anfang an eine Fülle hervorragender Einzelarbeiten aus dem Gesamtgebiet der protestantischen Kulturentwicklung niedergelegt, welche die unvergänglichen Triebkräfte der Reformation allseitig zum Ausdruck zu bringen wußten und das lange vermißte protestantische Gegenstück zu den Historisch-politischen Blättern gebildet haben. Der Vergleich mit dem mit seltener Gewandtheit redigierten Organ der päpstlichen Politik weist im Grunde das gleiche Verhältnis auf, wie zwischen Möhlers Symbolik und Hases Polemik, die ja auch in der gleichen, für den Protestantismus äußerlich ungünstigsten Zeit endlich der Genialität Möhlers ein ebenbürtiges Werk gegenüberstellte.

Wir treten hier zunächst auf die Protestantische Kirchenzeitung etwas näher ein, um sie in ihrer Eigenart zu würdigen, von der sich dann die Eigenart der Monatsblätter um so deutlicher abhebt. Dem Gang der Dinge in den nächsten Jahrzehnten an der Hand der neuen Kirchenzeitung zu folgen und zugleich die gegnerischen Stimmen mit derselben zu vergleichen, würde eine überaus lohnende Aufgabe sein. Aber ein solch näheres Eintreten auf die unzähligen Tagesbegebenheiten kann nicht in unserer Aufgabe liegen, die vielmehr den Lesern nur die Wegweiser zeigen kann, die sie zur Gewinnung einer selbständigen Urteilsweise in Stand setzen. Um so unabweisbarer ist es dagegen, gerade in einer Zeit, in welcher der Selbstzersetzungsprozeß der bisherigen Formen des Staatskirchentums unaufhaltsam fortschritt, sich durch das Studium gerade dieses Oppositionsorgans zum Bewußtsein zu bringen, in welcher Weise trotz alledem das neue Leben unter den Ruinen aufgeblüht ist.

Gleich der Evangelischen Kirchenzeitung hat auch die Protestantische Kirchenzeitung mehr und mehr den Charakter eines ausgesprochenen Parteiorgans erhalten. Aber es ist dies weder in dem einen noch in dem anderen Fall von vornherein der Fall gewesen. Der Evangelischen Kirchenzeitung haben bis zu der halleschen Denunziation auch Männer wie Neander ihre Unterstützung geliehen, und wenn sich Hengstenberg nicht in den Dienst der politischen Restaurationstendenz gestellt hätte, so hätte sein

Digitized by Google

Blatt sogar durch die Zusammenfassung der kirchlichen Arbeiten und Liebeswerke mit der Zeit einigend wirken können. Genau ebenso hat auch das Programm der Protestantischen Kirchenzeitung zumal in der durchaus irenischen Art, wie ihr Verhältnis zur orthodoxen Frömmigkeit definiert wurde, eine kirchlich einigende Aufgabe anzustreben versucht. Es ist wieder der politische Hintergrund, die unabweisbare Wendung gegen die Hofkamarilla mit ihrem Mißbrauch der „Gläubigkeit", wodurch das Krausesche Blatt immer mehr der Sammelpunkt der kirchlichen Opposition wurde. Die ersten Jahrgänge nehmen sich kirchlich kaum anders aus, als politisch die des gleichzeitigen „Preußischen Wochenblatts", in welchem die gemeinsame altpreußische Gesinnung die Männer zusammenführte, welche die Schmach von Olmütz zu tilgen bedacht waren.

Das redaktionelle Geschick Heinrich Krauses hat eine Reihe von Zügen mit denjenigen des jungen Hengstenberg gemeinsam. Ja, es müßte diese Parallele sogar noch weiter im Einzelnen durchgeführt werden.

Bei allem Unterschied der Parteistellung haben die Begründer der großen Kirchenzeitungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie von selber diejenige Stellung einzunehmen vermocht, welche die Herren von der politischen Tagespresse so gerne der Presse überhaupt als sechster Großmacht beilegen. Bis dahin hatten die kirchlichen sogut wie die theologischen Zeitschriften im wesentlichen die Aufgabe von Repertorien erfüllt. Die Redaktion der von Zimmermann in Darmstadt begründeten „Allgemeinen Kirchenzeitung" hat viele Jahre lang eine Art von Monopol gehabt. Und der Nachgeborene schuldet ihr dankbare Anerkennung für die Objektivität ihrer Berichte. Aber erst von da an, wo einer ihrer Redakteure zum Rücktritt genötigt wurde, hat derselbe ein persönliches Interesse auf sich gezogen und den kirchenpolitischen Gang der Dinge zu beeinflussen verstanden. Es war Schenkel, dessen beginnende Opposition gegen die zur Alleinherrschaft gekommene rückläufige Tendenz durch eine hinter seinem Rücken eingeleitete Intrigue vernichtet werden sollte. Er hat dann aber einfach die „Allgemeine kirchliche Zeitschrift" begründet, die er nun ohne Hemmungen durch Kollegen allein redigierte, und die in viel ausgeprägterer Weise, wie die bereits ihrem zweiten Jahrzehnt entgegengehende Protestantische Kirchenzeitung, eine Kirchenpolitik im großen Stil nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch durchzuführen unternahm. Schenkel gegenüber sind nach der andern Seite hin erst Luthardt, dann Stöcker als kommandierende Generäle aufgetreten. Aber auch Beyschlag und Rade haben durch die von ihnen begründeten Blätter einem stetig wachsenden Kreise den Stempel ihrer persönlichen Anschauungen aufzuprägen verstanden. Es hätte sich eigentlich schon lange gelohnt, das Verwandte in diesen Gegensätzlichkeiten einmal im einzelnen zu illustrieren. An dieser Stelle aber schalten wir nur noch ein, daß unter den großen Kirchenzeitungen die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" insofern eine Ausnahme bildet, als ihr Herausgeber Meßner seinem Blatte nicht sowohl den eigenen (irenischen) Charakter zu geben verstand, als vielmehr das Sprachrohr anderer war. Zuvörderst ist es, wie schon früher bemerkt, Wilhelm Hoffmann gewesen, dessen Kornthaler Missionsideale das Blatt in der Erstlingszeit abspiegelt. Später haben die Schwäger Stöcker und Hermann Krummacher es abwechselnd nach rechts und nach links gezogen. Der Versuch Stöckers, es ausschließlich für sich zu gewinnen, scheiterte, und so wurde er, ähnlich wie Schenkel, zur Begründung eines eigenen Organs genötigt. Genau ebenso ist es übrigens, um

Digitized by Google

dies hier gleich einzuschalten, bei dem Eingehen der Protestantischen Monatsblätter gewesen. Der Gothaer Füllner hat alles daran gesetzt, Gelzers Nachfolger zu werden, hat auch den gleichen Verleger für sich gewonnen. Er hat aber doch ein neues Blatt als „Deutsche Blätter" gründen müssen, und ein schärferer Kontrast ist kaum denkbar, als zwischen der Weitherzigkeit des Gelzerschen und der Engherzigkeit des Füllnerschen Organs. Das letztere hat sich denn auch nur wenige Jahre als lebensfähig erwiesen. Es ging nicht an, sich als neutral auszugeben und doch von Anfang an fast ausschließlich die ausgesprochensten Parteiführer zu Wort kommen zu lassen.

Über diesen gegensätzlichen Parallellen aus der Geschichte unserer Kirchenzeitungen darf es nun aber nicht vergessen werden, obenan der persönlichen Bedeutung gerecht zu werden, welche der grundgelehrte und scharfsinnige Begründer der Protestantischen Kirchenzeitung von Anfang an unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen durch sein Organ zu gewinnen verstand. Krause ist ein echter Charakterkopf noch aus dem alten Berlin, unerschütterlich in der altliberalen Anschauung, darum für keinerlei Kompromisse zu haben. Ihm lag niemals daran, etwas praktisch Erreichbares durch Aktualität und Opportunität anzustreben, wenn er nur seine Anschauungen theoretisch in die Öffentlichkeit zu werfen vermochte. Es sind Zeiten gekommen, in welchen er auf den Gang der Dinge tatkräftigen Einfluß zu gewinnen vermocht hätte: bei seiner Tätigkeit als Abgeordneter in der Zeit des inneren Konflikts, bei dem Beginn der neuen Ära u. s. w. Daß er dies nicht vermochte, ist wohl auf das Stück Berlinismus zurückzuführen, das er ebensowenig wie seine orthodoxen Gegner abzustreifen vermochte. Den praktischen Kirchenpolitikern der Folgezeit ist er schon bald als eine Art Sonderling oder, wie es heute heißt, als ein Einspänner vorgekommen. Von seinen großen Idealen für die von ihm heiß geliebte evangelische Kirche hat er wenige in die Wirklichkeit umzusetzen vermocht.

Dafür hat die Protestantische Kirchenzeitung unter seiner Leitung Charaktere geschult, welche, je ernster die Zeiten wurden, um so mehr die altprotestantische Fahne hochgehalten haben. In erster Reihe standen die Berliner Jonas, Sydow, Lisco, Thomas, Schweder, neben ihnen der Potsdamer Elteſter und eine Reihe von Jüngeren, insgesamt Vorbilder einer echt Schleiermacherschen Kirchlichkeit in ihrem Amt. Wie ihr großer Lehrer sind sie zu feinsinnig für den großen Haufen gewesen. Aber sie haben immer noch einen guten Teil der besten Berliner Gesellschaft mit der Kirche zu verbinden gewußt. Hase, Rückert, Schwarz, Grimm, Hilgenfeld, Dieſtel haben ihnen den — zumal in Zeiten der Krise nie versagenden — Sukkurs Jenas geboten, Credner denjenigen des alten Gießen. Zittel und Dittenberger haben von Anfang an die wichtige Unterstützung aus Süddeutschland, obenan aus Baden, gebracht. An sie reihten sich die Gesinnungsgenossen aus dem Elsaß und aus Frankreich, aus Holland (von wo wir

Digitized by Google

gleich im ersten Jahrgang Nr. 14 zutreffende Personalien über Royaards und Kist, Moll und Terhaar finden) und aus Ungarn. Die Redaktion ist aber stets völlig unabhängig von allen auswärtigen Mitarbeitern gewesen. In späteren Zeiten haben die letzteren zumal für ernste wissenschaftliche Arbeiten das unabhängigste der kirchlichen Organe bevorzugt. Es verrät den moralischen Tiefstand einer Generation, welche die persönliche Karriere darauf aufbaute, sich vor allem zu hüten, was liberal oder protestantenvereinlich genannt werden konnte, daß ein Ausdruck wie derjenige vom „Clan der Protestantischen Kirchenzeitung" geschmiedet werden konnte. Nur nach einer Seite hin haben Krause und seine Freunde — trotz persönlicher Hochachtung vor manchem Führer der freien Gemeinden — sich scharf abzugrenzen vermocht. Denn sie haben ihre innerkirchliche Position (aller ihre Freunde im Lande treffenden Ketzerprozesse ungeachtet) unverrückt und ungebeugt aufrecht erhalten, sich niemals aus der Kirche der Reformation herausdrängen lassen.

Je weniger wir im Stande sind, den überreichen Inhalt von gegen 40 Jahrgängen auszuschöpfen, um so ernster ist uns die Aufgabe erschienen, die geistige Macht, welche der unerschütterliche Glaube an die Zukunft des Protestantismus in diesem — auch den Namen „protestantisch" wieder zu Ehren bringenden Blatt — zu klarem Ausdruck brachte, uns und dem Leser zu vergegenwärtigen. Im Januar 1853 (in dem noch mit Schleiermacher eng verbundenen Reimerschen Verlage) erschienen, ist die Protestantische Kirchenzeitung schon bald auf den Universitäten die Lektüre der selbständigen akademischen Jugend geworden. Meine ersten Erinnerungen an sie führen sich auf die hallesche Burschenschaft zurück, deren führende Persönlichkeiten schon oben gekennzeichnet wurden. Der erste Eindruck, den ich zumal von den Korrespondenzen empfing, ist ein recht niederschlagender gewesen, um so mehr, da man in Halle gleichzeitig die Seilersche Kapuzinade gegen die Union und die pharisäische Phraseologie des Volksblattes für Stadt und Land durchmachen mußte. Was sollte — so mußte der junge Studierende sich fragen — bei solcher Selbstzerfleischung aus der armen evangelischen Kirche, die am Rhein vom Ultramontanismus immer ärger in die Ecke gedrängt wurde, noch werden? Instinktiv bin ich aber gerade unter diesen Umständen schon seit jener Zeit (die Unterbrechung durch die im Auslande zugebrachten Jahre abgerechnet) ein fast regelmäßiger Leser der entgegengesetzten Parteiorgane geblieben.

Doch die Selbstbeschränkung in der Auswahl des Stoffes nötigt dazu, einen einzelnen Jahrgang zur Charakteristik des dem Hengstenbergschen Terrorismus in der Zeit seiner Alleinherrschaft mutig und selbstlos gegenübertretenden Organes auszuwählen. Es ist am einfachsten, wenn wir sofort den ersten Band herausgreifen.

Digitized by Google

Gleich das Vorwort ist für eine folgende Zeit vielleicht noch bedeutsamer, als für die unmittelbare Gegenwart. Es bringt ein klares, unzweideutiges Programm: von dem berühmten Wort (in Schleiermachers Sendschreiben an Lücke, das mit Recht als sein Testament bezeichnet worden ist) ausgehend: „Soll denn der Knoten der Geschichte so auseinandergehen, daß Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?" Was Schleiermacher fürchtete — heißt es gleich darauf — ist schnell in Erfüllung gegangen, und noch weit über seine bange Ahnung hinaus. Denn es ist auch das dazu gekommen, was er noch gar nicht vorherzusehen vermochte, daß der lutherische Konfessionalismus sich zum Dienstknecht des Ultramontanismus gemacht hat. Aber je ernster die Zeit, desto größer die Pflicht, von dem Boden des Evangeliums und der Reformation aus die Mißstände in der Kirche unerbittlich zu bekämpfen.

Neben das Vorwort treten eine Reihe größerer, allseitig orientierender Aufsätze. Aber der größere Kreis der Leser hat vielleicht zuerst nach den „Nachrichten" gegriffen, welche, solange Krause die Kirchenzeitung redigierte, mit sorglamem Fleiß ausgewählt und auf ihre Richtigkeit strenge geprüft worden waren. Im Tonfall aber haben sie oft eine nur zu begreifliche Bitterkeit geatmet, an die antipharisäische Rede Jesu erinnernd. Es sei als eines von vielen Beispielen aus der moralischen Korruption der damaligen Atmosphäre nur der Mißbrauch des königlichen Namens für eine Buchhändlerreklame erwähnt, die den Subskribenten versprach, daß ihre Namen dem Könige persönlich unterbreitet werden sollten (Nr. 30, S. 745).

Die erste Nummer hat sofort unter Berlin fünf verschiedene, gleich bezeichnende Dinge berichtet, dann aus Weimar eine energische Verteidigung gegen einen der im Grunde nie aufhörenden Angriffe der Kreuzzeitung und der Evangelischen Kirchenzeitung auf die Thüringer Staaten; aus München die Verteidigung des Oberkonsistorialrats von Schmidt gegen einen schnöden Ausfall von Harleß auf die frühere Wirksamkeit der Kirchenbehörde, in welche er selbst erst vor kurzem eingerückt war; aus Baden und Nassau die neuesten Daten über den oberrheinischen Kirchenstreit, die von da an eine ständige Rubrik gebildet haben; aus Hannover einen grob katholisierenden Erlaß des Osnabrücker Konsistoriums. Dazu kam in dieser ersten Nummer nur noch eine einzige, aber inhaltlich bezeichnende Annonce, die der Pischonschen Schrift über die Augsburger Konfession und den Berliner Kirchentag (bzw. den Versuch, die Invariata auch für die Reformierten einzuschmuggeln). Die in der Folgezeit so bedeutsamen, streng wissenschaftlichen Rezensionen haben erst mit der zweiten Nummer begonnen.

Von Anfang an haben in dieser (auch hierin echt protestantischen) Kirchenzeitung selbständige Männer auch untereinander ihre Meinungsverschiedenheiten ausgetauscht. Außerordentlich bezeichnend dafür ist das „Wort zur Verständigung" des kernfesten Jenaer Rückert über „Unsere Stellung zur Orthodoxie und zum Orthodoxismus" (Nr. 9, S. 177), worauf dann Krause in einem „Sendschreiben an Herrn Dr. Rückert zu Jena" (Nr. 21, S. 489) geantwortet hat. Daß die Redaktion überdies von Anfang an gegen böswillige Ableger der gegnerischen Hauptorgane in der kleinen Presse sich zu verteidigen gehabt hat, zeigt sofort in Nr. 2 der Artikel gegen das längst verschollene Blättchen „Die Zeit", welches die „Unionsmänner" in einem Tone angegriffen hatte, als wenn es mit dieser Fehlgeburt für immer vorbei sei. Daß aber spätere innerkirchliche Gegensätze in dieser Zeit noch völlig zurückstanden, beweist in derselben Nummer die warme Begrüßung der Ernennung Ullmanns zum badischen Prälaten durch Zittel.

Zittel ist viele Jahre hindurch einer der einflußreichsten Führer der badischen Altliberalen gewesen. Als Abgeordneter zur zweiten Kammer hat er durch sein warmes

Digitized by Google

Auftreten für die unterdrückten Deutschkatholiken die öffentliche Meinung schon in der vorrevolutionären Zeit für sich gewonnen. Aber auch die von ihm geleiteten gottesdienstlichen Versammlungen haben sich bis in sein hohes Alter reger Teilnahme erfreut. Als das Konkordat (gegen die bessere Einsicht des Landesherrn) abgeschlossen worden war, haben Zittel und Häusser die Kammeropposition gegen daßselbe geleitet. Beide sind dann zusammen zu Schenkel gekommen und haben ihn zur Teilnahme aufgefordert. Dies der Ursprung der Veränderung in Schenkels kirchenpolitischer Haltung.

Zittels Aufsatz über „die evangelische Bekenntnisfrage in Baden" (in Nr. 2) ist für denjenigen, welcher neben den verschiedenen Phasen des innerkatholischen Kirchenstreits zugleich auf den Ursprung der innerkirchlichen Kämpfe im badischen Protestantismus zurückgehen will, unentbehrlich. Zwei Jahre nachher hat die Generalsynode von 1855 ihre rückläufigen Beschlüsse gefaßt, gegen welche sich nachmals die gleiche Opposition richtete wie gegen das Konkordat. Wir kommen aber auf diese interkonfessionelle Bewegung einer etwas späteren Zeit noch zurück.

Als ein weiterer, zuverlässig orientierender Beitrag zur Zeitgeschichte im Jahre der Begründung der Protestantischen Kirchenzeitung muß dagegen schon in diesem Zusammenhange der Aufsatz über „Kuno Fischer und die akademische Lehrfreiheit in Baden" (Nr. 14, S. 307) herangezogen werden. Derselbe gibt eine prägnante Übersicht über den heute fast unglaublich erscheinenden Vorgang, wie dem nachmals so berühmten Historiker der Philosophie die Licenz entzogen wurde. Damals war er noch ein wenig bekannter Privatdozent, aber nicht sowohl ein theologischer, als ein philosophischer Lehrer. Über ihn saß jedoch eine konfessionelle Kirchenbehörde zu Gericht, und der Staat hat sich zum Büttel derselben in dem gleichen Sinne gemacht, wie es heute das Zentrum im Interesse des Vatikanismus allgemein anstrebt. Der gleiche Oberkirchenrat Bähr, der die neue Agende schuf und sie der dieser Formen entwöhnten Gemeinde aufzuzwingen versuchte, hatte auch die Anklage gegen Kuno Fischer formuliert. Mit veranlaßt dazu war er durch ein Gespräch mit Schenkel, der es freilich nicht sowohl auf die Absetzung Fischers, als auf die Berufung eines „gläubigen" Dozenten abgesehen hatte. Aber das Odium des häßlichen Vorfalls fiel auf Schenkel, seitdem Kuno Fischer der zweiten Abteilung eines gerade damals von ihm herausgegebenen Werkes die Bemerkung beigefügt hatte: „Das Bruchstück der ersten Abteilung wurde im November 1852 zu einer geheimen Anklage benutzt, die von einem der hiesigen Universitätsprediger privatim insinuiert wurde." Schenkel hat gegen diese Darstellung in der damals von ihm redigierten Allgemeinen Kirchenzeitung (1854 Nr. 12) protestiert. Sein Protest aber rief die bittere Schrift Kuno Fischers „Das Interdikt meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel usw. in der Darmstädter Kirchenzeitung" hervor. Diese wieder die „Abfertigung für Herrn Kuno Fischer in Heidelberg". Der in Nr. 14 der Protestantischen Kirchenzeitung enthaltene Bericht über die Kontroverse ist in Nr. 18 noch vervollständigt.

Ebenfalls von Heidelberg aus hatte Dittenberger an die Säkularfeier von Johann Friedrichs Todestag gemahnt. Daran schloß sich der Berliner Aufruf von Jonas, Graf Schwerin und Genossen für das Johann Friedrich-Denkmal. So hat das Denkzeichen des alten Jena der Verbindung seiner theologischen Fakultät mit der Protestantischen Kirchenzeitung eine tatkräftige Unterstützung zu danken gehabt.

Unter den kirchlichen Ereignissen in Preußen haben die Versuche zur vollständigen Vernichtung der in den Gemeinden lebenden Union im Vordergrunde des Interesses gestanden. Wer die überaus gefährliche Lage allseitig überschauen will, muß eine Reihe von provinziellen Artikeln miteinander verbinden. Wir heben nur aus Nr. 3

Digitized by Google

den Leitartikel „Die Union und Otto von Naugard“ heraus. Otto, einer der leidenschaftlichsten Hasser der Union, war zum Ersatz des von Stettin nach Posen versetzten Konsistorialrats Mehring in Aussicht genommen. Daneben stehe noch als eines von vielen Zeugnissen das, was in Nr. 32 (S. 792) über einen „lutherischen Propheten wider die Union“ mitgeteilt ist.

Der innerprotestantischen Verteidigung der Union steht aber vor allem die Verteidigung des Protestantismus überhaupt gegen die päpstliche Politik würdig zur Seite. Eine Reihe von Artikeln behandelt z. B. den „Eid, welchen die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe dem Papst schwören.“ Auch die Mehrzahl der Nachrichten weist auf die fortschreitenden geheimen Errungenschaften des Papismus und Kryptopapismus. Der Nachweis der in diese Kategorien fallenden Vorkommnisse beschränkt sich dabei nicht einmal auf Deutschland. Es ist wieder die Protestantische Kirchenzeitung gewesen, welche die „unerhörten Vorgänge“ im Elsaß, wo es die Beraubung des Thomasstifts in Straßburg galt, zuerst ins rechte Licht zog (Nr. 31 S. 770).

Nur mit wirklichem Bedauern stehen wir davon ab, an der Hand der Kirchenzeitung die wichtigeren Begebenheiten der folgenden Jahrzehnte chronistisch zu verzeichnen. Aber es ist hohe Zeit, auch die „Protestantischen Monatsblätter“ in gleicher Weise über die eigene Auffassung ihrer Aufgabe zu konsultieren.

Die bezeichnendste Tatsache, welche schon der erste Einblick in ihre ersten Jahrgänge gewährt, liegt zweifellos darin, daß in dem neuen Organ gerade solche Männer, welche wenige Jahre später sich als bittere Gegner bekämpften, Schulter an Schulter nebeneinander gestanden haben. Die spätere Entwicklung der Dinge hat Hundeshagen und Schenkel zu unversöhnlichen Gegnern gemacht. Aber es bleibt ein nicht geringes Verdienst des aus der Schweiz nach Berlin übergesiedelten Gelzer, den früheren Basler Schenkel und den früheren Berner Hundeshagen auch noch in einer Zeit, wo sie schon mannigfach verschieden dachten, in seinem Blatte miteinander verbunden zu haben. Gleich im ersten Jahrgang 1853 (dem nur eine einleitende Dezembernummer im Jahre 1852 vorhergegangen war) begegnen wir Hundeshagenschen Artikeln im April, Juni, Oktober und Dezember, während die ersten Schenkelschen dem Juni- und dem Septemberheft angehören.

Das durch diese beiden Namen illustrierte Beispiel ist nun aber auch in der Folgezeit typisch geblieben für das, was in den Protestantischen Monatsblättern für beinahe zwei Jahrzehnte dem deutschen Protestantismus gegeben worden war. Weniger noch wie bei der Protestantischen Kirchenzeitung können wir bei den Monatsblättern Jahrgang für Jahrgang verfolgen. Es ist aber auch um so weniger nötig, wo bereits die „schweizerischen Mahnungen an die Lebensfragen des deutschen Protestantismus“ die Grundlage für die Ermöglichung eines solchen Zusammenarbeitens vorgeführt haben (III, 1 § 20). Bei der Begründung seines Organs konnte sich Gelzer bereits auf den „gemeinsamen Glaubensgrund“ (in dem von

Digitized by Google

Lipsius diesem Wort gegebenen Sinn) stützen, von welchem aus die in den Fragen von Dogma, Liturgie, Kirchenverfassung u. dgl. auseinandergehenden Männer sich trotzdem zu gemeinsamer literarischer Arbeit zusammenfanden. Umgekehrt wird uns aber auch schon der nächste Paragraph Gelegenheit geben, in dem Auseinandergehen von Hundeshagen und Schenkel seit der badischen Generalsynode von 1855 die persönliche Zuspitzung des (dem oberrheinischen Kirchenstreit innerhalb des Katholizismus sich anschließenden) innerprotestantischen Konfliktes in der evangelischen Landeskirche Badens ins Auge zu fassen. Denn auch Beyschlag ist in diese Konflikte derart hineingezogen, daß es unumgänglich ist, uns mit den einschlägigen Abschnitten seiner Selbstbiographie auseinanderzusetzen.

An dieser Stelle müssen wir aber vorher noch einmal in derjenigen Zeit einsetzen, wo die aus Bern und Basel nach Heidelberg berufenen Kollegen noch an einem Strang zogen. Denn wer sich das „innere Leben" des deutschen Protestantismus in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre vergegenwärtigen will, kann in der Tat nichts Besseres tun, als sich der in hohem Grade genußreichen Lektüre der Monatsblätter zuzuwenden. Im Juliheft 1853 findet er alsbald auch Ullmann und Hoffmann, den nord- und süddeutschen Kirchenregenten nebeneinander. Ein besonderes Wort aber glauben wir den geistvollen, zum Teil wirklich genialen Leistungen Johann Peter Langes schuldig zu sein (im Anschluß an III, 1 S. 77).

Eine schlichte Begrüßung des alten treuen Lehrers zu seinem 50jährigen Predigtamtsjubiläum hat, weil im Widerspruch mit dem Infallibilismus hüben und drüben, böse Folgen gehabt. Dem damaligen Redakteur der Protestantischen Kirchenzeitung ist es bitter verargt worden, daß ein den Zwecken des Protestantenvereins dienendes Blatt für einen heftigen Gegner desselben ein gutes Wort hatte. Ärger noch war der Zorn Albrecht Ritschls, der an dem Manne, welchem „der Fuhrmannskittel immer noch aus dem Talar herausgucke", so gerne seinen ätzenden Spott ausgelassen hatte. Wie durfte auch einer, der ihm selbst dankbare Erinnerung widmete, neben der von ihm empfangenen Anregung auch von Anderen andere Anregung bezeugen?

Das eben erwähnte Erinnerungswort hat seinen Platz in der Monographie über „die theologische Einzelschule" gefunden, und so erinnern wir hier nur noch an die ersten der in den Monatsblättern erschienenen Reden über „den geschichtlichen Charakter und die kirchliche Bedeutung des Mittelalters" und über „die Kirche in ihrer Wechselwirkung mit den Nationalitäten". Es sind ihnen später noch eine Reihe ähnlicher sinniger Geschichtsbetrachtungen gefolgt. Die Verbindung Gelzers mit Lange hängt übrigens auch wieder mit den Beziehungen zwischen den schweizerischen und deutschen Universitäten zusammen. Die Züricher Periode in Langes Leben ist viel glücklicher als die Bonner gewesen. Als Tholuck im Jahre 1858 bei der Übersiedelung von Halle nach Bonn mich bei ihm einführte, fügte er seinem Gruße die „unvergeßliche Erinnerung an Züricher Abende" bei.

Von den Basler Kollegen Gelzers haben von Anfang an Hagenbach und W. Wackernagel ihm treu zur Seite gestanden. Neben ihnen der erst nach seinem Tode (zumal durch Encken) in weitere Kreise eingedrungene Steffensen, zunächst mit dem tiefgründigen Aufsatz „Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft".

Aus Heidelberg hat den theologischen Mitarbeitern der mit seinen Geschichtswerken zuvörderst in Großbritannien einsetzende Historiker Georg Weber (zuerst mit dem

Digitized by Google

schönen Artikel über die Märtyrerbischöfe Cranmer, Ridley und Latimer) eifrig sekundiert. Gleichzeitig hat auch Schoell aus seinem englischen Verbleib heraus seine lehrreichen Arbeiten über die kirchlichen Zustände in England begonnen. Ebenfalls der Erstlingszeit gehören die drei ersten, unter sich zusammenhängenden Aufsätze über die religiösen Zustände in Frankreich an. Es sind ihnen später noch eine Reihe anderer aus dem gleichen Lande gefolgt. In Italien hat die Verfolgung der Madiai in Florenz im Vordergrund des Interesses gestanden. Die dorthin entsandte Deputation und ihr Empfang durch den (nur sechs Jahre später vom Throne gestoßenen) Großherzog von Toskana hat in den Monatsblättern sofort die gleiche Beachtung gefunden, wie die Stellungnahme Lord John Russels und des englischen Parlaments. Innerhalb der Schweiz ist den kirchlichen Zuständen im Waadtland, zumal der Nachwirkung Vinets eine nicht geringe Aufmerksamkeit zuteil geworden.

Der „Aprilbewegung" in Holland, der leider nur zu bald im Sande verlaufenen Aufwallung gegen die Oktroyierung der neuen päpstlichen Hierarchie, ist von Anfang an wieder die verdiente Beachtung geschenkt worden. Gleichzeitig hat schon im ersten Jahrgang ein Reisebericht Hofstade de Groots in guter Übersetzung Aufnahme gefunden. Der Freund Wicherns hat allerdings damals noch keine Ahnung davon gehabt, wie er im folgenden Jahrzehnt seitens der seinen deutschen Freunden so viel verdankenden Evangelischen Allianz in seinem Vaterlande behandelt werden sollte. Die trübe Episode wird uns im folgenden Paragraphen noch näher beschäftigen müssen, da die holländischen Aktenstücke in ihrem eigenen Wortlaut gelesen sein wollen, um ihre internationale Nachwirkung zu verstehen.

Die zu lebensvollen Zeitbildern gewordenen Beiträge aus den außerdeutschen Ländern haben auch in der Folgezeit eine stehende Rubrik der Monatsblätter gebildet. Wäre der Verfasser nicht — ihm selbst unbewußt — durch diese Vorbilder geschult worden, so würde er schwerlich gerade in dieser Rubrik seit dem Jahre 1861 zu seinen eigenen Reisebildern gekommen sein. Neben dem Dank an die älteren Mitarbeiter muß hier aber zugleich eine besonders dankbare Erinnerung an den Bonner Professor Krafft ihre Stätte finden. Er hat den noch völlig unbekannten Kandidaten sowohl bei Gelzer als bei Riedner, dem Herausgeber der Zeitschrift für historische Theologie, eingeführt. Zu eigenem Schreiben ist Krafft durch seine überreiche kirchliche Tätigkeit wenig gekommen. Aber gerade den Gelzerschen Monatsblättern sind durch ihn im Rheinland vielfach die Wege gebahnt worden. Mehr noch haben aber wohl die ernsten „Historischen Briefe an einen Sorglosen" dazu beigetragen. Erst späterhin ist der gründliche Bonner Historiker Löbell als ihr Verfasser bekannt geworden.

Vergessen wir ferner nicht, wie das lange vernachlässigte, zunächst durch Grüneisen in weitere Kreise getragene Interesse für die evangelische Kirche von Anfang an ein Lieblingsgebiet der Monatsblätter gebildet hat. Aber auch sonst ist das gesamte Kulturgebiet in echt Rotheschem Sinne allseitig beobachtet worden. Es gibt wohl kein Heft, das nicht die Belege dafür enthält, daß wir es nicht mit einer theologischen Fachzeitschrift zu tun haben, sondern daß sich hier Vertreter der verschiedensten Wissenschaften in gleichem Geiste zusammenfanden.

Neben den Männern, bei welchen der damals noch an der Berliner Universität tätige Historiker Verständnis und Unterstützung gefunden hat, darf jedoch auch derer nicht vergessen werden, die durch ihre Abwesenheit glänzen. Wer auch nur die Register der zwei Jahrzehnte verfolgt, in welchen das Gelzersche Organ die Führung des Gesamtprotestantismus übernommen hatte, wird bald entdecken, wie wenig die Hauptstadt Preußens bei dieser Führung beteiligt gewesen ist. Schon in der Geschichte der Theo-

Digitized by Google

logie haben die Paragraphen über Jena, Erlangen, Tübingen und Heidelberg es monographisch dargetan, wo in der Reaktionszeit geistig der Schwerpunkt gelegen hat. In diesem Zusammenhang aber muß es überdies mit aller Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht werden, daß gerade das Zurücktreten der Berliner Einflüsse die moralische Machtstellung des Gelzerschen Organs bedingt hat. Die Begründer des Evangelischen Bundes haben ebenfalls mit vollem Bewußtsein die nunmehrige Reichshauptstadt ins Hintertreffen treten lassen. Denn die Unabhängigkeit von den spezifisch berlinischen Einflüssen, seien sie positiv oder negativ gerichtet, höfischer oder freisinniger Opportunität zugetan, wird noch auf lange hinaus die Vorbedingung bleiben für die Gesundung unseres kirchlichen Lebens. Man hat früher wohl von der Erneuerung des alten Byzantinismus in dem modernen Berlin geredet. Aber der Begriff des Berlinismus hat nachgerade kirchengeschichtlich einen noch böseren Sinn bekommen, als der des Neubyzantinismus. Es ist die gleiche Atmosphäre, die alle dortigen Parteien einatmen. In der Tagespolitik mögen sie sich als die Weisen und Klugen fühlen. Aber die Kirche Christi darf es niemals vergessen, daß ihr „Herr" seinem Vater dafür gedankt hat, daß den Unmündigen das geoffenbart wird, was den Weisen und Klugen verborgen bleibt. Dieses Naturgesetz des Himmelreichs hat Jesus Christus nicht bloß für seine eigenen Tage entdeckt. Es wird seine Geltung auch dann noch behaupten, wenn die heutigen Tagesberühmtheiten lange vergessen sind.

Die Naturgesetze des Himmelreichs, wie sie obenan in den Parabeln niedergelegt sind, sind es nun aber auch sonst, die dem Herausgeber der Protestantischen Monatsblätter — gerade in der Zeit des „den Geist dämpfenden" Raumerschen Ministeriums — stets vor Augen gestanden haben. Er hat sie in einer volkstümlichen Ethik als „Religion im Leben" ebenso niedergelegt, wie in der (im ersten Bande dieses Handbuchs nach Verdienst herangezogenen) Geschichte unserer Nationalliteratur, in den italienischen Briefen so gut wie in der zuverlässigen Buchung der Straußischen Zerwürfnisse in Zürich. Eben darum ist es ihm von Jahr zu Jahr mehr gelungen, die dogmatischen Gegensätze ethisch zu überbrücken. Zugleich aber ist es im E. M. Arndtschen Sinne „das ganze Deutschland" gewesen, an das der Heroldsruf seiner Monatsblätter erging.

Mit der Zurückstellung Berlins soll natürlich nicht gesagt werden, daß dem Berliner Professor Gelzer dort Leser und Mitarbeiter gefehlt haben. Im Hause des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen von Preußen sowie seines Sohnes sind die Monatsblätter ebenso aufmerksam gelesen worden wie am Karlsruher Hofe. In den Tagebüchern des späteren „Kronprinzen", zumal über die Jerusalemer Reise, fallen dem Kundigen mannigfache Spuren dieser Lektüre ins Auge. Das Bindeglied ist wohl obenan Ernst Curtius gewesen. Er war schon in Göttingen eifriger Mitarbeiter. Dann hat er seine zündenden Reden in der Berliner Akademie mit Vorliebe an diesem Orte veröffentlicht. Wir dürfen dabei nicht unterlassen, unsere Leser zugleich auf den außerordentlichen Genuß hinzuweisen, welchen neben diesen Reden auch das von Sohneshand gezeichnete Lebensbild von Curtius bietet.

Ernst Curtius ist erst in der späteren Zeit der Monatsblätter Berliner geworden. Doch haben auch schon in der früheren Zeit weder Dorner noch Nitzsch, weder Hoffmann noch Wichern und Wiese gefehlt. Ihre Namen sind sogar auf den Titelblättern der ersten Jahrgänge zu lesen. Aber das Charisma des Herausgebers, der alle solche Mitarbeiter zu erwerben verstand, entstammt seiner schweizerischen und spezieller noch seiner Schaffhausener Heimat. Dort ist er ebenso wie Schenkel unter den Hurterschen Zerwürfnissen aufgewachsen. Dort sind beide zu Vorkämpfern des von dem Haupt ihrer Heimatskirche so schnöde verratenen Protestantismus geworden.

Digitized by Google

Schon die im ersten Jahrgang von dem Herausgeber persönlich beigesteuerten Beiträge bekunden deutlich, daß er sich in der Verteidigung der evangelischen Interessen die gleiche Aufgabe wie Krause gestellt hat. Die Rubriken „Miscellen", „Asterisken", „Zeitgeschichtliche Denkblätter" haben es vorwiegend mit der Aufgabe zu tun, die Gefahren der päpstlichen (auch schon der vorvatikanischen) Politik für das gesamte Kulturleben darzutun. Daneben verweisen wir auf „ein Geständnis des englischen Ultramontanismus" und „zur Charakteristik der ultramontanen Presse in England und Deutschland" mit der späteren Nachschrift dazu, sowie auf die Artikel „zur Enttäuschung der historisch-politischen Blätter", auf den Einspruch gegen Radowitz' Leugnung der historischen Stellung Preußens als protestantische Macht, auf die schon damals erkannten Angriffe des Ultramontanismus auf die deutschen Universitäten.

Diese entschlossene Verteidigung der Segnungen der Reformation ruht aber in der festen Glaubensüberzeugung, daß dieselben so wenig zu vernichten sind, wie die des durch sie erneuerten Evangeliums selbst. Wer das lebendig vor sich haben will, sei noch speziell auf die „Vorreden" verwiesen, die besonders in den ersten Jahrgängen den ebenso frommen wie freien Geist bekunden, welcher die Einigung des zersplitterten Protestantismus ersehnte. Welcher Kontrast zu den „Thronreden" Hengstenbergs. Es ist der geschulte Historiker, der in diesen Vorreden zu Wort kommt. Nicht minder aber in den zahlreichen selbständigen Beiträgen des Herausgebers zu den ersten Jahrgängen. Wir heben noch die dem ersten Vorwort unmittelbar folgenden „50 Thesen zum 31. Oktober 1852", die (acht) „Christlichen Reden an die Gebildeten unserer Zeit", die Antwort auf die Frage: „Wo stehen wir? Rückblick auf die innere Geschichte Europas seit 1848", die „Warnungen eines Staatsmannes" mit der „Antwort des Herausgebers" hervor. Im übrigen aber sei auch hier dem jüngeren Geschlechte die gleiche Aufgabe gestellt wie bei der Protestantischen Kirchenzeitung, an der Hand beider Blätter die Einzelereignisse zu studieren, welche den äußeren Verlauf der kirchlichen Zeitgeschichte ausgemacht haben.

Doch an diesem Ort ist es nun Zeit abzubrechen. Wir haben in Hases Sinn die allgemeinen Verhältnisse in typischen Einzelgestalten zu schildern gesucht. Darum ist bei den beiden großen Blättern nur je ein Jahrgang herausgegriffen. Und in dem Charakter der Hauptorgane ist zugleich das verwandte Streben der zahlreichen provinziellen Organe gezeichnet, die in dem gleichen Jahrzehnt von 1848—1858 für Reformation und Union einstanden. Es sei nur noch kurz an die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", an die Bonner „Monatsschrift" und das sie ablösende „Evangelische Gemeindeblatt" erinnert. Überall hat es sich um stille bescheidene Arbeit gehandelt, die aber eben deshalb die Freudigkeit zum Ausharren in dem Verteidigungskampf gegenüber dem — in derselben Zeit triumphierend in den Zentren des Protestantismus einherziehenden — Jesuitenorden aufrecht erhielt. Ein nicht minder großes Verdienst in dem gleichen Verteidigungskampf hat sich in derselben Zeit die Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" erworben.

Der verschiedenen konfessionellen „Nuancen" ist jedoch schon in der Geschichte der Theologie gedacht. Und auf lokale Ereignisse von vorübergehender Bedeutung genauer einzutreten, liegt der uns hier gestellten Auf-

Digitized by Google

gabe fern. Aus dem Vielen, was der Tag bringt und was den Ort beschäftigt, gilt es das herauszufinden, was auf die Zukunft und auf die Allgemeinheit nachgewirkt hat.

---

§ 30.

Die evangelische Allianz in Deutschland und die „Anfänge des Umschwungs seit 1859".

Wie bei dem Kirchentage stellen wir auch bei der evangelischen Allianz die knappe Skizze der älteren Auflagen an die Spitze, fügen aber gleich bei, daß dieselbe eine persönliche Vorgeschichte hat. In dem Jugendwerk (1867) mußten die subjektiven Empfindungen möglichst eingedämmt werden. Der Rückblick des Greisenalters gibt den individuellen Erfahrungen auch für Andere einen gewissen Wert. Wir werden daher auch hier der Haseschen Methode folgen, das Selbsterlebte für den Leser mit zu verwerten. Ist doch diese Berliner Versammlung das erste kirchengeschichtliche Ereignis, das ich mit eigener innerlicher Teilnahme durchlebte, wo die persönlichen Erinnerungen für den späteren Historiker selbst zur Geschichtsquelle geworden sind. Warum heute verschweigen, daß hinter jener kühlen Skizze die Wandlung glühender Begeisterung in erkältende Enttäuschung gestanden hat? Das Exemplar der Berliner Allianzverhandlungen von 1857, welches mir noch bei dem jetzigen Rückblicke die besten Dienste leistet, ist so ziemlich das erste Buch, welches ich als Student mit sehr bescheidenen Mitteln mir zu bleibender Vertiefung in den Stoff gekauft habe. Hochgeschätzte Universitätslehrer hatten schon vor der Versammlung die eigenen Hoffnungen auf ihre Schüler übertragen. Unter den Besuchern aus der Ferne hat auch ein lieber Jugendlehrer nicht gefehlt, der überaus befriedigt zurückkehrte. Und es war eine nachhaltige Begeisterung, mit welcher die Lektüre der Vorträge erfüllte, die zugleich zum ersten Male ein -- wie es schien — treues Gesamtbild der evangelischen Kirche der verschiedenen Länder darboten.

Aber wie bald ist der Hoffnung auf die nun endlich mit Sicherheit erwartete Einigung der in sich zerrissenen evangelischen Kirche die Enttäuschung gefolgt! Den kurzen Sätzen der Skizze würde der heutige Leser es kaum anmerken, was für tiefschmerzliche Erwägungen es gewesen sind, sind, die sich darin zusammengedrängt haben. Diese Erwägungen sollen denn nunmehr auch in ihrer individuellen Form zum Ausdruck kommen.

Digitized by Google

Vorher aber muß das ein Jahrzehnt nach der Berliner Versammlung aus der bisherigen Entwicklung gezogene „Facit" hier seinen Platz haben.

Die anfängliche Begeisterung, die dem Kirchentage entgegengekommen war, solange man eine Stärkung und Einigung des Protestantismus von ihm erwartete, ist in womöglich noch höherem Grade der Versammlung der von Britannien aus gegründeten evangelischen Allianz in Berlin (1857) zuteil geworden. Und es war in der Tat eine herrliche frische Versammlung, in deren 14 Sitzungen viel des Schönen beraten und beschlossen wurde. Aber der finstere Geist der Unduldsamkeit machte auch hier sofort seinen Einfluß geltend, wie die berüchtigte Krummacherische Invektive gegen den Merle-Bunsenschen Kuß an den Tag legte. Und das im Auftrag des evangelischen Bundes gegründete Organ, die Neue evangelische Kirchenzeitung, hat ebenfalls mehr und mehr in eine ähnliche Bahn eingelenkt. Der spezifisch englisch-methodistische, der deutschen Wissenschaft fremd gegenüberstehende Geist, der in Berlin nicht so hatte hervortreten können, überwog dann fast unbedingt auf der Genfer Versammlung (1862), die besonders gegen den „ungläubigen" Rationalismus Front machte. Und die Einladung zur Amsterdamer Versammlung (1866), die durch die kriegerischen Ereignisse nicht zustande kam, war bereits nur von eigentlichen Orthodoxen unterzeichnet. Wäre der Idee einer wahren Allianz entsprechend verfahren, so würde der evangelische Bund die schönste Aufgabe der Kirche gelöst haben; dadurch daß er zum Parteikonventikel herabsank, hat er die Einigkeit im Geist fast mehr gehemmt wie gefördert.

Es war ein ernstes Schlußergebnis, in welchem dieser Rückblick münden mußte. Und auch heute würde dasselbe nicht viel anders lauten können. Die enge dogmatische Form, in welche die tonangebend gewordenen Führer die ursprünglich ganz anders weitherzige Bewegung einschlossen, hat sich nicht nur in Deutschland, sondern eigentlich auf dem europäischen Kontinent überhaupt nirgends auf die Länge heimisch machen können. Der Gesamtverlauf der Allianzsache hat so gut wie der des Kirchentags und des Protestantenvereins schließlich in die Reihe jener zahlreichen Enttäuschungen hineingestellt werden müssen, an welchen die protestantische Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts so reich ist. Auch hier ein Aufflammen und Aufflackern, dem nur zu bald ein Verlöschen und Verglimmen des Feuers gefolgt ist. Aber bei alledem sind doch fruchtbringende Keime geblieben, die der Zukunft um so mehr zugute kommen konnten, je mehr sie durch die Fehler belehrt worden war.

Noch mehr als einmal hat der Verfasser in späteren Jahren die Geschichte der evangelischen Allianz weiter verfolgen, auch selber einige nicht ganz unwichtige Beiträge zu dieser Geschichte bieten dürfen. Es gilt dies obenan von der vertrauten Korrespondenz zwischen Bunsen und Sir Eardley Eardley einer-, W. Hoffmann andererseits. Beinahe noch wichtiger aber, als die hier gebotenen Enthüllungen über die weitherzigen Anfangsgedanken, ist es für mich selber gewesen, als ich durch Bitzius als echten „Reformchronisten" die New-Yorker Allianzversammlung verstehen lernte in dem, was sie für Amerika Charismatisches bot. Es ist gutenteils auf

Digitized by Google

die von ihm empfangene Anregung hin geschehen, wenn später die „Amerikanische Kirchengeschichte“ die Einigungsbestrebungen des dortigen Protestantismus gegen Vatikanismus und Materialismus in dem gleichen Lichte betrachtete.

Aber von dieser späteren Zeit soll hier nicht geredet werden. Und auch der edlen Persönlichkeit des jüngeren Albert Bitzius, des Sohnes von Jeremias Gotthelf, kann erst der nächste Paragraph dankbare Erinnerung weihen. In dem jetzigen Zusammenhang verlangt dagegen die bei dem Kirchentag nur gestreifte Persönlichkeit Wilhelm Hoffmanns eine auf seinen Selbstzeugnissen aufgebaute Charakteristik. Damit aber zugleich das Buch selber, dem wir diese Selbstzeugnisse entnehmen.

Der stenographischen Berichte über die großen kirchlichen Versammlungen ist eine wahre Legion. Nach einigen Jahren sind dieselben fast ausnahmslos der Vergessenheit anheimgefallen. Aus dieser Vergessenheit möchte ich aber die „Verhandlungen der Versammlung evangelischer Christen Deutschlands und anderer Länder vom 9. bis 17. September 1857“ (Authentische Ausgabe, Berlin, F. Schulze 1857) herausreißen. Allein schon die Einleitung enthält ein typisches Stück preußischer Kirchengeschichte. Man blickt tief hinein in die am Hofe sich kreuzenden Strömungen. Andererseits dürfen hier noch einmal unmittelbar vor dem Ende der Regierung Friedrich Wilhelms IV. die wirklich evangelischen Ideale des Königs von den Tendenzen der „Kamarilla“ unterschieden werden. Als der König sich von der letzteren nicht umstimmen ließ, haben Stahl und Hengstenberg Berlin vor dem Beginn der Versammlung verlassen. Bereits am Anfang seiner Regierung haben die aus dem „evangelisch-katholischen Bistum Jerusalem“ (II, § 21) erwachsenen bleibenden Früchte von der vergänglichen Form unterschieden werden müssen. Auch in der Geschichte der Theologie (III, 1, § 21/22) haben der gute Wille und der böse Mißbrauch desselben stets gleich sehr betont werden müssen. Auf die letzten Tage vor der geistigen Umnachtung aber hat die der persönlichen Initiative Friedrich Wilhelms IV. zu verdankende Berliner Allianzversammlung ein mildes Abendrot fallen lassen.

Der mit der Herausgabe der „Verhandlungen“ betraute emeritierte Pfarrer Reineck geht in seiner „Einleitung“ zurück auf die mit den ersten allgemeinen Weltausstellungen verbundenen Versammlungen in Paris 1851 und London 1855 und berichtet sodann von der Deputation der Pariser Versammlung an den preußischen König zur Übergabe eines „Promemoria zugunsten einiger Religionsparteien, die außerhalb deutscher Landeskirchen stehen“. Bei der Audienz dieser Deputation (am 4. Oktober 1855) sprach der König die Hoffnung aus, im folgenden Jahre eine der Pariser ähnliche Versammlung in Berlin zu sehen. Er erneuerte diesen Wunsch

Digitized by Google

in einem durch den Gesandten Grafen v. Bernstorff an Sir Culling Eardley Eardley gerichteten Schreiben vom 12. Dezember 1855. Darauf trat das Berliner Komitee an die Beratung der vorbereitenden Schritte heran, „ohne die großen Schwierigkeiten der Ausführung zu verkennen". Über diese „Schwierigkeiten" muß man aber Reineck selbst hören. Denn sie bieten einen Einblick in die damalige innerkirchliche Lage, welcher sich der Erzählung des Protokollführers Beyschlag über die den Kirchentag vorbereitende Sandhofskonferenz würdig zur Seite stellt.

Der evangelische Bund zählte in Norddeutschland verhältnismäßig sehr wenig Mitglieder; für die Beschaffung der nicht unerheblichen Mittel gab es keine Aussicht; ob sich entsprechende Kräfte für die Versammlung in hinreichender Zahl würden gewinnen lassen, war ungewiß; für Teilnahme und Erfolg ließen sich Hoffnungen hegen, keine Bürgschaften aufzeigen; und das Maß der zu bewältigenden Vorbereitungsarbeiten war kein geringes. Dies alles hatte sich das Komitee vollständig vergegenwärtigt; allein es zweifelte nicht, sondern befahl Fortgang und Gelingen des Unternehmens der Hand, die mit ihrer Kraft das Schwache trägt, wenn es der Sache des Herrn dient.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen, ehe man über diese Erwägungen hinausgekommen war und nun die eigentliche Arbeit beginnen wollte. Da trat ein unerwartetes Hindernis ein. Der König war von mehr als einer Seite bedenklich gemacht worden; in redlicher Gewissenhaftigkeit besorgte er, daß durch die Versammlung der kirchliche Friede des Landes gestört, vielleicht auch Anstoß gegeben würde, wo er es nicht wünschen konnte. Der Vorsitzende des Komitees, Pastor Kuntze, und der Hofprediger Dr. Krummacher waren eben der Einladung zur Teilnahme an der Jahresversammlung des evangelischen Bundes englischen Zweiges in Glasgow gefolgt, als ihnen die königlichen Bedenken zugingen. Wiewohl sie von den englischen Mitgliedern die offene Versicherung erhielten, daß von jener Seite nichts geschehen würde, was die Gründe der geäußerten Bedenken rechtfertigte: so fragten sie bei den übrigen Mitgliedern des Komitees in Berlin schleunigst an, ob diese unter obwaltenden Umständen es überhaupt noch für rätlich erachteten, daß mit der Vorbereitung der Versammlung weiter vorgegangen würde. Es fehlte nicht viel, so wäre die Frage bei der Abstimmung verneint worden. Die Bejahung verursachte in England die lebhafteste Freude.

Der weitere Bericht erzählt sodann von einer Vorkonferenz in Frankfurt a. M. (am 5. und 6. September 1856), zu welcher der englische Präsident herübergekommen war. „Die Erörterung der königlichen Bedenken ergab, daß die besorgte Verletzung der Rücksichten einem Jeden gleich fern lag, wie es auch für eine Verkennung königlicher Huld erachtet wurde, wenn von der in Aussicht genommenen Berliner Versammlung Beschlüsse gefaßt oder gar Deputationen an deutsche Regierungen entsandt würden, wodurch der König der Verkennung befreundeter Mächte ausgesetzt werden könne." Doch wurde für den Fall „unübersteiglicher Hindernisse" eine Einladung von Stuttgart aus vorbereitet, wie auch der dortige Prälat v. Kapff mit der Abfassung der offiziellen Einladung nach Berlin betraut wurde.

Kapff, ein echter Typus des württemberger Pietismus und zwar in

Digitized by Google

seiner dogmatisch schrofferen Form, hat damals eine Zeitlang im Vordergrund des kirchlichen Interesses gestanden. Seine kleine Predigtsammlung „Gewünschtes und Geschmähtes“ und seine (pädagogisch nicht einwandfreie) „Warnung eines Jugendfreundes vor dem gefährlichsten Jugendfeinde“ haben gerade in der Zeit der Berliner Allianzversammlung weite Verbreitung gefunden. Seine Biographie gehört zu den lehrreicheren Quellen der neueren württembergischen Kirchengeschichte. Das landsmännische Verhältnis zu Hoffmann ist aber speziell der in Berlin geplanten Versammlung zugute gekommen. Wurde Kapff doch überall zu den Wortführern der „Gläubigen“ gezählt.

An der Kapffschen Einladung und den Unterschriften derselben können wir an dieser Stelle vorbeigehen, dürfen aber die (ebenfalls im Wortlaut mitgeteilte) Adresse des britischen Zweiges an den preußischen König wenigstens nicht unerwähnt lassen, weil sie von ihm in besonderer Audienz empfangen wurde. Obgleich jedoch die persönliche Sympathie des Königs dadurch offiziell bekundet worden war, sollten die Schwierigkeiten jetzt erst recht deutlich zutage treten. Es ist ein überaus charakteristisches Zeugnis für den unkirchlichen Sinn der von oben herab die Kirchlichkeit pflegenden Reaktionszeit, wenn Reineck wörtlich bemerkt: „Eine allgemeine Beteiligung gab sich nicht kund, sei es, daß das Volk sich kirchlichen Fragen in dieser Zeit mehr ab-, als zuwendet, weil es deren theologische Behandlung fürchtet, woran es keinen Geschmack findet; sei es, daß die tieferen Beziehungen des Programms nicht gewürdigt wurden, wie sie es verdienen.“ Gefährlicher aber noch als die Teilnahmlosigkeit der Gemeinde war der Widerwille des Konfessionalismus gegen jedes Zusammengehen mit den anderen Evangelischen. Der gleiche Julius Stahl, welcher den Stuttgarter Kirchentag zu terrorisieren versuchte, hat auch die Berliner Pastoralkonferenz „entschieden und scharf“ zu beeinflussen gestrebt. Dagegen traten die Bonner und Stuttgarter Pastoralkonferenz eifrig für den Allianzgedanken ein. Und zugleich ist dies die Zeit, in welcher man Hoffmanns Einfluß auf und durch den König am besten studieren kann.

Schon auf der Berliner Pastoralkonferenz war er Stahl entgegengetreten. Er unterließ es aber auch nicht, „seine amtliche Stimme zu erheben“. Es geschah dies zunächst in dem durch die Superintendenten an die Berliner Geistlichen gerichteten Zirkularschreiben vom 1. Juli 1857:

„Ew. Hochwürden ist es durch die öffentlichen Blätter und andere Mitteilungen ohne Zweifel wohl bekannt, daß die im Jahre 1846 zu London gestiftete Evangelische Allianz auf Allergnädigste Einladung Seiner Majestät des Königs, im September d. J. ihre große Jahresversammlung hier in Berlin zu halten gedenkt. Ebenso kann Ew. Hochwürden nicht entgangen sein, daß in unseren Kreisen die Ansichten über diesen weit verzweigten Verein in Anziehung und Abneigung sehr verschieden sind, und daher

Digitized by Google

eine klare Verständigung erst durch die zu erwartenden Kundgebungen selbst möglich werden wird.

„Demgemäß wird im Hinblick auf die Allerhöchste Einladung von den Geistlichen der hiesigen Stadt zu erwarten sein, daß sie sich solcher öffentlichen Äußerungen und Beziehungen in ihrem Amte enthalten werden, die im voraus als feindlich gegen den Evangelischen Bund müßten aufgefaßt werden. Andererseits aber dürfen wir auch der Pflicht nicht vergessen, welche das Wohl unserer evangelischen Landeskirche uns auch im Verhalten zu der angekündigten Versammlung auferlegt. In dieser Hinsicht finde ich mich veranlaßt, auf die erst neuerdings wieder in Erinnerung gebrachten Verordnungen hinzuweisen, durch welche die Zulassung auswärtiger Geistlichen auf die Kanzeln unserer Kirche geregelt wird. Insbesondere ist die Pflicht, Verirrungen in den Gemeinden zu verhüten, den Predigern derjenigen Gemeinschaften gegenüber wohl im Auge zu behalten, welche auf dem Boden unserer Kirche aggressiv gegen dieselbe und ihre Sakramente und Ordnungen vorschreiten.

„Auch hinsichtlich solcher Dinge, wie der Genuß des heiligen Abendmahls, das nicht von unserer Kirche selbst, sondern von den Geistlichen anderer evangelischen Gemeinschaften ausgeteilt wird, dürfte es unserer amtlichen Stellung angemessen sein, indem wir jeder Einzelne nach der Freiheit des evangelischen Gewissens handeln, bei unserer Überlegung auch des apostolischen Wortes (1. Kor. 6, 12) eingedenk zu bleiben: „Ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht alles," und den etwaigen Anstoß zu vermeiden, den wir Amtsbrüdern oder Gemeindegliedern geben möchten, um uns selbst die Freude einer großen und weitreichenden Gemeinschaft zu gewähren. Nicht um abzumahnen und ängstliches Mißtrauen rege zu machen, sondern um die Grenzen, innerhalb deren der Herr selbst uns als Christen und Diener Seines Wortes gestellt hat, sicherer zu bewahren, soll das Gesagte dienen.

„Die Evangelische Allianz will nach ihren öffentlichen Erklärungen nicht eine Verbindung von Kirchen mit Kirchen, noch weniger selbst eine Kirche, sondern ein Zusammentreten Einzelner mit Einzelnen auf dem Grunde gemeinschaftlichen Glaubens im Sinne der Reformation sein, weshalb wir auch nicht in amtlicher Weise, sondern nur als Einzelne in der Freude herzlichen Glaubens an den gekreuzigten Herrn und der Liebe, die alles glaubt und alles hoffet, an ihren Versammlungen uns etwa beteiligen können.

„Wir verkennen dabei den Segen nicht, der dem Einzelnen durch den Glauben anderer auch aus fremden Kirchengemeinschaften zuteil werden kann, und wollen die Stärkung nicht verachten, die in dem Gefühle des durch die Nationen gehenden Glaubensbandes für uns liegen kann."

Die schon hier in den Vordergrund gestellte königliche Autorität wurde aber auch direkt zur Geltung gebracht in der Kabinetsordre an den Oberkirchenrat, die sogar den Ausdruck „Unwillen" mit Bezug auf die Gegner nicht scheute:

„Seine Majestät der König hat von der Bewegung und den ungleichen Urteilen über die von Allerhöchst Ihm verstattete, im Monat September d. J. bevorstehende Versammlung der Freunde des evangelischen Bundes hierselbst und von den eifrigen Bemühungen, welche von Geistlichen und Theologen aufgewandt worden sind, um von dem Besuche abzuhalten, nicht ohne Besorgnis und Unwillen Kenntnis genommen. Auf Allerhöchsten Befehl ist deshalb durch den evangelischen Ober-Kirchenrat sämtlichen General-Superintendenten der Landeskirche bekannt gemacht worden, daß Seine königliche Majestät nicht wolle, daß ein Schweigen dazu von Allerhöchst Seiner Seite wie Zustimmung gedeutet werde; daß vielmehr kein Zweifel darüber obwalten sollte, daß

Digitized by Google

Seine Majestät einer Vereinigung besonderes Interesse widme, in welcher Allerhöchst derselbe ein noch nicht erlebtes Zeichen christlichen Brudersinnes und der über dem evangelischen Bekenntnis waltenden Vorsehung begrüße.

„Weit entfernt zwar, irgend jemandem es aufzulegen, an der in Rede stehenden Versammlung persönlich teilzunehmen, wolle doch Seine königliche Majestät es niemandem bergen, welche hohe Bedeutung Allerhöchstderselbe ihr beilege, welche schöne Hoffnung für die Zukunft der Kirche Seine Majestät daran knüpfe."

Es dürfte noch heute keinen Theologen gereuen, die auf der Berliner Versammlung gehaltenen Vorträge in ihrem Gesamtzusammenhang zu verfolgen. Es sind die besten Namen der damaligen deutschen Vermittlungstheologie, die sich hier beieinander finden, und sie haben alle ebenso ihr Bestes geboten, wie die neben ihnen auftretenden ausländischen Redner.

Dem Hallenser Jacobi gesellte sich der Genfer Merle d'Aubigné hinzu in der Vergleichung dieser neuen mit den alten Kirchenversammlungen (3. Sitzung). Dem Vortrag von Cairns über den Einfluß der Vereinigung britischer und deutscher Christen auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete (13. Sitzung) folgte eine lebhafte Erörterung, in welcher sich besonders Schenkel hervortat, der diesem Gedanken auch in der Folgezeit weiter nachgegangen ist. Der gleiche (wenige Jahre später als „Irrgeist" verketzerte) Heidelberger Professor hatte das erste Referat über „das aggressive Verfahren der römisch-katholischen Kirche" (9. Sitzung), woran sich das Korreferat von Heppe in wesentlich gleichem Sinne anschloß. Nach den Berichten der kirchlichen und politischen Blätter hat gerade dieser Tag im Mittelpunkt des Interesses gestanden. Von ernster Selbstkritik zeugten die Vorträge des Bonner Professors Krafft und des damaligen Karlsruher Hofpredigers Beyschlag (in der 7. Sitzung): „Wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntnis so wenig geistliches Leben in den Gemeinden zeigt." Daß das „trotz" in dieser Fragestellung vielleicht besser in „wegen" verwandelt worden wäre, ist in dieser Versammlung allerdings wohl noch Wenigen zum Bewußtsein gekommen. Ebenso sei doch gleich hier eingeschaltet, daß es in den zahlreichen fleißigen Bildern aus den einzelnen Kirchengebieten durchweg ein Schauergemälde war, welches von der Zeit der Aufklärung und des Rationalismus entworfen wurde. Als der Todfeind der evangelischen Kirche erschien nicht sowohl der römische Papst, als der Spuk des Rationalismus. Aber es haben doch die Führer gerade der deutschen Theologie ihr Bestes getan, einen irenischen Sinn zu pflegen. So Nitzsch (5. Sitzung) in dem Vortrag über „das allgemeine Priestertum der Gläubigen" und der damals noch in Halle tätige, von dort bald nachher als Generalsuperintendent nach Königsberg berufene Moll über „Einheit und Verschiedenheit der Kinder Gottes". Auch der Vortrag Plitts über „das Recht des evangelischen Bekenntnisses" trug einen milden Charakter. In gleichem Sinne öffnete Piper den Einblick in die reichen Schätze seiner Monumentaltheologie. Unter den beiläufigen Rednern hat Schlottmann mit hohem Ernst das Recht der theologischen Wissenschaft auf freie Entwicklung vertreten. Dagegen haben die beiden Krummacher (Friedrich Wilhelm von Potsdam, Emil von Duisburg) schon auf der Versammlung wiederholt „Zeugnis abgelegt".

Überaus lehrreich, ja damals so ziemlich wohl das erste in dieser Art waren die Berichte über den Zustand des Protestantismus in den verschiedenen Ländern: über Frankreich, Italien und Spanien (in der 6. Sitzung), über Amerika (obenan von dem unermüdlichen Schaff in der 8. Sitzung), über Juden- und Heidenmission (in der

Digitized by Google

10. Sitzung), über den Orient (in der 12. Sitzung), über Rußland und Ungarn (in der 13. Sitzung). Die Zustände Deutschlands wurden von Kunze, Max Goebel und Ledderhoie nach geographischen Rubriken geschildert. Den mündlich vorgetragenen Berichten fügt der Anhang noch eine Reihe anderer über England, Dänemark, Holland sowie noch zwei Spezialthemata über das damalige (seiner nationalen Einigung und religiösen Befreiung zusteuernde) Italien bei. Neben den Vorträgen haben in jeder Versammlung eine Reihe von Begrüßungen stattgefunden. Zu der Verteilung dieser Begrüßungen zwischen die eigentlichen Verhandlungen und in der meist zutreffenden Erwiderung, die ihnen zuteil wurde, darf diese Berliner Versammlung vielleicht am ehesten mit dem großen Waldenserfest der glorieuse rentree im Jahre 1889 verglichen werden. Nur daß bei letzterem Anlaß der Eindruck des internationalen Zusammenschlusses der verschiedenen evangelischen Kirchen auf dem Boden ihrer gemeinsamen Märtyrerahnen noch ergreifender war. Allerdings hat die englische church bei den Waldensern gefehlt, während nach Berlin auch der Erzbischof von Canterbury eine warme Begrüßung gesandt hatte.

Wie es schon in den einleitenden Worten zu diesem Paragraphen bemerkt wurde, sollte das objektive Referat der ersten Auflagen heute durch den Rückblick auf die subjektiven Empfindungen, die sich hinter demselben verbergen, ergänzt werden. Denn es mutet mich wie ein besonderes Pflichtgefühl an, es nachdrücklich zu betonen, daß der ökumenische Rundblick über den Gesamtprotestantismus sich mir hier zum ersten Male auftat. Wieder und wieder haben die einzelnen Berichte mich angezogen, und sie erwiesen sich mir um so lehrreicher, je mehr ich an die geschichtlichen Bilder, zumal mit Bezug auf die Aufklärungszeit, Kritik anlegen lernte. Um so schmerzlicher ist dann freilich schon bald nach der imponierenden Versammlung das interkonfessionelle Nachspiel gewesen. Auch Thikötter gedenkt noch der Abkühlung der warmen Begeisterung durch den Weheruf Emil Krummachers gegen Merle d'Aubigné, daß er seinen alten Freund Bunsen (der doch ein Hauptverdienst an der Ermöglichung der ganzen Versammlung gehabt hatte) umarmt und die Vorschrift „einen ketzerischen Menschen meide" vergessen habe. Aber wie sehr ist dieser an sich so geringfügige Vorfall von der jesuitisch geschulten Presse ausgebeutet. In der vier Jahre nach der Berliner Versammlung erschienenen Charakteristik des „Ultramontanismus am Niederrhein" ist eine der zahlreichen Schmähschriften von Janssens Vorbilde und engerem Landsmanne Rütjes auszüglich gekennzeichnet („Kleine Schriften", I, S. 60/6). Gegen dieselbe Schrift richtete auch Emil Krummacher eine an sich verdienstliche Gegenschrift „Zur Charakteristik der jüngsten römisch-katholischen Polemik". Aber Rütjes ließ ihr alsbald die Duplik „Zur Anticharakteristik" folgen. Es ist noch heute lehrreich zu lesen, wie geschickt da jene Kußgeschichte als Beleg für die Selbstauflösung des Protestantismus verwertet worden ist. Bald genug folgten dann die Eindrücke der Genfer Versammlung. Unmittelbar nachher wurde mir von einem der Teilnehmer berichtet, wie der in Berlin so gefeierte Schenkel in Genf en petit comité beschimpft wurde, ja wie

Digitized by Google

schon damals das Wort fiel: „Wir werden ihn ausstoßen." Es war das noch drei Jahre, bevor der „Schenkelprotest" inauguriert wurde.

Auch mit Bezug auf die Weiterentwicklung der Allianz aber ist es obenan Holland gewesen, wo sich die Gegensätzlichkeit aufs Schärfste zugespitzt hat. Wir werden noch zweimal Anlaß haben, auf die Bedeutung der in dem alten Geusenlande gebotenen Vorbilder für die deutsche Entwicklung aufmerksam zu machen: bei der Entstehung des Namens „moderne Theologie" und bei der Schulung Kögels im Haag für Berlin. Aber schon in diesem Zusammenhang dürfen wir an der Vorgeschichte der Amsterdamer Allianzversammlung nicht vorbeigehen, welche im Unterschied zu der Berliner den unduldsam polemischen Geist als auch bei diesem Friedenswerke Herr geworden aufwies. In der Skizze der ersten Auflagen des Handbuchs ist es nur kurz erwähnt, daß die Einladung nach Amsterdam nur noch von ausgesprochenen Orthodoxen unterzeichnet war. Dagegen haben bald nachher (1868) die Tagebuchblätter „von der Mündung des Rheins" die dieser Einladung vorhergegangene lokale Kontroverse genauer geschildert. Wegen der schon vor dem Konzilsjahre spürbaren Gegensätze innerhalb des Katholizismus haben diese Tagebuchblätter in den „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" Aufnahme gefunden (S. 392—437). Unter Hinweis auf diesen allgemeineren Hintergrund mag ihnen denn hier ein Auszug aus jener innerprotestantischen Kontroverse entnommen werden.

Der ganze Vorgang erinnert an die in Beyschlags Leben erzählte Tatsache, wie er, als er sich zur Miteinladung zu der Berliner Oktoberversammlung von 1871 bereit erklärt hatte, alsbald einen Brief des Missionsinspektors Wangemann erhielt, wonach derselbe diese Einladung als Beleg seiner „Bekehrung" von den auf dem Altenburger Kirchentage ausgesprochenen Ketzereien auffasse. Genau so erging es nach der Miteinladung zu der Amsterdamer Allianzversammlung dem Groninger Professor Hofstede de Groot. Es war nur der Unterschied (und darin liegt die Verschärfung der Lage der Dinge in Holland), daß, als er sich nicht „bekehrt" erwies, sein Name einfach eliminiert wurde. Die (in Deutschland kaum beachtete) Episode ist belangreich genug, um hier in den allgemeinen Zusammenhang hineingestellt zu werden.

Der berühmte Begründer der Groninger Schule hat von Anfang an eine ähnliche Richtung wie Wichern in Deutschland und wie der Réveil in Frankreich verfolgt. Seine theologische Färbung ist von ihm selbst, ohne daß er Widerspruch darin erfahren, als eine mit Neander, Nitzsch, Tholuck homogene erklärt. Neuerdings war er besonders als Gegner der kritisch negativeren Resultate seiner Leydener Kollegen aufgetreten, hatte sogar, durch ein apologetisches Interesse verführt, die kecken Machtsprüche Tischendorfs für bare Münze genommen. Aber schon seine 1854 erschienene Schrift zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum über „die Gröninger Theologen", die auch in

Digitized by Google

deutscher, „seinem Freunde Karl Ullmann“ gewidmeter Übersetzung erschienen ist (Gotha, Fr. A. Perthes, 1863), hatte die positive biblische Grundlage der Groninger Theologie unwiderleglich dargetan. Freilich mußten bereits in dieser Schrift wahrhaft empörende Leistungen orthodoxer Gegner erzählt werden, die in bewußter Unwahrhaftigkeit kaum zu überbieten sein dürften. Von diesen früheren Kämpfen aber sei hier völlig abgesehen, um statt dessen die eine Tatsache etwas näher zu berühren, daß ein Mann, dessen theologischer und kirchlicher Standpunkt eher weiter nach rechts als nach links steht als der der Redner auf der Berliner Allianz-Versammlung (Beyschlag, Jacobi, Krafft, Schenkel, Moll und andere), bei Gelegenheit der Amsterdamer Versammlung, wo er sich zur Mitarbeit erbot, schnöde zurückgewiesen wurde.

Hofstede hat über diesen Vorfall selbst Bericht gegeben in seinem Schriftchen: Iets over de Evangelische Alliantie. Er erzählt hier einfach Tatsachen und gibt Dokumente. Dieselben sind so bedeutsam, daß wir die Pflicht zu haben glauben, einen Auszug davon zu geben, der uns zugleich jedes weitere eigene Urteilen erspart. Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung der evangelischen Allianz berichtet nämlich Hofstede wie folgt:

„Als mir im Dezember 1865 das erste Heft der „Berichte und Mitteilungen“ über die Versammlung der evangelischen Allianz, die im August und September 1866 in Amsterdam stattfinden sollte, in die Hände geriet, gefiel mir der milde und weitherzige Geist, der darin zu atmen schien. Werden doch alle zur Teilnahme eingeladen, „die Jesum von Nazareth als den Christus Gottes und den Heiland der Welt erkennen und sich um sein Kreuz vereinigen wollen“. In der Absicht, dieser Einladung zu folgen, las ich das betreffende Heft in der Versammlung unserer theologischen Gesellschaft „Wahrheit in Liebe“ vor, worauf sofort viele meiner Freunde sich bereit erklärten, mit mir zusammen beizutreten. Ich schrieb dies dem Sekretär des Komitee der Allianz, der mir durch eine freundliche Antwort vom 6. Januar 1866 seine herzliche Freude über den Inhalt meines Schreibens bezeugte. „Ich danke unserm Gott dafür,“ schrieb er unter anderem, „daß der Geist der Allianz, so wie er in den Niederlanden repräsentiert wird, von Ihnen verstanden und geteilt wird . . . Es wird doch endlich einmal Zeit, daß alle anderen Unterschiede schweigen und zur Seite gestellt werden, wo es ankommt auf die Handhabung der Grundwahrheit, auf die Anerkennung oder Bekämpfung des Christus der Evangelien und des Evangeliums. Das Mißtrauen muß dem Vertrauen, die Trennung der Annäherung Platz machen, und unsere ganze Zusammenkunft wird meinem Urteil nach nichts ausrichten und nichts bezeichnen, wenn nicht dies mehr oder weniger dadurch bewirkt, mindestens vorbereitet wird. . . . Nicht bloß für mich bezeuge ich, daß Ihr Brief mich hoch erfreute, ich darf es im Namen vieler bezeugen und freue mich innig über Ihren Beitritt, den ich als eine Tat des Vertrauens und eine Tatsache von Gewicht würdige.“

Einige Tage später erhielt ich eine gedruckte Einladung von dem Komitee der vierten Sektion der evangelischen Allianz (über christliche Philanthropie) mit einem Verzeichnis von zwölf in dieser Sektion zu behandelnden Thematen, aus welchen ich die mir zur Behandlung wünschenswert scheinenden auswählen sollte.

Auf diese Einladung antwortete ich erfreut, daß ich bereit sei, das Wort zu führen über die erste und vierte Frage, und daß das Komitee für beide oder für eine von beiden meinen Namen aufzeichnen könne.

Kurz darauf erlah ich aus dem vierten Heft der „Berichte und Mitteilungen“, daß das Komitee mich sprechen zu lassen wünsche über die erste Frage (Welches ist die beste Art und Weise, um den Armen und den Ausgestoßenen der Gesellschaft, über

Digitized by Google

welche die christliche Philanthropie ihre Sorge zu erstrecken wünscht, in dem Streite des Lebens die nötige Spannkraft zurückzugeben, welche durch eine schlecht angewandte Philanthropie so leicht vernichtet wird?). Mit mir sollte über dies Thema mein seit achtundzwanzig Jahren hochverehrter und innig geliebter Freund Wichern reden, worüber ich mich außerordentlich freute.

Bis hierher ging alles vortrefflich, doch nun kam Widerstand. Ich erhielt einen Brief, vom 23. März 1866 datiert, von jemandem, der kein Mitglied des Komitees der Allianz ist, folgenden Inhalts:

„„Aus den „Berichten und Mitteilungen“ der evangelischen Allianz ersehe ich, daß Sie in der vierten Sektion reden sollen. Hiergegen ist natürlich ein ernstlicher Protest zu erwarten von seiten derjenigen, welche mit den Artikeln der evangelischen Allianz von Herzen und in gutem Glauben übereinstimmen und welche stets behauptet haben, daß die Groninger Richtung ein anderes Evangelium verkündigt als der Apostel Paulus. Inzwischen schreibt mir einer der Freunde des Hauptkomitees, daß es scheint, daß Sie Ihre Meinung ändern und mehr und mehr der Überzeugung der Allianz sich annähern. Dies würde in der Tat vielen zur großen Freude gereichen, die Erhörung vieler Gebete sein. Doch weiß das Publikum nichts hiervon, und solange dies nicht der Fall ist, erscheint es unmöglich, mit Ihrem Reden in der Allianz Frieden zu haben. Darum nehme ich mir die Freiheit, mich geradeswegs an Sie zu wenden, mit der freundlichen Bitte, mir eine solche unzweideutige Aufklärung geben zu wollen, als in diesem Falle nötig ist, wollen wir vor Gott und Menschen aufrichtig handeln. Worauf es vornehmlich ankommt, ist das unzweideutige Bekenntnis, daß der Herr Jesus der allmächtige Gott ist, die zweite Person der Dreieinigkeit.““

Das Schriftchen Hofstedes erzählt nun weiter, wie er trotz dieses Briefes sich nicht nur nicht abschrecken ließ, sondern im Gegenteil in einem Aufsatz (der ebenfalls mitgeteilt wird) in der Kerkelijke Courant vom 24. März die Anhänger der evangelischen Mittelpartei, die an eine besondere Vereinigung neben den beiden extremen Parteien der Modernen und Orthodoxen gedacht hatten, aufforderte, diesen Plan fahren zu lassen und statt dessen der evangelischen Allianz beizutreten. Der Geist dieses Aufsatzes entspricht genau den Ausführungen van Koetsveldts, aus denen in den Protestantischen Monatsblättern vom März 1865 ein eingehender Auszug mitgeteilt ist. Gleich darauf aber hat Hofstede weiter zu berichten, daß er den folgenden, von dem Hauptkomitee der evangelischen Allianz unterzeichneten Brief vom 5. April 1866 erhielt:

„Als Glieder der christlichen Kirche zur Einheit in ihrem Herrn berufen und mit der Vorbereitung einer Zusammenkunft beauftragt, welche die Verwirklichung besonders auch dieses Teiles des christlichen Berufes zum Zweck hat, erfreuen wir uns über alles, was gegenseitige Liebe, sei es befördert, sei es offenbart, und wir konnten uns daher nur freuen, als Sie uns Ihre Absicht zu erkennen gaben, sich der bevorstehenden allgemeinen Versammlung der evangelischen Allianz anzuschließen, weil wir darin ein Zeichen von Annäherung an die Richtung der Allianz sahen von einer früher weniger freundlich gesinnten Seite. Es wird uns, es wird allen Gliedern und Freunden dieser Allianz eine große Freude sein, einen innigen, brüderlichen Verkehr mit sehr vielen zu pflegen, auch mit solchen, mit welchen dies früher vielleicht nicht stattfand; denn es liegt Freude im Wachsen der Einheit. Es ist unser feuriges Verlangen (Sie werden dies gewiß nicht bezweifeln), als Brüder auch mit Ihnen zu verkehren in wahrhaftiger Einigkeit des Geistes. Wir wünschen aufrichtig, ja wir bitten den Herrn, daß es uns gegeben werde, Ihnen sowohl auf der bevorstehenden Versammlung als auch überhaupt freimütig und herzlich die Bruderhand zu reichen.

Digitized by Google

„Sollen wir aber diese Freimütigkeit wirklich besitzen, so müssen wir imstande sein, über Sie den Gliedern und Freunden der Allianz Rechenschaft zu geben. Ihr Name ist im Lande nicht unbekannt, gilt aber mit vollem Recht als das Panier einer Richtung in der theologischen und christlichen Welt, deren Kampf allgemein bekannt ist gegen das, was die Grundlagen der evangelischen Allianz ausmacht und von uns deshalb in unserm allgemeinen Zirkular als unentbehrlich vorangestellt wird.

„Die Grundlagen der evangelischen Allianz sind ja bekannt (unter anderem aus den englischen und französischen Programmen ihrer besonderen Abteilungen), und wir dürfen auch ohne Übernahme dieser Formeln von diesen Grundlagen nicht abweichen. Und kann es verkannt werden, daß diese Grundlagen gerade in Hauptsachen beständig von der Richtung bestritten worden sind, als deren ausgezeichnetsten Wortführer jedermann Sie anerkennt?

„Wir wünschen durchaus nicht, zu verkennen, wir wünschen im Gegenteil, dankbar und mit Freude zu würdigen, daß Ihre Schriften in den letzten Jahren Belege gegeben haben von zweifelloser Annäherung an Überzeugungen, die auch die unsrigen sind, daß Sie mit wachsender Kraft und Klarheit dem modernen Unglauben gegenüber aufgetreten sind als ein mutiger Verteidiger des übernatürlichen Charakters des Christentums, der historischen Tatsachen, die in den Evangelien berichtet werden, und der normativen Autorität der heiligen Schrift, und hierin sehen wir gern in Ihnen einen Bundesgenossen und Mitkämpfer, dessen Beistand und Mitwirkung von uns sehr gewürdigt werden. Aber — zu wahrhafter Einheit des Geistes wird ja neben augenblicklicher Übereinstimmung gegen einen gemeinschaftlichen Feind auch erfordert eine Übereinstimmung in herzlichem Glauben, aus Einheit entsprießend, nicht bloß gegen jenen Feind, sondern vor allem aus Einheit in dem Herrn und Heiland, den wir bekennen. Und können wir uns nun über die große Verschiedenheit täuschen, die zwischen einigen unserer heiligsten Überzeugungen und den früher von Ihnen ausgesprochenen Gefühlen besteht?

„Wir bitten um keine Entschuldigung für unsere Aufrichtigkeit, überzeugt, daß Sie selbst brüderliche Offenherzigkeit als eine der ersten Pflichten brüderlicher Liebe erkennen; aber — was können wir einer Vereinigung antworten, die den Sohn Gottes anbetet nicht wegen einer dogmatischen Bestimmung, sondern weil sie ihn mit inniger Überzeugung als Gott im Fleische geoffenbart erkennt, wenn sie uns fragt, wie wir bei ihr wahre Gemeinschaft voraussetzen können mit solchen, die ihren Prinzipien gemäß in dieser Anbetung (womit die Zusammenkünfte der Allianz durchgängig beginnen, fortfahren und endigen) eine abgöttische Tat sehen müssen, oder wenn eine Zusammenkunft von solchen, welche in der Tilgung ihrer Sündenschuld durch das Sühnopfer des Gotteslammes eine wahrhaftige Tatsache sehen, ihren Trost im Leben und Sterben, uns fragt, wie wir von ihr Einheit erwarten können mit denen, welche diese Tatsache als Gottes unwürdig aufs kräftigste leugnen und bestreiten? Die ärgerliche Bezeichnung des Glaubens an dieses anbetungswürdige Zeichen der göttlichen Gnade mit dem Namen der Blutstheologie, ist sie nicht von der Seite Ihrer Gesinnungsgenossen gekommen? Ist sie jemals von Ihnen oder einem anderen derselben öffentlich getadelt, und können die Massen, welche diesen Glauben teilen, sich innig mit Ihnen eins fühlen, solange stillschweigende Billigung dieser Benennung nicht in öffentlichen Tadel verwandelt ist? Und ist es zu verwundern, daß bereits Stimmen der Mißbilligung zu uns kamen, als man auf der vorläufigen Liste der Redner einen Namen las, der ungefähr zu derselben Zeit auch unter einem Aufsatze vorkam, in welchem die Richtung, welche die der Allianz ist, dahin bezeichnet wird, daß sie auf den Grund

Digitized by Google

einer menschlichen Kirchengemeinschaft baue, im Gegensatz zu dem, auf welchen die evangelische gestellt wird, ja beschrieben als so weit unter der evangelischen stehend, als das Menschliche unter dem Göttlichen ist?

„Denn die Allianz ist — vergessen wir es nicht — orthodox-konfessionell, insofern sie annimmt, daß ihre Glieder, jedes für sich, der Konfession ihrer eigenen Kirche zugetan sind, und selbst Übereinstimmung verlangt mit den Hauptsachen, worin die Konfessionen übereinstimmen. Und ist im Laufe der Zeit der evangelische Bund mehr evangelisch geworden, o! er würde sich freuen über dieses Lob, wenn darunter gemeint ist Wachstum in der Kenntnis und Anwendung des Evangeliums; aber er kann dieses Lob nicht annehmen, wenn darunter verstanden wird, daß er sein (auch von uns genanntes) Fundament verlassen haben solle, in Verbindung mit welchem im Gegenteil die Einladung in unserem Zirkular ersichtlich verstanden werden muß.

„Der beste Beweis, daß wir feurig danach verlangen, in brüderlicher Gemeinschaft mit Ihnen zu verkehren, ist wohl das Aussprechen des Wunsches, daß es uns vergönnt werde, auf dieses Schreiben eine solche Antwort von Ihnen zu erhalten, daß die Veröffentlichung derselben alle von unserm guten Recht auf diesen Verkehr überzeuge und es allen deutlich mache, daß Ihr Kommen zu uns keinerlei Verwandtschaft hat mit einem Versuch, entweder die Allianz von ihrem Standpunkte zu verdrängen, oder das Unvereinbare zu vereinigen (ein Gedanke, welcher durch Ihre Betrachtung der Allianz in Verbindung mit einer anderen projektierten Vereinigung entstanden ist), sondern daß Ihr Kommen zu uns bedeutet einen aufrichtigen Anschluß an die Grundlagen und Prinzipien der evangelischen Allianz in wahrer Einigkeit des Glaubens und der Liebe, einen Anschluß, der dann um so mehr ein Segen dieser Versammlung sein wird, um so mehr ein Grund zum Dank gegen Gott, um so mehr eine Ursache christlicher Freude für Sie, für uns und für alle."

Die Bedeutung dieses Schreibens springt so ins Auge, daß wir von Hofstedes eigenen Äußerungen darüber nur das Wesentlichste hervorheben. Nach Mitteilung des vorhergehenden Briefes fährt er zunächst in seiner Erzählung selbst fort:

„Ich muß gestehen, daß ich einen solchen Brief nicht erwartet hatte von einem Komitee, welches in der Einladung, auf die es sich beruft, ganz anders gesprochen hatte. In dieser Einladung hieß es unter anderem über den Geist der Allianz: „Entsprossen aus dem Bedürfnis größerer Annäherung und Zusammenarbeit aufrichtiger Christen aller Kirchengemeinschaften, wurzelt sie in der Überzeugung der wahrhaftigen Einheit, welche alle Gläubigen jedes Bekenntnisses oder Namens als lebendige Glieder des Leibes der Gemeinde mit einander und gemeinsam mit Christo, ihrem verherrlichten Haupte, verbindet. . . . . Ist es nicht Zeit, mehr als Zeit, daß gegenüber der hoch gestiegenen und noch stets steigenden Flut eines übermütigen Unglaubens alle, welche an dem Evangelium der Schriften und dem Christus des Evangeliums festhalten, mit Beiseitestellung untergeordneter Differenzen sich einmütig zusammenschließen um das Panier des Kreuzes? . . . . Auf diesem echt reformatorischen, aber zugleich wahrhaft katholischen Boden stehend, den evangelischen Charakter aller Kirchengemeinschaften der Reformation anerkennend, nicht ängstlich uns anklammernd an dogmatische Begriffe, sondern auf einen lebendigen historischen Glauben uns stützend, wünschen wir, von unserm Standpunkte aus das unbestreitbare Recht der Nationalität und der Persönlichkeit auch auf christlichem Boden zur Geltung zu bringen, reichen wir allen die Hand, welche mit uns Jesum von Nazareth als den Christus Gottes, den Seligmacher der Welt bekennen und sich mit uns scharen wollen um das Kreuz des Erlösers, als das Zeichen, dem noch widersprochen wird, das aber noch ebenso das Zeichen ist, worin die wahrhaftig lebende Gemeinde zuletzt triumphieren wird."

Digitized by Google

Es blieb aber freilich nicht bei dem theoretischen Widerspruch gegen das anfangs von der Allianz selbst vertretene (und bekanntlich 1857 in Berlin wirklich durchgeführte) Prinzip; sehr rasch gesellte sich eine praktische Tatsache hinzu. Nur wenige Tage später als den Brief des Komitees erhielt Hofstede, wie er weiter erzählt, ein Schreiben von dem Sekretär der vierten Sektion vom 14. April 1866, worin ihm die Ausstreichung seines Namens aus der Rednerliste angezeigt wurde. Wie diesen Brief, so teilt Hofstede endlich auch seine eigene Antwort auf das oben mitgeteilte Schreiben des Komitees mit. Wir entnehmen daraus nur seine Beleuchtung des Tatbestandes, nachdem er zuerst seinen Beitritt gemeldet und die Aufforderung zum Vortrag angenommen:

„Auf einmal ändert sich alles. Während die Einladung allgemein war, so daß jeder meinen mußte, daß das Urteil, ob jemand beitreten könne, allein seinem Gewissen überlassen werde, wird jetzt die Frage an mich gerichtet, ob ich mich aufrichtig und in Wahrheit anschließen könne, werde ich, wenn ja, aufgefordert, dies noch einmal öffentlich zu erklären. Und nachdem der Ausschuß der vierten Sektion mich offiziell aufgefordert hatte, in ihr zu sprechen, und auf meine Zustimmung meinen Namen als Beantworter der ersten Frage veröffentlicht hatte, nennt man jetzt diese Handlung eine vorläufige und nimmt sie zurück. . . . . Ich frage Sie: stellen Sie eine solche Untersuchung, wie mit mir, mit allen an, welche sich anmelden? Wird an alle ein solcher Brief gerichtet? Wenn ja, was bedeutet dann Ihre unbeschränkte Einladung an alle Freunde des Herrn? Hätten Sie nicht dann hinzufügen müssen, daß Sie sich vorbehielten, darüber zu urteilen, ob sie es wohl aufrichtig meinen? Wenn nein, warum senden Sie denn einzelnen einen solchen Brief? Welches Recht haben Sie, solche Ausnahmen zu machen? Warum bei diesem oder jenem über sein Herz eine Inquisition angestellt?

„Doch Sie haben dies getan. Während Sie den Übrigen auf ihr Wort glauben, glauben Sie mir, und vielleicht noch einigen, nicht. Das Vertrauen, womit ich zu Ihnen kam, erwidern Sie mit Mißtrauen. Ich werde einer außerordentlichen und ausnahmsweisen inquisitionellen Untersuchung unterworfen.

„Es ist mir freilich klar, warum dies geschieht und wo Sie der Schuh drückt. Sie wollen es nicht verderben mit vielen Gliedern der Allianz, die mir übelwollen. Um ihretwillen sollte ich einer viel beschränkteren Formel als der ursprünglichen beitreten müssen, ich noch einmal im besondern, um Mitglied der Allianz zu werden. Gegen Ihre Handlungsweise habe ich die große Beschwerde, daß Sie nicht zuerst ein freies Panier erheben durften, welches mich (und andere, die wie ich denken) verlocken konnte, Ihrem Bunde beizutreten, um dann, zum Lohn meines Vertrauens, mit Argwohn behandelt zu werden. Sie sagen jetzt: „die Allianz ist orthodox-konfessionell". Was würde ich dagegen eingewandt haben, wenn Sie dies von Anfang an gesagt hätten? Warum sollten orthodox-konfessionelle Männer keinen Bund schließen und Zusammenkünfte halten können? Aber welches Recht haben Sie als solche, diesen Bund einen evangelischen zu nennen und sich eine Farbe zu geben, die Ihnen nicht zukommt?"

Hofstedes weitere Bemerkungen sowohl in diesem Schreiben als auch in dem Schlußteil seiner Broschüre sind außerordentlich schlagend und lehrreich; sie verdienten wohl eine vollständige Übersetzung. Aber hier ist so wenig dazu der Ort als zu einem genauern Eingehen auf die durch diesen Vorfall hervorgerufene Broschürenliteratur, an der sich alle Parteien eifrig beteiligten. Dasselbe gilt von dem Verlauf und den Resultaten der Allianz, die in Wirklichkeit ganz anderer Art waren, als es solchen Aus-

Digitized by Google

ländern, die Holland nicht genau kennen, dargestellt werden konnte. Es geschieht nur aus Schonung gegen eine Tendenz, in der ich trotz der Einseitigkeit, in welche sie sich allmählich immer mehr verrannt hat, immer noch die ursprüngliche Idee hochschätze, wenn ich auf keine nähere Schilderung der Amsterdamer Versammlung eingehe und mich einfach auf das Urteil, das meine „Neueste Kirchengeschichte" (S. 392) darüber gefällt, zurückbeziehe.

Nicht ohne Bedenken haben wir dieser Episode einen so großen Raum gewidmet. Daß diese Bedenken zurückgestellt wurden, hat seinen Grund darin, daß die internationalen Wechselwirkungen von Land zu Land noch immer viel zu wenig berücksichtigt werden. Einen gewissen Anlauf, dieselben mehr zu beachten, hat die „Chronik der christlichen Welt" gemacht. Aber es ist eben nur erst ein Anfang. Der Abschluß dieses Paragraphen fällt zusammen mit der Vorbereitung auf das bei der Hamburger Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu behandelnde Thema über „die internationale Lage des Protestantismus". Es sind dort speziell diese gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen protestantischen Länder und Kirchen untereinander, auf die der Schwerpunkt gelegt werden muß. Erst die Spezialuntersuchung dieser großen Prinzipienfrage hat mir gezeigt, wie sträflich das ganze Gebiet bisher (mit der einzigen Ausnahme der Kohlschmidtschen Rubrik „Interkonfessionelles" im Theol. Jahresbericht) vernachlässigt worden ist. Um den gewaltigen Kontrast zwischen der Berliner und der Amsterdamer Allianzversammlung zu verstehen, darf man nie das in die Zwischenzeit fallende trübe Aufwogen der (weniger noch in Baden, als in Berlin und in Dresden offiziell inszenierten) Schenkelproteste außer acht lassen. Umgekehrt werden wir sowohl bei der modernen Theologie in Holland wie bei dem Einfluß derselben auf Kögel noch näheren Anlaß haben, diese schon oben (S. 411) angedeuteten internationalen Wechselbeziehungen wenigstens zwischen Deutschland und Holland genauer zu berücksichtigen.

So viel zur Entschuldigung der im Verhältnis zu anderen Fragen ja zweifellos zu weitläufigen Behandlung einer an sich so kleinlich zugespitzten Kontroverse. Denn es sind eben doch diese Vorkommnisse in Holland gewesen, durch welche die Hoffnungen, welche die Berliner Versammlung innerhalb der deutschen Theologie geweckt hatte, für die Folge zerstört wurden. In Berlin war es die auf gleichem Boden mit Hofstede de Groot stehende Vermittlungstheologie, die im Vordertreffen gestanden hatte. War sie dort auch wieder möglichst der Orthodoxie entgegengekommen, so hatte doch sogar ein so konservativer Mann wie Schlottmann die Hoffnung aussprechen dürfen, daß die neun Artikel, in welchen der britische Zweig die ihm eigentümliche Dogmatik formuliert hatte, in Deutschland eine mehr ethisch gefaßte Gestalt gewinnen würden. In vollem Gegensatz dazu hatte die „evangelische" Allianz sich nach dem

Digitized by Google

offiziellen Bescheid ihres holländischen Komitees in eine „orthodox-konfessionelle“ verwandelt. Die schmerzliche Enttäuschung, welche die Schlußworte in der oben wieder aufgenommenen Charakteristik von 1867 verspüren lassen, ist den Vorgängen in Genf und in Holland entstammt.

Dennoch aber, und obgleich diesen ausländischen Ereignissen in Deutschland die häßlichen Dinge des Schenkelprotestes zur Seite gingen, hat der erste Entwurf dieses Handbuchs dem § 50 über die „neuen Arbeitsfelder und Belebungsversuche der Kirche“ den § 51 über „die Anfänge des Umschwungs seit 1859“ (als Korrelatparagraph zu dem damaligen § 33 in der Geschichte des Katholizismus) folgen lassen dürfen. Und heute wagen wir es sogar, diesen beginnenden Umschwung mit den Nachwirkungen der Berliner Allianzversammlung zu verbinden. Denn es war kein bloßer Zufall, daß der gleiche Mann, welcher ihr am ersten Tage die erste Begrüßung brachte (von Bethmann-Hollweg), schon ein Jahr später als Kultusminister der neuen Ära auftrat. Immerhin ist die Frage nicht abzuweisen, inwiefern nach so vielen entgegengesetzten Wendungen der Folgezeit die damalige zuversichtliche Erwartung sich nach wie vor als berechtigt erweist. Diese Frage läßt sich aber erst prüfen, wenn auch hier wieder vorher die frühere Darstellung Aufnahme gefunden hat:

Wie sehr der Einfluß der orthodoxen Partei über die Kirche auf rein äußerlichen Motiven beruhte und ohne allen inneren Halt in der Gemeinde war, hatte schon die gewaltige durch Bunsens „Zeichen der Zeit“ (1855) hervorgerufene Bewegung gezeigt, und trat wenige Jahre hernach ganz offen zutage durch die kirchlichen Folgen des politischen Umschwunges der „neuen Ära“. Denn wenn schon in der Geschichte des Katholizismus seit 1859 der Anfang einer neuen Entwicklung unverkennbar hervortritt, so noch um vieles mehr im Protestantismus. Die denkwürdigen Worte König Wilhelms von Preußen bei der Übernahme der Regentschaft verhießen ja nicht bloß Aufrechterhaltung der Union, sondern auch Aufhebung der Herrschaft der geschichtswidrigen Orthodoxie in der Kirche und strenge Aufdeckung aller Heuchelei und Scheinheiligkeit. Und das Kultusministerium Bethmann-Hollweg begann sofort mit der Anbahnung von Reformen sowohl in der Einführung von Presbyterien und Kreissynoden in den östlichen Provinzen, als in einer gesetzlicheren Behandlung der Dissidenten und in dem Gesetzentwurf der fakultativen Civilehe. Es wurde auch Stahl die Entlassung aus dem Oberkirchenrat bewilligt, und Hengstenberg und Erdkam von ihren Stellen in den Prüfungskommissionen entbunden. Selbstverständlich konnten aber diese Reformen, denen von so vielen Seiten der hartnäckigste Widerstand geboten wurde, nur langsam und allmählich ins Leben treten; und so ging es denn in kirchlicher Beziehung bald ebenso wie in politischer, daß die ungeduldige Menge rascheren „Fortschritt“ verlangte. Daß aber die orthodoxe Partei, deren ganze Herrschaft auf der äußeren Gewalt basierte, wohl fühlte, was es für sie bedeutete, nicht mehr im alleinigen Besitz der Gewalt zu sein, das dokumentierte Hengstenberg durch seine wutschnaubende „Protestation“ gegen Bethmann-Hollwegs Verfügungen, in welcher die Verläugnung des Petrus und der Verrat des Judas als Parallelen herbeigezogen wurden (1859. Nr. 27). Der Oberkirchenrat fand sich dadurch veranlaßt, einen Erlaß an die Konsistorien zu richten, worin vor der Nachfolge solchen Gebahrens dringend gewarnt wurde. Und das da-

Digitized by Google

malige (von Julian Schmidt redigierte) politische Regierungsorgan protestierte gleichfalls feierlich gegen „die Inpachtnahme der Religion durch die Kreuzzeitungspartei".

Durch den „inneren Konflikt" trat naturgemäß eine Vertagung aller Reformen ein, und es hat die rückläufige Partei sogar die Zwischenzeit recht für sich ausgebeutet. Mit einer sich selbst überstürzenden Ungeduld raste sie von Extrem zu Extrem, und ihre Maßnahmen gewannen zuletzt einen so direkt unwürdigen Charakter, daß sie mehr als alles andere den inneren Verfall und die Verkommenheit der Partei selbst illustrierten. Jede Rücksicht auf Anstand wurde beiseite gelassen, um nur den instinktiv gefürchteten Gegnern Abbruch zu tun. So hat denn gerade in diesen Jahren die evangelische Kirche Deutschlands Schauspiele in sich aufführen sehen, wie sie bisher nur unter der Herrschaft des eigentlichen Jesuitismus erhört waren. Die ganze Art und Weise, wie die Protestbewegung gegen Schenkels „Charakterbild Jesu" in Szene gesetzt wurde, kann nur als das sittliche Todesurteil bezeichnet werden, welches der Orthodoxismus selbst über seine Stellung in der Gegenwart ausgesprochen hat. Die auf offenen Unwahrheiten basierenden Intriguen, welche die Anstellung so gemäßigter Männer wie Woltersdorf in Greifswald und Rhode in Berlin hintertreiben sollten, und wiederum die gegen alle Kirchengesetze verstoßenden Machinationen, durch welche die Wahl Köllners zum Berliner Propst durchgesetzt wurde, sowie die Kapuzinaden von Knak und Genossen auf der Friedrich-Werderschen Synode in Berlin haben nicht minder traurige Schlaglichter auf das Treiben einer Partei fallen lassen, die das Ende ihrer Herrschaft unwiderruflich gekommen sieht, und sich nun durch Murawiewsche Maßregeln noch eine Zeitlang in der äußeren Gewalt behaupten möchte. Aber was kann ihr alle Begünstigung ihrer Kreaturen, was alle Unterdrückung der freieren Elemente viel helfen? Das Herz der Gemeinde hat sie dadurch nur um so viel weniger für sich gewonnen; und wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung aller theologischen Fakultäten auf den Nullpunkt heruntergedrückt werden könnte, so geht doch das pur si muove der Gesamtwissenschaft fort. Wenn schon die ganze Macht des Papsttums im 16. Jahrhundert nicht die Geister bezwingen konnte, so ist das heute um so viel weniger möglich. Vielmehr: wie die letzte politische Reaktion in Preußen nur ein notwendiger Durchgangspunkt war, um die normale Weiterentwicklung dieses wunderbaren Staatenkonglomerats vor dem umstürzenden Radikalismus zu bewahren und die Basis für die Konstituierung einer wirklichen deutschen Großmacht zu legen, so hat auch die Beigabe der kirchlichen Reaktion noch viel weniger die in der „neuen Ära" gelegten Keime vernichten können. Und wenn auch die Kirche Preußens an den Folgen der sinnlosen Hetzereien der „Pfaffenpartei" gewiß noch längere Zeit zu leiden haben wird, so kann man doch bereits mit voller Sicherheit sagen, daß ebensogut wie in nationaler so auch in kirchlicher Beziehung das Jahr 1859 den Wendepunkt zum Besseren bezeichnet, der durch keine Anstrengung katholischer und protestantischer Jesuiten mehr rückgängig gemacht werden kann.

Und was in Preußen selbst für einige Zeit ins Stocken geraten war, das konnte inzwischen — eben unter der anfänglichen Anregung Preußens — in mehreren kleineren Kirchen wirklich durchgeführt werden; ja überall ohne Ausnahme ist die von Schleiermacher schon als einziges Heilmittel für die normale kirchliche Entwicklung bezeichnete Regelung der Kirchenverfassung die brennende Tagesfrage geworden. In Baden, in der Pfalz, in Hannover mußten die eigenen Extreme der rückläufigen Partei ihren Sturz nach sich ziehen. In den übrigen Kirchen ist wenigstens die frühere Erstarrung einem regeren Leben gewichen. Die gebildete Gemeinde gibt bereits durch manche Anzeichen kund, daß sie aus ihrer früheren Teilnahmlosigkeit heraustritt. Und alle die

Digitized by Google

vereinzelten Reformbestrebungen haben in dem deutschen Protestantenverein einen vielverheißenden Mittelpunkt gefunden.

Auf den Protestantenverein kommen wir im folgenden Paragraphen zurück. An dieser Stelle ist nur wieder eine ähnliche persönliche Randbemerkung von nöten wie oben S. 329. Es ist dort bereits im allgemeinen bemerkt worden, daß ich auf der einen Seite die jugendlich lebhafte Darstellung der „Niederlagen und Verluste der Kirche durch die geschichtswidrigen Maßnahmen der Orthodoxie" auch heute noch als eine tatsächlich richtige aufrecht erhalten darf, daß aber auf der anderen Seite der Inhalt meiner theologisch-kirchlichen Arbeit und damit das Glück meines Lebens in der gemeinsamen Tätigkeit mit „ehrlich frommen" Orthodoxen bestanden hat. Diese allgemeine Bemerkung muß nun aber hier auch noch persönlich illustriert werden. Denn jene badische Bewegung, welche unter den „Anfängen des Umschwungs" in erster Reihe steht, ist wohl von keinem anderen so geradezu entgegengesetzt beurteilt worden, als von dem Manne, mit welchem die Begründung des Evangelischen Bundes mich aufs engste zusammengeführt hat, von Beyschlag. Auch er hat die in seinen jungen Jahren eingenommene Stellung ebenfalls noch im Alter als die richtige angesehen. Die einschlägigen Abschnitte seiner Selbstbiographie (Bd. II, 1: „Im Karlsruher Hofpredigeramt" und 2: „Im badischen Kirchenstreit") haben in Baden viel böses Blut gemacht und u. a. von Hausrath scharfe Abwehr gefunden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die häßlichen Angriffe, die Beyschlag persönlich in Baden erfahren hatte, und die Verstimmung, in welcher er von dort geschieden war, auch seinen späteren Rückblick beeinflußt haben. Es ist ihm in dieser Beziehung gerade so gegangen, wie seinem Antipoden Schenkel, der durch die ehrenrührige Art der gegen ihn geschleuderten „Proteste" zeitlebens nicht nur gegen diejenigen verbittert blieb, die daran teilgenommen hatten, sondern auch keinerlei Unterscheidung zwischen den Verführern und den Verführten gelten ließ und von irgend welchen besseren Eigenschaften auch der letzteren nichts hören wollte. Aber die Art der persönlichen Beschimpfungen, denen der Karlsruher Hofprediger Beyschlag als „Ausländer" ausgesetzt war, steht auf keinem höheren Niveau als die Schenkelproteste. Persönlich habe ich diese Dinge nur aus der Ferne beobachtet. Aber ich weiß mich wohl zu erinnern, daß, während der Sturz des katholischen Konkordats und die neue evangelische Kirchenverfassung mir in gleich hoffnungsvollem Lichte erschienen, jene persönlichen Angriffe auf Beyschlag mich ebenso angewidert haben, wie der Tenor der Schenkelproteste.

Wie ist es aber gekommen, daß gerade Beyschlag der Wortführer wurde für eine Partei, die ihn schon wenige Jahre nachher ebenso leidenschaftlich bekämpfte als seinen Heidelberger Antipoden? Die richtige Ant-

Digitized by Google

wort auf diese Frage wird da einsetzen müssen, wo wir im früheren Zusammenhang das große Verdienst der Gelzerschen Monatsblätter, in welchen sich die sonst sich Bekämpfenden zusammenfanden, erblicken durften.

Noch mehrere Jahre sind, wie wir schon damals konstatieren durften, Hundeshagen und Schenkel in Heidelberg Hand in Hand gegangen. Dann hat die Synode von 1855 beide auf verschiedene Wege geführt. Der persönliche Gegensatz aber ist zugleich ein prinzipieller gewesen. Es sind zwei grundverschiedene Anschauungen, die von da an mit einander zu ringen begannen.

Der „badische Liberalismus der fünfziger und sechziger Jahre" erscheint bei Beyschlag in denkbar ungünstigstem Lichte (II S. 59). Er hat denselben aber nur aus Zerrbildern gekannt, wie speziell auch die edle Persönlichkeit Häussers für ihn zum Zerrbilde geworden war (S. 65). Was dieser Heidelberger Historiker — ähnlich wie sein Lehrer Schlosser und sein Schüler Ducken — für unsere nationale Einigung geleistet hat, welches lebendige protestantisch-kirchliche Interesse ihn beseelte, ist von denjenigen, welche Beyschlags Urteil bestimmten, einfach ignoriert worden. Ebensowenig hat der letztere jenen süddeutschen Liberalismus, der sich von dem Berliner Freisinn so scharf wie nur möglich unterschied und u. a. in dem „inneren Konflikt" in Preußen sich rückhaltlos für die Armeereorganisation und gegen die zweite Kammer aussprach, jemals nach seinen eigenen Handlungen und Idealen beurteilen gelernt. Und daß speziell in kirchlicher Beziehung gerade die Synode von 1855 falsche Wege einschlug, welche nimmermehr zum Heile der Kirche führen konnten, hat Beyschlag auch später nicht Wort haben wollen. Aber er berichtet selber, daß sein Bonner Freund Wolters anders geurteilt. Während Beyschlag die Maßnahmen der Synode gegen „die liturgische Armut", gegen die „geschmacklos sentimentale" alte Agende verteidigte, hatte Wolters darin einen Eingriff in die liebgewordene Volkssitte gesehen. Es sind unvergeßliche Erinnerungen an Gespräche aus den Jahren 1858/59, die mir das Recht dazu geben, dies hier ebenfalls zu bezeugen. Wolters fand die Erklärung dieser Differenz mit seinem liebsten Universitätsfreunde in dem Unterschied reformierter und lutherischer Tradition und sah in dem Versuch, einer altreformierten Bevölkerung von oben herab eine ihr fremde kirchliche Form aufzudrängen, ein recht eigentliches *πρῶτον ψεῦδος*. Dagegen gemahnen Beyschlags Urteile (S. 73) über die rationalistische Liturgie nur zu sehr an die in früherem Zusammenhange (S. 333) berücksichtigte Urteilsweise W. Baurs über die rationalistischen Gesänge.

Trotz alledem ist aber auch Beyschlag über die verhängnisvolle Verblendung des von ihm verteidigten badischen Kirchenregiments mit Bezug auf den Charakter der Zeit, in welcher es seine reaktionäre Kirchenpolitik durchzusetzen versuchte, nicht im Unklaren geblieben. „Die Einführung der neuen Formen mußte in der Zeit der Konkordatsverhandlungen als katholisierend empfunden werden." So heißt es S. 60 ausdrücklich. Er redet auch von der „Versäumnis des rechten Moments" durch Ullmann, und wie derselbe „nicht den Entschluß zur Initiative gefunden" (S. 78). Daneben aber steht das böse Wort über die Freunde der neuen Kirchenverfassung als den „Troß der Unkirchlichen". Demgegenüber darf ich wieder aus eigener Kenntnis bezeugen, daß die „Laien", welche für die Umgestaltung der Kirchenverfassung eintraten, in ihrer ganzen Lebensführung durchweg ein kirchliches Interesse bekundeten, wie es anderswo in jener Zeit eine große Seltenheit war.

Die damalige Stellungnahme Beyschlags hat auf den weiteren Verlauf der kirchlichen Entwicklung in dem ganzen nachfolgenden Jahrzehnt einen mannigfach verspürbaren Einfluß ausgeübt. Es lohnt sich daher ebenfalls noch eine etwas genauere

Digitized by Google

Untersuchung, auf welche Weise Beyschlag veranlaßt wurde, geradezu an die Spitze derer zu treten, welche speziell die neue Kirchenverfassung in Baden mit allen Mitteln bekämpften. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es Ullmann, Hundeshagen und Bähr gewesen sind, für die er in die Bresche einsprang.

Um das warme Pietätsverhältnis Beyschlags zu Ullmann sich vor Augen zu stellen, braucht es nur des Einblicks in das (aus den „Studien und Kritiken" auch separat erschienene) Lebensbild, das Beyschlag entworfen und durch eine eigene Denkschrift Ullmanns über seine Amtsverwaltung vervollständigt hat. Dieses Vertrauensverhältnis zwischen ihnen hat aber nicht erst in Karlsruhe begonnen. Um seine tiefer liegende Wurzel zu finden, muß man auf die beiden letzten Abschnitte des ersten Bandes der Beyschlagschen Selbstbiographie zurückgreifen (13: „Trierer Kriegszeiten" und 14: „Die letzten rheinischen Jahre"). Beide sind Zeitbilder von bleibendstem Interesse. Dort der Prozeß wegen der Gegenschrift gegen Radowitz auf Grund des § 166: mit dem grundverschiedenen Verlauf in den beiden Instanzen. Hier die systematische Mißhandlung der rheinischen Kirche durch das Raumersche Ministerium. Es waren schwere Zeiten gewesen, welche überdies für den jüngeren der beiden Trierer Pfarrer noch durch die ungeschickte Art der Verteilung der amtlichen Funktionen getrübt wurden. Da ist denn der Besuch des ihm persönlich noch unbekannten Ullmann und der durch ihn vermittelte Ruf nach Karlsruhe wie eine Erlösung von ihm empfunden worden. Der künstlerisch ästhetische Zug in beiden Männern hat die religiös und kirchlich Verbundenen einander noch näher geführt. Es begreift sich leicht, daß Emil Frommel dabei der dritte im Bunde gewesen ist.

Der evangelische Prälat Ullmann hatte im oberrheinischen Kirchenstreit das durch die Umgebung des Erzbischofs von Vicari in einem sogenannten Hirtenbriefe schnöde mißbrauchte Wort „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" in einem amtlichen Erlaß, der zugleich in einem der Erstlingsartikel der Gelzerschen Monatsblätter Widerhall fand, auf seinen richtigen biblischen Sinn zurückgeführt. Aber den Helfershelfern der päpstlichen Diplomatie ist er nicht gewachsen gewesen, hat auch für die interkonfessionellen Beziehungen nicht das rechte Verständnis gehabt. Dazu kamen allbekannte kleine Schwächen seines sonst so liebenswürdigen Naturells. Die treue Anhänglichkeit an seinen Gönner ist für Beyschlag um so mehr zum Nachteil ausgeschlagen, je mehr er durch die literarische Verteidigung von Ullmanns Maßnahmen auch persönlich für die Fehlgriffe des anderen verantwortlich gemacht werden konnte.

Noch verhängnisvoller ist aber für Beyschlag die durch eine Reihe von einzelnen Daten seiner Selbstbiographie bezeugte Beeinflussung durch Hundeshagen geworden. Seit der Trennung von Schenkel und mehr noch seit seiner Verkennung von Rothe war der ungelenke, schwerfällige Mann (dessen Stil ein förmliches Spiegelbild der physischen Haltung geworden war) geradezu verbittert. Es läßt sich nicht leugnen, daß Hundeshagen seine persönliche Bedeutung im Kreise der Genossen stark überschätzt hat. Das, was er in seiner guten Zeit in Bern zu leisten vermochte, hat (von der Polemik gegen das Jerusalemer Bistum an bis zu den Studien über die bernische Landeskirche und dem Buch über den deutschen Protestantismus) auf seinem Amanuensis-Verhältnis zu Schneckenburger beruht. Auch in Heidelberg hat er sich wohlgefühlt, solange er sich mit Rothe und Schenkel zusammenfand. Aber man braucht nur die mit Rothe geführte Polemik in seinen Studien zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik (die den wackeren Verleger auf eine auch geschäftlich abschüssige Bahn brachten) zu studieren, um es drastisch vor Augen zu haben, wie wenig ein Mann von seiner Naturanlage in einer kritischen Zeit zum Parteiführer veranlagt war. Nur

Digitized by Google

um so mehr hat er es sich aber angelegen sein lassen, den jugendlich eifrigen Karlsruher Hofprediger von Heidelberg aus zu stimulieren. Bald wird ein Brief von ihm erwähnt (S. 66), bald eine auf seinen Anlaß nachgesuchte Audienz (S. 67), bald ein Ausfall gegen Häusser (S. 68), bald die wiederholten Besuche in Karlsruhe (S. 71). Es fehlt nicht an dem billigen Trost „Machen Sie sich nichts daraus“ (S. 79): gegenüber den Angriffen, welche die „Beleuchtung der Heidelberger Vorstellung und Agitation“ dem Verfasser zuzog, nachdem er für den Tröster die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte. Auch später folgen noch eine Reihe weiterer Belege (S. 88, 102, 105) für die immer neuen Aufhetzungen durch einen Greis, zu welchem der Jüngling als zu einer der ersten Autoritäten aufzublicken gewohnt war.

Neben dem Abhängigkeitsverhältnis zu Ullmann und Hundeshagen hat endlich auch noch die Freundschaft mit Bähr, dem Verfasser der verhängnisvollen Agende, sich für Beyschlag zum Verhängnis gestaltet. Wenn schon Schenkel zeitlebens unter seiner Beteiligung an dem Vorgehen gegen Kuno Fischer zu leiden gehabt hat, so ist Bähr als der eigentliche Urheber von dessen Absetzung geradezu die bête noire für alle Anhänger der freien Forschung gewesen. Daß einer von ihm ausgehenden Agende in der Konkordatszeit das Übelste zugetraut wurde, ist nicht schwer zu verstehen. Die Empfindung „Man will uns katholisch machen“ lag in dem damaligen Baden gewissermaßen in der Luft. Aber Beyschlag, der auf Grund von § 166 zu Gefängnis Verurteilte, hat persönlich ein zu gutes Gewissen gehabt, um nicht jenen Verdacht auch bei anderen absurd zu finden.

Von der Stimmung in den besten Kreisen der badischen Bevölkerung hat der durch seinen Freundeskreis abgesperrte Hofprediger nichts zu ahnen vermocht. Er wäre sonst über die Handlungsweise des Landesfürsten (der einem Rothe gegenüber schon bei der Antrittsaudienz im Jahre 1854 kein Hehl aus seiner persönlichen Anschauung gemacht hatte) nicht so oft überrascht gewesen.

Bei jeder solchen Erinnerung an die für die ganze deutsch-evangelische Kirche epochemachende Stellungnahme des Großherzogs Friedrichs von Baden empfindet der Verfasser es doppelt schmerzlich, daß die Gesamtanlage dieses Handbuchs es ausschließt, der fürstlichen „Schirmherren“ dieser Kirche in der Art zu gedenken, wie es die Reformationsgeschichte tun darf. Wie bei den beiden ersten deutschen Kaisern und bei Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar muß auch hier auf eine spätere monographische Behandlung verwiesen werden. Immerhin darf die eben eingeschobene Korrektur von Beyschlags badischen Eindrücken nicht ohne die Ergänzung bleiben, daß der Brief, in welchem Rothe nach seiner Rückkehr von Bonn nach Heidelberg über seine erste Audienz bei dem „Regenten“ berichtet, in der — die Persönlichkeit des Landesfürsten auch sonst häufig erwähnenden — Rothe-Biographie (II, S. 397, selbstverständlich nach vorher eingezogener Erlaubnis) zum Abdruck gekommen ist. Der zweiten Auflage der „Stillen Stunden“ aus Rothes Nachlaß durften sogar die eigenhändigen Briefe des Fürsten, in welchen er ihn schon im Jahre vorher als Prälat für Karlsruhe zu gewinnen suchte, beigefügt werden. Die Stimmung im Lande aber, welche durch die Proklamation des Großherzogs vom 7. April 1860 (auch darin mit der um $1\frac{1}{2}$ Jahre älteren Ansprache seines Schwieger-

Digitized by Google

vaters vergleichbar) hervorgerufen wurde, können unsere Leser am besten den „Christusliedern“ G. Längins (in der einschlägigen Monographie S. 157—170) entnehmen. An dieser Stelle sei wenigstens der Abschnitt, welchem diese Schilderung angehört, durch seine Aufschriften gekennzeichnet.

In nachdrücklichem Gegensatz zu dem zweiten Abschnitt „Aus den Zeiten der theologischen und politischen Revolution und der sie ablösenden Reaktion“ (aus welchem die Abteilung über „die aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit“ bereits als Symptom der „Religion außerhalb der Kirche“ zitiert werden mußte), aber im Korrelatverhältnis zu dem ersten Abschnitt „aus der Zeit der nationalen und religiösen Erhebung“ kennzeichnet sich die dritte Periode als die „neue Ära nationaler und religiöser Wiedererhebung“. Der allgemeinen Schilderung des „neuen nationaldeutschen und volkskirchlichen Aufschwungs“ folgt die speziellere Charakteristik sowohl des Norddeutschen Julius Sturm, wie der Dichter „aus dem deutschen Süden“: Georg Längin, Willibald und Franz Beyschlag, Albrecht Thoma und Karl Gerok. Daran reihen sich die Ausführungen über das „Erbe Geibels“ und den „evangelisch-protestantischen Charakter des dichterischen Aufschwungs“, der sich weiter auch in der überaus großen Zahl der Dichter und Dichterinnen bekundet, welche in der Rubrik der „ausschließlich religiösen Dichtung“ gerade aus den Jahren 1858—1878 nebeneinander gestellt werden konnten.

Neben dieser Abspiegelung der „Anfänge des Umschwungs“ in der deutschen Christusdichtung mögen dann wenigstens noch die einleitenden Worte über die speziell dem deutschen Süden entstammende Dichtung jener Jahre sich anschließen:

Es sind doch diese von der Folgezeit undankbar vergessenen Jahre (1858/9), in welchen sich die großen Entscheidungen vorbereitet haben, sowohl für die gesamte europäische, wie speziell für die deutsche Zukunft. Mit dem französisch-österreichischen Kriege hat die für Deutschland vorbildliche nationale Befreiung und Einigung Italiens begonnen. Schon vorher hatte die neue Ära in Preußen den dumpfen Druck des vorhergegangenen Jahrzehnts von den Gemütern genommen. Der Prinz von Preußen, durch eine Lebensschule ohnegleichen hindurch gegangen, hatte in dem Programm vom November 1858 sowohl der nationalen wie der kirchlichen Zukunft Preußens und Deutschlands in der Tat neue Wege gewiesen. Daran hat auch der jammervolle innere Konflikt nichts mehr zu ändern vermocht. Denn inzwischen hatte die neue Ära in Baden innerhalb eines beschränkteren Raumes, aber um so nachhaltiger Boden gewonnen.

Das fünfzigste Jahr des Regierungsantritts des Großherzogs Friedrich von Baden hat die hervorragenden Verdienste dieses Fürsten um sein engeres wie um sein weiteres Vaterland allerwärts in Erinnerung gerufen. Seit dem „Fürstenwort“ vom 7. April 1860 hat der edle Fürst unerschütterlich an den Idealen festgehalten, welche für Staat und Kirche die Heilung der alten Schäden bedingten. Eine Reihe genialer Persönlichkeiten standen ihm in seinen Bestrebungen zur Seite. Auf seine verdienstvollen politischen Ratgeber dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht einmal einen Seitenblick

Digitized by Google

werfen. Aber der Name des mit seinem Landesherrn ungewöhnlich eng verbundenen Richard Rothe darf hier um so weniger fehlen. Denn schon dieser Name bezeugt der Nachwelt, daß es kein bloßer Zufall ist, wenn wir auch für die neue Ära des Christusliedes zunächst in Baden einsetzen müssen, um dann überhaupt vorerst im deutschen Süden zu bleiben. Georg Längin und Franz Beyschlag sind beide von Karlsruhe aus ihrem Volke nahegetreten. Ihnen hat sich fast gleichzeitig in Stuttgart Karl Gerok zur Seite gestellt.

Bei dem Rückblick auf die großen Entscheidungsjahre der deutschen Geschichte wird sich kaum noch eine Meinungsverschiedenheit unter den Historikern konstatieren lassen: mit Bezug auf die allseitige freudige Anerkennung der persönlichen Verdienste des badischen Großherzogs um die werdende deutsche Einigung. Man darf geradezu sagen, daß neben Fürst Bismarck obenan diesem einen Landesfürsten die allgemeinste Dankbarkeit zuteil geworden ist, während sein Schwiegervater und Schwager durch den Ruhm Bismarcks eigentlich doch stark überschattet wurden. Auch die Spezialliteratur, welche das 50jährige Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs gebracht hat (Ottokar Lorenz, Alfr. Dove, W. Martens, J. Landgraf, von Weech u. a.) ist ungewöhnlich reichhaltig. Desgleichen ist in Onckens ebenso verläßlichem als erwärmenden Werke über „das Zeitalter Wilhelms I." der Vor- und Mitarbeit des badischen Fürsten mit unveränderter Pietät gedacht. Trotz alledem aber ist es der Zukunft noch vorbehalten, der kirchenregimentlichen Seite seiner Regierung genauer zu gedenken, als es hier in der Form einer Einschaltung zu den Randglossen über Beyschlags badische Erfahrungen geschehen konnte.

Kehren wir also noch einmal zu der Beyschlagschen Selbstbiographie zurück! Schon seines abweichenden Urteils wegen verdient sie u. E. doppelte Berücksichtigung. Aber auch sonst verlangt sein Beitrag zur psychologischen Erklärung der Folgen, welche die mit dem Sturz der alten Kirchenregierung endigende Bewegung in Baden für die gesamtkirchliche Entwicklung gehabt hat, eine stets erneute Beachtung. Denn hinter dem lokalen Gang der Dinge stand ja der allgemeine Entwicklungsprozeß jener Zeit. Die Ursache der sich mehr und mehr bemerklich machenden Unzufriedenheit mit der Schwäche der Vermittlungstheologie gegenüber der (sie doch nur als Vorspann für ihre Alleinherrschaft benutzenden Orthodoxie) ist wohl von Niemanden so oft und so klar auseinandergesetzt worden, als gerade von Beyschlag. Auch die Verstärkung dieser Unzufriedenheit durch die Nachgiebigkeit des Staates in seinem Kampfe mit der päpstlichen Kurie hat ihm nicht lange verborgen bleiben können. Er betont weiterhin noch die Rückwirkung des Scheiterns der Harleßschen Reaktionspläne von 1856 in Bayern auf Baden, und nicht minder die Einwirkung der neuen Ära in Preußen auf die nationalgesinnten Kreise in Süddeutschland überhaupt. Aber dieser weitere Horizont, der den Freunden des bisherigen Kirchenregiments

Digitized by Google

im Lande vollständig abging, hat ihn nicht abgehalten, am 1. Januar 1860 das „Evangelische Kirchen- und Volksblatt" zu begründen. Demselben ist gleichzeitig von Heidelberg aus das „Süddeutsche evangelisch-protestantische Wochenblatt" gegenübergestellt worden (S. 87—90). Mit dem Insslebentreten beider Organe hat auch auf innerprotestantischem Boden der gleiche Kampf begonnen, der politisch in der Verwerfung des Konkordats durch die Kammern und in der Einsetzung des liberalen Ministeriums seinen Höhepunkt hatte. In der Beyschlagschen Selbstbiographie ist die den gemeinsamen Kampf aller nationalen Elemente gegen das Konkordat inaugurierende Durlacher Konferenz des Jahres 1859 nur kurz gestreift worden. Dagegen hat er mit Bezug auf die gegensätzlichen innerprotestantischen Konferenzen des Jahres 1860 in Durlach (7. Juni) und Bruchsal (27. Juli) schon aus seiner redaktionellen Tätigkeit die genaueren Daten zu schöpfen vermocht. Die vergleichende Geschichtsforschung kann daher diese ihm auch später noch belangreich erscheinenden Daten mit der Berichterstattung des „Süddeutschen Wochenblatts" und der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" in Zukunft vergleichen.

Der Entlassung des Konkordatsministeriums ist diejenige von Bähr und Ullmann gefolgt, der nach wenigen Jahren auch diejenige von Mühlhäußer sich anschloß. Damit war für Baden die neue Grundlage gesichert, die allerdings durch die Agitation der „Protestler" eine Zeitlang untergraben wurde, gerade darum aber um so mehr zu der allgemeineren Bewegung der Geister geführt hat, welche im Protestantenverein ihren Mittelpunkt fand. Der schwierig gewordenen Lage ist Beyschlag durch die dem Rücktritt seiner kirchlichen Freunde von ihrem Amte noch vorhergegangene Berufung nach Halle entrückt worden. Das von ihm ins Leben gerufene „Evangelische Kirchen- und Volksblatt" aber hat schon bald Wege eingeschlagen, die denjenigen Beyschlags diametral entgegengesetzt waren. Einige Belege dafür, was für „ein anderer Geist" nach seinem Weggang aus Baden hier einzog, mögen den Schluß dieses Zeitbildes ausmachen.

Schon bei der Charakteristik der „Mobilmachung der Kirche gegen die Theologie" (III, 1, S. 398) haben wir uns an das feinsinnige Votum Hases anschließen dürfen, der nicht sowohl den so maßlos beschimpften Schenkel in erster Reihe bedauert, sondern diejenigen, welche ihre Unterschrift zu dem Proteste gegeben hatten, während sie doch eines besseren Geschickes wert gewesen wären. Wir möchten hier das gleiche ebenfalls mit Bezug auf das von Beyschlag begründete „Kirchen- und Volksblatt" konstatieren. Wohl haben die lange Zeit nachträufelnden Zustimmungen zum Protest (die in einem ziemlich starken Bande gesammelt und in Hausraths Strauß-Biographie mit scharfer Lauge übergossen sind) diesem Blatt eine größere Verbreitung als in Beyschlags Tagen gegeben. Aber es hat dadurch einen ganz anderen Charakter angenommen, als die im wesentlichen pietistischen Kreise, auf die es sich im Anfang stützte (Seminardirektor Stern, Fabrikant Mez u. a.), ihm aufgeprägt hatten. Es wäre eine fortlaufende Chronik stiller Liebeswerke geworden. Nun aber wurde es in den Dienst der Männer

Digitized by Google

gestellt, welche den Sturz nicht vergessen konnten, der ihrer Parteiherrschaft ein Ende gemacht hatte. Und statt den ehrlichen kirchen-politischen Kampf, wie ihn Beyschlag geführt, fortzusetzen, wurde, wie er es selber bezeugt hat (vgl. III, 1, S. 397), diesem Kampfe das dogmatische Mäntelchen umgehängt. Als dann erst gar die kirchenregimentlichen Zustimmungen von auswärts kamen, wurden die Gegensätze derart vergiftet, daß man den Kampf der politischen Parteien untereinander den Theologen geradezu zum Vorbild hinstellen konnte. Es sind zahlreiche Erinnerungen aus den großenteils in Berlin verbrachten Jahren 1867 bis 1869, die mir bei der Niederschrift dieser Worte vor Augen stehen. Wie oft habe ich den damaligen kirchlichen Gegnern etwas von dem parlamentarischen Tone gewünscht, den die das neue Reich mitbauenden nationalen Fraktionen bei ihrer Bestreitung der Gegner anzuschlagen pflegten. Ist nicht schon hier ein Teil des Rätsels gelöst, weshalb die politisch so große Zeit für die kirchlichen Aufgaben kein Herz hatte? Georg von Bunsen hat es nicht lange nach der Begründung der nationalliberalen Partei einmal gewagt, von protestantisch-kirchlichen Fragen im Kreise seiner politischen Parteifreunde zu sprechen. Er ist mit eisigem Schweigen angehört worden.

Kehren wir aber von diesem Berliner Seitenblick nun noch einmal nach Baden zurück! Es ist schon oben konstatiert worden, daß Beyschlag und ich in der Auffassung der kirchlichen Lage in Baden gewissermaßen von dem entgegengesetzten Lager ausgegangen sind. Doch liegt immerhin darin ein Unterschied, daß Beyschlag bei Freund und Feind als Parteiführer galt. Dem Begründer und Redaktor des Parteiorgans läßt sich in der Tat kaum eine andere Stellung zuweisen. Für meinen Teil habe ich mit dem ganzen Streit jener Jahre keinerlei Berührung gehabt. Ja, als ich mich zum ersten Male genötigt sah, zu den Nachwehen desselben das Wort zu ergreifen, ist es in einer Weise geschehen, die das Gegenteil von Parteinahme war. Es liegt mir fern, der kleinen Fehde eine weitere Bedeutung beizulegen. Aber es hat vielleicht doch für manchen Leser ein gewisses Interesse, wenn er die dokumentarischen Belege vor sich hat, mit welcher absoluten Unabhängigkeit ich den badischen Parteikämpfen gegenüber gestanden habe, und wie schlechterdings jeder persönliche Anlaß gefehlt hat, mich für den Protestantenverein zu engagieren.

Der erste Fall, daß ich in die Lage kam, mich öffentlich über die Vertreter der gegnerischen Anschauung zu äußern, ist eine Erklärung im — „Kirchen- und Volksblatt“ gewesen, die wohl als das Gegenteil eines Angriffs bezeichnet werden kann. Die Vorgeschichte dieser Kontroverse ist in der Monographie über „die theologische Einzelschule“ (I, S. 31 ff.) niedergelegt bei Anlaß der Konflikte in der rheinischen Kirche, in welche die dort eine Zeitlang ferngehaltene Protestbewegung gegen Schenkel ebenfalls hineingetragen werden sollte. Gegen diesen Versuch habe ich als Referent im „Evang. Gemeindeblatt“ über das „Charakterbild Jesu“ Einspruch erheben müssen. Dieser Einspruch hatte es also gar nicht mit den badischen Protestlern zu tun, sondern mit denen, welche nach dem Vorgange der Berliner Kirchenregenten ihnen Sukkurs leisteten. Ein Mitarbeiter des „Kirchen- und Volksblatts“ aber fühlte sich und seine Gesinnungsgenossen dadurch getroffen und veröffentlichte in denselben (Nr. 23 des Jahrgangs 1865) einen Angriff, von dem wenigstens die einleitenden Worte nicht fehlen dürfen:

„Aus dem Mittelrheinkreis. Im 4. Heft der Schenkelschen Allg. kirchl. Zeitschr. klagt Lic. Nippold, Privatdozent bei der theol. Fakultät zu Heidelberg, über die in der Rheinprovinz zutage tretende, kolossale Unkenntnis der badischen Zustände, und gibt zur Aufklärung ein Bild der badischen Protestgeistlichkeit. Das Bild ist wirklich schauerlich genug . . . Daß solche Dinge in der Schenkelschen Zeitschrift stehen, ist dem Einsender

Digitized by Google

nicht unbegreiflich, denn dort durften für einmal die Protestgeistlichen nur als die „zuchtlose Rotte“ erscheinen; aber daß ein Mann, der kaum ein halbes Jahr im Lande ist, und wohl kaum einen einzigen Protestgeistlichen persönlich kennt, sondern alles bis jetzt nur durch die bekannte Heidelberger Brille hat ansehen können, unseren kirchlichen Kampf nur aus der persönlichen Niederträchtigkeit der Protestgeistlichen zu erklären weiß, das ist doch noch mehr als ein epidemisches Vorurteil . . .“

Gegen diesen Angriff ist meinerseits die nachfolgende Verteidigung (in Nr. 25) gerichtet worden, der die Nachschrift der Redaktion ebenfalls beigefügt werden möge:

„Ihr Korrespondent aus dem Mittelrheinkreis in Nr. 23 Ihres Blattes bringt eine Darlegung und Bekämpfung einiger von mir im 4. Heft der Allg. kirchl. Zeitschr. in einer Anmerkung ausgesprochenen Bemerkungen, in denen ich brieflich an mich gelangte Anfragen beantworte. Der Artikel ist wie ich gern anerkenne in ruhigem und würdigem Tone gehalten, und wenn auch meine aus dem Zusammenhang herausgenommenen Äußerungen ganz anders als in meinem Aufsatze erscheinen; wenn ich auch ferner gerade die entgegengesetzte Ansicht über die Stellung des evangelischen Protestantismus zum päpstlichen und jesuitischen Katholizismus, sowie über die anderen von dem Verfasser berührten Zeitfragen habe, so würden mich diese Umstände doch zu keiner Entgegnung in Ihren Spalten veranlassen. Um so mehr aber muß ich gegen die Auffassung Einspruch erheben, daß ich „den kirchlichen Streit in Baden nur aus der persönlichen Niederträchtigkeit der Protestgeistlichen zu erklären wisse.“ Ich stehe der von Ihrem Organe vertretenen Richtung als prinzipieller Gegner gegenüber, kann die von Ihrer Partei ausgegangenen Schritte nicht anders als in hohem Grade bedauern. Die Überzeugung, daß der Sieg Ihrer Anschauungsweise die völlige Zerrüttung der evangelischen Kirche zur Folge haben müßte, haben mir fünfjährige Beobachtungen des kirchlichen Lebens in den verschiedensten europäischen Ländern gegeben, und habe ich mich sowohl in einer Reihe anderer Aufsätze als in den Schlußfolgerungen meiner „Historischen Bilder vom Boden des Separatismus“ in den Protest. Monatsbl. Januar bis Juli 1864 in dem Sinn ausgesprochen. Aber es ist mir nicht bloß eine heilige Pflicht, den prinzipiellen Streit nicht als einen persönlichen aufzufassen und die Überzeugung des Andersdenkenden immer aus den besten Beweggründen zu erklären; sondern ich weiß mich auch freudig in persönlich freundschaftlichen Beziehungen zu vielen in jeder Beziehung hoch von mir geachteten Vertretern der Richtungen, denen die badischen Protestgeistlichen angehören; und es ist mir deshalb ein Bedürfnis, ein solches Mißverständnis wie das erwähnte aufs ernstlichste abzuwehren. Ebenso hat der Korrespondent darin unrecht, daß ich, weil ich erst ein halbes Jahr im Lande sei, alles nur durch die bekannte Heidelberger Brille ansehe; denn wie ich noch vor zwei Jahren mit großer Freude dem schönen Fest des Seminar-Jubiläums beigewohnt, so habe ich bereits viel früher die badischen Verhältnisse mit besonderem Interesse verfolgt. Und daß ich nicht gewohnt bin, durch die Brille anderer zu sehen, sondern verschiedene Urteile zu hören und dann erst selber zu urteilen, können alle meine früheren Arbeiten, z. B. die seit dem Jahr 1861 in den Protest. Monatsbl. unter der Chiffre F. N. erschienenen Aufsätze beweisen. Noch meine letzte in dem genannten Blatte (Märzheft 1865) veröffentlichte „Ein Wort des Friedens“ betitelte Äußerung über die Ansprachen des Haager Pfarrers von Koetsveld an die holländische Kirche ist gewiß eine Bürgschaft für meine jedenfalls mehr irenische als polemische Stellung. Daß ich mich endlich überhaupt über den badischen Kirchenstreit ausgesprochen, hat nicht den Grund, daß ich mich in ein mir fremdes Gebiet einmische, sondern basiert auf der klar erkannten Pflicht, nach den von Berlin aus ge-

Digitized by Google

schehenen und die preußische Landeskirche erregenden Maßregeln eben als Preuße und eben deshalb, weil ich mir bewußt bin, einen christgläubigen, einen wahrhaft protestantischen, einen echt konservativen Standpunkt zu vertreten, in einem Augenblick, wo ein Massenterrorismus gegen meine Glaubensüberzeugung geübt wird, nicht feige zu schweigen. Für eine weitere Auseinandersetzung meiner Anschauung darf ich naturgemäß keinen Raum in Ihren Spalten beanspruchen; für die Erklärung aber (mit der ich zugleich meinerseits die Sache für beendigt ansehe) werden auch Sie mir, wie ich hoffe, den Raum nicht verweigern, daß man den von Ihnen vertretenen Prinzipien prinzipiell gegenüberstehen kann, ohne daß man Ihre Anschauungsweise anders als aus aufrichtiger Glaubensüberzeugung zu erklären genötigt ist."

Anm. der Redaktion. Wir haben diese Erwiderung, der wir ihres ruhigen Tones wegen die Aufnahme nicht versagen wollten, unserem Korrespondenten mitgeteilt. Derselbe bemerkt darauf folgendes:

„Der Einsender der Korrespondenz in Nr. 23 überzeugt sich aus dieser Erwiderung, daß Herr Lic. Rippold fremde Überzeugungen achten will, kann aber nicht verschweigen, daß derselbe diesem seinem Grundsatz in der Schenkelschen Zeitschrift eben untreu geworden ist. „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es tut", das sollte für alle auch in diesen unerfreulichen Kämpfen gelten, zu denen wir uns nicht ohne großes Widerstreben genötigt sehen. Auch das wird sich Herr Rippold sagen müssen, daß eine derartige Beteiligung an unseren Kämpfen von einem Mann, der sich vor kurzem an der theologischen Fakultät unseres Landes niedergelassen hat — doch gewiß auch um der ganzen Landeskirche mit seiner wissenschaftlichen Arbeit zu dienen — einen schmerzlichen Eindruck hat machen müssen. Wenn aber am Schluß der Erwiderung von einem gegen seine Glaubensüberzeugung geübten Massenterrorismus die Rede ist, so läßt sich eben auch dieser nur mit Hilfe der bekannten Brille entdecken."

An den innerbadischen Parteikämpfen der nachfolgenden Jahre bin ich, so wenig ich in irgend welcher Prinzipienfrage meine Anschauung verhehlte, völlig unbeteiligt geblieben. Dagegen darf es nicht verschwiegen werden, daß die eben mitgeteilte Erklärung (die in den gleichen Tagen geschrieben und abgesandt war, in welchen in Eisenach der erste Protestantentag stattfand) von Schenkel unliebsam empfunden wurde, und daß die Erregtheit seiner Stimmung im folgenden Jahre vor dem Kriegsausbruch sich auch auf mich erstreckt hat. Es hat mich das aber niemals abgehalten, seiner nur zu sehr vergessenen Verdienste (die auch Beschlag aus Anlaß seines Studiums von Schenkels älterem Quellenwerk über das Wesen des Protestantismus anerkannt hat), wo es irgendwo am Platz war, freudig zu gedenken.

Da die persönlichen Erfahrungen in dem innerkirchlichen Kriegszustand in Baden auch weiterhin eine typische Bedeutung bieten, so muß nun aber auch die weitere Haltung des „Kirchen- und Volksblatts" mit beleuchtet werden. Mein Bericht im „Süddeutschen prot. Wochenblatt" über „Richard Rothes Heimgang" ist anerkennend berührt worden, freilich mit dem auf die Redaktion gemünzten Zusatz, daß man in diesem Blatt eine solche Sprache nicht gewohnt sei. Dagegen sollte ich eine Reihe von Jahren später eine Erfahrung machen, welche für die durch die innerkirchlichen Kämpfe eingerissene Neigung, dem Andersdenkenden ohne irgend welche Untersuchung auch das Unglaublichste zuzutrauen, überaus bezeichnend ist. Kurze Zeit vor meiner Berufung von Bern nach Jena war in der „Zeitschrift für praktische Theologie" (1883, S. 265 ff.) eine „Familienrede" aus Anlaß der ersten von mir vollzogenen Taufhandlung erschienen. Dieselbe hat u. a. auf Grund des paulinischen Bildes vom ersten und zweiten Adam den

Digitized by Google

Gedanken durchgeführt, wie in Christus gewissermaßen eine zweite Schöpfung in die erste Schöpfung des Kampfes ums Dasein hineingetreten sei. Daran schließt sich naturgemäß die auf der Auferweckung Christi begründete Hoffnung des ewigen Lebens. Für diese apologetische Aufgabe müssen naturgemäß aber auch die Gegner dieser Hoffnung zu Wort kommen, und ich habe sie möglichst in ihrem eigenen Toufalle reden lassen. Der Zusammenhang macht die Deutung, daß dies meine eigene Anschauung sei, völlig unmöglich. Aber ein Einsender im „Kirchen- und Volksblatt" hat diese gegnerische Argumentation als meine eigene abdrucken lassen, die Entgegnung darauf völlig verschweigend. Dieser Artikel ist dann von den „Kropper Blättern" abgedruckt worden, und sogar aus den baltischen Provinzen und aus der amerikanischen Lutherkirche gingen mir bald nachher Belege zu, daß auch dort das gleiche geschehen sei. Zahlreiche Leserkreise haben sich ihr Urteil über die von mir vertretene Anschauung einfach auf Grund dieser schnöden Verleumdung gebildet und es für unnötig gehalten, sich über diese doch wirklich unglaublichen Dinge in jenem Aufsatz selber zu orientieren. Aber welche Waffen hat der Theologe gegen eine derartige Taktik? Es blieb nur das Wort des Paulus, welches auch die anderen Jünger seines Herrn, der es ja selber vorausgesagt hatte, darauf hinweist, daß sie „durch gute und böse Gerüchte hindurchgehen" müssen.

Als die Enthüllung des Rothe-Denkmals kam, ist sodann das (in meiner Rothe-Biographie niedergelegte) kurze Zeit vor seinem Tode gesprochene Wort, „es sei nicht gut, wenn zu viel Menschen um ein Sterbebett ständen, dann hätten die Engel keinen Platz", als eine Zurückweisung Schenkels von diesem Sterbebette gedeutet. Bei der eben mitgeteilten persönlichen Verleumdung habe ich geschwiegen. Bei Menschen, die etwas derartiges für moralisch zulässig halten, hätte ja auch die Berufung auf das Preßgesetz keinen Sinn. Der anderen ebenso schnöden Verleumdung gegenüber, die einen Verstorbenen betraf, habe ich das mißdeutete Wort richtig gestellt. Die Redaktion wußte nur die Entschuldigung zu bringen, daß das „christliche Lebensbild" Rothes ihr unbekannt gewesen sei.

Können kirchliche Gegensätzlichkeiten noch ärger ausarten, als bei derartigem „Afterreden" in den sogenannten „gläubigen" Kreisen? Was sich alles hinter dieser „Gläubigkeit" sonst noch versteckt, war schon in Gelzers Monatsblättern vom Jahre 1861 (Oktober, S. 281) in dem Aufsatz über die holländischen Dichter da Costa und de Génestet niedergelegt worden. Wie viele ähnliche Erfahrungen aus jenem „gläubigen" Lager sind nicht ihnen gefolgt! Denselben haben auf der anderen Seite eine nicht geringere Zahl von Versündigungen des „modernen Infallibilismus" zur Seite gestanden, auf welche § 32 über die moderne Theologie in Holland zu reden kommen wird. Weder das eine noch das andere aber würde jemals ein Recht dazu geben, die trotz alledem sich stetig mehrenden Fortschritte des „Reiches Christi" (um hier mit Johannes Lepsius zu reden) nicht sehen zu wollen. In diesen fortschrittlichen Gang der Entwicklung aber stellen sich speziell die „Anfänge des Umschwungs seit 1859" immer wieder herein.

Einen schlichten Beleg noch für das, was eine folgende Zeit aus den damaligen Kämpfen gelernt hat! Wie Beyschlag, so hat auch sein Hallischer Kollege Riehm in seiner früheren Heidelberger Zeit zu der kirchlichen

Digitized by Google

Rechten gehört. Umgekehrt ist Holtzmann bei der Verteidigung Schenkels in führender Stellung gewesen. Auch ich hatte innerhalb der damaligen Heidelberger Fakultät mich eng an die älteren Kollegen anschließen dürfen. Als dann aber die Zeit kam, wo die Karlsruher Regierung ihre Vergewaltigung der Altkatholiken begann, ist ein Aufruf zu Beiträgen für den altkatholischen Kirchbau in Karlsruhe erschienen. Diesen Aufruf haben Beyschlag und Riehm, Holtzmann und ich gemeinsam unterschrieben. Die Verhandlungen darüber waren zugleich eine der Vorbereitungen auf den Evangelischen Bund.

---

§ 31.

Der deutsche Protestantenverein als religiös-kirchliche Erweckung.

Das Wort „protestantenvereinlich" hat seit nunmehr vierzig Jahren auf die „positiven" Kreise ähnlich einschüchternd gewirkt wie in dem Hengstenbergschen Sprachgebrauch das Wort „rationalistisch". Diese Einschüchterungsversuche sind aber nicht bloß von der sogenannten Rechten ausgegangen, sondern ebensosehr von der entgegengesetzten Seite. Zumal seitdem der Name der „modernen Theologie" auch in Deutschland aufkam, haben die aufstrebenden Jüngeren und Jüngsten sich kaum genug zu beeifern gewußt, jeden Zusammenhang mit den bösen „Liberalen" in Abrede zu stellen. Ärger noch aber ging es mit der Verleugnung aller Berührungen mit dem verschrieenen Protestantenverein. Ein Geschlecht, welches von den Idealen desselben nichts ahnte, hat um so mehr von den Irrtümern zu erzählen gewußt. Seit unsere Geschichte der Theologie „Ideale und Irrtümer in der sogenannten Theologie des Protestantenvereins" objektiv nebeneinander zu stellen versuchte, ist das noch ein gut Teil ärger geworden. Bereits in dem Vortrage über „das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung" (dem ersten Teile der Schrift „Ein Friedensprogramm und Abwehr einer Kriegserklärung") hat daher der Ausgangspunkt in der systematischen Diskreditierung der Begriffe „liberal" und „protestantenvereinlich" genommen werden müssen. Schärfer noch hat der beste Sachkenner in bezug auf die Gesamtgeschichte des Protestantenvereins sich über die gleiche Sachlage dahin geäußert: „Wer den Verein besser kennt, der wird aus den Urteilen der Menschen bald herausmerken, daß „Protestantenverein" ein Wort ist,

Digitized by Google

dessen Sinn man nicht mehr genau kennt, für viele ein hergebrachtes Stichwort für irgend eine Verirrung, über deren Wesen man nicht mehr recht klar ist, für irgend eine Form widerchristlichen Strebens oder einen verkehrten Versuch, Zeitfragen zu lösen."

Es ist ein eben erschienener Aufsatz des „treuen Eckart" Wilhelm Hönig, dem wir diese Worte entnehmen. Wir folgen ihm dabei um so lieber, da es an dieser Stelle unsere Aufgabe sein muß, in klarem Unterschiede von dem, was man unter der sogenannten Theologie des Protestantenvereins verstehen wollte, die es in diesem Sinne einfach niemals gegeben hat, die positive Bedeutung des Vereins für die evangelische Kirche zu schildern. Denn daß es sich bei ihm um nichts weniger als eine revolutionäre oder eine einfach negierende Bewegung gehandelt hat, sollte doch für diejenigen, die auch noch so wenig von Richard Rothe gelesen haben, ein selbstverständliches Ding sein. Aber auch das andere ist in diesem Namen ebenfalls einbegriffen, daß, wer in Rothes Geist wirkte, alle egoistischen Bestrebungen irgend welcher Art beiseite zu stellen gelernt hatte. Wer für den Verein eintrat, hat gewußt, daß er sich in den tonangebenden Kreisen mißliebig machte. Gerade darin aber hat der innere Segen für diejenigen gelegen, welche auch nur indirekt von dieser Geistesbewegung berührt wurden. Schon Kurtz hat Anlaß gehabt, von „protestantenvereinlichen Martyrien" zu reden.

Es sind keine bloßen Schlagwörter gewesen: die Dinge, die im Programm standen, von der „Erneuerung der Kirche im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit"; von der „Wahrung der Rechte, der Ehre und der Freiheit des deutschen Protestantismus"; von der „Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Mitgliedern"; von der „Anregung und Förderung des christlichen Lebens, wie aller christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen". In der Geschichte der Theologie hat es nicht verschwiegen werden dürfen, daß der richtige Kern der Begriffe „Lehrfreiheit" und „Gemeindeprinzip" sich erst allmählich herausstellen konnte, und daß vor allem der Ausdruck „Kultur" zu vage und vieldeutig war. Daß aber von dem innerkirchlichen Verein eine Leben schaffende Kraft für die Kirche ausging, hat sich gerade in der Zeit der leidenschaftlichsten Bekämpfung bewährt. Und für die der Neubegründung von Kaiser und Reich vorhergehenden Jahre ist neben dem Nationalverein der Protestantenverein die mächtigste Triebkraft gewesen.

Es war unsere Absicht, die Vereinsgeschichte D. Hönigs zugrunde zu legen, um durch sie die apologetische Aufgabe, die Wiederbelebung des Evangeliums, die Verteidigung des deutschen Protestantismus quellengemäß darzulegen. Nun enthebt uns der kürzere Rückblick des gleichen Verfassers

Digitized by Google

bei Anlaß des vierzigsten Gedenktages dieser Aufgabe. Denn nun können wir ihn in seiner eigenen Darlegung, mit der sich die eigene Erinnerung völlig deckt, zu Worte kommen lassen:

„Das Entstehungsjahr ist 1863. Es war die Zeit des ersten Aufatmens nach einer unglaublich dumpfen, von Stickluft schweren Periode im deutschen Vaterlande. Nach dem mißlungenen Ringen um die politische und jede andere Freiheit in den vierziger Jahren brachte das folgende Jahrzehnt wie die staatliche, so auch die kirchliche Reaktion und die Anwendung der brutalsten Mittel, die geknickte Volkskraft zu demütigen und dauerhaft zahm zu machen. Es war das erste sich wieder regende protestantische Selbstgefühl, als in Baden das protestantische Volk sich mit einer großen Einmütigkeit gegen die Einführung einer Agende wehrte, in Hannover gegen einen Katechismus, in der bayerischen Pfalz gegen ein Gesangbuch erhob. Ganz besonders in Baden war der Aufschwung ein volkstümlicher, starker und vor allem erfolgreicher. Hier kam daher der Gedanke auf, was in Baden so glänzend gelungen war, nämlich einem freien Geist in der Kirche die Leitung in die Hand zu geben, für das ganze Deutschland zum erstrebenswerten Ziele zu machen; von hier kam die Anregung, als sich am 30. September 1863 eine Anzahl angesehener Männer in Frankfurt a. M. zusammenfand, um eine Organisation zu schaffen zur Umgestaltung unserer deutschen evangelischen Kirche im „Geiste protestantischer Wahrhaftigkeit und Freiheit."

Die Männer, die sich hier fanden, waren keine Radikalen, sondern Männer, die sich teils im wissenschaftlichen, teils im öffentlichen Leben als durchaus besonnene, ernst denkende, tief gründende Männer bewährt hatten. . . . .

Alle diese Männer und mit ihnen hundert andere treue Glieder der Kirche, gute Protestanten und religiöse Menschen, die aber zugleich einen tiefen Zug aus dem Bildungsleben der Gegenwart getan hatten, erkannten es als eine große und dringende Aufgabe der Zeit, den immer drohenderen Verdunkelungsmächten entgegenzutreten und durch eine freiere Gestaltung der Kirche in ihr Luft und Licht zu schaffen für Menschen der Gegenwart und der Zukunft."

Dem Rückblick auf die vierzigjährige Geschichte des Vereins ist der Vortrag des gleichen Verfassers über „die Arbeit des deutschen Protestantenvereins während seines 25jährigen Bestehens" vorhergegangen (1888). Beide sind von jeder Illusion frei, legen ernste Selbstkritik an. Dagegen wird zugleich der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß unter neuen Namen die alten Ideale fortleben. „Wer den Gang unseres kirchlichen Lebens und der theologischen Wissenschaft nicht mit dem Auge des Parteimannes, sondern unbefangen beobachtet, muß sich wundern, wie oft unsere Ideen plötzlich hervorbrechen in Kreisen, die uns fern stehen; wie oft Formen des religiösen Denkens auftauchen, die wir nicht anerkennen wollen, die uns fremd sind, die aber genauer betrachtet, doch unsere Gedanken bergen, wenn auch in unklarer Verhüllung."

In der Einleitung des gleichen Vortrages sind die Persönlichkeiten der ersten Begründer und speziell die Frankfurter Versammlung vom 30. September 1863 überaus fein charakterisiert, zumal in der Parallele mit der aus der gleichen Sorge um das Volkswohl hervorgegangenen inneren Mission. Ebenso werden die einzelnen Sätze des Programms und die praktischen Aufgaben, denen sie entsprechen, trefflich umschrieben.

Digitized by Google

In Bezug auf die Einwirkung nach außen hin wird die Zeit vor und nach 1870 unterschieden. Aus der ersten Zeit heben sich die Tagungen in Eisenach (1865) und Neustadt (1867), das Schleiermacherfest und die Wormser Protestantenversammlung (1868), sowie der Berliner Protestantentag von 1869 heraus. Auch in den Erstlingsjahren des jungen Reiches ist der Verein noch von der allgemeinen Volksstimmung getragen, zumal bei der Initiative in der Jesuitenfrage in Darmstadt (1871), sowie bei den Beschlüssen von Leipzig 1873, Breslau 1875, Heidelberg 1876. Bald aber ist der allgemeine Umschwung der Dinge seit 1877 auch bei seinen Tagungen zu verspüren. Wir nehmen die Charakteristik (S. 25) dieser Periode, aus welcher die schwere Niederlage des Staates im Kulturkampfe hervorging, schon hier vorweg:

„Auf einen krankhaften Aufschwung auf dem wirtschaftlichen Gebiet folgt ein großer Rückschlag; auf den materialistischen Optimismus folgt ein furchtbarer Pessimismus, der bald in eine konservative Strömung der allgemeinen Stimmung übergeht und sich namentlich auf dem kirchlichen Gebiete bemerkbar macht. In der evangelischen Kirche folgt auf die Ära Herrmann die Hofpredigerreaktion und jene Reihe von Bestrebungen, welche im sogenannten Hammersteinischen Antrag ihre Spitze haben. Auf den Falkschen Kulturkampf folgt endlich der Kulturkampfrückzug und die Periode eines maßlosen Übermutes der römischen Partei."

Die Persönlichkeit des Verfassers dieser Rückblicke, welchem der Verein außerdem eine Reihe der bedeutsamsten Jahresberichte verdankt, ist in weiteren Kreisen viel zu wenig in ihrer Bedeutung erkannt worden. D. Hönig hat sich stets bescheiden im Hintergrunde gehalten. So ist es ihm ähnlich ergangen wie dem ersten Schriftführer des Evangelischen Bundes, Konsistorialrat Leuschner, bei dessen Tode die Erinnerung an seine gewaltige Lebensaufgabe beinahe vergessen schien. Wir glauben daher an dieser Stelle die gleiche Pflicht gegen Hönig zu haben, die anderswo mit Bezug auf Leuschner erfüllt werden ist (Deutsches Protestantenblatt 1905, Nr. 34/5). Allein schon die neutestamentlichen Studien Hönigs (über die Versuchungsgeschichte, über die Wunderberichte der synoptischen Evangelien, über die Konstruktion des 4. Evangeliums, über das Verhältnis des Epheser- und Kolosserbriefes) sind wegen ihrer — seither nur zu selten gewordenen — Unbefangenheit und Solidität bei den Fachmännern außerordentlich geschätzt. Das Gleiche gilt von den Kirchenhistorikern mit Bezug auf die feinsinnige Untersuchung des katholischen und protestantischen Kirchenbegriffs. Der Hartmannschen „Selbstzersetzung des Christentums" hat Hönig eine der gediegensten Antworten gegenübergestellt. Gleichzeitig mit dem Seebergischen Rückblick „Au der Schwelle des 20. Jahrhunderts" hat er einen solchen „Au der Wende des Jahrhunderts" gegeben. Für die uns hier zunächst obliegende Aufgabe kommen weiter (wenn wir auch seine „Sittenlehre für höhere Schulen" nur nebenbei streifen können) die in den „Badischen Biographien" erschienenen Nekrologe von Prälat Holtzmann, Schenkel, Längin und E. Zittel speziell in Betracht. Der Aufgabe des Protestantenvereins hat Hönig (abgesehen von der Redaktion des Süddeutschen Wochenblattes in den Jahren 1865—1871) auch als Herausgeber der „Protestantischen Flugblätter" (1868—1871) besondere Dienste geleistet.

Die professoralen Führer des Vereins sind bereits anderswo nach Gebühr gewürdigt worden. Um so unumgänglicher erschien uns hier die Ergänzung mit Bezug auf den Heidelberger Stadtpfarrer. Wir treten damit übrigens nur in die Fußtapfen des gelehrten „positiven" Theologen Lemme, der mit Hönig zusammen die schöne Feier bei der Enthüllung des

Digitized by Google

Rothedenkmals ermöglichte und dadurch ein bleibendes Vorbild irenischen Zusammenwirkens der verschiedenen kirchlichen Ideale gegeben hat.

Eine weitere Ergänzung der üblichen fachtheologischen Darstellungen des Protestantenvereins geziemt sich ferner mit Bezug auf seinen langjährigen juristischen Präsidenten J. C. Bluntschli. Es gereicht dem Verfasser zu besonderer Freude, einen noch ungedruckten, weil unvollendet gebliebenen Nekrolog Bluntschlis (kurz nach seinem Todestag, 21. Oktober 1881, in Bern entworfen) für seine jetzigen Leser verwerten zu können:

Kein einigermaßen bedeutendes Blatt, nicht nur in der Schweiz und in Deutschland, sondern in der ganzen zivilisierten Welt ist in den letzten Tagen ohne einen Nachruf auf Bluntschli geblieben. Bedeutsamer aber noch darf die andere Tatsache erscheinen, daß die Organe der verschiedensten Richtungen übereinstimmten in der hohen Anerkennung seiner idealen Bestrebungen, wie seiner bedeutenden Leistungen. Wenn man sich erinnert, wie sehr dieser Mann mehr als einmal und an jedem Orte seiner Wirksamkeit in heftige Parteikämpfe verwickelt, wie leidenschaftlichen und gehässigen Angriffen er dabei ausgesetzt war, so tut es wohl, zu sehen, wie hoch eine solche Persönlichkeit, die wirklich von idealen und humanen Ideen getragen ist, schließlich über die trüben Gewässer der Tageswirren emporgehoben wird. Die folgenden Blätter bezwecken daher auch nichts weniger als einen Nekrolog oder eine Charakteristik Bluntschlis. Weder das eine noch das andere ist irgendwie von nöten. Und ebensowenig können sie eine Würdigung des Völkerrechtslehrers oder des praktischen Staatsmanns versuchen. Die große Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten nach denjenigen Seiten, wodurch sie die Fachwissenschaft gefördert, zu beurteilen, steht nur den Fachgenossen zu. Über die Ziele und Errungenschaften des Politikers haben die Führer der politischen Fraktionen sich ins Klare zu setzen. Unserer kirchengeschichtlichen Würdigung ist die viel bescheidenere Aufgabe gestellt: aus persönlichen Erinnerungen heraus die sittlich-religiöse Seite in Bluntschlis Charakter und seine Beteiligung an dem kirchlichen Leben der Gegenwart unbefangen zu würdigen. Hat er doch wie wenige Zeitgenossen eine feste religiöse Überzeugung in sich getragen und der kirchlichen Seite des Volkslebens ein Interesse entgegengebracht, das ihn in den Stand setzte, nicht bloß für die rasch vorübergehende Gegenwart, sondern auf lange Zeit hinaus für die Nachwelt zu arbeiten.

Die ergreifende Art seines Todes, von welcher die badischen Blätter näher berichten, war der würdige Abschluß eines arbeitsfreudigen Lebens. Denn läßt sich ein schöneres Lebensende für einen Mann seiner Art denken, als Gott es ihm gab? Mit dem in den weitesten Kreisen anerkannten Talente, auch stürmische Verhandlungen über streitige Punkte einem friedlichen Ziele zuzuführen, hatte er die letzte badische Generalsynode geleitet. Es war ihm vergönnt, in derselben Zeit, welche in der deutschen Hauptstadt die böseste Aussaat eines ebenso unwissenden wie zelotischen Pfaffentums ins Kraut schießen sieht, die aus scharf einander bekämpfenden Fraktionen zusammengesetzte Versammlung so fruchtbringend zu leiten, daß die schwierigen Kontroversfragen sämtlich bedeutsam gefördert wurden. Am Morgen hatte er die Debatte mit einem Schlußwort beendigen dürfen, welches seine Freude aussprach, daß diese Synode — die vierte, an der er teilnahm, die zweite, die unter seinem Präsidium stattfand — die friedlichste von allen gewesen sei, die er erlebt. Er hatte die Mitglieder aufgefordert, denselben Sinn gegenseitiger Achtung und Ausgleichung in die Gemeinden des Landes hineinzutragen. Und daran anknüpfend, hatte sein letztes öffentliches Wort in dem alten Weihnachtsspruche bestanden: „Ehre sei Gott in der Höhe,

Digitized by Google

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Nun sollte er die Deputation der Synode zu dem Landesfürsten geleiten, dessen hochidealer, volksfreundlicher, friedenstiftender Sinn ihren Arbeiten das innigste Interesse entgegengebracht, und der, um die Vorstandsmitglieder persönlich begrüßen zu können, speziell nach Karlsruhe hereingekommen war. Die Karlsruher Zeitung hat daneben noch ausdrücklich berichtet: wie der Großherzog beabsichtigte, bei diesem Anlasse seinen höchsten Orden als Zeichen seines Dankes und seiner Verehrung dem Synodalpräsidenten selbst zu überreichen. Aber unmittelbar vor dem Schlosse sank Bluntschli, vom Schlagfluß getroffen, zusammen. Dem irdischen Fürsten war es versagt, seine Absicht auszuführen. Eine höhere Hand hatte den alten Genossen Rothes mit dem in ähnlicher Weise ihm vorangegangenen Freunde wieder vereinigt.

Wie der letzte Akt Bluntschlis, so war nun aber überhaupt das ganze Leben des berühmten Rechtslehrers aufs engste mit den religiös-kirchlichen Bestrebungen und Bewegungen unserer Zeit verwachsen. Und zwar in stets aufsteigender Linie. Das Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken" möchte selten so zutreffen. Über die erste Phase seiner Wirksamkeit in Zürich konnten die Meinungen noch am weitesten auseinander gehen. Die Münchener Periode schloß mit einem scheinbaren Mißerfolg. Die erste Hälfte der Heidelberger Tätigkeit war durch manche Enttäuschung, durch mehr als einen Mißklang gestört. Die letzten Jahre dagegen sahen ihn auf lichter Höhe: als Führer der völkerrechtlichen Kongresse, als ebenbürtigen wissenschaftlichen Gegner Moltkes, als Präsidenten des Berliner Protestantentages, als Leiter derjenigen kirchlichen Versammlung, die einen der wenigen Lichtpunkte in den schmutzigen Gewässern der politisch-kirchlichen Reaktion bildet. In der Zwischenzeit zwischen den beiden letztgenannten Versammlungen, um Mitte August, hat Schreiber dieser Zeilen Bluntschli noch in der seit 20 Jahren von ihm gewählten Stunde geselligen Verkehrs im Heidelberger Museum gesehen und sich lange an seinem inhaltreichen Gespräche erfrischt. Und kurz nach dem Beginn der letzten Synode hörte ich noch in Karlsruhe von kompetentester Seite freudigste Zustimmung über die Art, wie er die Leitung der gerade dieses Mal besonders heiklen Verhandlungen in die Hand genommen.

Es ist nur dieser Beginn des Nekrologs, der gleich unter dem Eindruck von Bluntschlis Tod niedergeschrieben wurde. Die gleichzeitig wiederbeginnende Lehrtätigkeit ließ (nach Schweizer Art) keine literarische Nebenarbeit zu. Es wurde aber wenigstens noch der weitere Entwurf konzipiert, der somit heute nur durch einige nachträgliche Ergänzungen vervollständigt zu werden brauchte:

Der oberflächliche Beobachter mag meinen, in dem Entwicklungsgang von Bluntschlis Leben auf unvereinbare Widersprüche zu stoßen. Wer aber schärfer zusieht, wird eben in diesen Widersprüchen doch eine gerade Linie erkennen. Denn der konservative Staatsmann, der nach dem durch den Straußenputsch erfolgten Sturz der radikalen Regierung in Zürich an ihre Stelle trat, ist durchaus kein anderer als der erste Präsident des deutschen Protestantenvereins. Seine persönliche Anschauung ist stets eine im besten Sinne des Wortes positive gewesen. Eben darum hat er zu allen Zeiten reformatorisch, aber zugleich auch antirevolutionär gewirkt. Als seine dreibändigen Memoiren („Denkwürdiges aus meinem Leben". Auf Veranlassung der Familie durchgesehen und veröffentlicht von D. Rudolf Seyerlen. Nördlingen, H. Beck, 1884) von dem — durch ihr gemeinsames Freundschaftsverhältnis zu Friedrich Rohmer ihm engverbundenen — Jenaer Theologen Seyerlen herausgegeben worden waren, hat sogar

Digitized by Google

die Luthardtsche Kirchenzeitung öffentlich bedauert, daß im Kampfe der Parteien oft der Kern der Überzeugung des Gegners verkannt werde. Zu der billigen Freidenkerei von Strauß hat Bluntschli sich dagegen nicht nur in Zürich, sondern zeitlebens in prinzipiellem Gegensatz gewußt.

Bei dem Auseinandergehen der Urteile über die Züricher Zeit Bluntschlis glauben wir speziell über sie noch ein aufklärendes Wort einschalten zu sollen. Zwei gleich leidenschaftlich erregte Parteien hatten sich nämlich miteinander um die Alleinherrschaft über das Volksleben gestritten. Daß die Berufung von Strauß durch die Staatsregierung die gleiche Oktroyierung von oben herab für die Kirche einschloß, wie die Hengstenbergsche Geheimregierung in Berlin, sollte doch heute kein Unbefangener verkennen. Es gibt nicht bloß orthodoxe, sondern auch sehr moderne Arten von Hoftheologie. Aber so wenig es sich auf der einen Seite um aufrichtig religiöse Motive gehandelt hat, so wenig auch auf der anderen. Wir haben bereits im früheren Zusammenhang „des Züricher Volkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben" als eine im wesentlichen kryptopapistische Demagogie erkannt. Daß Bluntschli mit beiden Extremen gleich wenig zu tun hatte, ist wenigstens in späterer Zeit deutlich erkannt worden. Der einzige Theologe, welcher auf Seite der radikalen Regierungspartei stand, weil er seine eigenen religiösen Motive auch bei ihr suchte, der kernfeste Hitzig, hat darüber nicht anders geurteilt, als der über Strauß' Berufung von Anfang an bedenkliche Alexander Schweizer. Die damalige kirchliche und politische Anschauung Bluntschlis tritt wohl am deutlichsten in seinen Briefen an Bunsen zutage, die in der deutschen Ausgabe der Bunsen-Biographie mit aufgenommen worden sind.

Nach dem Siege der klerikalen Revolution hatten die neuen Machthaber in ihrem eigenen Kreise keinen passenden Mann für die Regierung zu stellen. So trat jenes Übergangsstadium ein, welches in der Züricher Geschichte mit dem Namen Bluntschlis verbunden blieb. Bis dahin hatte der junge Professor einfach seinen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt (1838, ein Jahr vor dem Straußenputsch, war seine Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Zürich erschienen; 1844 folgten seine psychologischen Studien über Staat und Kirche, welchen in späterer Zeit die große Zahl seiner völkerrechtlichen Werke sich anschloß). In der späteren Polemik gegen ihn haben nur merkwürdigerweise diese seine eigenen Werke eine geringere Rolle gespielt, als die ihm untergeschobenen. Ein zur Papstkirche geflüchteter Namensvetter (J. K., nicht J. C. Bluntschli) hatte sich leidenschaftlich auf die Seite der Sonderbundskantone gestellt. Aus seinen phantastischen Parteischriften sind noch bei der Verhetzung der badischen Landbevölkerung im Jahre 1866 durch die klerikale Presse Auszüge gemacht und dem damaligen Heidelberger Professor zugeschrieben worden, um ihn auf diese Weise zum Renegaten zu stempeln.

Zwischen der Züricher und der Heidelberger Wirksamkeit Bluntschlis steht seine Münchener Periode in der Mitte. Obgleich aus dem Schweizer Süden kommend, ist Bluntschli von den (unter der Regierung des Königs Max etwas in den Hintergrund gedrängten) Klerikalen in die gleiche Kategorie wie die böse gehaßten „Nordlichter" (Thiersch, von Sybel, Giesebrecht, Riehl, Liebig und sein Schwiegersohn Carrière, Geibel, Heyse u. a.). geworfen worden. Der von den Klerikalen aller Kirchen befehdete Mann hat aber ein ungleich höheres religiöses Bedürfnis in sich getragen, als die Parteifrommen. Es ist kaum möglich, von der Gottesidee tiefer ergriffen zu werden, als es die Bluntschlischen Memoiren aus Anlaß eines Gespräches zwischen ihm und Rohmer aus dem Jahre 1856 erzählen (II. S. 202): „Dieses Wort (Gott) ergriff mich zwar nicht schon im ersten Augenblick, aber allmählich und dann mit so furchtbarer

Digitized by Google

Gewalt, daß es mir war, als empfände ich im Innersten meiner Seele die Nähe Gottes. Ich ward unwillkürlich von der Majestät Gottes ergriffen und durchglüht. Ich spürte Gott ganz unmittelbar und ebenso unwiderstehlich als großartig. Ich kam mir vor wie berührt und geweiht von Gottes Geiste, dabei hatte ich das lebhafteste und aufrichtigste Gefühl der Demut. Ich fragte mich: wie komme ich dazu? mit meinen unzureichenden Kräften? Ich konnte es nicht fassen . . . . Auch heute noch, 23 Jahre später, kommt mir das damalige Erlebnis wie ein höchst bedeutender, heiliger Akt vor, den ich nur als unmittelbaren Rapport meines Geistes mit dem Geiste Gottes verstehen kann, nicht als eine bloße Einbildung meiner erregten Phantasie. Ich war dabei die ergriffene, nicht die ergreifende Person und fühlte mich durchaus nicht als Gott, aber von Gott beseelt und durchleuchtet."

Diese tiefe Religiosität Bluntschlis ist nun aber in seiner Münchener Zeit zugleich interkonfessionell bedeutsam vertieft worden. Das ist ja das Große der Münchener Tafelrunde des Königs Max gewesen, daß überzeugungstreue Protestanten wie Riehl und Carrière hier mit den ernsten Katholiken Döllinger, Cornelius, Haneberg eine höhere Einigung gefunden hatten. Die Familie Bluntschlis hat mit Vorliebe Hanebergs Predigten gehört. Er selbst ist seit seinen Münchener Tagen mit Döllinger in einem stets erneuten Gedankenaustausch geblieben. Nach 1870 war er der erste deutsche Protestant, welcher die Altkatholikenkongresse persönlich begrüßte.

In Bluntschlis Münchener Zeit hat Kaulbach ein Bild von ihm gemalt, das zu dessen besten Porträts gehören dürfte. Das Hauptwerk dieser Zeit ist sein mit Brater zusammen herausgegebenes Staatswörterbuch. Das in den gleichen Jahren beendete Deutsche Privatrecht hat er in den späteren Auflagen Felix Dahn überlassen. Daß er München in derselben Zeitwende wie Sybel verließ, hat seinen Grund nicht in konfessionellen Gegensätzen gehabt, sondern in der dem armen König Max als durchführbar eingeredeten politischen Triasidee.

In Heidelberg (wie im Großherzogtum Baden überhaupt) ist dann Bluntschli von dem allseitigen nationalen Aufschwung getragen worden, der seit der neuen Ära in Preußen und den Anfängen der italienischen Einigung sich durchweg spürbar machte und in Baden speziell von dem Sturz des Konkordats an datiert. Nur kurze Zeit von Hänsser und Vangerow überschattet, ist Bluntschli bald im politischen, wie im kirchlichen Leben der unbestrittene Führer geworden, freilich eben darum nicht nur von den klerikalen Feinden, sondern auch von dem kleinlichen Bureaukratismus des Ministeriums Jolly aufs schärfste befehdet.

Es ist wohl zuerst das Jubelfest des Heidelberger Seminars im Jahre 1863 gewesen, bei welchem Bluntschli sein hohes kirchliches Interesse bekundete. Nachdem Vangerow in energischen Worten für die fortdauernde Verbindung des theologischen Seminars mit der Universität eingetreten war, hat Bluntschli die Notwendigkeit nachgewiesen, daß die gebildete Laienwelt von der Mode gewordenen Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Fragen Abstand zu nehmen habe. Es war das erste Mal, daß auch ich ihn damals gehört habe. Eben aus dem Orient heimgekehrt, horchte ich aufmerksam den ebenso klaren und vernünftigen, wie warmen und begeisterten Worten, ohne noch den Namen des Redners gehört zu haben. Als ich dann darüber orientiert war, konnte ich ihm Jerusalemer Grüße von seinem Neffen Wilhelm Wackernagel (jetzt Professor in Allentown, Penns.) ausrichten. Von da an habe ich als einer der vielen jüngeren Freunde mich vielfach an ihm geschult. Er war es, der u. a. gleich im Jahre 1864 die Zukunftsbedeutung des Syllabus etwas klarer erkannte, als es bei der zur Zeit tonangebenden theologischen Schule der Fall ist. In der Zeit der schwarzen

Digitized by Google

Kasinos, als der klerikale „Pfälzer Bote“ mit seinen persönlichen Angriffen auf die Gegner der päpstlichen Politik debütierte und Jakob Lindau im Namen der „katholischen Bürgerschaft“ Heidelbergs zum Großherzog in Audienz ging, hat Bluntschli zum ersten Male eine große aus Katholiken und Protestanten gemischte Volksversammlung geleitet. Bei dem Beginn derselben hatte eine gewisse Enttäuschung geherrscht, da die Hörer auf Häusser als zündenden Redner gerechnet hatten. Aber Bluntschli erwies sich der interkonfessionellen Aufgabe in vielleicht noch höherem Grade gewachsen.

Als die erregten Monate vor und nach dem Kriegsausbruch des Jahres 1866 kamen, als die fanatischen Klerikalen sogar einen ähnlichen Zug der „gläubigen“ Bauern gegen Heidelberg drohten, wie ihn Bluntschli schon in Zürich kennen gelernt hatte, ist in Heidelberg wohl Niemand mehr persönlich gefährdet gewesen als Bluntschli. In den maßlosen Angriffen sekundierte den klerikalen Blättern, wie damals durchweg, die (bis zum Jahre 1866 Neue) Frankfurter Zeitung. Die Feuerwehr hat in den bösesten Wochen eine stille Wache vor seinem Hause aufgestellt. Überdies hat in jenen Jahren die von Bluntschli geleitete Loge wohl noch eine ganz andere Bedeutung gehabt, als in der Zeit nach der Erreichung der deutschen Einheit. Ich darf vielleicht noch einschieben, daß auch ich mich damals literarisch an der Verteidigung Bluntschlis mit beteiligt und dafür nach dem Erscheinen der Memoiren die Freude gehabt habe, daß er diese geringfügige Art der Mitarbeit dem jungen Privatdozenten nicht vergessen hatte.

Mit Bezug auf Bluntschli ist es ähnlich wie bei Fliedner als der richtigste Weg erschienen, allbekannte Dinge durch persönliche Erinnerungen zu ergänzen. In Bezug auf die wichtigen prinzipiellen Fragen, welche gerade in den ersten Anfängen des Protestantenvereins die in ihm verbundenen Männer in feindliche Lager auseinander zu reißen schienen, ist das Gleiche in noch höherem Grade erforderlich. Die Bluntschlischen Memoiren haben von den Gegensätzen unter den Freunden Preußens und Österreichs offen berichtet. Die Universität Heidelberg ist daneben aber noch durch andere Gegensätze gespalten geworden. Gleichzeitig mit den Schenkelprotesten war Geheimrat Knies als Präsident des Karlsruher Oberschulrats leidenschaftlich befehdet worden und als Professor nach Heidelberg übergesiedelt. Dort aber ist es über die Frage, wer in den Sitzungen der Ökonomiekommission den Vorsitz führen sollte, zu erbitterten Gegensätzen gekommen. Jahrelang haben frühere Freunde sich als Feinde gegenübergestanden. Die sogenannte „Offenburger Verschwörung“, welche die selbständige Stellung der alten Liberalen dem bureaukratischen Berlinismus des Jollyschen Ministeriums gegenüber aufrecht erhalten wollte, hat diese Gegensätze noch verschärft. Einmal ist es sogar soweit gekommen, daß die für sicher erachtete Wahl Bluntschlis zum Prorektor nicht durchging (bei dem nächsten Anlaß dann allerdings um so siegreicher).

Bei früherem Anlaß ist die hohe Blüte, deren sich Heidelberg als Universität in der Zeit der Begründung des Protestantenvereins erfreute, nach unvergeßlicher Erinnerung gezeichnet (III, 1, S. 384 ff.). Heute aber haben wir die andere Aufgabe, den Keimen des späteren Niedergangs bis auf ihren ersten Ursprung nachzugehen. So werden wir uns demnächst

Digitized by Google

vor die ernste Frage gestellt sehen, wie es gekommen ist, daß gerade die großen Jahre 1870/1 für die Stellung der evangelischen Kirche im Volksleben die verhängnisvollste Aussaat gebracht haben. Aber auch die Spezialfrage wird nicht zu umgehen sein, was es für Ursachen gehabt hat, daß das — lange Zeit an der Spitze der fortschrittlichen Entwicklung stehende — Großherzogtum Baden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in höherem Grade der Herrschaft des Nörberschen „Stimmzettel-Katholizismus" verfallen ist. Diesem nachmaligen Rückschritt gegenüber wird es sich jedoch in Zukunft doppelt lohnen, von einer wirklich geistig führenden Persönlichkeit wie Bluntschli derart zu lernen, um wenigstens in späterer Zeit die damaligen Fehlgriffe zu vermeiden.

Einem Juristen von seinem kirchlichen Sinn gebührt überdies in der Geschichte der Kirche um so mehr eine ergänzende Würdigung, da der ihm zur Seite stehenden Theologen bereits in der Geschichte der Theologie näher gedacht ist. Dort sind nicht nur die großen wissenschaftlichen Worte Richard Rothes in eigenen §§ (17 und 19) gekennzeichnet, sondern ebenso die der „Erntezeit" seines Alters zu verdankende Mitbegründung des Protestantenvereins (§ 26). Desgleichen ist die umfassende Wirksamkeit Schenkels bereits in den gleichen Zusammenhang hineingestellt worden. Auch die anderen den verschiedensten theologischen Richtungen entstammenden Theologen, die sich — wie Karl Schwarz und Michael Baumgarten, Heinrich Ewald und Hermann Hitzig — im Protestantenverein die Hand reichten, brauchen in dem jetzigen Zusammenhang nicht noch einmal in ihrer Eigenart gewürdigt zu werden.

Ebenso erscheint es heute überflüssig, die in den ersten Auflagen unter den „Anfängen des Umschwungs" geschilderten Verteidigungskämpfe der evangelischen Gemeinde gegen die Oktroyierungsgelüste der hierarchischen Reaktion nochmals im einzelnen zu behandeln. Wir resumieren daher nur kurz, aus welchen einzelnen Ereignissen die (unverkennbar durchweg die ganze Bevölkerung ergreifende) nationale Bewegung in Baden sich zusammengesetzt hat.

Obenan steht die badische Bewegung gegen die von der Generalsynode von 1855 beschlossene Liturgie, welche im Herbst 1858 in den Gemeinden eingeführt werden sollte. Gegen sie richtete sich die (wie wir bereits im vorigen Abschnitt verfolgt haben) besonders von Beyschlag bekämpfte Heidelberger Petition an den Großherzog. Bereits am 20. Dezember 1858 wurde durch den Landesherrn jeder Zwang bei der Einführung verboten. Durch den Konkordatsstreit wurde dann aber auch die innerprotestantische Bewegung auf höhere Ziele gelenkt. Die neue badische Kirchenverfassung von 1861 hat der Gemeinde die Rechte zuerkannt, welche in späterer Zeit auch von den sogenannten „Hammersteinschen Anträgen" für sie gefordert

Digitized by Google

wurden. Der Proteststurm gegen Schenkel hat vergeblich versucht, die alte Parteiherrschaft über die Kirche wiederherzustellen.

In der Weiterführung des § 51 der ersten Auflagen ist dieser Hergang der Dinge in Baden näher gezeichnet, hat aber in der Neubearbeitung bereits in § 27 der Geschichte der Theologie Aufnahme gefunden. Nachdem im obigen noch Beyschlags gegnerische Auffassung zu ihrem Recht gekommen ist, braucht daher die ältere Darstellung hier nicht abermals herangezogen zu werden. Dagegen verlangen die verwandten Ereignisse in den anderen evangelischen Kirchen auch hier ihren Platz, da nur von diesem allgemeinen Hintergrunde aus die Begründung des Protestantenvereins in ihrer ganzen Tragweite verstanden werden kann.

Der badischen Bewegung ging die in der bayerischen Pfalz parallel. Auch hier war in den Reaktionsjahren, obschon 1849 bereits eine bessere Kirchenverfassung eingeführt war, teils durch die Generalsynode von 1853, teils durch die (sogar die gemäßigten Abänderungen der Synode nicht berücksichtigenden) Edikte des Kirchenregimentes nicht bloß eine schärfere Symbolverpflichtung und ein ungünstiges Wahlgesetz oktroyiert worden, sondern auch 1856 ein neues orthodoxes Gesangbuch. In der Einführung desselben wurde auf alle entgegenstehenden Wünsche der Gemeinden keine Rücksicht genommen, und nicht bloß gegen die wirklichen Gegner des Gesangbuchs, sondern auch gegen alle diejenigen, die mehr Mäßigung in der Einführung desselben verlangten, mit beispielloser Hetzerei gewütet. Selbst Freunde des Gesangbuchs mußten die Maßregeln, mit denen man es aufzwingen wollte, aufs Höchste (wie der Berichterstatter über die pfälzischen Wirren in den Pr. Mon. vom August 1861) beklagen. Natürlich wurde dadurch nur eine um so entschiedenere Opposition geweckt, die in dem 1858 gegründeten, bald über die ganze Pfalz (in 20000 Mitgliedern) verbreiteten „protestantischen Verein“ ihren Mittelpunkt fand. Das Jahr 1861 brachte auch hier liberale Veränderungen im Kirchenregiment durch die Quieszierung Ebrards und Rusts, sowie die Verwerfung der zwangsweisen Einführung des Gesangbuchs durch Generalsynode und Regierung. Es ist infolgedessen fast überall wieder abgeschafft worden, und auch die Weiterbildung der Verfassung wurde durch die Generalsynode von 1865 an die Hand genommen.

Die intensivste und am würdigsten gehaltene kirchliche Bewegung war jedoch die in Hannover. Hier, wo die Selbstüberschätzung der auf die Begünstigung des blinden Fürsten gestützten ultralutherischen Partei in dem Konflikte mit der Göttinger Fakultät so recht hervorgetreten war, hatte der Druck eines eigentlichen „Pfaffentums“ auf dem wackeren geist- und gemütvollen Volksstamm schon schwer genug gelastet. Den Gipfel erreichte der Rückschrittsfanatismus jedoch erst in der Oktroyierung des wenig modernisierten Waltherschen Katechismus aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in dem besonders die Teufelslehre und die Beichtgewalt der Geistlichen auf die Spitze getrieben waren. Der Konfirmationstag des Kronprinzen sollte das Land mit diesem Geschenke beglücken. Aber von einzelnen angesehenen Pfarrern, wie Baurschmidt, Dieftelmann, Sulze ausgehend, pflanzte sich die Opposition gegen den Katechismus von einer Gemeinde zur anderen fort, und infolge der großartigen Celler Versammlung, der sich auch der gelehrte Ewald angeschlossen hatte, mußte nicht nur von der Einführung des Katechismus Abstand, sondern auch die Regelung der Verfassungsfrage in die Hand genommen werden. Am 6. Oktober 1863 trat die sogenannte Vorsynode zusammen,

Digitized by Google

auf welche die Gemeinden lauter Männer des Celler Programms, die Geistlichen die Stimmführer der gnesio-lutherischen Amtstheorie, die Regierung Vertreter einer besonnenen Mitte, wie Ruppstein und Ehrenfeuchter, entsendet hatte. Nach heißen Debatten einigte man sich über Vorschläge von vermittelnder Richtung. Die Abgeordneten der Gemeinden erließen darauf ein Sendschreiben an ihre Mandatare, worin sie erklärten, weshalb sie sich mit einer Abschlagszahlung begnügt. Die othodoxen Heißsporne wirtschafteten in der früheren Art fort. Von Seiten der Regierung ist noch kurz vor der Annexion ein ziemlich gemäßigtes Landeskonsistorium eingesetzt worden.

Selbst Bayern hatte schon im Jahre 1857 seine kirchliche Bewegung gegen die neue Liturgie, die besonders die Beichtgewalt der Geistlichen reaktivieren wollte; in Beziehung auf die Verfassung aber ist noch alles beim alten geblieben. Um so mehr Verhandlungen über eine neue Kirchenverfassung fanden in Hessen-Darmstadt und Sachsen statt; sie kamen aber damals nicht über die Vorberatungen der Kammern hinaus. Zuletzt ist auch Württemberg in diese allgemeine Bewegung eingetreten, und fanden Ende 1866 dort lebhafte Diskussionen über die einzuführende Synodalverfassung statt; während dagegen z. B. in dem kleinen Lippe-Detmold, wo 1854 die freie Kirchenverfassung von 1851 aufgehoben und die alten Katechismen wieder eingeführt worden waren, die Opposition dagegen bisher erfolglos geblieben ist.

Dagegen hat sogar Österreich sich genötigt gesehen, auf dem Wege des 1859 gegebenen Protestantenpatentes weiter fortzuschreiten; und es ist die von der Generalsynode von 1865 beratene Kirchenverfassung, trotz der mit der Bestätigung der Regierung verbundenen bedeutenden Modifikationen, was die innerkirchlichen Fragen anbetrifft, eine liberalere wie in den meisten anderen Kirchen. Dagegen hat nicht bloß die Tyroler Protestantenhetze und die Behandlung der Ehegesetzgebung nach den kanonischen Bestimmungen noch keine Besserung erfahren, sondern es konnte auch noch im Frühjahr 1866 der Bischof Rudigier offen erklären, eine volle Gleichberechtigung der Konfessionen sei weder möglich noch auch gesetzlich ausgesprochen. Durch die Unterstützungen des Gustav-Adolf-Vereins ist jedoch vieles für die meist ganz mittellosen protestantischen Gemeinden geschehen, und da nach dem furchtbaren Gottesgericht von Königgrätz eine wirkliche Regeneration des Staates nur dadurch möglich ist, daß er aufrichtig in die Bahnen des modernen Staatslebens einlenkt, kann der österreichische Protestantismus von der Zukunft nur Gutes hoffen.

Allerdings sind nun alle diese seit 1859 in den einzelnen Kirchen angebahnten Reformen nur sehr teilweiser Art und meist auf halbem Wege stehen geblieben. Aber die Symptome für die weitere Entwicklung sind um so günstiger. Zunächst ändert sich sichtlich die Stimmung der Gemeinde dem kirchlichen Leben gegenüber, seit wieder einige Aussicht auf Befriedigung der wirklichen religiösen Bedürfnisse besteht. Vor 1859 wären solche Ereignisse, wie die mutige glaubensvolle Verteidigung der Union durch die Bahner Gemeinde, und wie der Rücktritt zahlreicher Mannheimer Deutschkatholiken zur evangelischen Kirche nicht möglich gewesen. Jetzt sind es aber bereits nur einzelne Symptome einer immer zunehmenden Strömung. Ein schlagender Beleg dafür, wie die gebildete Gemeinde die Bedeutung der kirchlichen Fragen mehr und mehr anerkennt, sind z. B. die bemerkenswerten Äußerungen Häussers über den ersten Frankfurter Protestantentag. In dem dort vorgelesenen Briefe an Hitzig weist der treffliche Historiker vor allem die Nachteile des kirchlichen Indifferentismus bei der Mehrzahl der Liberalen nach, erklärt diesen Indifferentismus für den schlimmsten Feind nicht bloß der kirchlichen, sondern auch der politischen Freiheitsbewegung, und fordert die liberale Partei dringend auf, das wichtige Feld der Kirche nicht ihren Gegnern zu überlassen

Digitized by Google

und es nicht zu vergessen, daß ohne religiöse Befriedigung der Nation auch keine politische zu erwarten sei.

Das zuletzt angeführte Votum Häussers läßt den für den nationalen Einigungsgedanken hochverdienten Heidelberger Historiker auch in seinem kirchlichen Interesse in etwas anderem Lichte erscheinen, als die auf die damalige Urteilsweise Beyschlags verhängnisvoll einwirkenden Männer ihn ihrem jungen Freunde ausmalten. Die gleiche Anschauungsweise hat nun aber durchweg dem Protestantenverein (obgleich die zuerst ins Auge gefaßte Tagung im Jahre 1864 durch den dänischen Krieg hinfällig wurde) die Wege geebnet. Nehmen wir denn nunmehr wieder die frühere Schilderung seiner Anfänge in ihrem alten Wortlaute auf:

Vor allem aber ist es der Protestantenverein selbst, der als eines der wichtigsten Symptome für die gegenwärtige Lage des deutschen Protestantismus betrachtet werden muß. Nicht das allein, daß alle andern Versuche, der kirchlichen Krisis zu steuern, sie nur noch verstärkt haben; nicht das allein, daß die wichtigste Zeitfrage nur von Männern gelöst werden kann, die gleich sehr für die Kirche wie für die Nation ein warmes Herz haben; nicht das allein, daß hier Männer der verschiedensten Richtung aus den verschiedensten Gegenden jeder von sich aus zu demselben Schlusse gekommen sind und zu dem gemeinsamen Werk die Hände ineinander gelegt haben; sondern vor allem der Umstand läßt die besten Resultate von der Arbeit des jungen Vereins hoffen, daß er ein Werk unternommen hat, das man in kindlichem Vertrauen auf den Herrn angreifen darf. Mit vollem Rechte durfte Rothe seine wunderbar zündende Rede in Eisenach damit schließen: „Ist es doch ein christliches, ein durch das schreiende Bedürfnis der Zeit gebotenes christliches Werk. Wir wollen ja sammeln, nicht zerstreuen, bauen, nicht niederreißen; wir wollen nicht etwa Christum in den Schatten rücken, sondern ihn wieder hervorziehen unter die Augen der Zeitgenossen aus den altertümlichen Verkleidungen, die ihn für so viele verstecken, damit die Kinder unserer Zeit erkennen, wem sie die moralischen Güter verdanken, die ihnen mit Recht die teuersten und heiligsten sind, und dem, in dessen Licht sie das Licht sehen, die Ehre dafür geben, die ihm allein gebührt. Und was wir in diesem Sinne unternehmen, das wollen wir nicht etwa aus unserer eigenen Kraft anstreben, sondern aus dem Vermögen, das Gott denen darreicht, die mit treuem Herzen ihm dienen wollen und nicht sich selbst. Wir vertrauen freudig, daß es sein Werk ist, das wir treiben; darum hoffen wir in Demut und in Zuversicht auf seinen Segen und rufen ihn an, daß er sich in Gnaden zu uns bekennen wolle."

Gerade die Eisenacher Verhandlungen (am 7. und 8. Juni 1865) haben überhaupt die Lebenskräftigkeit der Bestrebungen des Protestantenvereins so schlagend bewiesen, daß aller Zweifel dagegen bei Freunden wie Feinden verstummen mußte. Zunächst waren es die von Männern, welche zu den bedeutendsten der Gegenwart zählen, über Gegenstände, die brennende Zeitfragen sind, gehaltenen Reden, welchen diesen Eindruck aller Orten hervorriefen; so Rothes Behandlung der Frage über die Wiedergewinnung der der Kirche entfremdeten Glieder, Holtzendorffs Beleuchtung der von den gemischten Ehen und ihrer Ausbeutung durch den Katholizismus drohenden Gefahr, Schwarz' Ausführung über die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen, Ewalds Darlegung der mecklenburgischen Kirchennot. Konnte aber der Eindruck, den diese Reden ausübten, überhaupt noch verstärkt werden, so geschah es durch die Debatte, die zweifellos dartat, daß verschiedene Anschauungen innerhalb des Protestantenvereins

Digitized by Google

einander als vollberechtigt anerkennen, nicht gegenseitig unterdrücken. Es war nach Schwarz' Rede über die Lehrfreiheit, daß Baumgarten seinen theologischen Standpunkt als den äußersten Gegenpol zu dem Schwarzschen dokumentierte und erklärte, daß er in dem Verein nur dann existieren könne, wenn der ganze Glaube, von dem er kein Jota abgäbe, darin Raum habe; daß ebenso Petersen sich als Glied der rechten Seite innerhalb des Protestantenvereins bezeichnete und die Notwendigkeit der gegenseitigen Anerkennung an dem Schicksal des von ihm von Anfang bis zuletzt besuchten Kirchentages nachwies, der sich seiner Linken selber entäußert habe, worauf die Rechte ebenfalls von ihm abgefallen und das Centrum verknöchert sei. Die dadurch hervorgerufene Debatte, die schon der Präsident Bluntschli mit der Bemerkung eröffnete, die Linke habe die Rechte nicht zu dulden, sondern anzuerkennen, hatte die alle tief ergreifende Wendung: wie Rothe seine herzliche Freude darüber aussprach, daß es eine Rechte im Protestantenverein gäbe und daß sie so freudig aufgenommen worden sei; wie Schwarz offen erklärte: „Wir, die wir uns so gern die Freieren nennen, wollen heute beschämt von einem Manne wie Baumgarten lernen, was wirklich Freiheit und Duldung abweichender Meinungen heißt," und wie endlich Baumgarten die Erklärung abgab, daß die Wendung, welche die Besprechung genommen, und die Konstatierung der Tatsache, daß hier die vollkommenste Freiheit walte hinsichtlich der theologischen Überzeugung, ihm viel mehr Befriedigung und Freude gewährt habe, als wenn man seine eigenen Sätze einstimmig angenommen. Und kaum weniger anregend war die Debattierung der fakultativen und der obligatorischen Civilehe nach dem Holtzendorffschen Vortrage, die Schilderung Krauses (nach der Rothe'schen Rede) von dem „weltlichen Christentum" der Juristen, Mediziner, Schriftsteller, die Mitteilungen Fritz Reuters und Bartholdys über die Zustände in Mecklenburg.

Aber auch die Art und Weise, wie gleichzeitig die beiden Extreme über die Bestrebungen des Vereins, der die Kirche aus ihrer jetzigen falschen Stellung zur Kulturentwicklung heraus- und in die richtige hineinrücken möchte, herfielen, war nur ein weiterer Beweis für seine epochemachende Bedeutung. Noch bevor der Verein sich selbst näher über seine Ziele hatte aussprechen können, machten schon sämtliche orthodoxe und pietistische Organe Front gegen ihn, und bezichtigten ihn des Strebens nach totaler Auflösung der Kirche. Generalsuperintendenten wie Jaspis, Büchsel und Hoffmann erließen Hirtenbriefe, worin sie die ihnen untergebenen Geistlichen vor Beteiligung an dem Vereine warnten. Die Ravensberger Pastoren beantragten sogar bei der westfälischen Generalsynode, sie möge „den Protestantenverein erklären für das was er ist, nämlich für eine Ausgeburt des bösen Geistes". Das letztere Faktum war um so bezeichnender, als es nach den Eisenacher Verhandlungen stattfand, die die Vereinszwecke so klar dargelegt hatten.

Und die Allianz Hengstenberg-Strauß verleugnete sich auch hier nicht; allen weiteren Angriffen von links auf den Verein ging Strauß selber in der Verhöhnung der Männer der Durlacher Konferenz und des Protestantenvereins als der neuen sieben Schwaben, und ihres Paniers als eines zerlumpten Waschlappens voraus. Bald darauf dokumentierte sich die pöbelhafte Gemeinheit des extremen Radikalismus in dem Tegowschen Pamphlet „Die moderne Bildung und die christliche Kirche". Es hieß hier u. a.: „Diese Gothaer des Glaubens wollen in dem von ihnen gegründeten Protestantenvereine auf kirchlichem Gebiete den Versuch erneuern, den sie im Nationalverein auf politischem Felde gemacht haben, nämlich den Versuch einer Versöhnung des Centrums mit der Linken. In welch korrumpierender Weise die Tätigkeit der Gothaer in der Politik gewirkt hat, liegt vor aller Augen. Auch auf kirchlichem Gebiete aber

Digitized by Google

sollen sich die Herren von Gotha keine Lorbeern pflücken." Der Verfasser bezeichnet als den Zweck seiner Broschüre: „den tiefen prinzipiellen Widerspruch zwischen dem religiösen Glauben und der modernen Bildung auch anderen zum Bewußtsein zu bringen und sie zu veranlassen, zwischen Wissen und Glauben die Wahl zu treffen". Die banalen Phrasen, in denen er sich dabei ergeht, kennzeichnen diesen wütenden Radikalismus als würdigen Genossen der Pfaffenpartei, die gerade aus ihm ihre hauptsächlichste Nahrung zieht. Denn das ewige innerlichste Bedürfnis des Menschen, das religiöse, wird doch wahrlich durch eine Phrase nicht ausgelöscht wie die folgende: „Wenn lange die Bethäuser der Christen in Staub zerfallen sind, werden die Namen Copernikus, Keppler, Galilei und Newton noch hell leuchten auf den Tafeln, die da hängen in den Tempeln der Wissenschaft. Wenn einst eine gesundere Menschheit über den Eifer eines Augustin und Athanasius, Luther und Calvin lächeln gelernt hat, wird sie sich doch noch bewunderud neigen vor dem Geist dieser Männer."

Daß aber auch Männer besserer Art auf diesem Standpunkte auf den Protestantenverein aufmerksam geworden sind, zeigte sich bald darauf durch eine andere Broschüre: „Der Protestantenverein und die moderne Kultur. Erwägungen eines der Kirche Entfremdeten." Auch hier tritt nicht nur eine oppositionelle Stellung hervor, sondern es werden auch Forderungen gestellt, die ganz klar und bestimmt abzulehnen sind. Der Verfasser stellt als Grundgedanken die Unerforschlichkeit des höchsten Wesens hin; der Protestantenverein hält die christliche Gottesidee, die Gott als Vater faßt, für das Wesen der Religion. Der Verfasser verlangt, daß die ganze Zukunftsentwicklung nicht an einen einzigen Namen aus der Vergangenheit gebunden werde; der Protestantenverein stellt sich mit ganzer Seele unter die Jünger des absoluten religiösen Genius. Der Verfasser erklärt den Protestantenverein für noch nicht in vollem Einklang mit der modernen Kultur; dieser aber will diesen Einklang auch nicht sofort vollziehen, sondern nur anbahnen. Trotz dieser negativen Stellung aber zeichnet sich die Broschüre nicht nur durch maßvolle und ruhige Haltung, sondern auch durch ein warmes religiöses Gefühl aus; und daß sich mit solchen Gegnern wirklich verhandeln läßt, beweist das Schlußwort: „Die moderne Kultur blickt mit Teilnahme auf diese Bestrebungen; sie kann sich der Kirche noch nicht ohne weiteres wieder anschließen; denn die Ziele des Protestantenvereins sollen erst verwirklicht werden, und namentlich muß sich vor allem der protestantische Klerus tiefinnerlichst reformieren; aber sie tut den ersten Schritt aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit gegen die Religion heraus, und wird von jetzt an ein aufmerksames Auge für die Dinge haben, die sich in der Kirche und namentlich in der theologischen Wissenschaft begeben werden."

Seit der Eisenacher Versammlung hat zugleich der Protestantenverein seine Organisation in zahlreichen Ortsvereinen weitergebildet. Wenn auch viele, besonders unter dem geistlichen Stande, ihrer Sympathie für die Sache aus persönlichen Rücksichten nicht gefolgt sind, so ist doch in Nord- und Süddeutschland gleicherweise die Teilnahme eine ganz ungewöhnliche gewesen. Die für Pfingsten 1866 nach Hannover berufene Versammlung, für welche wieder höchst wichtige Zeitfragen, wie die Abwehr der jesuitisch-klerikalen Reaktion und die Frage nach dem historischen Christus zur Besprechung vorlagen, mußte allerdings um der kriegerischen Ereignisse willen vertagt werden; nur um so mehr Interesse wird aber, nach der mannigfaltigen Besprechung in den Ortsvereinen, diesen wichtigsten aller Aufgaben der christlichen Gegenwart zuteil werden. Auch die unter Zittels Redaktion erscheinenden Flugblätter, die großenteils wahre Meisterstücke überzeugungsvoller Beredsamkeit bieten (wir erinnern nur an den einleitenden Aufsatz von Zittel, die Beantwortung der Frage: Warum Protestanten? von Krause, die Er-

Digitized by Google

örterung über Toleranz und Nichttoleranz, von Späth, den polemischen Aufsatz: Die Ganzen und die Halben von Holtzmann, den gediegenen Vortrag Bluntschlis über das Glaubensbedürfnis der heutigen Zeit) haben dem Vereine nicht bloß eine stets steigende Verbreitung selbst in den Mittelpunkten der gegnerischen Tendenz verschafft, sondern auch durch die Erörterung der gegenwärtigen politischen Lage von Holtzmann und der dadurch bestimmten kirchlichen Aufgabe von Zittel (vgl. Jahrg. 1866, Nr. 7: Unsere Lage; und Nr. 8: Unsere Aufgabe) wieder recht dokumentiert, daß der Protestantenverein seine Zeit versteht und darum seine Einwirkung auf die Zeit nicht verfehlen kann. Während die Häupter der protestantischen Orthodoxie, Harleß, Vilmar und vor allem das Organ der badischen Protestpartei in der Preußenfresserei mit den Ultramontanen wetteiferten, konnte das Verständnis des Zusammenhanges des kirchlichen und des nationalen Lebens gewiß nicht klarer ausgesprochen werden, als in Zittels Worten: „Die Übermacht des Hauses Habsburg war die Herrschaft Roms in Deutschland; die Behauptung der Kleinstaaterei und der Zerrissenheit Deutschlands war eine Garantie für die ungestörte Wühlerei der Hierarchie gegenüber den schwachen Regierungen, und die Schwächung oder Vernichtung der einzigen Macht, welche imstande sein konnte, den Fortschritten der klerikalen Mächte noch Widerstand zu leisten, mußte ja der sehnlichste Wunsch der Feinde des Protestantismus sein. Gewiß nicht mit Unrecht hat man darum diesen Krieg als den Abschluß des 30jährigen Krieges in Deutschland angesehen; und wir dürfen wohl annehmen, daß erst jetzt der volle Sieg des protestantischen Prinzipes, der freien Entwicklung auf dem Centralgebiete des deutschen Volkslebens, dem religiösen, gegenüber der theokratischen Geistesknechtung durch eine staatlich organisierte Priestermacht errungen worden ist.“ Und vorher schon hatte Holtzmann mit warmer Begeisterung es ausgesprochen: „Wie dieser Kampf selbst eine weltgeschichtliche Tat und in seinen Folgen von weltgeschichtlicher Tragweite ist, so sind es auch weltgeschichtliche Mächte, die sich in ihm begegneten — und nur diese großen, das Gesamtleben unseres Volkes schon seit Jahrhunderten bewegenden Faktoren wollen ins Auge gefaßt sein. Dies aber sind Faktoren, welche über den gegenwärtigen Oberkirchenrat zu Berlin und über die Bannbullenfabrikanten in Preußen in gleicher Weise hinausragen, wie über die evangelische Generalsynode zu Wien und über die badische Kirchenverfassung. Gott behüte uns davor, daß wir in einem Moment von so entscheidender und weittragender Bedeutung, wie dieses Jahr ihn herbeiführte, uns von Beweggründen bestimmen und irreleiten lassen sollten, die ebenso vergänglicher und kleinlicher Natur sind, wie der Augenblick selbst groß und dauernden Wertes voll ist.“

Ja wohl ist es ein großer Moment in der Geschichte gewesen, der 3. Juli 1866, und es sind wohlbegründete Hoffnungen, die sich gerade vom religiös-kirchlichen Standpunkte aus an das Resultat des gewaltigen Krieges knüpfen, der endlich die providentielle Bestimmung Preußens erfüllt hat; erst durch die Lösung der nationalen Krisis ist die Aussicht auf Heilung der kirchlichen Krisis geboten. Möge ähnlich, wie uns Häussers Wort die Bedeutung des Protestantenvereins charakterisierte, so das Urteil eines andern großen Historikers über den einzigartigen Wert des preußischen Sieges für das Gesamtvaterland unser eigenes mit bereiteren Worten begründen. Es sind Worte aus dem berühmten Sendschreiben von Sybels an Forcade (Revue des deux mondes vom 15. September 1866), die wir im folgenden zusammenstellen: „Das moderne Österreich ist ebenso wie das alte Haus Habsburg die lebendige Negation der nationalen Berechtigungen gewesen. Die Geschichte des deutschen Bundes von seinem ersten Tage bis zu seinem letzten ist die Geschichte eines permanenten Krankheitszustandes, successiver Konvulsionen, gewaltsamer oder schleichender Krisen. Durch

Digitized by Google

fünfzig Jahre hindurch hat die deutsche Frage nicht einen Augenblick geruht; das historische Urteil kann nur dahin lauten, daß Willkür und Ehrgeiz 1815 in Deutschland einen unmöglichen Zustand geschaffen, und daß die Beseitigung desselben ein Werk nicht des Zufalls, nicht individueller Gelüste, sondern nationaler Notwendigkeit ist. Die preußische Geschichte ist nur scheinbar eine Reihe dynastischer Eroberungen. Sie ist in Wahrheit eine normale, allmählich voranschreitende Konstituierung der deutschen Nation. Eins ist sicher, daß, wer die deutschen Bestrebungen des Grafen Bismarck erschwert, damit nicht der Sache der Freiheit und der parlamentarischen Verfassung, sondern lediglich den feudalen und legitimistischen Parteien in Deutschland und Europa einen Dienst erweist." Aber auch der enge Zusammenhang des nationalen und des geistigen Lebens ist meisterhaft von Sybel gezeichnet: „Der erste Schritt zur Wiedergeburt des nationalen Bewußtseins war nicht ein blutiger Kriegestriumph, sondern die Schöpfung einer großen gemeinsamen Literatur. Unter den 600000 Mann, welche in Preußen die Waffen tragen, gibt es kaum 20000, welche nicht soweit unterrichtet sind, daß sie den Fortschritten der Zeit in ihrem Lebensberuf folgen können. In keinem anderen Volk gibt es so mannigfache Keime der Selbstbestimmung im inneren Leben des Staates." — Aus diesen ganz unbestrittenen allgemeinen Wahrheiten erübrigt uns nur die Konsequenz für die kirchliche Entwicklung zu ziehen: daß gerade auf dem heiligsten Gebiete, auf welchem seiner innersten Natur nach kein Zwang etwas nutzt, auf dem religiösen, dieses Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde durchdringen muß; daß eine gesunde Entwicklung so lange nicht möglich war, als die beständigen Konvulsionen in dem nationalen Leben, die gegenseitige Anbahnung der Reaktion und des Radikalismus, auch in dem kirchlichen Leben nachzuckten; daß, nachdem das nationale Leben in normale Bahnen eingelenkt ist, dies auch in dem kirchlichen mit Naturnotwendigkeit eintreten muß. Wenn schon in der staatlichen Entwicklung jede ausschließliche Parteiherrschaft verderblich ist, und der gesunde Zustand des ganzen Staatskörpers davon abhängig ist, daß die konservative und liberale Richtung sich gegenseitig im Gleichgewicht halten, so haben wir diese Erfahrung in noch viel reichlicherem Maße auf kirchlichem Gebiet machen müssen. Darum wird sich die Geschichte auch hier als die beste Lehrmeisterin erweisen und für die Zukunft der Kirche, die gleich sehr der orthodoxen wie der pietistischen, wie der rationalistischen Kräfte bedarf, dieselbe Versöhnung zustande bringen, die der hochherzigste Schritt, den je ein König für die „Indemnität" getan, auf dem staatlichen Gebiete bereits zur Tatsache gemacht hat. Mögen dann die extremen Parteien ihr bisheriges Bündnis auch noch intimer machen, die Ultramontanen mit den Radikalen, die Hengstenberg mit den Feuerbach noch mehr zu einer einzigen staatsfeindlichen Partei sich verschmelzen, so wird doch nicht bloß der modere Staat ihnen gewachsen sein; sondern es wird auch die dann enger wie je mit ihm zusammengehende, weil von ihren unnatürlichen Fesseln befreite Kirche mit den nur ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Staat in dem Werk unterstützen, auf allen Einzelgebieten des individuellen wie des Gesamtlebens immer mehr das Reich Gottes, das Christus für alle Zeiten gegründet, zur vollen Selbstentfaltung zu bringen.

Gerade unter derartigen Verhältnissen, wie diese im Jahre 1867 entworfene Darstellung sie voraussetzt, hat es wohl auch heute noch ein allgemeineres Interesse, aus welchen Gründen ein Mann, der niemals Mitglied des Protestantenvereins gewesen ist, der keinerlei Verantwortung trägt für die eine oder andere seiner mannigfachen Wandlungen, doch stets für die Ideale desselben eingetreten ist. Es hat mir dies zuerst bittere

Digitized by Google

Angriffe und langjährige Verkennung seitens der Positiven eingetragen, nachmals aber eine noch viel schlimmere Art von Boykott seitens der aufstrebenden Moderne, für deren Zwecke die Desavouierung alles dessen, was mit dem Protestantenverein zusammenzuhängen schien, „opportun" war. Und doch liegt die Erklärung für das, was in jener Zeit so vielen rätselhaft blieb, weil es ihnen (was es ja in der Tat war), als so schrecklich unpraktisch erschien, schon in den Namen, welche bei der Charakteristik der Heidelberger Universität in den sechziger Jahren nebeneinander genannt sind. Speziell aber seien die jüngeren Leser hier noch auf die „Vorträge und Abhandlungen R. Rothes in seinen letzten (7) Lebensjahren" zu eigenem Studium verwiesen.

Noch aber dürfen wir in unserem heutigen Zusammenhang nicht von dem Protestantenverein scheiden. Denn zunächst gilt es noch einem von anderer Seite ausgehenden Vorwurf Rede zu stehen. Überzeugungstreue Männer, welche gerade in den ungünstigsten Zeiten die Ideale des Protestantenvereins hoch hielten, hatten nämlich auch gegen den Evangelischen Bund den Vorwurf erhoben, daß er jenem das Wasser abgegraben. Es ist eine Pflicht der geschichtlichen Gerechtigkeit, auch diese Urteilsweise zu Wort kommen zu lassen. Wir wählen dazu einen Artikel des Bremer Pfarrers Sonntag kurz vor dem Berliner Protestantentage vom Jahre 1896: „Treu der alten Fahne" (Deutsches Protestantenblatt, 4. April 1896). Es lohnt sich gerade heute doppelt, sich in jene Zeit und jene Stimmung hineinzuversetzen. Sonntag führt hier u. a. aus:

„Freilich, der Kirchhof hat reiche Beute der unsrigen verschlungen. Wo sind sie, die Begründet und ersten Säulen des Vereins, die Bluntschli und Baumgarten, die Schenkel und Rothe, die Zittel und Schellenberg, die Sydow und Lisco, die Techow, Jonas, Krause, Thomas und Hoßbach, Karl Schwarz, Räbiger, Lammers, Schramm, Spiegel und andere? Und nicht überall sind die Lücken, die ihr Hingang riß, ausgefüllt worden. So töricht wie die vorzeitigen Leichenreden unserer Gegner sind, die den Verein zehnmal totgesagt haben, der zehnmal unter ihren Augen auferstand, so unleugbar ist der Rückgang des Vereins in kräftiger Aggressive, weitverzweigter Organisation, opferwilliger Steuerkraft, schlagfertiger Taktik. Der Gründe für diese beklagenswerte Erscheinung sind mancherlei. Die politischen Kämpfe, deren Schwerpunkt auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete liegt, die souveräne Gleichgültigkeit hochmögender liberaler Politiker gegen die Lebensfragen des Protestantismus, die Verfahrenheiten des Kulturkampfes, die einseitige Handhabung der preußischen Synodalordnung, das Überwuchern der die großen Gegensätze verkleisternden Ritschlschen Theologie, die scheinbar duldsamer gewordene Observanz kirchlicher Behörden, alles das hat dazu beigetragen, die liberale Richtung zurückzudrängen, abzustumpfen, mürbe zu machen. Ich bin noch heute der von meinen besten Freunden bestrittenen Meinung, daß von unserem Standpunkt aus die Gründung des Evangelischen Bundes als überflüssig erscheint. Unsere Satzungen machen uns hell und klar zur Pflicht „die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus", und wir haben manche Lanze dafür gebrochen, ehe es dem Evangelischen Bunde gefiel, das zweideutige und

Digitized by Google

als zweideutig zur Lockung nach rechts und links verteidigte Banner des Bekenntnisses zum „eingeborenen" Gottessohne aufzupflanzen. Nicht wenige der unsrigen sind in das neue Lager hinübergegangen und haben uns ihre Kraft entzogen, die wir so bitter nötig hätten.

Die Klage Sonntags ist in der letzteren Beziehung (mit der einzigen Ausnahme seines Urteils über die Motive des „Bekenntnisses" des Evangelischen Bundes, über welche an anderem Orte Rechenschaft abgelegt worden ist) vollberechtigt. Gerade dem Protestantenverein hat der Evangelische Bund in der Tat Abbruch getan. Seinen Begründern aber hat jede innerkirchliche Taktik, sei es nach rechts, sei es nach links, fern gelegen. Sie wollten alle Fraktionen ruhig ihren eigenen Standpunkt wahren lassen, nur neben unseren Gegensätzen auch einen Ort für das allen Gemeinsame schaffen. Sonntag hat freilich auch darin wieder recht, daß „von unserem Standpunkte aus die Gründung des Evangelischen Bundes als überflüssig erscheint". War derselbe aber damit auch überflüssig für die rechtsstehenden Gruppen, welche sich immer wieder durch die liebe „Schwesterkirche" einlullen ließen? Ist es nicht ein gewaltiger Gewinn für den Gesamtprotestantismus, daß gerade diese Gruppen nunmehr die Frontstellung gegen Rom, wie sie einst das altorthodoxe Bekenntnis in den Vordergrund gestellt hatte, wiedergewannen?

Die Sonntagsche Fragestellung gehört ja eigentlich in eine spätere Periode. Da sie aber einmal hier nicht zu umgehen war, so sei nunmehr auch eingeschaltet, daß der Verfasser dieses Handbuchs daraufhin persönlich den Berliner Protestantentag von 1896 besucht und auf ihm die gleiche Erklärung abgegeben hat, die nun auch hier niedergelegt ist. Mit der gleichen Freudigkeit würde er sie bei den „Freunden des kirchlichen Bekenntnisses" abgelegt haben. Daneben gehört jedoch aus dem eben benutzten Sonntagschen Artikel noch eine andere Ausführung über den sonstigen geschichtlichen Verlauf des Protestantenvereins hierher:

Wer, wie der Unterzeichnete, ein ziemlich regelmäßiger Besucher der deutschen Protestantentage in den letzten zwanzig Jahren gewesen ist, wird gern bezeugen, wie wertvoll uns diese Zusammenkünfte gewesen sind. Ich rechne es mir noch heute zur Ehre an, daß der Besuch des Hildesheimer Tages, des ersten, an dem ich teilnahm, mich mein Naumburger Garnisonpfarramt kostete, weil die Erleuchtung des preußischen Oberkirchenrates die tätige Mitgliedschaft des verfehmten Vereins für unvereinbar mit der Ausübung jenes Nebenamtes erklärte, notabene ohne mir in meinem kirchlichen Hauptamt Schwierigkeiten zu machen. Nun wußte ich doch, daß Gewissenspflichten Opfer heischen. Wie freuten wir Jüngeren uns, zu den Füßen der grauen Häupter sitzen zu dürfen und aus ihrem Munde das blutwarme Zeugnis der Weisheit, der Wahrhaftigkeit, der Erfahrung, des Martyriums zu hören! Wieviel Anregung und Ermutigung nahmen wir von diesen Brennpunkten der Begeisterung für die Ideale des Evangeliums mit nach Hause in unser stilles Dorf, in unsere von Hochwürden vor jeglicher Ketzerei so sorgsam und so vergeblich behütete Stadt! Wie grüßten sich bei ernsten Reden und frohen Liedern die hiebfesten Veteranen und die kampfdürstenden

Digitized by Google

Rekruten! Wie gaben Land und Leute im verstandeskühleren Norden und im gefühlschnelleren Süden jedem Protestantentage sein besonderes Gepräge! Es ist keine wichtigere Frage des kirchlich-religiösen Lebens gewesen, die nicht auf diesen Versammlungen ihre gründliche, wissenschaftliche und praktische Behandlung gefunden hätte. Mochte es sich um die Abwehr ultramontaner Übergriffe, oder um katholischen Sauerteig im evangelischen Mehl, um Religionsunterricht oder Civilehe, um Ketzergerichte oder Beseitigung theologischer Professuren, um gemeinnützige Bestrebungen oder akademische und pastorale Lehrfreiheit handeln, — immer gab unsere Posaune einen guten hellen Klang, deren Widerhall man weithin in deutschen Landen hörte. Meisterstücke der Beredsamkeit, glänzende Beweisführungen haben wir gehört, dröhnende Hammerschläge der Wucht heiligen Zornes, den Notschrei bedrängter Gewissen; das sanfte Wehen des Friedens, der nicht von dieser Welt ist, hat unsere wogende Brust beschwichtigt, und mit Jubel haben wir die mannhaften Erklärungen und Verwahrungen begrüßt, mit denen jeweilig unsere unerschrockenen Führer dem herrschenden Kirchentum Trotz boten. Es ist wahr, die Kirchenregimente, deren Angst und Haß uns stellenweise für unsere Festpredigten die Kirchtüren verschloß, sind meist mit salbungtriefender Gelassenheit über unsere Resolutionen zur Tages- und Nachtordnung übergegangen; die Kaplanspresse der fanatischen Orthodoxie hat uns mit dem frommen Geifer der Verleumdung bespritzt; das Philisterium, ungern gestört in Geschäft und Genuß, hat uns als ebenso ehrenwerte wie sonderbare Heilige gewähren lassen. Und doch hat mancher Hieb, den unser Schwert schlug, gesessen, und doch ist manches Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Einen Prediger in der Wüste hat einer unserer Festprediger einmal unseren Verein genannt, — nun, wir lassen es gelten: hat doch auch der Protestantenverein, ein rechter Johannes, dem Herrn einen neuen Weg gebahnt, sein Volk heimzusuchen. Kein kirchlicher Verein der Gegenwart kann sich rühmen, so gewissenhaft, so treu, so standhaft an der religiösen Erneuerung und Vertiefung des Volkslebens gearbeitet zu haben, und dabei fortwährend mit dem ungerechten Makel der Irrlehre, der Falschmünzerei, ja des Eidbruches behaftet gewesen zu sein. Die früheren Wanderredner wissen manch Abenteuer ihrer dornenvollen Laufbahn zu erzählen, das der mittelalterlichen Pfaffenbeschwörung des Gottseibeiuns nichts nachgibt. Man muß den musterhaften Rechenschaftsbericht lesen, den unser Freund Hönig auf dem Bremer Protestantentage über die ersten fünfundzwanzig Lebensjahre des Vereins erstattete, um dem letzteren die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß in seinen Arbeiten ein Stück Kirchen- und Kulturgeschichte steckt, welches kein Bannfluch ausmerzt und kein Spott ungeschehen macht.

In Ergänzung des Rückblicks auf die „theologischen Ideale und Irrtümer“ lag es uns in der Geschichte der Kirche im Protestantismus“ ob, den Protestantenverein ebenso wie Kirchentag und Allianz, wie äußere und innere Mission von der Seite der „religiös-kirchlichen Erweckung“ darzustellen, die er zweifellos einschloß. In der folgenden Periode werden auch Evangelisation und Gemeinschaftsbestrebungen, werden nicht minder die (zur Zeit fast allein die ökumenisch-protestantische Bewegung repräsentierende) Allgemeine lutherische Konferenz und der Verein der „Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“ mit dem gleichen Maße zu messen sein. Auch dem Protestantenverein konnte naturgemäß nur die Aufgabe zufallen, als ein einzelnes Glied des kirchlichen Leibes eine bestimmte Dienstleistung zu er-

Digitized by Google

füllen. Auch ihm ist daher das Geschick nicht erspart geblieben, das jedesmal eintritt, wenn ein solches Einzelglied sich an die Stelle des Leibes, wenn die Einzelschule sich an die Stelle der Gesamtkirche zu setzen versucht. Die besonderen Anlässe dazu sind schon oben S. 400/1 angedeutet. Sie haben auch hier im „Berlinismus“ gelegen.

---

§ 32.

Die moderne Theologie in Holland und die kirchliche Reformpartei in der Schweiz.

Sowohl die Geschichte der holländischen Theologie wie diejenige der holländischen Kirche verlangt je länger je mehr eine quellenmäßige monographische Behandlung. In dem Gesamtplan dieses Werkes hat schon die dürftige Skizze der ersten Auflagen die zu der Kleinheit des Landes in umgekehrtem Verhältnisse stehende weltgeschichtliche Bedeutung angedeutet, die der holländisch-kirchlichen Entwicklung innewohnt. In dem vierten Bande der Neubearbeitung hat die amerikanische Kirchengeschichte ein Vorbild dafür gegeben, in welcher Weise auch die holländische Kirchengeschichte abgefaßt werden müßte. Denn es kommt auch hier in oberster Reihe darauf an, die Eigenart der verschiedenen Kirchenbildungen, die in dem Lande des achtzigjährigen Freiheitskrieges sich unabhängig von einander gestalteten, neben einander zu würdigen. Zwar hat die reformierte Staatskirche von 1619 bis 1795 die gleiche herrschende Stellung eingenommen, wie im deutschen Binnenlande das Luthertum, in welches ja nur wenige reformierte Kirchlein gewissermaßen eingesprengt sind. Aber in Holland ist nicht nur das Verhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten das umgekehrte gewesen, sondern daneben haben auch noch andere Kirchenbildungen Keime zur Reife gebracht, die eine ungeahnt große Ernte ergeben haben.

Im Auslande ist viel zu ausschließlich das — einst scheinbar allmächtige, aber schließlich schmählich in sich zusammengebrochene — Staatskirchentum mit dem holländischen Protestantismus identifiziert worden. Aber gerade die unterdrückten kleinen Kirchen haben viel reichere Zukunftskeime in sich getragen. Die prinzipielle Bedeutung dieses Entwicklungsganges ist in der Amsterdamer Rektoratsrede de Hoop Scheffers, welche die alte Eleutheropolis und Irenopolis pries (übersetzt von Otto Kohlschmidt: D. Evang. Bl., Oktober 1886) in engem Rahmen in einer an die Potgieterschen Skizzen erinnernden Weise künstlerisch vorgeführt worden. Obenan

Digitized by Google

sind es jedoch die von einer wirklich einzigartigen Gelehrsamkeit getragenen Werke Christian Sepps, welche für die neueste Entwicklung einen gleich zuverlässigen Ausgangspunkt bieten, wie die (nach langem Harren in die deutsche Literatur eingeführten) Werke von Moll über die mittelalterliche Kirchengeschichte und von de Hoop Scheffer über die erste holländische Reformation. Schon der in den drei großen Monographien Sepps durchgeführte Gesichtspunkt, daß der patronisierten Schulweisheit der staatstheologischen Fakultäten stets die unabhängige Forschung der kleinen Kirchen zur Seite gestanden habe, deutet an, wie vielseitig die gegenseitige Befruchtung gewesen ist.

Was die arminianischen Forscher seit der Dordrechter Verwerfung ihrer „Remonstranz" für die Gesamtentwicklung des Protestantismus, obenan für die Emanzipierung des Bibelverständnisses von der dogmatischen Schablone, geleistet haben, ist auch außerhalb der Niederlande allseitig anerkannt. Aber wie wenig wird es noch in seiner Tragweite verstanden, daß das mennonitische Seminar dem remonstrantischen ebenbürtig zur Seite getreten ist. In der gleichen kleinen Gemeinschaft verehren die großen englisch-amerikanischen Baptistenkirchen ihre — von Anbeginn an das eigene Martyrium als „Opfer des Herrn" ansehenden — Ahnen. Daß aber auch die deutsche Kirche an den Segnungen dieses Martyriums teil hat, haben uns bereits Fliedners Lehrjahre gelehrt. Auch das in Holland ebenfalls zu den „Kirchen unter dem Kreuz" zählende dortige Luthertum hat von Anfang an einen ganz anders selbständigen Geist in sich getragen, wie die lutherischen Staatskirchen Deutschlands. Wir dürfen uns aber bei diesem raschen Rundblick nicht einmal auf protestantischen Boden beschränken. Denn wer hat es bis zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts für möglich gehalten, daß das alte Geusenland einer Jesuitenherrschaft, die mit Belgien um den Preis zu ringen begann, zur Beute werden könnte? Umgekehrt aber hätte ohne die ehrwürdige Utrechter Kirche weder der deutsche, noch der schweizerische, weder der österreichische, noch der amerikanische Altkatholizismus die altkirchliche bischöfliche Verfassung dem infallibeln Vatikanismus gegenüberzustellen vermocht. So hat das, was zuerst die Brüder des gemeinsamen Lebens für den gesamteuropäischen Humanismus angebahnt hatten, bis in die unmittelbare Gegenwart hinein seine Nachwirkung. Nur schließt die gleiche Parallele noch eine andere Lehre nach der entgegengesetzen Seite hin ein.

Wo sind die Brüder des gemeinsamen Lebens in Ihrer Heimat geblieben? — so die erste Frage Döllingers in einer jener lehrreichen interkonfessionellen Lehrstunden, die im zweiten Bande der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" (Eine Ferienreise nach München, S. 447 ff.) geschildert sind, und an die sich nachmals das Sendschreiben

Digitized by Google

an ihn über die Zukunftsaufgaben der interkonfessionellen Forschung als vergleichender Konfessionsgeschichte anschloß. Die Brüder des gemeinsamen Lebens sind ja auf der einen Seite zweifellos die Vorläufer und Anbahner der Reformation gewesen. Auch in ihrer Emmericher Schule sind Männer wie der Züricher Reformator Bullinger, der Altenburger Reformator Hummel ausgebildet. Aber die gleiche (auf die holländischen und deutschen Verhältnisse gleichsehr einwirkende) Schule ist schon wenige Jahrzehnte später in die Hände der Jesuiten geraten. Man braucht nur das Zirngieblsche Quellenwerk über das Institutum Societatis Jesu geographisch zu vergleichen, um den Umfang des gleichen Umschwungs der Dinge in dem größeren Teile Deutschlands vor Augen zu haben. Und ganz besonders deutlich treten die gemeinsamen ethischen Grundlagen dessen, was erst später dogmatisch auseinandergerissen wurde, uns in Döbners „Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Fürstenhofe zu Hildesheim" (Band IX der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens) entgegen. Aber um so weniger läßt sich verkennen, wie große Aufgaben die ganze Zeit der Vorreformation der Einzelforschung noch stellt. Gerade nach dieser Seite wird die werdende kirchliche Heimatskunde ihre größten interkonfessionellen Aufgaben zu suchen haben. Für unsere jetzige Aufgabe aber beschränken wir uns auf eine kurze allgemeinere Betrachtung.

„An der Mündung des Rheins" sind, ähnlich wie in seinem schweizerischen Quellenlande, stets die Brunnstuben des religiösen und wissenschaftlichen Fortschritts voll lebendigen Wassers gewesen. Aber in kaum geringerem Grade hat in beiden Ländern die päpstliche Politik hochbegabte Führer gefunden, um das kirchliche Schifflein wieder rückwärts zu lenken. Und zumal in Holland haben dem offenkundigen Papismus stets ähnliche rückläufige Tendenzen auf protestantischem Boden sekundiert, welche auch in der Nachahmung von Inquisition und Index eine recht eigentlich kryptopapistische Gesinnung bekundeten. Um so beklagenswerter ist es, wie wenig alle diese Dinge im Auslande, zumal in Deutschland, beachtet worden sind. Nach vielen vergeblichen Anläufen hatte das Ministerium Kuyper das durchaus nicht unnatürliche Bündnis zwischen der Genfer und der römischen Inquisition vor aller Welt dokumentiert. Aber wer hatte in der deutschen Publizistik das Werden, das Wachsen und schließlich den Selbstzersetzungsprozeß dieser unheiligen Allianz im Zusammenhang verfolgt? Bei dem endlichen Sturz des Kuyperschen Systems, welchem kurz vorher noch die erste Kammer zum Opfer gefallen war, haben sich die deutschen Zeitungen mit kurzen Telegrammen begnügt und die internationale Bedeutung dieser Vorgänge völlig unbeachtet gelassen. So ist die innere holländische Entwicklung für den deutschen Nachbar noch immer die gleiche terra incognita geblieben wie im Jahre 1860. Und doch sind eine Reihe der bedeut-

Digitized by Google

samsten kirchlichen Vorgänge auf deutschem Boden einfach nicht zu verstehen, wenn man nicht ihre holländische Wurzel ins Auge faßt.

Wir haben schon einmal in der Geschichte der evangelischen Allianz darauf hinzuweisen gehabt, wie die in Deutschland so verheißungsvoll aufblühenden irenischen Bestrebungen dieser Allianz in Holland von der unduldsamsten Polemik abgelöst wurden. Die Amsterdamer Allianzversammlung von 1867 hat aber zunächst nur für die holländische Entwicklung eine sofortige Nachwirkung gezeitigt. Im größten Umfang dagegen werden wir den gleichen Geist auch in Preußen zur Herrschaft gelangen sehen, wenn wir die Wurzel der „Ära Kögel“ in der Haager Vorschule des einflußreichsten Berliner Oberhofpredigers aufzudecken haben. In dem jetzigen Zusammenhange können wir allerdings diesen späteren Gang der Dinge auf deutschem Boden nur in aller Kürze andeuten. Um so unumgänglicher ist es jedoch an dieser Stelle, bei einer anderen, heute in Deutschland im Vordergrund der Tagespolemik stehenden Erscheinung ebenfalls diese holländische Wurzel bloßzulegen. Denn gerade in der gleichen Zeit, in welcher Kögel in Holland sein kirchenpolitisches Programm festigte, war dort eine „moderne Theologie“ ausgewachsen, welche gerade auf ihn die abstoßendste Wirkung ausübte. Bei allem prinzipiellen Gegensatz zu der Kögelschen Art des Infallibilismus muß ich jedoch offen gestehen, daß dem modernen Infallibilismus gegenüber bei mir ebenfalls schon seit der gleichen Zeit das gleiche der Fall gewesen ist. Denn derselbe Geist, der in dem heutigen Deutschland in der illiberalsten Weise von der Welt die „moderne Theologie“ gegen den Christusglauben der evangelischen Kirche Sturm laufen läßt, hat in Holland schon vor beinahe 50 Jahren dieselbe Rolle gespielt, freilich auch dieselbe Reaktion zur Herrschaft gebracht. Nur daß das, was dort vor einem halben Jahrhundert „modern“ hieß, heute längst zur Antiquität geworden ist, während unsere Jüngsten es eben jetzt erst so recht nachzuplappern bestrebt sind.

Wir werden im folgenden genau in den gleichen Worten, die vor 45 Jahren auf die holländische Moderne angewandt wurden, ihre heutige Nachahmung kennzeichnen können. Vorher dürfte aber, um die auffällige Parallele noch deutlicher heraustreten zu lassen, eine kleine Einschaltung (die ohnedem in späterem Zusammenhang nicht hätte fehlen dürfen) am Platze sein. Es ist nämlich wieder ein Verdienst Thikötters, welcher im Unterschied von den Jung-Ritschlianern die Bahnen seines Lehrers am treuesten eingehalten hat, daß er das Verhältnis klarzustellen gesucht hat, in welchem der heute selbst zur Mode gewordene Ausdruck „moderne Theologie“ sowohl zu der Ritschlschen, wie zu der liberalen Theologie steht.

Thikötter gesteht allerdings zu, daß der erste Urheber dieses Namens ihm nicht bekannt sei, fügt auch noch ausdrücklich bei: „Wer zuerst den

Digitized by Google

Terminus moderne Theologie im Anschluß an die wohl in München durch die dortigen Sezessionisten aufgekommene geschmackvolle Bezeichnung „die Moderne“ verbrochen hat, wird sich schwer ermitteln lassen.“ Er hat aber den bitteren Spott nicht gescheut, von einer „Renaissance der Renaissance nach ihrer skeptischen und naturalistischen Seite, natürlich mit etwas neupräpariertem Maggi gewürzt“ zu reden. Ja er vermeidet sogar noch drastischere Parallelen nicht:

„In vielen theologischen Zeitschriften kann man lesen, wie auch evangelische Theologen sich mit einem gewissen Stolz als „Wir Modernen“ bezeichnen. Worin besteht denn nun dieser modus novus? Das ist nicht so leicht zu sagen. In meiner Jugend wandte man das Epitheton „modern“ fast lediglich auf männliche und weibliche Bekleidung an, die nach dem Pariser Rezepte wechselte. Welche seltsamen Formen in allen speciebus vestimentorum habe ich entstehen und vergehen sehen! Es kam der siegreiche Einzug der Krinoline bis in die biedern Bauernhäuser hinein, es erschienen die Transmutationen der Vatermörder, von den hohen Köln-Mindenern bis zu den niedern Steele-Bohwinkelern; es folgten die verschiedenen Wandlungen des Fracks, der Zylinder, der Damenhüte und ihrer ornithologischen Dekoration und vieles andere.“

So wenig wie Thikötter darf auch ich den ersten deutschen Urheber des Namens als solchen mit Bestimmtheit bezeichnen. Dagegen läßt sich die Zeit, wo dieser Name noch nicht auf deutschem Boden in Gebrauch war, bestimmter abgrenzen. Bei der Begründung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins ist er, wie meine Görlitzer Rede über die Vorgeschichte desselben konstatieren durfte, weder in Deutschland, noch in der Schweiz in Gebrauch gewesen. Von der Zeit der Begründung des Evangelischen Bundes läßt sich dasselbe bezeugen. Noch Lipsius hat meines Wissens weder in zustimmendem, noch in abwehrendem Sinne von einer modernen Theologie geredet. Daß Ritschl in denkbar schärfstem Gegensatz zu dieser Tendenz gestanden hat, ist schon in einem früheren „Seitenblick“ (S. 296/7) zum Ausdruck gebracht. Auch die heutige „Christliche Welt“ hat wohl erst nach der Zeit, wo sie den Anfangstitel als Allgemeines lutherisches Gemeindeblatt fallen ließ, sich das Wort angeeignet. Der Herausgeber Rade hat sich wenigstens im Beginn zu einer ganz anderen Art von Theologie bekannt, und die Spuren davon treten uns noch heute in einer ganzen Reihe von Einzelfragen entgegen, wo seine persönlichen Ausführungen unserer eigenen Anschauungsweise durchweg begegnen. In weiteren Kreisen ist der Name jedenfalls erst durch Otto Baumgarten in Umlauf gekommen, der, nachdem ihm die Untergrabung der alten Jenaer Fakultät gelungen war, mit der modernen Theologie bald genug auch die „Neuen Bahnen“ für die Kirche hat folgen lassen.

Thikötter seinerseits hat es ersichtlich besonders am Herzen gelegen, die Inanspruchnahme von Ritschls Namen für die Jüngsten der Jungen zurückzuweisen: „Von seiten der sogenannten orthodoxen Theologie möchte

Digitized by Google

man gerne meinem seligen Freund und Lehrer Albrecht Ritschl die moderne Theologie an die Rockschöße hängen und ihn zum Vater der Modernen in der Theologie machen. Gegen dieses Unternehmen muß ich als der älteste noch lebende Freund und Schüler Ritschls, der seinen ganzen Entwicklungsgang beobachtet und mitdurchlebt hat, energischen Widerspruch erheben." Zu diesem Einspruch Thikötters gesellt sich derjenige Beyschlags. In dem letzten Rückblick seiner Selbstbiographie auf die Spannung zwischen Kirche und Theologie sagt er (II, 675) wörtlich:

„Andererseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß unsere Theologie teilweise die vorhandene Kluft ihrerseits erweiterte, daß eine mächtige und jugendliche theologische Richtung alle Fühlung mit dem kirchlichen Leben verlor. Ich meine nicht die Ritschlsche Theologie, welche ja bei aller Einseitigkeit von jenen religiösen Motiven ausging und daher auch tüchtige und begeisterte Prediger des Evangeliums zu erziehen vermochte, sondern jene junge kritische Schule, welche sich als die moderne fühlt und die Wissenschaftlichkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen liebt. Diese Schule hat die Hauptquelle der theologischen Erkenntnis, zu der ein Schleiermacher sich bekannte, das Credo ut intelligam, aus ihren Erkenntnisquellen ausgestrichen und treibt das, was sie Theologie nennt, als ein rein weltliches Spezialistentum an den Einzelheiten der biblischen Überlieferung. . . . . So wird es zum theologischen Hauptgeschäft, dieselbe (die Gottesoffenbarung) mit einem alles anzweifelnden und nur gegen sich selbst kritiklosen Kritizismus zu ersetzen."

Jedesmal, wenn ich mir derartige Urteile Anderer vergegenwärtige, kommt es mir immer aufs neue zum Bewußtsein, wie oft auch ich (wenngleich in Beziehung auf die historische Würdigung des Pietismus genötigt, Ritschl gegenüberzutreten) in die Lage gekommen bin, für den alten Ritschl gerade gegen diejenigen, welche Thikötter als die Schüler seiner Schüler bezeichnet, eine Lanze einzulegen.

Daß aber heute dieser Hinweis auf das Verhältnis Ritschls zur Moderne in Deutschland sogar in die Entwicklung der holländischen Theologie hineingestellt werden mußte, dazu veranlaßt mich obenan die ernste Verpflichtung, die (ebenso wie Thikötter mit Bezug auf Ritschl) mit Bezug auf das Andenken des großen Leydener Theologen Johann Heinrich Scholten mir persönlich obliegt. Denn er ist genau in derselben Weise, wie zur Zeit Ritschl in Deutschland, nach seinem Tode als der Vater der modernen Theologie in Holland bezeichnet worden. Er hat sich aber die damaligen holländischen Feuilletonisten ebenso von den Rockschößen abgeschüttelt, wie Ritschl es nach Thikötters Zeugnis mit den deutschen getan haben würde. Scholtens grundlegende Werke gleichen denjenigen Ritschls (der infolge meiner Studien über die holländische Theologie auch in ein persönliches Verhältnis zu Scholten trat) gerade darin, daß er seine Methode von derjenigen der theologischen Tagesliteratur scharf unterschied. Schon im Jahre 1861 hat er mit großer Lebendigkeit (indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, als er die Bemerkung machte, die Herren sollten doch ein

Digitized by Google

Buch auf den Tisch werfen) wörtlich gesagt: „Daar schrijven die Heeren artikeltjes in den Gids. Laat ze toch eens een boek of de tafel gooien, een boek op touw zetten.“ Der malerische Ausdruck „auf Tau setzen“, war von ihm der Übung der Kadetten auf den Kriegsschiffen bei Leyden entnommen, trifft aber ganz besonders zu bei dem in sich geschlossenen Zusammenhang von Scholtens eigenen klassischen Werken.

Die Unterredung, aus welcher hier ein einzelner Satz angeführt ist, war von dem im Jahre 1860 entworfenen, im Juni 1861 in den Protestantischen Monatsblättern erschienenen Aufsatz über den „holländischen Protestantismus in seinen theologischen Schulen und Parteien“ ausgegangen. Es ist in dieser Arbeit mit hoher persönlicher Anerkennung von einer Reihe moderner Theologen gesprochen. Ihre bedeutendsten Führer hatte ich alle persönlich kennen gelernt: Busken Huet, Pierson, Réville, de Veer, Hooykaas Herderscheë u. v. A., gedenke ihrer Persönlichkeiten auch heute noch mit aufrichtiger Hochschätzung. Aber den Begriff einer modernen Theologie habe ich schon damals mit aller Bestimmtheit für mich persönlich ablehnen gelernt. Da der in einem alten Zeitschriftsjahrgang begrabene Aufsatz noch nicht, wie die gleichzeitigen Studien über die holländisch-katholischen Verhältnisse, in einem Sammelwerk Aufnahme gefunden hat, ist es schon hier ebenso unumgänglich, wie bei den späteren Nachweisen über die Bedeutung der Haager Periode Kögels für seine Berliner Ära, die vor 45 Jahren gewonnenen Eindrücke auf die heutigen deutschen Verhältnisse zu übertragen. Die jetzigen Leser mögen dann selber beurteilen, inwieweit das damals von einem unverhohlen liberalen Standpunkt aus über die holländische Moderne Gesagte auf den heutigen Abklatsch derselben in Deutschland zutrifft, oder nicht.

Nur ungern verzichte ich freilich auf einen eingehenderen Rückblick auf das, was die außerordentliche Regsamkeit der theologischen Schulen in Holland gerade in jener Zeit, und zumal im Gegensatz gegen den damaligen Tiefstand in Deutschland, mir damals in einer nochmals wiederholten Studienzeit geboten hat. Aber in diesem Zusammenhang muß das literarische Fazit genügen.

In dem eben erwähnten (alsbald hinter dem Rücken seines Verfassers ins Holländische übersetzten) Aufsatz der Gelzerichen Monatsbl. sind die zahlreichen Schulen und Parteien des holländischen Protestantismus zum ersten Male vollzählig nebeneinander vorgeführt worden. Zunächst die verschiedenen orthodoxen Gruppen: die separierten Calvinisten (die Parallele der deutschen Altlutheraner), die Groensche antirevolutionäre Partei (das Gegenstück zur Fraktion Stahl), die altsupranaturalen Richtungen von Heringa und Vinke, wie die neusupranaturalen Schulen von van Oosterzee und Doedes, die sog. ethische Orthodoxie von Chantepie de la Saussaye und seinen Genossen, wie die mancherlei Übergänge zwischen Orthodoxie und Vermittlungstheologie. Sodann auf der andern Seite demgegenüber ebenso die verschiedenen liberalen

Digitized by Google

Gruppen: der ältere Liberalismus, der sich im Grunde einfach von dem ausländischen Calvinismus zum nationalen Erasmianismus zurückgewandt hatte, die Groninger religiös-wissenschaftliche Erweckung (unter allen holländischen Schulen wohl am meisten mit der Schleiermacherschen Regeneration der deutschen Theologie verwandt), die Leydener Schule des großen Dogmatikers Scholten (in der begeisterten Entdeckungsfreude der Schüler ein eigentümliches Vorbild der Ritschlschen Schule), endlich die schon damals hervortretenden Anhänger der sog. modernen Richtung, die seither mehr und mehr die theologische Entwicklung bestimmte, zugleich aber auch umgekehrt eine stets steigende Reaktion in der Kirche heraufbeschwor.

Von der modernen Theologie im damaligen Sprachgebrauch ist hier also — in vollem Einklang mit Christian Sepp — diejenige Scholtens klar unterschieden. Bei dieser handelte es sich in jener Zeit obenan um das geniale dogmatische Hauptwerk Scholtens, seine „Lehre der reformierten Kirche." Einige Jahre später (Zeitschr. f. hist. Theol. 1865) habe ich eine deutsche Bearbeitung folgen lassen können. Aber zunächst mußte das Buch selbst mit den zahlreichen daraus erwachsenen Kontroversen dem deutschen Leserkreise, dem es noch völlig vorenthalten worden war, überhaupt bekannt gemacht werden. Unmittelbar an diesen Abschnitt aber reiht sich der folgende an:

„So die Schule Scholtens. Wir geben keinen Abschluß des durch sie hervorgerufenen Streites; denn dieser Streit gehört der Gegenwart selbst an; seinen Ausgang vorher zu bestimmen, können wir nicht für unsere Aufgabe halten. Noch schwieriger jedoch wird die Betrachtung, wenn wir uns jetzt auf die eigentlich sogenannte moderne Theologie einlassen und eine Skizzierung von ihr geben müssen; denn sie ist die Bewegung des Augenblicks, von der jeder denkende holländische Theolog, der seine Zeit mitlebt, mitberührt ist. Hier wird uns deshalb auch keine mißverständliche Kürze erlaubt sein, wenn wir wirklich in den Stand setzen wollen, das kirchliche Holland der Gegenwart zu verstehen; vielmehr müssen wir uns der verschiedenen Ursachen dieser direkt naturalistischen Richtung, wie sie besonders in der merkwürdigen Verbindung der Wirksamkeit Opzoomers und Scholtens mit der Einwirkung der Straßburger und Tübinger Schule liegen, klar bewußt werden, um unbefangen und gerecht urteilen zu können."

Die Einzelschilderungen über die Mischung dieser verschiedenen Elemente würden hier zu weit abseits führen. Dagegen darf die derselben sich anschließende kritische Auseinandersetzung um so weniger fehlen:

„Soweit die historischen Tatsachen! Wie nun das allgemeine Resultat? Sollen wir die moderne Theologie als eine ungläubige, unchristliche bezeichnen? Viele mögen es tun, wir können es nicht. Ganz im Gegenteil müssen wir ihr Hauptstreben als einen Kampf gegen den Unglauben und als die Tendenz, die Person und die Worte Jesu Christi einer Zeit, der sie im allgemeinen verloren gegangen sind, wieder nahe zu bringen, bezeichnen. Hat dabei die nicht bloß in Holland zu machende Erfahrung, wie gewaltig der Gegensatz gegen Kirche und Kirchenlehre in einem großen Teile auch wirklich gebildeter und sittlicher Kreise sei, und wie die herrschende Lehrweise diesen Gegensatz nicht zu bannen vermöge, sie dahin gebracht, einen neuen Weg einzuschlagen, auf dem wir ihnen nicht folgen können, den wir vielmehr in mancher Beziehung bedauern müssen, so suchen sie doch gerade auf diesem Wege auch kein anderes Ziel als

Digitized by Google

Christum. Um so klarer kommt man zu solchem Urteil, wenn man die eigentliche Gestaltung des Unglaubens, wie er auch in Holland sich findet, neben die moderne Theologie stellt."

Es folgen hier Auszüge aus der Zeitschrift De dageraad, auf deren Unterschied von der modernen Theologie auch die neueste Darstellung derselben (von Herderscheé), der wir gleich nachher noch etwas näher treten müssen, hingewiesen hat. Dann heißt es weiter:

„Lernt man hier, was Unglauben ist, so wird man den ganz anderen Charakter der modernen Theologie nicht mehr verkennen, wie ihn nicht übel Réville (Revue des deux mondes, 5. Juni 1860, S. 961) schildert, wenn er im Blick auf den allgemeinen Unglauben allen anderen menschlichen Bestrebungen die Beziehung zu Gott als die höchste gegenüberstellt. Ja, es ist nicht bloß das Streben der modernen Theologie, aus Gleichgültigkeit und Indifferenz aufzuwecken und die darin Versunkenen wieder der Religion zuzuführen, sondern es hat sich wirklich vielfach gezeigt, daß gar oft dort, wo schon der Name der Kirche verhaßt war, der wissenschaftliche Ernst, das unbefangene Urteil, die ethische Begeisterung der empirischen Theologen den merkwürdigsten Eindruck machten; wir haben selbst die eigentümlichsten Beispiele davon erlebt und zugleich bei dem Blick auf das selbstverleugnende liebevolle Wirken mancher Modernen einen immer traurigeren Eindruck in der Erinnerung an so manche auf orthodoxer Seite hervortretende Lieblosigkeit und Gehässigkeit empfunden.

Ist es uns so heilige Pflicht, dem häßlichen Brauche, wissenschaftliche Gegner „ad majorem Dei gloriam" mit banalen Redensarten nicht zu widerlegen, aber wenigstens zu verunglimpfen, scharf entgegenzutreten, — diese Pflicht ergibt sich uns gerade aus dem klaren Bewußtsein der Fehler und Einseitigkeiten der modernen Theologie. Wir können hier natürlich keine eingehende Kritik derselben geben, aber müssen doch wenigstens auf einige Hauptpunkte aufmerksam machen. Wenn wir das ernstliche Streben, dem Unglauben das Evangelium nahe zu bringen, nur anerkennen, wenn wir zugleich seine tiefste Ursache in der traurigen Wahrnehmung begreifen können, daß die weltbeherrschenden Mächte der Religion entfremdet sind und die christliche Wahrheit mehr und mehr auf abgegrenzte Kreise beschränkt wird, die dadurch selbst in manche unangenehme Einseitigkeiten geraten, — so müssen wir doch schon a priori sagen, daß eine solche Predigt des Christentums, wie die aus diesem Hauptzweck der modernen Theologie hervorgehende, die, *um vielleicht den Unglauben zu bekehren, unbedenklich die wirklich gläubigen Kreise zurückstößt*, nicht die richtige sein kann. Man vergißt dabei, daß nach der Vorhersagung des Erlösers selbst die Welt an sich immer ihm und den Seinen feindlich werde. Ist es verkehrt, sich pietistischen oder orthodoxen Kreisen ganz hinzugeben und darüber die eigene Geistesfreiheit zu verlieren, noch verkehrter ist es, die wirklichen Christen abzustoßen, um vielleicht einige Nichtchristen zu gewinnen.

Diese Verkennung der praktischen Aufgaben aber beruht auf der theoretischen Überschätzung des eigenen philosophischen Standpunktes, der *alles andere verachtet und über Bord wirft, während er selbst die absolute Wahrheit geben will*."

Ob diese im Jahre 1860 entworfene Auseinandersetzung mit der damaligen Moderne in Holland bei der heutigen Kopie derselben in Deutschland zutrifft oder nicht, können nun (wie schon vorher S. 457 bemerkt) Freunde und Gegner ihrer Tendenzen gleich sehr beurteilen. Allerdings

Digitized by Google

würden die derzeitigen streng wissenschaftlichen Schöpfungen der holländischen Meister, die der kecken Feuilletonistik gegenüber das Gegengewicht boten, eine ganz anders eingehende Darstellung verdienen, als es hier möglich ist. Obenan (neben Scholtens gedankenschwerem Einzelnachweis des durchgängigen Unterschiedes zwischen der dogmatischen Formulierung und dem beginsel) das seit Jülichers Kommentar über „die Gleichnisreden Jesu“ endlich auch in Deutschland nach Gebühr beachtete standard work van Koetsvelds De gelijkenissen van den Zaligmaker (nicht mit der populären, von Otto Kohlschmidt übersetzten Bearbeitung des gleichen Stoffes zu verwechseln). Überdies drängt sich gerade hier zugleich eine Überfülle von Erinnerungen auf, die aufs engste mit den stets neu aufgenommenen Studien zusammenhängen, welche eine wie die andere die Illiberalität der modernen Theologie darzutun hatten. So ist schon 1864 bei der Parallele zwischen der altcalvinischen und der altlutherischen Separation (in den „Historischen Bildern vom Boden des Separatismus“) der innere Zusammenhang in der stetigen Zunahme der orthodoxen Separation mit der Verbreitung der Moderne aufgewiesen worden. 1865 folgte der erste Hinweis auf das (nunmehr ebenfalls durch Otto Kohlschmidt vollständig verdeutschte) „apostolische Evangelium“ van Koetsvelds; 1867 in der Vorrede zur zweiten Auflage dieses Handbuches die Auseinandersetzung mit der „modernen“ Kritik meines Leidener Kollegen und Freundes Rauwenhoff. Es wäre in der Tat keine überflüssige Arbeit, sowohl diese wie die ihnen weiterhin gefolgten Warnungen vor der Nachahmung der holländischen Irrwege einmal vollständig nebeneinander zu stellen. Denn wer unter den jungen deutschen Modernen hat auch nur eine blasse Ahnung davon, daß alles, was sie heute so selbstbewußt in die Öffentlichkeit herauswerfen, dort schon viel früher und viel besser gesagt ist? Aber es würde auch hier einmal ein eigenes Buch diesem Paragraphen zur Seite treten müssen. Und darum sei lieber auf ein bereits erschienenes umfassendes Geschichtswerk verwiesen, das wenigstens den des Holländischen kundigen wissenschaftlichen Theologen zu eigenem Studium empfohlen werden darf.

Der Verfasser des Werkes De modern godsdienstige richting in Nederland (Amsterdam, van Holkema und Warendorf, 1904), Dr. J. Herderschee gehört selbst der modern religiösen „Richtung“ an. Sein Vater Hooykaas Herderschee ist sogar einer ihrer angesehensten Führer gewesen. Die hohen Ideale, welche ihre opferfreudigen Vertreter auch in den für sie ungünstigsten Zeiten beseelten, werden auch heute noch mit aller Wärme von ihm vertreten. Aber er ist ein echter Historiker, der „Ideale und Irrtümer“ auch in der eigenen „Richtung“ auseinanderzuhalten versteht. Wie bezeichnend ist es nicht schon, daß er schon im Titel nicht mehr von moderner Theologie, sondern von moderner Richtung redet. Aber auch sonst können unsere infallibilen Jüngsten von diesem Veteranen, der heute noch sich zur alten Fahne bekennt, außerordentlich viel lernen. Ob auch nur einige wenige der hunderte von inhaltreichen Schriften, die Herderschee aufzählt, ihnen auch nur dem Namen nach bekannt sind?

Digitized by Google

Und doch sind ihre Verfasser insgesamt Männer, welche in ihrem Vaterlande einen bei Freund und Feind gleich sehr geachteten Namen besitzen.

Es sind sechs „Hauptstücke", in welche sich das Herderscheésche Werk teilt: I. Die Vorbereitung der modernen Richtung (1. in Deutschland, 2. in Holland); II. Das „Aufkommen" der modernen Richtung speziell in Holland (1. Entstehung der modernen Richtung, 2. moderne Theologie, 3. die moderne Richtung tiefer in der Gemeinde eingedrungen); III. Ihr Verhalten zur Kirche (1. Können die Modernen in der Kirche bleiben? 2. Können die Modernen in der Kirche geduldet werden?); IV. Bestreitung und Verteidigung (1. Bestreitung durch die Orthodoxie — durch die Evangelischen — durch die Freidenker, 2. Verteidigung durch wissenschaftliche Arbeit — durch Flugschriften — durch die Versammlungen moderner Theologen — durch den holländischen Protestantenbund); V. Verschiedene Strömungen (1. Die ethische Richtung, 2. In anderen Bahnen); VI. Die Stellung der modernen Richtung im religiösen und sittlichen Volksleben (1. Kultus, 2. Religionsunterricht, 3. Lektüre, 4. Äußere und innere Mission).

Es ist ebenso genuß- wie lehrreich, dem Verfasser von einem Abschnitt zum andern zu folgen. Bei einer deutschen Übersetzung müßten nur die zahlreichen Persönlichkeiten, die der holländische Leser ohne Kommentar von nahebei kennt, etwas näher charakterisiert werden. Überhaupt würde der Herderscheéschen Darstellung für deutsche Leser noch manches Andere beizufügen sein. So z. B. über den anfänglichen warmen Gönner der jugendlichen Modernen, den großen holländischen Klassiker Potgieter, der sich später in ähnlicher Weise von ihnen abwandte, wie Gottfried Keller in seinen „Leuten von Seldwyla". Bis dahin ist er nur in zwei bloß holländisch erschienenen Arbeiten aus meiner Feder in seiner mannigfach vorbildlichen Bedeutung gezeichnet. Für eine allseitige Würdigung der Gesamtbewegung, in der beide standen, sind jedoch die von Busken Huet herausgegebenen Briefe Potgieters an ihn während seines indischen Verbleibs unentbehrlich. In ähnlicher Weise müßte die literargeschichtliche Stellung der „Laiengedichte" de Génestets, die das deutsche Publikum bisher nur durch die (leider viel zu wenig beachtete) Übersetzung des jüngeren Hanne kennen lernen konnte, genau dargetan werden. Denn sie haben in ihrer Heimat eine viel größere und vor allem bleibendere Nachwirkung ausgeübt, als bei uns das Sallesche „Laienevangelium", welches erst in der Monographie über „das deutsche Christuslied" auf den ihm in der Kirchengeschichte gebührenden Platz gestellt worden ist. In dem jetzigen Zusammenhang ist jedoch — und zwar gerade für die Vergleichung der damaligen holländischen und der gegenwärtigen deutschen Modernen — eine einfache Inhaltsangabe des Herderscheésches Werkes am zweckdienlichsten.

Wie die übrigen Schriften Herderscheés, so zeichnet sich auch sein neuestes Werk durch die Verbindung gründlicher Vorarbeit mit klarer Darstellung aus. Dem deutschen Leser tritt dies gleich im ersten Abschnitte des ersten Hauptstücks entgegen, der die deutsche Vorgeschichte der holländischen Bewegung vorführt. Gerade weil der Verfasser dem deutschen Leser hier inhaltlich nichts Neues bringen kann, ist die Form für uns doppelt anziehend. Statt eine dürre Inhaltsangabe der Schleiermacherschen Erstlingswerke zu geben, versetzt uns der holländische Verfasser zuerst in den Kreis, in welchem sich der junge Prediger in Berlin bewegte, und wo er die Anregung zu den „Reden" und „Monologen" empfing. Ich wüßte nur den Lipsiusschen Vortrag über „Schleiermacher und die Romantik" als ebenbürtig zu bezeichnen. Das gleiche gilt von dem feingezeichneten Bilde, welches von Hegel zu Baur und Strauß führt. Daß hier die in Deutschland viel zu wenig beachteten Monographien von Heringa und Scheffer

Digitized by Google

über den großen Tübinger Meister ordentlich benutzt sind, gibt diesem Abschnitt eine ganz anders solide Basis, als die „neuen Bahnen" einzuschlagen pflegen. Eben um dieses Kontrastes willen möge es mir gestattet sein, zugleich diese (in der „Theol. Einzelschule" I, S. 79—102 genauer charakterisierten) Baur-Biographien künftigen Lesern zum Studium zu empfehlen. Es wird denselben ebensowenig schaden, auch die allgemeinen Geschichtswerke, auf welchen die Herderscheesche Darstellung sich aufbaut, hinzuzufügen: Rauwenhoffs (in der Vorreformation einsetzende) Geschiedenis van het protestantisme und Maroniers (mit dem westfälischen Frieden beginnendes und bis zur französischen Revolution führendes) gekröntes Geschichtswerk gleichen Namens. Das erstere ist in der „Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" besonders mit Bezug auf „das fridericianische Zeitalter" vielfach benutzt worden. Auch in dem Maronierschen Werke kann speziell die Zeichnung des Aufklärungsjahrhunderts (de eeuw der verlichting) eine ungewöhnlich lehrreiche genannt werden.

Der zweite Abschnitt bietet in ähnlich konziser und knapper Form die holländische Vorgeschichte in einer Übersicht der wichtigsten Ereignisse in Kirche und Theologie, sowohl förderlichen wie gegnerischen Charakters. Wir finden z. B. eine durchaus zutreffende Charakteristik sowohl der Anfänge des réveil und der Groninger Schule wie der neuen konfessionellen Richtung. Für ein eigentliches Quellenstudium wird man allerdings auch in Zukunft auf das berühmte Seppsche Werk über die pragmatische Geschichte der holländischen Theologie zurückgehen müssen. Was aber dem einschlägigen Abschnitt Herderschees besonderes Interesse verleiht, liegt in der Auswahl und der Gruppierung. Unwillkürlich hat sie mir die Tage in Erinnerung zurückgerufen, in welchen ich das Handexemplar Busken Huets von der ebengenannten Seppschen Preisschrift einsehen konnte, wo der Besitzer überall diejenigen Stellen angestrichen und kommentiert hatte, welche die großen Führer der altsupranaturalen und altrationalistischen Periode (Männer wie Heringa, van der Palm, Clarisse) bereits in ihrer Zeit auf den „neuen Bahnen" zeigten. Die Konsequenzen aus solchen Prämissen wurden allerdings von ihnen nicht gezogen, und die schon oft gemachte Beobachtung, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die holländische Theologie das „immer langsam voran" des „österreichischen Landsturmes" beherzigte, wird auch von Herderschees durch die relativ späte Beachtung sowohl von Schleiermachers Glaubenslehre wie von Strauß' „Leben Jesu" aufs neue erhärtet. Daneben aber hat seine Darstellung hier noch einen besonderen Reiz darin, daß sie das Land der freien Forschung, wo schon ein Bayle das Asyl für sein epochemachendes Dictionnaire historique et critique fand, genau ebenso als Hintergrund vorführt, wie in dem vorhergegangenen Abschnitt das Berlin in der Jugendzeit Schleiermachers.

Die beiden bisher charakterisierten Abschnitte des ersten Hauptstückes kommen jedoch immerhin nur als Vorgeschichte in Betracht. Dagegen versetzen uns die drei Abschnitte des zweiten Hauptstücks unmittelbar in das, was als „Richtung", was als „Theologie", und was als „Stimme aus der Gemeinde" in Betracht kommt. Die „Richtung" ist kurz gesagt die aus der Naturwissenschaft — zuerst seit Kopernikus und sodann seit Darwin — hervorgegangene „moderne Weltanschauung". Sie wird einfach als Überwindung des Supranaturalismus gefaßt. Es liegt die alte Verwechslung zugrunde zwischen dem auch für den Historiker unbrauchbaren Mirakelbegriff und jenem supranaturalen Faktor, der von der Religion als Erhebung des Geistes zu Gott unabtrennbar ist. Es sind obenan vielfache vertrauliche Gespräche mit dem den entgegengesetzten Standpunkt am konsequentesten vertretenden Biedermann, die mich — wie schon den jungen Modernen von 1860 gegenüber — auch noch heute den Schwer-

Digitized by Google

punkt meines Widerspruchs gegen die Moderne auf diesen Unterschied legen lassen. Eines der geistesmächtigsten unserer Kirchenlieder, das unvergängliche „Eins ist not" hat den gleichen Gedanken in die Worte gefaßt: „Seele, willst du dieses finden — Suchs bei keiner Kreatur, — Laß, was irdisch ist, dahinten — Schwing dich über die Natur." Das, was in der hier angedeuteten Weise die Ermöglichung jedes wahren Gebets einschließt, hat mit dem Unterschied des antiken und des modernen Weltbildes nicht das geringste zu tun. Der wissenschaftliche Theologe freilich kann die Aufgabe nicht von sich abweisen, welcher der Badenser Wimmer ebenfalls schon in den sechziger Jahren nachging, „im Kampf um die Weltanschauung" den alten Gottesglauben neu zu erobern. Aber wenn ein Teil der modernen „Richtung" in Holland diesen Gottesglauben dem modernen Weltbilde opfern zu müssen meinte, so hatte er damit die Aufgabe der „Theologie" im Grunde von vornherein illusorisch gemacht.

Die moderne Theologie im Unterschied von der bloßen Richtung glaubt Herderscheé dagegen auf die beiden großen Namen Scholten und Opzoomer zurückführen zu dürfen. Inwieweit dies bei Scholten zutrifft, dafür würde u. a. auch seine oben angeführte Äußerung über die Feuilletonisten im Gids (damals der Revue des deux mondes vergleichbar) in Betracht zu ziehen sein. Auch Sepp hatte bereits seine meisterhafte Charakteristik Scholtens mit dem Wunsche geschlossen, daß der große Denker vor den Torheiten unreifer Schüler bewahrt bleiben möge. Auf der anderen Seite kommt neben der älteren Periode Scholtens, derjenigen seiner großen dogmatischen Werke, noch eine zweite in Betracht, in welcher er — in der gleichen Zeit, in welcher die Tübinger Schule auf den deutschen Universitäten fast völlig zurückgedrängt war — die historisch-kritische Arbeit Baurs neu aufnahm, indem er der Reihe nach das Johannes-, das Lukasevangelium und das „älteste" von Markus und Matthäus gemeinsam benutzte Evangelium mit der gleichen mikroskopischen Genauigkeit wie einst Baur untersuchte. Doch auch diese Riesenwerke echten Gelehrtenfleißes dürften noch ebensowenig wie bei Baur und bei Ritschl das Recht geben, Scholten als Vater der modernen Theologie hinzustellen. Die mehrfachen Kontroversen Scholtens mit dem scharfsinnigen Utrechter Philosophen Opzoomer hängen ja gerade mit denjenigen Grundfragen zusammen, in welchen Opzoomer den Ausgangspunkt für die Führer der sich zuerst als moderne Theologie bezeichnenden geistigen Bewegung geboten hat.

Die Übersicht der bahnbrechenden Werke Opzoomers bei Herderscheé ist recht geeignet, auch in Deutschland zu einem erneuten Studium des (in seiner einzigartigen Stellung unter den Fachphilosophen wohl nur mit Kuno Fischer zu vergleichenden) zweiten holländischen Philosophen (wenn wir Spinoza als den ersten fassen) anzuregen. Herderscheé hat auch darin Recht, wenn er die Empirie, wie Opzoomer sie faßte, in Parallele stellt zu jener „naturwissenschaftlichen Methode", die in meiner Jenaer Prorektoratsrede definiert ist. Aber zu jener Empirie, wie Opzoomer sie verstand, und wie Allard Pierson in seiner — eine Flut von Entgegnungen hervorrufenden — Jugendschrift über „Spekulation, Autorität und Empirie" sie anwandte, ist in dem späteren Entwicklungsprozeß Piersons ein immer merkbarerer Gegensatz zutage getreten. Die vielfachen Wandlungen Piersons sind in Holland sprichwörtlich geworden.

Aber wir müssen uns hier an Herderscheés Darstellung halten und können darum mit Bezug auf „das tiefere Eindringen der modernen Theologie in der Gemeinde" nur kurz konstatieren, daß hierbei obenan die Erstlingsschriften Busken Huets und Piersons in Betracht kommen. Wie gerne würde ich die beiden geistsprühenden Männer von einer ihrer Schriften zur andern vorführen! Aber für die so hochnötig werdende Selbstkritik unserer Jüngsten würde es schon genügen, wenn sie sich überhaupt einmal

Digitized by Google

durch Herderscheé in diese Schriften einführen ließen. Den Ausgangspunkt bilden die 1857 erschienenen „Briefe über die Bibel“ von Busken Huet, im Grunde eine Popularisierung der Tübinger Kritik, aber von gleichzeitigen anderen Veröffentlichungen begleitet, welche in dem Verfasser damals noch den gleichen Zug aufweisen, wie wir ihn anfänglich auch bei Strauß, z. B. in den Lebensbildern seiner Mutter und seines Bruders, mit Freude betonen dürfen.

Von den weiter besprochenen Erstlingsschriften, welche die neuen Prinzipienfragen in die Gemeinde getragen haben, treten die akademische Rede Opzoomers von 1862 und die Broschüre Piersons über den „Ursprung der modernen Richtung“ in die vorderste Reihe. Ihnen schloß 1867 J. C. Matthes mit der mehrfach aufgelegten Schrift „Die neue Richtung“ sich an. Aber man findet bei Herderscheé auch alle die weiteren, eine immer größere Erregung der Gemüter hervorrufenden Schriften von Poelman (Was die moderne Theologie lehrt), Zaalberg (Die Religion Jesu und die moderne Richtung), Colenbrander (Keine Fabeln — mit Bezug auf die biblischen Wunder), Stricker (Jesus von Nazareth nach der Geschichte geschildert). Gleichzeitig stellten sich eine Anzahl von Zeitschriften in den Dienst der Bewegung, die mehr und mehr das ganze Volk in Mitleidenschaft zog. Es läßt sich kaum ein größerer Kontrast denken, als zwischen dem damaligen allgemeinen Theologisieren und dem späteren Rückschlag in jenen Degout vor aller Theologie, der die tiefstliegende Ursache des Triumphes der Kuyperschen Reaktion war. Vergeblich hatte der Leydener Prius schon 1861 davor gewarnt, derartige Streitfragen in die Gemeinde zu werfen. Wie sehr die Beschäftigung damit dem damaligen Zeitgeiste entsprach, sollte sich besonders seit den Vortragscyklen verschiedener zu gemeinsamem Zwecke verbundener Redner zeigen, wie sie seit 1866 in Amsterdam, bald nachher in Leyden, Nymegen, Dordrecht, Deventer, Rotterdam begannen. Es ist ein langes Namensverzeichnis, das sich weiter anschließt. Und doch muß Herderscheé zur Ergänzung auf die damaligen Zeitschriften (wie „Neu und Alt“, „Glaube und Leben“, „Los und Fest“) hinweisen.

Hören wir aber auch seine Kritik jener Zeit! „Erst wenn der Mensch einige Zeit die Freiheit geschmeckt hat, weiß er den rechten Gebrauch von ihr zu machen. Dieses Wort Macaulays hat sich auch in der Geschichte der modernen Theologie bewährt.“ Man vergleiche S. 118 hinsichtlich der Einzelnachweise dieses Verlaufs, S. 119 die Schilderung des anfänglichen frischen Luftzugs und des unerschütterlichen Selbstgefühls, S. 120 die Parallele mit der um 50 Jahre jüngeren sozialen Bewegung, aber auch S. 120 die wehmütige Konstatierung der unleugbaren Tatsache, daß „die Periode warmer Erregung und lebendigen Interesses nur kurz gedauert hat“, S. 121 die Erklärung Rauwenhoffs, „daß das, was man für einen neuen Anfang gehalten hatte, in Wirklichkeit nichts anderes war als die letzte Phase eines ablaufenden Entwicklungsprozesses“. Ja, der Verfasser fügt alledem noch ausdrücklich hinzu: „Die geringe Eingenommenheit, womit Nippold sich über den Namen „modern“ ausgesprochen hat, steht nicht allein.“ Herderscheé denkt dabei an die Einleitung der Rede über „Das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung“.

Eine Reihe anderer Bemerkungen, die der — persönlich stets seine Jugendideale festhaltende — rückschauende Historiker in diesem Zusammenhang macht, erinnern sogar an Thikötters Kritik. Andererseits weist er mit vollem Recht darauf hin, wie die holländische Bewegung damals vom Ausland aus gestärkt wurde. Der Einfluß von Colani, Scherer, Pressensé, Pécaut, Renan ist gerade in den Anfängen der Bewegung am stärksten hervorgetreten. Dazu gesellte sich von der Schweiz aus derjenige von H. Lang und E. Langhans, und von Amerika aus der von Channing, Parker, Ralph

Digitized by Google

Emerson. Das — allen verschiedenen Nuancen gemeinsame — Grundprinzip, das Herderscheé als das der „organischen Weltanschauung“ bezeichnet, wird (im Anschluß an ergreifende Verse Génestets) energisch von ihm verteidigt. Er rekurriert dabei auch hier (wie noch mehrfach) auf seinen ehrwürdigen Vater Hooykaas Herderscheé, sowohl auf dessen Verteidigung gegen die juristischen Angriffe van der Brugghens wie auf die Auseinandersetzung mit van Bell über die Bezeichnungen: empirische oder unabhängige Theologie. Gleichzeitig werden auch die Kritik von Martens (Das neue Christentum?) und die Wandlung Muurlings aus einem Groninger in einen modernen Theologen (seit seiner Schrift: „Resultate der Untersuchung und Erfahrung auf religiösem Gebiete“) berücksichtigt.

Das für die zur Zeit in Deutschland schwebenden Fragen wichtigste Kapitel ist jedoch das dritte über die Stellung zur Kirche, und zwar zunächst (noch ohne Rücksicht auf die Forderungen der Gegner) über die eigene Frage: „Können wir Pfarrer der Kirche **bleiben**?“ Neuerdings haben wir auch in Deutschland eine ganze Reihe der führenden Männer, die im Anfang energisch ihr Recht auf Kirche und Pfarramt in der Kirche vertraten, wenige Jahre später ihr Amt aufgeben sehen. Durch nichts ist die Stellung des Pfarrerstandes und die Bedeutung der Kirche im Volksleben schwerer geschädigt, da die ursprünglichen Argumentationen durch die späteren aus dem gleichen Munde einfach ad absurdum geführt wurden. Aber auch in dieser Hinsicht ist das, was die deutsche Kirche heute durchmacht, einfach das Nachspiel der holländischen Vorkommnisse. Die gleichen hochbegabten Männer, die Herderscheé im zweiten Hauptstück als diejenigen genannt hatte, welche die neuen Ideen zuerst in die Gemeinde getragen hatten, haben nicht lange nachher ihr Amt in der Gemeinde aufgegeben. Voran ging schon 1862 Busken Huet. Herderscheé hat in diesem Zusammenhang auch (Anm. zu S. 151.2) der verschiedenen Stadien seines Verhältnisses zu Potgieter gedacht. Für den deutschen Leser, und nicht bloß den theologischen, wäre daneben allerdings schon längst eine Spezialbehandlung dieses überaus wichtigen Kapitels der holländischen Literaturgeschichte am Platze gewesen. Einigermaßen bekannter ist dagegen aus Piersons Leben diejenige Episode, in welcher er als Privatdocent und a. o. Professor in Heidelberg tätig war, bevor er seine überaus umfassende Wirksamkeit an der Amsterdamer Universität begann. Dem Verbleib in Deutschland war jedoch sein Austritt aus seinem Rotterdamer Pfarramt vorhergegangen. Von allen ähnlichen Fällen hat keiner eine derartige allgemeine Bewegung hervorgerufen. Es lag dies zumal an der durchschlagenden Gegenschrift auf seine Austrittserklärung: von seinem alten Freunde Réville, dem nachmaligen Begründer der ersten Zeitschrift für allgemeine Religionsgeschichte. Révilles gewaltige, den alten Wahlspruch des Freistaats erneuernde Erklärung Nous maintiendrons ist durch Kronenberg (Wir bleiben) in noch weitere Kreise getragen. Auch Scholten und Kuenen sind in diesem Falle vom Katheder herabgestiegen, um zur Gemeinde zu reden. Sie konnten zugleich die Autorität des hochgeschätzten Historikers Fruin, ja sogar die von Stuart Mill und von Buckle für den Verbleib in der Kirche in Anspruch nehmen. Dagegen wurde der Streit durch Busken Huets „Ungefragten Rat“ (Ongevraagd advies) von Indien aus unglaublich verbittert. Gegen seine scharfe Feder wagten nur wenige aufzutreten. Hooykaas Herderscheé aber hat es auch in diesem Falle nicht gescheut. Nur im Vorübergehen können wir der weiteren literarischen Kontroversen dieser Tage (Roorda van Eysinga, Zaalberg, Jungius, de Keyser) gedenken. Fast jeder neue Austritt (Straatman, Corver, Jorissen u. a.) rief eine neue Erregung der Gemüter hervor. Die Art, wie der mutlose Skeptizismus um sich griff, glich einer geistigen Epidemie. Und dabei waren die nur vom „Kampf um die Welt-

Digitized by Google

anschauung" Ergriffenen vollständig blind dafür, wie die jesuitischen Zeitschriften ihrer Selbstzerfleischung die Waffen gegen den Gesamtprotestantismus entnahmen, und wie die Kuyper und Kögel die modernen Extreme dem alten liberalen Prinzip, ja jeder ernst wissenschaftlichen Forschung aufs Konto zu setzen begannen.

Die ganze bisher vorgeführte Auseinandersetzung über die Frage: „Können wir bleiben?" hatte es jedoch nur mit den Verhandlungen der Modernen untereinander zu tun. Einen ganz anders bitteren Charakter trugen naturgemäß die Angriffe der Gegner, welche jene nicht mehr in der Kirche dulden wollten. So wurde für zahlreiche tüchtige Männer und zugleich für ihre Familien die Existenzfrage aufgeworfen. Vielfach sind wahrhaft tragische Verhältnisse eingetreten. Auch für diejenigen, welche ihre Stellung in der Kirche behaupteten. Denn während der tiefste Ursprung der ganzen modernen Bewegung darin lag, auf die (von der veränderten Weltanschauung ergriffenen) gebildeten Kreise der Städte Einfluß zu gewinnen, wurden ihren Anhängern gerade die größeren Städte eine nach der anderen verschlossen. Es geschah dies unter der Nachwirkung eines neuen Wahlreglements (von 1866), welches für die kirchliche Gemeinde das gleiche suffrage universel einführte, welches den deutschen Reichstag zur Domäne der Klerikalen und Sozialdemokraten gemacht hat. In Deutschland ist dieses „Palladium" der Nachwirkung des „inneren Konflikts" in Preußen zu verdanken gewesen, indem die fortschrittliche „Bourgeoisie", die jenen heraufbeschworen, dadurch an die Wand gedrückt werden sollte. In Holland war es die Folge des gleichen Doktrinarismus, der in der Schulfrage abstrakte Theorien an die Stelle der Befriedigung realer Bedürfnisse gesetzt hatte, während er die päpstliche Oktroyierung einer neuen Hierarchie stillschweigend vorbereiten ließ. Gerne würde ich die überaus beherzigenswerten Ausführungen Herdericheés über die infolge dieses Reglements entstandene Notlage und Gewissensbedrängnis mit übernehmen, muß mich hier aber auf den Hinweis auf S. 162/4 beschränken. Dagegen sei es wenigstens ausdrücklich betont, wie aktuell diese und die nachfolgenden Schilderungen gerade zurzeit für die deutschen Verhältnisse sind. Das gleiche gilt mit Bezug auf die Bildung einer freien Gemeinde durch die Brüder Hugenholtz in Amsterdam, die ihrerseits wieder dem gleichen Geschick verfiel, wie die freien Gemeinden der vierziger und fünfziger Jahre in Deutschland.

Wir sind uns wohl bewußt, daß es (ähnlich wie bei der holländischen Phase in der Geschichte der evangelischen Allianz) eine im Verhältnis zu anderen Abschnitten unerlaubte Ausführlichkeit ist, mit welcher wir diese Fragen behandelt haben. Aber es hat sich damals auf holländischem Boden einfach das gleiche abgespielt, was zwei oder drei Jahrzehnte später in Deutschland nachfolgte. Schon die Umwandlung der evangelischen Allianz in eine konfessionell-orthodoxe Gemeinschaft läßt sich ihrerseits nur verstehen als Rückschlag gegen die modernen Exzesse. Wie immer in solchen Zeiten sind die vermittelnden Elemente zwischen den beiden Extremen vermieden. Aber wir können in diesem Zusammenhang nur noch in Kürze den holländischen Bestrebungen nachgehen, zuerst die Modernen, dann aber auch die liberaleren Elemente überhaupt aus der Kirche auszustoßen.

Der erste Abschnitt des vierten Hauptstücks führt die Bekämpfung der Modernen zunächst durch die Orthodoxen, sodann durch die Evangelischen, schließlich durch die Freidenker vor. Voran geht eine Charakteristik der prinzipiell liberalen Grundlage der holländischen Kirche, die sich selbst durch ihre General- und Provinzialsynoden und die den letzteren untergeordneten „Klassen" regierte; die sich einer meisterhaften Revision der alten Bibelübersetzung und einer jeder religiösen Stimmung entgegenkommenden Ergänzung des Gesangbuchs erfreute; die gleich sehr die Groninger und die Abgeschiedenen

Digitized by Google

dulden gelernt hatte; die endlich vor dem Beginn der modernen Bewegung weder Streitigkeiten über die Taufformel noch über das Konfirmandenbekenntnis gekannt hatte. Nun aber entbrannte zunächst mit Bezug auf die beiden letzteren Punkte der Streit, nachdem sich den Modernen gegenüber seit Oktober 1864 die konfessionelle Vereinigung gebildet hatte. Was dieselbe seit April 1865 an Maßnahmen gegen „die neue Religion“ angestrebt hat, beginnt sich 40 Jahre später in Deutschland Punkt für Punkt zu wiederholen. Sogar der Bremer Streit über die durch Pfarrer Mauritz veränderte Taufformel hat in dem Hoeversschen Falle (S. 180) ein Vorspiel. Von bleibendem Werte ist jedoch nur die aus den Wirren hervorgegangene Scholtensche Schrift über die älteste Taufformel.

Die seit 1866 bei der Generalsynode eingereichten Beschwerden der konfessionellen Gruppe haben, obgleich diese oberste Behörde Jahr um Jahr wechselte und je nachdem sehr verschiedene Beschlüsse faßte, die äußerste Rechte niemals befriedigt. Sie hat durch das der offiziellen „Kirchenzeitung“ entgegengestellte „Kirchliche Wochenblatt“ ihre Reihen immer fester geschlossen. Aber auch im modernen Lager haben die vermittelnden Beschlüsse der Synode oft hartnäckige Opposition gefunden. Man vergleiche darüber bei Herderschee die auf die Tauffrage bezüglichen Schriften von Berlage, Nolst Trénité, de Meijer. Von bleibendem Belang sind noch heute die Erörterungen des Utrechter Doedes auf der einen, die Debatte zwischen den Leydener Kollegen Rauwenhoff und Prins auf der anderen Seite.

Die Konfirmationsfrage ist durch eine der alten liberalen Einrichtungen, die den Ältesten besondere Teilnahme zuweist, noch mehr zum Gegenstand des Streites geworden. Denn derselbe wurde in die einzelnen Familien hineingetragen, sobald die (mit einem modernen, bald aber auch mit einem gemäßigt liberalen Pfarrer zusammen amtierenden) Ältesten zu „streiken“ begannen, so daß den Kindern das für sie erforderte Zeugnis nicht ausgestellt werden konnte. Der erste derartige „Streik“ hat in Nymegen, in der Gemeinde von Hooykaas Herderschee 1874 75 begonnen. Eine Petition von 900 Pfarrern wandte sich an die Synode mit der Bitte, daß die Konfirmation nicht einen kirchenrechtlichen, sondern einen religiösen Charakter tragen, nicht Zustimmung zu dogmatischen Formeln, sondern Erklärung der Herzensgesinnung einschließen solle. Auch über diese Frage ist eine umfangreiche Literatur entstanden. Wir nennen nur die Namen von Bruins, van Bell, van Manen (modern), von Mees, Thoden van Velzen (evangelisch) und Douwes „Sturm in der niederländisch-reformierten Kirche“. Der Reorganisationsvorschlag des späteren Synodalsekretärs Overman (1873) führte so wenig zum Ziele, wie die Vermittlung des Groningers Dieſt Lorgion. Bei der Synode wurden vier mit einander streitende Anträge nebeneinander eingereicht. Auch die Zusammenkunft von Vertretern der drei Richtungen (1877) hat weder die „schiedlich friedliche Trennung“, noch die Fürsorge für die Minoritäten in den Gemeinden zu ordnen vermocht.

Besonders tranrige Episoden bildeten der in etwas späterem Zusammenhang behandelte „Fall Zaalberg“ (1867/75) und mehrere parallele Fälle, in welchen die Amtsführung moderner Pfarrer ebenfalls gewaltsam lahmgelegt wurde. Am ärgsten aber bleibt doch für den Ausländer der gewalttätige Überfall einer Kirche in Amsterdam zum Raub des Kirchenvermögens. Der spätere Ministerpräsident Kuyper hat dabei eine Hauptrolle gespielt.

Immerhin haben nach und nach auch angesehene Führer der Rechten Wege zum Frieden zu suchen begonnen. So Cramer, Gunning, Bronsveld, Vater und Sohn Chantepie de la Saussaye. Aber noch die Synode von 1904 hat sich an einer Quadratur

Digitized by Google

des Zirkels abgemüht. Gunning ließ ihr die Schrift „Erniedrigen wir uns nicht selbst“ folgen. Bewunderungswürdig bei alledem blieb, wie Bronsveld (Doedes' Schwiegersohn) in der für alle Parteien gleich unvermeidlichen Verteidigung gegen Rom immer wieder ein Band der Einigung fand. Auch die Evangelisch Maatschappy (Evang. Gesellschaft), die ältere Schwester des Evangelischen Bundes, hat das gleiche Streben nie außer acht gelassen. In ihr hat auch der Verfasser des an dieser Stelle zugrunde gelegten Werkes (der langjährige Generalsekretär der E. M.) stets den Frieden mitten im Streite gefunden.

Den Angriffen von orthodoxer Seite auf das Recht der Modernen in der Kirche haben jedoch auch „Evangelische“ sekundiert. Herderschees gibt auch von dieser Seite der allgemeinen Bewegung eine konzise Übersicht. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Vätern der späteren modernen Theologie hat seitens der evangelisch-liberalen Richtung schon lange, bevor der neue Parteiname auftauchte, begonnen. Auch die Groninger Schule hat von Anfang an die gleiche apologetische Haltung eingenommen, welche in dem bösen Briefe an Hofstede de Groot seitens des umgestimmten Allianz-Komitee erst in die spätere Zeit verlegt und als Anfang einer „Bekehrung“ gedeutet wurde. Herderschees geht daher in diesem Abschnitt mit gutem Grund auch in die beiden Jahrzehnte vor Aufkommen des Namens „modern“ zurück.

In die vorderste Reihe stellt er die — gegen Opzoomers Antrittsrede über „die Philosophie, den Menschen mit sich selber versöhnend“ gerichtete — Gegenschrift von Koetsveld's: „Der Glaube, den Menschen mit sich selber versöhnend“ (1846). Ihm folgte Francken, der abermals einer Opzoomerschen Schrift über „das Wesen der Tugend“ die Ergänzungsschrift „das Wesen der Tugend nach dem Evangelium“ entgegenstellte (1849). Beide gehörten noch der älteren liberal-konservativen Schule von van der Palm und Heringa an. Die Groninger ihrerseits haben dann sofort nach dem Beginn der von Busken Huet und Pierson seit 1857 inaugurierten Bewegung ihre Zeitschrift „Wahrheit und Liebe“ in den Dienst strenger wissenschaftlicher Erörterung über die neuen Probleme gestellt. Wir heben z. B. die Artikel von 1869 über „die Religion“ heraus. (De godsdienst, während das deutsche Wort „Gottesdienst“ im Sinne von Kultus dem holländischen eeredienst entspricht.)

Der Kampf der (schon durch Scholtens überlegene Dialektik in den Hintergrund gedrängten) Groninger ist nicht immer glücklich gewesen. Es gilt dies z. B. von der Antwort auf Génestets ergreifendstes Laiengedicht Peinzensmoede (im Deutschen schwer übersetzbar, etwa zwischen Denkmüde und Skrupelsatt die Mitte haltend): „In Rätseln wandeln“ (Wahrheit in Liebe 1869). Auch die schon 1865 erschienene Schrift des älteren Hofstede de Groot „Warum legen verschiedene Prediger der modernen Richtung ihr Amt nieder?“ hat sich zu wenig in die Ideale des Gegners versetzt, um die Irrtümer mit wirklichem Erfolg zu bekämpfen. Aber Hofstede hat doch, so sehr er die durch die neue Richtung bewirkte Einbuße des kirchlichen Gemeinschaftslebens beklagte, niemals aufgehört, in solchen Liebeswerken wie der Ev. Maatschappy mit ihr zusammenzuarbeiten. Ebensowenig sein gleichnamiger Sohn. In der Polemik gegen Buskens Huets „Briefe über die Bibel“ versuchte dieser dem von jenem fingierten Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester einen theologisch besser geschulten Neffen gegenüberzustellen. Er hat dadurch noch Génestets Spott hervorgerufen, und Busken Huet antwortete in einer neuen Auflage seiner „Erbauungslektüre“ (Stichtelijke lektuur: der Titel, im Anschluß an Beets berühmte Stichtelijke uren, die sich allerdings wohl besser mit „Stunden der Andacht“ übersetzen lassen). Auch der jüngere Hofstede de Groot ist aber weder durch den Spott noch durch andere Angriffe jemals darin müde

Digitized by Google

geworden, bis zum Aufgebot der letzten Kraft seinem Volke gediegene wissenschaftliche Arbeiten zu schenken. Seine Bearbeitung von Wylies Reformationsgeschichte verdient gleiche Anerkennung wegen seiner Ehrenrettung Zwinglis wie wegen seiner unerbittlichen Entlarvung der calvinistischen Inquisition. Seine „Hundert Jahre aus der holländischen Reformationsgeschichte" haben in Otto Greeven einen sachkundigen deutschen Bearbeiter gefunden. Auch der (überhaupt als Kirchenhistoriker hochverdiente) Verfasser des parallelen Werkes über die „Hundert Jahre aus der friesischen Reformationsgeschichte", Reitsma, hat sich der wissenschaftlichen Bekämpfung der modernen Theologie nicht entzogen. Seine Schrift „Die moderne Theologie aus dem Standpunkt der modernen Natur- und Weltanschauung" kann zu den Entgegnungen auf Borgesius: „Die moderne Theologie in ihrem Prinzip und ihrem Wert" gerechnet werden, gegen die auch Douwes, der alte Gegner von Scholtens Determinismus (1859) und der Verfasser von „Monismus oder Dualismus", aufgetreten war. Auch in der Hitze des Kampfes haben aber die „Evangelischen" die Pflicht jenes „Zusammenlebens" nicht vergessen, über dessen Unumgänglichkeit Herderscheé noch Jolles zu Wort kommen läßt.

Einen ganz anderen Ton der Polemik hat die nicht sowohl der Theologie als dem Christentum und dem Christusglauben überhaupt feindliche Literatur angeschlagen. In der oben aus meinem Ansatz von 1861 mitgeteilten Ausführung ist diese zunächst im Dageraad (Morgenröte) vertretene Tendenz nur gestreift. Herderscheé führt aber auch ihre späteren Wortführer genauer vor. Obenan van Vloten mit den „Ehrlichen Wünschen über höheren und mittleren Unterricht". Es handelt sich hier wieder um eine derjenigen Episoden, wo ich besonders gerne weitere Ergänzungen beifügen würde, da zumal das Verhalten von Kuenen und Rauwenhoff in dieser unerquicklichen Kontroverse eine nähere Beleuchtung verdiente, und umgekehrt aus den Bischerischen und Straußischen Wirren allerlei Streiflichter auf van Vloten selbst fallen. Aber für den deutschen Leser hat es ein noch höheres Interesse, wenn er den — neuerdings bei uns beinahe auf das gleiche Piedestal wie Nietzsche gestellten — pseudonymen Multatuli (Douwes Dekker) in der Unflätigkeit seiner Angriffe auf alle von ihm einfach mit Heuchelei identifizierte Religion hier in demselben Fahrwasser findet. In seinem altniederländischen Spezialgebiete hatte sich van Vloten ähnliche Verdienste erworben, wie der Verfasser des Mac Havelaar um die Kolonialfrage. Aber der Ton, in welchem beide nicht sowohl die Theologie als die Religion bekämpfen, ist ein echtes Vorbild des die Nietzscheschen Gedanken in Roman und Novelle umsetzenden Naturalismus. Leider stellte sich auch der bekannte Staatsmann van Houten in die Reihe der Spötter. Und sogar der in der Entgegnung auf Strauß „Alten und neuen Glauben" neben Rauwenhoff besonders verdiente L'Ange Huet hat wie der gesamten Theologie so ganz besonders den Modernen nur sarkastischen Hohn ins Gesicht zu schleudern gewußt.

In was für ein anderes, erfreulicheres Literaturgebiet führt uns dagegen der zweite Abschnitt dieses Hauptstückes über die Verteidigung der modernen Theologie gegen ihre mannigfachen Gegner: obenan in seiner ersten Abteilung, der wissenschaftlichen Verteidigung. Hier werden die unvergänglichen Meisterwerke vorgeführt, von welchen heute alle Richtungen zehren. Die geistreiche Feuilletonistik von Busken Huet und Pierson ist auf den Tag berechnet gewesen, und ihre nachhaltigste Wirkung hat in der Kräftigung des entgegengesetzten Extrems gelegen. Wie anders die Nachwirkung der großen Führer Scholten, Kuenen, Rauwenhoff, Tiele, Hoekstra und ihrer zahlreichen ernstwissenschaftlichen Schüler. Auch wer ihre Werke von lange her kennt, lernt sie doch durch Herderscheés Charakteristik von neuen Seiten und in ihrem inneren Zu-

Digitized by Google

sammenhang kennen. Denn der Verfasser hat u. a. die in Deutschland kaum irgendwo benutzten Nekrologe in der Zeitschrift der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften mit gründlichem eigenem Studium jener Werke verbunden. Wir möchten daher, während jedes genauere Eingehen auf die populäre Massenliteratur nur zur ernsten Warnung vor den „neuen Bahnen“ in Deutschland werden kann, diesem Abschnitt als einem wahrhaft erhebenden Vorbild solider Forschung eine ganz spezielle Beachtung wünschen. Denn es ist die größte Zeit der Leydener Hochschule gewesen, wie sie bei dem Säkularjubiläum von 1875 auf alle Ausländer wirkte, welche hier in ihren theologischen Meistern lebendig heraustritt.

In die erste Reihe stellt sich natürlich auch hier J. H. Scholten. Da aber sowohl seine dogmatischen wie seine historisch-kritischen Werke schon früher gekennzeichnet wurden, genügt hier der Hinweis auf seine zahlreichen Predigten und erbaulichen Vorträge. Als Verteidigung seiner wissenschaftlichen Anschauung brauchten daneben nur die „Zurechtweisung an Dr. jur Isaak de Costa“ und die Widerlegung von Strauß „altem und neuem Glauben“ spezieller herangezogen zu werden. Um so vielseitiger tritt in diesem Zusammenhang die so vielfach bahnbrechende Wirksamkeit Kuenens ins Licht. Die verschiedenen Auflagen seiner „Historisch-kritischen Untersuchung nach der Entstehung und Sammlung der Bücher des A. T.“ (seit 1855), seine in Kruseman großem Sammelwerke über die vornehmsten Religionen erschienene „Religion Israels“, seine Propheten und Prophetie“ sind ja heute auch jedem Fachgelehrten zur Genüge bekannt. Aber wie sah es früher aus? Als der gelehrteste Fachmann auf dem gleichen Gebiete in Bern (Pfarrer D. Trechsel in Spiez) eine Übersetzung des letzteren Werkes veranstalten wollte, hat sich kein Verleger gefunden. Erst das in den Hibbert Lectures (1882) erschienene grundlegende Werk über „Volksreligion und Weltreligion“ hat auch deutsch erscheinen können. Aber noch bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum ist mein Referat in der Prot. Kirchenzeitung das einzige gewesen, welches die zahlreichen Einzelaufsätze Kuenens in der Theol. Tijdschrift auch für deutsche Leser zusammengestellt hat. Und wer kennt bei uns die Kontroverse über „Propheten und Prophetie“ zwischen Pierson, Kuenen und Oort, wer die Vorlesungen über die Bücher Mosis und die Skizzen aus der Geschichte Israels? Auch die Grundanschauungen Kuenens überhaupt sind erst auf dem merkwürdigen Umwege durch die „positiven“ Theologen, die von ihm ihr Bestes gelernt hatten (Valeton, Wildeboer) bei uns bekannter geworden. Seit Wellhausen aufkam, war alles, was vor ihm Vatke, Reuß und Graf, was vor allem Kuenen seit Jahrzehnten gelehrt, in der Versenkung verschwunden. Und daß der alttestamentliche Theologe Kuenen zugleich ein Meister der Ethik war, der unmittelbar neben Rothe gestellt werden mußte, ist bis heute ebenfalls nur seinen Landsleuten bekannt.

Von dem „Dritten im Bunde“ in der großen Leydener Zeit, von Rauwenhoff, ist wenigstens seine geniale Gegenschrift gegen Strauß' „alter und neuer Glauben“, als ich sie mit der „Bilanz“ der literarischen Kontroverse über die Bankerotterklärung von Strauß' früherem Idealismus zusammen herausgab, als die bedeutendste unter den selbständigen Gegenargumentationen anerkannt worden. Aber die internationale „Geschichte des Protestantismus“ hat keinen Übersetzer gefunden. So kennt man bei uns eigentlich den Kirchenhistoriker in Rauwenhoff viel weniger als den Religionsphilosophen. Denn die von Hanne bearbeitete, gleich sehr mit Lipsius wie mit Sabatier verwandte „Religionsphilosophie“ gehört zu den nicht veraltenden Werken.

An die drei älteren Leydener Kollegen reihte später der vom Amsterdamer remonstrantischen Seminar mit demselben nach Leyden übersiedelnde Tiele sich an. Seine großen Spezialwerke über die innerasiatischen Religionen sind zwar unübersetzt geblieben.

Digitized by Google

Dagegen hat sein Leitfaden der allgemeinen Religionsgeschichte ihn auch in Deutschland als den verläßlichsten Führer auf diesem umfassenden Gebiete kennen gelehrt, und sowohl seine Einleitung zur Religionswissenschaft wie seine Hauptzüge derselben (beide zuerst englisch als Gifford Lectures erschienen) haben die verdiente Beachtung gefunden. Immerhin verdienten noch zahlreiche Arbeiten sowohl gelehrter wie volkstümlicher Art aus Tiele's Feder auch in der deutschen Theologie aller Richtungen bessere Beachtung.

Am meisten zu bedauern bleibt es jedoch, daß den Werken Hoekstras in Deutschland die Einwirkung auf den Gang der dortigen Theologie nicht früher vergönnt war. Ob dabei ein Vorurteil gegen den Dissenter (Mennoniten) mitspielte? Und doch bewegen sich Hoekstras gründliche Untersuchungen gerade auf demjenigen gemeinsamen Gebiet, das mit keinerlei Konfessionalismus etwas zu tun hat. Schon in den fünfziger Jahren hatte er sich als ebenbürtiger Gegner des Scholtenschen Determinismus bewährt. Aus der überreichen Literatur über dessen „Lehre der reformierten Kirche" hat sich fast nur Hoekstras Werk über „Freiheit in Verbindung mit Selbstbewußtsein, Sittlichkeit und Sünde. Eine psychologisch-ethische Studie" auch auf jüngere Generationen vererbt. Daran reihten sich aber eine große Zahl späterer Werke über „den Glauben des Herzens nach dem Evangelium", den „Weg der Wahrheit auf religiösem und philosophischem Gebiet", eine philosophische und eine christliche Glaubenslehre, eine Sittenlehre, eine Geschichte der Sittenlehre, die gegen Opzoomer gerichtete Schrift über die „Quellen und Grundlagen des religiösen Lebens". Außer der von mir im Auszug in der Zeitschrift f. hist. Theol. (1866) wiedergegebenen Untersuchung über die „Prinzipien der alten Taufgesinnten" dürfte kaum etwas von Hoekstra auch deutsch erschienen sein. Und doch — wieviel hätte gerade die jüngste Phase unserer modernen Theologie von seiner „Hoffnung der Unsterblichkeit" und seinem „Glauben an eine übersinnliche Weltordnung" (in dem gleichen Sinn, wie dem Gebet ein übernatürliches Ferment innewohnt) zu lernen gehabt.

Wir dürfen hier nicht noch mehr Büchertitel häufen. Die große Zahl bedeutender Werke der von den großen Meistern gebildeten Schüler muß bei Herderschee eingesehen werden. Nur den einen Loman (den Lutheraner neben den Reformierten, Remonstranten und Mennoniten) dürfen wir schon darum nicht übergehen, weil sowohl seine mit der Straußischen Negierung des geschichtlichen Jesusbildes wetteifernde Ausstreichung des Paulus canonicus aus der Geschichte, wie seine symbolische Umdeutung der synoptischen Erzählungen auch in Deutschland und der Schweiz großes Aufsehen erregte. Das Steckesche Werk über den Galaterbrief mit seiner Fülle bedeutsamer Einzelbeobachtungen, die über der vorschnellen Schlußfolgerung zu sehr übersehen wurden, verdankt den zuerst in der Theol. Tijdschrift erschienenen Quaestiones Paulinae seine Entstehung. Auf die späteren Untersuchungen Lomans, so bewunderungswürdig sie bei dem Blindgewordenen erscheinen, hat doch seine Abhängigkeit von fremder Lektüre ungünstig gewirkt. Sie haben denn auch im Lande selbst, sowohl bei Scholten, wie bei Cramer, Rovers u. a. vielfache Gegnerschaft gefunden. Man sollte aber über diesen Kontroversen die (mit einer ähnlich feinsinnigen Skizze Rauwenhoffs wetteifernde) Charakteristik des „Joüa Davidson" nicht vergessen. Beide sind zwei Jahrzehnte früher erschienen, bevor jene sozialdemokratische Travestie des Lebens Jesu durch Liebknechts Vermittlung in deutscher Übersetzung erschien. Ebenso hat es doch bedeutsam nachgewirkt, daß der geschichtliche Quellenwert der Apostelgeschichte gerade durch Loman (neben Curtius) wieder größere Beachtung fand.

Wie die Arbeiten Lomans, so sind auch die (ebenfalls vorwiegend der neutestamentlichen Kritik gewidmeten) Studien van Manens bei Herderschee zu ihrem Rechte

Digitized by Google

gekommen. Und wie viele Werke anderer daneben! Wir übergehen die Büchertitel, nennen aber wenigstens noch die Namen Knappert, Michelsen und Straatman (diese noch vor Loman verzeichnet); sodann Eerdmans, Houtsma, Dyserinck, Elhorst, van de Sande Bakhuyzen, Harting, Verlage, Blom, Meyboom, Duker, van Loon, Boekewagen, Tideman, Pyper, van Langeraad, van Slee, Slotemaker, Scheffer, Bruining, de Bussy. Es sind immerhin nur die hervorragendsten. Aber wer neben den alten Godgeleerde Bijdragen (die in der Hochflut der modernen Theologie eingehen mußten) die seit 1867 begründete Leydener Theologisch Tijdschrift und die jüngst neben sie getretene neue Tijdschrift der Teylerschen Gesellschaft verfolgt, findet auch heute noch die gleiche wissenschaftliche Unermüdlichkeit, die den Ausländern in den fünfziger und sechziger Jahren allgemein imponierte. Im Grunde haben aber alle diese ernsten Studien mit den sensationellen Tagesfragen der modernen Theologie nur insofern zu tun, als ihre Verfasser den alten liberalen Gesichtspunkt auch der letzteren zugute kommen ließen.

Anders steht es mit der direkten Verteidigung derselben, die die drei folgenden Unterabteilungen vorführen. Die erste derselben über die „Streitschriften" hat aber ebenfalls für die gegenwärtige Lage in Deutschland noch einen speziellen Wert. Denn es ist das gleiche Selbstgefühl, ja der gleiche Übermut und das gleiche Herabsehen auf die „rückständigen", die „vorsündflutlichen", die „in die Rumpelkammer gehörigen" Werke Andersdenkender, wie es Thikötter heute in Deutschland beklagt, dem wir in den Anfängen der holländischen modernen Bewegung begegnen. Als Rufer im Streit wird von Herderscheé hier obenan van Gorkom genannt, der sein Pfarramt in der reformierten Kirche mit einem remonstrantischen vertauschte. Neben ihm aber kommen auch hier wieder die beiden völlig aus der Kirche ausgeschiedenen und die alten Leydener als „Halbe" bekämpfenden Vorkämpfer Busken Huet und Pierson in Betracht. Busken Huet hat schon 1862 die berühmte Dichterin Frau Bosboom Toussaint, deren Widerspruch gegen die Moderne freilich von Groen van Prinsterer angeregt war, die aber mit Potgieter aufs engste befreundet blieb, ebenso scharf zur Rede gesetzt wie die Professoren Gunning und Doedes. Von Pierson gehören neben den schon früher genannten Flugschriften noch die im Jahre 1860 so großes Aufsehen machenden Aufsätze „Ein Mißverständnis" und „Ein alleinstehender Streiter" (Chantepie de la Saussaye sen.) hierher, ebenso aus dem „Ursprung der modernen Richtung" der Abschnitt „Schwäche und Kraft". Auch der spöttische Vers Génestets gegen Doedes' Mihi constat ist nicht vergessen. Wir verzeichnen daneben noch Moddermann, den ungenannten Philalethes, der die Formel „modernes oder apostolisches Christentum" nicht gelten lassen wollte, sowie die beiden Schriften von Ph. R. Hugenholtz über „das Recht der Kirche und die freie Untersuchung" (gegen Doedes) und den „Weg zur Gewißheit" (gegen de Liefde). Schärfer noch waren die Angriffe auf die Doedessche Schrift: „Das Recht der Freiheit, nicht allein für die Theologie, sondern auch für die christliche Kirche". Von den alten Groninger Freunden hat sich damals Muurling getreunt und die Schrift: „Was ist Lehrfreiheit in der Kirche?" geschrieben, auch die „gleichmäßige Ehrfurcht vor der richtig begriffenen Freiheit der Theologie und der Kirche" verlangt. Von bleibendem Wert ist die Schrift des Leydener Philologen de Boneval Faure (Ältester in der wallonischen Gemeinde und spezieller Freund der Waldenser): „Orthodox und modern in derselben Kirche" Auch Maronier gab mehr als einen Beitrag zur Verteidigung der modernen Anschauungen, ebenso Maaldrink. Opzoomer hielt sich nicht für zu vornehm, um seine alte „Philosophie der Erfahrung" den neuen Gegnern gegenüber zu verteidigen. Das gleiche gilt von van Manen, „Der religiöse Charakter der neuen Richtung" (gegen J. Cramer). Durch Kuppers „Der Modernismus als fata morgana"

Digitized by Google

wurde der Gegensatz noch verschärft. Aber auch die Freidenker van Vloten und Frowein blieben nicht ohne Antwort. Als „Agricola“ trat de Meijier gegen den Groninger Reitsma auf („Religiöser Glaube ohne Wunderglaube“). Auch Hugenholtz und van Bell rückten den Groningern ihre „Inkonsequenz“ vor. Überdies bildeten sich neue Vereine „zur Beförderung selbständigen religiösen Lebens“ und „zur Verbreitung erbaulicher Blättchen“. Die erstere krönte eine Flugschrift Moltzers. Die zweite ließ die Schriftchen „Warum nicht mehr orthodox?“ und „Warum modern?“ auf einander folgen.

Wichtiger aber noch für die gemeinsame Verteidigung erwiesen sich die „Versammlungen moderner Theologen“, zuerst von Pierson in Rotterdam begründet, bald nach Leyden und Amsterdam übertragen, und seit 1865 regelmäßig jährlich gehalten. Unter den daselbst gehaltenen Reden hebt sich die auf der 25. Jahresversammlung (1890) von Kuenen besonders heraus. Von noch größerer Bedeutung aber erwies sich der „Protestantenbund“, von Opzomer im Jahre 1871 begründet, dem Protestantenverein nachgebildet, aber mehr wie dieser auf gemeinkirchliche praktische Arbeit gerichtet, aus der obenan die schöne Sammlung geistlicher Lieder zu erwähnen ist, die vielfach im Gemeindegottesdienst eingeführt wurden.

Noch schließen zwei Hauptstücke sich an, deren Inhalt aber nur noch kurz berührt werden kann. Im fünften (über „verschiedene Strömungen“) wird zuerst das Aufkommen der „ethischen Richtung“ geschildert, die gegen den einseitigen Intellektualismus Front machte. Unter den mannigfachen Einzelphasen dieser Auseinandersetzung gedenken wir wenigstens der Kontroverse Kuenen = van Hamel. Auch Rauwenhoffs schöner Essay über Matthew Arnold (dem noch der über Stanley und Rainy zur Seite trat), und die Einwände Bruinings gegen denselben werden erwähnt. Für eine zukünftige deutsche Bearbeitung sei noch auf die Ausführungen S. 318 und 321 aufmerksam gemacht. Eine zweite Abteilung behandelt die sonstigen Gegensätzlichkeiten unter den Modernen selbst unter dem Titel „In anderen Bahnen“. Wir heben daraus noch Knapperts Klage über den eingerissenen Wirrwarr hervor.

Das sechste Hauptstück summiert die Erfahrungen von fast einem halben Jahrhundert als „die Stellung der modernen Richtung im religiösen und sittlichen Volksleben“. Es werden hier vier Punkte nacheinander behandelt und zwar jedesmal unter Angabe einer umfassenden Spezialliteratur, die jedoch für deutsche Verhältnisse kaum in Betracht kommt. Die erste Gruppe bezieht sich auf die Religionsübung und behandelt kultische Fragen. Aus der zweiten über den Religionsunterricht verdienen obenan die feinen Beobachtungen von Professor S. Cramer (Mennonit) über konservativen Modernismus auch auf deutschem Boden Beachtung In der dritten über die Lektüre finden sich u. a. eine erstaunliche Anzahl spezieller und lokaler Zeitschriften (S. 366). Als Vorbild vieler späteren Bibelauszüge wird van Koetsvelds „Hausbibel“ in Erinnerung gerufen, die dem Herausgeber freilich bereits schmutzige Beschimpfungen der orthodoxistischen Partei zugezogen hatte. Ebenso wird in der vierten Abteilung über äußere und innere Mission van Koetsvelds Verdienst um die Idiotenwache betont. Die moderne Theologie hat sich aber in diesen Fragen einfach den älteren Richtungen angeschlossen.

Der schließliche Rückblick sticht angenehm ab gegen die ursprüngliche, auch von Herderschee konstatierte Selbstüberhebung. Wir übernehmen daher wenigstens einige Sätze (S. 387): „Daß von orthodoxer Seite jetzt das Recht der Kritik anerkannt wird und die Resultate der Großmeister der modernen Theologie übernommen werden, ist gewiß eine merkwürdige Lebenserscheinung auch für die moderne Richtung. Sie hat

Digitized by Google

jedoch noch einen anderen Grund des Vertrauens, daß ihr Erscheinen mehr als eine fata morgana ist. Was das Los der Kirchengenossenschaften werden wird, ob sie sich dort auf die Länge an ihrem Platz fühlen und ob für ihre Anhänger sich dort immer Platz finden wird, darüber kann niemand mit Sicherheit eine Prophezeiung wagen. Aber gerade weil ihr Wesen in den christlichen Prinzipien begründet und im Protestantismus gewurzelt ist, ist ihre dauerhafte Lebenskraft nicht zweifelhaft. Im Zusammenleben wird sie immer einen Beruf haben. Denn dasselbe wird stets nach Religion suchen, nicht nach einer Religion äußerlicher Kirchenformen und Dogmen und abstrakter Begriffe, sondern nach einer Religion, die in Übereinstimmung mit Wissenschaft und Kultur steht und den Bedürfnissen des Menschenherzens Genüge leistet."

Es sind Worte des greisen Kuenen, die den alten Idealen seiner Jugendjahre entsprechen. Es schließt sich daran noch der Schluß von Jean Révilles Schrift über den freisinnigen Protestantismus. Und dann macht sich der Sohn noch einmal das Bekenntnis seines Vaters Hoonkaas Herdericheé zu eigen (aus „Wachstum inmitten der Verwesung"): „In der Kirche, speziell in der niederländisch-reformierten Kirche mag die moderne Richtung, zur Zeit wenigstens, wenig Aussicht haben — aber mit erneuter Kraft setzen wir unser heiliges Werk fort, um das religiöse Leben in freisinnigem Geist zu wecken und zu stärken, freudig des guten Ausgangs gewiß. Laßt das Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben — erst dann wird die Frucht angeschaut werden."

Die moderne Theologie in Holland ist ein Stück Geschichte geworden, das der Vergangenheit angehört. Wie zum Entgelt dafür hat sie jedoch in Herderscheé einen Historiker gefunden, der das, was von bleibendem Wert in ihr war, auch für andere Formen der Theologie herauszufinden verstand. Gerade umgekehrt sowohl in der einen wie in der anderen Hinsicht ist es dagegen der gleichzeitigen Bewegung in der Schweiz ergangen, die sich „Reformverein" nannte und in dem „Verein für freies Christentum" sogar eine interkonfessionelle Form zu schaffen vermochte. Wie sehr diese Richtung sich als unzerstörbares Ferment auch für ganz andere Kreise bewährt hat, zeigt allein schon die außerordentliche Verbreitung der Bitziusschen Predigten bis in unsere orthodoxesten Kreise hinein. Freilich ist Bitzius der denkbar schärfste Gegner des modernen Infallibilismus gewesen. Seine erste Tat als bernischer Erziehungsdirektor ist die Berufung des positiven Professor Oettli in die Berner Fakultät gewesen. Auch dessen Kollege Schlatter hat sich schon in seinen Anfängen seiner warmen Fürsprache erfreut. Umgekehrt hatte Bitzius schon als „Reformchronist" die Verweigerung der Kirche in Heidelberg für die Privatgottesdienste der „Positiven" mit scharfen Worten getadelt. Und wie richtig er die Eigenart der evangelischen Allianz auf ihrem englisch-amerikanischen Kulturboden zu werten verstand, ist schon in früherem Zusammenhang zur Sprache gekommen.

Was von ihm gilt, gilt aber nicht minder auch von seinen Freunden sowohl in Bern wie in den anderen Kantonen. So haben wir also in der Schweiz zwar eine ebenso energisch vorwärts strebende Richtung, wie in Holland, aber eine solche, die keine Prärogative für sich beanspruchte,

Digitized by Google

sondern sich stets als ein einzelnes Glied des Leibes gefühlt hat, eben darum aber auch eine unvergängliche Kraft in sich trug. Um so auffälliger ist es dagegen, wie das jüngste Geschlecht, das auch in der Schweiz den „neuen Bahnen“ nachzulaufen beginnt, es für unnötig hält, bei dem Rückblick auf die Geschichte der Reformpartei jenen ihren genialsten Führer auch nur mit in Betracht zu ziehen.

„Man möge es mir zugute halten, daß ich die Bitziussche Eigenart unberücksichtigt lasse, einfach weil ich zu einem Studium dieses Mannes und seines Einflusses bis jetzt nicht gekommen bin.“

So wörtlich Professor Wernle in Basel in dem Rückblick auf die Geschichte der schweizerisch-theologischen Parteien, welchen er dem in den „Zeitstimmen“ erschienenen Aufsatze Pfisters über den gleichen Gegenstand entgegenstellte. Wie ist es denkbar, daß sich jemand einreden kann, die Reformbewegung zu verstehen, ohne die Gesamtarbeit von Bitzius in succum et sanguinem aufgenommen zu haben? Es scheint in der Tat die gleiche ernste Warnung, welche im früheren Zusammenhang hinsichtlich der „Mobilmachung der Theologie gegen die Kirche“, ja hinsichtlich der „trunkenen Wissenschaft“ ausgesprochen werden mußte, neuerdings auch in der Schweiz nötig geworden zu sein. Wie sehr sticht die Polemik der Jüngsten auch hier ab von der abgeklärten, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhenden Auffassungsweise, welche die Darstellung eines Finsler und eines Ischer kennzeichnet.

Mit dem Hinweis auf die Schriften dieser beiden „Vermittlungstheologen“ schließt (S. 289) in der Geschichte der Theologie der § 20 über die „schweizerischen Mahnungen an die Lebensfragen des deutschen Protestantismus“ ab. Aber heute scheint mehr wie je die erneute Lektüre dieser Schriften empfohlen werden zu müssen. Einmal schon aus dem lokalen Interesse, um das, was sich in der Schweiz neuerdings „Vermittlungstheologie“ nennen darf (denn das einzige Organ derselben wird von der Wernleschen Anschauung beherrscht) mit den früheren Idealen derselben Richtung vergleichen zu können. Sodann aber, weil dieselbe Klage in Bezug auf die zu geringe Beachtung der schweizerisch-kirchlichen Verhältnisse in Deutschland erhoben werden muß, wie oben hinsichtlich Hollands. Läßt sich ein kläglicheres Symptom dafür denken, als daß der Herausgeber unserer geistvollsten kirchengeschichtlichen Vorlesungen die beiden Brüder Langhans, an deren Namen sich ganz verschiedenartige Streitigkeiten, aber beide mit einer wirklich massenhaften Literatur, anknüpfen, zu einer und derselben Person macht?

Sowohl Friedrich wie Eduard Langhans sind ebenso wie ihr Freund Bitzius schon in den ersten Auflagen dieses Handbuchs als Führer der Reformpartei hervorgehoben worden. In die Geschichte der Theologie ge-

Digitized by Google

hörten dagegen die durch die beiden veranlaßten Bewegungen nur indirekt hinein. So ist es hier am Platze, die kirchliche Seite dieser Bewegungen wenigstens kurz nachzutragen.

Mit Bezug auf die durch Friedrich Langhans veranlaßten Missionskontroversen können wir wieder den ersten Auflagen folgen:

Durch die auch der wohlmeinendsten Kritik gegenüber beobachtete Taktik mußte natürlich eine um so schärfere Reaktion gegen die ganze bisherige Methode der Missionsarbeit hervorgerufen werden, und sie ist auch bereits in dem berühmten Buch von Langhans (dem Bruder des Berner Seminarlehrers): „Pietismus und Christentum im Spiegel der äußeren Mission" (1864) eingetreten. In fünf inhaltreichen Abschnitten greift der Verfasser an der Hand beglaubigter Tatsachen das pietistische Missionswerk an. Der erste Abschnitt „Die Resultate und der Humbug" charakterisiert die bei dem großen Aufwand an Kräften (von 45 Gesellschaften mit einer Jahreseinnahme von 20 Millionen Franken) unverhältnismäßig geringen Resultate; besonders an dem Beispiele von Ostindien, wo 22 Gesellschaften mit 450 Missionaren, 700 Katechisten und mehreren tausend Schullehrern während ihrer ganzen Arbeitszeit etwa 80 000 Bekehrte meist aus den untersten Klassen und aus materiellen Motiven gewonnen haben, und trotzdem Barth und Hoffmann den „Humbug" mit den erlangten Resultaten auf die Spitze treiben. In dem zweiten Abschnitt „Der Dogmatismus und die Streitsucht" wird die theoretische Ursache der geringen Erfolge dargetan; zunächst dadurch, weil nicht sowohl Christus als allerlei Dogmen über ihn gepredigt werden, und nicht wie bei den alten Apologeten auf die sittlichen Wirkungen des Christentums, sondern auf eine grobsinnliche dualistische Dogmatik der Hauptnachdruck gelegt wird; und weil ferner die einzelnen Gesellschaften in wilden Streitigkeiten miteinander liegen, einander sogar die Bekehrten abjagen. Der dritte Abschnitt zeigt weiter auch die praktische Ursache der Mißerfolge in der „Transcendenz und Taktlosigkeit" der Missionare, behandelt z. B. die Bazar- und Reisepredigten und das Auftreten Hebichs bei den indischen Götzenfesten, sowie die mehrfach vorgekommenen Fälle offenen Kinderraubes. Auch „das Gefühlswesen und die Phrase" werden dann in dem vierten Abschnitt eingehend gewürdigt im Zusammenhang mit dem Prinzip der Einzelbekehrung und der Erweckung. Durch den auf das ängstliche Erforschen des Seelenzustandes verwandten Eifer hat die pietistische Pädagogik nicht bloß künstlich fabrizierte Gefühle, bestimmte Gebärden und Manieren und eine wahre Prostitution des inneren Menschen, sondern auch eine ganz aparte Phraseologie in den Reise-, Wetter-, Gesundheits-, Geschäfts-, Liebes- und Gebetsredensarten eingeführt. Schließlich behandelt noch der fünfte Abschnitt die „Weltflucht", die mönchisch-asketische Lebensanschauung sowie die Verachtung aller Kultur und Wissenschaft, und den „Weltdienst" der Missionare. Besonders die pharisäische Werkgerechtigkeit in den vier frommen Werken (Fasten, Sabbat, Beten und Almosen), die auf den vorgeblichen, aber meist wirklich gar nicht existierenden Entbehrungen basierende Selbstvergötterung, und die maßlose Überschätzung des „einzigartigen" Wertes der Mission z. B. in den Hoffmannschen Schriften, endlich auch die englische Handelspolitik mit ihrer Benutzung der Religion, werden meist aus Berichten von Missionaren selbst eingehend charakterisiert.

Langhans' Buch hat selbstverständlich eine heftige Polemik hervorgerufen; besonders hat Gundert im Baseler Missionsmagazin seine Vorwürfe zu entkräften gesucht, und die Neue Evang. Kirchenzeitung hat die ganze Schale ihres Zornes über ihn ausgegossen. Aber besonnene Missionsfreunde, wie Hagenbach und Zittel haben

Digitized by Google

offen der Anschauung Ausdruck verliehen, daß das Missionswesen an einem Wendepunkt angelangt sei. Und Langhans selbst konnte seine zweite gegen die verschiedenen Angriffe gerichtete Schrift „Pietismus und äußere Mission vor dem Richterstuhl ihrer Verteidiger" (1866) nicht besser schließen als mit dem Wort an die Gegner: „Sie stehen vor dem großen Geschwornengerichte, welches die christliche Gemeinde ist. Das Urteil der letzteren kann nicht zweifelhaft sein. Aber ich zitiere Sie weiter vor Ihr eigenstes Tribunal, vor den Richterstuhl Ihres Gewissens. Ich fordere Sie auf, nicht der Stimme einer sündigen, in Ihren Augen unangenehmen Persönlichkeit, sondern der Stimme der vorliegenden Tatsachen, der Gerichte Gottes selbst folgend, endlich das zu tun, was Sie bisher stets andern gepredigt, an sich selbst aber noch niemals vollzogen haben: Buße zu tun und sich zu bekehren."

Die Periode der deutschen Missionsgeschichte, in der „eine in sich selbst verliebte Partei daraus eine Anstalt zur Vermehrung, Sammlung und Organisation ihrer Partei machte, ohne für die Verbreitung des Christentums im Heidenlande etwas Nennenswertes zu erreichen", ist nun sichtlich ihrem Ende nahe. Um so mehr ist aber jetzt die Pflicht nahe gelegt, dafür zu sorgen, daß nicht um der krankhaften Auswüchse willen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werde. Denn „wenn auch gerade die jetzigen Angriffe auf die Missionsarbeit durch die unleugbare Einseitigkeit, mit der dieselbe betrieben wurde, mit Naturnotwendigkeit hervorgerufen werden mußten, so versteht es sich doch schon ganz a priori von selbst, daß diese naturgemäße Reaktion durchaus nicht mit einer besonnenen objektiven Betrachtungsweise identisch ist; und sollte sie gar die Folge haben, daß diejenigen, die bei der gegenwärtigen Leitung der Mission ihre Bedenken haben, sich von der Sache als solcher zurückzögen, so wäre das eben ganz die rechte Art, jede Möglichkeit einer Verbesserung von vornherein abzuschneiden. Nicht genug kann vor solchem umstürzenden Radikalismus gewarnt werden; wenn irgendwo, so muß in allen kirchlichen Aufgaben an das Vorhandene sorgsam angeknüpft und nichts verderbt werden, in dem möglicherweise ein Segen sein kann." (Prot. Monatsbl. Juli 1866.)

Es sind die an dieser Stelle niedergelegten Ausführungen, welche die Direktoren der Haager Gesellschaft zur Ausschreibung der Preisfrage veranlaßten, die in dem epochemachenden Werke von Buß beantwortet wurde. Das letztere ist dann der Anlaß zur Begründung des „Allgemeinen evangelisch-kirchlichen Missionsvereins" geworden. Wir hoffen auf diese für die gegenseitige kirchliche Befruchtung der verschiedenen theologischen Richtungen so überaus wichtige Vereinsgründung in der folgenden Periode zurückzukommen. Nur ungern verzichtet der Verfasser jedoch bei dem an den Namen von Friedrich Langhans sich anschließenden „Streit zum Frieden" auf die Ergänzung durch jene zahlreichen bezeichnenden Einzeldaten, die er erst mehrere Jahre nach der (eben wieder aufgenommenen) älteren Schilderung im Laufe der Zeit in Bern kennen gelernt hat. In noch höherem Grade gilt dies von dem Seminarstreit, der durch das Religionshandbuch von Eduard Langhans veranlaßt wurde. Die in den ersten Auflagen (S. 434) gebrauchte Vergleichung mit dem Straußenputsch und dem Zellerhandel ist mit Bezug auf die demagogische Agitation zutreffend. Aber sowohl die einschlägige Literatur wie die offiziellen Synodalverhandlungen enthalten

Digitized by Google

Manches, was dem späteren Ausgleich der Gegensätze zu statten gekommen ist. Auch der Vergleich der für die Berner Verhältnisse noch heute in Betracht kommenden Darstellungen von rechts (Romang in den Protest. Monatsbl. 1855), wie von links (in der Allgem. kirchl. Zeitschr. 1866) ist durch zahlreiche daneben hergehende Broschüren und Aufsätze zu ergänzen.

Von noch höherem Interesse als die Berner in sich abgeschlossene Entwicklung ist in der gleichen Zeit diejenige in Zürich und Basel gewesen. Wir hoffen in eigenem Zusammenhang sowohl auf die durch den damaligen Pfarrer S. Vögelin hervorgerufenen Bewegungen, wie auf den radikalen Umschwung der Dinge in Basel zurückkommen zu können. Unentbehrlich für jeden Nichtschweizer, der sich in den eigentümlichen Verhältnissen zurechtfinden will, ist das Studium der Züricher „Zeitstimmen“ und der Berner „Reformblätter“ einer-, des orthodoxen „Kirchenfreund“ und des vermittelnden „Kirchen- und Volksblatt“ andererseits. Von den führenden Persönlichkeiten aber muß obenan Biedermann noch viel genauer, als es bisher geschah, studiert werden. Es genügt nicht, wie unsere Geschichte der Theologie es schon getan hat, ihn „in Gegensatz und Ausgleich“ mit Lipsius aufzufassen. Denn Biedermann ist zugleich kirchlich der eigentliche Vater der Reformpartei geworden durch seine Schrift über „die freie Theologie“. Es gibt kaum ein interessanteres theologisches Charakterbild als das dieses überzeugungstreuen Mannes (über dessen Negationen sein später zum Führer des Orthodoxismus gewordener Schwager Riggenbach ursprünglich noch hinausging). Einer seiner letzten Vorträge über „Unsere Stellung zu Christus“ berührt sich aufs Engste mit demjenigen von Lipsius über „Unseren gemeinsamen Glaubensgrund“. Neben Biedermann aber verdienen Heinrich Lang und Bion, Kambli und Zwingli Wirth, Altherr und Schönholzer, und nicht am wenigsten Furrer und Meili eine viel gründlichere Charakteristik, als ihnen an dieser Stelle zuteil werden kann.

Schon hier aber darf das aus dem Vorstoß der Reformpartei nachmals gefolgte Zusammenwirken der — in jeder normalen Organisation stets wieder nebeneinander entstehenden — drei Gruppen nicht unberücksichtigt bleiben.

Auch heute wüßte ich diese — für die deutschkirchlichen Verhältnisse immer noch vorbildliche -- gegenseitige Ergänzung nicht besser zu zeichnen, als es die elfte These des Frauenfelder Vortrags von 1881 über das einheitliche Prinzip des Protestantismus getan hat. In der Form der These selbst ist das anzustrebende Ideal scheinbar paradox dahin zusammengefaßt:

Von der Treue gegen ihr Prinzip ist die Zukunft der einzelnen protestantischen Kirchen abhängig. Die kirchliche Linke hat diese Treue in der Verteidigung des Evan-

Digitized by Google

geliums gegen Materialismus und Naturalismus, die kirchliche Rechte in der Abwehr gegen Papalismus und Kryptopapalismus, die vermittelnde Richtung durch prinzipielles Eintreten auf die der Zukunft gestellten Prinzipienfragen zu erweisen.

Daß es sich aber in Wirklichkeit nicht um eine bloße Paradoxie handelte, beweist der speziellere Appell an „unsere verschiedenen Richtungen, die bei uns im vollen Tageslicht sich ins Auge zu schauen vermögen, während sie im Grunde auch früher in dieser oder jener Form da waren und anderswo nur von einer unglücklichen Zwangsjacke um die dem Ganzen zugute kommende Lebenskraft gebracht werden“:

Als das Testament Heinrich Langs ist unserer Linken die Aufgabe zugefallen, die unveräußerlichen Schätze der religiös-christlichen Ideenwelt gerade gegen die Stürme, die von links kommen, zu verteidigen. Wie er selbst noch die Angriffe von Strauß und Hartmann in ihre Schranken wies, klar erkennend, daß es Träumerei sei, hier noch von Geistesgemeinschaft zu fabeln, so sind es seine Geisteserben gewesen, welche Hellwalds materialistische Verhöhnung der Reformation, welche Zolas naturalistischen Haß gegen den protestantischen Spiritualismus zuerst ans Tageslicht zogen, auch hier auf den unversöhnlichen Gegensatz hinweisend. Eine ganz ähnliche Stellung aber dürfte unserer Rechten nach der entgegengesetzten Seite gebühren. Denn hier bemerken wir bei allen denen, deren protestantisches Gewissen in der altkirchlichen Glaubensform kräftig sich regt, den Gegensatz zu den Schleppträgern der Jesuiten stets klarer heraustretend. Hat doch gerade diese Richtung auch in unseren Kirchen nur zu lange unter dem Verhängnis gelitten, daß sich Männer die Führerschaft anmaßten, die Karl Ludwig Hallers und Hurters Neigungen in noch verstärktem Grad in sich trugen; deren Protest nur den Schöpfungen und Ideen unserer Zeit galt, welche die alten Prärogative niedergeworfen; die, während sie die Herrschaft über unsere Kirchen zu ihren politischen Zwecken anstrebten, bei jeder öffentlichen Frage sich erst nach der Stellung umtaten, welche die Partisane des Papsttums einnahmen, um davon die eigene Haltung abhängig zu machen. Und doch sollte es gewiß mehr als ein schöner Traum sein, daß gerade unsere konservative Richtung zur Hüterin unseres protestantischen Heiligtums gegen diejenigen Gefahren berufen ist, die der sich stets mächtiger erhebende Papalismus auch unserer und unserer Kinder Zukunft bereitet. Dem bittersten Feinde der Bibelverbreitung mit der Bibel in der Hand entgegenzutreten, den wahrhaft biblischen Begriff über den nie aufhörenden, sich vielmehr stetig verschärfenden Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich zu wahren, den wunderbaren Zukunftsblick der Apostel über den in die Kirche selbst eindringenden antichristlichen Geist auch unserem Geschlecht zu erhalten — welch schöne Aufgabe, die ein Napoleon Roussel seinen dogmatischen Gesinnungsgenossen vererbte. Ist aber so unserer Rechten und Linken ihr dem Ganzen zugute kommendes Arbeitsfeld angewiesen, wo dann dasjenige der Mittelpartei, der am meisten geschmähten und mehr noch verspotteten, die als Vermittelungstheologie in Deutschland ihrer eigenen, unprotestantischen Schwäche in den Tagen der kryptopapalen Restauration zu erliegen schien? Und doch — war eine wirklich irenische Richtung jemals so nötig, wie heute? Von Jahr zu Jahr wird der nach außen so kräftige französische Protestantismus sich schmerzlicher bewußt, was ihm im Inneren fehlt, wenn die Rechte und Linke ohne Bindeglied zwischen beiden schroff auseinanderstreben. In der gegenwärtigen bittern Krisis der preußischen Landeskirche, in dem Streit zwischen Höflingstheologie und Volksgewissen, hat sich gerade unter dem von jener geübten Terrorismus eine neue Mittelpartei als

Digitized by Google

feste Phalanx, als die eigentliche Vorkämpferin für das Erbe von Speier erwiesen. Und wer darf unsern eigenen Vermittlern in Zukunft noch vorwerfen, prinzipielle Fragen umgehen oder abstumpfen zu wollen, wo die Schule unseres Albert Immer so frisch und fröhlich an die schwersten der Theologie der Zukunft gestellten Prinzipienfragen die Hand anzulegen begonnen?

---

§ 33.

Die siebenbürgische Landeskirche als Hort der Nation und Kultur.

Trotz der vielfachen persönlichen Verbitterung, welche die Kämpfe um die Zukunftshoffnungen des Protestantenvereins mit sich brachten, ist doch die mit seiner Begründung inaugurierte Periode eine Zeit allseitigen geistigen Aufschwungs gewesen. An die Stelle der dumpfen Stagnation der Reaktionszeit war ein neues allgemeines Interesse an den nationalen, den geistigen, den kirchlichen Fragen getreten. Was in denselben Jahren von den Niederlanden und von der Schweiz aus nach Deutschland hinübergetragen wurde, war von einem gleichen Wehen des Geistes getragen. Der beste Beweis für die Weitung des Horizontes lag darin, daß statt der Beschränkung auf das eigene kleine Gebiet das Verständnis wach wurde für alle diejenigen Aufgaben, bei welchen es sich um gemeinsame evangelisch-protestantische Interessen handelte. Wohl fehlte auf protestantischem Boden noch fast durchweg (beinahe die einzige Ausnahme macht Bluntschli) die Erkenntnis dessen, was auch für den Protestantismus auf dem Spiele stand in der gewaltigen Geisterschlacht, die damals die frömmsten deutschen Katholiken durchkämpften gegen die unheimlichen Mächte, die den Staatsstreich des Vatikankonzils anbahnten. Aber dafür wurde ein innerprotestantischer Gemeingeist geweckt, wie er bis dahin nirgends vertreten gewesen war. Diesem Gemeingeist die Bahn gebrochen zu haben, sollten auch die bittersten Gegner Schenkels seiner „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" nicht mehr bestreiten.

Es ist diese Zeit gewesen, in welcher denn auch (zunächst durch die Vermittlung der gleichen Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift) das entlegene Siebenbürgen gewissermaßen „entdeckt" und die alte Sachsenkirche als ein lebenskräftiges Glied der deutschen Reformationskirche erkannt wurde. Und es war einer unserer ersten deutschen Historiker, der darin voranging, einer, der tief zu graben, die Wurzeln der Bäume bloßzulegen verstand, weil er niemals nach sensationeller Moderne gestrebt hat: Wilhelm

Digitized by Google

Wattenbach. In einem Vortrage im Heidelberger Protestantenverein hat er seine Eindrücke von einer Siebenbürger Reise (wie ein Jahr vorher die aus Spanien, und ein drittes Mal die aus Algier) geschildert. Der Vortrag erschien in der Allgem. kirchl. Zeitschr. (1870, III S. 123—140) unter dem bezeichnenden Titel „Kirche und Schule im Siebenbürger Sachsenland". In dem gleichen Organ waren schon im Vorjahre zwei Artikel unter der Aufschrift „Zur Geschichte der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen" vorhergegangen (S. 404—515), deren Verfasser sich selbst nicht genannt hatte, aber von Wattenbach als solcher bezeichnet wurde. Wir glauben zuerst den Inhalt des Wattenbachschen und dann den der beiden anderen Aufsätze dem heutigen Leser in Erinnerung zurückrufen zu sollen. Erst dann kann sich ein Kommentar anschließen, der aus den Erfahrungen der Folgezeit heraus die Frage beantwortet, ob wir mit Recht oder Unrecht dem kleinen, entlegenen, von asiatischem Größenwahn unter die Füße getretenen deutschen Kirchlein „hinter den sieben Bergen" eine so zentrale Bedeutung für die gesamtkirchliche Entwicklung des Protestantismus zuschreiben.

„Was ihr erstrebt, das haben wir längst!" So ein Wort, das Wattenbach mitbrachte, das ihm dort erwidert worden war, nachdem er seinen Gastfreunden von den Zukunftshoffnungen des Protestantenvereins berichtet hatte. Seine Erzählung geht aus von dem großen Protestantentag in Worms am 31. Mai 1868, bei welchem auch ein Redner aus Siebenbürgen aufgetreten war, dessen Begrüßung der Festgeber durch Wattenbach beantwortet wurde. Bei seinem Aufenthalt in Siebenbürgen traf er dann die Wormser Gäste ebenso wieder, wie die Deputierten zu der Bayreuther Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins, denen die dortige Festrede von Kahnis freilich einen weniger anheimelnden Eindruck gemacht hatte, als der Geist des Wormser Festes. Wattenbachs Einleitung knüpft dann weiter noch an an einige der Namen, die in ihrer Heimat wohlbekannt, doch seinen Hörern damals meistens noch fremd waren: Schiel von Kronstadt, Teutsch von Hermannstadt, Michael Fuß, Friedrich Müller, Wilhelm Schuster, um dann sein englisches Vorbild in der Entdeckung Siebenbürgens, Charles Boner, an sie anzureihen, und in dessen Schilderung des sächsischen Pfarrhofes auch den eigenen Ausgangspunkt zu wählen.

Was das evangelische Pfarrhaus früherer Zeiten für das Werden der klassischen Literaturepoche gewesen ist, erschien dem ernsten Historiker in Siebenbürgen in die unmittelbare Gegenwart hineingestellt. „Nur auf eine Schwierigkeit stoßen wir im Pfarrhof: schwer ist es, wieder fortzukommen." Haus und Garten, Obst- und Weinberg, vor allem aber die Kirchenkastelle und die (in der „Türken- und Jesuitenzeit" in noch heute bekannten Verstecken verborgenen) Kirchenschätze sind von Boner und Wattenbach mit gleichem Interesse beobachtet worden. „Allein was mehr als dieses

Digitized by Google

alles den englischen Reisenden überraschte, das ist die Höhe der Bildung, welche man dort findet, oft in abgelegenen Dörfern; doppelt überraschend, weil man, von wo man auch ins Land kommen mag, weite Strecken zu durchwandern hat, wo davon keine Spur zu finden ist." Um die Gegenwart zu verstehen, ist gerade bei dieser fernen Oase deutscher Kultur die Kenntnis der Vergangenheit nötig. Auch Wattenbach geht daher zurück auf die um die Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgte Einwanderung der „Flandrer" (aus der Eifeler und Luxemburger Gegend) unter König Geisa II. „Unter Zusicherung ganz bestimmter Freiheiten sind sie berufen worden, und dazu gehört auch die freie Wahl ihrer Pfarrer, ein Vorrecht, welches sie selbst in katholischer Zeit immer bewahrt haben. Niemals ist auch bei ihnen das Gesetz des geistlichen Cölibats, diese verderblichste Erfindung der alten Kirche, zur völligen Durchführung gekommen. Doch war am Ende des Mittelalters auch hier der geistliche Stand in arge Entartung verfallen, und als nun die Kaufleute auf der alten, damals noch nicht ganz verlassenen Straße des Handels nach der Levante, von den deutschen Messen auch die Schriften Martin Luthers in die Heimat brachten, da wandte sich mit großer Schnelligkeit und Entschiedenheit das Volk der neuen Lehre zu."

Die Erinnerung an den Reformator Honterus fehlt nicht, ebensowenig die an die allgemeine Duldung auch für die (sonst überall auch auf protestantischem Boden wie wilde Tiere ausgerotteten) Unitarier. Wir übernehmen hier aber nur noch die Episode, wie es kam, daß die alten Rechte sogar durch die Zeit der Oberherrschaft der jesuitischen Beichtväter in Wien hindurch gerettet wurden. „Als im Jahre 1690 der Kaiser Leopold Herr des Landes wurde, hatte er wohl nicht übel Lust auch hier zur Ehre Gottes die blutige Verfolgung zu beginnen, durch welche er in Ungarn seinen Namen gebrandmarkt hat; allein der General Caraffa meldete ihm in seinem geheimen, später bekannt gewordenen Bericht, daß es durchaus notwendig sein werde, die Religionsfreiheit, „welche Siebenbürgen vor seinen Augapfel hält", zu schirmen, insbesondere die evangelische Religion der Sachsen auf keinen Fall zu berühren, denn dadurch würde man sich auch diese sonst vollkommen zuverlässige Nation, die nervus et decus totius Transsilvaniae sei, entfremden. Und so weit wußte man doch auch in jener Zeit der noch unerschütterten Herrschaft der Jesuiten in Wien den Besitz dieses festen deutschen Vorpostens unmittelbar an der türkischen Grenze zu schätzen, daß von Verfolgung dort niemals die Rede gewesen ist. Man begnügte sich, in die früher ausschließlich lutherischen Städte katholische Kirchen und Klöster zu bauen, die Jesuiten einzuführen, die nach und nach sich sammelnde katholische Bevölkerung auf alle Weise zu begünstigen."

Das Geheimnis dieser innern Kraft der evangelischen Kirche erkennt Wattenbach in der schon im Mittelalter fest verbürgten selbständigen Kirchenverfassung. „Die Verfassung war mit der Kirche ganz verwachsen, wie das in ähnlicher Weise früher auch in unseren Reichsstädten vielfach der Fall war." Mit anderen Worten: was im Deutschen Reich früher der Fall war, ist dort erhalten geblieben. In Deutschland haben heute Nürnberg und Augsburg in dem katholischen König, d. h. in Wirklichkeit in einem dem parlamentarisch herrschenden Centrum dienstwilligen Referenten des Kultusministeriums, ihren Summepiskopat, Osnabrück ist der Spielball des hannoverschen Oberkonsistoriums, die unierte nassauische Kirche der Zeitvertreib ostelbisch geschulter unionsfeindlicher Juristen geworden. Auch für die siebenbürgische Kirche ist freilich die Zeit der Gefahr, als Kriegsbeute behandelt zu werden, nicht ausgeblieben: nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution von 1848, obgleich gerade Siebenbürgen der habsburgischen Krone die Treue gehalten. Durch die in das Land ge-

Digitized by Google

schickten fremden, meist römisch-katholischen Beamten, wurde der Kirche der „weltliche Stand“ nach und nach entzogen. Aber gerade in dieser Zeit ist durch die einheimischen Protestanten die Grundlage jener gefesteten Kirchenverfassung gelegt worden, die im Jahre 1861 (in der gleichen Zeit also wie die badische) zum rechtlichen Abschuß gelangte. „Vollständig entspricht diese neue Kirchenverfassung den im Protestantenverein lebendigen Grundsätzen, sowohl in der freien Selbstverwaltung wie in der Gleichberechtigung der Laien.“ „Die Vollendung dieser Verfassung und ihre Festsetzung im wirklichen Leben, gerade noch zu rechter Zeit vor dem Eintritt neuer Gefahren durch den sogenannten Ausgleich mit Ungarn, ist von um so größerer Bedeutung, da Kirche und Schule dort eins sind.“

Wir müssen hier Wattenbachs Ausführungen einen Moment beiseite lassen. Denn er hat zwar „die neuen Gefahren“ vorausgeschaut, die das Jahr 1867 brachte, aber damals noch nicht ahnen können, wie weit sie gehen würden. Der in jenem Jahr geschaffene „dualistische“ Ausgleich war die Schöpfung des für Österreich noch verhängnisvoller als für Sachsen gewordenen Grafen Beust, sein Hintergedanke die Hoffnung des mit ungarischer Hilfe zu führenden Revanchekriegs gegen Preußen mit Napoleon III. im Bunde. Wie dieser „Dualismus“ von 1867, den für Ungarn Deak und Andrassy ermöglicht haben, nach und nach durch die Erneuerung des Kossuthianismus des Jahres 1848 zu Grabe getragen worden ist, bildet im Grunde den Gesamtinhalt der letzten 30 Jahre ungarischer Geschichte. Das eigentliche Opfer eines beispiellosen Ausrottungskrieges gegen alle Errungenschaften einer höheren Kultur aber sind die anderen „Nationalitäten“, obenan die deutsche, geworden. Wir können diesen allgemeinen Hintergrund, ohne den es sich nicht erklären würde, warum wir die Kirche hier einfach als „Hort der Nation und Kultur“ auffassen, nur andeuten. Aber es ist eine, wenn auch in Berlin ignorierte, so doch in Pest nicht unbeachtet gebliebene Literatur, in welcher Namen ersten Ranges an der Spitze stehen, die unserer Auffassung und Darstellung zur Ergänzung dient.

Auch jetzt noch steht darunter in erster Linie die Schrift des großen Heidelberger Juristen R. Heinze (Bruders des Leipziger Philosophen), Hungarica, eine Anklageschrift. Freiburg u. Tübingen, 1882. Ihr haben schon bald nach ihrem Erscheinen eine Reihe anderer Schriften sich angeschlossen: Dr. A. Nemenyi (ehemals Neumann), Hungaricae res. Budapest, 1882. — Die wahren Hungaricae res. Eine Entgegnung auf Hungaricae res. Hermannstadt 1882. — Die Debatte vom 27. Januar 1882 im ungarischen Abgeordnetenhaus über die deutsche Bewegung. Hermannstadt 1882. — Dr. Heinzes Anklageschrift im Licht der Wahrheit. Preßburg und Leipzig, 1882 (die offiziöse ungarische Antwort auf Heinze), deren Unwahrheiten endgültig zurückgewiesen und schlagend beantwortet sind in: Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Leipzig, 1882. — Deutsche

Digitized by Google

Erklärungen aus Siebenbürgen. Hermannstadt, 1882. — Verfolgung in der protestantischen Kirche Ungarns. Hermannstadt, 1882. — K. Ludolph, Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Leipzig, 1882.

Noch vor dieser Kontroverse erschien von dem Münchener Archivdirektor Fr. v. Löher die Schrift: Die Magyaren und andern Ungarn. München, 1874. — Daran reihten sich weiter: Die Magyarisierung in Ungarn. Nach den Debatten des ungarischen Reichstags über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämtlichen Volksschulen. München 1879. — Aktenstücke betreffend den Gesetzentwurf über den Gymnasial- und Realschulunterricht. Hermannstadt, 1882. — Die deutsch-evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Leipzig, 1880. — G. vom Rath, Siebenbürgen. Heidelberg, 1880.

Es verbinden sich damit aber noch eine Reihe offizieller Veröffentlichungen. So die Verhandlungen der (3.—21.) Landeskirchenversammlung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Hermannstadt, 1865—1904. Aktenstücke, betr. die beanspruchte Ausdehnung des Wirkungskreises der ungarländischen evangelischen Kirchendistrikte A. B. auf das Gebiet der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns. Hermannstadt, 1902. — Der „Siebenbürger Bischof" in Kirchl. Blätter aus der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. III. Jahrgang, Nr. 39. Die Repräsentation in dieser Angelegenheit vom Landeskonsistorium an das ungarische Kultusministerium unter Z. 2918 von 1899, ebenda 1899 Nr. 35. — Dr. Fr. Teutsch: Von dem Arbeitsfeld der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen. Hermannstadt, 1902. — Dr. A. Schullerus, Unsere Volkskirche. Hermannstadt, 1898. Dann in Fr. Teutsch, Bilder aus der vaterländischen Geschichte, Hermannstadt, II. Band: Dr. A. Schullerus, Die evangelische Landeskirche. (Dort auch für die Geschichte der sächsisch-evangelischen Kirche bedeutsame Beiträge: Dan. Dürr, ein evangelischer Pfarrer des 16. Jahrhunderts. Zwei Kirchenvisitationen. In der sächsischen Kirche vor der Reformation.) — Hierher gehört auch: Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. Hermannstadt, 1896. — Wertvollste Beiträge zur Entwicklung der Stellung der evangelischen Kirche finden sich in den Denkreden Fr. Teutschs auf: G. D. Teutsch (Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskunde, 26 S. 239 f.), auf Jos. Andr. Zimmermann (ebenda 28 S. 5), auf Alb. Arz v. Straußenburg (ebenda 30 S. 41 f.), auf Gottl. Budaker und Heinrich Wittstock (ebenda 32 S. 205), auf Eugen v. Trauschenfels (ebenda 32 S. 479). — Betreffend der Innerarbeit der Kirche sei u. a. auch hingewiesen auf die Jahresberichte des Allg. evang. Frauenvereins (seit 1884; eine der segensreichsten Schöpfungen des Bischofs D. F. Müller), sowie auf das Rundschreiben des Landes-

Digitized by Google

konsistoriums vom 11. September Z. 2055/1895 betr. die Rückwirkung der kirchenpolitischen Staatsgesetze auf die Kirche, veröffentlicht im Jahrbuch f. Vertretung und Verwaltung der evangelischen Landeskirche A. B. (Hermannstadt) Nr. 11, Oktober 1895.

Bleiben wir aber zunächst noch etwas bei Wattenbach stehen, um neben den kirchlichen Zuständen auch die der Schule ins Auge zu fassen. Sein Vortrag ist in einer Zeit gehalten, in welcher die badische Bevölkerung mit einer Begeisterung, wie sie sich selten findet, der Simultanschule zustrebte, die gleichen wohltätigen Folgen wie in Nassau und Frankfurt von ihr erhoffend. Da war es nicht leicht, den Hörern verständlich zu machen, weshalb in Siebenbürgen nur die Konfessionsschule die Gesamtkultur zu erhalten imstande war. Um so lehrreicher (zumal in einer Zeit, wo von der einen Seite die Konfessions-, von der anderen Seite die Simultanschule als die alleinseligmachende Schablone behandelt wird) erscheinen uns Wattenbachs Ausführungen gerade über eine so vielumstrittene Frage:

Diese innige Verbindung von Kirche und Schule kann in andern Ländern und unter andern Verhältnissen als ein Übelstand erscheinen, aber nirgends zeigt es sich wohl klarer als hier, daß eines sich nicht schickt für alle. Eine Kommunalschule einzurichten für lutherische Sachsen, katholische und reformierte Ungarn, griechische Walachen und Zigeuner, das ist eine Aufgabe, deren Lösung selbst durch einen Machtspruch des ungarischen Reichstages nicht erreicht werden kann. Hierzulande ist die Verbindung der Schule mit der Kirche das mächtigste Bollwerk der Nationalität, und was darin liegt, daß die Staatsgewalt von allem Einfluß auf die Schule ausgeschlossen ist, das zeigt ein einziger Blick auf das katholische Staatsgymnasium in Hermannstadt. Sehr gegen den Wunsch der Bevölkerung war dieses Gymnasium ursprünglich errichtet und auf Staatskosten reich ausgestattet, während alle Schulen der evangelischen Kirche ganz allein auf eigene Kräfte angewiesen waren. Inzwischen hatte sich jedoch das Staatsgymnasium dennoch eine geachtete Stellung erworben; es gehörte zu den besten Gymnasien der Monarchie, und war jenseits der Leitha vielleicht die beste katholische Schulanstalt. Kaum aber war es in die Machtsphäre des ungarischen Ministeriums geraten, so wurden sämtliche deutsche Professoren abgeschafft und Vollblut-Magyaren an die Stelle gesetzt. Man hatte nun freilich die Freude, mitten im Sachsenland, in der deutschesten aller Städte, ein nationales Gymnasium mit magyarischer Lehrsprache zu haben, allein die unvermeidliche Folge war ein so vollständiger und rascher Verfall, daß sogar katholisch-magyarische Eltern ihre Kinder fortnahmen, um sie auf das deutsche protestantische Gymnasium zu schicken. Bei den Sachsen besteht die Einrichtung, daß jeder Kandidat, bevor er eine Pfarre erhält, eine Reihe von Jahren als Lehrer an einem Gymnasium tätig sein muß. In ähnlicher Weise finden die Elementarlehrer endlich ihren Hafen als Prediger oder Pfarrgehilfen, ein Amt, welches in den Städten auch von Kandidaten des Pfarramtes versehen wird, auf dem Lande aber keine gelehrte Bildung erfordert, und dort auch mit der Predigt gegenwärtig nichts mehr zu schaffen hat.

Es versteht sich bei einem Historiker wie Wattenbach von selbst, daß er auch für die übeln Zutaten der durch die Not aufgezwungenen Ein-

Digitized by Google

richtungen ein klares Verständnis hat. Aber diese lokalen Sorgen, welche den besten Männern schwer auf der Seele lasten, nehmen nicht weg, daß mit der Lösung des Bandes zwischen Kirche und Schule der Nation das Rückgrat gebrochen worden wäre. Hat das kleine Volkstum doch ohnedem nur zu schwere Gefahren durchzumachen gehabt! So schon durch die nur gering entschädigte Aufhebung des die Haupteinnahme der Pfarreien bildenden Zehnten, durch das in der Metternichschen Blütezeit erlassene Verbot des Studiums auf deutschen Universitäten, durch die Vernichtung der sächsischen „Universität“ (hier der korporativen Vertretung der sächsischen Nation). Aber gerade in den hoffnungslosesten Zeiten haben die Sachsen gezeigt, was ihnen die von den Kirchengemeinden frei geleiteten Schulen (darunter allein fünf vollständige und zwei Unter-Gymnasien) wert sind. So ist nahezu das ganze Universitätsvermögen für Schulzwecke bestimmt worden — eine Maßregel, die auch von Kaiser Franz Joseph in der anerkennendsten Weise begrüßt und sanktioniert wurde.

Wie die Schule durch die Kirche getragen wird, so ist aber überhaupt diese Kirche der feste Halt des nationalen Lebens. Auch auf diesen Punkt ist Wattenbach spezieller eingetreten, und zwar gerade unter dem Gesichtspunkte, daß dies nur eine wahrhaft freie und selbständige, nicht eine an vergängliche dogmatische Formeln gebundene Kirche vermag:

Man hat auch anderswo die Erscheinung, daß in bedrängter Lage die Kirche so recht eigentlich der Hort der bedrohten Nationalität wird. Aber um so mehr und um so strenger glaubt man da an den ererbten Formen und Lehren festhalten zu müssen: jede Abweichung davon erscheint als die größte Gefahr. Auch unter den Sachsen hat es früher an Warnungen dieser Art nicht gefehlt, allein sie sind vollkommen verstummt und durch den Erfolg völlig widerlegt. Denn wenn man auch unter uns wohl die Weissagung hört, daß ein Abfall von der altertümlichen Orthodoxie die Kirchen leeren würde, daß der konservative Bauer sich von freier gesinnten Lehrern abwenden würde, so spricht freilich auch bei uns die Erfahrung dagegen, wie es ja meistens nur eine bequeme Redefigur ist, wenn es heißt: der Bauer wolle dies nicht, werde sich jenes nicht nehmen lassen. Aber nirgends sonst ist uns Gelegenheit geboten, ein ganzes in diesem Geiste konsequent durchgeführtes Kirchenwesen in seiner Wirksamkeit zu beobachten. Hier nun glaube ich behaupten zu können, daß ein so lebendiges und fruchtbringendes Band zwischen Gemeinde und Pfarrer, solch freudiges Zusammenwirken sich in keinem andern Lande wiederfinde.

Der Wichtigkeit dieses Punktes wegen glaubten wir Wattenbachs Darstellung auch hier wörtlich wiedergeben zu sollen. Er hat darin unbedingt Recht, daß es ein liberaler, aufgeklärter Sinn ist, welcher Kirche und Pfarrer in Siebenbürgen beseelt. Es steht darin hier nicht anders als in dem gesamten österreichischen Protestantismus, in dem noch nach anderthalb Jahrhunderten der josephinische Geist so wenig vertilgt ist, wie (trotz des Konkordats und der Jesuitengymnasien) in dem einheimischen katholischen Episkopat. Aber dieser liberale Sinn ist nicht dogmatisch zu pressen.

Digitized by Google

In Amerika und Australien sind es streng lutherisch konfessionelle Synoden, die in gleicher Weise der Hort der Nation und der Kultur geworden sind. In höherem Grade noch als irgend eine protestantische darf die griechische Kirche das gleiche Verdienst beanspruchen. In unserer Geschichte des Katholizismus ist dies speziell mit Bezug auf ihre Verteidigung des griechischen Volkes gegen die päpstlichen Aggressionsversuche betont worden. Auch von den autokephalen Kirchen Rumäniens, Bulgariens, Serbiens darf — der ungünstigen Kulturzustände ungeachtet — das gleiche bezeugt werden. Was es in diesen Ländern an aufstrebender Kultur gibt, hängt mit den nationalen Kirchen zusammen. Ja, sogar in dem Vertilgungskampf des Panmagyarismus gegen die Nationalitäten läßt sich bei Rumänen und Slovaken die gleiche Beobachtung machen. Nur hat die evangelische Kirche Siebenbürgens durch ihre unausrottbare Verbindung mit der allgemeinen deutschen Kultur ein ganz anders sicheres „Hinterland".

Auch die übrigen Schilderungen Wattenbachs haben durch die „Nachprüfung", die der weitere Gang der Dinge im Verlaufe von beinahe vier Jahrzehnten ermöglicht, eine noch erhöhte Bedeutung bekommen. Er stimmt u. a. seinem englischen Vorgänger Boner noch in einer anderen Parallele zu. Seine lebensvolle Schilderung der Kirchweihe und Pfarreinführung in der Landgemeinde Kelling mündet in einem Genrebild, wie Mädchen und Frauen, Jünglinge und Greise sich in der Kirche auf den jeder Gruppe von alters her zugewiesenen Plätzen eingefunden haben. Vor allem sind es die älteren Bauern, die seinen Blick fesselten: „große, kräftige Gestalten, das Haar nach alter Weise lang und gescheitelt, die Gesichter ernst blickend, tief gefurcht von Wind und Wetter und mancherlei Sorge". Und er fügt dem noch bei: „Ganz verständlich wurde es mir bei diesem Anblick, wie dadurch Boner an jene festen und tapferen Puritaner erinnert war, mit welchen Cromwell einst seine Siege erfochten hat." Auf ihn selbst aber hatte zugleich „die Feier in der Kirche einen so urdeutschen Eindruck gemacht, als ob ein altes Bild von Holbein oder Dürer lebendig geworden und aus seinem Rahmen gestiegen sei".

Ein besonders fesselndes Charakterbild ist noch dasjenige des Bischofs Binder. „Vorzüglich mit unserem seligen Rothe vergleichen ihn seine Schüler; es waren Binders Ansichten und Lehren, welche sie in Rothes Vorträgen und Schriften wiederfanden." In einer der Festreden in Kelling war daneben auch der anderen Heidelberger Theologen gedacht. Es hat mir damals in meinen Anfängerjahren eine nicht geringe Freude gemacht, daß auch meiner dabei namentlich gedacht worden war.

Nach Binders Tode (12. Juni 1867) war ihm G. D. Teutsch, der schon am Schäßburger Gymnasium ihn als Rektor abgelöst hatte, auch als Bischof gefolgt. Wattenbach teilt u. a. den Wortlaut seines Amts-

Digitized by Google

eides und den — in vollem Einklang mit demselben stehenden — Inhalt der Weiherede in Kelling mit. Ebenso dankte man ihm die Mitteilung, daß die so überaus dankenswerten Artikel des Vorjahres aus Teutschs Feder geflossen waren.

Bevor wir uns diesen Artikeln noch in Kürze zuwenden, darf aber ein kurzes Erinnerungswort an den nun ebenfalls heimgegangenen Historiker nicht fehlen, der es in Heidelberg so wenig wie Helmholtz verschmähte, dem evangelisch-kirchlichen Gemeindeleben seine persönliche Teilnahme zuzuwenden. Wattenbach hat seiner Vorträge im Protestantenverein sich auch später gern erinnert. Ursprünglich vorwiegend archivalisch geschult, erst verhältnismäßig spät in die eigentliche Lehrtätigkeit eingetreten, hat er sich hier zu dem volkstümlichen Redner herangebildet, dem die Leitung des Deutschen Schulvereins nachmals so vieles verdanken sollte. Als Präsidenten einer Generalversammlung des Schulvereins habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Da haben wir alter Heidelberger Tage und ferner Siebenbürger Freunde gemeinsam gedacht. Kaum ein Jahr später hat der Tod seiner umfassenden Berliner Wirksamkeit ein Ende gemacht. Wir glaubten mit dieser persönlichen Erinnerung um so weniger zurückhalten zu dürfen, weil dem Verfasser von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" speziell auch für seine quellenmäßige Geschichte des Papsttums warmer Dank gebührt. Seit der Niederlage im Kulturkampfe ist das Buch (ähnlich wie die großen Quellenwerke des 18. Jahrhunderts) in die Ecke geworfen, sein Verfasser in der klerikalen Presse etwa wie ein Pascal behandelt. Möge die Zeit bald wiederkommen, wo Wattenbach auch nach dieser Seite seiner großartigen Quellenforschungen hin aufs neue studiert wird! Neben ihm hat nur sein Spezialkollege Oncken (der in der gleichen Heidelberger Zeit eine jugendliche Begeisterung in sich aufgenommen hatte, die bis ins Alter standhielt) nicht versagt, wenn die evangelischen Gesamtinteressen an die Historiker von Fach appellierten.

Wenn wir Wattenbach etwas genauer gefolgt sind, so müssen wir bei den kurz vorher erschienenen Aufsätzen von Teutsch uns mit einem kürzeren Hinweis begnügen. Denn es sind denselben seither eine Reihe offizieller Berichte des Landeskonsistoriums gefolgt, die das damalige Bild bedeutsam ergänzen. Überdies aber ist die Persönlichkeit des Verfassers selber ein Stück Geschichte geworden. Vergessen aber dürfen wir jene kleinen Arbeiten schon darum nicht, weil auch sie Zeugnis ablegen für die allgemeine Stimmung der Jahre 1866—1870, von welcher auch die Deutsch-Österreicher trotz der schweren Einbußen des eigenen Staatswesens sich nicht ausschließen konnten. Es ist die gleiche Stimmung, die in der „Kirchenpolitischen Rundschau vom Advent 1868" Ausdruck gefunden hat. Dieselbe hat eine bewußt polemische Wendung gegen den damals von Berlin

Digitized by Google

aus auch die anderen deutschen Kirchen terrorisierenden hierarchischen Zug, wie er in der Abwehr des Konsistorialpräsidenten Hegel, daß der Pfarrer „nicht im Namen und Auftrag der Gemeinde" rede, einen so bezeichnenden Ausdruck gefunden. In vollem Gegensatz dazu wußte der Siebenbürger Bischof auch ferne Leser und Hörer dadurch zu erwärmen, daß man jedem seiner Worte anfühlte, wie es „im Namen und Auftrag der Gemeinde" gesprochen war.

Zum Belege greifen wir wenigstens ein Stück aus der Einleitung heraus. Es ist darin zunächst konstatiert, wie die auch in der Ferne geschätzte „Allgem. kirchl. Zeitschr." noch nichts aus Siebenbürgen gebracht habe, und wie sowohl mein als Hases Hand- und Lehrbuch ebenfalls versagten. Dagegen durfte die neue Darstellung an eine ältere kirchenrechtliche (in Doves Zeitschrift für Kirchenrecht Band III und Herzogs Realencyklopädie Band XIV) anknüpfen. Im Anschluß an die dort gegebene Charakteristik der Rechtslage der Kirche dem Staate gegenüber heißt es dann weiter:

Nach dem auf zahllosen landesfürstlichen Zusicherungen, auf Landesgesetzen und Staatsverträgen ruhenden Rechtsstande besitzt die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen nicht nur die vollkommenste Rechtsgleichheit mit allen andern Kirchen des Landes, sondern auch das Recht der freiesten Selbstbestimmung und Selbstregierung in einem Maße, das, solange die Gesetze geachtet werden, sie der Notwendigkeit des Kampfes für die „freie Kirche" im Staate enthebt.

Und eben auf der Grundlage dieses Selbstbestimmungsrechtes hat sich das Innenleben der siebenbürgisch-evangelischen Landeskirche in der neuesten Zeit erfreulich fortentwickelt. In wahrhaft protestantischem Geiste hat sie sich eine Verfassung und dieser zufolge eine Vertretung und Verwaltung geschaffen, die sie unabhängig macht von den Schwankungen politischer Wechselfälle, die teilnahmvolle Mitarbeit der Gemeinde in allen Richtungen des kirchlichen und religiösen Lebens in vollem Umfange heranzieht und für die beste geistige und sittliche Kraft das Feld zu rechter Saat und Ernte frei macht. Wonach die deutsche Mutterkirche in schwerem Kampfe ringt, die ferne Tochter hat es zum guten Teile erreicht und erfreut sich seines Segens.

Wie das geschichtlich so gekommen und die evangelische Kirche Siebenbürgens mit den andern Schwesterkirchen des Landes seit Jahrhunderten schon nach Recht und Gesetz (wenn auch nicht immer nach den tatsächlichen Zuständen) dem drückenden Zwange staatlicher Allgewalt und Bevormundung nicht unterworfen gewesen, oder wenn zeitweilig Macht vor Recht ging, in jenem gesetzlichen Boden immer auch die Kraft des Widerstandes und den Ausgangspunkt für die Wiedergewinnung des Rechts gefunden: das soll hier nicht weiter dargestellt werden. Einzelnes darüber findet sich in der erwähnten Mitteilung der Doveschen Zeitschrift. Dafür mag einiges über Ursprung und Inhalt der gegenwärtigen Kirchenverfassung hier eine Stelle finden.

Als die sächsische Nation in Siebenbürgen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts insgesamt zum Protestantismus übertrat, bewirkte ein Zusammentreffen mannigfach fördernder Umstände: die uralte Rechtslage derselben mit weitgehender Autonomie in bürgerlichen und kirchlichen Dingen, der Übergang Siebenbürgens zur Unabhängigkeit unter eigenen Fürsten und die Bedeutung der Sachsen als ständischer

Digitized by Google

„Nation", die Geringfügigkeit der Fürstenmacht und ihre totale Abhängigkeit von den größtenteils aus der alten Kirche austretenden Ständen, endlich der Umstand, daß die ersten Fürsten im Gegensatz gegen die Mehrzahl der politisch berechtigten Bevölkerung Anhänger der katholischen Kirche blieben — daß Gesetzgebung und Regiment der evangelischen Kirche nicht auf die Fürstengewalt überging, sondern der Kirche selbst blieb. Ebenso geschah es in den andern Kirchen des Landes, das in Europa mit dem Beispiel der gesetzlichen Rechtsgleichheit der christlichen Religionsgenossenschaften voranging. Als die auch hier eingedrungenen Jesuiten ihre schlimmen Künste gegen dieselbe zu üben begannen, vertrieb sie das Gesetz des Landtags von 1588, und das im Jahr 1653 aus den „Artikeln" der frühern Landtage kodifizierte Gesetzbuch (Approbatae constitutiones regni Transsilvaniae) gewährleistete im dritten Artikel des ersten Titels im ersten Buch aufs neue für alle rezipierten Kirchen das Recht der vollständigsten Unabhängigkeit voneinander und vom Staate und der freiesten Selbstbestimmung. Die bisherige christliche Freiheit, am Kirchenregiment und am Ritus zu ändern, dürfe auch in Zukunft keiner Kirche benommen werden; was nur den geistlichen Stand angehe, darüber solle dieser beschließen und Konstitutionen machen können, was aber ihn und die Zuhörer und weltlichen Stände gemeinsam betreffe, das solle in gemeinsamem Einverständnisse mit diesen beschlossen und getan werden.

Die in ihren Folgen so überaus wohltätige Verfassung verdankte die evangelische Kirche ebenso sich selbst wie dem Rechtssinn des Kaisers. Der Bachschen „Revolution von oben" war das Oberkonsistorium ebenso energisch wie besonnen gegenübergetreten (seit 1850). In den Jahren 1851—1860 war es aber noch zu keinem Abschluß gekommen. Immerhin hatte man in Wien abermals den gleichen Respekt vor den der Krone treu ergebenen Sachsen gewonnen, wie ihn in der leopoldinischen Jesuitenzeit General Caraffa (in dem von Wattenbach erwähnten Berichte) bekundete. Es ist eine interessante Übereinstimmung zwischen der alten und neuen Zeit, wenn Teutsch aus der sonst so viele alte Rechte vernichtenden Reaktionszeit erzählen darf:

Alle Akten und Tatsachen geben davon lautredend Zeugnis, und es ist interessant, aus denselben zu ersehen, wie mit der steigenden Kenntnis des Rechtsstandes dieser Kirche auch zugleich die Achtung desselben in dem Kultusministerium stieg. Mehr als eine schwere Fessel ihrer gedeihlichen innern Entwicklung, die Bureaukratie und Absolutismus der ehemaligen siebenbürgischen Hofkanzlei der Kirche auferlegt, hat erst jene Zeit von ihr genommen. Ein wesentliches Verdienst dabei gebührt dem trefflichen damaligen Superintendenten Dr. G. P. Binder, dessen tiefe Rechtskenntnis, dessen Freisinn, Mannesmut und unübertreffliche Gabe der Rede in Schrift und Wort viel, sehr viel dazu beitrugen, daß das gute alte Recht der Kirche allmählich wieder zur Geltung kam.

Wie die Kirchenverfassung in Wien anerkannt wurde (in der gleichen Zeit, wo — unter den Folgen des italienischen Krieges — auch dem ungarischen Protestantismus seine alten Freiheiten wiedergegeben wurden), so erhielt die evangelische Kirche zugleich die ihr gebührende Dotation. Es ist ein interessantes Aktenstück, in welchem das Landeskonsistorium im Auftrag der ersten „konstituierenden Landeskirchenversammlung" (vom 12. bis 22. April 1861) dem Kaiser Franz Joseph seinen Dank aussprach

Digitized by Google

(24. April). Von da an bis auf den heutigen Tag hat der gleiche Herrscher, in dessen Jugendjahre das Konkordat fiel, nicht aufgehört, wie der evangelischen Kirche überhaupt, so speziell derjenigen Siebenbürgens, ein wohlwollender Schirmherr zu bleiben. Noch die Vereinsfeste des Jahres 1905 haben einen neuen Beleg dafür gebracht.

Bereits in dem gleichen Jahre mit der konstituierenden Landeskirchenversammlung ist der Siebenbürger Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung begründet. Um seine ersten Anfänge hatte Fabini-Mediasch sich besonders verdient gemacht. Der Verein ist so aufgeblüht, daß ihm mit der Zeit eine eigene Stimme im Centralvorstand zufiel (1882—1891 G. D. Teutsch, 1891—1900 sein nachmaliger Nachfolger auch im Bischofsamte, F. Müller, seit 1900 F. Teutsch jun.). Der altehrwürdige Bischofstitel brauchte in Siebenbürgen nicht wie in Nassau fallen gelassen zu werden. Dem ersten Landesgeistlichen trat ein ebenfalls von der Landeskirchenversammlung frei gewählter Landeskirchenkurator zur Seite. Konrad Schmidt, Bedeus von Scharberg, Arz von Straußenburg, Karl Wolff sind als solche allerseits verehrte Laienvertreter ihrer Volkskirche gewesen.

Der ganze Wert der selbständigen Kirchenverfassung hat sich jedoch erst seit der Inkorporierung Siebenbürgens in Ungarn seit 1867 gezeigt. Durch § 14 des 43. ungarländischen Gesetzartikels von 1868 ist die Verfassung, wie auch die Rechte und Verfassungen der anderen Kirchen in „den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns" neuerdings bekräftigt worden. Wohl hat gleich im Jahre 1868 ein interessanter Rechtsfall gespielt (durch den Appell eines verurteilten Pfarrers von der obersten kirchlichen an die staatliche Instanz), in welchem es versucht wurde, auch die Kirche von der Pester Bureaukratie abhängig zu machen. Aber zum Heil der Kirche herrschte noch in beiden Staaten der gleiche Monarch. Der Entscheid des „Königs" vom 14. Juni 1868 wahrte die alten Gerechtsame.

Als Bischof Teutsch seinen Artikel in der Schenkelschen Zeitschrift schrieb, hat auch er noch so wenig wie Wattenbach geahnt, welche Stürme Kirche und Schule in Zukunft bedrohen würden. Aber er hat beide in dem Geiste zu leiten gewußt, dem die Schleiermacherfeier des Jahres 1868 einen schönen Ausdruck gegeben hat. Welcher Kontrast zu Berlin, wo Generalsuperintendent Hoffmann den Festfeiernden die Kirchen verschloß, und wo das Glückwunschtelegramm des Kronprinzen zurückbehalten wurde, bis die Feier ihr Ende erreicht hatte, wenn wir die Weiherede des siebenbürgischen Bischofs auf der Landeskirchenversammlung von 1868 damit vergleichen!

Die Feier des 10. November 1868 ist in der „Kirchenpolitischen Rundschau" unmittelbar neben die große Wormser Feier als Zeugnis des gleichen evangelisch-protestantischen Geistes gestellt worden. Aber die

Digitized by Google

Worte, in welchen in jener Landeskirchenversammlung des Reformators der deutschen Theologie (während die Mitglieder sich von ihren Plätzen erhoben) gedacht wurde, konnten damals noch nicht mit gebucht werden. So mögen sie denn hier nachträglich ihre Stätte finden:

„In ihm hat sich die große Tat der geisterbefreienden Reformation des 16. Jahrhunderts nahezu erneuert. Das Verständnis vom Wesen der Religion, dieses Lebens in Gott, von den Wegen, die dazu führen, von den Früchten, an denen sie zu erkennen, es ist durch ihn tiefer geworden, dem denkenden Geist zu vollerem Bewußtsein erstanden. Aus der Dürre und Wüste einer unfruchtbaren Orthodoxie, aus der Kälte seichter Verstandesabstraktionen, aus den Nebelstätten pietistischer Schwärmerei hat er sie gerettet in jene nicht wegzuleugnende Heimat des Gemütes und des Geistes, die nur im Gefühl des Ewigen und Unendlichen und im ernsten sittlichen Ringen danach Befriedigung finden. Die Religion nachweisend als eine Uranlage des Menschenwesens, als untrennbar von seiner rechten Entwicklung, hat er ihr aufs neue die rechte Stelle gegeben im geistigen und sittlichen Leben zu einer Zeit, deren fortschreitende Bildung über alten überlebten Formen auch das Wesen beiseite zu setzen rasch geneigt war. . . . . Und darum kann unsere Kirche, die gleichfalls einen Hauch seines Geistes gespürt, diese Tage nicht vorübergehen lassen, ohne dem Herrn zu danken, der, wenn die Zeit erfüllt ist, immer aufs neue die Geister aussendet, am Fortbau der Reformation zu arbeiten, das Kommen seines Reiches zu fördern. Ihnen aber, meine Herren, danke ich, daß Sie, unserer Kirche gesetzliche Vertretung, bei Nennung des Namens, dem in diesen Tagen so viele Herzen im deutschen Mutterland höher schlagen werden, von Ihren Sitzen sich erhoben, zum Zeugnis, daß auch unsere Kirche nicht zurückbleiben will auf dem sittlich religiösen Lebensgebiete, auf dem er seiner Zeit vorangegangen.

Was der Bischof Teutsch persönlich seinem Volke, seiner Kirche, seiner Schule gewesen ist, läßt sich als eine rechte Verkörperung dessen bezeichnen, was die Kirche selber als „Hort der Nation und Kultur“ anstrebt. Es ist dem Verfasser vergönnt gewesen, als Deputierter seiner Universität der Enthüllung des Teutsch-Denkmals beizuwohnen. Die damals (1899) im Lande selbst gehaltenen Vorträge dürften in ihrem Wortlaut hierher gehören. Denn die Stimmung, in welcher sie gehalten wurden, und welche selber nur die Abspiegelung der im ganzen Lande empfangenen Eindrücke war, möchte ich den Lesern, zumal bei der ernsten Aufgabe, die die folgende Periode der Niederlage des deutschen Reichs im Kulturkampfe uns stellt, nicht vorenthalten. Der bei dem Abdruck gewählte Text ist dem Stenogramm der Hermannstadter Rede entnommen.

Gestatten Sie mir, mit einem offenherzigen Bekenntnis zu beginnen. Im Gegensatz zu den anderen Städten des Landes ist mir hier doch in Hermannstadt etwas bänglich zu Mut geworden. Es ist ein wirklich keckes Unterfangen, an der Stätte seines langjährigen Wirkens über Ihren gewaltigen Führer zu reden. Und all das, womit sich ein Fremder anderswo einführen durfte, mußte hier wegfallen. Wo ich bisher auch war, ließ sich zunächst doch manches erzählen von den Einzelheiten der schönen Festtage, die inzwischen bis ins kleinste Dorf Ihres Landes hinein den Mittelpunkt des Interesses gebildet haben. Von alledem kann natürlich hier keine Rede sein. Dazu aber

Digitized by Google

kommen noch andere Umstände, die die Aufgabe dort erleichtert haben und hier erschweren.

In Schäßburg drängte sich vor allem die Erinnerung auf an die frühere Zeit des Bischofs als Schäßburger Rektor, an den Pädagogen in seiner festen Energie, in seinem strengen Ernst. Habe ich doch oft von ihm sagen hören, daß an ihm das schöne Bibelwort so recht wahr geworden sei: „Der alte ist milder". Dazu traten an diesem Ort noch allgemeinere Beobachtungen. Was ich in der Fremde über das Schäßburger Gymnasium gewußt, hatte ich im wesentlichen aus den Schulprogrammen entnommen. Jetzt, an Ort und Stelle, bot neben der alten Schule das neue Alberthaus mit seinen reichen Erinnerungen, mit der ganzen auf die Zukunft berechneten Einrichtung einen ganz anderen, aus dem Leben stammenden, in das Leben einführenden Eindruck. Und das galt von der ganzen Stadt wie von ihrer Umgebung, wo noch heute der „harte" Schäßburger Geist um sein Deutschtum ringt.

Nicht anders war es in Kronstadt. Die Stadt und die umgebenden Dörfer wollten zunächst wieder studiert sein. Dazu kam dann die reiche Literatur seit dem Honterus-Jubiläum. Ich war eben doch ins Land gekommen, um zu lernen, und habe gerade in Kronstadt viel gelernt. So hatte ich bis dahin noch nichts von den drei starken Bänden gesehen, die während der letzten Jahre aus dem städtischen Archiv herausgegeben worden sind, und ebensowenig die wichtige Sammlung der Schriften Stefan Ludwig Roths.

Die schwer ernsten Erinnerungen an diesen Märtyrer wurden in Mediasch noch verstärkt durch die große Kalamität in der wirtschaftlichen Entwicklung. Aber ich durfte mich freuen, im Gottesdienst ein Wort ausgelegt zu hören, das so recht auf solche Verhältnisse Anwendung findet: „Selig der Mann, der die Anfechtung erduldet, der sich in ihr bewährt." Nicht anders ist es mit der Erinnerung an den Märtyrer Ihrer Volksgeschichte in der neuen Revolutionszeit. Wenn man heute an diese Zeit zurückdenkt und das, was Ihr Sachsenstamm seitdem aus sich selbst gemacht hat, damit vergleicht, so wird man an das alte Dichterwort erinnert: „Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt, so wird die Lieb' in uns mächtig und groß, in manchem Leiden und traurigen Los." Aber das sagt nicht genug. Ist doch das Martyrium geradezu der eigentliche Nerv der Menschheitsgeschichte, die man nur im Licht des Kreuzes versteht. Ich berühre damit den unerschöpflichsten Gegenstand, den der Meister Ihrer Geschichtsschreibung auch persönlich besonders liebte. Aber ich muß mich der Versuchung entziehen, näher auf den Nachweis für diese These einzugehen. Ich beschränke mich deshalb darauf, noch ein anderes Dichterwort in Erinnerung zu rufen, das Uhlands: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege!" Hier muß man nur das „wenn" streichen, sobald man das Denkmal von Teutsch neben dem von Stefan Ludwig Roth schaut. Denn dann fühlt man leibhaftig die Wahrheit des altkirchlichen Bekenntnisses: „Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen", — das heißt: in echt evangelischem Sinn, nicht in bezug auf die legendarischen Heiligen der Papstkirche.

Gerade jenes Denkmal in Mediasch steht in der Tat in engster Verbindung mit dem, das Sie hier aufgerichtet haben. Denn auch das Teutsch-Denkmal mahnt an dasselbe: auch in den ernsten Kämpfen der Zukunft seinen Mann zu stehen wie früher. Lassen Sie mich darum nun sofort zu der Erinnerung an Ihren großen Bischof selbst übergehen und zunächst die Frage zu beantworten suchen: Warum haben Sie gerade diesem Einen unter vielen tüchtigen Mitarbeitern das Denkmal errichtet?

Ich habe überall dieselbe Antwort erhalten: Bischof Teutsch ist eine typische Ver-

Digitized by Google

körperung seines Volksstammes. Jeder in diesem Volke sieht das ihm vorschwebende Ideal in diesem Mann so erfüllt, wie es menschenmöglich ist. Man darf den Vergleich wagen: Teutsch ist eine ähnliche Verkörperung Ihres kleinen Stammes, wie das große deutsche Volk in Bismarck seine Verkörperung gefunden hat. Nur ist das ein Vergleich, der auf ganz anderem Boden steht als der Sinn, den man mir in den Mund gelegt hat. Ich soll Teutsch den sächsischen Bismarck genannt haben. Der Lebensberuf beider Männer war wohl so verschieden wie möglich. Aber in jener Verkörperung Ihres Volksstammes erkennt auch der von außen Kommende, was diesem Volksstamm bis dahin seine Kraft gegeben hat.

Gerade an der Grenze der Völker, wo sie um ihr Volkstum zu ringen haben, entwickelt sich die größte Kraft der nationalen Eigenart. Hier hat Darwins große Entdeckung von der Zuchtwahl, von der Auslese im Kampf ums Dasein ihren prägnantesten Nachweis gefunden. Es ist dasselbe wie auf religiösem Boden mit den Diasporagemeinden, wo ein ganz anderes Leben pulsiert als da, wo man nicht nötig hat, für seinen Glauben Opfer zu bringen. So ist es die Kraft eines unverwüstlichen Stammes, die im Bischof Teutsch offenbar wurde. Man darf, man muß es rückhaltlos sagen: Sie sind heute innerlich viel stärker geworden, als man vor einem Menschenalter voraussehen konnte. Gerade die neuen schweren Kämpfe haben, wie jeden einzelnen von Ihnen, so das ganze Volkstum gestählt.

Mit dieser allgemeinen Beobachtung scheint jedoch die Frage noch nicht genugsam beantwortet, warum gerade dieser Eine in der Erinnerung sich heute so um Haupteslänge über die anderen erhebt. Aber dazu tritt das andere: Sie sind heute alle von den gleichen Gefühlen erfüllt, Sie stehen alle ein für den Einen. Das ist aber nur deshalb so möglich gewesen, weil dieser Eine stets für Sie alle einstand. Bischof Teutsch hat stets das große Ganze, nie das kleine „Ich" im Auge gehabt. Darum wußte er alle zerstreuten Kräfte zur gemeinsamen Arbeit zusammenzufassen.

Gestatten Sie mir, einige kleine Beispiele aus dem großen Kreise der einzelnen Schriften zu wählen, deren ganzer Umfang Ihnen ja viel genauer bekannt ist als mir. Aber auf mich haben stets die Gedächtnisreden einen ganz besonderen Eindruck gemacht, die eine so große Zahl von einzelnen Personen so liebevoll schildern: Samuel Schiel, Johann Fabini, Michael Fuß, Karl Gooß, Michael Gottlieb Schuller und manchen anderen. Auch Binder gehört hierher, wenn auch nur ein einzelner Zug aus seinem Lebensbilde herausgegriffen ist. Diese und viele ähnliche Reden sind bei den Eröffnungsfeiern des Landeskundevereines gehalten worden. Wie manche inhaltreiche Rede zur Eröffnung der Landeskirchenversammlung, des Gustav-Adolf-Vereines und in anderen Vereinen steht dann daneben. Auch hier haben Sie die Übersicht über das Ganze; ich kenne nur Weniges. Einen einzelnen Punkt darf ich jedoch zur Ergänzung Ihrer Erinnerungen noch anführen. In der „Allgemeinen Deutschen Biographie" hat Teutsch auch die älteren Vorbilder zu zeichnen gewußt. Da habe ich zuerst gehört von einem Georg Jeremias Haner, einem Jakob Rannicher und Johann Karl Schuller. So hat er allen treuen Mitarbeitern zu geben gewußt, was ihnen gebührte.

Aber noch ein weiteres verbindet sich damit. Er ist unter allen seinen Mitarbeitern der größte Arbeiter gewesen. Als an ein Beispiel von vielen denke ich hier an die Kirchenvisitationen: wie er da alle Geschäfte führte, alle Teilnehmer zu begeistern wußte und dabei sich noch vorzubereiten hatte: am Abend, nachdem alle anderen fertig waren, wie schon in der Frühe des Morgens. Neben den Geschäften ja zugleich auch auf seine Predigten. Von der ersten Visitation im bistritzer Lande ist mir erzählt worden, wie er damals nicht die Absicht hatte, selbst eine Predigt zu halten,

Digitized by Google

wie er aber, als die Leute zusammenströmten und ihn zu hören wünschten, sich dann doch dazu entschloß. Er hat damals zum ersten Male in dieser Weise gesprochen. Daneben stellt sich ein Zeugnis über den Erfolg der Kirchenvisitationen im Burzenlande. Mir war eine Schrift des Professors Philippi mit Erinnerungen an die Visitation im Jahre 1879 genannt worden. Ich zitierte sie in Kronstadt. Darauf ist mir die Schrift selbst gütigst mitgeteilt worden; und so kann ich heute ihren Schlußsatz wörtlich anführen: „So endete diese denkwürdige General-Kirchenvisitation im Burzenlande, die gewiß überall in der Erinnerung der evangelischen Bevölkerung fortleben und die besten Folgen haben wird, da sie überall Veranlassung geboten hat, sich selbst besser kennen zu lernen, die Ziele fester ins Auge zu fassen, die oft nahe liegenden Mittel zu würdigen und wieder einmal im Bewußtsein der einigenden Arbeit das uns so not und so wohltuende Gefühl innerer Kräftigung zu empfinden, vorgefundene Schäden zu heilen, Mißbräuche abzustellen und das sittliche Leben zu kräftigen und zu fördern."

Die volle Bedeutung Ihrer bischöflichen Visitationsreisen wie Ihrer Kirchenverfassung überhaupt — von der ich nachher noch ein Wort zu reden habe — tritt jedoch erst im Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen anderer Kirchen zutage. Solche Visitationen sind ja auch anderswo eingeführt, aber im großen Deutschen Reich haben sie sich nicht im selben Maße die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen gewußt. Sie sind eben von oben her oktroyiert worden, nicht aus dem Gemeindebedürfnis erwachsen. Eine mehr naturwüchsige Art, von der gesamten geschichtlichen Entwicklung der Nationalkirche getragen, haben die Visitationen in der englischen Kirche. Gerade im vorigen Jahre habe ich Gelegenheit gehabt, eine Kirchenvisitation in großem Stil in dieser Kirche mitzuerleben. Der Erzbischof von Canterbury hat da fünf gewaltige Reden gehalten: die eine wie die andere gegen die papistischen Verführungskünste gerichtet. Ich erhielt dabei einen ganz anderen Eindruck von der Stellung der Bischöfe zu diesen Fragen, als man ihn aus Zeitungsberichten bekommt. Aber die Reden selbst waren vorbereitet und wurden verlesen. Ihr Bischof dagegen sprach unter dem Eindruck des Momentes: und doch hat er auch der kleinsten Dorfgemeinde immer etwas für sie Neues aus ihren Verhältnissen heraus zu erzählen gewußt. Wie hat er das aber angestellt? Es war dieselbe Methode, die er bei den großen Generalversammlungen des Gustav Adolf-Vereins befolgte. Hier hatte er jedesmal vor der Öffentlichkeit eine dreifache Aufgabe. Er hatte mitzurepräsentieren; dazu trat die offizielle Begrüßung bei der Versammlung in der Kirche; und dann kam das Dritte hinzu, was geradezu sprichwörtlich geworden ist in den deutschen Städten: er hat immer den Gruß auf die Feststadt zu bringen gehabt. Ich habe da persönlich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie er, nachdem er sich vorher über die Geschichte von Stadt und Land orientiert hatte, am frühen Morgen ausging und beobachtete, was die Stadt Eigentümliches an sich habe, und eben als Historiker wußte er auch den großen Städten immer etwas Neues über sie selber zu sagen, wie hier den kleinsten Dörfern. Die Hauptaufgabe lag natürlich nicht in diesen Außendingen, sondern in den Beratungen des Centralvorstandes selbst, wo er mehr und mehr in weitere Kreise das Interesse für seine Kirche hineinzutragen wußte. Aber die kleine Parallele von draußen mit dem, was Sie hier alle aus Erfahrung kennen, schien mir nicht fehlen zu dürfen.

Ich wende mich jetzt — der Stoff ist überreich und ich kann nicht alle Punkte berühren — zu der Frage, welcher Aufgabe, welchem Zweck diese ganze rege Arbeit gewidmet war. Es war der Neubau der Kirche, dieser Neubau, der die Kirche zur unerschütterlichen Grundlage Ihres Volkstumes gemacht hat. Das Streben, dem Ihre

Digitized by Google

neue Kirchenverfassung entgegenkam, lag in jener Zeit überhaupt. Schon vorher fehlte es nicht ganz an Anknüpfungen und Vorbildern. Man dachte damals besonders an die rheinisch-westfälische Kirche, die ebenfalls Presbyterien und Synoden hat. Aber es ist ein doppelter Unterschied. Sie haben auf der einen Seite einen viel konsequenteren Independentismus der Einzelgemeinden, auf der anderen aber den zusammenhaltenden Einigungspunkt im Bistum. Auf diese Weise konnten dann auch Ihre Bezirkskonsistorien wie Ihr Landeskonsistorium aus der Kirche selbst heraus erwachsen. Es sind nicht staatlich aufgenötigte Behörden, wie sogar in der — sich früher einer ganz anderen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Berlinismus erfreuenden — rheinisch-westfälischen Kirche. Sie haben also in der Tat eine wirkliche Selbständigkeit, eine von unten nach oben sich aufbauende Kirche. Wie sehr das Streben danach jedoch in jener Zeit überhaupt lag, darüber kann ich aus den Anfängen meiner akademischen Tätigkeit heraus ein Zeugnis anführen, wo im Großherzogtum Baden genau dasselbe angestrebt wurde. Heute liegt diese Erinnerung doppelt nah, wo in demselben Jahre 1899 das Denkmal von Teutsch in Hermannstadt und von Richard Rothe in der Heidelberger Peterskirche enthüllt wurde.

Rothe, wie der frommste und demütigste, so der tiefste unserer theologischen Denker, ist als solcher natürlich nur in den Fachkreisen bekannt. Gerade deshalb aber hat es mich besonders interessiert, wie gerade in Ihrem Lande früher als anderswo der Versuch gemacht worden ist, die Schätze des Meisterwerkes Rothes, seiner theologischen Ethik, in der gerade jetzt in zweiter Auflage erschienenen Sittenlehre Orendis für die Schule zu verwerten. Ebenso ist in Kronstadt Dr. Netoliczka mit der Ausgabe der Jugendgedichte des Mannes beschäftigt, die es noch mehr möglich machen werden, den Entwicklungsgang Rothes von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Nur auf diesem Weg ist ja der vom Anfang bis zum Ende seines Lebens den ganzen Mann erfüllende Grundgedanke recht zu verstehen, der Gedanke einer Neukräftigung und Neuorganisation jener evangelischen Kirche, der seine ganze Liebe gewidmet war, der Kirche nicht als Selbstzweck, aber als Gefäß für die ewigen Gedanken des Himmelreiches. Rothe hat in den zahlreichen Reden und Aufsätzen seiner „Ernstzeit" genau dasselbe als Ideal hingestellt, was Sie in die Wirklichkeit eingeführt haben.

Wenn ich jedoch heute besonders an diese Parallele denke zwischen dem, was in Siebenbürgen damals erreicht, und dem, was in Baden erstrebt wurde, so rührt diese Parallele doch nicht von mir her. Zuerst ist sie nämlich ausgesprochen von Wattenbach, als er 1869 die Entdeckungsreise nach Siebenbürgen machte. Er hat Ihr Land wirklich für Deutschland „entdeckt", wo damals kaum irgend jemand ernstlich an Siebenbürgen dachte. Seiner Liebe zu Land und Leuten ist er bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er der Generalversammlung des deutschen Schulvereines in Jena präsidiert, dieses Vereines, der auf manche wie ein rotes Tuch wirkt und doch in Wirklichkeit nur für unbemittelte Studenten Stipendien sammelt und einige Schulanstalten unterstützt. Das war die Arbeit, der Wattenbach bis zuletzt sein ganzes Herz geschenkt hatte. Bei demselben Anlaß konnten wir noch persönlich die alten Heidelberger Erinnerungen austauschen. Aber schon damals, als er zum ersten Male in Heidelberg von Siebenbürgen berichtete, stand er unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit Teutschs. Von ihm hat er schon damals besonders gesprochen, hatte auch Teutsch zu seinem eingehenden Aufsatz in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift über Ihre Kirchenverfassung bewogen.

Leider ist ja das, was Wattenbach und Häusser wie Rothe und Schenkel anstrebten, der Versuch, die der Kirche entfremdeten Gemüter ihr wieder zu gewinnen,

Digitized by Google

gescheitert. Der Protestantenverein ist verketzert und unter die Füße getreten. Die Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft wurden erbitterter als jemals zuvor. Die Folgen lassen sich heute mit Händen greifen: in der Niederlage Deutschlands im Kulturkampf. Sie wäre uns erspart geblieben, wenn die Kirche bei uns dieselbe Stellung gehabt hätte wie hier. Diese Stellung aber ist Ihrer Kirchenverfassung zu danken gewesen, deren innere Ausbildung wesentlich Teutschs Verdienst war und bei der immer wieder auf die Wahrung der geschichtlichen Kontinuität das Hauptgewicht gelegt worden ist.

Mit dieser Wahrung der geschichtlichen Kontinuität haben Sie aber — und darin liegt ebenfalls wieder ein ganz besonderes Mitverdienst des Bischofs Teutsch — sich eine wirkliche Gemeindekirche, eine echte Volkskirche, erhalten. Bei Ihnen hat es keiner durch politische Reaktionstendenzen begünstigten, engherzigen Partei gelingen können, sich als die allein gläubige hinzustellen. Der schlichte Ausdruck echter Frömmigkeit bei unseren Großvätern und Großmüttern hat hier nicht als Unglaube und Abfall ausgetilgt werden können. Es ist bei Ihnen niemals nach dem Grundsatze regiert worden, daß die Jesuiten dem Gläubigen lieber sein müßten als die sogenannten Rationalisten. Daß die Bewahrung Ihrer Kirche vor diesem schwersten Verhängnis des deutschen Protestantismus aber gerade Teutschs echt historischem Sinn entsprach, dafür darf ich abermals eine an sich geringfügige, aber gerade nach dieser Seite bezeichnende Erinnerung mitreden lassen. Schon im Jahre 1869 hat nämlich Wattenbach mir auch persönliche Grüße von ihm gebracht und den Wunsch, in derselben Art wie in der zwei Jahre vorher erschienenen ersten und zweiten Auflage meines kirchengeschichtlichen Handbuches weiterzuarbeiten. Das war eigentlich ein keckes Jugendwerk. Später entstand das Bedürfnis eines Unterbaues; und so wurde bei der dritten Auflage zunächst (1880) ein Band der „Einleitung in die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ eingefügt. Von den mannigfachen Besprechungen dieses Bandes aber haben eigentlich nur zwei für mich größere Bedeutung gewonnen, da ich aus ihnen wirklich zu lernen vermochte: die des allseitig gelehrtesten unserer Kirchenhistoriker, des in diesen Tagen leider verstorbenen Weizsäcker in Tübingen, und die des Bischofs Teutsch. Der Grundgedanke seiner Besprechung ging aber eben darauf hinaus: auch die Aufklärungszeit gehört zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens, sie soll und darf nicht aus der Geschichte unserer Kirche gestrichen werden. Gott hat eine wunderbare Entwicklung in den Protestantismus hineingelegt. Jedesmal, wenn eine geistige Strömung sich ausgelebt hatte, hatte sich eine andere vorbereitet, um die Segnungen der Reformation in immer neue Gestaltungen zu gießen. Wie ist da nicht alles zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt! So war Teutschs Ideal. Und dieses Ideal haben Sie hier in Wirklichkeit umgesetzt. Ihre Kirche ist von den unseligen dogmatischen Zwistigkeiten verschont geblieben, in denen so viele edle Kräfte des deutschen Protestantismus, wie im sechzehnten und siebenzehnten, so auch im neunzehnten Jahrhundert, gelähmt wurden. Neben dem eben genannten Aufsatz von Teutsch hat noch gerade in diesen Tagen wieder einer Ihrer besten Männer dies in klaren Worten dahin ausgedrückt — ich zitiere hier einfach nach der Eröffnungsrede Ihres Bischofs Müller bei der letzten Landeskirchenversammlung —: „Einen Streit um das Bekenntnis, das doch gegenüber dem Wort Gottes, an dem wir unentwegt festhalten, immer nur menschliche Weisheit ist, hat uns Gottes Gnade erspart, und der Übergang aus der Periode der flachen ‚Aufklärung‘, die übrigens zu ihrer Zeit und der Übersättigung durch Dogmatismus und Pietismus gegenüber auch wohl ihr Recht hatte und nicht wider Gottes Willen gedacht werden kann, eben auf dem Weg tieferer wissenschaftlicher Forschung zu posi-

Digitized by Google

tiverem Glauben, vollzieht sich hier ohne jene stürmischen Erscheinungen, die das ‚vollkommenste' Gesetz, das der Liebe, oft so schmerzlich vermissen lassen und nur dem gemeinsamen ‚alten, bösen Feinde' zu leichteren Siegen verhelfen." Was Ihr jetziger, so viele Jahre im engsten Bunde mit Teutsch für Volk und Kirche unermüdlich schaffender Bischof hier sagt, darf in der Tat ein recht eigentlicher Segen Gottes für dieses Ländchen genannt werden. Siebenbürgen war im sechzehnten Jahrhundert das einzige Land, das allgemeine Duldung kannte, auch für die vielgeschmähten Unitarier. Im achtzehnten war es das Land, wohin die protestantischen Ketzer verbannt wurden, als in ein Land, wo doch nichts mehr zu verderben wäre, — vom Standpunkt der Inquisitionskirche aus nämlich. Man hat mir erzählt, wie die „Landler" noch bis heute sich ihren Glauben und ihre alte Sitte treu bewahrt haben. Und auch in dem Restaurationsjahrhundert haben Gewissensfreiheit und Duldung, nach der schönen Definition unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich am Grabe Luthers die recht eigentlichen Segnungen der Reformation, sich in diesem alten Asyl aufrecht erhalten. Auch heute ist hier die Kirche nicht Selbstzweck, sondern das Gefäß für die ewigen Gedanken des Gottesreiches, wie die sinnige Predigt beim Fest, die uns Fremden immer in Erinnerung bleiben wird, in schöner Weise ausführte. Überall aber wird es gerade als besonderes Verdienst des Bischofs Teutsch anerkannt, daß er jene Eigenart der Kirche aufrecht zu erhalten wußte.

Mit dieser Eigenart der Kirche selbst aber hängt abermals noch ein weiterer Punkt zusammen: die eigentümliche Stellung Ihrer Kirche zur Schule. In Kronstadt ist das im Standbild des Honterus klar angedeutet. Wie sinnig ist es, daß Honterus vor der Kirche steht und mit der ausgestreckten Hand auf die Schule gegenüber hinweist! Hat aber nicht der frühere Rektor von Schäßburg in demselben Sinne gewirkt?

Sie haben hier ein Schulwesen, wie wir es in Deutschland nicht kennen, nicht kennen können. Dort sind konfessionelle und Simultanschulen in einen traurigen Gegensatz getreten. Wo in Deutschland die simultanen Schulen, die geeigneten Schöpfungen früherer Zeit, unterdrückt wurden, da geschah es dem seine Trümpfe ausspielenden Centrum zuliebe. Hier dagegen ist es ein echt evangelischer Geist, der bei Ihnen die Verbindung von Kirche und Schule aufrecht erhält. Wie reihen sich hier nicht alle diese evangelischen Schöpfungen aneinander: vom Landeskirchenseminar, von den Gymnasien, den Realschulen, den höheren Bürger- und Mädchenschulen bis zu den eigentlichen Volksschulen und Kindergärten herab. Vor allem hat das Gymnasium hier eine eigentümliche Stellung wie sonst nirgendwo. Ich habe kein Land gefunden, in dem die Gymnasiallehrer eine sozial so hervorragende Stellung einnehmen wie hier. Und doch treten die meisten Lehrer später gern in ein ländliches Pfarramt über. Es liegen ja freilich auch Gefahren in dem für Ihr kleines Volk so reich entwickelten Schulwesen, daß zu viel Intelligenz produziert wird, für die in dem kleinen Lande die Existenzbedingungen schwer aufzutreiben sind. Dagegen sollten Gewerbe und Ackerbau noch mehr gepflegt werden. Eine ganze Reihe von gewerblichen und industriellen Fragen schwebt in der Luft und harrt der Lösung. Aber auch diese Bedürfnisse können nur befriedigt werden auf der Basis der gemeinsamen Arbeit von Kirche und Schule im Sinne des alten Schäßburger Rektors.

Zu alledem aber gesellt sich noch ein anderer, noch höherer Gesichtspunkt. Unter Gottes gnädiger Obhut war Ihre Kirche die Errettung Ihrer Nationalität in der Zeit schwerster Gefahren für diese Nationalität. Darin hat Ihre Kirche Ähnlichkeit mit der griechischen, die jahrhundertelang vom Islam unterdrückt wurde und doch dem Volke in heißen Kämpfen zugleich mit der Religion auch Sprache und Na-

Digitized by Google

tionalität gerettet hat. In gleicher Weise ist Ihre Kirche das Rückgrat des Volkes geworden in einer Periode, die wohl erinnern konnte an die Türken- und Jesuitenzeit.

Es war ein allgemeiner Zusammenbruch im Revolutionsjahr 1848/49, ganz besonders in Österreich-Ungarn. Nur durch die Hilfe der Russen wurde die Monarchie damals gerettet. Dann aber erhob sich der Staat in ungeahnter Weise noch einmal. Das alte Lied von Ernst Moritz Arndt von dem „Österreich an Ehren und an Siegen reich" schien noch einmal wahr werden zu wollen. 1850 ist Preußen tief gedemütigt worden, — am Tage von Olmütz. Österreich wurde noch einmal zum führenden Staate, wie nach der Restauration von 1814. Wie unter Metternich regierte es in Deutschland durch den Bundestag, regierte es in Italien und in Ungarn. Nun aber wurde ein Kitt gesucht für die vielen Nationalitäten; und es hieß damals, diesen Kitt könne nur die alleinseligmachende Kirche bieten. Das Konkordat von 1855 wurde geschlossen. Darüber hat die Geschichte ihr Urteil gesprochen. Genau so wie durch die erste Gegenreformation der geistige Zusammenhang mit Deutschland abgeschnitten wurde, so auch jetzt. Und so kamen mit Naturnotwendigkeit die Jahre 1859 und 1866. Mit außerordentlicher Tapferkeit hat auch da die Armee sich geschlagen. Doch der Alldruck des Konkordates lag auf dem Lande. So kam Niederlage auf Niederlage. Beust sollte für die Revanche sorgen. Durch ihn ist es zu dem Dualismus in dem früher geeinigten Staatswesen gekommen, zu einem Ausgleich, der von einer Delegation zur anderen immer ärgeres Auseinanderfallen bewirkt hat. Das sächsische Volk ist politisch das Opfer jener wirren Zeiten geworden. Gerade in ihnen aber hat dann Ihre Kirche ihre alte Selbständigkeit in neuer Form gewahrt. So ist sie zum festen Rückgrat Ihrer Nation geworden. Das ist auch in Deutschland immer klarer empfunden worden beim Namen Ihres Bischofs Beutsch. Rogges Wort: „Euer Beutsch unser Beutsch" wird sich darum auch fürder bewähren. Wie ein Fels im Meer ragt seine Gestalt in die Zukunft hinein.

Was aber gibt ihm denn nun diese recht eigentliche Zukunftsbedeutung? Die Antwort ist einfach. Er ist der Historiker gewesen im höchsten Sinn des Wortes. Seine Bedeutung als Historiker ist bei dem Fest speziell zum Ausdruck gekommen in den schönen Worten des Budapester Professors Asboth und des Münchener Oberhummer. Die deutschen Universitäten hatten zu ihren Vertretern lauter Theologen gewählt: gewiß ein schönes Zeugnis für die Stellung, die die Theologie im Gesamtorganismus der Wissenschaft wieder einzunehmen beginnt. Aber wenn nicht jene Männer so gesprochen hätten, wie sie es taten, so wäre nur die theologische Bedeutung von Beutsch zur Geltung gekommen. Nun aber wurde in so hervorragender Weise, wie es besonders der Akademie Döllingers zukam, der Historiker Beutsch charakterisiert.

Es ist die echte Methode der Geschichtsforschung, die Beutsch verfolgte. In ihrer Schule ist der Geschichtschreiber der Vergangenheit zum Propheten der Zukunft geworden. Ich bekenne mich mit ihm zur Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auch in der Religionsgeschichte. Beide Wissenschaften gehen gleich sehr aus von der Beobachtung des einzelnen, wie Beutsch sie verstanden hat. Sie schreiten fort zur Zusammenstellung des Verwandten, wie wieder Beutsch es getan hat. So führen sie endlich zur Erkenntnis der Entwicklung überhaupt, zur Erkenntnis dessen, was der berühmte Schotte Henry Drummond „die Naturgesetze in dem geistigen Leben" genannt hat. Wie er, hat auch Ihr Beutsch die ganze Menschheitsgeschichte im Lichte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) angeschaut. Und das hat sein Sachsenvolk von ihm gelernt. Es hat neulich in Kronstadt großen Eindruck auf alle Hörer eine Rede gemacht, die Dinge betonte, wie man sie sonst nur von Theologen hört, die vom

Digitized by Google

Gottvertrauen redete und auch davon sprach, daß die ausgleichende Gerechtigkeit nicht im Diesseits zu finden sei. Es war die Rede eines Führers im Kampfe, eben darum aber ein doppelt nachahmenswertes Vorbild. Sie haben verschiedene Fraktionen nötig, aber deren Führer haben Schulter an Schulter zu stehen gegen die gemeinsamen Feinde. Das haben Sie alle, einer wie der andere, aus Teutschs Sachsengeschichte zu lernen. In jenem weissagenden Geiste, den die israelitischen Propheten in die geschichtlichen Betrachtungen hineinlegten und der in dem Geschichtsbilde der Reden unseres Herrn seine höchste Blüte erreicht hat, ist auch diese Sachsengeschichte geschrieben. Es sind Teutschs liebste Stunden gewesen, wenn er über die Eigenart seines Volkes und seiner Kirche reden konnte, mit warmer Anerkennung auch der Eigenart anderer. Denn das ist das Wunderbare gerade in der kirchengeschichtlichen Entwicklung, daß da so verschiedene Formen nebeneinander stehen, alle von demselben Meister geschaffen.

Noch ein Punkt darf nicht völlig vergessen werden, der wieder mit all den anderen zusammenhängt: die persönliche Verbindung Ihres Bischofs mit dem deutschen Volk, mit der deutschen Kirche. Rogge hat darauf hingewiesen, wie besonders durch Vermittelung von Teutsch die Aufnahme Ihres Hauptvereines in den allgemeinen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung bewirkt wurde. Das geschah im Jahre 1861 in Hannover. Dann erfolgte im Jahre 1882 seine eigene Wahl in den Centralvorstand, wo 1891 der jetzige Bischof D. Müller sein Nachfolger wurde. Damals gab es eine kleine Gefahr; sie hing mit der Ehrfurcht zusammen, die man Teutsch entgegenbrachte. Es tauchte der Vorschlag auf, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dieser Vorschlag wurde aber abgelehnt, weil man auf die persönliche Mitarbeit eines Siebenbürgers nicht verzichten wollte. Durch diese Stellung Ihrer Bischöfe im Centralvorstand fließt hierher zugleich ein Strom von geschichtlichem Wissen, der in seiner Bedeutung erst wenig bekannt ist. Nur wenn man Jahr um Jahr die Arbeit aller einzelnen Hauptvereine so verfolgen kann, wie es nur die Mitglieder des Centralvorstandes vermögen, bekommt man eine Vorstellung von den Segnungen, die der Gustav-Adolf-Verein über alle seine Teile ausgießt.

Mit unserer gemeinsamen Arbeit in diesem Vorstand hängen nun aber endlich auch meine persönlichen Erinnerungen an Ihren Bischof zusammen. Ich hatte mit ihm schon lange im Briefwechsel gestanden, aber erst 1885 lernte ich ihn persönlich kennen: in Eisenach. Ich hatte als Dekan der theologischen Fakultät den Verein zu begrüßen. Als ich zurücktrat, folgte mir Teutsch auf die Rednertribüne in der Kirche. Er nahm sich aber die Zeit, mir im Vorbeigehen die Hand zu drücken und mir zu sagen, es sei ein günstiges Omen, daß wir uns hier zum ersten Male sähen. Ich habe daneben jedoch noch den Verdacht, daß, als ich am folgenden Tage selbst ebenfalls in den Centralvorstand gewählt wurde, Teutsch seine Hände mit im Spiel gehabt hat. Im folgenden Jahr in Düsseldorf ist dann er unter den Ersten eingeweiht worden in das, was nachher zu so großer Bedeutung wurde für die innere Kräftigung der deutsch-evangelischen Kirche, in die Ziele des neu zu gründenden Evangelischen Bundes. Mehrere Jahre war ich dann verhindert, auf den Versammlungen zu erscheinen. Teutsch aber hat meines Wissens niemals gefehlt. So ist er z. B. auch in Danzig gewesen, während ich am selben Tage die Waldenserkirche zu begrüßen hatte. Dann fanden wir uns wieder auf der Mannheimer Versammlung im Jahre 1890. Wir haben dort viel miteinander verkehrt, auch gemeinsam den altkatholischen Pfarrer zu seinem fünfundzwanzigjährigen Priesterjubiläum beglückwünscht, blieben beide sogar allein noch einen Tag länger dort. Ich bin mir nachher ganz egoistisch erschienen. Denn

Digitized by Google

ich hatte ihm viel erzählt von meinen österreichischen Vorfahren. Später ist es mir klar geworden, daß er der Attentäter war, daß ich ihm, wie er es auch in anderen Fällen verstanden hat, das alles erzählen mußte, weil er es wissen wollte. Und wenn ich heute mehr als andere Reichsdeutsche das schwere Geschick des österreichisch-ungarischen Staates mitempfinde, so muß ich mir sagen, daß er es war, der dieses Interesse in mir neu erweckt hat.

Im Jahre 1891 war, wie schon bemerkt, seine Tätigkeit im Centralvorstande des Gustav-Adolf-Vereins abgelaufen. Dafür haben wir uns im Jahre 1892 bei dem großen Wittenberger Fest noch einmal gesehen, — zum letzten Male. Der Abschied wurde uns merkwürdig schwer. Wir gingen abends hin und her zwischen den beiden Wohnungen; immer wieder begleitete einer den anderen.

Weiter möchte ich gerade diese Erinnerungen persönlicher Art nicht ausspinnen. In dieser Stunde habe ich mich auf die am meisten charakteristischen Züge aus dem Lebensbild Ihres großen Bischofs beschränken zu sollen geglaubt. Das Lied, das Sie alle so freudig beim Fest mitgesungen haben, bezeichnet Teutsch als den frommen, tapferen, deutschen Mann. Ich wurde durch diese Worte an das letzte Bild von Ernst Moritz Arndt in seinem neunzigsten Lebensjahr erinnert, das die Unterschrift trägt: Fortes fortuna juvat, mit der darauf folgenden Übersetzung ins Christliche: „Gott ist im Schwachen mächtig." Die Verbindung von Frömmigkeit und Tapferkeit ist das Heilmittel für die schweren Aufgaben unseres großen Deutschen Reiches wie für die anders gearteten Kämpfe, in denen Teutsch Ihr Führer gewesen ist. Sein Standbild hat darum dieselbe Bedeutung für Sie und für uns. Denn mit Recht hat das schöne Lied weiter bezeugt:

„Er trug zum Mutterland die Kunde,
Dies Kind hier sei der Mutter wert."

Digitized by Google

IV. Die evangelische Kirche im neuen Reich und unter den Konsequenzen des Unfehlbarkeitsdogmas.

Zur Literatur.

In der Geschichte der protestantischen Theologie (III, 1) ist die gleiche Zeit in den §§ 28 bis 36 behandelt:

§ 28. Der „neue Glaube" und die „Selbstzersetzung" des Christentums. § 29. Die Ritschlsche Theologie in ihren verschiedenen Stadien. § 30. Biedermann und Lipsius in Gegensatz und Ausgleich. § 31. Schöpferische Zukunftsarbeiten der bekenntnistreuen Theologie. § 32. Döllinger als Reformator der evangelischen Theologie. § 33. Die theologische Verteidigung der Gesamtwissenschaft gegen den Vatikanismus. § 34. Jüdische und christliche Theologie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. § 35. Missionswissenschaft und Religionsphilosophie. § 36. Die gegenseitige Ergänzung der verschiedenen theologischen Disziplinen.

Aus der Geschichte des Katholizismus (II, 3) sind zu vergleichen:

§ 11. Das erste Vatikankonzil. § 12. Pius IX. im internationalen Kulturkampf. § 13. Der Friedenspapst Leo XIII. § 14. Die päpstliche Verwertung der Orientkrise. § 15. Das unfehlbar gewordene Papsttum gegenüber Gesellschaft, Wissenschaft und Religion. — § 59. Der Kulturkampf und die Friedensbischöfe. § 60. Das Martyrium des deutschen Altkatholizismus.

Von den „Interkonfessionellen Zeitfragen und Zukunftsaufgaben" kommen aus dem ersten Teil „Prinzipielles" noch in Betracht: § 5. Die Versuche freikirchlicher Neubauten und die damit verbundenen theologischen Reformpläne und § 6. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Leben-Jesu-Forschung für die gläubige Gemeinde, mit dem literarischen Anhang: „Nachweise und Nachträge zu den Ergebnissen der Leben-Jesu-Forschung"; außerdem aber aus der literarischen Abteilung Nr. 1: Die Angriffe auf die Schriften „Katholisch oder Jesuitisch" und „Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evangelischen Gesamtkirche" als interkonfessionelle Parallelen.

Digitized by Google

§ 34.

Die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser.

Bei jedem geschichtlichen Rückblick auf die mit dem Jahre 1870 beginnende Epoche wird es in Zukunft die erste Aufgabe sein, den mannigfachen Ursachen nachzugehen, welche die Periode der Neubegründung unseres Deutschen Reiches zugleich zum Ausgangspunkt seiner schwersten Niederlagen und Einbußen in kultureller Beziehung gemacht haben. Aber es ist eine überaus traurige Aufgabe speziell für den uns obliegenden Teil der Geschichtsforschung, in derselben Periode unserer Geschichte, in welcher sich die kühnsten Hoffnungen zahlreicher Generationen erfüllten, obenan auf diesen Keim unheilbaren Siechtums das Augenmerk richten zu müssen. Noch ist, wie Beyschlag in dem ergreifenden Gedicht vom Gardasee klagt, dem jungen Geschlecht die Binde nicht von den Augen genommen. Und doch hat schon in jener gewichtigen Zeitwende selber Döllinger den Gang der Dinge vorausgesagt. Und die anderen führenden katholischen Historiker haben damals — einer wie der andere — auf seiner Seite gestanden. Für ihre ebenso fromme wie vaterländische Haltung haben die deutschen Altkatholiken den üblichen Lohn im Martyrium erhalten. Dagegen dürfte es von dem Protestantismus jener Zeit in Zukunft mehr und mehr heißen: „Wenn du bedacht hättest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber nun war es vor deinen Augen verborgen."

Bevor man jedoch überhaupt der Einzeluntersuchung sich zuwenden kann, warum alles so gekommen ist, ziemt es sich, vorher sich noch einmal zu vergegenwärtigen, was trotz allem und allem durch die großen Jahre 1870/71 für das deutsche Volk auch in Bezug auf die evangelische Kirche an unzerstörbaren Gütern erreicht worden ist. Auch in diesem Zusammenhang darf es kein lähmender Pessimismus sein, den unser Handbuch auf seine zukünftigen Leser übertragen möchte. Im Gegenteil: wieviel ärger sich auch in den letzten 20 Jahren jene Kuhhändel vergröbert haben, deren Anfang sich leider auf den Umschwung in der inneren Politik des Fürsten Bismark zurückführt, so könnte ich doch auch heute nicht anders urteilen als in den Schlußworten der (in das „Sendschreiben an Ernst Häckel" aufgenommenen) Antrittsrede in Jena: „Gerade in dem Höhepunkt einer Krisis pflegt der Heilungsprozeß zu beginnen. Erst aus der Schmach von Olmütz und Malmoe heraus vermochte unser Volk den Weg nach Düppel und Königgrätz und Sedan zu finden. Aus dem gleichen Grunde konnte, solange der nationale Staat als solcher uns fehlte, an eine Abstellung der kirchlichen Abnormitäten nicht gedacht werden, schon darum,

Digitized by Google

weil sie selber in erster Reihe die Folge der staatlichen Mißstände waren. Seit wir auf dem gesicherten Rechtsboden des neuen Reiches stehen, kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß auch die kirchliche Krisis ihrer Lösung entgegengeht."

Es sind obenan die Persönlichkeiten der beiden ersten deutschen Kaiser, aus deren Stellung zu den kirchlichen Fragen die Lehren darüber entnommen werden müssen, wie die brachliegenden Kräfte der verschiedenen evangelischen Kirchen wieder fruchtbar gemacht werden können. In dem allgemeinen Zusammenhange sind auch hier nur kurze Andeutungen gestattet. Es werden ihnen daher die „Forschungen und Erinnerungen" zur Seite gestellt werden müssen, auf welchen unser geschichtliches Urteil sich aufgebaut hat.

Es ist noch weit davon entfernt, daß das geschichtliche Bild unserer beiden ersten Kaiser durchweg gleich aufgefaßt würde. Gerade dasjenige Werk, welches die zukünftige Urteilsweise unseres Volkes mehr wie alle anderen bestimmen wird, bedarf trotz alles dessen, was es bleibend Wertvolles bringt, doch einer durchgängigen Kritik, wo es sich um das Urteil über Andere handelt. Den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" haben die eben erwähnten „Forschungen und Erinnerungen", obenan gerade was die beiden Kaiser betrifft, eine Reihe von Fragezeichen an den Rand setzen müssen. Wir verweisen hier einfach auf die Abschnitte: „Der Prinz von Preußen und Otto von Bismarck" — und „Kanzler und Kronprinz". Eine ernstere Prüfung noch hat der weitere Abschnitt über Kaiserin Augusta anzuregen versucht. Auf der dort gelegten Grundlage wird weiter unten § 39 die „kirchlichen Einflüsse der Umgebung der Kaiserin Augusta" zu zeichnen haben.

Die kirchliche Haltung der Kaiser persönlich kommt für den großen Staatsmann, dessen Kirchenpolitik völlig von staatlichen Momenten abhängig war, kaum in Betracht. So bringen auch seine Memoiren nur zwei Erzählungen, welche die kirchliche Anschauung Kaiser Wilhelms betreffen.

Die erste berichtet über ein Gespräch in Ostende, das wir hier wörtlich anführen müssen:

Eines Tages (es war 1853 in Ostende) sprach er mit einer gewissen Animosität über den General von Gerlach, der aus Mangel an Übereinstimmung und, wie es schien, verstimmt aus der Adjutantenstellung geschieden war. Der Prinz bezeichnete ihn als einen Pietisten.

Ich: „Was denken Ew. K. H. sich unter einem Pietisten?"

Er: „Einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Karrière zu machen."

Ich: „Das liegt Gerlach fern, was kann der werden? Im heutigen Sprachgebrauch versteht man unter einem Pietisten etwas anderes, nämlich einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Ge-

Digitized by Google

heimnis macht; und deren gibt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu tun haben und an Karrière nicht denken."

Er: „Was verstehen Sie unter orthodox?"

Ich: „Beispielsweise jemanden, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer, zur Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblick nicht präziser fassen, aber es ist das Wesentliche der Glaubensverschiedenheit."

Er, hoch errötend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubte!"

Ich: „Wenn diese Äußerung öffentlich bekannt würde, so würden Ew. K. H. selbst zu den Pietisten gezählt werden."

Kein Unbefangener wird in den hier berichteten Worten Kaiser Wilhelms die echte Laienfrömmigkeit verkennen. Diese Laienfrömmigkeit versteht unter den theologischen terminis technicis in der Regel etwas ganz Anderes als der Fachmann. Im gewöhnlichen Berufsleben bietet sie einen festen Halt im Glück und im Leid. Zugleich aber kann sie (gleichviel, welcher Kirchengemeinschaft der Einzelne angehört), sobald der „Beichtvater" das Gewissen des Laien in der Hand hat, übel ausgenutzt werden.

Kaiser Wilhelm hat sich niemals mit dogmatisch-theologischen Fragen persönlich beschäftigt. Und auch in seiner kirchlichen Handlungsweise will er durchweg als Soldat aufgefaßt werden. Die Neuordnung der kirchlichen Angelegenheiten stand für ihn auf gleicher Basis mit seiner Armeereorganisation. Das ist das Wahre an dem bekannten Wort Friedrich Wilhelms IV., daß sein Bruder die Kirche als Feldmarschall regieren werde. Unser Handbuch hat diese Seite seiner Kirchenregierung im Auge gehabt, als wir die „Rückblicke, Seitenblicke, Ausblicke" einschoben, und darin speziell einen Exkurs über den Ausdruck „Gottheit Christi" in der Ausdrucksweise des Laien und des Fachtheologen (S. 293). Zur weiteren Rechtfertigung dieses — wohl manche Leser anfänglich befremdenden — Exkurses*) darf jedoch heute beigefügt werden, daß derselbe in einer Zeit geschrieben worden ist, wo die Hoffnung, das Handbuch bis zur Darstellung der Regierung Kaiser Wilhelms durchzuführen, so gut wie entschwunden schien, und deshalb wenigstens dieser für das geschichtliche Verständnis der Möglichkeit einer „Ära Kögel" unentbehrliche Faktor für die Zukunft der Vergessenheit entrissen werden sollte.

Für die ruhmvolle Periode der Selbstregierung Kaiser Wilhelms kommt diese Bismarcksche Erzählung noch so gut wie gar nicht mit in Betracht. Da haben, wie wir gleich sehen werden, ganz andere Faktoren

*) Vgl. a. a. O. die ausdrückliche Bemerkung, daß „wir die gleiche „Laienorthodoxie" bei keinem Geringeren als unserem großen Kaiser Wilhelm in Rechnung zu stellen haben."

Digitized by Google

entschieden. Und wir stehen nicht an, die schon angedeutete Parallele zwischen Armeereorganisation und Kirchenverfassung auch dahin durchzuführen, daß das eine Werk dem anderen gleichwertig ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß der selbständig regierende König die Neuschöpfung der Armee allen Gegnern zum Trotz aufrecht erhielt, während in der Ära Kögel die eigene Kraft des Kaisers erlahmt war. Nur um so mehr werden wir uns der Bismarckschen Anekdote erinnern müssen, wenn wir, nachdem wir vorher die — durch den Kaiser persönlich ermöglichte — Begründung der evangelischen Kirchenverfassung Herrmanns kennen gelernt haben, den (auf die Abhängigkeit des Kaisers von seinem „Beichtvater" begründeten) Sturz Herrmanns ins Auge zu fassen haben.

Noch eine andere nicht minder wichtige Tatsache ist jedoch durch Fürst Bismarcks Memoiren enthüllt — man könnte beinahe sagen: gebeichtet worden. Es ist die, daß die Kapitulation vor der römischen Kurie auch nach dem Rücktritt Falks von dem Kaiser persönlich nicht gut geheißen wurde. Bismarck erzählt ausdrücklich: „Meine ersten Versuche zur Anbahnung des Friedens fanden auch bei Seiner Majestät keinen Anklang" (II, S. 134).

Nachdem dann ebenso ausdrücklich darauf hingewiesen ist, daß es „noch jahrelanger Arbeit bedurfte, um ohne neue Kabinettskrisen an die Revision der Maigesetze gehen zu können" wird erst daraufhin konstatiert: „Nachdem ich den Kaiser schließlich gewonnen hatte ..." (S. 134). Von irgendwelcher Initiative des Kaisers ist also bei der „Niederlegung der Waffen auf dem Fechtboden" keine Rede gewesen, obgleich der damaligen Phase der Bismarckschen Kirchenpolitik auch der Einfluß der Kaiserin sekundierte.

Der weitere Gang der Darstellung wird von selbst dazu führen, uns dieser persönlichen Stellungnahme des Kaisers in der für die ganze Zukunft des neuen Reiches verhängnisschwersten Zeit zu erinnern. Denn deutlicher als durch Fürst Bismarcks eigenes Zeugnis kann es gewiß nicht konstatiert werden, daß den Kaiser die Verantwortung für dieses schwerste Verhängnis nach der Seite der katholisch-kirchlichen Entwicklung nicht trifft. Genau das Gleiche wird in späterem Zusammenhang mit Bezug auf die andere Seite dieses Verhängnisses für die evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten nachzuweisen sein. Denn die persönliche Stellung Kaiser Wilhelms zu allen kirchlichen Fragen ist durchweg die gleiche, die er auf seinen Sohn vererbt hat. Es ist die gleiche gesunde Frömmigkeit wie bei seinen Eltern, in der praktischen Lebensführung mit den besten Zügen des Aufklärungszeitalters. An dieser „unpietistischen" Frömmigkeit hat der Sohn auch dann festgehalten, als aus außerkirchlichen Motiven die kirchlichen Reformen der neuen Ära unterbunden wurden, und als aus den gleichen Gründen

Digitized by Google

Falk durch Puttkamer ersetzt wurde. An dieser Stelle handelt es sich aber nicht um die Darstellung dieser späteren Wandlungen, sondern zunächst darum, das gegenseitige Verhältnis zwischen Vater und Sohn hinsichtlich ihrer kirchlichen Anschauungsweise richtig zu werten. Die Differenzen, welche in späterer Zeit gerade in diesen Fragen sich herausgestellt haben, sind so allgemein bekannt, daß wir darüber wenig Neues zu sagen, höchstens das Bekannte neu zu illustrieren vermögen. Nur um so stärker aber hat sich uns die Pflicht aufgedrängt, es hier einmal mit aller Schärfe zum Ausdruck zu bringen, daß die religiöse Grundstimmung beider sowohl in der Naturanlage, wie in der persönlichen Handlungsweise durchaus die gleiche gewesen ist. Wir können den Hinweis dafür gerade bei den Höhepunkten der Selbstregierung Kaiser Wilhelms antreten: bei der neuen Ära mit ihrem kirchlichen Programm, in der Zeit der Neuordnung nach den Erfolgen des Jahres 1866, und in der Zeit der Anfänge des noch nicht durch eine kleinliche Bureaukratie vergifteten Kulturkampfes.

Auch für diese Aufgabe müssen nun aber wieder die „Forschungen und Erinnerungen" der zusammenfassenden Darstellung als Grundlage dienen. Wir verweisen daher obenan gleich auf den ersten Beitrag der ersten Abteilung über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1844. Aber auch die Untersuchung über „den Prinzen von Preußen und Otto von Bismarck" kommt mit in Betracht, und nicht minder die zweite Abteilung mit den Aufzeichnungen über die eigenen Äußerungen des Königs.

Der erste dieser Beiträge ist bereits oben in § 19 herangezogen Es ist der Bericht Bunsens an den König über die Kritik des damaligen Regierungssystems durch den Prinzen. Der Freund des Königs hat (vgl. S. 239) gegen diese Kritik opponiert, aber dem Könige dieselbe nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt. Die Worte: „das gegenwärtige System, Pietisten vorzuziehen, führe zur Heuchelei und mache außerdem die Mehrheit der Nation auffässig", atmen schon 14 Jahre vor Antritt der Regentschaft den gleichen Geist wie die Ansprache an die Minister vom 8. November 1858.

Je mehr die Zeugnisse gerade derer, welche in jener früheren Zeit dem Prinzen am nächsten standen, in die Öffentlichkeit dringen, desto unverkennbarer wird es, daß jene Äußerungen nicht vereinzelt dastehen, sondern eine das ganze Leben hindurch stetig gefestigte Anschauung bekunden. Es wird schwerlich Widerspruch finden, wenn besonders von den militärischen Veröffentlichungen erklärt wird, daß die geschichtliche Gestalt des ersten deutschen Kaisers beständig wächst, je mehr man an sie herantritt. Es ist

Digitized by Google

eine gerade Linie in diesem Leben, und zumal das, was wir von dem Entwicklungsgang erfahren, weist diese gerade Linie auf.

Aus der überreichen einschlägigen Literatur des letzten Jahrzehnts (den Tagebüchern und dem Briefwechsel von Gerlach und Roon, Orlich und Natzmer, Loë und Stosch, Boyen und Prinz Krafft von Hohenlohe usw.) gewährt speziell noch die Korrespondenz des Prinzen mit dem General Leopold von Orlich (Deutsche Rundschau 1903/4 Nr. 18, 19) auch kirchengeschichtliche Ausbeute. Orlich ist u. a. 1848 gleichzeitig mit dem Prinzen in England gewesen, und seine Eindrücke aus dieser Zeit stimmen völlig mit dem überein, was in unseren Beiträgen über den damaligen englischen Aufenthalt zusammengestellt ist. Wichtiger aber noch sind eine Anzahl von Briefen des Prinzen, in welchen wir speziell seine religiös-kirchlichen Ansichten ausgesprochen sehen. Sowohl politisch wie kirchlich vertritt der Prinz trotz der dazwischen getretenen Revolution auch in dieser Zeit die gleiche liberale Anschauung wie im Jahre 1844.

Das erstere geht u. a. aus dem Brief vom 13. März 1852 (Nr. V) hervor, wo es heißt: „Im letzten Moment hat die Rechte den König verlassen aus Junkertum — ein Wort, das ich sonst nie gebrauche.“ Wie schon 1852 der damaligen „Rechten“, so steht der Prinz noch mehr der sogenannten Landratskammer von 1855 (unter deren 352 Abgeordneten 215 Beamte waren, darunter 72 Landräte) mißtrauisch gegenüber. Sein Brief vom 6. Januar 1856 redet ausdrücklich von Wahlumtrieben und erklärt dies nachher dadurch: „Das Wort Umtriebe beweist Ihnen, daß bei den Wahlen die Regierungsorgane weit über die Grenzen der besonnenen und nötigen Einmischung hinausgegangen sind und einen Terrorismus geübt haben, der viel Schlimmes im Gefolge haben kann.“

Die kirchlich-liberale Anschauung bekundet sich obenan in der scharfen Mißbilligung der Taktik der damaligen Zentrumspartei. Vgl. den Brief vom 29. Dezember 1852: „So wie im englischen Parlament die katholische Fraktion der Regierung nur Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten bereitet, so macht sie es auch in unserer Kammer. Diese Partei ist nicht schwach, und da sie politisch unberechenbar ist, so ist bei uns der Zustand der Kammer ein völlig unberechenbarer. Ein trauriges aber wahres Bild.“

Den Anlaß zu dem Vergleich des preußischen und des englischen Parlaments hatten die Wahlen in Irland gegeben: mit der Aufwiegelung des Volkes durch den Klerus. Aus der Korrespondenz mit Orlich tritt es aber überhaupt wieder deutlich zu Tage, wie der Prinz durch nichts mehr abgestoßen wird, als durch den (auch noch in der offiziellen Ansprache vom November 1858 so nachdrücklich beklagten) Mißbrauch der Religion für politische Zwecke. In dem Briefe vom 9. August 1853 geschieht dies sogar mit Beziehung auf seinen eigenen Schwager Nikolaus von Rußland.

Digitized by Google

Der gleiche Brief hat aber auch noch ein weiteres Interesse durch die in ihm ausgesprochene Erkenntnis der Beimischung konfessioneller Elemente in den vorauszusehenden Kriegen: „Ihr letzter Brief hat mich wie alle die Ihrigen ungemein interessiert. Die traurigen Folgen, welche Sie aus den religiösen Zuständen vorhersehen, teile ich ganz; alles weist darauf hin und bereitet sich vor, daß ein einstiger Krieg einen religiösen Charakter annehmen kann. Wie schwierig wird dann Preußens Lage sein. Selbst die jetzigen unbegreiflichen Wege, welche der Kaiser Nikolaus einschlägt, sollen mit einem religiösen Deckmantel gerechtfertigt werden, und Ihre daran geknüpften Folgerungen sind nur zu richtig."

Noch eine Reihe weiterer Ausführungen dem vertrauten Korrespondenten gegenüber haben ein spezifisch kirchengeschichtliches Interesse. So heißt es in dem Brief vom 16. Juni 1856: „Auch Ihre Betrachtungen über das, was Sie Götzendienst nennen, teile ich ganz. Aber dieser Dienst macht doch Fortschritte, fürchte ich." Eine Nachschrift zu diesem Koblenzer Brief aus Trier am 28. September 1856 berichtet noch: „Wir haben soeben hier die immense Basilika zu einem christlich-evangelischen Gotteshause geweiht (3 Stunden lang). Ich kenne in Italien und Deutschland nichts Ähnliches an Größe und imponierendem Eindruck."

Wichtiger noch ist der Berliner Brief vom 10. März 1857 hinsichtlich der verunglückten Pläne Friedrich Wilhelms IV. mit Beziehung auf ein strengeres Ehescheidungsgesetz: „Unsere inneren Verhältnisse geben in dieser Kammersession ein eigenes Bild. Die zweite Kammer, welche eben vor zwei Jahren durch alle möglichen unrichtigen Mittel so servil zusammengetrommelt ist, wie nur möglich, bockt jetzt doch. Der Reiter muß also sehr ungeschickt sein. Das Scheidungsgesetz ist gefallen, weil es zu viel auf einmal war. Allzu scharf macht schartig. Hätte man sich mit Abschaffung der frivolsten Gründe begnügt, so wäre das Gesetz gewiß durchgegangen, und nach einigen Jahren hätte man den dritten Schritt vorwärts tun können. Ihre Schilderungen des Katholizismus in allen Ihren Briefen sind ungemein treffend und geben mir die Vervollständigung des Bildes, welches ich in mir über denselben aufgenommen habe. Wir sahen diesen Winter hier drei Kirchenfürsten: von Prag (Schwarzenberg), Olmütz (Fürstenberg) und Breslau (Förster). Alle liebenswürdige und mehr oder weniger ausgezeichnete Erscheinungen. Kardinal Geissel aus Köln werden Sie wohl in Rom sehen."

Daran reiht sich der Brief vom 15. April 1857 aus Koblenz: „Was Sie mir vom erloschenen Rednertalent Mannings und Newmans schreiben, ist sehr merkwürdig, so wie alles, was Sie aus dieser Richtung erzählten. Unser Kölner Kardinal wird sich nach den enormen Fêtierungen in

Digitized by Google

Rom gar nicht mehr bei uns gefallen können, wenn nicht der Riß in der Börse geflickt werden müßte."

Schon am 21. Mai 1857 schreibt der Prinz weiter: „Nicht minder interessant war Ihre Schilderung des Gründonnerstages und die der Lorettoreise — anziehend oder abstoßend! je nachdem. Ich bin selbst in Loretto gewesen und rechne die dortige Gegend und die vom Bambino in Arcoli (glaube ich) zu den trübsten Eindrücken der Art."

Am bezeichnendsten dürfte aber wohl der nicht lange nach dem Antritt der Stellvertretung seines Bruders geschriebene Brief vom 11. Dezember 1857 sein. Schon in ihm findet sich der später weltgeschichtlich gewordene Ausdruck „neue Ära", aber dieselbe ist zugleich ausdrücklich dem Sohne vorbehalten: „Freie Hände werden mir wohl nicht mehr zuteil werden, oder doch nur auf so kurze Zeit bei meinem vorgerückten Alter, daß ich meinem Sohne die neue Ära zu schaffen überlassen muß."

Wie in diesem letzten Briefe das volle Vertrauen des Vaters zum Sohne durchbricht, so stoßen wir zugleich bei dem Ersteren selber auf den im folgenden Jahre sprichwörtlich gewordenen Begriff „neue Ära". Seit dem 8. November 1858 hat dieser Begriff seine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten. Bei dem gleichen Anlaß aber können wir zugleich in die Empfindungen des Sohnes gegen den Vater hineinblicken. Denn die Ansprache vom 8. November 1858,*) seit welcher jener Ausdruck aus dem

*) Da diese Ansprache fast durchweg nur in indirekter Rede ausschließlich wiedergegeben ist, scheint es zweckdienlich, wenigstens anmerkungsweise den Wortlaut aufzunehmen:

„Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden christlichen Konfessionen eine möglichste Parität walten. In beiden Kirchen muß aber mit vollem Ernst den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihren Grundanschauungen nicht verträglich ist, und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Rücksicht des konfessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religion zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; das ist immer ins Auge zu fassen und von äußeren Gebaren und Schaustellungen zu unterscheiden. . . . Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Übergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden."

Digitized by Google

Kabinett des Prinzen in den allgemeinen Sprachgebrauch überging, hat ein Echo in der Seele des Kronprinzen gefunden, von dem er bezeugt, daß er es bis zu seiner Todesstunde nicht vergessen werde. Es ist ein Brief des Kronprinzen an seinen geliebten Lehrer Ernst Curtius, aus welchem wir dieses Echo vernehmen:

„Es freut mich aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie von der Ansprache meines Vaters an die Minister genaue Kenntnis haben, und jene Schrift ist wohl wert, recht bekannt zu werden, da sie mehr sagt, als hundert Zeitungsartikel zu definieren vermöchten. Übrigens müssen Sie noch wissen, daß niemand vorher jene Ansprache kannte und mein Vater sie nicht vierundzwanzig Stunden vor jener Sitzung niederschrieb. Ich hatte schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum ersten Male bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht."

Das gleiche Zusammenstimmen von Vater und Sohn läßt sich nun aber in der ganzen Zeit seit dem Nikolsburger Frieden durchgängig beobachten. Und zwar nicht am wenigsten in den kirchlichen Fragen. Die Belege dafür sind abermals in den „Forschungen und Erinnerungen" niedergelegt. Mit Bezug auf die Jahre zwischen 1866 und 1870 braucht man nur den Wortlaut der eigenen Äußerungen von König und Kronprinz in den Audienzen vom 17. und 19. März 1867 nebeneinander zu stellen. Eine völligere Übereinstimmung läßt sich kaum denken. Einen weiteren Beleg dafür aber hat auch noch im Jahre 1869 eine direkt auf den Vater bezügliche Äußerung des Sohnes enthalten. Die „Kirchenpolitische Rundschau vom Advent 1868" hatte letzteren in einer Weise erwärmt, daß es unziemlich sein würde, die aus der Tiefe seiner Seele quellenden Ausdrücke öffentlich zu wiederholen. Aber seinem eigenen Urteil hat er noch ausdrücklich beigefügt: „Das wäre eine Schrift für den König. Schade, daß Seine Majestät so gut wie gar nicht zu eigener Lektüre kommen kann. Aber ich will doch sehen, was sich in diesem Fall tun läßt."

Auch aus dem Jahre 1873 hat sich noch ein bezeichnendes Zeugnis beifügen lassen für das übereinstimmende Urteil von Vater und Sohn in den kirchlichen Fragen. In der Audienz vom Oktober 1873 war die Unterhaltung von der Stellung des Mainzer Bischofs von Ketteler auf dem Vatikankonzil zu der kirchlichen Organisation der ihrem Glauben treugebliebenen Altkatholiken übergegangen. Der Kronprinz erzählte (was noch nicht offiziell bekannt war), daß der König ihm mitgeteilt, er habe eben die Bestätigung der Wahl des Bischofs D. Reinkens vollzogen. Kardinal Hohenlohe hatte ihm, während er sich sonst auf Geburtstags-

Digitized by Google

briefe zum 18. Oktober beschränkte, diesmal ad hoc kurz vorher geschrieben, daß vom kanonischen Standpunkte aus Wahl und Weihe des Bischofs unangreifbar seien. Der Sohn hatte dies seinem Vater mitteilen wollen. Aber bevor er noch das Wort dazu nehmen konnte, überraschte ihn der König mit der Erzählung des fait accompli.

Von einer Einmischung politischer Faktoren in diese rein kirchliche Angelegenheit wissen wir nichts. Dem Fürsten Bismarck ist ja das Dogma der Unfehlbarkeit stets gleichgültig gewesen.

In der Erkenntnis der Pflicht: wie jeder aufrichtigen religiösen Überzeugung, so auch dem Altkatholizismus den staatlichen Schutz nicht zu versagen, haben sich Vater und Sohn also durchaus auf gleichem Wege gefunden. Was der Kronprinz 1867 als „Aufgabe seines Hauses" bezeichnet hatte, war jetzt nur ebenfalls dem um seine Existenz ringenden Altkatholizismus zugute gekommen.

In den evangelisch-kirchlichen Fragen haben sich freilich in der gleichen Zeit schon die Vorzeichen der „Ära Kögel" verspüren lassen. Und zur Zeit der letzten Audienz, von welcher die „Forschungen und Erinnerungen" berichten, im Frühjahr 1877, waren die traurigen Konsequenzen derselben für die Harmonie in der königlichen Familie bereits unverkennbar. Aber die in den Jahren 1873—1877 spielenden Ereignisse lassen sich erst in späterem Zusammenhang pragmatisch auf ihre Ursachen zurückführen. An dieser Stelle haben wir es zunächst noch weiter mit dem persönlichen Verhältnis unserer beiden ersten Kaiser zueinander zu tun.

Die in dem vorbildlichen Verhältnis von Vater und Sohn zum ersten Male eingetretene Störung ist unter dem Titel der „Danziger Episode" durch die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" den weitesten Kreisen bekannt. Gerade für das Verständnis derjenigen Zeit, in welcher der König dem erprobten Minister allen Angriffen aus der Nähe und Ferne zum Trotz sein volles Vertrauen bewahrte, wird das berühmte Buch, auf das wir noch öfters zurückgreifen müssen, noch auf lange unentbehrlich sein. Was aus dem Lager des Berliner Freisinns nachträglich zur Verteidigung der Maßnahmen eines Abgeordnetenhauses verlautbarte, dessen Beschlüsse eine merkwürdige Seelenverwandtschaft mit denjenigen der Pester „Koalition" aufweisen, läßt die feste Haltung des großen Monarchen in der Zeit des „inneren Konflikts" nur um so bewundernswürdiger erscheinen. Es ist dies auch der schließliche Eindruck, welchen die schöne Biographie des edlen Georg von Bunsen „Aus dem Lager der Besiegten", die uns auch noch näher beschäftigen muß, bei dem heutigen Leser hinterläßt. Der ganze Wert des literarischen Vermächtnisses Bismarcks wird überhaupt erst demjenigen Leser klar, welcher es dem an seine Stelle getretenen, schweifwedelnd ersterbenden Zentrumsbyzantinismus gegen-

Digitized by Google

überstellt. Aber gerade die Schilderung der „Danziger Episode“ ist zugleich bezeichnend für die von den redaktionellen Handlangern des Fürsten so vielfach angewandte Kunst des Verschweigens. Die Bemerkung des Kronprinzen auf die Begrüßung des Danziger Bürgermeisters Winter (daß er bei der von diesem beklagten Maßnahme des Ministeriums nicht beteiligt gewesen sei) hat sich auf die zweifellos gesetzwidrige Preßordonnanz bezogen. Letztere ist kurze Zeit nachher, während alle anderen gegen die Fortdauer der Opposition angewandten Maßregeln aufrecht erhalten wurden, zurückgezogen worden. Bei der Redaktion der Bismarckschen Memoiren ist diese Tatsache einfach vergessen.

Während dieselben somit über die Zeit des Gegensatzes zwischen der Bismarckschen und der kronprinzlichen Anschauungsweise den Schleier nur teilweise gelüftet haben, verdanken wir dem gleichen Werk die wuchtige Enthüllung über das von Bismarck in seinem vollen Wert anerkannte Eingreifen des Kronprinzen in die Nikolsburger Verhandlungen. Wie der letztere das zukünftige Friedens- und Vertrauensverhältnis zu Österreich anbahnte, so ist auch sein Verdienst um die Wiederherstellung des inneren Friedens in Preußen selbst ein viel größeres, als die Mitlebenden geahnt haben. Erst die Veröffentlichungen aus Forkenbecks Nachlaß haben in die unermüdliche Vorarbeit des Kronprinzen da, wo er handeln durfte, hineinblicken lassen. Ein näheres Eintreten auf seine persönliche Stellungnahme in diesen politischen Fragen tut jedoch hier nicht not, da das „Wort der Widmung“ zum dritten Bande bereits den Boden für das Verständnis der kirchengeschichtlichen Seite derselben geebnet hat. Dagegen verlangt die Art und Weise, wie seit den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ das Verhältnis zwischen Kaiser und Kronprinz beurteilt zu werden pflegt, gerade kirchengeschichtlich noch eine weitere Ergänzung.

Auch der zukünftige Kirchenhistoriker wird nämlich nicht umhin können, den Ursachen und Folgen des politischen Umschwungs nachzugehen, welcher unter dem Namen des „inneren Konflikts“ als der Gegensatz zu der durch ihn scheinbar für immer zurückgedrängten „neuen Ära“ fortlebt. Das bescheidene Wort des Kronprinzen in Danzig läßt sich nur aus einer Zeit heraus verstehen, wo der neue Kultusminister auch die Universitätsprofessoren moralisch zwingen wollte, für das nun ans Ruder gekommene Regime zu stimmen. Damals haben auch konservativ-orthodoxe Theologen Protest eingelegt: Krafft in Bonn, Riedner in Berlin usw. Aber der zwischen Parlament und Krone entstandene Machtkampf hat auch für die gesamte kirchliche Entwicklung die verhängnisvollsten Folgen gehabt. Die Namen Bethmann-Hollweg und Mühler als preußische Kultusminister sagen genug, um den Gegensatz zwischen der früheren und späteren Be-

Digitized by Google

einflussung des Kirchenregiments zu kennzeichnen. Die Reformanläufe des Ersteren waren mit einem Male still gestellt. Und es hat nicht lange gedauert, so war das sogenannte System Mühler zu einer Wiederholung des Systems Raumer geworden. Zum Verständnis dieses Hergangs, der dem innersten Wesen des Königs so wenig entsprach, scheint es uns daher unumgänglich, auf eine Ausführung zurückzugreifen, welche in der Zeit der parlamentarischen Kämpfe gegen dieses System das derzeitige Fazit zu zeichnen versucht hat:

Der Kultusminister trägt, so viel ich sehen kann, nicht die Verantwortlichkeit der das ganze Volksbewußtsein so aufregenden Maßregeln. Wie es überhaupt nicht genug betont werden kann, daß es nicht die obersten Stellen sind, von denen solche Uebergreiflichkeiten ausgehen, sondern die äußerlich zurücktretenden mittleren Sphären, so muß jeder unbefangen urteilende Sachkenner dem Herrn von Mühler das Zeugnis geben, daß er ein selten fleißiger, pünktlicher und klarer Beamter war, der, einer in der praktischen Amtstätigkeit erprobten Familie angehörend, sich selbst auf allen nicht in die Theologie einschlagenden Gebieten seines Ministeriums wirkliche Verdienste erworben hat. Aber wenn schon die ganze Verbindung des Kultus- und Unterrichtswesens zu einem Fache Mißstände mitbringt, darum auch schon in den dreißiger Jahren als auf die Länge unausführbar erkannt wurde, im Anfang der vierziger Jahre aber gerade abgestellt werden sollte, als die politischen Stürme dazwischen kamen; und wenn die Übertragung der Kirchenregierung der neuen Provinzen auf das durch die Vergrößerung des Staates ohnedem überbürdete Unterrichtsministerium es heute geradezu unmöglich gemacht hat, das unermeßliche Gebiet auch nur halbwegs zu übersehen, so darf besonders der Umstand nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die rückläufigen Maßregeln der Räte des Kultusministeriums nicht dem „System Mühler" entstammen, sondern dem „System Raumer", d. h. dem „System Olmütz". Unter dem kurzlebigen Ministerium Bethmann-Hollweg sind die Herren in dem von Raumer für sie so warm eingerichteten Neste kaum aufgestört worden; mehrere hatten in den letzten Tagen Raumers noch rasch Titel erhalten, die ihre Deplacierung bedeutend erschwerten; andere verschwanden auf kurze Zeit, um in Bälde sich wieder einzufinden; und so sind sie heute noch in edlem Wettstreit beieinander, von dem Stifter der Regulative (Stichl) und dem Genossen Leos bei dem Erfurter Bündnis „gläubiger" Katholiken und Protestanten gegen den „Unglauben der Gegenwart" (Bindewald) an. Nur haben sich inzwischen die geistlichen Einflüsse verstärkt, welche Herrn Wöllner um seine Stellung in der Geschichte Preußens beneiden und das egoistische Interesse grell illustrieren, das Rothe so sehr bei dem geistlichen Stande beklagt und als Haupthindernis einer gedeihlicheren Gestaltung der Kirchenverhältnisse erkannt hat. Die Tatsachen abzuschwächen ist nicht meines Berufes, nur möchte ich die berechtigten Vorwürfe nicht an die falsche Adresse gerichtet wissen.

Freilich mag die verantwortliche Stelle so oder so heißen, die Folge ist durch die einzelnen Ausflüsse des im Kultusministerium herrschend gebliebenen Olmütz-Systems bereits erreicht, daß ein Stillstand eingetreten ist in der nationalen Bewegung.

Es ist die — den Charakter der damaligen Gärungszeit ungeschminkt widerspiegelnde — „Kirchenpolitische Rundschau" (in dem ersten Bande der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" mit aufgenommen), welcher wir in dieser Einschaltung gefolgt sind. Spätere

Digitized by Google

Rückblicke auf diesen ersten kirchenpolitischen Umschwung unter der Regierung Wilhelms I. werden jedoch nicht einmal auf den Wechsel der Ministerien als solchen den Schwerpunkt legen. Das furchtbare Verhängnis der gesamten innerkirchlichen Entwicklung, unter welchem schließlich alle kirchlichen Richtungen gleich sehr zu leiden gehabt haben, liegt vielmehr darin, daß es ausschließlich der Gang der Politik gewesen ist, von welchem auch die Regierung der Kirche in ihren höchsten wie in ihren niedrigsten Instanzen abhängig blieb. Diese prinzipielle Notlage ist recht eigentlich die schlimmste unter jenen Hemmungen des deutschen Protestantismus, welche der Krefelder Vortrag unter diesem Titel zusammengefaßt hat. Ebenso nachdrücklich freilich, wie wir diese prinzipielle Seite in den Vordergrund zu stellen haben, muß auf der anderen Seite betont werden, daß jeder Historiker, welcher sich in die Gründe hineindenkt, die die Entscheidungen des Königs bestimmten, zu dem pragmatischen Ergebnis kommen wird, daß dieser persönlich gar nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Wir haben es hier mit einem ähnlichen geschichtlichen Problem zu tun wie bei dem Marburger Tage des Jahres 1529. Der hier definitiv gewordene Bruch zwischen den großen Reformatoren wird niemals genug in seiner Tragweite beklagt werden können. Daß aber Luther und Zwingli ihrer ganzen Individualität nach nicht anders handeln konnten, als es jeder von ihnen getan hat, gehört zu den unbestrittensten Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung. Genau ebenso muß derjenige, welcher den Konflikt zwischen Parlament und Krone und damit den Stillstand in der neuen Ära beklagt, sich darüber klar sein, daß der König zu diesem Stillstand durch unabweisbare Gründe gezwungen wurde. Nur um so greller jedoch wird eben dadurch jene prinzipielle Notlage beleuchtet, daß jeder Wechsel in der staatlichen Politik alsbaldige Folgen für die Regierung der evangelischen Kirche nach sich gezogen hat.

Es muß dieser Punkt um so schärfer betont werden, da nach der Entlassung Mühlers und nach derjenigen Falks genau dieselben Verhältnisse eingetreten sind. Wir haben also diese verschiedenen Fälle für unseren zusammenfassenden Rückblick miteinander zu verbinden.

Mit der ihm eigenen Treue gegen treue Diener hat der König Herrn von Mühler, solange wie eben möglich, im Amte gehalten. Man mag vom theologischen und kirchlichen Gesichtspunkte aus die „Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler“, von welcher Lipsius ein besonders bezeichnendes „Stück“ umschrieben hat, noch so sehr beklagen, — als Leiter seines staatlichen Ressorts hatte er sich der genialen Unordnung seines nicht im Staatsdienste aufgewachsenen Vorgängers gegenüber zweifellose Verdienste erworben. Die verschiedenen Abteilungen des Kultusministeriums waren, was den äußeren Gang der Geschäfte betrifft, ähnlich mustergültig ver-

Digitized by Google

waltet, wie diejenigen des Kriegsministeriums unter dem Grafen Roon. Um so leichter läßt es sich gerade in diesem Fall verstehen, warum es dem König so überaus schwer fiel, sich von der Person Mühlers zu trennen, als der Ausbau der gewaltigen nationalen Erfolge des Jahres 1870/71 es für die Bismarcksche Politik zur Notwendigkeit machte, mit dessen „System" zu brechen. Die Ursachen von Mühlers Sturz haben durchaus nicht in den kirchlichen Fragen gelegen, so sehr das Vatikankonzil dieselben auch in den Vordergrund gedrängt hatte. Denn gerade dem Fürsten Bismarck war, wie es schon oben vermerkt werden mußte, „das Unfehlbarkeitsdogma stets gleichgültig". Aber der durch ganz andere Ursachen bedingte Wechsel im Kultusministerium hat gleich sehr auf die römisch-katholischen wie auf die evangelisch-kirchlichen und theologischen Fragen sofortige Nachwirkung geübt.

Gerade über diesen entscheidenden Punkt haben die „Gedanken und Erinnerungen" reinen Wein eingeschenkt. So nachdrücklich wie möglich betont der fürstliche Verfasser: „Der Beginn des Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine politische Seite." Und dann wird der erste Akt dieses Kampfes, die Aufhebung der katholischen Abteilung des Kultusministeriums, ausdrücklich in Zusammenhang mit der polnischen Frage gebracht. Die Äußerungen des Fürsten über diesen Zusammenhang, über die Opposition des Herrn von Mühler gegen jene Maßregel und über die Ursachen seines Sturzes können an dieser Stelle nicht entbehrt werden:

„In Posen und Westpreußen waren nach Ausweis amtlicher Berichte Tausende von Deutschen und ganze Ortschaften, die in der vorigen Generation amtlich deutsch waren, durch Einwirkung der katholischen Abteilung polnisch erzogen und amtlich „Polen" genannt worden. Nach der Kompetenz, welche der Abteilung verliehen worden war, ließ sich ohne Aufhebung derselben hierin nicht abhelfen. Diese Aufhebung war also nach meiner Überzeugung als nächstes Ziel zu erstreben. Dagegen war natürlich der Radziwillsche Einfluß am Hof, nicht natürlich mein Kultusfollege, dessen Frau und Ihre Majestät die Königin. Unter ehelichem Einfluß wehrte sich Mühler gegen die Abschaffung, über die alle übrigen Minister einverstanden waren. Zur dekorativen Platierung seines Abganges wurde eine Differenz über eine die Verwaltung der Museen betreffende Personalfrage benutzt; in der Tat fiel er über Krätzig und den Polonismus, trotz des Rückhaltes, den er und seine Frau durch Damenverbindungen am Hofe hatten."

Die „Damenverbindungen", welche in jener Zeit des gewaltigen nationalen Aufschwungs das „Ministerium Adelheid" nicht zu halten vermochten, sind in der Folgezeit um so einflußreicher geworden. Von da an hat, solange das Ministerium Falk am Ruder blieb, der stille Krieg der Umgebung der Kaiserin Augusta, auf welchen die „Gedanken und Erinnerungen" so oft zu sprechen kommen, unablässig seine Rolle hinter den Kulissen gespielt. Im Gegensatz dazu hat der Kronprinz der Erneuerung

Digitized by Google

der Ideale der „neuen Ära“ seine Sympathie, und, wo er nur konnte, auch seine Unterstützung gewährt.

Der König persönlich ist auch während des Ministeriums Falk durchaus der gleiche geblieben, wie während der Verwaltung Bethmann-Hollwegs und Mühlers. Er blieb es auch, als der Minister Falk seine Entlassung erhielt und erst Puttkamer, dann Goßler nicht sowohl sein Erbe antraten, als vielmehr von Fürst Bismarck die Aufgabe erhielten, dasselbe zu liquidieren. Die Entscheidungsgründe des Königs, die ihn persönlich als den gleichen zeigen, der er immer gewesen war, haben auch schon bei dem der Entlassung Falks noch vorhergehenden Sturze Herrmanns vorgelegen. Gerade bei letzterem sind wir speziell in der Lage, in die innerste Stimmung des (in dieser Zeit ähnlich wie in der des inneren Konflikts gemütlich tief erschütterten) Monarchen hineinzublicken. Der pragmatische Historiker wird daher ebenso wie bei der Entlassung des Ministeriums der neuen Ära nachdrücklich bezeugen müssen, daß der König selbst von seinen Prämissen aus nicht anders handeln konnte. Aber naturgemäß veränderte sich mit den obersten Beratern der Krone abermals auch die ganze Regierungsmaschinerie bis zu den untersten Stufen. Und abermals sind es wieder die Kirchen gewesen, welche diese Veränderungen in erster Reihe zu spüren gehabt haben. Obenan aber die evangelische Kirche. Denn die römisch-katholische Kirche wurde nicht in ihrem Wesen, sondern nur in ihrer Peripherie von den staatlichen Umgestaltungen berührt.

Dieser Wechsel der Dinge gerade mit Bezug auf die evangelische Kirche hat nun aber weiter auch die Stellung des Kronprinzen in der Folgezeit bedingt. Das in den ersten Jahren der neuen Ära so harmonische Verhältnis des Sohnes zum Vater konnte davon ebenfalls nicht unberührt bleiben. In den Anschauungen des Vaters, die diesen zur neuen Ära geführt, aufgewachsen, hat der Kronprinz sich in die späteren Veränderungen zwar fügen müssen, dieselben aber nicht innerlich mitmachen können. Es wäre in seinem Falle ein schweres Unrecht, das allbekannte Wort von dem Liberalismus der Thronerben, der bei der Thronbesteigung dahinfalle, auf ihn anzuwenden. Denn seine persönliche Anschauung ist durchaus die gleiche, wie die ursprüngliche seines Vaters gewesen. Er ist einfach bei derselben geblieben, auch als die Politik des Vaters andere Wege einschlug.

Die Mißbilligung einer einzelnen Maßregel des Ministeriums hat es niemals ausgeschlossen, daß der Kronprinz ebenso klar wie der König die Gefahren durchschaute, welche die kurzsichtigen Tagespolitiker des Abgeordnetenhauses über den Staat und seine Zukunftsaufgabe brachten. Er ist zeitlebens im idealen Sinne des Wortes ein liberaler Mann gewesen. Aber dieser Liberalismus hat mit der Parteischablone des Berliner Frei-

Digitized by Google

sinns nicht das geringste zu tun gehabt. In unübertrefflicher Weise hat eine Greifswalder Gedenkrede Erich Haupts diese Seite der Anschauungen Kaiser Friedrichs gezeichnet.

Haupt hat zunächst den Patriotismus des Kaisers als einen durchaus ideal gerichteten charakterisiert, um dann darauf überzugehen, daß der gleiche Idealismus sich auch in seinen politischen Anschauungen im einzelnen wiederfindet. Es ist dieser Zusammenhang, in welchen die kurzen Sätze im Lapidarstil sich hineinstellen: „Er hat stets als ein liberaler Mann gegolten und ist es wirklich gewesen. Aber dieser Idealismus war eben idealistisch geartet. Darin lag sein Wert und sein Recht."

Wir möchten hier nicht verschweigen, daß die trauernde Witwe des Kaisers, nachdem sie die Hauptsche Rede gelesen, am folgenden Tage erklärte, sie biete die beste Charakteristik ihres Gemahls, die sie kenne. Um so mehr wird es am Platze sein, die einschlägige Beweisführung Haupts für diese These ebenfalls nicht zu übergehen:

Seine Lebenserfahrung mußte ihn zu diesem idealen Liberalismus führen. Zunächst hatte er das Jahr 1848 in dem Alter erlebt, in welchem der Jüngling zuerst beginnt, sich eigene Gedanken über die Zeit und ihre nächste Entwicklung zu machen. Wohl mußten viele Ereignisse abstoßende Eindrücke zurücklassen, zumal die Verkennung, die sein Vater damals erfuhr; andererseits aber wirkte auch auf ihn die, wenn schon vielfach unklare, doch edle Begeisterung, in welcher so viele Männer damals jene Anschauungen vertraten, wirkte auf ihn das Parlament der Paulskirche, jenes „Professorenparlament, von welchem aus jene Gedanken siegreich ihren Einzug in das öffentliche Leben Deutschlands gehalten haben." War der jugendliche Prinz so einmal hineingezogen in das Gären und Werden einer neuen Zeit, so mußten die Jahre in Bonn ihn in der gewonnenen Richtung bestärken. Männer wie E. M. Arndt und Dahlmann, Ehrfurcht gebietend durch Lauterkeit des Charakters und bewährten Patriotismus, waren Märtyrer der Politik der vergangenen Jahrzehnte gewesen, und die Pietät für sie mußte von selbst zur Verurteilung derjenigen Auffassung führen, durch welche ihr Martyrium hervorgerufen war. In so charaktervoller, edler, maßvoller Gestalt mußte der von ihnen vertretene Liberalismus im höchsten Maße anziehend wirken. Inzwischen war in Berlin die Reaktion eingetreten; der Prinz fand seinen Vater als Gegner der damaligen preußischen Politik, und schon die kindliche Pietät mußte also ihn wieder auf die Seite des Liberalismus stellen. Und endlich kam dazu der wiederholte Aufenthalt in England, das damals als Muster eines konstitutionellen Staates galt, kam dazu die hohe Verehrung, welche er für seinen späteren Schwiegervater empfand. Mehr aber als das alles mußte sein offener Sinn für das Recht des Individuums, das Humanitätsideal, das ihn erfüllte, der Adel der Gesinnung, welcher, selbst im Besitze hoher Stellung, auch anderen einen reichen Teil von Rechten und Gütern gönnte, ihm den politischen Freisinn in seiner edelsten Gestalt vor die Augen führen und schätzen lehren. Aber dieser sein Freisinn hatte eine viel edlere Gestalt, als während seines Lebens es im Interesse der Parteien von hüben und drüben, hier jubelnd, dort bedauernd aufgefaßt worden ist. Ihm geschah bitteres Unrecht, wenn man seinen Freisinn für das Parteileben auszubeuten suchte. Es ist der Fluch solches Parteilebens, daß die idealen Ziele auch der besten Partei und andererseits die Anerkennung des

Digitized by Google

Berechtigten auch in anderen Parteien durch die Parteirücksicht vielfach erdrosselt wird. Davor schützte den Verewigten schon seine hohe Stellung, die ihn außerhalb der Parteien stehen ließ; davor die pietätsvolle Verehrung, die er Männern zollte, welche zuweilen andere politische Wege gingen als er; davor die maßvolle Besonnenheit, zu welcher er in immer steigendem Maße sich durcharbeitete. Sie hat ihn davor bewahrt, jemals Fanatiker von Prinzipien, auch von denen des Liberalismus zu werden, und hat ihm geholfen, in stillschweigender Arbeit an der Hand der Geschichte, die er miterlebte, zu lernen. Die Verbindung des politischen Idealismus mit der sorglamen Erwägung dessen, was die Gegenwart verträgt und was sie zunächst bedarf, und der Berechtigung auch anderer Anschauungen und Prinzipien hat schließlich jene klare Besonnenheit und umsichtige Reife gezeitigt, welche in dem ersten Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler, in dem er sein Regierungsprogramm gab, so bewundernswert hervortrat.

Eine analoge Stellung nahm der Verewigte zu den religiösen Fragen ein. Gewissensfreiheit und Toleranz waren ihm Herzenssache und galten ihm, wie er im Hause Luthers am 13. September 1883 aussprach, als wesentliche Merkmale des evangelischen Bekenntnisses. Nicht im toten Buchstaben, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis der christlichen Wahrheit erblickte er Kraft und Wesen des Protestantismus. Darum galt er auch auf diesem Gebiete als Vertreter des Liberalismus. Aber auch hier war derselbe durchaus idealistischer Art. Unstreitbar sind doch Gewissensfreiheit und Toleranz Früchte der Reformation, von ihr ausgegangen, bei ihren Jüngern heimatsberechtigt. Nur ihr Mißbrauch zum Deckmantel der Indifferenz oder der einseitige Gegensatz, in den sie zu kraftvollem Eintreten für die Güter des Glaubens gestellt werden, kann verhängnisvoll werden. Davor jedoch bewahrte den Vollendeten die tiefe und ernste, aber freilich gern in keuscher Zurückhaltung sich verbergende christliche Frömmigkeit, welche mit jener Betonung der Gewissensfreiheit Hand in Hand ging. Wie manche Stelle in seinen Tagebüchern, wie manches Wort im vertrauten Gespräch, wie manche Äußerung ist doch allmählich bekannt geworden, durch welche ein tiefer Ernst und eine Ergriffenheit sich hindurchzieht, die auf reiche religiöse Erlebnisse zurückschließen lassen. Jene Demut vor Gott, die den kaiserlichen Vater auszeichnet, war auch dem Sohne eigen und ließ ihn z. B. nicht dulden, daß der Geistliche auf der Kanzel sich vor ihm verneige, und ebenso war die prunklose Schlichtheit, welche die Frömmigkeit des Vaters kennzeichnete, auch bei dem Sohne vorhanden. Es ist wahrlich kein schlechter Ruhm, daß erst nun, da sein Leben abgeschlossen hinter uns liegt, das Urteil allen gemeinsam geworden ist: er war auch in dieser Beziehung größer, als man geahnt hatte. Und wenn das Wort noch gilt, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so hat der trübe Schluß seines Lebens Früchte gezeitigt von einer seltenen Reife und Schönheit.

Stellen wir dieser feinsinnigen Charakteristik der „Religion und Kirchenpolitik“ Kaiser Friedrichs noch einmal die Erinnerung an die Tatsachen zur Seite, welche die persönliche Stellungnahme Kaiser Wilhelms in der gleichen Beziehung kennzeichnen. Obenan darunter wird stets die Antwort an Papst Pius IX. gestellt werden müssen: auf jene Herausforderung, welche den Schlußsatz der Bulle Unam sanctam in das berüchtigte appartengono übersetzte. Daran reiht sich der Brief an Lord John Russell, der den Kaiser als Führer seines Volkes zeigt seit der vatikanischen Erneuerung der mittelalterlichen Machtansprüche des Papsttums.

Digitized by Google

Auch der Schutz des Altkatholizismus stellt sich in diesen gleichen Zusammenhang.

Die gleiche deutsch-nationale Haltung kennzeichnet aber auch die persönlichen Maßnahmen des Kaisers hinsichtlich der evangelischen Kirche. Für die Kirchen der alten Provinzen hat er das Zukunftsferment der Union zu schützen gewußt. Den Lutheranern in den neuen Provinzen hat er dagegen (ein bezeichnendes Wort in der ersten Audienz, welche der Verfasser im März 1867 bei dem damaligen Könige hatte, ist ein neuer Beleg für seine persönliche Anschauung in dieser Frage) die ererbte Selbständigkeit und den Schutz des Bekenntnisses ihrer Kirchen verbürgt. Als die Mißwirtschaft in Nassau enthüllt worden war, hat er sogar den ihm persönlich nahestehenden Regierungspräsidenten von Diest aus Wiesbaden nach Köslin versetzt. Sowohl die Ernennung Falks zum Kultusminister wie diejenige Herrmanns zum Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrats hat seine volle Zustimmung gehabt.

In allen diesen kirchlichen Fragen hat der Sohn mit dem Vater übereingestimmt. Es kann daher nicht genug betont werden, daß ihre persönliche Stellung in politischen wie in kirchlichen Dingen in allen wesentlichen Dingen sich ursprünglich gedeckt hat.

In der gedrängten Form des Handbuchs ließen sich die quellenmäßigen Belege, auf welche dieses Urteil sich aufbaut, nicht im Wortlaut aufnehmen. Eben darum werden die „Forschungen und Erinnerungen“ hier ganz besonders zur Ergänzung dienen müssen. Denn was in früherem Zusammenhang mit Bezug auf persönliche Mitteilungen des Königs aus dem Jahre 1867 bemerkt wurde, trifft in noch höherem Grade bei den vertraulichen Erzählungen des Kronprinzen zu. Die für sein persönliches Verhältnis zu seinem Vater und in weiterem Sinne auch für das ganze königliche Haus verhängnisvolle Wendung läßt sich aber erst von dem Hintergrund der „Ära Kögel“ aus verstehen. Wir werden daher dort auf die Art und Weise zurückkommen müssen, wie der „Beichtvater“ des Königs es fertig brachte, den Kronprinzen des Vaterrechts in Bezug auf die Erziehung der eigenen Kinder zu berauben.

Aus den Tagen vor der Schmach von Olmütz ist das an die Szene von Canossa erinnernde Wort aufbewahrt: „Preußen hat in Ihnen gesündigt. Es muß in Ihnen Buße tun.“ Ihm hat sich das andere angereiht: „Gott hat Euer Majestät Leben gespart, um Ihr Land vor dem Unglauben Ihres Sohnes zu retten.“

Digitized by Google

§ 35.

Die Bismarcksche Kirchenpolitik.

Neben der „beichtväterlichen" Zerstörung des harmonischen Verhältnisses in der Regentenfamilie ist dem Kirchenhistoriker sicherlich die traurigste Aufgabe darin gestellt, bei unserem größten Staatsmanne gerade dasjenige herausheben zu müssen, was seine Einwirkung auf kirchliche Dinge verhängnisvoll gestaltet hat. Ein wahrhaft geschichtliches Urteil darf jedoch auch bei dem gewaltigsten unserer „Geisteshelden" nichts verschweigen oder verhüllen. Aber gerne lassen wir dem eigenen Fazit Zeugnisse anderer Sachkenner vorhergehen. Unter ihnen steht ein Votum von der kompetentesten kirchlichen Stelle über die im Jahre 1878 noch von wenigen erkannte „Achillesferse" der Bismarckschen Kirchenpolitik obenan. Es ist Emil Herrmann, der bereits zur Zeit der Kissinger Verhandlungen des Fürsten mit Msgre. Masella (1878) sich über diese „Achillesferse" dahin äußert:

Mir scheint das Verhältnis zur katholischen Kirche die Achillesferse Bismarcks zu sein. Dies zeigte sich schon in seiner früheren Strategie im Kulturkampf, die keine richtige Würdigung der wirklichen Kräfte und Schwächen des Gegners verraten hat. Dem römischen Zentrum gegenüber ist der Staat nur stark, wenn er die katholische Peripherie an sich zu fesseln und auf deren wirkliche Bedürfnisse einzugehen versteht. Statt daher die Bischöfe zu schonen, die durch die vorhandene Gesetzgebung sehr wenig beschränkte Freiheit der Regierung zu einer individualisierenden Verwaltung zu benutzen, die auftauchenden Schwierigkeiten und Gefahren als einzelne zu behandeln und die Mittel nach den konkreten Verhältnissen zu wählen, improvisierte man eine neue abstrakte Staatsgesetzgebung. Die Bestandteile derselben entlehnte man teils einem allgemeinen Begriffe von der Staatssouveränetät, gegen dessen historische Richtigkeit viel einzuwenden wäre, teils den in anderen Staaten bestehenden Kirchenhoheitsgesetzen, die zum Teil verfehlt und für den Staat unfruchtbar, teils durch ihre kampffreie Entstehung oder durch längere Gewöhnung moderiert sind. Mittels dieser Gesetzgebung und des in Fällen der Verletzung bereiten Staatszwangs glaubte man den Kampf gegen Gemeinde, niederen Klerus, Bischöfe, Papst, geistliche Orden zum sicheren Siege führen zu können!

Die eingehendsten und sachverständigsten Nachweise der üblen Folgen dieses Grundfehlers bietet zurzeit noch die Beyschlagsche Selbstbiographie. Schon vor Beyschlag selbst aber hatte sein Freund Albrecht Wolters auf denselben hingewiesen. Er hat bereits im Jahre 1870 klar erkannt, weshalb auch die nationalen Elemente im römisch-katholischen Klerus sich nur sporadisch der altkatholischen Gewissensbewegung anschließen würden. Waren sie doch durch nur zu viele Präzedenzfälle darüber belehrt, daß im Fall eines neuen Kompromisses der Staatsleiter mit der päpstlichen Kurie sie das erste Opfer sein würden. Aber wir sind es der gewaltigen

Digitized by Google

Persönlichkeit Bismarcks schuldig, die in ihm selber gelegenen Ursachen seiner Mißerfolge sowohl im Kampf wie im Frieden mit der Kurie einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Wir können uns dabei auf die Einleitung des Bandes „Abseits vom Kulturkampf" zurückbeziehen. Die dortigen Ausführungen bedürfen hier somit keiner Wiederholung. Um so weniger darf es jedoch heute verschwiegen werden, daß die darin niedergelegte Anschauungsweise bereits schon viel früher mehr als einmal zum Ausdruck gebracht worden ist.

In einer Zeit, wo der in Bismarcks Auftrag von Falk geführte Kulturkampf noch völlig auf dem Höhepunkt seiner Erfolge zu stehen schien, ist auf den — von den ersten Anfängen an inszenierten — unterirdischen Minenkrieg gegen die oberste Staatsleitung hingewiesen worden. Es geschah in einer Anmerkung der „Begrüßungsrede zur Eröffnungsfeier der katholisch-theologischen Fakultät in Bern" (11. Dezember 1874). In dem Text dieser Rede selbst ist nachdrücklich bemerkt worden: „In der Schweiz haben wir heute eine praktische, wohl überlegte, in sich zusammenhängende Kirchenpolitik, von der man in Deutschland gar vieles zu lernen hat. Steht es doch dort bis zur Stunde noch so, daß fast alle diejenigen Organe des Staates, denen es in erster Reihe obliegt, die Rechte desselben zu wahren, seinem erbittertsten Gegner in die Hände arbeiten." Diese allgemeine These ist dann anmerkungsweise mit Bezug auf die einzelnen Beamtenkategorien näher erwiesen worden. Doch stellen sich diese Einzelnachweise besser in Zusammenhang mit der Darstellung des Falkschen Kulturkampfes.

Im Jahre 1877 ist sodann die Monographie über „Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande" erschienen: zu einer Zeit, wo noch weder die Hödel-Nobilingschen Attentate noch der Thronwechsel in Rom, weder die Neigungen zur Umgestaltung der Wirtschaftspolitik noch die Kögelsche Bekämpfung der Herrmannschen Kirchenverfassung die niemals ruhende Minierarbeit für den Sturz Falks ihrem Ziele nähergebracht hatten. Trotzdem ist das Fazit über den Grundzug der damaligen Kirchenpolitik bereits das gleiche gewesen, wie nach der im folgenden Jahre eingetretenen Wendung der Dinge. Dieses Fazit hat wörtlich dahin gelautet: „Es ist in der ganzen Frage nie zu vergessen, daß Deutschland durch die römische Kriegserklärung völlig unvorbereitet überrascht wurde, daß die in der Eile ergriffenen Hilfsmittel nur von der Hand zum Munde führten, daß man an einem Dach gebaut hat, bevor die Grundmauern und Gerüste sichergestellt waren."

In der im Jahre 1883 abgeschlossenen Geschichte des Katholizismus sind bereits die „Wandlungen der Bismarckschen Kirchenpolitik" auf eine und dieselbe Ursache zurückgeführt worden: „Wer die verschiedenen Wandlungen der Bismarckschen Politik aus deren eigenem politischen Grund-

Digitized by Google

gedanken zu verstehen sucht, dem tritt sogar mitten in diesen Wandlungen die ebenso geniale wie energische Staatsleitung entgegen. Auch seine Stellung zur Kurie mußte für den deutschen Reichskanzler der äußeren Sicherung des jungen Reiches vor den verhüllten und unverhüllten Revanchegedanken sich unterordnen."

Andererseits ist ebenfalls schon in einer früheren Abteilung dieses Handbuchs der Versuch gemacht worden, auch die Bismarcksche Kirchenpolitik als eine Einzelrubrik der „konkordatlichen Verwertung der Kirche als Polizeianstalt" zu verstehen (III, 2 § 4). Es hat dies zugleich dazu geführt, der auch von uns als durchaus richtig erkannten Parallele zwischen Bismarck und Luther eine gewöhnlich unbeachtet gebliebene Ergänzung beizufügen:

Die beispiellosen Erfolge Bismarcks als Staatsmann beruhen auf seiner Konzentration auf die rein staatlichen Aufgaben. Wer wirklich deutsch fühlt, kann dies nur dankbar anerkennen. Daß der Fürst als Politiker über kirchliche Dinge so urteilte, wie er es tat, gereicht nicht ihm zum Vorwurfe. Aber daß von ihm, dem Politiker, der Entscheid in den kirchlichen Dingen abhing, ist für alle Beteiligten gleich sehr zum Verhängnis geworden.

Die nach so vielen Seiten hin berechtigte Parallele zwischen Luther und Bismarck muß eben auch in dem Punkte durchgeführt werden, daß der Heros auf religiösem wie der auf politischem Gebiet seine naturgemäßen Schranken findet, wo er dieses Gebiet überschreitet. Luther hat in den politischen Fragen dieselbe Einseitigkeit des Urteils bekundet wie Bismarck in den kirchlichen Angelegenheiten. Auch in ihren Fehlern sind beide Männer aus einem Guß gewesen.

Der Verfasser hat fast regelmäßig mit diesen Urteilen so gut wie allein gestanden. Das Gleiche ist noch unlängst wieder in einer psychologisch lehrreichen Kontroverse über „die Schlacht auf dem märkischen Sande" der Fall gewesen. Wir müssen in dem Schlußabschnitt auf diese Kontroverse zurückkommen. Vorerst aber gilt es hier die Nachprüfung, ob die früher vergeblichen Warnungen nicht wenigstens Belehrungen für die Zukunft einschließen.

Je mehr nämlich unser nationaler Heros über das gewöhnliche menschliche Maß hinausgehoben wurde, desto schwerer haben naturgemäß auch seine Fehlgriffe einwirken müssen. Sind doch (wir haben schon bei einem ungleich geringfügigerem Anlaß, bei der Stellung Ritschls in der Geschichte der Theologie, die gleiche Erfahrungstatsache zu betonen gehabt) kleine Fehler großer Männer von viel größerer Tragweite, als große Fehler kleiner Menschen. Aber daneben muß in Bezug auf die Bismarcksche Kirchenpolitik noch etwas anderes berücksichtigt werden. Bismarck ist der Typus des Höchsten, was bis dahin aus dem deutschen Protestantismus heraus erwachsen war. Mit vollem Recht konnte er auf dem Jenaer Marktplatz bezeugen, er sei auf das protestantische Kaisertum eingeschworen.

Digitized by Google

Es gibt eine Seite in der Gestaltung des Protestantismus, die es nicht nur gestattet, sondern geradezu fordert, ihn den protestantischesten Protestanten zu nennen. Fürst Bismarck hat selbst dieses Gefühl, wenn er seiner Auffassung der Staatsleitung den „Minister katholischer Politik" gegenüberstellt, der im Besitz der Absolution ist, und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, nicht kümmert (Ged. u. Er. II S. 157).

Gerade aus dieser echt protestantischen Auffassung seines persönlichen Berufes müssen wir nun aber auch die schmerzliche Schlußfolgerung ziehen: Was in seiner Kirchenpolitik fehlerhaft gewesen ist, hat nicht etwa bloß persönliche Gründe, sondern wurzelt in der Gesamtentwicklung des Protestantismus. Kann überhaupt nur aus der μετανοια, aus der Selbstkritik Heil erwachsen, so hat diese Selbstkritik hier wohl ihre bedeutsamste Probe abzulegen. Denn die Kritik des großen Recken muß zur Kritik der bisherigen Entwicklung des Protestantismus selbst werden.

Als den Anfang des Überganges der christlichen Ideenwelt aus den kirchlichen Formen in die außerkirchlichen hat Rothe die Reformationszeit bezeichnet. Der katholischen o d e r der kirchlichen Zeit hat er gerade in diesem Sinne die nachreformatorische gegenübergestellt. In der Tat hat ja der Protestantismus seine besten Früchte auf außerkirchlichem Gebiete gezeitigt, während die Kirche selbst mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Da wir es an diesem Ort nur mit einer speziellen Anwendung dieser Erfahrungstatsache (um das gleiche Wort wie oben hier noch einmal zu wiederholen) zu tun haben, so sei es gestattet, auf die nähere Begründung derselben in dem Wiesbadener Vortrag über „den religiösen Frieden der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische K i r c h e" hinzuweisen. Denn unsere jetzige Aufgabe hat nun einfach davon auszugehen, daß jener allgemeine Gang der Dinge speziell auch in Bismarcks Elternhaus zutraf.

Nur diese Eltern haben ihrem Volke einen solchen Sohn schenken können. Die gesunde physische Kraft, das Verwachsensein mit der Natur, die schlichte Berufserfüllung und Staatstreue des Landadels kennzeichnen auch den Vater Otto von Bismarcks. Sie fanden ihre Ergänzung in der aus einer echt bürgerlichen Familie erwachsenen Mutter. Das schon in seinen früheren Generationen in nationaler Beziehung hervorragende Leipziger Professorengeschlecht der Menken war in dem ebenso hervorragenden Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III. ausgemündet, auf den sich die Desavouierung Wöllners zurückführt. Als Erbe ihres Vaters hat Frau von Bismarck einen berechtigten Ehrgeiz und zugleich die Kenntnis des Hoflebens auf den Sohn vererbt. „Vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen" — es gilt wie von Goethes so auch von Bismarcks

Digitized by Google

Vater. Und auch bei ihm gab die Mutter die eigentliche geistige Potenz.

Es ist ein musterhaftes Paar in seinem Kreise gewesen. Aber wo tritt uns die Kirche — wir wollen nicht sagen: als Grundlage des Familienlebens, aber auch nur als ein in Wirklichkeit lebensvoller, unentbehrlicher Faktor im Hause entgegen? Die bekannten Selbstbekenntnisse Bismarcks in dem Werbungsbriefe an seinen Schwiegervater bezeugen, daß er im eigenen Elternhause gerade nach dieser Seite hin etwas vermißt hat. Wir atmen darin die gleiche Atmosphäre, wie in der von G. Freytag in „Soll und Haben" so lebensvoll gezeichneten Familie von Rothsattel. Hier so wenig wie dort spielt die Kirche im Familienleben noch irgendwo eine Rolle.

Wo das (nun einmal doch in dem normalen Menschen unvertilgbare) Bedürfnis nach kirchlicher Gemeinschaft sich mit Naturgewalt Bahn bricht, ist es bei solcher Sachlage in dem entkirchlichten Protestantismus immer wieder in der Form pietistischer Erweckung geschehen, und damit zugleich in einer gewissen Neigung zum Separatismus. Johanna von Puttkamer ist im Kreise des altlutherischen Separatismus aufgewachsen. Sie hat den Bräutigam in diesen ihren Kreis mit hineingezogen.

Bismarcks Brief an Herrn von Puttkamer, der die schon berührten Selbstbekenntnisse enthält, wird mit Recht unter seinen vielen köstlichen Briefen mit in die vorderste Reihe gestellt. Aber man sollte daneben einerseits nicht vergessen, dieses Selbstzeugnis in Parallele dazu zu stellen, wie viele unkirchlich aufgewachsene, in die Rheinlande verpflanzte „Ostelbier" unter dem Zauber einer „frommkatholischen Braut" wenigstens ihre Kinder der päpstlichen Kirche verschrieben haben. Andrerseits aber hat es auch bei Bismarck an dem späteren Rückschlag gegen die Überschwenglichkeit der Erweckungszeit nicht gefehlt. Es sei in dieser Beziehung nur an eine der vielen Erzählungen aus den letzten Jahren des Fürsten erinnert, wie er seiner Frau sogar in Gegenwart Fremder die Verteilung von Traktätchen an das Dienstpersonal nachdrücklich verbot. Oder sollte die Rücksicht auf den mit einem päpstlichen Orden dekorierten Globetrotter Eugen Wolf bei diesem Verbot mitgespielt haben? Der leise Spott des Fürsten über diesen Orden läßt dies doch kaum annehmen.

Zu den Nachwirkungen des altlutherischen Familienkreises, in welchen Bismarck durch seine Heirat eingetreten war, hat es von jeher gehört, daß er sich, wo nur Anlaß dazu war, als Gegner der Union betätigt hat. So in dem bekannten Briefe nach Lauenburg, nachdem das kleine Herzogtum an Preußen gefallen war. So in dem der Öffentlichkeit verborgen gebliebenen Eingreifen in dem Fall Meinhold.

Der Erlaß des Berliner Oberkirchenrats vom Frühjahr 1867 gegen

Digitized by Google

die katholisierenden Tendenzen in der evangelischen Geistlichkeit — teils aus W. Hoffmanns, teils aus Dorners Feder geflossen — ist eine kirchliche Frucht des beginnenden nationalen Aufschwungs. Wir haben seiner in späterem Zusammenhang als eines der Vorzeichen der durch Herrmann systematisch durchgeführten Begründung einer wirklich evangelischen Kirchenverfassung zu gedenken. Gegen diesen Erlaß (dessen Warnungen merkwürdigerweise durch verschiedene zur Papstkirche übergetretene Glieder der Meinholdschen Familie nur zu drastisch belegt waren) agitierte der als persönlicher Charakter hochachtbare Camminer Meinhold.

Konsistorium und Oberkirchenrat haben bei aller Schonung der pastoralen Tätigkeit des Superintendenten dagegen einschreiten müssen, daß Meinhold als Vertreter des Kirchenregimentes gegen diesen Erlaß öffentlich auftrat. Darauf hat der Ministerpräsident das oberste Kirchenregiment einfach als seinem Ressort untergeordnet behandelt. Justizminister Leonhardt ist damals mit einem Gutachten betraut worden, mit dessen Ausführung er seine beiden späteren Nachfolger Schelling und Friedberg beauftragte.

Mit dem Einfluß des Putkamerschen Familienkreises und der Blankenburg-Kleist-Retzowschen Beziehungen dürfte, ebenso wie der Gegensatz gegen die Union, so auch die Antipathie gegen die Freimaurerei zusammenhängen. Auch in dieser Beziehung ist also seine persönliche Tradition die entgegengesetzte von derjenigen der hohenzollernschen Dynastie. Es ist auffällig, wie häufig die „Ged. u. Er." bei den Persönlichkeiten, für welche der Kaiser persönliche Sympathie hat, es ausdrücklich vermerken, daß dieselben ebenfalls Maurer gewesen sind. Am charakteristischesten ist dies wohl bei den Schlußworten eines heftigen Ausfalls gegen Graf Usedom (I, S. 204):

„Aber er (Usedom) war ein hoher Freimaurer. Als ich im Februar 1869 die Abberufung eines so unbrauchbaren und bedenklichen Beamten verlangte, stieß ich bei dem König, der die Pflichten gegen die Brüder mit einer fast religiösen Treue erfüllte, auf einen Widerstand, der auch durch meine mehrtägige Enthaltung von amtlicher Tätigkeit nicht zu überwinden war und mich zu der Absicht brachte, meinen Abschied zu erbitten. Indem ich jetzt nach mehr als 20 Jahren die betreffenden Papiere wieder lese, befällt mich eine Reue darüber, daß ich damals, zwischen meine Überzeugung von dem Staatsinteresse und meine persönliche Liebe zu dem Könige gestellt, der ersteren gefolgt bin und folgen mußte. Ich fühle mich heute beschämt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der König meine amtliche Pedanterie ertrug. Ich hätte ihm und seinem Maurerglauben den Dienst in Florenz opfern sollen."

In dem Abschnitt über das von Bismarck geleitete Konfliktsministerium

Digitized by Google

heißt es ähnlich: „Beide Herren (die Minister von Selchow und Graf Friedrich Eulenburg) standen mit dem Könige in maurerischen Beziehungen und wurden bei den Schwierigkeiten, die die Vervollständigung des Ministeriums hatte, erst im Dezember (1862) zum Eintritt bewogen."

Sogar bei einem Subalternbeamten im Auswärtigen Amt wird seiner Position in der Loge gedacht (I, S. 215): „Tätige Agenten und Geldempfänger auf diesem Gebiete waren einige von Manteuffel und Schleinitz übernommene Kanzleidiener, unter ihnen ein für seine subalterne Amtsstellung hervorragender Maurer."

In den romanischen Ländern — Italien, Frankreich — spielt ja die Freimaurerei eine derartige Rolle, daß man es versteht, wie sogar der kluge Leo XIII. auf die Leo Taxilsche Fabel vom „Teufel Bitru" hereinfiel. In Belgien hat die Loge wenigstens einige Jahrzehnte hindurch ein gewisses Gegengewicht gegen den Jesuitenorden gebildet. Daß aber die Hengstenbergschen Verleumdungen gegen den Orden imstande waren, ein solches Mißtrauen zu wecken, wie wir es unserem größten Staatsmanne anmerken, hat wohl vor der Herausgabe seiner Memoiren kaum jemand geahnt.

Nicht minder beachtenswert dürfte es umgekehrt sein, daß die „Gcd. u. Er." der alten Beziehungen des Bundestagsgesandten zu den Jesuiten noch ohne jede Kritik gedenken. Wir glauben die bezeichnendste Stelle wörtlich anführen zu sollen (I, S. 202): „Im Januar 1859 machte mir auf einem Balle bei Moustier oder Karolyi der Graf Stillfried scherzhafte Anspielungen, aus denen ich schloß, daß meine schon mehrmals geplante Versetzung von Frankfurt nach Petersburg erfolgen werde, und fügte dazu die wohlwollende Bemerkung: Per aspera ad astra. Die Wissenschaft des Grafen beruhte ohne Zweifel auf seinen intimen Beziehungen zu allen Katholiken im Haushalte der Prinzessin, vom ersten Kammerherrn bis zum Kammerdiener. Meine Beziehungen zu den Jesuiten waren damals noch ungetrübt, und ich besaß noch Stillfrieds Wohlwollen."

Es ist ein überaus vielsagender Satz, daß Bismarcks Beziehungen zu den Jesuiten „noch ungetrübt" waren. Er besagt um so mehr, wenn man sich seine klare Einsicht in das Verhängnis der jesuitischen Einflüsse auf die habsburgische Monarchie vergegenwärtigt. Man vergleiche nur die Ausführung über den Einfluß der Wiener Beichtväter (I, S. 273): „Man findet, daß die Geschichte des Hauses Österreich seit Karl V. eine Reihe versäumter Gelegenheiten zeigt, für welche man in den meisten Fällen die jedesmaligen Beichtväter der regierenden Herren verantwortlich macht. . . . Was in Österreich die Beichtväter, das haben in Preußen Kabinettsräte und ehrliche aber beschränkte Generaladjutanten an versäumten Gelegenheiten zustande gebracht."

Digitized by Google

Daran reiht sich die aus dem Briefe Leopold von Gerlachs vom 13. Oktober 1854 übernommene Stelle über den neuen Einfluß des Ultramontanismus (NB. gerade in der Zeit vor dem Abschluß des österreichischen Konkordates) (I, S. 105): „Der Kaiser ist in den Händen seiner Polizei (und was das heißt, habe ich in den letzten Jahren gelernt), hat sich vorlügen lassen, Rußland habe Kossuth aufgehetzt usw. Er hat damit sein Gewissen beschwichtigt, und was die Polizei nicht vermag, das leistet der Ultramontanismus, die Wut gegen die orthodoxe Kirche und gegen das protestantische Preußen. Daher ist auch schon jetzt von einem Königreich Polen unter einem österreichischen Erzherzoge die Rede."

Noch zehn Jahre später wird ausdrücklich erwähnt, wie Schmerling durch „reaktionäre und katholische Einflüsse gestürzt wurde" (S. 348).

Während aber in Österreich selbst die prinzipielle Intoleranz wieder siegreich einzog, verlangte das gleiche Österreich von Rußland volle Toleranz, natürlich nur mit Bezug auf die römischen Katholiken: „Die österreichische Note an Rußland vom 18. Juni 1863 forderte unter Punkt 4: volle und gänzliche Gewissensfreiheit und Aufhebung der die Ausübung des katholischen Kultus treffenden Beschränkungen."

Wie am österreichischen, so sind Bismarck auch am preußischen Hofe die den jesuitischen Einflüssen zugänglichen Persönlichkeiten genau bekannt.

Ausdrücklich als die „jesuitischen Organe" am Berliner Hofe werden (I, S. 183) Nesselrode und Stillfried nebeneinander gestellt. Auf den ersteren beziehen sich die Klagen des Fürsten über Verweigerung der gewöhnlichsten Höflichkeitspflichten. Letzteren sahen wir schon speziell als denjenigen genannt, der zuerst in der Lage war, Bismarck die bevorstehende Versetzung nach Petersburg mitzuteilen.

Eine Selbstkritik, daß in diesen „ungetrübten" Beziehungen zu den Jesuiten etwas Unnatürliches lag, haben wir in den „Gedanken und Erinnerungen" nicht gefunden.

Aber dieser Punkt steht durchaus nicht für sich allein da. Auch in späteren Zeiten ist Bismarck noch mehr als einmal dem Gedanken einer Nuntiatur in Berlin nahegetreten. Dagegen hat der Plan der Teilnahme des Königs an der Enthüllungsfeier des Lutherdenkmals in Worms ihn in der gleichen Opposition wie die Königin und die Umgebung des Großherzogs von Hessen gesehen. Und doch wissen wir schon aus den berühmten Berichten von dem Frankfurter Bundestag, wie frühe er die Gefahren erkannt hat, welche in den spezifisch römisch-katholischen Einflüssen gerade für das preußische Staatswesen gelegen waren. Für seine Beachtung dieser Gefahren, wo sie sich auch fanden, hat denn auch das Memoirenwerk neue Belege gebracht. Gerade als der frühere Schüler Leopold von Gerlachs

Digitized by Google

hatte Bismarck nicht vergessen, wie sogar dieser Hallerianer den Einfluß des Ultramontanismus in Österreich als bedenklich erachtete.

Einer der genialsten Paragraphentitel in Hases Kirchengeschichte ist der über den „vorgeschichtlichen Luther". In derselben Weise wird auch der „vorgeschichtliche Bismarck" in Zukunft immer mehr studiert werden müssen, um die individuellen Motive seiner weltgeschichtlichen Handlungen richtig beurteilen zu lernen. Die wertvollsten Beiträge zur Lösung dieser Aufgabe bietet bisher wohl (neben den inhaltreichen Briefsammlungen und den die tiefsten Einblicke in das Familienleben gewährenden Keudellschen Erinnerungen) das von oppositionell freisinniger Seite ausgegangene zweibändige Werk von Oskar Klein-Hattingen „Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie" (Berlin, F. Dümmler). Die kirchengeschichtlichen Beurteilungen sind dagegen leider noch wenig über allgemeine Redensarten hinausgekommen. Und doch müssen gerade hier Licht- und Schattenseiten stets nebeneinander ins Auge gefaßt werden.

Betonen wir es daher auch unsererseits obenan, daß „Bismarck als Christ" und „Bismarck als Protestant" zweifellos in der Gesamtentwicklung von Christusglaube und Reformation einen der leuchtendsten Höhepunkte ausmacht! Als der Schöpfer der nationalen Einigung hat er aber auch allen deutschen Kirchen Großes zugeführt.

Es ist diese nationale Einigung, welche auch die deutschen Katholiken ihm dankten, die ihn in den Stand gesetzt hat, seinen früheren katholischen Gegnern, wie nicht nur einem Völk, sondern auch einem Sepp, beide Hände zu reichen. Dagegen hat er, wie für das Unfehlbarkeitsdogma kein Verständnis, so für die Gewissensopposition dagegen kein Herz gehabt. Es gibt kaum eine unwahrere Fabel, als daß er jemals den Altkatholizismus persönlich unterstützt hätte. Zweifellos hätte er ihn gerne für politische Zwecke verwertet. Da aber die religiöse Bewegung dafür nicht zu haben war, hat er den Staatskatholizismus (in Ratibor-Adresse und Staatspfarrern) gegen sie ausspielen lassen.

Auch die evangelische Kirche ist durch den „protestantischesten Protestanten" des 19. Jahrhunderts in ähnlicher Weise befruchtet, wie durch Friedrich den Großen und durch unsere Klassiker. Schon um ihres staatsfreundlichen Charakters willen ist ihr der nationale Aufschwung noch mehr zugute gekommen als dem Katholizismus. Das, was ihr in der großen Zeit der Entstehung des Reiches als Morgengabe zufiel, wäre ohne ihn niemals zustande gekommen. Ohne Bismarck kein Falk, ohne Falk kein Herrmann. Wir müssen auf die Verbindung dieser drei Namen später zurückkommen, durften aber auch von der allgemeinen Bismarckschen Kirchenpolitik nicht reden, ohne das spezielle Verhältnis zwischen ihm und Falk-Herrmann schon hier zu betonen.

Digitized by Google

Die scharfsinnigste Kritik über die Begrenzung der Virtuosität Bismarcks gerade der innerkirchlichen Entwicklung gegenüber möchte in dem Bluntschlischen Wort liegen, daß er nur mit Gewordenem, nicht mit Werdendem rechnete. Es trifft dieses Wort gleich sehr zu bei seiner Stellungnahme zu der — überhaupt erst im Werden begriffenen — evangelischen Kirchenverfassung, wie mit Bezug auf die unausbleiblichen Folgen des Unfehlbarkeitsdogmas. Nur daß sich dieses Manko nirgends so sehr gerächt hat wie hier. An Bismarcks Einspruch ist die bessere Einsicht der Hohenlohe und der Döllinger gescheitert. Die nachmalige schwere Einbuße des Staates im Kampfe mit der Kurie hat in dieser persönlichen Stellungnahme des Leiters der auswärtigen Politik Deutschlands ihren tiefsten Grund.

Der große Realpolitiker ist völlig der gleiche, ob er katholische oder evangelische Fragen behandelt. Beide Großkirchen sind ihm als Staatsmann stets nur Mittel zum Zweck gewesen. Wo daher Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete seine nationale Politik hemmten, konnte er in einer den Beteiligten ganz unerwarteten Weise eingreifen. Zu dem oben mitgeteilten Fall Meinhold sei noch ein zweites Beispiel beigefügt, dem aber noch manche andere zur Seite gestellt werden könnten. Dem klug berechnenden Barmer Missionsinspektor Fabri war es noch 1866 gelungen, die Absichten des Berliner Oberkirchenrates mit Bezug auf einen engeren Zusammenschluß der neu- und altpreußischen Kirchen zu verhindern. In dieser Frage hatte der Reichskanzler auf seiner Seite gestanden. Anders dagegen, als der gleiche Mann nach 1870 versuchte, der elsässischen Kirche hinterrücks einen Strick über den Nacken zu werfen und sie in das enge Geleise des bayerischen Lutheranismus hineinzuziehen. Im Jahre 1866 hatte Fabri seine Anschauungen vor der Öffentlichkeit vertreten, und seine einschlägigen Schriften hatten auch bei den Andersdenkenden (beispielsweise in der zweiten Auflage dieses Handbuches) eine das Richtige anerkennende Beachtung gefunden. In Straßburg aber ging er, durch den Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen gestützt, geheime Wege, glaubte sich dabei auf die Unterstützung derselben durch den Vetter des letzteren verlassen zu können. Diese Hoffnung ist dann bitter enttäuscht worden. Die jene Pläne bekämpfende Denkschrift des ehrwürdigen Professor Bruch über die Notwendigkeit, die alten Rechte der elsässischen Kirche zu wahren, hat genügt, sie zu durchkreuzen. Neben dem Kronprinzen haben die damaligen Führer der freikonservativen Fraktion Einsicht in die dem inneren kirchlichen Frieden drohenden Gefahren erhalten. Aber es ist in letzter Instanz doch Fürst Bismarck gewesen, der diese Gefahren ein für allemal abwandte. Als Fabri um die Audienz nachsuchte, von welcher er den Sieg seiner Parteitaktik erhoffte, wurde er von dem Fürsten gar nicht

Digitized by Google

empfangen, sondern mußte sich begnügen, seine Anschauungsweise dem Geheimrat Wagener vorzutragen. Aber nicht einmal der frühere Kreuzzeitungsredakteur war nunmehr dafür zu haben.

Wir sind davon ausgegangen, daß es gerade die leitenden Gedanken der Bismarckschen Staatskunst waren, welche die „Wandlungen" der Bismarckschen Kirchenpolitik bedingten. Wir befinden uns damit völlig im Einklang mit dem schon oben angeführten Wort des gewaltigen Staatsmannes selber: „Der Beginn des Kulturkampfes war für mich vorwiegend bedingt durch seine politische Seite." Es ist der zweite der sechs Abschnitte des freilich höchst lückenhaften 24. Kapitels: Kulturkampf (S. 123—141), welches mit diesen Worten anhebt.

Noch bezeichnender ist der Anfang des ersten Abschnittes: in dem Hinweis auf die Versailler Verhandlungen des Fürsten mit dem Kardinal Ledochowski, der ja seiner Zeit auf seine direkte Initiative hin Erzbischof von Posen geworden war. In dem gleichen Zusammenhang finden sich die nicht weniger wichtigen Andeutungen über die mehrfachen Berührungen mit Freiherrn von Ketteler. Die rein politischen Anlässe des späteren Kampfes können nicht klarer bezeichnet werden, als Bismarck es hier selber getan hat. Von Gewissensbeschwerden deutscher Katholiken ist nicht die Rede, sondern nur von der päpstlichen Politik.

Stellen wir hier obenan die verschiedenen Ausführungen wörtlich zusammen! Der erste Abschnitt beginnt mit der Versailler Erinnerung: „In Versailles hatte ich vom 5. bis 9. November mit dem Grafen Ledochowski, Erzbischof von Posen und Gnesen, Verhandlungen gehabt, die sich vorwiegend auf die territorialen Interessen des Papstes bezogen. Gemäß dem Sprichwort „Eine Hand wäscht die andere" machte ich ihm den Vorschlag, die Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen dem Papste und uns zu betätigen durch päpstliche Einwirkung auf die französische Geistlichkeit im Sinne des Friedensschlusses, immer in Sorge, wie ich war, daß eine Einmischung der neutralen Mächte uns die Früchte des Sieges verkümmern könne."

In etwas späterem Zusammenhang wird es als nicht unwahrscheinlich dargestellt, daß das Fehlschlagen dieser Verhandlungen die „Mobilmachung des Zentrums" schon in dem nächsten Wahlkampfe veranlaßt hat: „Ich lasse dahingestellt, ob die am 16. desselben Monats vor sich gegangenen Wahlen zum preußischen Landtage durch das Fehlschlagen der Ledochowskischen Verhandlungen beeinflußt worden sind."

Dann heißt es sofort weiter:

„Die letzteren wurden in etwas anderer Richtung aufgenommen von dem Bischof von Mainz, Freiherrn von Ketteler, zu welchem Zweck er mich bei Beginn des Reichstages, 1871, mehrmals aufsuchte. Ich war 1865 mit ihm in Verbindung getreten,

Digitized by Google

indem ich ihn befragte, ob er das Erzbistum Posen annehmen würde, wobei mich die Absicht leitete, zu zeigen, daß wir nicht antikatholisch, sondern nur antipolnisch wären. Ketteler hatte, vielleicht auf Anfrage in Rom, abgelehnt wegen Unkenntnis der polnischen Sprache. 1871 stellte er mir im Großen und Ganzen das Verlangen, in die Reichsverfassung die Artikel der preußischen aufzunehmen, welche das Verhältnis der katholischen Kirche im Staate regelten, und von denen drei (15, 16, 18) durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 aufgehoben worden sind."

Die allgemeineren Betrachtungen, die dieser Erzählung folgen, sind um ihrer prinzipiellen Bedeutung willen anderswo näher berücksichtigt. Dagegen gehört hierher noch der Bericht über ein weiteres Gespräch mit Herrn von Ketteler:

„In diesem Sinne hatte ich einige Auseinandersetzungen mit Herrn von Ketteler bezüglich seines genauer akzentuierten Anspruchs auf ein verfassungsmäßiges Recht seiner Kirche, d. h. der Geistlichkeit, auf Verfügung über den weltlichen Arm. Er verwandte in seinen politischen Argumenten auch das mehr ad hominem gehende, daß bezüglich unseres Schicksals nach dem irdischen Tode die Bürgschaften für die Katholiken stärker seien, als für andere, weil, angenommen, daß die katholischen Dogmen irrtümlich seien, das Schicksal der katholischen Seele nicht schlimmer ausfalle, wenn der evangelische Glaube sich als der richtige erweisen sollte, im umgekehrten Falle aber die Zukunft der ketzerischen Seele eine entsetzliche sei. Er knüpfte daran die Frage: ‚Glauben Sie etwa, daß ein Katholik nicht selig werden könne?' Ich antwortete: ‚Ein katholischer Laie unbedenklich; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft; in ihm steckt ‚die Sünde wider den heiligen Geist', und der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen." Der Bischof beantwortete diese in scherzhaftem Tone gegebene Erwiderung lächelnd durch eine höflich ironische Verbeugung."

Mit den Enthüllungen über die Verhandlungen mit Ledochowski und Ketteler stellt sich am besten eine spätere Ausführung (II, S. 168) zusammen, die es klarstellt, in welcher Weise der Krieg von 1870 im Sinne der päpstlichen Kurie zugleich ein Religionskrieg gewesen ist (ähnlich wie im Kulturkampf das Ideal Wisemans von der Schlacht auf dem märkischen Sande in Wirklichkeit umgesetzt wurde):

„Meiner Überzeugung nach hat die römische Kurie den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ebenso wie die meisten Politiker seit 1866 als wahrscheinlich betrachtet, als ebenso wahrscheinlich auch, daß Preußen unterliegen würde. Den Krieg vorausgesetzt, mußte der damalige Papst darauf rechnen, daß der Sieg Frankreichs über das evangelische Preußen die Möglichkeit bieten werde, den Vorstoß, den er selbst mit dem Konzil und der Unfehlbarkeit gegen die akatholische Welt und gegen nervenschwache Katholiken gemacht hatte, zu weiteren Konsequenzen zu treiben. Wie das kaiserliche Frankreich und besonders die Kaiserin Eugenie damals zu dem Papste standen, ließ sich ohne zu gewagte Berechnung annehmen, daß Frankreich, wenn seine Heere siegreich in Berlin ständen, bei dem Friedensschlusse die Interessen der katholischen Kirche in Preußen nicht unberücksichtigt lassen würde, wie der Kaiser von Rußland Friedensschlüsse zu benutzen pflegte, um sich seiner Glaubensgenossen im Orient anzunehmen. Es würden sich die Gesta Dei per Francos vielleicht um einige neue Fortschritte der päpstlichen Macht bereichert haben, und die Entscheidung der konfessionellen Kämpfe, die nach der Meinung katholischer Schriftsteller (Donoso Cortes de Valdegamas) schließ-

Digitized by Google

lich „auf dem Sand der Mark Brandenburg" auszufechten sind, würde durch eine übermächtige Stellung Frankreichs in Deutschland nach verschiedenen Richtungen hin gefördert worden sein. Die Parteinahme der Kaiserin Eugenie für die kriegerische Richtung der französischen Politik wird schwerlich ohne Zusammenhang mit ihrer Hingebung für die katholische Kirche und den Papst gewesen sein; und wenn die französische Politik und die persönlichen Beziehungen Louis Napoleons zur italienischen Bewegung es unmöglich machten, daß Kaiser und Kaiserin dem Papste in Italien in befriedigender Weise gefällig waren, so würde die Kaiserin ihre Ergebenheit für den Papst im Falle des Sieges in Deutschland betätigt und auf diesem Gebiete eine allerdings unzulängliche fleche de consolation für die Schäden gewährt haben, die der päpstliche Stuhl in Italien unter und durch Napoleons Mitwirkung erlitten hatte."

Wie in der Kopierung des napoleonischen suffrage universel für die Lahmlegung des liberalen Bürgertums, so hat Fürst Bismarck auch in den wechselnden Phasen seiner Kirchenpolitik sich an das napoleonische Vorbild gehalten. Erst die schmerzlichen Enttäuschungen, welche der seit 1878 eingeschlagene Versuch, mit dem Zentrum zu regieren, nach sich zog, haben dem Fürsten nachmals die bitteren Klagen über die völlige Unzuverlässigkeit desselben entlockt. Dann hat er auch über die päpstliche Politik klarer gesehen. Es ist ein recht eigentliches Zukunftserbe, welches er uns in den berühmten Worten hinterlassen hat (II S. 136):

„Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unseren französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

Die Wechselfälle, welche die verschiedenen Phasen der Bismarckschen „Kirchenpolitik" für ihn selber im Gefolge gehabt haben, gehören in einen späteren Zusammenhang. An dieser Stelle kam es vorerst nur darauf an, diese Kirchenpolitik ebenso aus sich selbst heraus zu verstehen, wie vorher die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser. Die Verantwortung für die juristische Führung des Kulturkampfes hat Bismarck von sich abgelehnt und auf Falk abgeschoben. Der folgende Paragraph wird uns zeigen, inwiefern mit Recht.

Digitized by Google

§ 36.

Der juristische Kulturkampf des Falkschen Ministeriums.

Die Zeit des Kulturkampfes unter dem Falkschen Ministerium ist in der Geschichte des Katholizismus sowohl als Teil der durch das Vatikankonzil heraufbeschworenen internationalen Verwicklungen der Kurie mit den verschiedenen Staaten (II, § 12), wie als Glied in der Kette der jesuitischen Umgestaltung des deutschen Katholizismus (§ 59) behandelt worden. Eine allseitige Geschichte dieses Kulturkampfes scheint jedoch noch auf lange hinaus nicht im Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Denn es stehen nicht nur die Anschauungen über diese Periode sich noch viel zu unversöhnlich gegenüber, sondern es fehlt vor allem noch an der Vorbedingung der tendenzlosen Veröffentlichung der Geschichtsquellen. Die besten Vorarbeiten dazu verdankt man bis heute wohl den verschiedenen Sammelwerken Friedbergs. Dagegen wetteifern die Zusammenstellungen sowohl des Geheimrat Hahn wie des Germania-Redakteurs Majunke an Unvollständigkeit miteinander. Ihnen beiden fehlt z. B. gleich im Anfang die Ansprache des Msgre. de Waal an Pius IX., mit welcher der Kampf offen begann, indem Pius auf dieselbe mit der Drohung vom Danielischen Steinchen antwortete.

Die vom Antijanus mit Bezug auf die Aufklärungszeit proklamierte Tendenz, daß es die Aufgabe des „katholischen" Historikers sei, unbequeme Geschichtsquellen verschwinden zu lassen (II, S. 196),*) scheint mit dem gleichen Erfolg auch auf diese spätere Zeit ausgedehnt worden zu sein. Zumal die damaligen Jahrgänge der offiziellen und offiziösen Presse scheinen seit dem Umschlag in der Haltung der gleichen Blätter aus den Redaktionsbureaus verschwunden zu sein. Auch bei allen in Betracht kommenden amtlichen Instanzen (die Bibliotheken der Parlamente eingeschlossen) sind z. B. die Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die sich auf den vorgenannten Redner des „katholischen Lesevereins" bezogen, und die vom Fürsten Bismarck — durch die Vermittlung des Geheimrat Aegidi — persönlich inspiriert waren, vergeblich gesucht worden. Dieselben sind einfach nirgends mehr aufzutreiben gewesen. Es ist noch immer die gleiche Taktik üblich, wie bei der vom Minister Falk amtlich konstatierten Tatsache, daß gerade besonders wichtige Akten der katholischen Abteilung verschwunden seien.

Ist es auf diese Weise schon schwer, das Verhalten der bureaukratischen Vertretung des Staates in der Zeit seines Kampfes mit der Kurie historisch zu verfolgen, so wird diese Aufgabe noch doppelt erschwert

*) Vgl. überhaupt die Zitate in § 15 des zweiten Bandes (Das unfehlbar gewordene Papsttum gegenüber Gesellschaft, Wissenschaft und Religion).

Digitized by Google

durch die positive Unzuverlässigkeit einer großen Anzahl von diesen Vertretern des Staates selber. Die päpstliche Kurie hat das alte gregorianische Rezept der Disziplinierung des Klerus, den sie deshalb nach wie vor nur als zölibatären gebrauchen konnte, kaum jemals konsequenter durchzuführen verstanden, als im deutschen Kulturkampf. Der offiziellen Verkörperung der Kirche gesellten sich noch die im Laufe des 19. Jahrunderts in Rom zentralisierten Orden und Kongregationen und die unzähligen freiwilligen Hilfstruppen hinzu. Wie aber stand es gerade in der Periode des Kampfes mit dem Beamtenkörper, welcher die Rechte des Staates zu wahren hatte? Es ist überaus lehrreich, gerade mit Bezug auf diesen Punkt die charakteristischen Bemerkungen des einleitenden Kapitels der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" hinsichtlich der preußischen Bureaukratie zu vergleichen. Übrigens ist die Unverläßlichkeit gerade derjenigen, welche die Ordres des Kultusministers durchzuführen hatten, für unvoreingenommene Beobachter schon im Jahre 1874 unverkennbar gewesen. Bei der Herausgabe der schon oben berührten Begrüßungsrede der Berner katholisch-theologischen Fakultät in diesem Jahre ist bereits anmerkungsweise auf diesen ernsten Punkt hingewiesen.

„Wie viel mußte vorhergehen, bis — vor kaum einer Woche — der schlesische Oberpräsident zur Disposition gestellt wurde! Und wie sieht es gar in den Westprovinzen mit zahlreichen Mitgliedern der Bezirksregierungen aus! Daneben dann weiter die große Zahl klerikaler Landräte, zum Teil selbst jenem Teile des Adels entsprossen, der früher an den geistlichen Höfen leichten Erwerb fand, und dessen Bildungshöhe neuerdings die neben dem Richter zugleich dem „Kladderadatsch" verfallenen westfälischen Damen zur Genüge illustrierten! In der Mehrzahl der kleineren Städte — und natürlich in den Landgemeinden erst recht — Bürgermeister und Gemeinderat, gewöhnlich mit Richter und Schullehrer im Bunde, im gleichen Heerlager! Und damit ist's nicht genug. Man muß weiter hinzunehmen, wie viele Notare, Advokaten und Ärzte um ihre Praxis zu kommen fürchten, wenn sie sich nicht mit solchen Kennzeichen des korrekten Papstgläubigen, wie dem vorgeblichen Glauben an die Stigmatisierte von Bois d'Haine oder die Madonna von Lourdes versehen. Die Schrift des katholischen Arztes Dr. Johnen in Düren über Louise Lateau, die Aufsätze Dr. Strickers in Straßburg über die Madonnenerscheinungen im Elsaß („Im neuen Reich", 1874 S. 14 ff.), wie vielfaches Interesse sie auch sonst bieten, sind doch durch nichts lehrreicher, als durch den Einblick in die Mittel, mit welchen solche Verdummung der Massen systematisch durchgeführt wird. Und doch ist noch vieles dem ähnliches dort gar nicht erwähnt: wie z. B. der kleine Kaufmann, der Gewerbsmann, der Handwerker um der Existenz der Familie oder des Beichtvaters der Frau willen diesem oder jenem der zahlreichen Vereine und Sodalitäten, der Kongregationen und der massenhaft aufgeschossenen Klöster dienst- oder wenigstens stimmpflichtig wird. Selbst die Nichtkatholiken müssen, wenn man ihnen anders nicht beikommen kann, wenigstens der Bildungs- und Aufklärungsmittel beraubt werden. Vor wenigen Monaten erst ist in einer blühenden rheinischen Handelsstadt, wo durch Predigten, Beichtstuhl und Kaplansbesuche die katholischen Abonnenten der „Kölnischen Zeitung" längst dezimiert waren, die größte allgemeine Gesellschaft des Ortes, ein „Bürgerverein", durch knappe Majorität

Digitized by Google

vor der Vergiftung durch die gleiche Zeitung geschützt worden. Da können denn freilich — denn auch das kann ich vom gleichen Orte, und es ist meine eigene Vaterstadt, konstatieren — die Vorträge à la Majunke über Louise Lateau unbesorgt ihren Gang nehmen."

Daß die Waffen der Bureaukratie gegenüber solchen Zuständen versagten und immer mehr versagen mußten, ließ sich unschwer vorhersehen. Nur in Berlin ist man in diesen Dingen immer blind gewesen. Aber schlimmer noch war der Mangel an Sachkenntnis unter den Räten des Ministeriums selbst. In dem gleichen Jahre 1874 haben die parlamentarischen Verhandlungen einen drastischen Beleg dafür ergeben. Ich führe denselben auch hier nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung an:

Die von ultramontaner Seite so vielfach angegriffene amtliche Tätigkeit Bunsens hat ihre Schwäche gerade in der Nachgiebigkeit gegen das Papalprinzip (vgl. II S. 619/20). Den Anlaß zu seiner Abberufung aus Rom hat schließlich die Note von Ankona gegeben, in welcher er (unter der Nachwirkung von Metternichs kluger Bearbeitung) den Papst gewissermaßen als obersten Richter zwischen Staat und Erzbischof anerkannte, und welche von der Berliner Regierung desavouiert werden mußte. Begreiflicherweise sind die kirchenrechtlichen Fiktionen dieser Note dem deutschen Papalismus überaus sympathisch; aber es bleibt doch ein starkes Stück: zum Belege für den von der Regierung Friedrich Wilhelms III. eingenommenen Standpunkt sich auf ein Aktenstück zu berufen, welches von dieser Regierung so bestimmt wie möglich desavouiert wurde. Und doch ist dies im preußischen Abgeordnetenhause (am 4. Mai 1874) nicht nur von dem Abgeordneten Reichensperger geschehen, sondern auch der einzige Abgeordnete (Wehrenpfennig), der den daraus gezogenen Schlußfolgerungen entgegentrat, ließ die irrige Behauptung selber ohne Korrektur. Nicht genug aber, daß die in der preußischen Kammer übliche Unkenntnis der Kirchengeschichte bei diesem Anlaß so drastisch zu Tage trat, — es bot auch der weitere Hergang ein interessantes Zeugnis dafür, in welcher Weise die Kaplanspresse ihre Leser über Tatsachen belehrt. Als Herausgeber der Bunsenschen Biographie lag dem Verfasser die Pflicht ob, jenen groben geschichtlichen Irrtum zu berichtigen. Es geschah dies in einer Zusendung an die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (16. Mai 1874). Der einfachen Konstatierung einer unzweifelhaften geschichtlichen Tatsache gegenüber half sich nun die „Germania" (vom gleichen 16. Mai 1874) mit einem Artikel voll der schnödesten Ausfälle auf Bunsen, die den einzigen Punkt, worauf es geschichtlich ankam, daß die damalige Regierung nicht für eine von ihr desavouierte Note verantwortlich gemacht werden durfte, völlig zu verdunkeln bestimmt waren. Und dann brachten die kleineren ultramontanen Blätter eine Korrespondenz, worin von der wirklichen Kontroverse geradezu kein Wort gesagt wird und die „gläubigen" Leser nur belehrt werden, daß „wieder einmal ein Herr Professor seine Professorenweisheit habe zu Markt bringen wollen und sich dabei, wie das den modernen Staatsprofessoren jetzt öfters gehe, mit der Publizierung seiner Weisheit stark kompromittiert habe".

Der ganze zweite Band dieses Handbuchs hat, soweit er den deutschen Katholizismus behandelt, von einer Periode zur anderen drastischere Belege dafür zusammenzustellen gehabt, daß die preußische Bureaukratie die nationalen Bestrebungen im katholischen Volke stets wieder dem Papsttum auslieferte. Das stärkste Stück aber, das überhaupt möglich war, wurde doch erst nach

Digitized by Google

dem Vatikankonzil geleistet, indem der das neue Dogma nicht anerkennende Pfarrer Tangermann von Unkel durch den rheinischen Oberpräsidenten aus seiner Pfarre herausgeworfen wurde (während der bayerische Pfarrer Renftle in Mering, der genau das Gleiche tat, von der bayerischen Regierung gegen den dem vatikanischen Staatsstreich sich unterwerfenden Bischof von Augsburg in seinem Pfarramt geschützt wurde).

Die Absetzung Tangermanns ist noch in der Zeit des Mühlerschen Ministeriums erfolgt. Sein Nachfolger Falk ist für diesen Schritt nicht verantwortlich. Aber auch Falk hat die Auslieferung des Katholizismus an den Papismus systematisch gefördert. Der schlagendste Beleg dafür liegt in der Behandlung der katholisch-theologischen Fakultäten. Daß die Auslieferung derselben an die Kurie au coeur léger vorgenommen wurde, zeigte sich bei dem Hinweis auf die etwas praktischer angelegte schweizerische Kirchenpolitik, welche obenan für die Schaffung einer Universitätsfakultät der katholischen Theologie sorgte. Minister Falk hat statt dessen die preußischen Fakultäten wieder einfach den Jesuitenschülern preisgegeben, genau so wie es schon zur Zeit der Hermesianer geschehen war.

Es gibt andere Gebiete, auf welchen die Persönlichkeit Falks den Maßnahmen des Kultusdepartements ihren Stempel aufgeprägt hat. In den kirchlichen Angelegenheiten aber hat es ihm durchaus an der eigenen Initiative gefehlt. Hier hat er nur zu lavieren vermocht, Rücksichten hier, Rücksichten da nehmen zu müssen geglaubt. Dies Schwankende in seiner Haltung hat zumal die evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten ungünstig beeinflußt.

Allerdings kommt ihm auch auf diesem Gebiet ein unbestreitbares Verdienst zu: die Zustimmung zur Berufung Herrmanns zum Präsidenten des Oberkirchenrates. Die Initiative zu diesem hochwichtigen Schritte dürfte sich jedoch weniger auf den Minister, als auf den Großherzog von Baden zurückführen, welcher sowohl die ideale Gesinnung wie die praktische Leistungsfähigkeit des Heidelberger Professors aus eigener Erfahrung kannte und demselben auch während seiner Berliner Amtsführung ein persönliches Interesse bewahrte. Seitens des Kultusministeriums sind dagegen dem Oberkirchenrat gerade diejenigen Dinge oktroyiert worden, welche die innerkirchliche Opposition hervorriefen.

Die unzerstörbaren Verdienste der Falkschen Periode liegen zweifellos auf dem Gebiete der Schule, und zwar im engsten Sinne des Wortes, der Volksschule. Das Denkmal, welches die deutschen Lehrer dem Minister in Hamm errichtet haben, ist ein wohlverdientes. Er hat die Jahre, in welchen der preußische Schulmeister als der Sieger von Königgrätz galt, zur äußeren und inneren Hebung ihres Standes zu verwerten verstanden. Wo die Gemeindeverhältnisse eine Simultanschule wünschenswert und

Digitized by Google

durchführbar machten, ist dies „irenische“ Streben von ihm unterstützt worden.

In der Leitung des höheren Schulwesens sind dagegen in den gleichen Jahren böse Keime ausgesäet worden. Es war dies zunächst an den katholischen Gymnasien der Fall. Das böse Beispiel, welches die deutschen Bischöfe durch die Umkehrung ihres vorvatikanischen Hirtenbriefes in die nachvatikanische „Wortbrüchigkeit und Unwahrhaftigkeit“ gegeben hatten, hat in allen von ihrer Einwirkung abhängigen Anstalten wie eine ansteckende Krankheit gewirkt. Zumal aber unter dem als sogenannter „liberaler Katholik“ in das Falksche Ministerium berufenen Geheimrat Stauder ist die Überzeugungs- und Gesinnungslosigkeit systematisch prämiiert worden.

Nach Krefeld und Bochum ist Stauder im Auftrage des Ministers gekommen, um zu erklären, daß die von den städtischen Behörden gewählten Direktoren seitens der Staatsregierung nicht bestätigt würden, wenn sie ihrer altkatholischen Überzeugung öffentlich treu bleiben wollten. Hunderte von tüchtigen Gymnasiallehrern haben damals in den Listen der altkatholischen Gemeinden gestanden. Sie hatten nun den gleichen Wink bekommen, wie die gleichgesinnten katholischen Geistlichen durch die Absetzung Tangermanns in Unkel. Aber der Einfluß, den jener (in Mainz, Düsseldorf, Emmerich, Koblenz geschulte) Geheimrat auf seinen Fraktionsgenossen Falk ausübte, hat sich je länger je mehr auch auf die evangelischen Gymnasien ausgedehnt. Seine Stellung im Ministerium läßt sich im Grunde nur mit derjenigen vergleichen, welche der Geheimrat Schmedding im Kampf mit den Reformen des Erzbischofs Spiegel, zumal nach dem Thronwechsel von 1840, einnahm. In jedem Wechsel der Dinge hat Stauder — genau wie Schmedding — sich nicht nur in seiner Stellung zu behaupten gewußt, sondern immer die Treppe aufwärts zu fallen verstanden. Unter Falk Vorkämpfer der Simultanschule, erklärte er gleich nach Puttkamers Amtsantritt, er sei im Herzen immer für die Konfessionsschule gewesen. Bei der von Kaiser Wilhelm II. berufenen Reformkonferenz hat er sich der besonderen Beachtung der obersten Stelle erfreut und neben dem Kardinal Kopp vielleicht den größten Einfluß auf die damaligen „Errungenschaften“ ausgeübt.

Daß ein so großer Teil der jüngeren Generation auch der Gymnasiallehrer auf die unpraktischen Idealisten unter ihren Vorgängern herabzublicken begann, führt sich somit schon auf die Jahre des übel begonnenen und übel fortgesetzten Kulturkampfes zurück. Wer seine eigene religiöse Überzeugung preisgab, ist immer doppelt geneigt gewesen, die unbequeme Hartnäckigkeit derer zu strafen, welche mit Bischof Reinkens daran festhalten, daß „das, was nicht aus Überzeugung stammt, zur Sünde wird“.

Digitized by Google

Für die Universitäten hat das Falksche Ministerium bei dem Finanzkollegen manches durchgesetzt, was seinen Vorgängern unerreichbar war. Zumal den naturwissenschaftlichen und medizinischen Instituten ist der Milliardensegen zugute gekommen. Für die höhere Kultur ist überhaupt manches geschehen. Das Wort Virchows von dem Kampf um die Kultur ist sehr erst gemeint gewesen.

Es wäre einfach ungerecht, ohne einen solchen Seitenblick auf das außerkirchliche Kulturgebiet nur die interkonfessionellen Folgen des Kulturkampfes ins Auge zu fassen. Nach dem Sturze Falks ist der Vorwurf der Schablonisierung in den Maigesetzen von 1874 und 1875 beinahe zum Gemeinplatz geworden. Allbekannt ist die Klage, daß die Gesetze, welche die römisch-katholische Kirche zu treffen bestimmt waren, statt dessen die evangelische Kirche getroffen haben. Aber die zu seinem Sturze führenden — berechtigten und unberechtigten — Anlässe gehören erst in einen späteren Zusammenhang. Vorerst handelt es sich bei der Würdigung seiner (wie der Bismarckschen) Kirchenpolitik um die Selbstzeugnisse beider Männer. Bismarck hat trotz aller Kritik und trotz der baldigen Zerstörung der Falkschen Gesetzgebung doch stets mit hoher Achtung von ihm gesprochen, einer Achtung, die von dem geringschätzigen Urteil über fast alle anderen Ministerkollegen und gar erst über die „Geheimratswirtschaft" sich doppelt abhebt. Er hat den Wunsch nicht verhehlt, daß Falk persönlich über ihr Verhältnis sich äußern möge. Letzterer ist dem auch in der „Deutschen Revue" (Januar 1899 S. 1—9) nachgekommen.

Auf die Enthüllungen Bismarcks über die Motive des Falkschen Entlassungsgesuchs müssen wir später zurückkommen. Dagegen erfordert es die Klarstellung des persönlichen Verhältnisses zwischen beiden, die Ausdrücke, in welchen die „Gedanken und Erinnerungen" jenem Wunsche Ausdruck gegeben haben, schon hier heranzuziehen. Fürst Bismarck erklärt dort nämlich nachdrücklich (II, S. 131): „Alle Erzählungen, nach denen ich ihn aus dem Ministerium verdrängt haben soll, beruhen auf Erfindung, und ich habe mich gewundert, daß er selbst ihnen niemals in der Öffentlichkeit widersprochen hat, obschon er mit mir stets in befreundeten Beziehungen geblieben ist."

Aus dem ersten Teil dieser Erklärung darf gewiß auch der (durch die Erzählung Falks über ihre letzte amtliche Unterredung bestätigte) Schluß gezogen werden, daß es in Bismarcks Wunsch gelegen war, den von ihm so hochgeschätzten Amtsgenossen auch noch länger in seiner Stellung zu erhalten. Nichtsdestoweniger hat die Entlassung Falks schon in kurzer Zeit Konsequenzen gezeitigt, welche diesen in die Opposition hineintrieben. Schon der erste, die Abänderung der — von Bismarck und Falk Schulter an Schulter verteidigten — kirchenpolitischen Gesetze betreffende Gesetzentwurf

Digitized by Google

hat den letzteren zu einer öffentlichen Warnung veranlaßt, deren Berechtigung sich von Jahr zu Jahr drastischer herausgestellt hat. Jede eingehendere Geschichte der einzelnen Etappen in der Waffenstreckung des Reichs vor der Kurie wird seine ergreifende Rede im Abgeordnetenhause am 28. Mai 1880 stets der gründlichsten Beachtung zu unterziehen haben.*) An diesem Orte ist jedoch nur der Hinweis auf die darauf hin erfolgte Korrespondenz zwischen den beiden so lange Zeit eng verbundenen Männern gestattet.

Auf Grund jener Rede hat nämlich Fürst Bismarck durch ein Schreiben vom 31. Mai 1880 dem bisherigen Kollegen erklärt, daß er es „heute im sachlichen und staatlichen Interesse für geboten erachte, durch Veröffentlichung Ihres hierfür vom Hause aus bestimmten Schreibens vom 1. Juli 1879 den Beweis zu liefern, daß Ihr Abschiedsgesuch durch Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht veranlaßt worden ist". Falk hat darauf umgehend seine dankbare Zustimmung zu dieser Veröffentlichung erklärt. Fürst Bismarck hat sich jedoch nicht dazu entschließen können. Auch Falk hat es erst beinahe zwanzig Jahre später als „Ergänzung" zu der vorerwähnten Ausführung der „Gedanken und Erinnerungen" getan, indem er nur die kurzen Schlußworte anfügt: „Eine Veröffentlichung des Briefes vom 1. Juli 1879 hat nicht stattgehabt. Was zu ihrer Unterlassung bestimmte, ist mir nicht bekannt."

Nur um so mehr wird sich die zukünftige Geschichtsschreibung auf Inhalt und Wortlaut dieses Briefes angewiesen sehen. Der springende Punkt mit Bezug auf das persönliche Verhältnis der beiden den großen Geisteskampf führenden Persönlichkeiten dürfte in den Worten gelegen sein:

„Ferner kann niemand mit mehr Kenntnis und Sicherheit bekunden, daß in den vielen Jahren, in welchen ein hervorragender Teil meiner Amtstätigkeit in der Wiedergewinnung der Stellung bestand, welche der Staat vordem der römischen Kirche gegenüber hatte, zwischen Euer Durchlaucht und mir stets grundsätzliches Einverständnis bestand, daß ich niemals Ihrer dankbar empfundenen Unterstützung entbehrte, und daß die Verhandlungen, welche Eure Durchlaucht seit dem Sommer vorigen Jahres mit Organen des päpstlichen Stuhles pflegen, in einem Sinne eingeleitet und fortgeführt sind, welcher dem entspricht, was in dieser Beziehung zwischen uns verhandelt worden ist."

Daran reiht sich dann aber in dem gleichen Schreiben die Aufzählung der Gründe, weshalb Minister Falk am 29. Juni 1879 sein definitives Entlassungsgesuch einreichte und dasselbe auch trotz der Unterredung mit Fürst Bismarck am 30. Juni aufrecht erhielt. Ihre volle Bedeutung gewinnen diese Gründe jedoch erst für denjenigen, welcher die Motive zu Herrmanns und Falks Entlassung nebeneinander zu überschauen vermag.

*) In den stenographischen Berichten über die Session von 1879/80 nimmt diese in der 74. Sitzung gehaltene Rede nicht weniger als sieben Seiten ein (S. 2051/8).

Digitized by Google

Denn sie sind im tiefsten Grunde die gleichen gewesen. Unsere spätere Darstellung sieht sich in der Lage, aus den Äußerungen beider den Beweis für diese These anzutreten. Bevor wir aber dem Sturze beider uns zuwenden können, bedarf es zunächst sowohl der Übersicht über das, was Herrmann der evangelischen Kirche Preußens geboten hat, als über den Versuch der alsbaldigen Untergrabung seines Lebenswerkes durch „die Ära Kögel".

Zur Vervollständigung unserer Quellenkritik sei daher im jetzigen Zusammenhang nur noch in Kürze erwähnt, daß die Falksche „Ergänzung" der „Gedanken und Erinnerungen" an erster Stelle den Wortlaut seines Entlassungsgesuchs vom 29. Juni 1879 und seines gleichzeitigen Schreibens an den Ministerpräsidenten mitteilt, und darauf die tagebuchartigen Auszüge vom 2. Juli 1879 über die inzwischen stattgefundene letzte Unterredung. Das Ergebnis dieser Rücksprache ist dann der ostensible Brief vom 1. Juli gewesen.

---

§ 37.

Die Begründung der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen.

Bismarck — Falk — Herrmann! wie oft sind in den ersten großen Jahren des neuen Deutschen Reiches diese Namen zusammengestellt: als Träger der glühendsten Hoffnungen im evangelischen Deutschland! Wie bald sind die gleichen Namen Gegenstand der bittersten Angriffe geworden seitens aller derer, welche der päpstlichen Kurie Heeresfolge leisteten seit der Mobilmachung des Zentrums. „Erst muß Herrmann gestürzt werden, dann folgt Falk nolens volens, und wenn der Mantel gefallen, wird — nach Schillers Wort im Fiesko — der Herzog nachfolgen." Die Großzahl der Zeitgenossen hat diese Drohung nicht ernst genommen. Denen, die das Verhängnis kommen sahen, hat der Ausgang nur zu sehr Recht gegeben.

Der Kulturkampf hat in schmählicher Niederlage geendet. Die von päpstlicher Seite so lange und so sorgsam vorbereitete Schlacht auf dem märkischen Sande ist geschlagen und „ein für allemal" gewonnen. Es gibt immer noch naive Gemüter, die diese Schlacht erst in der Zukunft erwarten. Wer aber auch nur das ABC der päpstlichen Politik kennt, weiß, daß es sich seither nur noch um die von Etappe zu Etappe gesteigerte Ausnutzung des Sieges handelt.

Digitized by Google

Aber während der die Öffentlichkeit ganz in Anspruch nehmende Kulturkampf bereits im Niedergang begriffen war, ist das stille Werk der evangelischen Kirchenverfassung „ein für allemal" gefestigt. Als die Saat der Erde anvertraut war, kamen wohl alsbald die Stürme, welche Hebel in seinem Lied vom „Habermus" beschreibt. Aber der Lebenskeim des Kornes wurde gerade während dieser Stürme von der Schneedecke geschützt. Genau ebenso hat sich die Herrmannsche Kirchenverfassung gerade in jener Zeit der Stürme erst recht gefestigt. Wie kam es, daß, während die Kirchenpolitik Bismarcks und Falks scheiterte, das Werk Herrmanns die Probe bestanden hat?

Man muß stets den allgemeinen Hintergrund, den die vorhergehenden Paragraphen gezeichnet haben, im Auge behalten, wenn man sowohl die bleibenden Errungenschaften wie das zeitweilige Scheitern von Herrmanns Lebenswerk richtig würdigen will. Seiner Persönlichkeit aber gebührt an dieser Stelle die eingehendste Untersuchung.

Schon einmal ist die Persönlichkeit eines Juristen in etwas ausführlicherer Weise, als es in den kirchengeschichtlichen Darstellungen üblich ist, in den Mittelpunkt unserer Betrachtung gestellt worden. Was in der Geschichte der Theologie bei einem Schleiermacher und Rothe, bei den Baur und Ritschl, den Lipsius und Biedermann, den Luthardt und Zöckler billig war, mußte mit gleichem Rechte bei einem Bluntschli zur Anwendung kommen. Ihm stellt sich jedoch ebenbürtig der Schöpfer der preußischen Kirchenverfassung, Emil Herrmann, zur Seite.

Wir sind uns wohl bewußt, daß bei konsequenter Durchführung dieses Grundsatzes noch eine Reihe anderer Namen neben diese beiden gestellt werden müßten. Es gilt dieses in erster Reihe von den Führern der Naturwissenschaften, die doch nur zum kleinsten Teile in dem materialistischen Geleise der 50er Jahre geblieben sind. Ein Mann wie Helmholtz hat nicht nur die Theologie befruchtet, sondern auch in Heidelberg einen ähnlichen Anteil am kirchlichen Leben betätigt, wie Ernst Moritz Arndt und der spätere Kultusminister von Bethmann-Hollweg als Presbyter der evangelischen Gemeinde in Bonn. Und welch hohes Verdienst für die Gesamtkirche haben sich nicht die gelehrten Fachmänner des Hamburger Protestantentages erworben! Aber es muß für diesmal genügen, auf das hochverdienstliche Sammelwerk Zöcklers über die naturwissenschaftlichen Apologeten als wertvolle Ergänzung seiner bereits in die Geschichte der Theologie hineingestellten älteren Werke hinzuweisen.

Nicht genug mit diesem einen, dem Verfasser wohlbewußten Manko, wird aber unsere Darstellung zukünftig auch speziell mit Bezug auf eine Reihe hervorragender Juristen eine weitere Ergänzung verlangen. Allein schon die Vertreter des Kirchenrechts von Richter und Wasserschleben,

Digitized by Google

von Jacobson und Bluhme bis zu Hinschius und Friedberg, zu Zorn und Sohm haben in einer zukünftigen Darstellung der Geschichte der Kirche im Protestantismus einen ganz anderen Raum zu beanspruchen, als bei unserem so vielfach gehemmten Versuch einer einstweiligen Übersicht des allgemeinen Entwicklungsganges möglich war. Sohm gehört daneben durch den genialen Griff seines kirchenhistorischen Kompendiums zweifellos auch in die Geschichte der Theologie. Obenan aber dürfte es Otto Meyer verdienen, daß sowohl sein Jugendwerk über die Propaganda wie seine Geschichte der römisch-deutschen Frage nicht nur (wie es in Band II wiederholt geschehen ist) als Quellenwerke für die Geschichte des Katholizismus verwertet werden, sondern zugleich wegen ihrer grundlegenden Bedeutung für die innere Kräftigung des Protestantismus.

Doch wir dürfen diesem Seitenblick nicht weiter nachgehen. Es sei daher nur noch kurz dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß neben der Unzahl von Biographien geistlicher Redner auch das, was unsere Laienwelt für die Kirche der Reformation leistet, in der kirchengeschichtlichen Darstellung endlich zu seinem Rechte komme. Es gehört zu den Einseitigkeiten der protestantischen Entwicklung, daß über der geistlichen Rhetorik die stille Selbstbetätigung der Gemeinde viel zu wenig Berücksichtigung findet. Der aus dem Basler Missionshause in dieser Hinsicht laut gewordenen Klage Tischhausers kann sich der Verfasser nur vollauf anschließen. Es gilt dieses obenan mit Bezug auf die kirchliche Verfassung, welche nirgends eine lebendige werden kann, wo nicht die (durch keinerlei Filtriersysteme beschränkten) Vertreter der mündigen Gemeinde die Bedürfnisse dieser letzteren zu voller Anerkennung zu bringen und ebendeshalb auch alle kirchlich interessierten Kreise in Tätigkeit für die Kirche zu setzen vermögen.

Nicht genug aber damit, daß die zukünftigen Kirchenhistoriker neben Herrmann noch eine Reihe seiner früheren Amtsgenossen, frei von jeder theologischen Schablone, geschichtlich zu würdigen haben werden, — es kann auch Herrmanns Kirchenverfassung nicht ohne den Rückblick auf die früheren ähnlichen Anläufe verstanden werden. Zu seiner aufrichtigen Freude darf der Verfasser hier auf eine ältere Charakteristik eines solchen Anlaufes schon aus dem Jahr 1867 zurückgehen. Die Vorrede der zweiten Auflage, die mit dieser selber verschollen ist, durfte nämlich über einen — den nationalen Aufschwung seit 1867 kirchlich abspiegelnden — Erlaß des Berliner Oberkirchenrats dahin berichten:

> Gewiß durften wenige Begebenheiten der vorhergehenden Jahre so sehr mit begeisterter Freude begrüßt werden, wie die — die Annäherung der beiderseitigen Entwicklung ins Licht stellende — Denkschrift des Berliner O.-K.-R. vom 18. Februar einerseits, die badische Generalsynode vom Mai 1867 andererseits. Je unverhohlener so manche Maßregeln eines preußischen Kirchenregiments von uns beklagt werden mußten,

Digitized by Google

um so offener haben wir auch das Verdienst des erwähnten Erlasses hier anzuerkennen, der (trotz mancher ersichtlich von anderer Hand als der des ersten Verfassers hineingetragenen Inkonsequenzen) mit hohem sittlichem Mute den unheilvollen Bestrebungen, unsere Kirche in die Zustände der Zeit des 30jährigen Krieges zurückzuwerfen, Halt geboten hat, und für die nicht bloß durch offenkundige, sondern noch mehr durch unterirdische Intriguen gefährdete Union mit Energie eingetreten ist. Als ebenso bedeutsam aber wie dies erste neue Herantreten der preußischen Kirchenregierung an die Wege, auf denen allein die kirchliche Krisis zu heilen ist, hat sich das durch und durch maßvolle und darum um so mehr ins Gewicht fallende Verhalten der badischen Generalsynode bewährt und es aufs neue an den Tag gelegt, wie nur dadurch, daß die mündige Gemeinde selbst in den kirchlichen Dingen entscheidet, der gestörte Kirchenfrieden wieder hergestellt werden kann.

So auch das große Ideal Emil Herrmanns. Es ist freilich ein anderes als das der Lärmmacher der jeweilig modischen Theologie. Denn es umfaßt Alt- und Neugläubige mit gleicher Liebe. Aber wir würden dieses Ideal des Mannes doch nur unvollkommen zum Ausdruck bringen, wenn wir daneben seiner eigenen Persönlichkeit vergäßen: denn in ihr war das theoretische Ideal praktisch verwirklicht. Herrmann hat sich als einer der Charaktere bewährt, welchen die Glaubensüberzeugung über alles gilt. Die furchtbarste Folge des Vatikankonzils für die deutsche Volksseele hat in der „Unwahrhaftigkeit und Wortbrüchigkeit" der römisch-katholischen Bischöfe gelegen. Ein Mann wie Hefele hat mit all seinem Wissen den Schaden nicht gut machen können, den er dadurch hervorgerufen hat, daß er wider sein Gewissen gehandelt. In edlem Kontrast damit hat der leitende Führer der größten evangelischen Kirche den nachfolgenden Geschlechtern das Erbe einer Überzeugungstreue hinterlassen, die lieber das Bischofsamt aufgab und die Ungnade des hochverehrten Monarchen auf sich nahm, als daß sie das Heiligtum der Überzeugung preisgab.

Der nachfolgenden Darstellung dürfen wir eigene Aufzeichnungen Herrmanns zugrunde legen, die, je genauer sie studiert und mit den gleichzeitigen Berichten anderer verglichen wurden, sich um so mehr als eine Geschichtsquelle ersten Ranges erwiesen haben. Da sie noch ungedruckt sind, schulden wir dem Leser obenan einen Bericht über den Charakter dieser hier neu erschlossenen Geschichtsquelle.

Trotz des fragmentarischen Charakters des Herrmannschen Tagebuches sind auch diejenigen Stücke, welche sich nicht direkt auf seine Kirchenregierung beziehen, von allgemeinem geschichtlichen Wert. Die für uns obenan in Betracht kommenden Partien sind in der Zeit zwischen dem Entlassungsgesuch und der endlichen Annahme desselben (15. November 1877 bis 12. Mai 1878) niedergeschrieben. Auf diesen Teil der Aufzeichnungen werden wir später zurückzukommen haben. Auch für den jetzigen Zusammenhang aber bietet das Tagebuch bereits manches fruchtbringende Material.

Der Verfasser hatte nämlich schon zweimal vorher ein Tagebuch beginnen wollen, und wenn er auch beide Male vor dringenden Amtsgeschäften nicht dazu kam, so sind doch auch diese dürftigen Aufzeichnungen für zukünftige Historiker deshalb belangreich,

Digitized by Google

weil sie das Charakterbild des Mannes, dem das bedeutsamste Werk für die evangelische Gesamtkirche anvertraut war, auch nach der Seite seiner nationalen Gesinnung, seiner staatsmännischen Haltung und seiner persönlichen Frömmigkeit ungewollt abspiegeln.

Die ersten Tagebuchfragmente beziehen sich auf den Ausbruch und die ersten Erfolge des großen Krieges von 1870. Sie beginnen am 31. Juli und schließen am 30. Dezember 1870. Der ersten Aufzeichnung, die den ganzen Ernst der Lage im deutschen Süden zur Anschauung bringt, hat Herrmann das damals noch ungedruckte Lied Treitschkes vom schwarzen Adler beigefügt. Ebenso hat er sich am 5. November das so rasch populär werdende Soldatenlied „König Wilhelm saß ganz heiter" abgeschrieben, und die letzte Niederschrift ist die von Curtius' ergreifendem Weihnachtsliede. In den Aufzeichnungen vom 2., 3., 4., 5., 6., 7., 8., 9., 10., 12., 14. August zeigen sich Tag für Tag die entscheidenden Erfolge, aber auch die furchtbaren Opfer mit erlebt. Dem gleichen Monat gehören noch Notizen an vom 17., 20., 22., 24., 26., 31. Später sind die Eintragungen seltener geworden. Im September finden sich welche vom 1., 4., 8., 26., 27. und 29. Daran reihen sich noch diejenigen vom 10. und 20. Oktober, 5. November und 30. Dezember.

Gleich unter dem ersten Datum findet sich ein politischer Erfahrungssatz formuliert, den Herrmann später auf das Kirchenregiment zu übertragen in der Lage war: „Die Armee ist natürlich jetzt das populärste Institut, alles Schelten auf Preußen hat aufgehört, der Kronprinz ist mit großem Jubel in den süddeutschen Hauptstädten empfangen. Man fühlt es, daß alle unsere Geltung von der Macht abhängt, die wir dafür einsetzen können. Ein Anspruch hat so viele Gültigkeit, als die Macht gilt welche ihn verteidigt."

Das Fazit aus diesem Grundsatz hat Herrmanns Programm über die Grundsätze der Kirchenregierung gezogen. Wie die Verhältnisse in der Staatskirche lagen, war die schließlich allein entscheidende „Macht" die des Kaisers. Das, was Herrmann erreichen konnte und erreicht hat, ließ sich nur von dieser Grundlage aus aufbauen. Das schließliche scheinbare Scheitern seiner Lebensaufgabe führt nicht zur Kritik seiner Maßnahmen, sondern zur Erkenntnis des πρῶτον ψεῦδος jeder Kirchenverfassung, welche dem staatlichen Oberhaupt zugleich den alleinigen Entscheid in den kirchlichen Fragen zuspricht.

Die weiteren Eintragungen haben ebenfalls stets noch die große Zeitgeschichte im Auge behalten. Wie sehr Herrmann in jenen großen Momenten zugleich die Tragik derselben mitempfindet, möge noch ein anderer Passus vom 2. August dartun: „Es ist furchtbar heiß in den letzten Wochen; fast tägliche Gewitter, die wir seit einer Woche des Nachmittags haben, erquicken augenblicklich, lassen aber die Temperatur unverändert. Wie sauer haben es da unsere armen Jungen im Felde, wie gefährlich sind da die Wunden, welche in den nächsten Tagen sicher Tausende und Abertausende davon tragen. Jeder Seufzer belastet das französische Konto vor Gott und vor den Menschen."

Neben den Heidelberger Aufzeichnungen hat Herrmann später auch in Berlin den Zusammenhang der persönlichen Erlebnisse mit dem allgemeinen Gang der Dinge notieren wollen. Er ist aber nur zu der einen Niederschrift vom 24. März 1873 gekommen, und sie beschränkt sich auf die Empfindungen des Schmerzes, des Trostes und des Dankes bei dem frühen Tode der an den berühmten Kliniker Erb verheirateten Tochter Bertha.

Digitized by Google

Auch das im engeren Kreise sonst noch Erlebte hat sich für den Verfasser mit dem allgemeinen Gang der Dinge in seinem damaligen Tagebuche verbunden. So die Notiz über den in Mexiko befindlichen Walter (24. August), und die feine Charakteristik des entschlafenen Kollegen v. Vangerow (20. Oktober).

Um die Art des Verwachsenseins des Gatten und Vaters mit seiner Familie zu überschauen, muß man daneben jedoch noch die Aufzeichnungen über das Zusammenleben mit der schwerkranken Tochter Christine in Betracht ziehen. Sie ist die Verfasserin der sogenannten Christinenbüchlein und als solche in der bei meinem Abschied von Bern niedergeschriebenen Skizze über die schweizerischen „Fremden- und Krankengemeinden" (Zeitschrift für prakt. Theologie 1884) gezeichnet. Ihr lebenslängliches Leiden hatte sie mit ungewöhnlicher Geistesstärke zu einem Beruf für andere Leidende zu verwerten gelernt. Ihr Vater läßt sich auch in seinem hohen Kirchenamt nur von demjenigen vollauf würdigen, der seine Teilnahme an diesem Leidensberuf der Tochter mit demselben verbindet. Aber die Tagebuchnotizen lassen auch die große Schwierigkeit des engen Zusammenlebens mit einer in der Krankheit ihren Beruf erkennenden Persönlichkeit durchfühlen. Denn ein solcher Beruf läßt sich eben nur in Kloster oder Brüdergemeinde durchführen. Schon bald nach der Rückkehr nach Heidelberg (10. August 1878) finden sich lehrreiche Daten darüber, welche später noch weitere Ergänzung finden. Dieselben haben nicht bloß ein persönliches, sondern auch ein psychologisches Interesse, kommen jedoch für den allgemeinen kirchengeschichtlichen Zusammenhang nicht mit in Betracht.

Die persönlichen Notizen durften hier nicht völlig übergangen werden, weil sie für das Charakterbild Herrmanns unentbehrlich sind. Aber sie bilden doch nur den Hintergrund. Um so wichtiger dagegen, ja für den zukünftigen Kirchenhistoriker geradezu unentbehrlich sind die erst in der Zeit der Krisis vor seinem Rücktritt wieder aufgenommenen Berliner Aufzeichnungen.

In den jetzigen Zusammenhang gehören davon jedoch nur diejenigen, welche eine Selbstcharakteristik von Herrmanns Verwaltungsgrundsätzen enthalten. Obenan steht darunter die vom 23. März 1878:

Als ich das Präsidium des Ev. Oberkirchenrates anzunehmen mich entschloß, ging ich von folgenden Anschauungen aus, die mir als leitende Gesichtspunkte dienen sollten.

1. Alles Gelingen ist von dem Vertrauen und der völligen Unterstützung des Kaisers abhängig. Bei der Spannung und Leidenschaftlichkeit der Parteien bedarf ich einer Stütze außerhalb derselben, und diese zu bieten, ist nur der Kaiser stark genug. Sobald ich mich überzeuge, daß er mich und mein Walten mit Mißtrauen ansieht, darf ich mein Amt nicht länger führen: ich kann dann der Sache nicht mehr wirksam dienen, sondern mich nur noch persönlich entwerten.

2. Den Parteien gegenüber ist mein Grundsatz über ihnen zu stehen, meine Direktiven nicht aus ihren Programmen, sondern aus der Erkenntnis der die Entwicklung der evangelischen Kirche beherrschenden Lebensmächte zu nehmen. Nur so kann ein geistiges Übergewicht des Kirchenregiments entstehen, und allmählich auch dem Parteiwesen der Stachel der Gehässigkeit — mit seinem Gefolge an Verleumdung,

Digitized by Google

Intrigue usw. — ausgebrochen werden, indem es die fortschreitende Erfahrung seiner Ohnmacht und Einflußlosigkeit macht. Nur auf diese Weise kann es dazu kommen, daß die Personen, insbesondere die Geistlichen, sich aus dem Banne der Parteien mehr und mehr befreien und sich auf der Basis des Vertrauens dem Kirchenregimente anschließen, nicht als eine Regierungspartei quand même, sondern als die in der Abneigung gegen das Parteiwesen und in dem Streben nach einer im höheren Stile handelnden Kirchenleitung dem Kirchenregimente innerlich verbundenen Männer. Weiter muß den einzelnen Personen gegenüber davon ausgegangen werden, daß sie, wenn auch Genossen einer Partei, doch in der Regel auch noch ein Mehreres sind, was nicht in dem Programme aufgeht; sie sind daher als Einzelne auf ihre Individualität anzusehen und ohne Abneigung und Vorliebe nach ihrer besonderen Gabe und Leistungsfähigkeit zu verwenden. Dieses Verfahren wird von den Parteiorganen zwar der Kirchenregierung als Schwanken und Prinziplosigkeit ausgelegt werden, allein allmählich doch als Gerechtigkeit und Konsequenz eines höheren Prinzips erkannt werden.

3. Meinem Kollegium gegenüber ist die Hauptaufgabe, in ihm den Geist einer selbständigeren und kräftigeren Initiative zu pflegen, seine schöpferische Tätigkeit zu beleben, persönlich mit bedeutungsvollen Arbeiten voranzugehen und die wichtige Überzeugung in ihm herbeizuführen, daß der der Spitze der Kirchenleitung vorgezeichnete Weg nicht zwischen den Parteien hindurch, noch weniger in der Linie einer derselben, sondern über sie hinweg führt. Aus den Maßregeln und Entscheidungen des Oberkirchenrates muß rein sachliche Behandlung, überlegenes Wissen, Energie des Wollens zugleich mit Billigkeit und christlich humanem Geiste hervorleuchten. Nach oben und unten muß man wissen, wessen man sich zu dem Ev. Oberkirchenrat zu versehen hat; schwächliche Mittelwege und Durchschlängelungen zwischen entgegengesetzten Forderungen dürfen nicht vorkommen. Am meisten der Energie wird es einerseits den Konsistorien, andererseits den Parteiversammlungen der Geistlichen gegenüber bedürfen, die die Entleerung und Schwächung der Union sowie eine Einschüchterung der Kirchenbehörden, eine Art Nebenregierung erstreben; diese Konferenzen haben unter Raumerscher und Mühlerscher Ägide und unter der zum Teil nicht unverschuldeten Schwäche des Ev. Oberkirchenrates einen von Anarchie nicht weit entfernten Zustand herbeigeführt. Mehrere Konsistorien stehen, wenigstens in hervorragenden Mitgliedern, diesen Konferenzen sehr nahe, ja gehören ihnen sogar an und wirtschaften so die Landeskirche mehr ab als auf. Gegen solche Methoden bedarf es scharfer Mittel, sowie der äußersten Vorsicht bei Besetzung vakanter Stellen im Kirchenregiment.

4. Die nächste Hauptaufgabe ist die presbyteriale Organisation der Gemeinde und die Aufrichtung eines von den Kreisen durch die Provinzen bis zur Landeskirche durchgeführten Synodalinstituts. Zu der Ausarbeitung der betreffenden Entwürfe muß ich mich vorzugsweise als berufen ansehen durch den theoretischen und praktischen Bildungsgang, den ich geführt worden bin: ich hoffe damit auch der Tätigkeit des Kollegiums einen starken Aufschwung zu geben, durch das mir nicht zweifelhafte Gelingen sein Selbstbewußtsein zu stärken und mir selbst die volle präsidiale Legitimation zu schaffen. In dieser Arbeit ist bis zu ihrem Abschlusse keine Zögerung, keine Pause statthaft. Gemeindeordnung und Kreis- oder Provinzial-Synodalordnung können sofort nach ihrer Ausarbeitung und erlangter Übereinstimmung mit dem Kultusminister dem Könige zur Publikation vorgelegt werden, da die kirchenverfassungsmäßigen formalen Vorstadien — Anhörung der Kirche — hier schon vorliegen. Die möglicherweise kontroverse Frage, ob die vorliegende Art der Anhörung genüge, wird bei dem all-

Digitized by Google

gemeinen Verlangen nach dieser Gesetzgebung keine Schwierigkeiten und Verwicklungen erzeugen. Um freilich verfassungsmäßig zur Generalsynodalordnung zu gelangen, ist es unumgänglich, erst eine Landessynode ad hoc zu schaffen und mit dieser jene Ordnung zu beraten.

5. Im Bereiche der Verwaltung liegt als schwierigste Aufgabe die Handhabung der Lehrdisziplin vor. Die schon durch frühere Lehrprozesse und deren Entscheidung erzeugte Aufregung ist durch den Sydowschen Fall auf die Spitze getrieben. Hier bedarf es, daß ohne Preisgebung des Fundamentalen, mit dem die evangelische Kirche steht und fällt, die größte Weitherzigkeit stattfinde. Es ist schlechthin anzunehmen, daß Richtungen der wissenschaftlichen Theologie, welche (wie z. B. der Rationalismus) ein Moment in der Entwicklung der aus der Reformation geborenen Theologie bilden, auch in der Geistlichkeit Raum haben; zugleich aber auch, daß die Nichtbehelligung der Gemeinden mit Schulmeinungen und Streitdisziplinen eine wohlbegründete Forderung an den geistlichen Takt ist. In den einzelnen Fällen kommt dem Umstande ein großes Gewicht zu, ob die behaupteten Lehrabweichungen an einem Geistlichen sich finden, der als ein würdiger, religiös ernster Mann der allgemeinen Achtung genießt, oder ob er ein vorlauter, von Wissenseinbildung aufgeblähter Mensch ist, der deshalb nur etwa eine Partei in der Gemeinde für sich hat. Bis die jetzt sehr flüchtigen Grenzen zwischen kirchlich Zulässigem und Unzulässigem schärfer gezogen sein werden — was nur mit Hilfe der Synoden möglich ist —, ist die größte Zurückhaltung mit sogenannten Lehrprozessen geraten, nur bei öffentlichem Ärgernis muß vorgegangen werden.

Heute ist es leicht zu erkennen, daß die Grundsätze Herrmanns gerade in jener Zeit, wo der Parteigeist sie zu zerstören suchte, ihre Unzerstörbarkeit bewährt haben. Die durch die Ära Kögel zur Herrschaft gelangten entgegengesetzten Maximen sind gerade durch die konsequente Durchführung derselben in ihrer moralischen Unzulässigkeit dargetan. Kein besonnenes Kirchenregiment dürfte in Zukunft in diese „Schreckensherrschaft" zurückfallen. Ganz anders schwierig ist das geschichtliche Urteil in dem Moment, wo Herrmann wegstarb (16. April 1885), gewesen. Wie der abgesetzte Bismarck jahrelang von der ganzen Höflingsgesellschaft wie die Pest gemieden wurde, so ist es im kleinen auch Herrmann gegangen. Der Mann, dessen ganzes Herz an Preußen hing, war wie ein aus Preußen Verbannter. In Heidelberg, wohin er sich nach seinem Rücktritt zurückzog, haben die alten Berliner Freunde ihn allein gelassen. Bei seinem Begräbnis in Gotha ist der evangelische Oberkirchenrat, der erst durch ihn eine ehrliche Stellung gewonnen hatte, unvertreten gewesen. Dessenungeachtet aber hat der Nachruf von Bernhard Rogge mit dem prophetischen Wort geschlossen: „Erst spätere Geschlechter werden das Werk der Kirchenverfassung, das er ihr als dauerndes Vermächtnis hinterlassen hat, in vollem Umfange zu würdigen wissen" (Preuß. Jahrbücher 1885, Bd. LVI S. 125). Und Beyschlag begann seine gleich nach Herrmanns Tod erschienene Totenklage mit der Erinnerung daran, daß „der Ursprung der D. E. Blätter mit dem größten Werk seines Lebens in naher Beziehung gestanden".

Digitized by Google

Es lohnt sich heute vielleicht noch mehr als damals, diese „Totenklage“ im Wortlaut zu vergleichen. Unser Handbuch hat bereits in manchem Abschnitt Beyschlags Worte herangezogen. Auch hier könnte der Verfasser nur dem älteren Freunde, der schon durch sein Jugendwerk „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“ auf den Entwicklungsgang des Bonner Studenten begeisternd einwirkte, und der schließlich durch die gemeinsame Begründung des Evangelischen Bundes mit ihm in den engsten Verkehr trat, sich wörtlich anschließen. Denn auf den wenigen Seiten des Nekrologs kann man wieder einmal von der — nur Beyschlag in diesem Grade verliehenen — Kunst des historischen Porträts vollen Genuß haben. Von einer Stufe zur andern läßt er uns in die Schulung Herrmanns für das große Lebenswerk, für welches er prädestiniert war, hineinblicken: in den Studiengang des Juristen, der obenan von den sittlichen Ideen im Rechtsleben angezogen war, in welchen sich ihm zugleich die Kraft des evangelischen Christentums und seines Trägers, der evangelischen Kirche, enthüllte; in die Kieler Jahre (1834—1847), wo der 24jährige Professor seine nationalen und kirchlichen Vorbilder fand und nicht nur in der Monographie über Johann von Schwarzenstein der Zeit der Begründung der evangelischen Kirche nahe trat, sondern auch bereits Anlaß fand, die Art der rechtlichen Autorität des kirchlichen Symbols zu untersuchen; in die Göttinger Mannesarbeit (1847—1868): wie auf dem Katheder und in der literarischen Arbeit, so in der ersten Kammer, der Vorsynode und in der Leitung des evangelischen Kirchentags; endlich in den Heidelberger Abschluß der akademischen Lehrtätigkeit.

Der Präsident des preußischen Oberkirchenrats läßt sich überdies in seiner Amtstätigkeit nur von demjenigen vollständig würdigen, welcher die aus den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 erwachsene Schrift „über die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate“ ebenso zur Grundlage nimmt, wie seine Mitarbeit an der aus dem Katechismusstreit hervorgegangenen hannoverschen Kirchenverfassung, die freilich nach seinem eigenen Ausdruck „nicht zu dem Leben gedieh, das sie wecken sollte und konnte, da die Unbefangenheit ihres Gebrauchs durch ihre Verwendung als Abschließungsmittel gegen Preußen Schaden litt“.

Den Höhepunkt erreicht die Beyschlagsche Darstellung naturgemäß in der Schilderung der Aufgabe, „die verschleppte und verfahrene Verfassungsfrage der größten deutsch-evangelischen Landeskirche zu lösen“, dieser Kirche das feierlich verbürgte Wort „sie ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig“, das 25 Jahre hindurch ein leerer Schall geblieben und nur dem römischen Kirchenwesen zugute gekommen war, endlich wahrzuhalten. Wie zutreffend ist doch das Wort: „Eine Behörde, die bis dahin hinsichtlich ihrer prinzipalen Aufgabe trotz der ausgezeichnetsten Mitglieder, die

Digitized by Google

sie besaß, in Ohnmacht und Unbedeutendheit festgebannt gewesen, gewann nun auf einmal Tatkraft und erschien auf der Höhe ihrer Aufgabe." „Der Mangel, welchen die Stiftungszeit unserer Kirche unausgefüllt gelassen und den ihre Entwicklung drei Jahrhunderte hindurch aufs schwerste gebüßt; den in Preußen auszufüllen seit einem halben Jahrhundert immer wieder vergebliche Ansätze gemacht worden waren, wurde beseitigt und die evangelische Kirche in den östlichen Provinzen zum ersten Male als ein eigentümliches, vom Staate unterschiedliches Gemeinwesen organisiert." Man lese von dieser Erkenntnis aus noch einmal das eigene Programm Herrmanns, und man wird auch Bernhard Rogges Wort zustimmen, daß „erst spätere Geschlechter jenes Werk in vollem Umfange zu würdigen wissen werden."

Neben Rogges und Beyschlags Nekrologen werden die gleichen späteren Geschlechter auch gerne zu der „Gedächtnisrede" (Gotha, Perthes) von von der Goltz zurückgreifen, welche den beiden rasch nacheinander heimgegangenen Freunden Dorner und Herrmann gemeinsam gewidmet war. Aus Herrmanns Nachlaß geht unzweideutig hervor, daß von der Goltz (welcher mit Wach zusammen durch die „Synodalfragen" der Herrmannschen Arbeit vorgearbeitet hatte) der Dritte im Bunde gewesen ist. Seine Gedächtnisrede bietet eine Fülle von einzelnen Daten aus der 45jährigen Arbeitsgemeinschaft Dorners und Herrmanns. Ihre Lektüre kann auch manchem jüngeren Leser zur Erhebung und Stärkung gereichen.

Für ein genaueres Studium des inneren Zusammenhanges der neuen Kirchenverfassung ist natürlich der Wortlaut der „Kirchengemeinde- und Synodalordnung" zu Grunde zu legen (am bequemsten in dem von Richter-Mariendorf herausgegebenen zehnten Bande der Kortkampfschen Ausgabe der „Preußischen Gesetze mit Erläuterungen" 1877). Der in dieser Verfassung an die Hand genommene kirchliche Neubau ist jedoch nur demjenigen verständlich, welcher in ihm den zeitweiligen Abschluß der gesamten bisherigen Entwicklung von Periode zu Periode erkennt. Insofern dürfen wir auch in der Gestaltung einer einzelnen Konfessionskirche ein Spiegelbild der größten Zeit unserer neueren Geschichte erblicken. Die Begründung des Deutschen Reiches beruht auf dem Zusammenwirken der konservativen und der liberalen Elemente. Bei der evangelischen Kirchenverfassung ist das Gleiche der Fall gewesen. Der beste Beleg dafür liegt wieder in einem Bekenntnis des Herrmannschen Tagebuches (Kissingen, 3. Juni 1878):

Verständiger Konservatismus und verständiger Liberalismus sind sachlich nicht wesentlich verschieden. Derselbe Mann kann unbeschadet seiner Einheit und Zusammenstimmung mit sich selbst, je nach der politischen Gegebenheit, die bald mehr den Kampf gegen den Radikalismus, bald mehr den gegen die Reaktion zur Pflicht machen kann,

Digitized by Google

seinen Standpunkt bald als konservativen, bald als liberalen bezeichnen. Heutzutage sind die wahren Liberalen konservativ und die wahren Konservativen liberal, indem jene durch die Lage der Dinge auf die Notwendigkeit des Erhaltens, diese auf die Wahrung der fortschreitenden Entwicklung verwiesen werden.

§ 38.

Die „Ära Kögel".

Als der zweite Band des neugestalteten Handbuchs im Jahre 1883 erschien, hat bereits der § 59 über „den Kulturkampf und die Friedensbischöfe" die Folgen des Umschlages in der Berliner Kirchenpolitik seit dem Jahre 1878 dahin umschrieben: „Es ist schlechterdings untunlich, die Behandlung der katholischen Angelegenheiten seit dem Sturz des Falkschen Ministeriums richtig zu würdigen, ohne die merkwürdige Wahlverwandtschaft in der Gestaltung der Dinge in der evangelischen Kirche seit dem Sturze Herrmanns Schritt für Schritt zu vergleichen. Eine spätere Zeit dürfte für das eine wie für das andere aller Wahrscheinlichkeit nach den gemeinsamen Namen der „Ära Kögel" anwenden.

Der Mann, dessen Namen hier zuerst eine derart epochemachende Bedeutung beigelegt wurde, hat sich bald nachher einer hochstehenden Persönlichkeit gegenüber über diesen Passus beklagt, wenige Jahre später aber nochmals alles aufgeboten, die Begründung des Evangelischen Bundes zu hintertreiben. Der Biograph Kögels seinerseits hat die Parallele seines Vaters mit den hervorragendsten fürstlichen Beichtvätern aus der Gesellschaft Jesu in einer möglichst abschätzigen Weise zurückgewiesen. Und doch ist es gewiß nichts weniger als eine Geringachtung der Persönlichkeit, wenn wir heute jene Urteilsweise in einem eigenen Abschnitte zu belegen unternehmen, obgleich zukünftige Historiker die „Ära Kögel" wohl vorwiegend als Vorstufe der „Ära Kopp" behandeln dürften. Wir werden daher im folgenden versuchen, der glänzenden Erscheinung durchweg gerecht zu werden, zugleich aber die Ursachen, warum dieser hochbegabte, einflußreiche Mann noch auf lange hinaus zum Verhängis seiner Kirche und seines Vaterlandes geworden ist, ins Klare zu stellen.

Die eine wie die andere Aufgabe ist durch die von Sohneshand geschriebene dreibändige Biographie (Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Berlin, Mittler) außerordentlich erleichtert. Es ist ein überaus inhaltreiches Buch: von ganz anders vornehmer Ausstattung als die meisten Theologenbiographien, auch überaus bequem für die Leser ein-

Digitized by Google

gerichtet, die hinter jedem einzelnen Bande genaue Register aller irgendwie erwähnten Persönlichkeiten zur Hand haben. Man erkennt sofort, daß diese Leser in erster Reihe in der „Gesellschaft“ gesucht werden. Ist es doch diese „Gesellschaft“, im technischen Sprachgebrauch etwa der Berliner Gardeoffiziere, welche von der ebenso klugen, wie energischen Herrschernatur Kögels jahrzehntelang ihre Direktive erhalten hat.

Eine allseitige Würdigung von Kögels Leben und Wirken darf aber nicht in derjenigen Zeit einsetzen, welche durch ihn zur kirchenpolitischen „Ära“ geworden ist. Wer den durchschlagenden Einfluß mittelalterlicher Ordensstifter und jesuitischer Gewissenslenker auf ihre Zeitgenossen verstehen will, wird niemals umhin können, die ideale Seite ihrer Bestrebungen, obenan die Art ihrer, den ganzen Lebensgang in seine bestimmten Bahnen lenkenden Frömmigkeit in den Vordergrund zu stellen. Ebenso ist es bei dem jugendlichen Rudolf Kögel eine ernste aufrichtige Frömmigkeit gewesen, die ihn seine ästhetisch-künstlerische Begabung in den Dienst der Kirche stellen ließ. Es sind, wenn auch nicht die interessantesten, so doch die erhebendsten Seiten des ersten Bandes der Biographie, welche die trefflichen Eltern und die um des Bruders willen sich aufopfernde Schwester Marie zeichnen, und neben ihnen den Kantor Wagner, den Rektor Hensel und die schlichten, aber tüchtigen Jugendgenossen.

Wir verweisen unsere eigenen Leser auch weiterhin gerne auf die liebevolle Schilderung der Gymnasialzeit auf der Latina in Halle: mit ihrer vorwiegenden Ausbildung der rednerischen und stilistischen Begabung in den Fußtapfen der alten Lateiner, freilich auch mit der schmerzlich empfundenen Entbehrung vertrauter Freunde und mit der durch Tholucks „Zeitpredigten“ angefachten Erbitterung gegen die Lichtfreunde. Unter den Hunderten oder besser Tausenden deutscher Theologen, welche dem deutschen Wesley ihre religiöse Erweckung dankten, ja auch unter seinen zahlreichen Amanuenses hat Tholuck persönlich wenige höher gehalten als denjenigen, den der feine Menschenkenner neckend fragte, ob er eine Stellung bei einem „Bourgeois“ wie ihm nicht als seiner unwert erachte.

Die Anfänge von Kögels Universitätszeit sind bereits durch die heftige Opposition gegen die Vorboten der Revolution bedingt. Aus dem scharfen Gegensatz gegen die auf religiösem Gebiet sich abspielende Vorrevolution hat sich schon für den jungen Studenten die Antithese zwischen den „confessiones“ von Augustin und den „confessions“ von Rousseau herausgebildet. Sie ist im Grunde das einzige theologische Thema geblieben, über welches Kögel wirkliche Geschichtsstudien gemacht hat, welches uns dann aber auch in der Biographie in allen Phasen seines Lebens wiederbegegnet. Die Rezensenten des ersten Bandes der Biographie haben überdies, ob sie von diesem oder jenem Standpunkt ausgingen, einstimmig die

Digitized by Google

Beobachtung gemacht, daß spezifisch theologisch-wissenschaftliche Interessen für den Studenten Kögel völlig hinter anderen Beschäftigungen zurückstanden. Dagegen sind ihm die Bußpredigten Ahlfelds in ihrer Anekdotenbenutzung wohl zeitlebens ein Vorbild geblieben. Über die große Masse der dürftigen Freitischler hat er sich hoch erhaben gefühlt und dessen auch kein Hehl gemacht. Gegen den Schluß der Studienzeit hat er sich dann in jenem Streben nach der Beherrschung der Massen durch die kirchliche Hierarchie, welches seine konsequenteste Durchbildung durch Loyola gefunden hat, mit seinem nachmaligen Schwager Leopold Schultze geeinigt gefühlt.

Während seines Berliner Aufenthalts hat neben Neander Julius Stahl den durchschlagendsten Einfluß auf den juristischen Zug seines Kirchenbegriffs ausgeübt. Die Zeit des Militärdienstes ist durch die Gunst des bekannten Politikers von Kleist-Retzow abgekürzt worden. Das philosophische Promotionsthema wurde wieder von Augustin hergenommen. An den Abschluß des Studiums reihte die Lehrerzeit am Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden sich an. Sie hat Freundschaftsverhältnisse gezeitigt, welche auch spätere Gegensätze zu überdauern vermochten, so diejenigen zu Wilhelm Herbst und Otto Roquette. Daneben sind die Künstlerfreunde Richter, Schnorr, Rietschel Lebensfreunde des Theologen geblieben. Diese pädagogische Übergangszeit schloß gleichzeitig mit dem Tode der Mutter und der Verlobung mit einer der Töchter von Julius Müller.

Das schönste Zeugnis dafür, daß es dem Kandidaten Kögel ernst war mit jener Selbstverleugnung, in welcher der Herr selbst den Beleg seiner Nachfolge sieht, liegt wohl darin, daß er den lockenden Ruf als Gesandtschaftsprediger nach Rom zurückgestellt hat gegenüber dem posener Landstädtchen Nakel, das in einer ähnlichen geistigen Atmosphäre atmete, wie die väterliche Pfarrgemeinde Birnbaum. Der Entscheid in diesem Dilemma ist von um so höherem psychologischen Interesse, weil Kögel nach dem zweiten Examen, als sich nicht sofortige Anstellung bot, darüber verstimmt gewesen war, daß er der damals in den Konsistorien dominierenden Partei noch nicht konfessionell genug war.

Die Wirksamkeit in Nakel ist die typische eines pietistischen Erweckungspredigers gewesen. Daneben ist der spätere dogmatische Polemiker schon in der Bekämpfung von Karl Schwarz zu erkennen, an welchem er die Verschlossenheit gegen die Eigenart Tholucks bekämpfte.

Wichtiger aber als diese theologischen Züge ist die posener Heimat Kögels nach einer anderen Seite hin. Die deutschen Posener können Deutschtum und evangelische Kirche nur im Schutz der hohenzollerschen Dynastie gesichert erblicken. Den ersten Hinweis auf die Bedeutung dieses Umstandes für Kögels nachmalige Stellung verdankt der Verfasser seinem

Digitized by Google

(gerade die Andersdenkenden parteilos würdigenden) liberalen Freunde Georg von Bunsen. Schon bei dem am Niederrhein tätigen Fliedner sahen wir uns auf den gleichen, auch für seine Charakterentwicklung bedeutsamen Umstand hingewiesen. Aber Fliedner ist nicht der glänzende Redner, sondern der Mann der stillen, praktischen Arbeit gewesen. Dagegen ist es die gleiche intensive Begeisterung auch für die kriegerischen Erfolge des Königshauses (man denke nur an das bekannte Wort: Thron, Bajonett und Katechismus!), welche Kögel auch als Redner erfüllte und eben darum bei dem schlichten, treuen Herrscher immer wieder ein Echo gefunden hat.

Auch in der späteren Lebenszeit Kögels dürfen diese idealen Faktoren gerade von dem prinzipiellen Gegner niemals vergessen werden. Sein Familienleben ist ein ebenso musterhaftes wie glückliches gewesen. Seine erste Frau hat den verschiedensten Gästen gleich warmen Empfang geboten, sie auch gern an den (knieend abgehaltenen) Hausandachten teilnehmen lassen. Die zweite Frau, die Schwester Bodelschwinghs, hat in den Jahren schwersten Leidens dem Paralytiker sein Kreuz tragen und immer noch eine gewisse Tätigkeit ausüben helfen. Das Gebet, daß das Herz fest werde, läßt den dem Tode Entgegengehenden als den gleichen in sich abgeschlossenen Charakter erkennen, wie in den Jahren der erfolgreichsten Tätigkeit.

Worin lag denn nun aber die spezielle Ursache, daß die kirchliche Wirksamkeit Rudolf Kögels sich für die Nachwelt einfach in die gleiche Kategorie des Hierarchen stellt, wie diejenige der päpstlichen Kardinäle? daß der seidene Talar, der den Oberhofprediger schmückte, auch von dem strahlenden Purpur dieser Kardinäle nicht verdunkelt wird? daß die Grundsätze der Kirche der Inquisition und des Index von dem Schloßpfarrer auf protestantischen Boden übertragen wurden? daß die Stellung des theologischen Examinators und Generalsuperintendenten zu den wissenschaftlichen Fragen nachgerade in die gleiche Linie mit der theologischen Sachkenntnis Pius des Neunten gerückt war? Unsere Antwort auf diese gewichtige Frage läßt sich in das kurze Wort zusammenfassen, daß die Berliner Kirchenpolitik Kögels ihren Charakter in seiner Haager Periode erhielt. Es ist der persönliche Verkehr in den Jahren 1860/61, der mich dieses Urteil so bestimmt auszusprechen berechtigt. Für die spätere Art seines Einflusses auf die regierende Familie sind es ebenfalls die auf Grund eigener persönlicher Mitteilungen gefällten Urteile, auf welche die im Folgenden niedergelegte Anschauung sich aufbaut. Es handelt sich somit für uns vorwiegend um Ergänzungen zur Biographie, die wir darum nach wie vor durchweg zum Vergleich heranzuziehen bitten.

Es war die gleiche Zeit (November 1857), in welcher Rudolf Kögel an die deutsche Gemeinde im Haag berufen wurde und in Holland der

Digitized by Google

Name und Begriff der modernen Theologie aufkam. So dürfen wir die schon oben gegebene Schilderung dieser damaligen Moderne geradezu als Grundlage für Kögels eigenen Entwicklungsgang voraussetzen. Durch Vermittlung des Barmer Pfarrers Taube an den einflußreichen Grafen Bylandt empfohlen und gleich zur Probepredigt in dessen Haus eingeladen, hat er seinen Verkehr von Anfang an in einem ebenso schroff orthodoxen wie sozial abgegrenzten Kreise gefunden. Es war derselbe Kreis, der, wie jetzt für den deutschen, so kurz vorher für den französischen Prediger geschwärmt hatte. Ist doch der Haag noch mehr als andere Residenzen der Sitz einer höfischen Aristokratie ohne nationale Empfindung. Der bis zu Kögels Ankunft beliebteste französische Prediger Trottet war durch die Auseinandersetzung mit Groen van Prinsterer, welche in dem schon früher benutzten und noch weiter zu benutzenden Aufsatz berührt ist, in Mißkredit gekommen. Um so enger schlossen Groen van Prinsterer und seine antirevolutionären Freunde an Kögel sich an. Die ihrerseits wieder an die preußische Landeskirche angeschlossene deutsche Gemeinde (für welche Kögel sogar eine noch engere Verbindung mit der Gesandtschaft gewünscht hatte) vermittelte die Beziehungen zu Berlin. Aber sie hat zugleich von Anfang an die mächtigste Unterstützung in jenem holländischen Kreise gefunden, dessen Führer Kögel förmlich in ihre Bahnen gezogen haben. Er hat hier die Konsequenzen der von ihm mitgebrachten Prämissen ziehen gelernt. Daß der deutsche Schüler Stahls sich von vornherein zu dessen holländischem Schüler Groen hingezogen fühlte, lag in der Natur der Dinge. Er hat auch mich persönlich im Groenschen Hause eingeführt und ebenso selber zu Capadose gebracht. Von diesem jüdischen Proselyten hat er seinen schroffen Inspirationsbegriff noch schroffer formulieren gelernt. Wenn Capadoses begabterer Freund da Costa von Amsterdam herüberkam, hat es nach dem Zeugnis der Biographie ebenfalls nicht an Berührungen gefehlt. Als klassischer Dichter ist da Costa der Freund des genialen Potgieter gewesen, der ihm bald nach seinem prophetischen Hymnus zum Schillerjubiläum von 1859 den berühmten dichterischen Nachruf gewidmet hat. Aber für Kögel lag der Ausgangspunkt ihrer gemeinsamen Urteilsweise in dem phantastischen Pamphlet gegen die Leydener Fakultät: Wat er aan de theologische faculteit te Leiden zoo al geleerd en geleverd wordt.

Von einer Vertiefung in die grundlegenden Werke der Leydener Schule, wie Scholtens Lehre der reformierten Kirche, und die für alle Kulturländer grundlegende altteſtamentliche Theologie Kuenens (dessen Lehrerverhältnis zu Wellhausen übrigens auch in der jüngsten Phase der deutschen Theologie — noch mehr als die Dinge, welche dieser von Vatke, Reuß, Graf übernommen hatte — so gut wie völlig ignoriert ist) ist bei

Digitized by Google

Kögel niemals die Rede gewesen. Seine eigene Theologie hat nach wie vor in dem bestanden, was er von der Erweckungspredigt Tholucks und der Sündentheorie Julius Müllers in sich aufgenommen hatte. Wie ihm in seiner Studienzeit zu Halle kein einziges Werk Baurs zu Augen gekommen war, so hat er sich genau ebenso absprechend zur Leydener, zur Groninger, zur altliberalen Theologie verhalten. Denn er hat auch alle diese — nach wie vor in Segen fortwirkenden — Richtungen einfach nach den Exzessen der Moderne beurteilt.

Diese absolute Unkenntnis der (einfach auf Unglauben zurückgeführten) liberalen Theologie ist auch später noch in dem Kögelschen Kreise herrschend geblieben. Es hat sich dies sogar noch nach seinem Tode gezeigt. Die Urteilsweise des Quandtschen Nekrologs über die damaligen kirchlichen und theologischen Zustände Hollands hat von dem Verfasser selbst ausdrücklich desavouiert werden müssen. Schon im Jahre 1861 aber hat zwischen Kögel und mir eine Kontroverse gespielt, deren prinzipielle Grundlage die Jenaer Prorektoratsrede von 1887 (über „Infallibilismus und Geschichtsforschung") in Parallele mit dem gleichen Gegensatz der ehrlichen Geschichtsforschung gegen die anderen gleich infallibilistischen Theorien zu stellen gehabt hat.

Es ist dort zuerst die Schlußausführung des gleichen Aufsatzes aufgenommen, welchem wir in § 32 die Einwände gegen den modernen Infallibilismus entnommen haben. Dieses Schlußwort wenigstens darf auch hier nicht fehlen:

„Es ist allenthalben Streit und Kampf, auf den wir geschaut haben; eine Reihe von Parteien stehen nebeneinander; jede hofft für sich die Zukunft . . . . . Was wird nun die Zukunft sein? Welche Partei wird den Sieg erringen? Wir wissen es nicht; jede Richtung hat ihre wahren, ihre berechtigten Seiten, denn alle sind sie ja von Christi Geist berührt, der nach seiner eigenen Verheißung in alle Wahrheit führen soll. Aber auch keine Richtung ist frei von bedeutenden Schwächen: dort ein Eifern, hier ein Wissen ohne Liebe, dort gar oft eine Furcht vor der Wissenschaft, hier nicht selten eine Zurückstellung des Glaubens. Überall die heftigste Polemik gegen die anderen Parteien, und leider mit Hintansetzung des wichtigsten gemeinsamen Kampfes: gegen die Sünde der Einzelnen, gegen den praktischen Atheismus und Materialismus großer Teile der Gesamtheit, gegen die den Zwiespalt des protestantischen Lebens benutzende Macht des römischen Aberglaubens. Darum, was wir für Hollands Zukunft hoffen, ist nicht, daß die eine oder andere Partei siegen, vielmehr daß die eine von der anderen und alle immer aufs neue von dem lernen mögen, der allein unser Aller Meister ist, und daß vor allem die Liebe, an der Christus uns als die Seinen erkennen wird, immer reichlicher durch seinen heiligen Geist in allen eindringen und Wurzel schlagen möge"

Nach Übernahme dieser Sätze fährt jene Prorektoratsrede ihrerseits wörtlich fort:

„Es mußten diese Ausführungen deshalb in ihrem eigenen Zusammenhange vorgeführt werden, um nun zugleich einen gegen den darin vertretenen Gesichtspunkt von anderer Seite erhobenen Protest ebenfalls aus sich selbst heraus erklären zu können.

Digitized by Google

Denn jener gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Richtungen wurde nun eben wieder der Anspruch auf den Besitz der alleinigen Wahrheit seitens einer einzelnen Partei gegenübergestellt: „Es gibt nur eine Wahrheit: diese ist in der Kirchenlehre gegeben. Bei den von der Kirchenlehre abweichenden Richtungen kann nur insofern von einem Reste der Wahrheit die Rede sein, als sie eben noch einen Rest dieser Kirchenlehre bewahrt haben". Ich glaube in diesen Worten den entgegengesetzten Standpunkt völlig objektiv gekennzeichnet zu haben. Es mag übrigens noch ausdrücklich hinzugefügt werden, daß der Angriff auf die vorher geschilderte Darstellung nicht etwa diese letztere selber als eine ungläubige bezeichnete, nicht über den Glauben des Verfassers selber absprach, wohl aber von ihm eine ausgesprochene Verurteilung anderer Standpunkte von dem Sehwinkel einer alleinberechtigten Wahrheit verlangte.

Haben wir hier somit den unschwer verständlichen Standpunkt des „korrekten" Dogmatikers vor uns, so wird der Historiker es freilich um so schwerer verstehen können, wo denn eigentlich jene alleinige Wahrheit der Kirchenlehre zu finden sein soll? im Luthertum oder im Calvinismus, in der Brüdergemeinde oder im Methodismus, in der Knakschen Bibeltheorie oder in den Konzilsbeschlüssen der konstantinisch-theodosianischen Zeit, oder wo denn überhaupt in einer der unzähligen Schattirungen protestantischer „Orthodoxie"? Auch der Historiker wird sich ohne große Mühe in den Anspruch der offenkundig zum Infallibilismus fortgeschrittenen Papstkirche auf den alleinigen Besitz der Wahrheit hineinzudenken vermögen. In dem Machtbereich des Vatikanismus ist eben keinerlei abweichende Meinung geduldet, muß dem Kathedralausspruch des Papstes blinder Gehorsam geschenkt werden. Aber wo ist auf evangelischem Boden die gleiche Instanz? Etwa in den Machtaussprüchen einer jeweilen durch einen modernen Byzantinismus emporgehobenen Hoftheologie, oder in den Beschlüssen einer kirchlichen Parlamentsmajorität, aus der die Stimme der evangelischen Gemeinde systematisch fern gehalten werden kann?

Um vieles wichtiger jedoch, als jede derartige zufällige Sachlage, muß uns der prinzipielle Gegensatz selber erscheinen. Oder hatten wir nicht gerade in der geschilderten Kontroverse so recht unverkennbar den Gegensatz vor uns, den unser Grundthema zu definieren versucht: hüben den einfach geschichtlichen Standpunkt, das Messen mit gleichem Maß, die unbefangene Würdigung entgegengesetzter Standpunkte: drüben den dogmatischen Infallibilismus, der seine persönliche Meinung zum obersten Kriterium über die Geschichte erhebt? Denn es handelt sich — aller Berufung auf objektive Autorität ungeachtet — doch eben nur um eine subjektive, eine persönliche Meinung, die hier so, dort so gefärbt ist, und deren verschiedene Formen sich wieder gegenseitig verdammen. Und es ist speziell diese letztere Erfahrung gewesen, die den Verfasser jenes Aufsatzes seit der Zeit dieses ersten schriftstellerischen Versuches über den schlechthinigen Gegensatz zwischen Geschichtschreibung und Infallibilismus belehrt hat. Was ich in 25 Jahren geschichtlicher Forschung hinzugelernt habe, es hat immer wieder in der Konstatierung dieses einen Gegensatzes, wie auf jenem ersten Erfahrungsgebiet, so auch auf anderen Erfahrungsgebieten bestanden. Nachdem ich aber dabei einmal soweit den Schleier gelüftet von einer ebenso persönlich schmerzhaften als in ihrem Ergebnis segensreichen Erfahrung, darf ich nunmehr auch keinen Anstand nehmen hinzuzufügen, wer der Vertreter des entgegengesetzten Standpunktes gewesen ist. Es war der damalige deutsche Pfarrer im Haag, der heutige Berliner Oberhofprediger und Generalsuperintendent D. Rudolph Kögel."

Ist es nicht in der Tat die absprechende Urteilsweise nicht sowohl der Orthodoxie, als des Orthodoxismus gewesen, welche Kögel im Haag

Digitized by Google

eingefogen hat? Aber dazu ist ebenfalls schon hier noch ein anderer, für die spätere „Ära Kögel" noch einflußreicherer Faktor gekommen. Denn der Kreis, in welchen Kögel in Holland eintrat, und der sich seinerseits ihm zur Verfügung gestellt hat, ist schon dort der der „Gesellschaft" im technischen Sinne gewesen. Gerade die höfischen Kreise haben den Grundstock seiner regelmäßigen Zuhörerschaft ausgemacht. Auch der im holländischen Militärdienst tätig gewesene Herzog Bernhard von Weimar ist Kögels warmer Gönner geworden. Als der deutsche Kronprinz auf seiner Verlobungsreise den Haag passierte, war die Vorkehrung getroffen, daß er dem Kögelschen Gottesdienste beiwohnte. Es wurde auch sofort sein Fürwort für den Anschluß der Gemeinde an die Gesandtschaft in Anspruch genommen, wogegen jedoch die Minister der Finanzen und des Auswärtigen Einspruch einlegten. Wir dürfen diese Beziehungen um so weniger außer acht lassen, da Kögel in Berlin mit so außerordentlichem Geschick die regierenden Persönlichkeiten in ihren Charakteranlagen studiert und sich nach den letzteren zu richten gewußt hat. Wenige Staatsmänner haben sich auf dem höfischen Parkett derart zu Hause gefühlt wie dieser Kirchenmann. Wenigstens Fürst Bismarck hat Anlaß genug gehabt, auf diese ihm hier entgegenwirkenden Faktoren zu achten. Nur selten hat Kögel sich in seiner Wertung der Persönlichkeiten vergriffen. So allerdings bei jenem altpreußisch-friderizianisch gesinnten General, dem er ein Kompliment zu machen glaubte, als er ihm erzählte, das ihm liebste Konzert sei doch das auf der Trommel.

Wenn wir aber auch schon in der Haager Zeit die vornehmen Beziehungen Kögels nicht außer acht lassen dürfen, so hat doch der Schwerpunkt, sowohl im Haag wie nachmals in Berlin, in der wahrhaft glänzenden Rhetorik gelegen, die ihm nicht nur ein ähnliches Publikum zuführte, wie den Premièren der teuersten Schauspielhäuser, sondern auch nicht ohne Grund mit den berühmtesten Kanzelvirtuosen des Sonnenkönigs Ludwig XIV. verglichen wurde. So ist ihm schon im Haag das im Kleinen ermöglicht worden, was er in Berlin im Großen durchzuführen vermochte. Ich erinnere in dieser Beziehung nur noch an die Daten des Aufrufs zum Kirchenbau (Dezember 1858), der Grundsteinlegung der Kirche (Mai 1860), sowie der ebenfalls noch von Kögel herrührenden Begründung der deutschen Schule.

Bei einer solchen Stellung, wie Kögel sie im Haag gewonnen hatte, war es nun wohl ganz besonders leicht, gerade in seinem Falle dasjenige zu prästieren, was in jener Zeit die Spezialität des deutschen Kirchentages — als Sprungbrett für die höhere Karriere — geworden war. Auf dem Brandenburger Kirchentage von 1862 hat Kögel die vielgerühmte, aber auch viel beklagte Rede über die Unwissenheit in religiösen

Digitized by Google

Dingen gehalten. Von Brandenburg aus ist er zur Probepredigt im Dom nach Berlin gefahren. Die durch Wilhelm Hoffmann eingeleitete Berufung zum Hofprediger wurde durch den Kultusminister von Mühler auch auf diejenige eines Dezernenten im Kultusministerium ausgedehnt. Von da an ist Kögel der Hausfreund des Ministers und mehr noch derjenige der Frau Adelheid von Mühler, welcher die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" das fein ausgemeißelte Denkmal gesetzt haben, geblieben. Überdies hat er die alten Beziehungen der Haager und der Berliner Hofkreise sogar in jene Zeit herübergerettet, als er nach dem Kriege von 1866 in seinen Predigten pro domo die Annexionen gegen die holländische Annexionsfurcht verteidigte.

Im Januar 1863 ist die Berufung Kögels nach Berlin erfolgt. Das erste Jahrzehnt hindurch hat er noch im Hintertreffen gestanden. Erst mit der Predigt vom 28. Januar 1873 tritt er als hierarchisches Parteihaupt in den Vordergrund. Aber das dazwischen liegende Jahrzehnt hatte dazu gedient, ihm für seine führende Tätigkeit in den Sattel zu helfen. Im folgenden Abschnitt wird es näher zu schildern sein, wie von jenem 28. Januar 1873 an die Früchte seiner geheimen Beziehungen zur Kaiserin Augusta bemerkbar hervortreten. Von da an ist er es in oberster Reihe gewesen, auf den sich der Sturz erst von Herrmann, dann von Falk, den er noch mehr wie jenen haßte, zurückführt, und in weiterer Konsequenz auch der Sturz Bismarcks. Für die geschickteren Hände, von welchen Bismarck redet, ist freilich auch er so gut wie die Kaiserin selber nur ein Werkzeug gewesen. Die Ära Kögel kann daher nicht einfach als ein Kapitel in der Geschichte der evangelischen Kirche aufgefaßt, sondern muß unter den interkonfessionellen Gesichtspunkt gestellt werden.

Vorerst aber kommt es doch darauf an, die Ursachen seines so hoch gestiegenen Einflusses sich klar zu vergegenwärtigen.

Auch in Berlin ist Kögel obenan als der gefeierte Redner zu Ehren gekommen. Einer seiner Biographen, auf den wir nachher noch zurückkommen müssen (Chr. Rogge im „Türmer" 1905 S. 659) hat ihn, was die ungewöhnliche Beherrschung der Sprache betrifft, mit keinem Geringeren als mit dem Sprachkünstler Nietzsche verglichen. Auch Kögels Schulung dazu beruhte auf Nietzsches Unterscheidung zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Wort. Ist es doch Nietzsche, der Predigersohn, der nachdrücklich betont: „Der Prediger allein wußte in Deutschland, was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft, ausläuft; er allein hatte Gewissen in seinen Ohren." Rogge fügt der Nietzscheschen These einfach bei: „An diesen Satz wird der Leser Kögelscher Predigten unwillkürlich erinnert." Im folgenden aber ist dann noch weiter ausgeführt, wie Kögel von Anfang an die Anschauung des

Digitized by Google

Demosthenes teilte, ebenso wie dieser keine freie unvorbereitete Rede gelten zu lassen. Desgleichen wird die Parallele mit Nietzsche noch weiter dahin begründet, daß sie beide mit Bildhauern verglichen werden, indem sie mit der Sprache wie der Bildhauer mit dem Marmor arbeiteten.

Daran reiht sich nun aber schließlich noch eine Ausführung, welche von der Charakteristik des Rhetors unwillkürlich zu der der Persönlichkeit wird. „Freilich hat Kögel auch von der Sprödigkeit des Marmors sein Teil abbekommen. Ein Anflug von Steifheit und Unnahbarkeit, von vornehmer zurückhaltender Korrektheit liegt über der ganzen Persönlichkeit, gab auch dem Äußeren das Gepräge." Es folgen dem Beispiele aus den verschiedenen Lebensaltern, wie „der Knabe die Briefe an die Eltern meist erst im Konzept schreibt, so daß sie mehr geistreiche oder pathetische Ausführungen als Mitteilungen von Herz zu Herz sind"; wie von dem 24jährigen Manne erzählt wird, der „den altgewöhnten Ton verloren hat"; wie der Sohn dem Verstorbenen nachrühmt, er „habe während seines ganzen an Erfolgen so reichen Lebens sich nie eine nennenswerte Unbesonnenheit vorzuwerfen gehabt". In die gleiche Kategorie fällt die weitere These Chr. Rogges: „Jedenfalls ist Kögel sehr früh ein fertiger Mensch gewesen."

Der Verfasser dieser Lebensskizze hat sich selber an dem großen Redner herangebildet. Er kann aber doch nicht umhin, zu gestehen: „Mit seinen begeisterten Anhängern ihn für einen idealen Typus eines evangelischen Geistlichen zu erklären, geht nicht an." Das Typische in ihm ist in der Tat ganz wo anders zu suchen. Denn sowohl die Beherrschung von Haltung und Mienenspiel, in welcher die Jesuitenschulung das Hervorragendste leistet, wie die äußeren Formen der „Pose", durch welche die Straßenfrömmigkeit der Pharisäer sich als die korrekte erwies, — sie waren wieder aufgelebt in dem geistlichen Redner, der seine ebenbürtigen Genossen nur am Hofe Ludwigs XIV. gefunden hatte.

Auch bei den Berliner Kanzelreden Kögels ist es ein ästhetischer Genuß gewesen, ihm zuzuhören. Sogar die wechselnde Betonung der im Verlauf einer Rede öfters wiederholten Sätze und einzelnen Worte hat auf die Nerven gewirkt. Von dem Predigttexte „Land, Land, Land, höre des Herren Wort" ist dies von den verschiedensten Seiten bezeugt. Am erschütterndsten haben die den besten (zugleich aber wohl auch den verschollensten) Vorbildern aus den verschiedenen pietistischen Epochen nachgeahmten Bußpredigten gewirkt. Nach der ersten Predigt am Bußtage des Jahres 1864 sind es die Zeitpredigten von 1866 gewesen, die den Redner recht eigentlich berühmt machten. Die des Jahres 1870 möchte an innerem Gehalt eine Art Höhepunkt ausmachen, zumal damals die Loslösung von dem edelsten Teil der alten Freunde noch nicht in Frage gekommen war.

Digitized by Google

Kann über die rhetorische Kunst kein Zweifel obwalten, so steht es dagegen auch in Berlin nicht anders wie im Haag, was die Aufgaben der ernsten theologischen Forschung anging. In Frankfurt a./O. hatte Kögel über ein kirchengeschichtliches Thema zu reden. Er hatte aber wieder nur die alte Leier zur Hand: Rousseau dort, Augustin hier. Das gleiche Thema ist dann noch für das „Daheim“ zurecht gemacht worden. Aber er hat auch die ernste Wissenschaft geradezu von oben herab angeschaut. Als die Bonner Fakultät ihn 1868 zum Doktor promovierte, berichtete er darüber mit leisem Spott über die anderen, die diese Ehre durch dicke Bücher erwürben. Wie Chr. Rogge zu dem Vergleich mit Nietzsche geführt ist, so meint man hier einen der modern theologischen Feuilletonisten zu hören.

Nach dem unerwartet frühen Tode von W. Hoffmann, der seinem Buche über „Deutschland im Lichte des Reiches Gottes“ noch eine ähnlich gerichtete Zeitschrift hatte folgen lassen wollen, hat sich das Vertrauensverhältnis, in welchem dieser zum Könige stand, schon bald auf Kögel übertragen.

Mit dem Jahr 1874 beginnt der persönliche Briefwechsel des ehrwürdigen Herrn mit dem jetzt zum zweiten Hofprediger, dann zum Schloßpfarrer avancierten Lieblingsredner. Bis dahin hatte Kögel nur Dankschreiben in dienstlicher Form für übersandte Predigten u. dgl. erhalten. Er hat niemals derartige Gelegenheiten versäumt, und seine Briefe wie seine Gespräche sind stets überaus geschickt auf die Personen berechnet gewesen, die er zu beeinflussen bestrebt war. Schon 1872 hatte sein Vortrag über die Königin Luise das Herz des Sohnes in seinen tiefsten Empfindungen zu treffen verstanden. Die gleiche Saite hat Kögel von da an, wo nur irgend möglich, weiter anklingen lassen. Die erste persönliche Antwort des Kaisers aber wurde durch ein Dankschreiben Kögels für übersandte Abendmahlsgefäße veranlaßt, worin die mystische, um nicht zu sagen magische, Wertung des Gebetes auffällt.

Gegen Ende des gleichen Jahres hat Kögel — wieder in überaus klug berechneter Weise — ein Gesuch an den Kaiser um Einrichtung eines Gottesdienstes vor der Reichstagseröffnung gerichtet. Es ist der erste Schuß gewesen, der auf die „weltliche“ Behandlung solcher Angelegenheiten durch den Reichskanzler abzielte. Bismarck ist schließlich Windthorst erlegen. Aber die erste Anbahnung jener Niederlage darf Kögel als sein Verdienst beanspruchen. An dieser Stelle verweisen wir jedoch nur einfach auf die Antwort des Kaisers auf das von ihm eingereichte Gesuch.

Es ist eine ernste Pflicht des Historikers, wo es die Beurteilung eines Mannes wie Loyola oder Consalvi, Hoë von Hohenegg oder Rudolf Kögel gilt, alle diejenigen Faktoren, auf welchen ihr weltgeschichtlicher Einfluß sich aufgebaut hat, objektiv zu würdigen. Andererseits aber darf der prin-

Digitized by Google

zipielle Gegensatz in keiner Weise verleugnet werden. Daß dieses prinzipielle Urteil sich zugleich jedoch als ein subjektiv richtiges ausweist, wird sich daran kontrollieren lassen, daß auch andere kompetente Zeugen verhört werden. Wie mit Bezug auf die Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck, so stellt sich auch hier unter diesen Zeugen Präsident Herrmann in die vorderste Reihe.

Wir entnehmen daher seinen Aufzeichnungen die Gründe, weshalb er den Eintritt Kögels in den Oberkirchenrat bekämpfen zu müssen glaubte (11. Febr. 1879):

Eine jetzt oft in der Presse geäußerte, offenbar in die Kreise der Mittelpartei eingedrungene Meinung bezeichnet es als einen Fehler „der Herrmannschen Verwaltung", daß die Hofprediger (d. h. Kögel) vom Oberkirchenrat ferngehalten worden seien. Mich hat natürlich bald nach Hoffmanns Tode die Frage der Hereinnahme Kögels in den Oberkirchenrat ernsthaft beschäftigt. Ich kam zur Verneinung derselben aus folgenden Gründen. Zunächst — und von Kögels Persönlichkeit ganz abgesehen — hielt und halte ich es durch die Unabhängigkeit der Kirchenregierung vom Staate für geboten, daß vortragende Räte des Kultusministers *nicht* zu Mitgliedern der kirchlichen Zentralbehörde bestellt werden. Da Kögel ein solcher Rat des Ministers war, als solcher 800 Taler Gehalt bezog, bei seiner ökonomisch knappen Lage diese Einnahme nicht missen konnte und der Etat des Ev. Oberkirchenrates kein Mittel des Ausgleiches darbot, erschien schon aus diesem äußerlichen Grunde seine Ernennung in den Oberkirchenrat nicht möglich.

Wichtiger war die Auffassung des Kögelschen Charakters, zu welcher ich durch längere aufmerksame Beobachtung gelangt war. Zu seinem Charakter muß ich Ehrgeiz, Herrschsucht, Leidenschaftlichkeit rechnen; er schätzt keine fremde Selbständigkeit, sondern wertet die Menschen nach der Unterordnung und Bewunderung, welche sie ihm widmen; Erscheinungen des kirchlichen Lebens, Formen der Verfassung, welche die klerikale Präpotenz nicht zum Ausdruck bringen, finden bei ihm keine Gnade; Widerspruch gegen seine Meinungen ist ihm Verblendung oder Feindschaft gegen die Wahrheit; auf äußere Machtmittel, scharfe Disziplin in Lehrsachen, Einschüchterung dissentierender Richtungen legt er einen übermäßigen Wert; was nicht unter seinem Prügstock gemünzt ist, darf nicht kursieren; er erträgt eher den Mißbrauch der Autorität als die Zurückhaltung im Gebrauch derselben; über dem glühenden Streben nach Macht und Einfluß seiner Person verliert er den Blick für die objektiven Entwicklungsbedingungen des Ganzen, selbst das Urteil über die ethisch zulässigen Mittel. Es wird kein gewissenhafter Mann es mißbilligen, wenn ich für eine solche Persönlichkeit den Eingang in die oberste Kirchenbehörde verschlossen hielt; man kann mein Urteil über den Mann anfechten, nicht aber, was ich infolge desselben tat oder unterließ. Dazu kommt, daß eine kollegiale Zentralbehörde, wie der Oberkirchenrat, zwar Männer mit verschiedenen Kirchen*ideal*en in sich tragen kann, aber nicht solche, welche im Bereiche der *Mittel*, also als Kirchenpolitiker entgegengesetzten Grundsätzen folgen. Der Einlaß Kögels erschien mir als eine nicht zu verantwortende Schwächung der Behörde, als Anerkennung, daß der Parteigeist zur Oberleitung der Kirche gehöre. Endlich befürchtete ich die Etablierung der Herrschaft dieses Geistes von der Stellung Kögels als sogenanntem Beichtvater des Königlichen Hauses. Diese Stellung sollte überhaupt nicht als Empfehlung für ein hohes kirchenregimentliches Amt, sondern der Regel nach als Inkompatibilitätsgrund behandelt werden, wie es denn auch niemandem einfällt, die persönlichen Freunde und privaten Berater und Umgangspersonen des Staatsoberhauptes,

Digitized by Google

seine Hofmarschälle und Adjutanten, als die richtigen Träger der obersten Regierungsämter anzusehen. Von niemandem aber mehr als von Kögel droht die Gefahr, daß er die ihm bei Sr. Majestät anvertraute Seelsorge als Mittel für seinen bestimmenden Einfluß in kirchlichen Regierungssachen verwenden und darauf wieder sein ungebührliches Gewicht im Kollegium gründen werde. Für mich war daher keine Möglichkeit des Einlasses Kögels in den Oberkirchenrat vorhanden, und wäre mein Rücktritt nicht erfolgt gewesen, als es mit Hilfe Falks und Hermes' zu diesem Einlaß kam, so wäre diese Ernennung zur fraglosen Ursache meines Rücktritts geworden.

Unaufgeklärt ist mir die Gehaltsfrage Kögels als Mitglied des Oberkirchenrates. Sein Gehalt als Rat des Kultusministers hat er verloren, da er in dieser Eigenschaft seinen Abschied genommen hat; entbehren kann er aber die Einnahme nicht, und der Etat des Oberkirchenrates hat nicht die Mittel es ihm zu ersetzen. Ein Arrangement muß in dieser Beziehung getroffen sein. Der Dispositionsfonds der evangelischen Kirche oder der Königliche Dispositionsfonds bei der Generalstaatskasse sind dazu nicht verwendbar. Sollte ihm vielleicht eine Domherrnpfründe zugesichert worden sein, bis weiter aber durch Remuneration geholfen werden? Auch dies wäre nur durch die hilfreiche Hand Falks möglich.

Wenn man sich zur Fundierung der Ansprüche der Hofprediger auf Stellen im Ev. Oberkirchenrat auf eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. beruft, so weiß ich nicht, was für eine gemeint ist. Jedenfalls gehört sie nicht zu den die Organisation des Oberkirchenrates betreffenden königlichen Erlassen, also nicht zu den Rechtsquellen, welche als norma perpetua für die Besetzung eine Geltung beiäßen, bis sie wieder aufgehoben werden. Vielleicht hat bei früheren konkreten Ernennungen der König die getroffene Wahl u. a. auch mit der beichtväterlichen Qualität des Betreffenden motiviert. Ein *richtiges* Motiv war das sicher nicht, und von einem bindenden Recht desselben kann nicht die Rede sein. Aber immerhin mag die Entdeckung einer solchen Kabinettsordre, die mir in der Tat ganz unbekannt ist, in einem Moment ganz erwünscht gewesen sein, wo man Kögel aus *anderem* Grunde in das Kollegium einschieben und den Anstoß, den das letztere daran nehmen mußte, beseitigen oder schwächen wollte.

Daß die Empfindungen Herrmanns durchaus nicht allein standen, mögen noch einige andere Urteile belegen. Es ist der innerlich fromme Curtius, der von Kögels Predigtweise sagt: (S. 279) daß er „sich an diesen Dompredigten nicht erbauen könne;" „sie sind zu geleckt und hofmäßig".

Der (mit Kögel schon durch den gleichzeitigen Eintritt in den Oberkirchenrat eng verbundene) Generalsuperintendent Wilhelm Baur sagt in einem Brief an Kögels Witwe: „Zu einer besonderen Vertrautheit des Verkehrs ist es zwischen uns nicht gekommen . . . Die Sammlung der Gesinnungsgenossen für Arbeit und Kampf in der Kirche gab Veranlassung zu lebendigerem Verkehr, bei welchem doch das Freundschaftliche im ernsten Sinne zurücktrat." (III. S. 1 und 2.) Daran reiht sich eine nicht weniger charakteristische Bemerkung über den geringen Erfolg der von Kögel eingerichteten Kränzchen (S. 4): „Die zwanglosen Konferenzen hatten keinen Bestand, hauptsächlich vielleicht wegen der Überbürdung der Berliner Geistlichen, vielleicht auch weil Kögels autoritative Persönlichkeit die gemütliche Aussprache namentlich der jüngeren Brüder etwas hinderte."

Digitized by Google

Dem Altersgenossen reiht der persönlich begeisterte Schüler sich an. In dem schon benutzten Aufsatz Chr. Rogges finden sich noch die folgenden charakteristischen Ausführungen: „Die Bibel enthüllt einmal das Geheimnis der Einwirkung, die von Person zu Person geht, indem sie von Christus sagt: „Darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden.“ Die heilige Sympathie mit Suchenden und Ringenden, die der Reflex eigener innerer Kämpfe ist, konnte einer fertigen Natur, wie Kögel sie besaß, wenigstens für die Kämpfe auf dem Gebiete der Weltanschauung nur in beschränktem Maße gegeben sein. Innerlich fremd standen ihm Zweifler gegenüber, die von den Arbeiten der Naturwissenschaft oder der kritischen Theologie in ihrem Glauben erschüttert waren. Ihnen vermochte er für ihre Kämpfe wenig zu bieten, so reiche Anregungen sonst von seiner lauteren und künstlerisch durchgebildeten Persönlichkeit ausgingen.“

Wir fügen bei, daß die gleiche Ausführung Chr. Rogges darin mündet, daß „auch dieser Mangel zum Vorteil werden sollte“. Denn „er warf sich entgegen der Flut des atheistischen und religiösen Radikalismus“. Ob unter den Führern dieses Radikalismus Falk oder Herrmann oder Beyschlag verstanden werden sollen, möge dahingestellt werden. Jedenfalls ist die schroffe Parteistellung Kögels, die alle Andersdenkenden als Ungläubige behandelte, in Berlin noch schroffer als im Haag geworden. Aber schon aus der Haager Zeit würden den oben angeführten prinzipiellen Debatten noch überaus lehrreiche persönliche Erlebnisse anzuschließen sein. Wir begnügen uns hier jedoch, aus den eigenen Erfahrungen die Schlußfolgerungen für Andere zu ziehen. Denn daß die Eigenschaften der Person imstande waren, die „Ära Kögel“ zu begründen, war im Grunde doch weniger sein eigenes Werk, als vielmehr durch den Umstand begründet, daß die päpstliche Politik, welche die Umgebung der Kaiserin Augusta beherrschte, in dem „evangelischen“ Beichtvater des Kaisers ihr brauchbarstes Werkzeug gefunden hatte.

---

§ 39.

Die kirchlichen Einflüsse der Kaiserin Augusta.

Es ist eine wirklich blitzartige Beleuchtung über den Zusammenhang der Ära Kögel mit den kirchenpolitischen Einflüssen der Kaiserin, die der sachkundige Leser der „Gedanken und Erinnerungen“ gewinnt, wenn er sich von diesem Werke zu dem Studium der Kögelschen Biographie wendet.

Digitized by Google

Unwillkürlich muß nämlich sein Blick auf dem 28. Januar 1873 haften bleiben. An ihm hielt Kögel die erste seiner haßerfüllten Predigten gegen die Schüler Schleiermachers. Wenige Wochen vorher war die gewalttätige Absetzung Sydows durch den Konsistorialpräsidenten Hegel erfolgt (am 2. Januar ihm mitgeteilt). Unmittelbar nachher hat Kögel einen Brief von der Kaiserin Augusta erhalten, worin sie ihm für diese „köstliche" Predigt ihren „herzlichen" Dank aussprach (III, S. 31).

Es scheint eine an und für sich unbedeutsame Tatsache, die ein Buch, welches von so vielen und ganz anders bedeutsamen, dem Helden desselben zu Teil gewordenen Ehrenbezeugungen erzählt, hier gebucht hat. Aber sie stellt sich für den Kenner sofort in Verbindung mit den (die ganzen Bismarckschen Memoiren durchziehenden) Bemerkungen des Fürsten über die ununterbrochene Minierarbeit der Umgebung der Kaiserin gegen ihn selber. Zugleich setzen erst die auch weiterhin noch von der Kögelschen Biographie gebotenen Ergänzungen den Historiker in Stand, den vollen Wert der Bismarckschen Enthüllungen über den schwersten der ihm beschiedenen Kämpfe richtig einzuschätzen.

Wem tritt nicht sofort die sprüchwörtlich gewordene Erzählung des Fürsten über die Benutzung des gemeinsamen Frühstücks zu allerlei vorher präparierten Mitteilungen sofort in Erinnerung? wenn er in dem Kögelschen Gedenkbuche mit dem Briefe der Kaiserin vom 28. Januar 1873 das Schreiben des Kaisers vom 4. November 1877 verbindet (S. 81): „Die Kaiserin teilt mir mit, daß sie in der „Augsb. Allgem. Zeitung" einen Erlaß der Domgeistlichen gelesen hat, der die Angriffe auf letztere vortrefflich zurückweist." Wir werden im folgenden noch eine Reihe weiterer Belege für das zutreffende Urteil Bismarcks in diesem Punkte heranzuziehen haben. Mit Bezug auf den zuletzt erwähnten Brief sei nur noch kurz notiert, daß der Biograph dabei darauf hinweist, daß unter dem „Erlaß" das von den Hof- und Dompredigern v. Hengstenberg, Kögel, Baur und Stöcker unterzeichnete Sendschreiben an Beyschlag und Schwarz (S. 72—74) gemeint ist.

Der Vergleich beider Werke ist aber auch deshalb für diese Zeit des beginnenden Umschlags in der Bismarckschen Kirchenpolitik unentbehrlich, weil die Motive des hierarchischen Kampfes auf nominell protestantischer Seite gegen die bisherigen Gehilfen Bismarcks wohl nirgends so klar enthüllt sind. Man vergleiche nur die Daten, welche über Kögels sofortigen Gegensatz gegen das Falksche Ministerium mitgeteilt sind. Vgl. S. 33: „Der Beginn des Kulturkampfs, der durch die im Januar 1872 erfolgte Ernennung Falks zum Kultusminister gekennzeichnet wird (NB. also bevor derselbe noch irgend eine kirchenpolitische Maßnahme getroffen hatte), machte sich für Kögel zunächst in negativer Weise fühlbar. Im Ministerium hatte

Digitized by Google

Kögel dank dem großen Vertrauen seines Chefs eine gewichtige Stimme in Personalien von Professoren und Geistlichen gehabt." S. 34: „Sobald Falk das Ministerium übernahm, hörte hier jede Tätigkeit Kögels einfach auf, er wurde „kaltgestellt". Im Grunde geschah ihm damit ein Gefallen, denn er erhielt dadurch die Bewegungsfreiheit, die er bei der nunmehrigen Richtung der kirchlichen Entwicklung nach Pflicht und Gewissen sich wünschen mußte. Wie sehr hatte sich diese durch den Kulturkampf verändert." S. 35: „Der anfänglichen Verblüffung, Sorge und Niedergeschlagenheit folgte bald eine tiefgehende, andauernde, wachsende Erregung. In zahlreichen Zuschriften, die Kögel von den verschiedensten Seiten erhielt, tritt das deutlich zutage, gleichwie in aufgeregten brieflichen Äußerungen seinerseits."

Läßt sich der Ursprung der in der Gefolgschaft des Zentrums die Bismarck-Falkschen Maßnahmen prinzipiell bekämpfenden Agitation unzweideutiger kennzeichnen? Nicht minder deutlich aber blickt man in die Art und Weise hinein, wie die „Frömmigkeit" des Kaisers durch seinen „Beichtvater" gegen jene ausgespielt wurde. Vgl. S. 34 die eigene „Erinnerung" Kögels: „Die persönliche Frömmigkeit des Königs trat namentlich auch in der Sydowschen Sache hervor. „Ich stehe auf dem alten Glauben", erklärte er mir in Ems 1874, „Christus ist Gottes Sohn. Beugen wir uns seiner Autorität nicht, so wird jeder zum infalliblen Papste." Falk, Herrmann usw. setzten gleichwohl gegen das Konsistorium um der zweiten Kammer und jenes Teils der Bevölkerung willen, der bald darauf durch Unterlassung von Taufe und Trauung tatsächlich austrat, Sydows Verbleiben durch."

Ob wohl je ein gehässigeres Zerrbild theologisch-kirchlicher Gegner gegeben worden ist? Aber dieses Zerrbild wurde zuerst von der Kaiserin und dann von dem Kaiser selber auf die Autorität des „Beichtvaters" hin auf Treu und Glauben als tatsächlich richtig aufgenommen.

Schon die beiden ersten Abschnitte des dritten Bandes der Biographie mit den bezeichnenden Titeln (Erstes Kapitel: „Amt und Bekenntnis". Zweiter Abschnitt: „Bekenntnis und Kirchenpolitik") sind reich an ähnlichen Zügen und schon deshalb für die zukünftige Kirchengeschichtschreibung unentbehrlich. Wir heben speziell noch die Schilderung der außerordentlichen Generalsynode vom 24. November bis 18. Dezember 1875 heraus (S. 41—53). Auf die damaligen Verhandlungen führt sich die Sprengung der „Mittelpartei" und die Begründung der Fraktion der positiven Union zurück, die dem Namen „Hofpredigerpartei" zumal unter der Leitung Kögels nur zu sehr entsprach. All das waren aber nur Vorpostengefechte. Den für alle Zukunft verhängnisvoll gewordenen Entscheidungskampf zeichnet erst der dritte Abschnitt, der die Jahre 1877—79 als „Neue kirchliche Kämpfe" behandelt.

Digitized by Google

Wie überaus schief ist nicht aber auch hier wieder gleich das Bild, welches ein eigener Brief Kögels von der Haltung des (dem Protestantenverein geradezu gegnerisch gegenüberstehenden) Kirchenregiments kaum einen Monat vor dem offenen Beginn des Kampfes (7. Mai 1877) entwirft: „Die in allen Provinzen gleichzeitig, zum Teil mit denselben Worten erfolgenden Angriffe beweisen, daß nicht die Mittelpartei, sondern die Geheimregierung des Protestantenvereins die Losungen zum Angriff ausgegeben hat. ... Die Position unserer Sätze (es ist das Programm der positiven Union gemeint) bleibt auch dann eine feste, wenn wir nicht in die Provinzialsynode kommen. Uns hilft der Angriff auf das Apostolikum, die Sache Hegel (auch wenn sie negativ endet), die Schwächlichkeit der Mittelpartei."

Mit nur zu viel Recht aber hatte Kögel schon hier auf die Fehler der Gegenpartei — als seiner Taktik in die Hände arbeitend — gerechnet. Überall außerhalb des „Berlinismus" im damaligen Protestantenverein war die Schwüle der Atmosphäre durchgefühlt worden. Mit tiefem Ernst hatte der Kronprinz im März 1877 auf die drohenden Gefahren hingewiesen. In derselben Zeit hatte der scharfblickende Wolters die Lage dahin gekennzeichnet, es bedürfe nur eines kleinen Fehlgriffs der Liberalen, um der Reaktion zum Sieg zu verhelfen. Dies die Situation, aus welcher heraus Hoßbach seine wohlgemeinte und ehrliche Predigt hielt, die aber zu keiner Zeit und an keinem Orte ein schwereres Verhängnis hätte einschließen können.

Schon am 1. Juni, gleich nach der Kögelschen „Meldung" über die Hoßbachsche Predigt, hat der Kaiser den Brief an Fürst Bismarck gerichtet, den wir im folgenden Paragraphen mit den Briefen an Herrmann verbinden müssen. An demselben Tage noch schrieb er an Kögel (S. 55): „Ist es möglich! Das sind die Folgen der Sydow-Lehren nebst seiner Freisprechung, um keinen Märtyrer aus ihm zu machen!! Ich hatte gestern schon sehr ernst an Falk und Herrmann geschrieben und eben nachgesendet, was Sie mir melden, ohne Sie zu nennen, und sehr ernst meine Meinung gesagt. Ich bitte Sie, mir noch ein oder zwei Exemplare der Hoßbachungläubigen Rede und der Synodal-Einladung zuzusenden, womöglich heute noch, um beides dem Fürsten Bismarck zuzusenden."

Die noch am gleichen Tage geschriebene Antwort Kögels muß man im Wortlaut mit den kaiserlichen Randglossen dazu nachlesen (S. 55) Der Biograph hält es dabei, was bei dem Standpunkt seines Buches freilich nur zu begreiflich ist, für moralisch erlaubt, statt des wirklichen Inhalts der Hoßbachschen Rede ein schroffes Parteivotum Disselhoffs über dieselbe einzuschalten. Von dem wirklichen Inhalt der (wenn auch formell ungeschickten, doch materiell die „Einigkeit im Geist durch das Band des

Digitized by Google

Friedens" bezweckenden) Predigt ist auch in dieser „Meldung" mit keiner Silbe die Rede. Genau in derselben Weise aber ist der — ohnedem in dieser Zeit gemütlich sehr bewegte — Kaiser persönlich orientiert worden.

Wie die Korrespondenz zwischen dem Kaiser und seinem Beichtvater, so ist auch die Schilderung der am 7. Juni 1877 gehaltenen Berlin-Köllner Synode gerade im Jargon der Kögel-Biographie und der Rede Kögels auf dieser Synode unter den Geschichtsquellen jener kritischen Zeit nicht zu entbehren. Hier verzeichnen wir nur noch kurz die brutale Unterbrechung des vorhergehenden Redners durch den Oberhofprediger v. Hengstenberg und die ihr alsbald folgende Rede Kögels (S. 59—63). Dagegen verlangt die nachfolgende Schilderung von Kögels weiterer Benutzung der Fehlgriffe der Gegner wieder wörtliche Aufnahme.

Sie beginnt mit der — die Woltersche Voraussicht buchstäblich wahrmachenden — These: „Der ins Pulverfaß geworfene Funke zündete." Und dann (S. 63—64) folgt die Beschreibung des Vorgangs im Dom, den wir im folgenden noch etwas genauer zu kommentieren haben: „Als am nächsten Sonntage Kögel beim Halten der Liturgie im Dom bis zum Apostolikum gekommen war, da fielen Prediger und Gemeinde, von dem gleichen inneren Drange getrieben, auf die Kniee und bekannten in tiefer Inbrunst laut miteinander „die Grundtatsachen und Grundwahrheiten des Christentums". Nicht eine von mancher Seite Kögel vorgeworfene „theatralische Demonstration" war diese Handlungsweise, sondern gegenüber den aus Kirchenkreisen stammenden heftigen Angriffen ein aus Herzens- und Überzeugungsdrang geborenes verstärktes Bekenntnis. An den Kirchentüren wurde ein Flugblatt verteilt, welches den Nachweis für die Übereinstimmung des Apostolikums mit der heiligen Schrift als der alleinigen Norm und Quelle christlicher Erkenntnis erbrachte und folgenden Wortlaut hatte." Dieser Wortlaut ist S. 66—67 ebenfalls mitgeteilt.

In viel höherem Grade noch als bei der am 28. Januar 1873 gehaltenen Predigt über „die Erhabenheit der Gedanken und Wege Gottes, wie sie das apostolische Glaubensbekenntnis bezeugt" war also jetzt das Apostolikum zum Schibboleth gemacht. Jene Predigt hatte dem Redner den alsbaldigen „herzlichen" Dank der Kaiserin eingetragen. Jetzt war die Zeit gekommen, die Frucht der bisherigen geheimen Vorarbeit einzuernten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es das „apostolische" Glaubensbekenntnis gewesen ist, das zum Werkzeug werden sollte für eine Selbstzerfleischung der evangelischen Kirche, wie sie sogar die dogmatischen Zänkereien des 16. und 17. Jahrhunderts nicht ärger geboten hatten. Der Historiker, welcher solche Kämpfe allseitig beobachten will, muß sich mehr als irgendwo in die Seele der streitenden Parteien hineinversetzen. Sympathie oder Antipathie mit Bezug auf jenes Glaubensbekenntnis und den

Digitized by Google

Umfang seines kirchlichen Gebrauches dürfen hier überhaupt nicht mitreden.*) Denn wenn irgend, so handelt es sich in diesem Fall um die Erkenntnis, daß die Streitfragen darüber nicht durch Kampf, sondern nur durch gegenseitiges Sichverstehenlernen einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden können. Aber das ist nun eben das unselige Verhängnis aller neueren Apostolikumskriege gewesen, daß jedesmal, wenn ein solches Sichverstehenlernen angebahnt war, mit einem Male von der unerwartetsten Seite aus die Streitfragen darüber neu in die Massen geworfen wurden und hüben und drüben die gleiche Leidenschaft geweckt haben.

Kaum hatten die großen Taten Gottes an unserem Volke den gemeinsamen Glaubensgrund in der Kirche in Erinnerung gerufen, da fühlte sich der Berliner „Ehrenbürger" Kochhann berufen, von einer Berliner Kreissynode aus Dinge entscheiden zu wollen, die nur durch die Gesamtentwicklung der Gesamtkirche reif zur Entscheidung werden können. Kaum hatte der Evangelische Bund den streitenden Parteien die ihnen allen heiligsten Güter in Erinnerung gerufen, so trat Harnack in Kochhanns Fußtapfen. Beide Male aber ist jeder Kriegsakt auf der einen Seite sofort von der anderen Seite aus übertrumpft worden.

Es ist diese letztere Beobachtung, um derentwillen wir seinerzeit dem Harnackschen Apostolikumsstreit von Etappe zu Etappe nachgegangen sind. Das aus tiefstem Schmerze geborene Buch über „die theologische Einzelschule" hat „der verdienten Vergessenheit übergeben werden" sollen. Aber erst durch die Parallele der verschiedenen Etappen in dem Harnackschen und in dem Kochhannschen Apostolikumsstreite fällt das rechte Licht darauf, wie in diesen Dingen jeder Schachzug von der einen Seite den Gegenzug von der anderen hervorruft. Leider war es nur in diesem Schachspiel die Königin selber, die mehr als alle Türme und Springer gegen die Bauern ins Feld geführt wurde. Die in den Tageszeitungen miteinander kämpfenden Preß- und Redemenschen haben von der ganzen Schwere des Verhängnisses keine Ahnung gehabt. Die Erkenntnis, was für die evangelische Kirche in Wirklichkeit auf dem Spiel stand, mußte man im Jesuitenlager suchen.

Schon in der Predigt Kögels hatten die Äußerungen Rhodes auf der Berlin-Köllner Synode die gleiche Rolle gespielt, wie bei den beliebten „Sühnegottesdiensten" der Papstkirche. Dann aber ist die Gemeinde zum

*) Anmerkungsweise glaubt der Verfasser jedoch persönlich einschalten zu sollen, daß, so sehr jeder Mißbrauch des Apostolikums zu „Gewissensknechtschaft und Unduldsamkeit" von ihm zeitlebens bekämpft wurde, er für seinen Teil, als er in Bern bei der dortigen Freigebung der Taufformel vor die Frage gestellt wurde, welche er vorziehe, sich gerade als Historiker für das altgebräuchliche Bekenntnis entschied.

Digitized by Google

Nachplappern der einzeln vorgesprochenen Sätze des Apostolikums aufgefordert worden. War dies etwa nicht die echte Nachahmung des in der Bergpredigt so scharf bekämpften pharisäischen Unfugs? Und war es nicht zugleich stets einer der bösesten Auswüchse des römisch-katholischen Prozessionswesens? Die nach dem Modell des „Gegrüßest seist Du Maria" nachgebeteten Formeln sind dabei einfach mit dem Glauben der Apostel identifiziert worden, ohne daß dem Urheber des traurigen Schauspiels auch nur einmal die Frage sich aufgedrängt hätte: Haben denn die Apostel, als Petrus in ihrem Namen das Christusbekenntnis ablegte, auch nur etwas von alledem, was das Apostolikum an sogenannten Heilstatsachen aufzählt, überhaupt kennen können? Dagegen ist es seitens des klugen Rechners ein überaus klug berechneter Schachzug gewesen. Man muß sich nämlich die Anfangsgeschichte der Begründung der Adelsgenossenschaft vor Augen halten, um klar darüber zu sehen, wem es zu verdanken war, daß gerade die umstrittensten Punkte des sogenannten Apostolikums auch in den evangelischen Adel als recht eigentliche Zauberformeln hineingeworfen worden waren. Dabei ist es überaus lehrreich, gerade in der Kögelschen Biographie die Verkehrung der religiösen Lebensmächte in Gesetzesformeln zu studieren. Denn gerade diesem Teil derselben liegt ein Dogmatismus zugrunde, der jede Möglichkeit eines Verständnisses einer anderen religiösen Auschauung ausschließt. Jene Formeln erscheinen einfach als „die Religion" und „das Christentum". Wir verweisen überhaupt noch einmal nachdrücklich auf das Studium jener Biographie auch hinsichtlich des weiteren Berichtes über die das gleiche Streitthema weiterführenden Predigten, die, nebenbei bemerkt, mit der barbarischen Exegese des Athanasius rivalisierten. Daneben muß man sich allerdings zugleich in die sogenannte „Gesellschaft", z. B. der Familien der Gardeoffiziere, hineinversetzen, um es zu würdigen, was die Stellungnahme speziell der Kaiserin zu solchen Predigten alles einschloß.

Wie die hohe Frau die beständige Fürsprecherin für die Kögelschen Pläne bei ihrem Gemahl war, so hat sie die von jenem ausgegebene Parole auch sonst weitergegeben. Gerade in Bezug auf das Apostolikum ist dies speziell der Fall gewesen. Als eine neue Ausgabe des Militärgesangbuchs vorbereitet wurde, hat die damit betraute Kommission eine Zuschrift von ihr erhalten, welche vollständig in der Form einer Kabinettsordre gehalten war, mit den Worten begann: „Ich erwarte bestimmt." Diese „bestimmte Erwartung" bestand darin, daß in jenem zur Erbauung der einfachen Leute dienenden Buche das Apostolikum, Nicänum und Athanasianum beigedruckt werden müßten. Für die höchsten gesellschaftlichen Schichten in Preußen aber hat die Verpflichtung auf das Apostolikum von da an dieselbe Bedeutung gewonnen, wie die Verpflichtung zur Ver-

Digitized by Google

teidigung der conceptio immaculata für die bayerischen Prinzen und für die übrigen (auch die persönlich anders gerichteten) Ritter eines der höchsten bayerischen Orden.

Bei dem kryptopapistischen Mißbrauch des Apostolikums im Interesse der päpstlichen Politik in den Kreisen der Adelsgenossenschaft ist es aber nicht geblieben. Die demagogische Bearbeitung der Volksmassen ist damit alsbald Hand in Hand gegangen. Nach der Beendigung des Gottesdienstes, in welchem zum ersten Male ein so unevangelisches Schauspiel aufgeführt worden war, ist an den Türen des Domes jenes Kögelsche Flugblatt verteilt worden, welches die gleiche Melodie wie die Kaplanspresse anschlug: „Die Religion in Gefahr". Daran schloß sich in Bälde die sogenannte „Berliner Bewegung", in welcher die volkstümliche Beredsamkeit Stöckers der die „Herrenmenschen" faszinierenden Nietzscheschen Kunst Kögels sekundierte. Von dieser Massenbewegung hat Kögel sich klüglich ferngehalten, während Stöcker seine Haut zu Markte getragen hat. Richtig zu verstehen ist jedoch auch diese „christlich-soziale" Bewegung nur unter dem interkonfessionellen Gesichtspunkt, der das Wiener Vorbild Luegers nie außer acht läßt. Leider müssen wir dieses ganze hochwichtige Kapitel wie noch manches andere zurückstellen, um zunächst die uns in diesem Abschnitt gestellte Aufgabe erfüllen zu können.

Die zukünftige geschichtliche Darstellung kann auch mit Bezug auf die weiteren Stadien des mit dem Schauspiel im Dom begonnenen Prozesses sich einfach an die Kögelsche Biographie anschließen. Dem Flugblatt des „Dom-Ministeriums" folgte sofort wieder (S. 67) ein Brief des Kaisers vom 8. Juni 1877. Daran reiht sich die eigene Aufzeichnung Kögels mit der Aufschrift „Der Kampf um das Apostolikum". Wir entnehmen ihr zunächst die Notiz, daß er im zoologischen Garten das Flugblatt entworfen habe, welches dann tags darauf im Einverständnis mit seinen Amtsbrüdern gedruckt und verteilt wurde. Dem folgen der Bericht über seinen (der Propaganda für die neue Parteibildung dienenden) Liegnitzer Vortrag, der Brief des Kaisers aus Koblenz vom 10. Juli, die Ehrenbezeugungen in Schweden und die Erzählung von seiner „Bescheidung" nach Babelsberg im September nach der Rückkehr von der schwedischen Reise. Nur der Kenner der Bismarckschen Memoiren kann es verstehen, was auch hier wieder die Worte einschließen: „erst zur Kaiserin, dann zum Kaiser". Bei dem Gespräch mit letzterem handelte es sich schon jetzt um eine zweimalige Beschwerde des Oberkirchenrats. Der ehrliche Sinn des Kaisers ahnte natürlich das Intriguenspiel nicht. „Der Kaiser meinte, er verstände den Evangelischen Oberkirchenrat nicht, der in der Betonung des Apostolikums eine kirchliche Agitation erblicke". Die zukünftigen Kirchenhistoriker werden über ein Schauspiel, wie es bis dahin in evangelischen Kirchen unerhört

Digitized by Google

war, etwas anders urteilen. Daneben sei aber noch speziell auf die Bitte aufmerksam gemacht, zu welcher der (vorher von der Kaiserin instruierte) Hofprediger die Audienz bei dem Kaiser benutzte. Er führt seine eigenen Worte dahin an: „Dann bitte ich Eure Majestät, wenn die Anklage sich zum dritten Male wiederholt, mich allergnädigst zu hören." Nimmt sich das nicht aus wie der Kauf eines Ablaßzettels für eine noch zu begehende Sünde? Mußte doch für die dritte Beschwerde erst ein neuer Anlaß dazu geschaffen werden.

Fahren wir aber einfach nun weiter fort in der Aufzählung des Materials, welches für die Selbstcharakteristik Kögels in Betracht kommt! Dem Bericht über die Audienz in Babelsberg ist ein hohnvoller Ausfall gegen Pfleiderer angeschlossen (S. 71—72), der es zur Genüge erklärt, wenn nach Herrmanns Zeugnis der Kaiser bald nachher nicht bloß Hoßbachs, sondern auch Pfleiderers Absetzung verlangte. Das überaus geschickt auf die Empfindungen des Kaisers berechnete Dokument wird von dem Biographen sehr bezeichnend als „Auslassung" charakterisiert. An dieselbe reiht sich das (auch von den Kollegen mit unterzeichnete) Sendschreiben an Beyschlag und Schwarz (S. 72—74) mit deren Antworten (S. 74—81). Es folgt der schon vorerwähnte Brief des Kaisers (vom 4. November), der mit der von seiner Gemahlin erhaltenen Mitteilung anhebt. Daran reiht sich unmittelbar die Erzählung von dem entscheidenden Siege des Kulissenschiebers über die gesetzliche Kirchenbehörde.

Sie beginnt (S. 82) mit den triumphierenden Worten: „Die im September zwischen dem Kaiser und Kögel stattgefundene Unterredung fand in den Begebenheiten um die Jahreswende 1877—78 ihre Erfüllung." Im September hatten erst die beiden Beschwerden des Oberkirchenrats vom 11. August und 14. Oktober vorgelegen. Jetzt war eine dritte vom 7. Dezember 1877 eingelaufen, der also das Entlassungsgesuch Herrmanns vom 22. November noch vorhergegangen war. Der Kaiser ließ dem von der gesetzlichen Behörde Verklagten die Anklage selber zugehen. Der Wortlaut sowohl des amtlichen Berichts der Kirchenbehörde wie der geheimen „Auslassung" des „Beichtvaters" darüber muß in der Biographie (S. 82 bis 84, 84—89) verglichen werden. Dem Verfasser derselben muß in diesem Falle zugleich seitens des Historikers bezeugt werden, daß er hier einmal auch der gesetzlichen Kirchenbehörde gerecht geworden ist. Den Vorwand zur Sprengung der Mittelpartei und zur Begründung der Kögelschen Fraktion hatten im Jahre 1875 die sogenannten „Schlußbestimmungen" gebildet. Über diesen Punkt sagt jedoch eine Anmerkung auf S. 84: „Soweit die schlimmen Befürchtungen Kögels sich auf jene Schlußbestimmungen gründeten, sind erstere durch die spätere Entwicklung der Dinge, wie bekannt, nicht gerechtfertigt worden."

Digitized by Google

Im übrigen erscheint natürlich der Held der Biographie als der Kämpfer Gottes gegen die Feinde Gottes. Der Mitteilung jener wichtigen Dokumente geht eine rührselige Schilderung vorher von der „hohen Stärkung und Erquickung in diesen schweren Monaten des Kampfes“ (S. 81 bis 82), welche Kögel von den Negersängern empfing, deren Konzerte ihm ebenso viele Erbauungen waren, die er sogar in sein Haus hineinzog und in einem Daheimartikel verherrlichte. Unmittelbar nachher aber bricht der volle Hohn und Spott durch über die vergeblichen Anstrengungen aller derer, welche auf die von dem Spiel hinter den Kulissen drohenden Gefahren aufmerksam machten. Die Schilderung S. 89 ist selbst zu einem geschichtlichen Dokument geworden. „In dieser Zeit erhob sich in liberalen Blättern ein gewaltiges Lärmen. Sie hallten wieder von den Namen „Falk“, „Herrmann“, „Hegel“, „Kögel“, von Ausdrücken wie „Hofpredigerpartei“, „protestantische Hierarchie“, „Intriguen“, „Hintertreppen“, „höfische Koterie“, „Hoftheologie“, „Hofpagentum“ und ereiferten sich über ein angebliches Entlassungsgesuch des Präsidenten Herrmann.“

Sollte der Biograph Kögels wirklich nicht gewußt haben, daß das „angebliche“ Entlassungsgesuch bereits eingereicht war, als diese Artikel erschienen? Und geht es für einen evangelischen Christen an, es so vollständig außer acht zu lassen, wie die Organe der päpstlichen Politik schon jetzt „Morgenluft witterten“?

Noch waren, wie S. 90 aus dem „Hannoverschen Courier“ angeführt wird, die Hoffnungen der Gegner Kögels auf die Rückkehr des Fürsten Bismarck gesetzt, „daß er kommt und seinen verantwortlichen staatsmännischen Rat dem unverantwortlichen von Beichtvätern und Höflingen entgegensetzt“. Wir werden in späterem Zusammenhang sehen, wie sehr diese Hoffnungen enttäuscht wurden, wie dagegen „die um Windthorst“ in der Taktik fortfuhren, durch den Sturz Herrmanns denjenigen von Falk, durch den Sturz Falks denjenigen von Bismarck selbst vorzubereiten.

Bevor wir jedoch zu unserer eigenen geschichtlichen Darstellung zurückkehren, verlangt der Schlußteil des einschlägigen Abschnitts der Biographie noch eine kurze Berücksichtigung. Es wird zunächst noch das Verhältnis Kögels zu Stöcker geschildert. Der Rücktritt Herrmanns erscheint dagegen nicht mehr als wichtig genug, um ihm, nachdem die Vorbereitungen dafür ihr Ziel erreicht, eine spezielle Berichterstattung zu widmen. Um so genauer blicken wir in die überaus geschickte Ausnutzung der Attentate vom 11. Mai und 2. Juni 1888 hinein. Wie ist nicht alsbald das der innigen „Privatreligion“ des Kaisers entstammende, aus der gleichen Quelle wie das Wort von der „Wendung durch Gottes Fügung“ nach dem Tage von Sedan fließende Wort mißbraucht worden, welches der tief ergriffene hohe Herr nach dem ersten Attentat — aber NB. auch nach dem Gottes-

Digitized by Google

dienste Kögels im Dom — an die Minister richtete: „Insbesondere kommt es darauf an, daß dem Volke nicht die Religion verloren geht.“ Es ist noch viel zu wenig beachtet, was die im päpstlichen Solde stehende Presse alsbald aus diesem Worte gemacht hat.

Schon bei diesem ersten Attentat gewinnt der Leser der Kögelschen Biographie zugleich einen neuen (auch hier die Bismarckschen Schilderungen bestätigenden) Einblick in die zarten Rücksichten, welche der Kaiser auf seine Gemahlin nahm. „Der Hofmarschall fragte, ob er nicht an Ihre Majestät die Kaiserin telegraphieren solle, damit sich nicht an sie von anderer Seite beunruhigende und übertriebene Gerüchte herandrängten. Da zeigte der greise Monarch auf ein Blatt, das auf dem Schreibtisch lag: „Ich habe soeben eine ausführliche Depesche an sie entworfen; käme sie nicht unmittelbar von mir, so würde die Kaiserin auf die Vermutung kommen, ich sei verwundet“ (S. 98).

Der Bericht Kögels über das zweite Attentat läßt in dieses innige Verhältnis des kaiserlichen Paares noch tiefer hineinblicken, zeigt aber zugleich dieselbe Meisterschaft des „Beichtvaters“, diese Gemütsstimmung zu verwerten (S. 101—102). „Im Dom wurden vor gedrängter Versammlung Betstunden abgehalten. In einer derselben, wo die Gemeinde auf die Knie gesunken war, bat ich um die Bekehrung des Mörders. Als die Kaiserin, die teilgenommen hatte, nach dem Palais zurückgekehrt war, und auf die Frage des Kaisers, wo sie herkomme, zur Antwort gab: „Aus dem Dom, wir haben für Dich gebetet“, und dann hinzufügte: „auch dafür gebetet, daß Gott den Mörder bekehren und ihm vergeben möge“, erwiderte der tief gekränkte, schwer verwundete Mann wie ein Christ: „So ist's recht.“

Gleich der folgende Absatz hat dem noch beizufügen: „Bald darauf hatte Kögel eine lange Unterredung mit dem Kaiser“, über die er an Herbst schrieb: „Jeder Zoll an ihm ein Mann, König und Christ. Von Ohnmacht, wie die Liberalen fabeln, keine Spur. Gott erhalte ihn uns noch lange.“

In dieser und den ihr folgenden Unterredungen und dem ihnen zur Seite gehenden Briefwechsel sind die Maßnahmen vorbereitet, welche dem Sturze Herrmanns denjenigen Falks folgen lassen mußten. Wir müssen in den folgenden Abschnitten auf dieselben zurückkommen. Hier nur noch soviel, daß der das Gewissen des kaiserlichen Beichtkindes leitende Hierarch seine Ziele keinen Moment aus dem Auge verlor. Zustatten kam dabei sowohl die unübertreffliche Pose für die Schaustellung der Religion, wie der Stil, von dem ein Sachkenner wie Julius Lohmeyer gerade mit Bezug auf den „klassischen Epilog dieses großen Kaiserlebens“ urteilt (S. 294): „Wie in Granit gemeißelt stehen die Worte! Alles Muskel, Kern, keine

Digitized by Google

Naht, keine Dekoration, kein Superlativ.“ Gerade in jener Trauerzeit haben wir in der Traurede für den Prinzen Heinrich der Niederlande ein besonders interessantes Beispiel für diese echt Nietzschesche Meisterschaft. Und immer wieder begegnet uns dabei die Vermittlung der Kaiserin. Neben dem eben angeführten Bericht über die (die Kniebeugung mit dem Apostolikum noch überbietende) neue Kniebeugung mit dem Gebet für die Bekehrung des Mörders mag hier aus den Kaiserbriefen, die in den nächsten Paragraphen noch spezieller heranzuziehen sind, speziell wieder auf den Anfang des Schreibens vom zweiten Weihnachtstage 1877 verwiesen werden: „Was die Kaiserin Ihnen heute über Ihre hinreißende Predigt schrieb, unterschreibe ich durchaus, und muß ich Ihnen selbst noch diese Anerkennung hiermit aussprechen.“

Der eben angeführte Brief ist noch aus der Zeit, wo der Entscheid des Kaisers über das Entlassungsgesuch Herrmanns noch ausstand.

Der folgende Paragraph wird uns in Bezug auf die damalige innere Lage der evangelischen Kirche spezielle Gelegenheit geben, den Finger auf die Wunde zu legen: wie sehr nämlich die streitenden Parteien eine wie die andere gesündigt haben. „Von Sydow zu Hoßbach“ — dieser Gang der Dinge kann nicht von der Kenntnis der Tagespresse aus, sondern nur aus den Beobachtungen des wirklich über den Parteien stehenden Präsidenten Herrmann richtig verstanden werden. Sogar in dem neuesten Tagesstreit, dem Fischerschen Handel, ist wenig damit gewonnen gewesen, hier die Rede Fischers auf dem Berliner Protestantentag, dort den Erlaß des Brandenburger Konsistoriums unter die Lupe zu nehmen. Das punctum saliens liegt darin, wie auch diesmal wieder die eine Partei der anderen in die Hände gearbeitet hat und das allen Gemeinsame geschädigt ist. Genau ebenso wäre es ohne die „Fälle“ Sydow und Kochhann, Rhode und Hoßbach dem „Beichtvater“ Kögel nicht möglich gewesen, seine zielbewußten Pläne zu realisieren.

Wir mußten auf die gegnerische Seite und das, was sie ihrerseits gefehlt hat, zuerst den Blick werfen. Denn nur so erwächst uns das Recht, mit der hier pflichtmäßigen Schärfe das zu kennzeichnen, was der Berliner Schloßpfarrer mit seinem unevangelischen Gebahren der ganzen evangelischen Kirche angetan hat.

Die Aufeinanderfolge der Einzelereignisse muß gerade in dieser Zeit wohl im Auge behalten werden. Obenan darunter steht die Erfüllung von Kögels Forderungen in Bezug auf die kronprinzliche Familie. Noch hatte Hoßbach die Predigt, welche zur Demonstration in der Jakobikirche benutzt wurde, überhaupt nicht geplant. Ebensowenig hatte bereits die Berlin-Köllner Synode die Reden zum Fenster hinaus gehalten. Aber schon lange hatte Kögel es mit Mißmut angesehen, daß der milde Prediger

Digitized by Google

Persius in Potsdam den Kindern des Kronprinzen den Religionsunterricht erteilte. Er verlangte denselben für sich, als ein dem Schloßpfarrer zustehendes Recht. Verhältnismäßig lange hat der Kaiser sich gesträubt, seinem Sohne dies zuzumuten. Wiederholt hat er die ihm amtlich nahestehenden Vertrauensmänner, so den Feldpropst Thielen, darüber beraten, ob dies wirklich seine Pflicht sei. Aber Kögel hat nicht locker gelassen. Da hat endlich der Kaiser seinem Sohne den Befehl erteilt, seine Kinder aus dem Persiusschen Unterricht herauszunehmen und in denjenigen Kögels zu geben.

Schweren Herzens ist der Hausvater nach Hause gekommen. Er hat seiner Frau den Vorgang erzählt und beigefügt, nachdem ihm der so heißgeliebte Vater einen solchen Befehl erteilt, sei er nicht mehr imstande, mit ihm über die Sache zu reden. „Willst Du es nicht noch einmal bei der Mutter versuchen?" Damals hat noch das alte Vertrauensverhältnis der hohen Damen untereinander bestanden. Die Kronprinzessin ist zu ihrer Schwiegermutter gegangen, um den gemeinsamen Elternwunsch vorzutragen, daß doch nicht derart in das heiligste Elternrecht eingegriffen werde. Sie hat die Antwort erhalten: „Das geht Euch nichts an. Über die Erziehung preußischer Prinzen hat nur der König zu entscheiden."

Von den längst im Stillen angeknüpften Beziehungen der Kaiserin Augusta zu Kögel persönlich hatten Sohn und Schwiegertochter bis dahin keine Ahnung gehabt. Aber es ist ein tiefer Seelenschmerz gewesen, welcher den Kronprinzen im März 1877 zu dem Ausrufe führte: „Wenn ich den Namen Hofprediger höre, bekomme ich einen physischen Ekel". Der nähere Verlauf der Audienz, in welcher er diesen Ausruf tat, ist in den „Forschungen und Erinnerungen" gebucht.

Die gleiche Zähigkeit, welche der Schloßpfarrer bei seinem Eingriffe in die Harmonie des kaiserlichen Familienlebens bewies, charakterisiert auch die Maßnahmen des vortragenden Rates und des die Herrschaft über den Oberkirchenrat anstrebenden Hierarchen wie gegen Herrmann so gegen Falk. Der Minister Falk hatte Kögel allerdings Anlaß zu persönlichem Ärger gegeben, indem er ihm ein anderes Dezernat zuwies. Auch sein Biograph konstatiert ja, daß er unter dem Ministerium Mühler die Personalien bei Professorenberufungen in der Hand gehabt hatte. Die wichtigeren Fragen sind von ihm in Besprechungen mit Frau Adelheid von Mühler vorberaten worden. So ist er schon im Sommer 1867 zum Zwecke der Berufung Hundeshagens nach Heidelberg gekommen. Letzterer wurde von ihm nach Berlin eingeladen, und hier gab Frau von Mühler dem durch die badischen Verhältnisse tief verbitterten Manne eine festliche Abendgesellschaft, bei der weiteres überlegt wurde. Wir haben in früherem Zusammenhang des Einflusses gedacht, welchen Hundeshagen in Karlsruhe

Digitized by Google

auf den jugendlichen Beyschlag ausübte. Jetzt wurde seine Verbitterung gegen die badische Kirchenverfassung und gegen den Protestantenverein nach Berlin übertragen. Der mit Kögel nahe verwandte Pfarrer Krüger (damals noch in Linz) hatte schon vorher — noch bei Rothes Lebzeiten — die Aufgabe gelöst, den Begründern des Protestantenvereins, deren Programm sich als unangreifbar erwies, nachzusagen, sie wollten etwas ganz anderes als sie sagten. Diese Meinung über den Protestantenverein haben dann zuerst die Kaiserin und bald auch der Kaiser, auf das Wort ihres Beichtvaters bauend, gläubig hingenommen.

Die Ernennung Falks zum Minister war für Kögel eine schwere Enttäuschung gewesen. Aber noch härter war für ihn die persönliche Beigabe, daß ihm der Entscheid in den Personalfragen entzogen werde. Er hat von da an keinen Hehl aus seiner Erbitterung gemacht, hat sich sogar mit dem alten Gegner Fabri in dem gemeinsamen Haß zusammengefunden.

Größer noch ist die Erbitterung über die Berufung Herrmanns gewesen. Aber es ist dem Bündnis Hegels und Kögels geglückt, noch bevor Herrmann nach Berlin kam, „ihm den Knüppel zwischen die Beine zu werfen". Gleich der nächste Abschnitt wird uns in die ununterbrochene Minierarbeit, die dem Sturze Herrmanns vorherging, einzuführen haben. Die gleiche Aufgabe wird bei der Vorgeschichte des Sturzes von Falk an uns herantreten. In diesem Zusammenhang aber muß vorerst der andere Gang der Dinge am Hofe festgestellt werden.

Unsere Prüfung der in den „Gedanken und Erinnerungen" niedergelegten Beleuchtung der Anschauungen der Kaiserin Augusta hat zwischen den unter sich sehr verschiedenen Perioden im Leben der Kaiserin scharf unterscheiden müssen. Liegt doch der Schwerpunkt dieser Untersuchung in dem Problem: wie ist es gekommen, daß die — lange Zeit als liberal geltende — hohe Frau schließlich dem Klerikalismus aller Kirchen steigenden Einfluß gewährte? Wie bei § 34 muß auch hier daher der einschlägige Abschnitt der „Forschungen und Erinnerungen" die Grundlage bilden. Daneben aber liegt es uns an dieser Stelle speziell ob, den weiteren Unterschied zu begründen zwischen der Begünstigung von Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit und zwischen der Unterstützung der päpstlichen Politik. Es ist ein Gebot der Billigkeit, mit den in den ersteren Kreis gehörigen Tatsachen zu beginnen.

Es wird wenige weibliche Orden gegeben haben, die nicht schon durch ihre Tracht im Koblenzer Schloß hoffähig gewesen wären. Die Schwestern von der ewigen Anbetung (zu welchen eine Gräfin v. Fürstenberg-Stammheim gehörte) hatten durch ihren anstrengenden Kultus, die barmherzigen Schwestern durch ihre Krankenpflege und ihren Unterricht schon der Prinzessin von Preußen imponiert. Die Klagen der evangelisch-kirch-

Digitized by Google

lichen Kreise über die Bevorzugung der barmherzigen Schwestern vor den Diakonissinnen sind durchaus nicht unbegründet gewesen. Die schlimmen Vorurteile, unter welchen die letzteren gerade in höchststehenden Kreisen zu leiden gehabt haben, sind von den Koblenzer Hofbediensteten auch auf verwandte und befreundete Höfe übergegangen. In überaus geschickter Weise wußten die Dienerinnen der Prinzessin es einzurichten, daß, wenn die letztere einen Besuch in einem katholischen Institut plante, die Insassen vorher benachrichtigt wurden. Bei den Diakonissinnen ist dies niemals der Fall gewesen. So prägte sich der Kontrast ein zwischen den Eindrücken, die man bei einem vorbereiteten und bei einem unerwarteten Besuche empfing.

In der Begünstigung der Einrichtungen der einen und dem Mangel an Wohlwollen für die Einrichtungen der anderen Kirche möchten wir nun an sich durchaus kein Unglück für die letztere sehen. Die evangelische Kirche Bayerns ist der redende Beweis dafür, wie solche Dinge nur der moralischen Kraft der zurückgesetzten religiösen Gemeinschaft zugute kommen. Die offenkundigen Ausfälle der Prinzessin Paz (Ludwig Ferdinand) gegen den Protestantismus bei Anlaß der Seligsprechung der Crescenzia von Kaufbeuern, die geheime Propaganda am Hof der Prinzessin Ludwig haben das evangelische Bewußtsein in Bayern nur gestählt. Das Gleiche gilt in noch höherem Grade von dem sächsischen Protestantismus, dem deshalb auch das Missionsgebiet in dem gewaltsam rekatholisierten Österreich so besonders am Herzen liegt. Man kann daher auch für die evangelische Kirche Preußens keinen besseren Wunsch haben, als daß sie auch in Zukunft von jeder Begünstigung aus höfischen Kreisen verschont bleiben möge. Aber leider haben die Dinge, für welche die hohe Stellung der Kaiserin Augusta ausgenutzt wurde, zugleich auf ganz anderem Gebiete gelegen. Sowohl die nationale Politik im Staatswesen, wie die Überzeugungstreue im Katholizismus sind das Opfer dieser Ausnutzung geworden.

Der „Deutsche Verein für die Rheinprovinz", eine Schöpfung von Sybels, hatte dort alle nationalen Elemente eng miteinander verbunden. Die sie alle bedrohende Macht der Hierarchie hatte die inneren Gegensätze zurücktreten lassen. Der in hohem Segen wirkende Verein gab u. a. ein ähnliches Korrespondenzblatt heraus, wie es später der Evangelische Bund ihm nachgemacht hat. In diesem Korrespondenzblatt konnte nun ein auf die Kaiserin zurückgeführtes, an eine adelige Adresse in Westfalen gerichtetes Schreiben, welches in der ultramontanen Presse abgedruckt war, nicht unberücksichtigt bleiben. Es wurde, wenn ich mich recht erinnere, anfangs noch die Echtheit in Frage gestellt, weil in einer Zeit, wo die kaiserliche Regierung im schwersten Kampf mit ihrem gefährlichsten Gegner stand, es undenkbar schien, daß die Gemahlin des Kaisers sich in dieser

Digitized by Google

Weise auf die Seite dieses Gegners gestellt habe. Auf Grund dieser Indiskretion ist aber nicht die Kaplanspresse angeklagt, vielmehr der Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gegen das Korrespondenzblatt eingeleitet worden. Der Redakteur wurde zu Gefängnis verurteilt. Das Blatt ging ein, und nicht lange nachher auch der Verein. Demgegenüber hat dann der Mainzer Katholikenverein, der wenige Jahre vorher durch die Staatsbehörden aufgelöst worden war, sich um so leichter der Herrschaft über die verschiedenen Schichten der römisch-katholischen Bevölkerung wieder bemächtigen können. Die alte Meisterschaft der päpstlichen Politik, gleichzeitig durch öffentliche Aufwiegelung der Massen und durch heimliche Hofintriguen zu wirken, stets beide Eisen im Feuer zu haben, läßt sich überhaupt in wenig Zeiten so genau studieren, wie in denjenigen eines Kulturkampfes.

Beklagenswertere Folgen noch hat die amtlich auf den Einfluß der Königin zurückgeführte Maßregel gehabt, daß die Pflege der kranken Soldaten sogar in der Reichshauptstadt ausschließlich einem Orden anvertraut wurde, der gerade auch noch nach den neuesten päpstlichen Erlassen keine höhere Pflicht kennen durfte, als die evangelischen Kranken dem Einflusse ihrer ketzerischen Seelsorger zu entziehen.

Während die „Kirchenfürsten" sich stets als die willkommensten Gäste fühlen durften, haben die amtlichen Vertreter der evangelischen Kirche es oft genug empfindlich zu spüren bekommen, wenn sie für die „Parität" ihrer Kirche eintraten. Generalsuperintendent Baur hat sich schon als Berliner Hofprediger in einem Gegensatz gewußt, der ihn zu dem charakteristischen Wort veranlaßte: „Sie weiß, woran sie mit mir ist". In Koblenz hat Baur sich zu mancher Rücksichtnahme genötigt gesehen, die ihm bittere Klagen entlockte. Anders verhielt sich natürlich sein Kollege Kögel, dem Rücksichten nach dieser Seite hin schon in seiner Haager Periode zur zweiten Natur geworden waren.

„Ich konnte nichts machen, wenn ich nicht meine Stellung zur Kaiserin Augusta aufs Spiel setzen wollte" — so seine persönliche Entschuldigung, daß er die Verhinderung der Aufführung von Trümpelmanns Lutherfestspiel in Berlin ruhig hingehen ließ. Es ist Ernst v. Wildenbruch gewesen, der jenem „Skandale" durch rasche Neudichtung ein Ende gemacht hat. Aber Wildenbruchs eigenes ergreifendes Drama „Das neue Gebot", das schon vor seinen Heinrichdramen die gleiche Periode behandelte, hat im Berliner Hoftheater nicht aufgeführt werden dürfen.

Wir unterschieden bereits oben zwischen dem, was Begünstigung der Werke katholischer Frömmigkeit war, von der Dienstbarmachung der Hofleute unter die päpstliche Politik. Wenn es sich bloß um das Erste gehandelt hätte, so sollte man meinen, daß die opferfreudige Amalie v. Lassaulx

Digitized by Google

mit ihren glaubenstreuen Freunden sich auch bei der Kaiserin der gleichen Sympathie hätte erfreuen müssen, wie sie ihr die edle, früher eng mit der Kaiserin befreundete Fürstin v. Wied gewidmet hat. Aber das schwerste Verhängnis liegt nun gerade darin, daß der päpstlichen Politik zu Liebe die Glaubenstreue der deutschen Katholiken in jeder Weise die Ungunst der Hofkreise zu erfahren gehabt hat.

Der werdende Altkatholizismus ist von einer Reihe offizieller Vertreter des Staates genau in derselben Weise behandelt worden, wie noch jede national deutsche Bewegung im Katholizismus seit der Restaurationszeit. Wir haben bereits in § 36 die Stellung des Falkschen Ministeriums zu dieser Gewissensfrage kennen gelernt. Aber die gleiche Tendenz läßt sich durchweg beobachten. Der hessische Oberpräsident von Ende hat als Regierungspräsident von Düsseldorf wiederholt geklagt, daß sein Chef in Koblenz und alle seine provinziellen Kollegen, wo sie nur könnten, der Ausbildung des altkatholischen Kirchenwesens entgegenarbeiteten. Er persönlich hat sich von seinen eigenen Beamten wie verraten und verkauft gefühlt.

Die amtliche Note des preußischen Gesandten im Haag Graf Perponcher über die communité janséniste dans les Pays-Bas hat wohl das Ärgste geleistet, was an Entstellung geschichtlicher Tatsachen im Diplomatenjargon denkbar ist. Man hat in Holland ihre Abfassung nur durch verborgene Einflüsse der Nuntiatur zu erklären vermocht. Sowohl diese Note aber wie die Düsseldorfer Erfahrungen von Endes sind nur die weiteren Schritte gewesen, welche der — von Koblenz ausgegangenen — Verjagung des Pfarrers Tangermann aus seiner Pfarre in Unkel gefolgt sind. Unmittelbar nach dem Vatikankonzil also, in derselben Zeit, wo der französische Krieg die öffentliche Aufmerksamkeit von der religiösen Bewegung ablenkte, ist diese „Koblenzer Atmosphäre" schon für die Vergewaltigung der ihrem alten Glauben treubleibenden deutschen Katholiken verwertet.

Die Koblenzer Hofbeamten sind aber auch ganz direkt bei der systematischen Schädigung der Altkatholiken engagiert gewesen. In zahlreichen Einzelfällen in Koblenz und Baden-Baden ist den Kaufleuten und Handwerkern, die nicht abschwören wollten, seitens solcher Hofbeamten die Kundschaft gekündigt. In der gleichen Zeit begann eine ähnliche systematische Diffamation der Altkatholiken, wie sie schon früher mit Bezug auf die Diakonissen geübt worden war.

Es sind damals auch die moralischen Verschuldungen eines Mannes ausgenutzt worden, der, nachdem er im Kloster Beuron sein letztes Unterkommen gesucht hatte, in der römisch-katholischen Presse nicht wenig als Bekehrter gepriesen worden ist. Es wäre der letzteren dringend zu raten, über den unglücklichen Andernacher Pfarrer Watterich nicht mehr zu reden.

Digitized by Google

Es würden sonst unliebsame Enthüllungen, mit denen man bisher den unglücklichen Toten verschonen wollte, die unausbleibliche Folge sein. Für heute genüge die Andeutung, daß seine Verschuldung in die Zeit seines römisch-katholischen Pfarramtes fällt, daß der gelehrte und begabte Mann um ihretwillen an der Berner katholisch-theologischen Fakultät nicht angestellt worden ist.

Der Haß gegen den — dem als unfehlbar proklamierten Papsttum sich nicht unterwerfenden — Altkatholizismus hat, je mehr sich seine kirchliche Organisation gefestigt hat, in den höfischen Kreisen um so widerlichere Auswüchse getrieben. Als die Einweihung der großen Domglocke in Köln stattfand, wurde den rheinischen Ständen ein Diner gegeben, dem der Kaiser beiwohnte. Es galt als selbstverständlich, daß die Vertreter der verschiedenen Kirchen, unter ihnen auch Bischof Reinkens, einzuladen seien. Da trat die Erklärung der Kaiserin Augusta dazwischen, sie werde an dem Diner nicht teilnehmen, wenn diese Einladung nicht rückgängig gemacht würde. Darauf hat der Kaiser den Bischof in einer langen vertraulichen Privataudienz empfangen.

Wir haben hier also das gleiche offene Heraustreten der Kaiserin zur Unterstützung der päpstlichen Politik wie in demjenigen Falle, welchen Fürst Bismarck auf Grund einer amtlichen Mitteilung des Staatssekretärs v. Bülow beschreibt (Ged. u. Er. I, S. 125). Solche Fälle sind natürlich eine Seltenheit gewesen. Die Hauptsache liegt in der ununterbrochenen Minierarbeit, wie sie von Fürst Bismarck auf die von ihm so drastisch beschriebenen Frühstücksszenen zurückgeführt wurde. Wir schieben daher hier nur noch kurz ein, daß der in den „Gedanken und Erinnerungen" erzählte Fall kurze Zeit vor der Kapitulation Bismarcks vor der Kurie gespielt hat. Durch diese Kapitulation blieb der Fürst persönlich vor weiteren Angriffen aus der Umgebung der Kaiserin bewahrt. Aber der preußische Staat und das Deutsche Reich haben von da an eine Niederlage nach der anderen erlitten.

Wir lassen diese allgemeinen Folgen vorerst noch unberücksichtigt. Hier kam es obenan auf das Zusammentreffen der Einflüsse an, welche von dem „Beichtvater" des Kaisers durch die Vermittlung der Kaiserin ausgingen. Die dogmatisch-konfessionellen Nuancen kommen hierbei gar nicht in Betracht. Es hat sich um ganz andere Machtfaktoren gehandelt. Gehen wir aber zunächst dazu über, die Einwirkung der dogmatistischen Selbstzerfleischung auf die Gestaltung der evangelischen Kirche in ihrem eigenen Zusammenhang zu verfolgen, um daran später die Folgen davon für die Behandlung der katholischen Angelegenheiten anzureihen.

Digitized by Google

§ 40.

Der Sturz Herrmanns.

In den zuletzt behandelten Fragen sind wir im wesentlichen auf Kombinationen aus der Verbindung verschiedenartiger Daten angewiesen gewesen. Das Gleiche wird auch bei den folgenden Paragraphen der Fall sein. Bei dem Gegenstück dagegen zu der (in § 37 behandelten) Begründung einer den festen Boden für die Zukunft legenden Kirchenverfassung, nämlich dem Sturz ihres Urhebers, kann die gleiche Quelle, aus der wir schon dort schöpften, weiter erschlossen werden. Der Reichtum derselben nötigt uns, alles andere, was sonst mit hereingezogen werden müßte, zurückzustellen. Vorher bedarf es jedoch wenigstens eines Seitenblicks sowohl auf die bei der kirchenpolitischen Wendung der normalen wissenschaftlich-theologischen Entwicklung drohenden Gefahren, wie auf die seitens der kirchlichen Linken ihrem lauernden Gegner gebotenen Blößen.

Die Vertreter der theologischen Wissenschaft, deren Stimme der Kaiser in früherer Zeit hoch anzuschlagen pflegte, sind seit der gleichen Zeit, welche den Rücktritt Herrmanns brachte, ebensowenig mehr zu Gehör gekommen, wie zur Zeit der Karlsbader Reaktion die Verteidiger de Wettes nach der Kottwitzschen Denunziation. In dem Sydowschen Fall, welchen Herrmann noch einer friedlichen Lösung entgegenführen konnte, ist dies zum letzten Male der Fall gewesen. Der — dem Gewaltstreich des von Hegel geleiteten Brandenburger Konsistoriums entgegentretende — Protest der Hallischen Fakultät, über welchen die Beyschlagsche Selbstbiographie das Nötige bringt, sekundierte den Anfängen Herrmanns. Die von Diestel verfaßte Jenaer Erklärung hat außerhalb Preußens den Ernst der Lage verstehen lassen. Auch die außerdeutschen Kirchen waren in den von Berlin erwarteten Endentscheid mit hineingezogen.

Der Verfasser hält sich gegenwärtig — wo er nach der entgegengesetzten Seite hin die Konsequenzen aus den gleichen geschichtlichen Prämissen wie damals zu ziehen hat —, mehr wie je für verpflichtet, auch an seiner eigenen damaligen Stellungnahme zu dem Sydowschen Fall nicht vorüberzugehen. In der Zeit, wo der Entscheid des Oberkirchenrats auf die Gewaltmaßregel des Konsistoriums noch ausstand, ist der erste Band der Biographie Rothes erschienen. In der Vorrede dazu (S. XII) war die Gelegenheit geboten, dessen Urteilsweise in solchen Fragen in Erinnerung zu rufen. Es geschah durch den Hinweis auf die von ihm verfaßte Antwort des badischen Oberkirchenrats bei dem Schenkelprotest. Wer diese (vom 74. Geburtstage Rothes, 28. Januar 1873 datierte) Vorrede vergleicht, wird dabei noch einen denkwürdigen Zwischenfall entdecken.

Digitized by Google

Der hochachtbare Verleger Kölling, der streng konfessionellen Richtung angehörig, war über jene Ausführung nicht wenig erschrocken. Ich habe ihm gern das Recht eingeräumt, seinen Dissensus in einer Anmerkung zum Ausdruck zu bringen. Aber die Pflicht, gerade in der Rothe-Biographie auf die von dem Vorgehen des Konsistoriums drohenden Gefahren hinzuweisen, durfte dadurch nicht beeinträchtigt werden.

Bei der Zunahme der Gefahr konnte jedoch jene Ausführung noch nicht genügen. Es ist daher überdies der Vortrag über die altkatholische Bewegung benutzt worden, um die Parallele in dem Verfahren des Konsistoriums gegen den im Greisenalter dem Glauben seiner Jugend treu gebliebenen Sydow und in demjenigen der von ihrem vorvatikanischen Glauben abgefallenen Bischöfe gegen die Altkatholiken ins Licht zu stellen. Bei der Aufnahme dieses Vortrages in die „Kleinen Schriften" (II S. 59) sind die meisten Noten dazu weggefallen. Die auf den Sydowprozeß bezügliche ist dagegen ausdrücklich herangezogen.

Als Vertreter der Theologie haben damals auch Tholuck und Müller den Protest ihrer Fakultät mit unterzeichnet. Aber es hat sich hier ersichtlich um einen derjenigen Fälle gehandelt, in welchen die Interessen der theologischen Wissenschaft und des kirchlichen Gemeindelebens sich nicht nur nicht decken, sondern in Gegensatz zu einander treten. Für den akademischen Theologen war es eine berufsmäßige Pflicht, die der ehrlichen Forschung seitens einer bureaukratisch-kirchlichen Instanz drohenden Gefahren ins Licht zu stellen. Aber gerade der Ausgangspunkt des Sydowschen Falles, sein öffentlicher Vortrag über die jungfräuliche Geburt, hat auch eine andere Seite gehabt, die bei der Entscheidung des obersten Kirchenregiments schwer ins Gewicht fallen mußte. Aufrichtig liberale Nichttheologen haben daher schon damals ihren Kummer über das Aufwerfen einer solchen „Doktorfrage" nicht verhehlt. Öffentlich hat dies Treitschke getan, im Privatgespräch Wehrenpfennig. Den ernsten Bedenken, die es mit sich bringt, derartige Fragen als Streitobjekt unter die Massen zu werfen, ist der Entscheid des Oberkirchenrats vollauf gerecht geworden. Aber er hinterließ bei dem Kaiser als Summepiskopus bittere Empfindungen, welche von den Gegnern Herrmanns und Falks immer aufs neue geschürt wurden.

Die jenem Entscheid zugrundeliegenden Erwägungen decken sich im wesentlichen mit denjenigen, welche in der Darstellung dieses Handbuchs wiederholt zur Geltung gekommen sind. Es sind speziell zwei frühere Ausführungen, an welche wir jetzt ebenfalls anzuknüpfen haben, so daß wir nur die Konsequenzen daraus ad hoc zu ziehen brauchen.

Die erstere ist die in § 29 über den „Berlinismus" (S. 404). Wir sehen darin nämlich das Verhängnis der (auf alle Parteien ausnahmslos,

Digitized by Google

die kirchlichen so gut wie die politischen und die Rechte nicht minder als die Linke, einwirkenden) lokalen Atmosphäre. In der so rasch emporgewachsenen Großstadt haben naturgemäß — ebenso wie die verschiedenen Berufsgenossen — auch die Anhänger der gleichen Anschauungsweise sich auf ihren eigenen Kreis konzentrieren müssen. Der Verkehr mit anderen Kreisen, bei dem man gegenseitig lernt, ist überaus erschwert. In jedem Parteikreise hört der einzelne nur das Echo der eigenen Meinung. Da braucht also nur die bekannte Berliner Naturanlage des Allesbesserwissenwollens dazu zu kommen, um jene Selbstüberhebung hervorzurufen, die es ganz vergißt, daß außerhalb Berlin auch noch Leute wohnen. Wenn diese Erfahrung bei allen Parteien gemacht werden kann, so hat sie nun überdies speziell der Protestantenverein von der gleichen Zeit an zu machen gehabt, in welcher seine Leitung von Süddeutschland nach Berlin überging. Auch auf diesen Punkt ist bereits in einer zweiten Ausführung des § 31 (S. 450 f.) hingewiesen worden. Die erste Phase des Protestantenvereins ist (aller Verquickung mit der ihm entgegengestellten Agitation der Schenkelproteste zum Trotz) eine ernste „religiös-kirchliche Erweckung" gewesen, welcher der nationale Aufschwung der Jahre 1866—70 mit in oberster Reihe zu danken gewesen ist. Mit dem Übergang der Leitung nach Berlin „ist auch ihm das Geschick nicht erspart geblieben, das jedesmal eintritt, wenn ein Einzelglied sich an die Stelle des Leibes, wenn die Einzelschule sich an die Stelle der Gesamtkirche zu setzen versucht".

Wir werden in den Tagebüchern des Präsidenten Herrmann einem ähnlichen Urteil über den gerade in jener Phase des Protestantenvereins in demselben dominierenden „Berlinismus" begegnen. Es sei darum schon hier eingeschaltet, daß die beiden eben wiedergegebenen Ausführungen geschrieben und gedruckt waren, bevor dem Verfasser die letztgenannte Quelle vorlag. Daneben darf jedoch auch das nicht vergessen werden, daß (eben weil der Kaiser mit der Einführung der evangelischen Kirchenverfassung kirchlich das Gleiche zu tun glaubte wie politisch mit der Armeereorganisation) nun auch ebenfalls wieder die radikale Strömung auf der Linken, die seine Gabe zu etwas ganz anderem verwerten wollte, als er sich gedacht, die gleiche Stimmung wie in der Zeit des inneren Konflikts in dem Kaiser wachrufen mußte. Eine drastische Parallele dafür, wie ihm in beiden Fällen gleich sehr die Erinnerungen an die französische Revolution kamen, liegt schon einerseits in der Bismarckschen Erzählung von dem Zusammentreffen im Herbst 1862 in Jüterbogk, andererseits in der Schlußbemerkung des kaiserlichen Briefes vom 1. Juni 1877 an Bismarck. Lehrreicher noch ist es, die vielen Reden des Königs aus den Tagen des auf die Spitze getriebenen innerpolitischen Konflikts (worunter speziell eine an Brandenburger Pfarrer gerichtete hervorragte) und die ebenfalls auf die

Digitized by Google

Pfarrer berechneten Ansprachen des Kaisers in Benrath und anderswo über die kirchlichen Konflikte nebeneinander zu stellen.

Die großen Pragmatiker des 18. Jahrhunderts haben ihre erste Aufgabe darin gesehen, sich in die Seele der handelnden Persönlichkeiten hinein zu versetzen und auf diese Weise die sich gegenseitig bekämpfenden und ausgleichenden Strömungen bis zu dem schließlichen Ergebnis verstehen zu lernen. Wieviel ist in dieser Hinsicht noch heute aus Plancks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs zu lernen. Leider sind Planck und Schroeckh, Henke und Spittler ebenso in die Ecke geworfen wie Mosers Geschichte der Nuntien in Deutschland. Die moderne Feuilletontheologie zumal hat sich gewöhnt, in ihrem Geschäftsbereich keinerlei abweichende Meinung aufkommen zu lassen. Um so konsequenter haben wir es uns bei der Erforschung des Grundproblems dieser Periode angelegen sein lassen, die Motive der miteinander ringenden Persönlichkeiten jede aus sich selbst heraus zu verstehen. Obenan hatte sich uns diese Aufgabe bei dem Kaiser persönlich gestellt: sowohl in der Anbahnung der neuen Ära wie in der Gewährung der Kirchenverfassung. Für die Zeit nach der Ära Kögel aber gilt es nun ebenfalls diese gleiche Aufgabe zu lösen. Ob man glücklich oder unglücklich ist über die nunmehr von ihm getroffenen Schritte, ist dem untergeordnet, daß wir den gleichen Mann vor uns haben. Denn es kam jetzt wirklich die Zeit, welche das von Ludwig von Gerlach dem königlichen Vorgänger in den Mund gelegte Wort wahr machte, er werde die Kirche wie ein Feldmarschall regieren.

Die gleiche militärische Zucht und Ordnung wie im Offizierkorps hat der Kaiser auch im Pfarrerkorps erwartet. Wie der Generalstab die Ordres für die Heeresteile ausgibt, so das Kirchenregiment für die ihm unterstellten Diener der Kirche. Dem Fahneneid des Soldaten entspricht die Verpflichtung des Geistlichen auf die kirchlichen Bekenntnisse.

Keine menschliche Autorität hat dem Kaiser zeitlebens höher gestanden, als die seines Vaters. Bismarck hat uns aus der Beratung, in welcher Schleinitz ihn selber durch die Berufung auf Friedrich Wilhelm III. aus dem Felde schlug, ein klassisches Beispiel gegeben. Aus den Reden Kögels lassen sich eine Reihe anderer Belege danebenstellen. Brauchen wir noch an die Parallele zu erinnern mit dem Agendenstreit? an die vergeblichen Warnungen Schleiermachers (non propter acta sed propter agenda)? an die eigene Schrift des Königs über „Luther und die preußische Agende“? Genau ebenso ist Luthers Autorität auch jetzt wieder angerufen, zunächst gegen Sydow, dann gegen Hoßbach.

Die Erzählung des Hergangs sowohl bei diesen Streitfragen, wie bei den zahlreichen anderen Tageswirren ist anderswo um vieles besser zu finden, als wir sie hier zu geben vermöchten. Alles, was Andere auch in den

Digitized by Google

hier weiter einschlägigen Abschnitten zu bieten vermögen, wird ihnen überlassen bleiben müssen. Unsere Darstellung muß ihren eigenen Gang gehen, wo sie eben Neues zu bieten hat. Dieses Neue aber liegt hier obenan in der Verbindung der „Enthüllungen" der Bismarckschen Memoiren und der Kögelschen Biographie mit den Mitteilungen Herrmanns. Obenan steht eine Reihe von eigenen Äußerungen des Kaisers, welche sich gegenseitig ergänzen.

Unser früherer Rückblick auf die Einflüsse der Kaiserin Augusta hatte bereits auf den Weihnachtsbrief des Jahres 1877 über die „hinreißende Predigt Kögels" hingewiesen. In demselben Zusammenhang seiner Biographie sind ohne irgend welchen Kommentar eine ganze Anzahl von Briefen des Kaisers „in zeitlicher Reihenfolge" eingeschaltet. Der Leser, der von der vorhergegangenen Erzählung zu dieser „Einschaltung" übergeht, wird, wenn er nicht sehr genau zusieht, leicht über die Anlässe zu den dort mitgeteilten Briefen in Irrtum geraten. Denn unmittelbar vorher ist von den Attentaten berichtet, und die Berichterstattung über diese furchtbare, aber von Kögel überaus geschickt ausgenutzte Zeit schließt mit dem Dankgottesdienst (nach der Rückkehr des Kaisers) am 6. Dezember. Es muß diesem Datum jedoch das Jahr 1878 beigefügt werden, weil sonst der erste der folgenden Briefe (vom 13. Dezember) unwillkürlich mit dem letzteren Vorfall in Verbindung gebracht wird, während jener in das Vorjahr 1877 gehört. Dem Biographen würde dieser Irrtum nicht zur Last fallen, da er bei der „Einschaltung" bemerkt, daß sie Briefe von Ende 1877 bis Anfang 1879 umfasse. Aber unsere chronologische Anmerkung erscheint der zukünftigen Leser wegen deshalb erforderlich, weil überhaupt die mitgeteilten Briefe jeder einzeln in den zeitlichen Verband der vorhergegangenen und nachfolgenden Ereignisse hineingestellt werden müssen. Denn ihre Bedeutung ist noch etwas größer, als die der meisten offiziellen (d. h. gewöhnlich von Anderen verfaßten) Kabinettsordres. Stellen wir ihnen die an Herrmann gerichteten zur Seite, so läßt sich der Verlauf der verhängnisvollsten Ereignisse der neueren preußisch-deutschen Geschichte von Etappe zu Etappe verfolgen.

Den Briefen an Herrmann muß nur — allen anderen zuvor — derjenige an Bismarck vorangestellt werden, der durch den Anhang zu den „Ged. u. Er." bekannt wurde. Der Hintergrund auch dieses Briefes sind die Hoßbachsche Gastpredigt in der Jacobikirche (während welcher eine vorher sorgsam einstudierte Szene stattfand, indem ein kleiner Bruchteil der Hörer, der aber dem Kaiser als das Hauptkontingent der gläubigen Gemeinde dargestellt wurde, die Kirche verließ) und der auf das Apostolikum bezügliche Antrag auf der Berlin-Kölner Synode — natürlich auch dieser in der Beleuchtung, welche ihm der „Beichtvater" gegeben hatte. Die an Bismarck gerichteten Äußerungen des Kaisers sind durch das weitverbreitete

Digitized by Google

Buch schon in weitere Kreise gedrungen. Da sie aber unzweideutig zeigen, wie der Kaiser sofort den alten Sydowschen Fall mit dem neuen Hoßbachschen Falle verband und dabei zugleich die Anträge auf der Berlin-Köllner-Synode (NB. noch bevor es zu deren Diskussion kam) mit heranzog, darf dieser vom 1. Juni 1877 datierte Brief auch hier nicht fehlen:

Berlin, 1. Juni 1877.

Trotzdem, daß ich Sie wiederum ungern belästigen muß, so kann ich doch nicht schweigen in einem Augenblick, wo hier ein Fall in unserem religiösen Glauben eingetreten ist, den ich nicht verwinden kann und zu Ihrer Kenntnis bringen muß.

Die Prediger Sydowsche Angelegenheit hat jetzt nach zwei Jahren die giftigsten Früchte erzeugt! Er wurde vom Oberkirchenrat gegen das hiesige Konsistorium freigesprochen, um ihn nicht zum Märtyrer zu stempeln, da ihm sonst nur noch mehr Anhänger zufallen würden. Er vermied jedoch damals seine Irrlehre von der Kanzel zu verkünden und sie kathe(scht)isierend zu lehren, sondern begnügte sich dieselbe vor Tausenden in Privatvorträgen zu lehren. Was geschieht nun in diesen Tagen hier? Der Prediger Hoßbach der Andreaskirche wird zu einer Probepredigt an die Jacobikirche berufen, als Kandidat für die Stelle des verstorbenen Bachmann. In dieser Predigt verkündet er der Gemeinde, damit sie genau wisse, wer vor ihr stünde, daß er nicht zu den Alttheologen, sondern zu den Neutheologen gehöre, die beflissen seien, den apostolischen Glauben von den Sagen und Erfindungen zu befreien, die Menschenwerk seien („die Evangelisten"), sowie von der Annahme, daß der Heiland Gottmensch gewesen sei, und daß für ihn der Heiland ein von Gott begnadigter Mensch sei und dieserhalb um so höher stände als vortrefflichster Mensch, nicht aber als Gottes Sohn! Ein großer Teil der Gemeinde hat bei dieser Definition die Kirche verlassen — aber gestern wird er von dieser Gemeinde zu ihrem Prediger gewählt!! —

Ein zweiter Fall, der beweiset, wohin es in unserer Kirche gekommen ist, ist die Einladung der Berliner-Kölner Stadtkreissynode zum 5. d. M., wo unter 16 Diskussionspunkten der 15. lautet:

Antrag: bei dem Gottesdienst und allen kirchlichen Akten künftig nicht mehr das Glaubensbekenntnis zu verlesen!

Diese beiden Fakten sind für mich so entsetzend, daß ich nicht umhin gekonnt habe, dem Kultusminister und dem Präsidenten pp. Herrmann sehr ernst meine Meinung zu sagen, wie es möglich sei, daß solche Dinge sich unter den Augen des Kirchenregiments zutragen könnten, ohne daß rechtzeitig eingeschritten worden sei! und die Frage auf(zu)werfen, ob wie bei Sydow wiederum nicht eingeschritten werden solle durch eine Untersuchung und Suspendierung vom Amte vorläufig.

Wenn alles so fortgehet, dazu genommen die überhandnehmenden Nichttaufen und Nichttrauungen, so muß die Irreligiosität erzogen werden und dann ist von der Leugnung der Gottheit Christi bis zur Abschaffung Gottes, wie in Frankreich, und seiner Wiedereinsetzung nur noch ein Schritt!

Ihr

Wilhelm.

Die in diesem Briefe an den Fürsten Bismarck erwähnten gleichzeitigen Schreiben an den Kultusminister und den Präsidenten des Oberkirchenrats gehören erst in den späteren Abschnitt über den Sturz Falks.

Digitized by Google

Zu einem vollen Verständnis der „Wandlung“ in der Kirchenpolitik des Kaisers selbst ist aber eine eingehendere Charakteristik der Vor- und Nachgeschichte des Sydowschen Prozesses vonnöthen, als sie an dieser Stelle möglich ist. Dieselbe ist daher abermals in die „Forschungen und Erinnerungen“ verlegt worden. In dem jetzigen Zusammenhang begnügen wir uns damit, die Briefe des Kaisers, welche seine persönliche Stimmung — im Unterschied von derjenigen der früheren Zeit — abspiegeln, zum Abdruck zu bringen. Der erste der an Herrmann gerichteten Briefe ist vom 20. April 1877, fällt also noch in die Zeit vor den neuen Tagesfragen. Aber er erscheint um so wichtiger, als aus ihm deutlich erhellt, daß bereits vor der Hoßbachschen Predigt der (im Grunde von Herrmanns Ernennung an datierende) Konflikt zwischen dem von Hegel geleiteten Konsistorium und dem Oberkirchenrat dem Kaiser in einer für den letzteren ungünstigen Weise „dargestellt“ worden war.

Präsident Hegel (man könnte vielleicht besser sagen: die seine Schritte beeinflussenden Persönlichkeiten) hatte die gleiche Zeitlage, welche den Kronprinzen so überaus ernst stimmte, und einem besonnenen Beobachter wie Wolters die ernstesten Besorgnisse einflößte, für besonders geeignet erachtet, sein Entlassungsgesuch auszuspielen. Dasselbe führt sich im Grunde auf den seit Herrmanns Eintritt in den Evangelischen Oberkirchenrat bestehenden Gegensatz zwischen dieser höheren Behörde und der unteren Instanz des Brandenburger Konsistoriums zurück. Die einzelnen in der Hegelschen Eingabe angeführten Motive, sowie der mit derselben anhebende Streit in der kirchlichen und politischen Presse verdienen eine genauere Untersuchung, als sie an dieser Stelle möglich ist. Es müßte überhaupt zu diesem Behufe vorerst noch eine Reihe von Akten erschlossen werden. Unsererseits kann nur ein dürftiger Beitrag dazu gegeben werden. Denn jener erste Brief des Kaisers vom 20. April 1877 ist ohne Kommentar nicht recht verständlich. So redet der Kaiser von der „Opposition gegen den pp. Schwarz“. Der Name ist verschrieben. Nach einer Bleistiftbemerkung von Herrmann muß es „Krafft“ heißen. Worauf dieser Spezialfall sich überhaupt bezieht, müßte erst archivalisch festgestellt werden. Dessenungeachtet hat schon dieser Brief — gerade weil er schon vor der akuten Zuspitzung des Konflikts in eine gewisse Unzufriedenheit des Kaisers mit seiner obersten Kirchenbehörde hineinblicken läßt — eine derartige Bedeutung, daß er hier nicht entbehrt werden kann:

In der Hegelschen Angelegenheit ist mir bisher noch nie ein eingehendes Bild der Zerwürfnisse in der Zionsgemeinde berichtlich dargelegt worden und namentlich nicht, aus welcher Klasse von Männern die Opposition gegen den pp. Schwarz besteht und welcher kirchlichen und politischen Farbe dieselben sind? Ich kann in dieser so unangenehmen Angelegenheit nicht unparteiisch entscheiden, ehe ich nicht klar sehe, weshalb

Digitized by Google

der pp. Hegel sich so entschieden auf die eine Seite stellt, während er von der anderen schwer angefochten wird und auch vom Oberkirchenrat Zurechtweisungen erhielt, die ungewöhnlich streng lauten.

Ich verlange also die angegebene Berichterstattung in möglichst kurzer Frist.

Wilhelm.

Die im Mai und Juni spielenden Zwischenfälle haben dann den Kaiser veranlaßt, zunächst den Entscheid über das von Hegel als Präsident des Konsistoriums eingereichte Entlassungsgesuch hinauszuschieben. Der Oberkirchenrat als die obere Instanz hatte die Genehmigung desselben empfohlen. Aber diese Genehmigung blieb aus, und die hinter Hegel stehende Parteipresse verstand diese Lage geschickt zu benutzen, während der freisinnige Berlinismus fortfuhr, auf dem Vulkan zu tanzen. Es blieb unter diesen Verhältnissen für den Präsidenten der oberen Instanz kein anderer Weg, als — zumal nachdem Kögel das agitatorische Schauspiel im Dom aufgeführt hatte — seinerseits die Entlassung anzubieten. Herrmann hat dies damals in einer Unterredung mit dem Chef des Zivilkabinetts, Herrn von Wilmowski, getan. Darauf hat der Kaiser wieder persönlich in einem eigenhändigen Schreiben vom 10. Juni (also nach der Tagung der Berlin-Köllner Synode) eingegriffen:

Berlin, 10. Juni 1877.

Der W. G. und Kabinettsrat von Wilmowsky hat mir in anliegendem Billet mitgeteilt, daß Sie glauben in ihrer Stellung gefährdet zu sein, weil durch meine Zögerung in der Hegelschen Sache die Meinung erwüchse, daß ich auf einen Systemwechsel in der durch Sie so glücklich ins Leben gerufenen Synodalverfassung ausginge, und daß er, pp. von Wilmowsky nicht mehr imstande sei, Sie vom Abschiedsgesuch abzuhalten. Wenn dies gegründet ist, so bin ich derjenige, welcher Sie von diesem Schritt abzuhalten, berufen bin. Bei keiner Gelegenheit ist auch nur ein Wort oder ein Zeichen von mir gefallen, das auf eine Systemsänderung der von mir selbst gewollten und bestätigten Synodalverfassung hindeutete. Daß, leider, manches in derselben, wie Sie selbst am besten wissen, nicht so aufgenommen worden ist, wie ich es wünschte, ist gewiß, aber ich habe sie dennoch vollzogen, auf die feste Ausführung vertrauend, die meine Bedenken beseitigen würde. Da Sie unmöglich den Glauben teilen können, daß von mir jener Wechsel intendiert werde, so ist es gerade Ihre Aufgabe, den Gerüchten zu widersprechen, nicht aber dieselben hinzunehmen und sogar glauben machen, daß Sie mein Vertrauen nicht besäßen.

Der Ernst, mit welchem Sie die unglückliche Hoßbachsche Geschichte und die beabsichtigte Verwerfung des Apostolikums in die Hand nehmen, hat mein Vertrauen zu Ihnen nur befestigen können. Da nun in der erstgenannten Sache der Präsident Hegel derjenige ist, der Ihrer Angabe nach den ersten Angriff zu machen hat, so begreifen Sie, wie jedermann, daß dies nicht der Moment ist, eine Entscheidung in seinem Abschiedsgesuch zu treffen, da jedermann sich sagen müßte, ich wolle in der Hoßbachschen Frage keinen verurteilenden Spruch, während ich gerade das Gegenteil erwarte.

Wilhelm.

Digitized by Google

Noch ist also der Kaiser in dem Vertrauen auf seinen berufenen Ratgeber in kirchlichen Fragen unerschüttert geblieben. Wie tief ihm aber die vom „Berlinismus" veranlaßten innerkirchlichen Wirren zu Herzen gingen, zeigt der zwei Tage später folgende Brief vom 12. Juni in ergreifendster Weise:

Berlin, 12. Juni 1877.

Zum Eingang dieses Schreibens muß ich Ihnen den ganzen Ernst meiner Stimmung vorführen, Ihnen sagen, daß ich am 7. Juni den Todestag meines unvergeßlichen Vaters beging, am 8. den 62. Jahrestag meiner Konfirmation, den 11. ebenso lange meiner ersten Kommunion, den Beisetzungstag meines Vaters nach 37 Jahren und meines 48. Hochzeitstages, und alle diese ernsten Gedächtnistage, unwohl in völliger Abgeschlossenheit zubrachte, — so werden Sie sich überzeugen, daß keine Übereilung mir diese Zeilen diktieren können, sondern wohl durchdachte und überlegte Aussprüche nur sein können, in Konsequenz meines bisherigen Handelns in den uns bewegenden Angelegenheiten!

Wenn ich den Eingang ihres gestrigen Schreibens mit Anerkennung begrüßte, so werden Sie sich mein Befremden kaum vorstellen, wenn Sie nach Vorführung allbekannter Vorkommnisse am Schluß Ihres Schreibens zu dem Antrag Ihrer Entlassung kommen!

Mein Brief an Sie vom 10. sollte Sie beruhigen über völlig falsche und unmotivierte Gerüchte über meine Absichten hinsichtlich der Führung der kirchlichen Fragen. Sie selbst schreiben mir gestern, Sie wären diesen Gerüchten bestimmt entgegengetreten, wir sind also einig. Und nun zeigen Sie mir dennoch an, daß Sie fahnenflüchtig werden wollen, in einem Moment, wo wir, die noch Rechtgläubigen, unsere Fahne hoch schwingen müssen, um dem Unglauben entgegenzutreten? Haben Sie denn ganz unerwogen gelassen, daß Ihr Abgang in diesem Moment gerade jenen Gerüchten allen Glauben verheißen muß, daß Sie also es sind, der mich verläßt, weil wir uns nicht mehr verständen. Sie schützen Ihre Gesundheit, Abspannung, Ärger usw. vor, der Ihren unglückseligen Entschluß zur Reife bringe. Glauben Sie denn, daß ich auf Rosen gebettet bin, ich, der nur im äußersten Notfall vom Weltschauplatz abtreten darf, also aushalten muß! Und unter solchen Umständen wollen sie mir Ihre Unterstützung versagen, wegen der Hegeliana? Der Oberkonsistorialrat Hegel ist ein durch und durch frommer und rechtgläubiger Mann, der momentan in eine unrichtige Fährte geraten ist, aus der man ihn zu reißen suchen muß, aber nicht in dem Augenblick fortschicken kann, wo es darauf ankommt, Rechtgläubige um uns zu sammeln, um dem Unglauben geschlossen entgegenzutreten.

Darum tut es mir leid, daß ich Ihre Ansicht nicht teilen kann, daß er gerade, weil er den ersten Angriff vermöge seiner Amtsstellung in der heillosen Hoßbachschen Angelegenheit zu tun hat und schon begonnen haben muß, beseitigt werden müsse, wegen aller Konsequenzen, die dieser Akt nach sich ziehen muß! Ich sehe gerade das Gegenteil von ihrer Auffassung in diesem Fall.

Ich erkläre Ihnen also auf das Allerbestimmteste, daß ich Ihr Entlassungsgesuch zurückweise ebenso wie das des von Hegel und rechne mit gleicher Bestimmtheit auf Ihre erfolgreiche gläubige Hilfe und Unterstützung gegen die nun offen zu Tage liegende Glaubensfälschung!

Wilhelm.

An den Präsidenten des Ev. Oberkirchenrates: Herrmann.

Digitized by Google

Wenn die Lage des Kaisers aber eine schwierige war, so war die Herrmann gestellte Aufgabe geradezu undurchführbar. Er hatte den greisen Sydow im Amte gehalten durch den Nachweis, daß er mit seinem Vortrag keine Amtshandlung begangen. Das hatte nun aber Hoßbach mit seiner Predigt unzweifelhaft getan. So konnte der Kaiser nach formalem Recht die Schlußfolgerung ziehen, daß der Oberkirchenrat jetzt zu dem verpflichtet sei, was er früher verweigert. In der Tat hat der Oberkirchenrat trotz des Lärmes in der freisinnigen Berliner Presse dem Konsistorium darin zugestimmt, daß die Wahl Hoßbachs an die Jacobikirche auf Grund seiner provokatorischen Predigt nicht bestätigt werden könne. Der Präsident der oberen Instanz teilte dem Kaiser auch alsbald diesen Entscheid der unteren mit, welcher auch der Oberkirchenrat zustimmen werde. Aber die Partei, welcher die Fehler Hoßbachs und seiner Freunde zu viel weitergehenden Zielen dienen sollten, war mit diesem Entscheid nicht zufrieden. Ihr war nur mit der Absetzung Hoßbachs als Einschüchterungsmaßregel gedient. Es war im Grunde keine schwere Aufgabe, den Kaiser von seinen eigenen Prämissen aus für die Auffassung zu gewinnen, daß ein Mann, welcher für die eine Gemeinde nicht bestätigt werden könne, auch für die andere ebensowenig geeignet sei. Aber für die ernste Gewissenhaftigkeit, mit welcher er persönlich nach wie vor diese Frage behandelte, haben wir abermals ein tief ergreifende Zeugnis in seinem Briefe vom 1. Oktober 1877 (aus Baden-Baden, wo der Kaiser und die Kaiserin gemeinsam ihren gewöhnlichen Herbstaufenthalt hatten):

Baden-Baden, 1. Oktober 1877.

Für Ihre Mitteilung des Beschlusses des Brandenburgischen Konsistoriums in der Hoßbachschen Episode sage ich Ihnen meinen verbindlichen Dank. Der Sieg ist aber noch nicht vollkommen, da die Appellation dem p. Hoßbach noch freisteht und er von derselben bereits Gebrauch macht, wie die Zeitungen sagen. Da Sie an der Spitze des Oberkirchenrates nunmehr die Instanz sind, welche die Appellation zu entscheiden hat, so kann ich nur an dasselbe Verfahren in der Sydowschen Affäre erinnern, wo der Oberkirchenrat den Spruch des Konsistoriums reformierte. Sie werden sich der Konferenz erinnern, die ich damals abhielt und in welcher ich es aussprach, daß ich die Ansicht, die mir vorgehalten wurde:

> durch die ernste Warnung, welche Sydow erhalten, werde die Angelegenheit tot sein und dafür gesorgt werden würde, daß sie tot bleibe,

durchaus nicht teilen könne, sondern die Warnung zu nichts führen werde!

Meine Ansicht hat sich nur zu sehr bewahrheitet, indem nicht nur die Frage nicht tot gemacht wurde, sondern fortlebte und in diesem Jahre aus dem Rathaussaale auf die Kanzel trat!!

Jetzt sind die Würfel also gefallen! Die Machinationen in der Jacobigemeinde werden Viele einschüchtern, hoffentlich nicht den Oberkirchenrat, in dessen Hand nun die Zukunft unseres Glaubens liegt!!!

Wilhelm.

Digitized by Google

Auch die Erwiderung Herrmanns mit der Angabe der Gründe für die Mittelstellung des Oberkirchenrats hat diesen Widerspruch der beiderseitigen Überzeugungen nicht aus der Welt schaffen können. Beweis der wieder rasch folgende Kaiserbrief vom 13. Oktober:

Baden, 13. Oktober 1877.

Für ihre Mitteilung der Verurteilungsgründe Hoßbachs durch das Konsistorium, bin ich Ihnen sehr dankbar, sowie für den Inhalt Ihres Begleitschreibens. Beim Durchlesen jener Gründe und ihrem endlichen Spruch, muß ich jedoch die Frage aufwerfen: wie kann nach jenen aufgezählten Gründen und dem Spruch, ein Geistlicher im Amte bleiben, wenn dessen Wahl für eine Gemeinde für ungültig erklärt, er aber für schlecht genug befunden wird, bei seiner bisherigen Gemeinde zu verbleiben?? Mir erscheinen die Urteilsgründe so schlagend und umfassend, daß ein so charakterisierter Geistlicher gar nicht im Amte überhaupt bleiben kann. Ich nehme also an, daß der Oberkirchenrat, wenn er, wie Sie annehmen, die Wahl Hoßbachs für St. Jacobi annulliert, er gleichzeitig auch für St. Andreas für unwürdig erklärt werden wird, d. h. abgesetzt wird.

Sie sagen ferner, daß Sydows Fall anders lag, indem er gegen § 8 des Landrechts nicht verstieß, also nicht verurteilt werden konnte. In meinen Augen verfuhr er aber als Mensch und Geistlicher noch viel schlimmer, indem er das Gesetz umging, — zwar von der Kanzel und beim Kathechisieren seinen Glauben nicht lehrte, wohl aber in großen Versammlungen zu Tausenden seinen Glauben lehrte und ihm zugejauchzt wurde. Eine solche Umgehung des Gesetzes hatte der Gesetzgeber von einem Geistlichen wohl nie erwartet und daher auch keine Strafe dafür ausgesprochen. Die Unwürdigkeit einer solchen wissentlichen Umgehung des Gesetzes, um doch zu seinem Ziele zu kommen, erschien mir damals und noch heute so strafbar, daß seine Amtsentsetzung hätte erfolgen müssen, wegen Unwürdigkeit in Amtshandlungen, denn ein Geistlicher, der einen anderen Glauben öffentlich lehrt, als den, den er gelobt hat zu lehren, begeht eine Amtshandlung.

Wilhelm.

Daß der Gegensatz überhaupt nicht zu schlichten war, beweist endlich noch das Schreiben des Kaisers vom 5. November über die neuen Vorkommnisse auf der Berliner Synode, welche u. a. Hoßbach zum Vicepräsidenten gewählt hatte:

Baden, 11. November 1877.

Ihre Antwort von gestern kann mich insofern noch nicht befriedigen, als bisher in allen parlamentarischen Versammlungen, die doch allein Vorbilder für öffentliche Versammlungen nur sein können, — stets der Vorsitzende die Tagesordnung feststellt, die nur modifiziert wird, wenn im Plenum ein Wunsch laut wird, der zur Diskussion und endlichen Entscheidung kommt. Wie konnte daher Generalsuperintendent Brückner solche Vorbilder außer acht lassend, nicht sofort das Recht der Feststellung der Tagesordnung für sich in Anspruch nehmen und danach nach parlamentarischem Usus verfahren lassen? Es ist damit ein Präzedenz gegeben, das schlimme Früchte tragen muß.

Digitized by Google

Aber Brückner hat noch eine zweite Schwäche begangen, wenn anders das Referat im „Berliner Fremdenblatt“ vom 4. November richtig ist, indem er die Resolution zuließ, auch das Apostolikum auf die Tagesordnung zu setzen, während es ja im Gesetz ausgesprochen ist, daß Agende und Liturgie, also auch das Apostolikum von allen Diskussionen ausgeschlossen sein soll!? Ich gestehe, daß, wenn ein Generalsuperintendent und Mitglied des Oberkirchenrates sich solche Schwächen beim Präsidieren zuschulden kommen läßt, ich nicht weiß, was aus unseren Synoden noch werden kann?

Die Wahl von Hoßbach zum Vizevorsitzenden, sowie die Wahl Suckows und Konsorten, welche ja größtenteils Protestantenvereinler sind, beweisen mir nur zu gut, daß Alles eintritt, was ich seinerzeit gegen die Art der Wahl von Laien gesagt und geschrieben habe! Daß sich pp. Brückner unheimlich neben seinem Kollegen, den er im Begriff ist abzusetzen, fühlen mußte, begreife ich! Sollte es stenographische Referate oder sonst authentische Aufzeichnungen jener Berliner Synodalsitzung geben, so bitte ich um ein Exemplar [des] da der quaest. Artikel meine einzige Kenntnis bisher ist.

Wilhelm.

Wir beschränken uns hier auf die bloße Mitteilung der die Meinungsverschiedenheit zwischen der Auffassung des Kaisers und des Oberkirchenrats zum Ausdruck bringenden Briefe. Der allgemeine Hintergrund der Kontroverse läßt sich nur in der Spezialuntersuchung der „Forschungen und Erinnerungen“ allseitig zeichnen. In dem jetzigen Zusammenhang muß die tatsächliche Feststellung genügen, daß es jene fortdauernde Meinungsverschiedenheit gewesen ist, in Folge deren Herrmann noch im gleichen Moment mit dem letzten kaiserlichen Briefe, am 25. November 1877, offiziell sein Entlassungsgesuch eingereicht hat. Dasselbe ist bereits 1891 in Beyschlags „Deutsch-Evangel. Blättern“ zum Abdruck gekommen, aber ein Auszug daraus darf auch hier nicht fehlen. Dürfte es doch für alle Zeit zu den für das Kirchenregiment der evangelischen Kirche ehrenvollsten Dokumenten gehören. Auch eine noch so lange Fortdauer der Herrmannschen Verwaltung hätte für die Zukunft der Kirche kaum von größerem Segen sein können, als das Vorbild, welches er seinen Nachfolgern in Bezug auf ihr Verhältnis zum Summepiskopus hinterlassen hat. In dem früheren Abschnitt über Herrmanns Kirchenverfassung ist es zum Ausdruck gekommen, daß die Vorbedingung für die Führung seines Amtes in dem persönlichen Vertrauen des Kaisers bestand. Nunmehr hatte er aber klar erkannt, daß diese Vorbedingung nicht mehr vorhanden war:

Schon seit dem Anfang dieses Jahres konnte ich mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß mit den Voraussetzungen, unter welchen allein ich dem Allerhöchst mir übertragenen Amte genügen zu können glaube, eine tiefgreifende Veränderung vorgehe.

Es folgt dann (nach dankbarer Erwähnung des letzten persönlichen Gnadenerweises des Kaisers, der Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat) eine Kennzeichnung der kirchlichen Gesamtlage, die heute womöglich

Digitized by Google

noch lehrreicher ist als zur Zeit der Krisis, wodurch sie veranlaßt wurde. Es gilt dies obenan von der Charakteristik der Pflichten, welche einem wahrhaft evangelischen Kirchenregiment mit Bezug auf die kirchliche Linke obliegen:

Nicht daß mich die Kämpfe schreckten, welche mit den bewußt negativen Richtungen oder mit denjenigen zu bestehen sind, welche in guter Meinung, aber in Verkennung der inneren Gesetze des geschichtlichen Lebens, alles feste historische Erbe der Kirche in Fluß bringen und durch ein Gemeindebewußtsein ersetzen wollen, welches doch nur durch den Besitz jenes Erbes aus seiner Beschränktheit und Dürftigkeit herausgehoben werden kann. Den einen wie den anderen, wie verschieden sie auch zu behandeln sind, fühle ich mich vollständig gewachsen, und bin sicher, daß der Kampf gegen ihre Bestrebungen bei einiger Weisheit und Kraft der Leitung zur Erstarkung unserer Kirche ausschlagen wird. Überdies lagen die von dieser Seite her kommenden Schwierigkeiten schon beim Antritte meines Amtes klar vor; während der Führung desselben aber haben sie sich nicht vermehrt, sondern eher vermindert, indem unter dem segensreichen Einflusse der Verfassung die religiös empfänglichen und nach der Gemeinschaft mit der Kirche verlangenden Elemente der kirchlichen Linken sich von den nur negativen und auflösenden Bestandteilen zu scheiden begonnen haben, ein Scheidungsprozeß, ohne dessen ungehemmten und durch Verketzerungen nicht aufgehaltenen Fortgang das Ziel einer großen und geistesmächtigen evangelischen Landeskirche nicht erreicht werden kann.

Das in diesem Punkte von Herrmann aufgestellte und unter allen Schwierigkeiten konsequent durchgeführte Programm hat sich gerade durch die dazwischengetretene entgegengesetzte Taktik um so mehr in seiner Richtigkeit erprobt. Aber in jener Zeit der Krise war die moralische Stellung des Oberkirchenrats durch die unverantwortlichen geheimen Ratgeber des Monarchen in ihrer Grundlage erschüttert. Denn diese Grundlage wurzelte eben in dem Vertrauen des letzteren zu seinen verantwortlichen Ratgebern. Eine Einbuße an diesem Vertrauen, ja „schon der bloße Glaube, daß eine solche Einbuße stattgefunden", mußte die Position des Oberkirchenrats zu einer unhaltbaren machen.

Es ist eine ergreifende Schilderung, wie die Entstehung jenes Glaubens nach und nach aufgekommen. Herrmann geht in dieser Schilderung ausdrücklich „auf gewisse, mit der Generalsynode in Verbindung stehende Vorgänge" zurück (d. h. — ohne daß in dem ganzen Aktenstück der Name Kögels genannt oder auch nur angedeutet wird — auf die Begründung der Kögelschen Fraktion im Jahre 1875). Die so entstandene Meinung „ist der tragfähige Boden geworden, von welchem aus Gegner mannigfacher Art, mehr oder minder offen, aber mit Erfolg bemüht sind, die oberste Kirchenleitung zu verdächtigen, durch Gegenwirkungen zu lähmen und von der Linie der bisher von ihr befolgten, wie ich glaube, maßvollen, aus dem inneren Gesetz der Sache geschöpften, keiner Partei zu Liebe oder zu Leide gehandhabten Grundsätze zu verdrängen".

Digitized by Google

Die „Kraft des Widerstandes“ gegen derartige Bestrebungen würde nur aus der „Zuversicht, daß das kaiserliche Vertrauen zur Kirchenleitung unerschüttert fest stehe“, geschöpft werden können. Statt dessen ist zweifellos ein Dissensus vorhanden:

Ich schöpfe die Überzeugung dieses Dissenses teils aus den Worten, welche die in Benrath versammelten Geistlichen aus Ew. Majestät Munde vernommen haben, teils aus Erklärungen in Allerhöchsten an mich gerichteten Handschreiben, teils aus den dem ehrfurchtsvollen Berichte des Evangelischen Oberkirchenrats vom 11. August d. J. Allerhöchst beigefügten Marginalien. Von den verschiedenen Gegenständen aber, welcher dieser Dissens betrifft, wollen Ew. Majestät mir huldreichst verstatten, diejenigen beiden hervorzuheben, in denen die nächste Zeit eine Entscheidung bringen muß. Es sind dies das weitere kirchenregimentliche Vorgehen in der Verfassungssache und die Handhabung der Lehrdisziplin besonders in der Hoßbachschen Angelegenheit.

Ein näheres Eintreten auf diesen letzteren, damals zur Entscheidung drängenden Punkt ist an dieser Stelle ausgeschlossen. Derselbe ist daher in der Spezialuntersuchung über die Wandlung des Kaisers in die unumgängliche Verbindung mit dem Sydowschen Prozesse gestellt worden. Dagegen darf es auch in dem jetzigen Zusammenhang nicht übergangen werden, daß die — an die Spitze der nachfolgenden Auseinandersetzung gestellten — sogenannten „Schlußbestimmungen der Generalsynodalordnung“, welche der Kaiser auf Antrieb Kögels verändert wünschte, sogar nach dem schon früher erwähnten Zeugnis der Kögelschen Biographie sich nachmals als völlig gefahrlos erwiesen. Aber es ist vergeblich gewesen, daß der amtlich berufene Leiter der Kirche daran mahnte, „auf dem endlich gewonnenen Rechtsboden festzustehen“.

Wie den Vorstoß gegen die Schlußbestimmungen, so hat der berufene Leiter der obersten Kirchenbehörde auch die maßlose Übertreibung der Vorgänge auf einer einzelnen Synode ins rechte Licht zu stellen verstanden:

Von den auf Grundlage der Schlußbestimmungen gebildeten Kreissynoden, welche sämtlich — nahezu 400 an der Zahl — im Laufe dieses Jahres versammelt gewesen sind, hat, von Berlin abgesehen, nach meiner amtlichen und außeramtlichen Kenntnis keine einzige die Linie ihres verfassungsmäßigen Berufs überschritten oder irgend bedenklichen Meinungsbestrebungen sich hingegeben. Die Erfahrungsprobe spricht demnach für das Bestehende und begründet den Schluß, daß die abweichenden Berliner Vorgänge nicht auf allgemeinen Fehlern der Verfassung, sondern auf konkreten Mängeln der Berliner Zustände beruhen, denen durch nichts weniger als durch Veränderungen in der Verfassung der Landeskirche würde abgeholfen werden. Übrigens wohnt eine besondere Gefährlichkeit diesen Vorgängen um so weniger bei, je schwächer der Einfluß ist, welchen das Berliner Vorbild in politischen und kirchlichen Dingen auf das Land ausübt.

Lehrreicher noch für die Nachwelt ist die bei der Behandlung der Hoßbachschen Angelegenheit offen und wahr gegebene Darlegung, weshalb der — das Hoßbachsche Vorgehen aufs schärfste beklagende — Präsident

Digitized by Google

des Oberkirchenrats nicht zu seiner Absetzung die Hand bieten konnte. Es sind wahrhaft goldene Worte, in welchen die — verschieden zu behandelnden — Einzelfälle einzeln charakterisiert und voneinander unterschieden werden:

Weder gestattet es das Lehrsystem der evangelischen Kirche, daß man die symbolmäßigen Sätze wegen ihrer gleichen formellen Beschaffenheit als gleichmäßig bindend behandelt, noch ist es moralisch und rechtlich erlaubt, die in der Überzeugung der kirchlichen Zulässigkeit vorgetragene Lehrmeinung mit der offenen Aggression gegen die kirchlichen Lehrschranken gleich zu beurteilen, oder das an dem Wunder der Offenbarung festhaltende und in der heiligen Schrift göttliche Wahrheit suchende Streben mit der leichtfertigen Überhebung und dem oberflächlichen Wissensdünkel auf gleiche Linie zu stellen, obgleich beide zu den gleichen Lehrabweichungen gelangen können.

Der nähere Nachweis der Anwendung dieser unzweideutigen Prinzipien auf den Einzelfall muß hier wieder beiseite gelassen werden. Aber es wäre schade, wenn nicht auch hier das Manneswort mit aufgenommen würde, warum der berufene Vertreter der Kirche nicht zur Übertragung des im Staatswesen antiquierten Absolutismus auf die kirchlichen Fragen die Hand bieten kann:

Es ist nur die Erfüllung der Pflicht der Wahrhaftigkeit, die Ew. Majestät gegenüber mir obliegt, wenn ich so offen als ehrfurchtsvoll erkläre, daß ich, soweit es mir als Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats zukommt, der Annahme Ew. Majestät zu entsprechen nicht imstande sein werde, indem ich nach den mir vorliegenden, die bisherigen Verhandlungen vollständig umfassenden Materialien in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Lehrdisziplin, die ich für normativ halte, eine disziplinarische Verfolgung und eventuelle Absetzung des p. Hoßbach nicht ins Auge fassen kann.

Die erschütterndsten Teile des ganzen hochbedeutsamen Dokuments bilden jedoch die unverhohlen ausgesprochenen Klagen, daß an die Stelle der verantwortlichen Ratgeber sich die unverantwortlichen gedrängt haben:

Hätten Ew. Majestät die Gnade gehabt, über die an Allerhöchstdieselben gebrachten Anklagen wider die Verfassung und über die gangbaren Wege etwaiger Abhilfe den Evangelischen Oberkirchenrat zu hören, ich zweifle nicht, daß infolge unserer Darlegung der Verhältnisse das vor den Geistlichen in Beirath ausgesprochene ungünstige Urteil nicht zum Abschluß gelangt wäre. Nachdem es ausgesprochen, ist es eine geschichtliche Tatsache, welche meine gegenteiligen Überzeugungen, die ich nach bestem Wissen und Gewissen festhalten muß, als ein Widerstreben gegen die Allerhöchste Willensmeinung erscheinen läßt und mich innerlich und äußerlich in eine widerspruchsvolle Lage versetzt, aus der ich durch die Allerhöchste Gewährung meiner Bitte um Entlassung befreit zu werden hoffe.

Der gleiche rückhaltlose Vorwurf ist sogar nochmals in den Schlußworten von dem der vollen Verantwortlichkeit seines Amtes klar bewußten Manne erhoben:

Die Einbuße am Allerhöchsten Vertrauen muß ich als eine nicht bloß in der Meinung der Landeskirche, sondern auch in der Wirklichkeit feststehende Tatsache hinnehmen, wie ich dieselbe denn auch zu meinem tiefsten Schmerze darin habe erfahren

Digitized by Google

müssen, daß die Allerhöchste Stellungnahme zu kirchlichen Vorgängen und Aufgaben wiederholt erfolgt ist, ohne daß Ew. Majestät mir die Gnade erwiesen hätten, meinen Vortrag über die betreffende Angelegenheit vorher zu hören.

Vom 25. November 1877 bis zum 2. Mai 1878 hat die kaiserliche Entscheidung sich hingezogen. Statt der erbetenen Entlassung hat der Kaiser zuerst unter dem 6. Februar 1878 einen sechswöchentlichen Urlaub bewilligt. Es ist eine Zeit banger Spannung, verhängnisschwerer Vorgänge hinter den Kulissen gewesen. Erst der nächstfolgende Abschnitt über den Sturz Falks kann uns dies im einzelnen zeigen. An dieser Stelle muß dagegen noch ausdrücklich vermerkt werden, daß Herrmann vor seinem Rücktritt noch die Entscheidung des Oberkirchenrats in der Hoßbachschen Sache herbeigeführt und mit seiner Unterschrift gedeckt hat, so daß die brennende Streitfrage aus der Welt geschafft war. Von dem Entlassungsgesuch aber glauben wir uns nunmehr noch einmal wieder zu Herrmanns Tagebuch wenden zu sollen.

Die Aufzeichnung über sein Programm, die schon in § 37 mit aufgenommen wurde, ist vom 25. März 1878. Das von da an regelmäßig fortgeführte Tagebuch beginnt aber bereits am 18. März. Wir finden zuerst eine orientierende Einleitung, dann aber eine überaus charakteristische Darlegung der Schwankungen in der Haltung des Kultusministeriums. Diese ganze Darlegung zusamt ihren Fortsetzungen vom 12. und 23. Mai stellt sich wieder besser in den späteren Abschnitt über den Sturz Falks selber hinein. An dieser Stelle muß dagegen allem anderen die Bitte Herrmanns um endlichen Entscheid in der sich noch immer hinziehenden Entlassungsfrage vorhergehen. Er hat sie in einem am 19. März 1878 an den WGRat v. Wilmowski gerichteten Schreiben gestellt, dessen Konzept in das Tagebuch mit aufgenommen ist. Es lautet folgendermaßen:

Ich bedauere aufrichtig, daß ich Ew. Exzellenz noch einmal mit einer Bitte um Ihren gütigen Rat in Anspruch nehmen muß.

Se. Majestät hatten die Gnade, mir einen Urlaub zu bewilligen, den ich mit Rücksicht auf die noch ausstehende Allerhöchste Entscheidung über mein Entlassungsgesuch erbitten zu dürfen glaubte. Die sechs Wochen, auf welche Se. Majestät diesen Urlaub zu normieren geruhten, gehen mit Ablauf dieser Woche zu Ende, während die mein Urlaubsgesuch motivierenden Umstände unverändert fortdauern. Ich bin daher vor die Frage gestellt, welches Verhalten in der gegebenen Lage mir vorgezeichnet ist.

Der Wiedereintritt in die Geschäfte, welchen das jus strictum erfordern würde, ist nicht bloß für mich persönlich recht peinlich, sondern auch nach außen mißdeutbar und dürfte auch nicht in den Intentionen Sr. Majestät liegen, wenn ich anders in der Bewilligung jenes Urlaubs eine Allerhöchste Anerkennung der Beweggründe finden darf, aus welchen er erbeten wurde.

Nicht minder fraglich ist mir aber auch, ob es angemessen sei, Sr. Majestät mit einem weiteren Gesuche um Verlängerung des Urlaubs zu nahen, sofern darin eine Erinnerung an mein noch unerledigtes Entlassungsgesuch und somit ein ungeziemliches

Digitized by Google

Drängen auf Entscheidung gefunden werden könnte. Auch liegt mir begreiflich der Gedanke nahe, daß die Entscheidung der Sache nach schon festgestellt sein und in so kurzer Frist an mich gelangen könnte, daß ein weiteres Urlaubsgesuch des Gegenstandes entbehrt.

Ich vermag nicht darüber zur Klarheit zu kommen, ob ich den einen oder den anderen oder auch den dritten mir verborgenen Weg einschlagen soll, und erlaube mir daher Ew. Exzellenz um Direktive zu bitten. —

Ich hoffe, daß dieses Schreiben zur Lichtung des Dunkels führen wird, welches über meiner nächsten Zukunft liegt.

Über die nächsten Folgen dieses Gesuchs berichtet eine Aufzeichnung vom 23. März dahin:

Nichts ist gelichtet. H. v. W. schrieb mir am 20. (wahrscheinlich nachdem er den Kaiser darüber gesprochen), daß er ein Gesuch um Verlängerung des Urlaubs empfehle. Ich schrieb ein solches an Se. Majestät noch am 20. und erhielt darauf die Verlängerung meines Urlaubs noch am 21.

Gestern des Kaisers 81. Geburtstag. Ich gab ein offizielles Diner für die Räte des Oberkirchenrates und des Konsistoriums und brachte aus vollem Herzen das Hoch auf den Kaiser aus. Der Hauptgedanke meiner Toastrede war der Segen, der uns in Staat und Kirche dadurch zuteil wird, daß die an den Namen des Kaisers sich knüpfenden großen Schöpfungen ihre immer gefährlichen, durch grundsätzliche Gegner und unverständige Freunde gleichmäßig bedrohten ersten Lebensstadien noch unter dem Schutze seiner eminent autoritativen Persönlichkeit hinbringen und dadurch festwurzeln können. Dieser Gedanke hat seine Richtigkeit für das politische Gebiet unbedingt; aber auch für das der evangelischen Kirche ist er nicht unrichtig, da der alte Kaiser, trotz des Einflusses, den meine prinzipiellen und machthungerigen Gegner gewonnen haben, durch seine Persönlichkeit von der Kirchenverfassung wenigstens das Äußerste abhält, wofür unter der Regierung eines Friedrich Wilhelms IV. große Chancen vorgelegen hätten. So unsicher und unklar des Kaisers Gedanken über die Lebensbedingungen der evangelischen Kirche auch in der neueren Zeit geworden sind, so verträgt seine einfache und wahre Natur doch nicht den Widerspruch gegen sich selbst, der in einer vollständigen Systemänderung liegen würde: sein Vorgänger hätte sich ein künstliches Gedankengerüst ad hoc zurechtzimmern können, er nicht. So nehme ich wenigstens noch an. Gott gebe, daß es keine Täuschung meines loyalen Herzens sei.

In dieser bangen Zeit hat noch einmal ein Vermittlungsversuch desjenigen Fürsten stattgefunden, welchem nicht nur die evangelische Kirche seines Landes, sondern die gesammtdeutsche Kirche bedeutend mehr schuldet, als der Öffentlichkeit bekannt werden konnte. Wie alljährlich (u. a. auch im Vorjahre 1877, wo der Verfasser persönlich ebenfalls eine Audienz hatte, welche im Herbst des gleichen Jahres auf der Mainau ihre Fortsetzung fand) hatte der Großherzog von Baden den Geburtstag des Kaisers (22. März) in Berlin mitgefeiert. Nachdem er mit letzterem persönlich verhandelt, ließ er seinen alten Untertan am 26. März zu sich bescheiden. Über die Ergebnisse der Unterredung mit dem Großherzog teilt das Herrmannsche Tagebuch unter dem 27. März folgendes mit:

Digitized by Google

Ich ersah aus seinen Äußerungen, daß der Kaiser in der Tat ein anderes Regime in Lehrsachen will, mit meinen Grundsätzen unzufrieden ist und daher in der Sache entschlossen ist, mir die erbetene Entlassung zu erteilen: Geistliche, die nicht den Bekenntnissen gemäß lehren, sollen abgesetzt werden, ebenso Professoren der Theologie im gleichen Falle; Anhänger solcher Geistlichen sollen von der Freiheit, sich außerhalb der Kirche zu neuen Religionsgesellschaften zu verbinden, Gebrauch machen, in der Kirche haben sie kein Bürgerrecht. Immer war der Kaiser nach seinem geschichtlichen Sinn und seiner Vorliebe für das Traditionelle gegen alles Neologische eingenommen und haßte vor allem den Protestantenverein, den er recht eigentlich als den Zerwühler und Zerstörer des alten Glaubens, oder richtiger des Glaubens überhaupt, also auch als Entgründer des Respekts vor der göttlichen Autorität, ja als Quelle alles Übels der heutigen sittlichen Welt bis zur Sozialdemokratie, ansieht und verabscheut. Jetzt unterscheidet der Kaiser nur zwei große Gruppen: 1. die Anhänger des alten Glaubens, die allein Gläubigen, welche praktisch an der scharfen, besonders in Amtsentsetzung sich äußernden Disziplin erkennbar sind, die sie gegen Glaubensabweichungen ausüben oder verlangen; 2. Neologen, welche mehr oder weniger bewußt den Glauben preisgeben und entweder selbst Protestantenvereinler sind, oder ihnen doch in die Hände arbeiten und damit die Umsturzgefahr für alle sittliche Ordnung herbeiführen. Die ersten sind die Schafe, die zweiten, zu denen der Kaiser mich rechnen wird, sind die Böcke: nur in den Händen der ersteren darf das Kirchenregiment sich befinden. Diese Anschauungen sind in Sr. Majestät seit einem Jahre mehr und mehr herrschend geworden und traten schon in der das Entlassungsgesuch des Präsidenten Hegel abschlagenden Ordre im Juni vorigen Jahres hervor, welche die Unentbehrlichkeit eines so strenggläubigen Mannes im Kirchenregiment verkündet. Ihre Nahrung erhielten sie aus zwei Quellen, einer offenen und einer verborgenen. Die offene sind die dreisten und unverständigen Berliner Aktionen des liberalen Protestantismus, an denen der vorige Sommer reich war (der Kochhannsche Antrag gegen den Kultusgebrauch des Apostolikums, die Rohdeschen Deklamationen über dasselbe Thema in einer Berliner Kreissynode, die Hoßbachsche Gastpredigt und Wahl in der St. Jakobikirche, der fortschrittliche Übermut auf der Versammlung der vereinigten Berliner Kreissynoden). Die verborgene und zugleich wirksamste Quelle besteht in der planmäßigen Beunruhigung und Bearbeitung des Kaisers durch vertraute Personen (Uhden), welche ihm die einzelnen Vorgänge mit Übertreibungen, Konsequenzmachereien der beängstigendsten Art, in grellster Beleuchtung vor die Augen bringen, seinen gesunden Sinn gefangen nehmen, seinen Zorn aufstacheln besonders gegen die maßgebenden Personen des Kirchenregiments, also hauptsächlich gegen mich, weil unter deren Augen solche Gräuel der Verwüstung an das offene Tageslicht zu treten wagen!

Als der Wendepunkt in des Kaisers praktischem Verhalten, als der Übergang von Mißbilligung und Unmut zu dem Vorsatz persönlichen Eintretens in den Kampf erscheint ein Vorgang, den ich dazu am wenigsten geeignet gehalten hätte. Im letzten Herbst waren Delegierte des Protestantenvereins hier versammelt, die ihre Angelegenheiten in nicht öffentlichen Sitzungen besprachen und schließlich mit einer Publikation hervortraten, welche die Grundsätze des Vereins gegen falsche Auffassungen, besonders gegen die Anschuldigung seiner rein negativen Richtung schützen sollte. Dies wenigstens ist der, allerdings etwas unbestimmte Eindruck, den ich von ihr bewahre: als ich sie las, glaubte ich ihr anzumerken, daß sie nicht bloß Berliner Fabrikat sei; der widerwärtige, nur formale, advokatische, geistlose Berliner Ton trat nicht hervor. In dieser Ansprache kommt nun ein Satz vor, welcher versichert, daß man sich die

Digitized by Google

Ergebnisse der Wissenschaft durch keine Macht rauben lassen werde, oder wie dieser schwache Gedanke formuliert sein möge. Dieser Satz ist es, welcher den Kaiser aufs äußerste aufgebracht hat und noch fortwährend den Impuls zu seinem praktischen Vorgehen gibt. Er sieht darin ausgesprochen, daß der traditionelle Kirchenglaube nicht mehr gelten, keinen Anspruch darauf haben soll, den kommenden Geschlechtern als Wahrheit überliefert zu werden: Der Glaube soll von der Gnade der sogenannten Wissenschaft, d. h. den Theorien der eingebildeten und unpraktischen Professoren leben, die schon zum großen Teil mit ihm aufgeräumt haben und noch weiter aufräumen werden, wenn nicht der hochmütigen Lehrfreiheit ein Ziel gesetzt und die theologische Jugend vor dem Gift ihrer Lehre bewahrt wird! Unter dem Eindrucke dieser Vorstellung geht des Kaisers Streben darauf und sein Verlangen an die Kirchenbehörden dahin, daß den auf die angebliche Wissenschaft sich steifenden Geistlichen die Autorität des Kirchenglaubens als ihrer alleinigen Norm auf das empfindlichste durch unnachsichtige Amtsentsetzung erkennbar gemacht werde. In weiterer Folge soll aber auch eine dem Kirchenglauben widersprechende theologische Lehre der Professoren nicht geduldet und auch gegen diese mit Absetzung vorgegangen werden.

Aus diesen interessanten Mitteilungen ist mir der Zusammenhang völlig klar, in welchem der Kaiser mir gegenüber dazu kam, zunächst die Absetzung Hoßbachs als absolut notwendig zu verlangen, und sodann, nachdem ich die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Verlangens ausgesprochen hatte, sich innerlich ganz von mir abzuwenden und die durch mein Entlassungsgesuch dargebotene äußere Gelegenheit zur Trennung gern zu ergreifen. In dem Umstande, daß ich von Haus aus Professor bin, glaubt er zugleich die Quelle gefunden zu haben, aus welcher mein Widerstand stammt, nämlich die habituelle Neigung zur vollen Lehrfreiheit und deshalb hat er von Falk ausdrücklich verlangt, daß mein Nachfolger von Haus aus ein Verwaltungsbeamter, kein Professor sei. Wenn er außerdem noch, was mich vorzüglich schmerzt, als Requisit für meinen Nachfolger die Eigenschaft eines geborenen Preußen aufgestellt hat, so ist auch hierbei daran gedacht, daß man bei einem solchen sicherer auf die Tradition der Unterordnung unter die königliche Willensäußerung rechnen könne. Überall aber ist es nicht der Mangel dieser Qualitäten an sich, die der Kaiser an mir auszusetzen hat, sondern er sieht darin nur die Ursache meiner mangelhaften Fügung in seine Anschauungen von den im Augenblick dringendsten und heiligsten Pflichten des Kirchenregiments. Der Wahrheit letzter Schluß ist und bleibt, daß der Kaiser mir meine Entlassung gern gewährt, weil ich mich der Absetzung Hoßbachs versagt habe. Sofern aber der tatsächliche Stoff, welcher dieses Auseinandergehen notwendig zur Folge hat, höchst willkürlicherweise von dem Hoßbach und seiner Partei geliefert worden ist, ist es der Protestantenverein, der, nachdem es ihm gelungen ist, im vorigen Sommer den Präsidenten Hegel im Amte zu halten, nunmehr es fertig bringt, mein Verbleiben im Amte unmöglich zu machen. Treitschke hat völlig recht.

Für Falk zeigen sich praktische Folgen des jetzt vom Kaiser eingenommenen Standpunkts darin, daß der Kaiser die Beseitigung des hiesigen Professor Pfleiderer verlangt, der sich angeblich durch die in der Hoßbach-Entscheidung des Oberkirchenrates den praktischen Geistlichen gezogenen Lehrschranke genötigt gefunden hat, durch einen öffentlichen demonstrativen Akt in den Protestantenverein einzutreten! Was Falk tun wird, ist mir unbekannt. Es wäre ein sonderbares Zusammentreffen, wenn ich wegen Nichtabsetzung Hoßbachs, er wegen Nichtabsetzung Pfleiderers aus dem Amte schiede!

Unter dem 4. April 1878 sind Beobachtungen über den Gesundheitszustand des Kaisers niedergelegt, welche eine neue Bestätigung unserer

Digitized by Google

obigen (sowohl bei der Charakteristik der Bismarckschen Kirchenpolitik wie bei derjenigen der Einflüsse der Kaiserin abgegebenen) Urteilsweise enthalten. Die Zeit der Selbstregierung des Kaisers, die Zeit der Initiative, für welche das Urteil der Geschichte ihn persönlich trifft, hat bei den Entscheidungen des Jahres 1878 bereits hinter ihm gelegen. Das Urteil Herrmanns ist selbstverständlich ein durchaus diskretes gewesen. Aber der nachlebende Historiker darf gerade an solchen diskreten Beobachtungen am allerwenigsten vorbeigehen. Ohnedem verbinden sich dieselben mit den dem Kaiser suggerierten eigentümlichen Mißverständnissen, die in früheren Zeiten leicht zu beseitigen gewesen wären, jetzt aber nicht mehr. Wir haben eine solche Mißdeutung schon unter den auf den Großherzog von Baden zurückgeführten Mitteilungen kennen gelernt, werden eine ähnliche (nicht im Kaiser persönlich erwachsene) noch bei dem Bericht über die endgültige Entlassung Herrmanns in Parallele damit zu setzen haben. In Verbindung mit diesen und ähnlichen Wahrnehmungen glauben wir daher den Bedenken, die gegen die Veröffentlichung der Aufzeichnungen vom 4. April sprechen könnten, um so weniger Raum geben zu dürfen, da dieselben nur einen weiteren Kommentar bilden zu dem, was Fürst Bismarck aus derselben Zeit berichtet: „Um die Mitte der siebziger Jahre begann die geistige Empfänglichkeit des Kaisers im Auffassen anderer und Entwickeln eigener Vorträge schwerfälliger zu funktionieren; er verlor zuweilen den Faden im Zuhören und Sprechen“ (Ged. u. Er. II, S. 376).

Bei näherer Betrachtung geben sich rasch fortschreitende Veränderungen in dem Wesen des Kaisers zu erkennen, die auf den Einfluß des hohen Alters zurückgeführt werden müssen. Gott gebe, daß sie nicht zur Minderung seines großen geschichtlichen Namens beitragen. Dazu würden die große Vergeßlichkeit, die Unempfänglichkeit für fremde Auffassungen nichts beitragen, so drückend sie auch oft für die Geschäfte sind. Anders steht es aber mit dem Einfluß, den er unzuständigen, unverantwortlichen Personen auf sein Urteil gestattet. Eine seiner glänzendsten Charaktereigenschaften war frühes sein starkes Ressortgefühl und damit sein Mißtrauen und seine Abneigung gegen alle Allotrioepiskopien. Der berufene und verantwortliche Rat galt ihm alles, von der Zudringlichkeit der unberufenen Ratgeber hielt er nichts; „Schuster bleib' bei deinem Leisten“, diese Weisheit stand bei ihm in hohen Ehren und erleichterte seinen Räten ihren Beruf und sicherte dem Sachverstande den entscheidenden Einfluß. Das ist anders geworden, wenigstens in den kirchlichen Angelegenheiten, in denen doch richtige Leitung die allerschwierigste ist und ein ausgebreitetes Wissen, vielseitige Anschauung, unbefangenen Blick, Gabe der Unterscheidung der Geister, Vertrautheit mit dem Zusammenhang aller geistigen Interessen verlangt. Das lumen naturae ist hier ebenso ein Irrlicht wie die subjektive Gläubigkeit: und nur wer es auf dem Boden eines warmen Gemütsinteresses an dem Gegenstand, durch lange Arbeit und reiche geschichtliche Anschauung zu einem das Ganze umfassenden Bilde des inneren Lebens der Kirche gebracht hat, darf es wagen, in konkreten Fragen ihrer Gegenwart maßgebenden Rat zu erteilen. Dagegen ist es den Einflüssen der unberufensten Art gelungen, den Kaiser in eine unrichtige Beobachtungslage gegenüber den kirchlichen Vorgängen unserer Tage

Digitized by Google

zu drängen, sein Urteil gefangen zu nehmen für den Dienst einer Partei, seine Zugänglichkeit für die berufenen Ratgeber so gut wie auszuschließen, so daß man nicht mehr verstanden wird, sondern einer harten unbeweglichen Stellung begegnet, die er unter fremdem Einfluß eingenommen hat. Wer diese Einflüsse ausübt und mit welcher Methode, darüber habe ich nur Mutmaßungen: daß sie aber stattfinden und mit großer Regelmäßigkeit, das sehe ich an den Wirkungen. Diese letzteren machen auch den Leichtsinn und die Unbildung, wenn nicht die Unwahrhaftigkeit erkennbar, mit welcher die Unberufenen dem Kaiser gegenüber verfahren. So haben sie ihn z. B. in Bezug auf die in diesen Tagen vom Ev. Oberkirchenrat vorzulegenden Vorschläge zur Ernennung von Synodalen in einer wahrhaft entsetzlichen Weise präokkupiert; denn er verbittet sich in einem Handschreiben an Brückner „Evangelische Vereinler und die mit diesen halten“ und verhorresziert so förmlich die sogenannte Mittelpartei, die sich unter dem Namen des Evangelischen Vereins in mehreren Provinzen organisiert hat. Was sollte aus der evangelischen Kirche, aus der Union werden, wenn unser Kirchenregiment nur noch bei den konfessionellen Lutheranern und der mit ihr verbündeten Hofpredigerpartei die Korrektheit des kirchlichen Standpunktes anerkennte! Das Übelste ist noch, daß, wie ich aus einer Äußerung entnommen habe, der Kaiser verlangt, daß der Standpunkt, den er einnimmt, auch für den Ev. Oberkirchenrat maßgebend sei, und er verlangt von uns also kein offenes sachverständiges Urteil, sondern nur Gehorsam; zugleich glaubt er, daß ein etwaiger Widerstand des Ev. Oberkirchenrates sich nur auf die neue Kirchenverfassung stützen könne und gewinnt auf diese Weise einen neuen Grund zur Abneigung gegen das durch ihn selbst sanktionierte Verfassungswerk, das ihm bis noch vor kurzem zu so großer Befriedigung gereichte! O tempora!

Eine weitere Aufzeichnung vom 8. April glauben wir mit derjenigen vom 30. März zusammen besser in den nächstfolgenden Abschnitt hineinstellen zu sollen. Dagegen gehört diejenige vom 23. April (nach langer Pause fortdauernder Ungewißheit endlich zu Papier gebracht) hierher.

Noch immer über mich keine Entscheidung. Der Kaiser, welcher unangenehme Dinge gern vor dem Fest erledigt, hatte sich den 16. April als terminus ad quem gesetzt und den weiteren Falkschen Bericht, vor dessen Abstattung auch Glieder des Ev. Oberkirchenrates über die Wiederbesetzungsfrage gehört werden sollten, bis zum genannten Termine befohlen. Der Ev. Oberkirchenrat hat, wie ich höre, seiner Stellung entsprechend, direkt an den Kaiser berichtet, aber seinen Bericht durch Falk dem Kaiser zustellen lassen. Am 14. ward alles an die höchste Stelle befördert.

Der erste, durch ein Allerhöchstes Handschreiben aus dem Februar veranlaßte Bericht Falks sollte sich über die geeignete Wiederbesetzung meiner Stelle aussprechen. Der Kaiser selbst hatte die Kandidaten genannt, die ihm, wie aus sicherer Quelle verlautet, von dem inzwischen verstorbenen Chefpräsidenten des Obertribunals von Uhden bezeichnet worden waren, einem korrekten Kreuzzeitungsmann. Diese Namen sind Geh. Oberregierungsrat de la Croix, Unterstaatssekretär von Schelling und Regierungspräsident von Wolff in Trier, dem Se. Majestät noch den von Hermes beigefügt hatte, meines Erachtens den Kandidaten der Hofprediger, die durch ihn ins Kirchenregiment zu kommen hofften. Falk berichtete über die ersten drei Kandidaten abfällig, hob die vorzügliche Geeignetheit und schwere Ersetzbarkeit meiner Person hervor und schlug als relativ geeigneten Ersatz seinerseits drei Personen vor, den Obertribunalrat Johow, einen zweiten mir entfallenen und den Oberkonsistorialrat Hermes. Als bei dem Vor-

Digitized by Google

trag des Geh. Kabinettsrats von Wilmowski über diesen Falkschen Bericht H. v. W. als das sachlich wünschenswerteste bezeichnete, daß ich im Amte gehalten werde, lehnte dies der Kaiser mit der Bemerkung ab, „daß ich ihm den Stuhl zu nahe vor die Türe gerückt habe". Dieser Falksche Bericht führte noch zu keinem Ergebnis. Demnächst Veranlassung Falks zu weiterem Bericht mit der oben bemerkten Zeitgrenze des 16. April und zur Einholung oberkirchenrätlicher Äußerung.

Diese letztere enthält, wie mir Brückner sagte, eine Bezeichnung der Eigenschaften, die einem Präsidenten des Oberkirchenrates beiwohnen müssen, ferner die Erklärung, daß das Kollegium dieselbe bei mir im vollen Maße finde und einen gleichwertigen Kandidaten nicht zu nennen wisse, endlich die Ausführung, daß, wenn ich meinem Amte nicht erhalten werden könne, Hermes der geeignetste Mann sei, eventuell der soeben als Handelsminister entlassene und zum Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen ernannte Dr. Achenbach. Dieser von den Mitgliedern des Ev. Oberkirchenrates — natürlich exklusive des an der Beratung unbeteiligten Hermes — viritim unterzeichnete Immediatbericht ist mit dem zweiten Falkschen Berichte am 14. d. M. ins Kabinett gelangt. Über den Inhalt des Falkschen Berichtes bin ich nicht unterrichtet, weiß aber, daß derselbe durch ein näheres Einvernehmen Falks mit Hermes über die eventuell von dem letzteren einzunehmende Haltung vorbereitet worden ist. Dieses Einvernehmen scheint nach der Mitteilung, die mir Hermes über das betreffende Gespräch gemacht hat, nicht ganz befriedigend gewesen zu sein, indem Hermes dem Minister erklärt hat, daß er, während Falk im linken Zentrum stehe, seine Stellung im rechten Zentrum habe. Bei Erörterung des Verhältnisses zu den Schlußbestimmungen der General-Synodalordnung hat denn auch Hermes bemerkt, daß er, ohne auf ihre Aufhebung direkt auszugehen, doch damit zufrieden sein werde, wenn sie durch Generalsynode und Landesgesetzgebung ins Werk gesetzt werden könne. Zu seinem größten Erstaunen hat darauf Falk sich ebenfalls mit der Beseitigung einverstanden erklärt!! Also Fallenlassen seiner Hauptleistung, desjenigen, was er als das punctum stantis et cadentis constitutionis ecclesiae in der Generalsynode bezeichnet hatte! Was soll ich von Falk denken? Bei diesen Wandlungen wird es ihm wohl zur Befriedigung gereichen, wenn ich gehe und ihm damit das Erröten erspart wird.

Die Schlußbemerkungen dieser Aufzeichnung betreffen abermals das Schwankende in der Haltung des Ministers Falk, wollen also auch mit den anderen dem § 42 vorbehaltenen verwandten Beobachtungen verbunden werden. Aber sie waren andererseits in dem jetzigen Zusammenhang ebenfalls unentbehrlich. Das Gleiche gilt von den Aufzeichnungen vom 25. April, die wieder einmal ein trauriger Beleg dafür sind, wie früh „die Ratten das sinkende Schiff verlassen".

Gestern Abend Besuch von .... Er erwies sich als sehr niedergeschlagen; die Mittelpartei erscheint ihm als nahezu gesprengt: die Geistlichen suchen nach dem Übergang zur Kögelschen Fahne; Loyalität und Furcht vor den Heimsuchungen, die ihnen als oppositioneller Minorität drohen können, haben sie völlig kleinlaut gemacht. So verlautet denn auch nichts von vorbereitenden Versammlungen auf die bevorstehende Provinzialsynode, während die Kögelsche Partei sie mit Eklat und großer Zuversicht ins Werk setzt. Wie weltlich geht es doch in der Kirche zu, und wie dehnbar sind Überzeugungen, die angeblich mit den heiligsten Interessen zusammenhängen! Der ethische Faktor ist bei den politischen Männern energischer.

Es ist entschieden ein Unglück, daß die durch die veränderte Stellung des Kaisers

Digitized by Google

hervorgerufene Zerfahrenheit, das Verschwinden der bis vor einigen Monaten vorhandenen Sicherheit über die Wege der Kirchenregierung, gerade in die Zeit fällt, in der die Provinzialsynoden und dann die Generalsynode versammelt werden sollen. Schon von der Mitte des nächsten Monats an sollen die ersteren tagen, also unter Umständen, unter welchen die Mitglieder der bisher vorherrschenden Fraktion nicht wissen was sie wollen, und geneigt sind, dem schlechtesten Ratgeber, der Furcht, zu folgen. Nach wenigen Monaten, wenn mein Amt wieder besetzt, die Gewissen wieder freier, die Urteile durch inzwischen erfolgte Diskussion etwas sicherer sein werden, ließ sich eher wieder eine sachliche Behandlung der Dinge hoffen. Jetzt, fürchte ich, werden die Synoden ein klägliches Schauspiel bieten und der jungen Institution eine Kost vorsetzen, von der sie sich schwer erholen wird. Ich würde es deshalb für richtig halten, den Zusammentritt der Provinzialsynoden jetzt zu vertagen: die Verfassung verlangt ihn nur im Laufe des Jahres 1878, und die vielfach verzögerten Vorbereitungen zu dem Zusammentritt in diesen Tagen geben einen geeigneten formalen Grund zum Aufschub. Noch sind die landesherrlichen Ernennungen nicht erfolgt, die Vorlagen des Ev. Oberkirchenrates nicht fertig und nicht in den Händen der Konsistorien, und doch sollten die Synodalen mindestens zwei Wochen vorher zur Eröffnungssitzung geladen und dabei in den Besitz der Vorlagen der Kirchenregierung gesetzt werden; dies ist jetzt schon nicht mehr möglich. Es ist aber freilich der äußerste Termin nahe, bis zu welchem der Ev. Oberkirchenrat einen solchen Aufschub noch anordnen kann. Einsichtige Männer würden damit einverstanden sein, da es auf der Hand liegt, daß in dem gegenwärtigen Moment möglichste Retardierung der kirchlichen Aktion dringend gewünscht werden muß. Ich habe diesen Gedanken gegen einige Mitglieder des Kollegiums geäußert, finde aber keinen Grund zu der Hoffnung, daß das ganze sich ihn aneignen wird. Denn wenn ich recht sehe, ist auch in diesem die Furcht, und zwar vor Mißbilligung in den Kreisen der konfessionellen und der Kögelschen Partei, schon in bedenklicher Zunahme. Daß diese Partei lieber heute als morgen die Synoden versammelt sähe, versteht sich von selbst; die Ernte ist für *ihren* Schnitt gerade jetzt reif; nach einigen Monaten können für sie die Dinge nur ungünstiger liegen. Gerade dies aber müßte bei einer selbstbewußten und ihrer Aufgaben mächtigen Kirchenleitung *für* den Aufschub entscheiden; unterbleibt er, so liegt darin ein unverkennbares Zeichen des Rückganges des Ev. Oberkirchenrates aus der leitenden Stellung in eine leidende. Da ist es dann die höchste Zeit, daß ich gehe.

Wir schließen dieses Stück der Auszüge aus dem Herrmannschen Tagebuche mit dem Bericht über die endlich erhaltene Entlassung. Am 12. Mai 1878 verfaßt, enthält die gleiche Aufzeichnung im weiteren noch einen neuen Beleg über die fortdauernden Schwankungen Falks, den wir wieder dem nächstfolgenden Abschnitt zuweisen, und — die Schlußnotiz, daß in derselben Stunde das Hödelsche Attentat vor sich gegangen war. Zunächst aber folge hier der tatsächliche Hergang des so vielfach und solange aufgeschobenen Entscheids über die Entlassung Herrmanns und die Ernennung seines Nachfolgers Hermes.

Inzwischen ist viel geschehen. Mit Rücksicht auf meinen im Anfang Mai zu Ende gehenden Urlaub hielt ich über meine weiter innezuhaltende Verhaltungslinie Rücksprache mit einigen Vertrauensmännern und ging dabei davon aus, daß *ich* einen weiteren Urlaub *nicht* wieder nachsuchen könne, aber zugleich dringend wünschen müsse,

Digitized by Google

der Notwendigkeit einer zeitweisen Wiederübernahme des Präsidiums überhoben zu sein. Es geschah dasjenige, was H. v. Wilmowski für den angemessensten Ausweg hielt. Ich erhielt eine Allerhöchste Order vom 1. Mai, die mir in den verbindlichsten Ausdrücken mit Rücksicht auf meine, wie Falk berichte, noch immer nicht ganz gefestigte Gesundheit einen Nachurlaub auf acht Wochen gewährt. Ich entnahm hieraus, daß der Kaiser noch immer Bedenken trage, über meinen Abschied sich definitiv zu entscheiden. Bekräftigt wurde diese Annahme durch eine Mitteilung meines präsumtiven Nachfolgers Hermes, daß der Kaiser bei einem diese Nachfolgefrage betreffenden Gespräche geäußert habe, er müsse vor seiner definitiven Entscheidung erst noch mit Bismarck Rücksprache halten. Dieser liegt aber seit ein paar Wochen krank in Friedrichsruhe, und über die Zeit seiner Rückkehr sind sichere Vermutungen nicht möglich. Meine Überraschung war daher nicht gering, als Falk Freitag, den 3., nachmittags zu mir kam, um mir mitzuteilen, daß er am Morgen die vom Kaiser vollzogenen Urkunden meiner Entlassung und der Ernennung von Hermes erhalten habe. Das Datum meines Demissoriats ist der 2. Mai. Zwischen dem 1. und 2. Mai hat also eine gründliche Wandlung stattgefunden. Wahrscheinlich werden die Personen, die schon seit lange nach meiner Entlassung lechzen, durch die Nachricht über den neuen Aufschub derselben und durch den Gedanken an die während der langen Frist leicht eintretenden ungünstigen Chancen zu einer letzten kräftigen Anstrengung beim Kaiser sich bewogen gefunden haben: und diese ist von Erfolg gewesen. Ich habe die Nachricht mit einem ernsten Gott sei Lob und Dank! empfangen. Die Entlassung ist in gnädigen Formen gefaßt, indem sie „auf meine wiederholten Entlassungsgesuche" aus Rücksicht auf meine Gesundheit in Gnaden unter Anerkennung meiner Leistungen erteilt ist.

Bei meiner Entlassung lief nur ein mich schmerzlich drückendes Moment unter. Falk hatte mir im Januar aus einem Handschreiben des Kaisers an ihn eine Äußerung mitgeteilt, daß sich der hohe Herr, den ich mit inniger Pietät und Dankbarkeit verehre, durch eine Äußerung von mir in meinem Antwortschreiben vom 28. November auf ein kaiserliches Handbillet vom 27. November persönlich verletzt fühle. Ich hätte in diesem Schreiben auf die kaiserliche Rüge, daß ich meine Entlassung vor dem Eintreffen des kaiserlichen Bescheids auf einen Bericht des Ev. Oberkirchenrates über gewisse prinzipielle Fragen eingereicht hätte, in unmotivierter Weise mich damit entschuldigt, daß mein auf persönlichen Gründen beruhendes Abschiedsgesuch von dem Bescheide über jene grundsätzlichen Fragen nicht berührt werden dürfte. Ich hatte damit nur sagen wollen und in der Tat auch nur gesagt, daß mein Gesuch und die in dem Berichte des Oberkirchenrates erörterten Meinungsdifferenzen doch wohl verschiedene Angelegenheiten seien, denen keine Konnexität, am wenigsten ein präjudizielles Verhältnis innewohne. Der Kaiser dagegen hatte — kaum von sich aus, sondern sicher durch hetzende Interpretationen seiner gegenwärtigen kirchlichen Vertrauenspersonen — meine Worte dahin verstanden, daß ich die Gleichgültigkeit seiner Bescheide für meine persönlichen Entschließungen überhaupt habe erklären wollen. Dieses mir überaus schmerzliche Mißverständnis berichtigte ich sofort durch einen ausführlichen ostensiblen Brief an Falk, von dem ich erwartete, daß er in dem eben zu erstattenden Berichte Falks an den Kaiser beigelegt werden würde. Da dies nicht geschehen war (obschon natürlich Falk die Sache behandelt und meine Entschuldigung geführt hatte), so benutzte ich mein Gespräch mit dem Großherzog von Baden, um diesem die Sache vorzulegen und meine Äußerung in dem richtigen Sinne darzustellen, mit der Bitte, das Mißverständnis dem Kaiser aufzuklären, was denn auch der Großherzog zu tun versprach. So hielt ich denn jenen persönlichen Haken aus den Erwägungen des Kaisers über

Digitized by Google

meine Abschiedsfrage für gänzlich beseitigt und war daher nicht wenig verwundert, ja bestürzt, als mir Hermes aus seinem erstenwähnten Gespräche mit dem Kaiser von der Fortdauer der Verstimmung gegen meine Person wegen jener „verletzenden" Äußerung berichtete. Die sehr mögliche, ja wahrscheinliche Mitwirkung derselben bei dem kaiserlichen Entschlusse war freilich nicht mehr zu beseitigen, wohl aber war ich es mir und meinem Pietätsgefühl, welches durch die geschäftliche Abwendung des Kaisers von mir keinen Eintrag erfährt, schuldig, noch vor meinem Weggange von Berlin eine letzte Aufklärung des Mißverständnisses zu versuchen, um so den Stachel zu entfernen, der mich in mein ferneres Leben begleitet haben würde. Ich richtete daher am 10. d. M. ein kurzes Dankes- und Abschiedsschreiben an den Kaiser und sorgte dafür, daß dieses gleichzeitig mit einem ausführlichen Schreiben an Herrn von Wilmowski zu seiner Kenntnis gelangte, in welchem ich mit möglichster Deutlichkeit und Wärme mich von der beigemessenen Unehrerbietigkeit exkulpierte. Dieser Schritt hat vollen Erfolg gehabt. Der Kaiser beauftragte Wilmowski sich zu mir zu begeben, mir seinen Dank für mein Abschiedsschreiben zu sagen und zugleich zu erklären, daß meine Erläuterungen in dem Briefe an Wilmowski ihn vollständig beruhigt hätten: er lasse mir herzlichst für dieselben danken und freue sich, daß sein Scheiden von mir jetzt in vollem Frieden und ohne Trübung durch einen Schatten erfolge. Herr von Wilmowski entledigte sich gestern, mittags kurz nach 3 Uhr, in der liebenswürdigsten Weise dieses Auftrages.

Der rein quellenmäßige Charakter dieses Abschnitts darf durch keinerlei Ballast belastet werden. Wir enthalten uns daher aller prinzipiellen Bemerkungen, um der ersten Errungenschaft des Kryptopapismus zunächst die Konsequenzen derselben für den offenen Papismus folgen zu lassen.

---

§ 41.

Hödel und Nobiling als die Vorreiter des päpstlichen Triumphzuges.

Es war dies ganz dieselbe Zeit, in welcher unter den Linden ein niederträchtiges Attentat gegen den Kaiser, der mit der Großherzogin von Baden von der Spazierfahrt zurückkehrte, begangen wurde! Gibt es wohl ein Verbrechen, gegen welches stärkere innere Abhaltungsgründe bestehen? Welcher Verlust auch des Minimums sittlicher Antriebe, das man als wesentlich verbunden mit der Menschennatur annehmen möchte, muß eingetreten sein, wenn es zu einem solchen Verbrechen kommen kann! Der Greis, der Vater neben seinem Kinde, das Haupt der Nation, der Gründer des Reichs, der Träger des größten geschichtlichen Namens der Gegenwart, das Muster in Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, — das kann ein Mensch zum Zielpunkte seiner Mordwaffe ausersehen! Es ist gräßlich!

Die eben angeführte Bemerkung des Herrmannschen Tagebuches bildet den Schluß derjenigen Aufzeichnungen, mit welchen § 40 abgebrochen hat. Sie ist erst hier herangezogen, weil es geschichtlich wichtig ist, sich zu ver-

Digitized by Google

gegenwärtigen, daß der Sturz Herrmanns noch vor die Zeit des allgemeinen Umschlages in der inneren Politik fällt, der die — man möchte beinahe sagen: naturnotwendige — Folge der Attentate war. Als den „Funken ins Pulverfaß" hatte Kögel die Predigt Hoßbachs und die Kochhannschen Anträge auf der Berliner Kreissynode begrüßt. Bei den Attentaten von Hödel und Nobiling hat es sich in unendlich höherem Grade um den „Funken ins Pulverfaß" gehandelt. Denn jetzt kamen nicht die kleinlichen Mittel zur Vergewaltigung einer einzelnen Landeskirche durch den Beichtvater eines einzelnen Monarchen in Frage. Vielmehr war nunmehr der Zeitpunkt gekommen, in welchem die mit den größten Mitteln international arbeitende päpstliche Politik beginnen konnte, die reif gewordenen Früchte des Vatikankonzils in Deutschland einzuernten und von da auf die anderen Länder zu übertragen. Aber jene erste Etappe ist die notwendige Vorbedingung für die zweite gewesen.

In dem üblichen protestantischen Herabblicken auf die katholischen Dinge hat es sich auch unser größter Staatsmann nicht klar gemacht, was das Konzil in Wirklichkeit war. Daß der gewaltigste aller geistlichen Orden Jahrzehnte hindurch alle seine Künste aufgeboten hatte, um das Unfehlbarkeitsdogma durchzusetzen; daß umgekehrt die führenden Männer der katholischen Theologie und Jurisprudenz mit aller Schärfe auf die Konsequenzen dieses Dogmas hingewiesen hatten — welcher protestantische Diplomat hat überhaupt die Tragweite von alledem eingesehen? Es ist daher Bismarck nicht einmal besonders zu verdenken, wenn sein Immediatbericht über das kronprinzliche Tagebuch sagt: „Das Dogma von der Unfehlbarkeit war mir stets gleichgültig, Seiner Kaiserlichen Hoheit weniger." Erst in späterer Zeit hat er von den geschickteren Händen gesprochen, welche das, was protestantische Hofprediger angebahnt hatten, in ganz anderer Weise auszunutzen verstanden. Die Möglichkeit dazu bot sich aber erst seit der Umwandlung der Bismarckschen Politik infolge der Attentate.

Das Verhältnis von Ursache und Folge zwischen den Attentaten von Hödel und Nobiling und den von da an datierenden Triumphen der päpstlichen Politik ist bisher noch so gut wie gar nicht beachtet. In einem Vortrag über das römisch-katholische Vereinswesen (in Dortmund) war darauf hingewiesen worden, wie die Anfänge dieses Vereinswesens in der klugen Verwertung der Bewegung von 1848 gelegen waren, wie jedoch die das gesamte Volksleben umspannende Vereinsbildung sich erst auf die nicht minder meisterhafte Ausnutzung der Zeit nach den Attentaten zurückführt. Die Dortmunder „Tremonia" hatte diesen unbestreitbaren geschichtlichen Nachweis mit den der klerikalen Presse zur zweiten Natur gewordenen persönlichen Beschimpfungen quittiert. Seither ist das Thema der geschichtlichen Entwicklung jenes Vereinswesens als das einer streng

Digitized by Google

wissenschaftlichen Preisfrage ausgeschrieben worden. An diesem Ort kann aber sogar das ganze Vereinswesen nur als Teil eines weit größeren Ganzen ins Auge gefaßt werden: als eines der vielen Mittel und Werkzeuge der päpstlichen Politik, die schon aus der großen französischen Revolution den Ursprung der Restauration zu machen gewußt hatte.

Im tiefsten Grund hat es sich nämlich auch diesmal nur um eine neue Auflage des durch die erste Revolution eingeleiteten Prozesses gehandelt. Auch jetzt hat wieder der revolutionäre Terrorismus zum Siege der klerikalen Reaktion geführt. Wir haben daher unsere Leser wieder einmal obenan zu bitten, im ersten Band sowohl die allgemeinen Untersuchungen über die kirchlichen Ursachen der Revolution, wie diejenigen über die schon der ersten Revolution auf dem Fuße gefolgten Errungenschaften der päpstlichen Politik zu vergleichen.

Das schon mehrfach erwähnte Wort des gleichen Nuntius Meglia, der den Kaiser Maximilian in Mexiko in den Untergang getrieben hatte „Uns kann nur die Revolution helfen", ist (genau ebenso wie bei der klerikalen Verwertung der Revolution von 1848) auch nach den revolutionären Attentaten von 1878 abermals zur Wahrheit geworden. Es besagt aber im Grunde nichts anderes, als was in diesem Handbuch von einer Periode zur anderen dargetan werden mußte. Denn noch überall und immer, wo die Revolution triumphierte, sind die Segnungen der Reformation zurückgedrängt worden, haben sie der klerikalen Reaktion weichen müssen.

In diesem speziellen Falle sind es also Hödel und Nobiling gewesen, welche der päpstlichen Kurie den Sieg in der „Schlacht auf dem märkischen Sande" in die Hände gespielt haben. In der Konstatierung der geschickten klerikalen Ausnutzung ihrer Verbrechen liegt jedoch nicht einmal etwas Neues. In der Zeit nach dem Sandschen Attentate ist es geradeso zugegangen. Daneben muß aber noch an eine andere, noch näher liegende Parallele erinnert werden: an die Folgen des Attentates von Oskar Becker in Baden-Baden in dem Jahre, nach dem der Prinzregent König geworden war. Bis dahin hatte er auch als König — allen Angriffen auf sein liberales Ministerium von hüben und drüben zum Trotz — an den Idealen der neuen Ära festgehalten. Speziell die Ausdrucksweise der Kreuzzeitungskreise war ihm nach wie vor zuwider gewesen. Nach dem Beckerschen Attentate erfolgte dagegen auf die zahlreichen Kundgebungen der Sympathie und des Beileids eine Antwort, welche durchaus in der gleichen Ausdrucksweise gehalten war. Es war eben nicht der Text, welcher ursprünglich im Civilkabinet entworfen worden war. An dessen Stelle war ein anderer getreten aus der Feder Edwin von Manteuffels, der am gleichen Tag von Magdeburg angekommen war

Digitized by Google

(wo er die Festungshaft wegen seines Duells mit Twesten abgebüßt hatte).

„Der verhängnisvolle Mann in verhängnisvoller Stellung", wie ihn Twesten prophetisch genannt hatte, hat später im Reichslande den Beleg gegeben, was für Früchte aus seiner Rivalität mit Bismarck hervorgingen. Wohl die übelsten dieser Früchte aber haben in seiner Sucht nach Einmischung in die kirchlichen Dinge gelegen. Was die von ihm durchgesetzte Wahl des „Französlings" Korum zum Bischof von Trier besagt, ist bereits in der Geschichte des Katholizismus (II, S. 735) kritisch untersucht worden. Schon vorher aber hatte er sich genau in dem gleichen Sinne der Leitung der evangelischen Kirchenverhältnisse bemächtigt. Unmittelbar nach dem Sturz Herrmanns haben seine persönlichen Beziehungen zu Kögel begonnen. Wir werden beide zusammen am Webstuhl erblicken, als es sich darum handelte, die vom Oberkirchenrat vorgeschlagenen Kandidaten für die Generalsynode bei dem Kaiser zu diskreditieren und schroffe Parteimenschen an ihre Stelle zu setzen.

In der Zeit vor den Hödel-Nobilingschen Attentaten sind jedoch solche Einflüsse wie diejenigen Manteuffels und Kögels immer noch vereinzelt geblieben, nur von wenig Personen getragen. Durch die Auflösung des Reichstages nach dem zweiten Attentate kam es dagegen zu einer völlig anderen Gestaltung der Volksvertretung. Die klerikal-konservative Allianz, deren geschicktester Wortführer der moralisch verkommene, aber in religiösen Phrasen schwelgende Freiherr von Hammerstein war, wurde mehr und mehr zur ausschlaggebenden Majorität, während die liberale Partei sich in Atome zersetzte. Gleichzeitig begannen in Kissingen die Unterhandlungen des Fürsten Bismarck mit Msgre. Masella, denen diejenigen des Prinzen Reuß in Wien mit Msgre. Jacobini sich anschlossen.

An ernsten Warnungen vor dem „Weg nach Canossa" hat es nicht gefehlt. Es sei hier nur an den ein ungewöhnliches Aufsehen erregenden Artikel über die Tragweite der Wahl von Korum („In Canossa") in der Allg. Zeitung erinnert. Nach dem Tode von Franz Xaver Kraus hat es sich herausgestellt, daß schon dieser Warnruf von dem Spectator ausgegangen war. Aus vielem Ähnlichen greifen wir nur noch die Schrift des Bismarck-treuen Götting in Hildesheim „Nach Canossa" heraus. Es waren Fürst Bismarcks eigene viel bewunderte Worte gewesen: „Wir gehen nicht nach Canossa". Darum sind es gerade die ihm Getreuesten gewesen, welche ihn an dieses sein früheres Programm erinnerten.

Nur um so mehr jedoch verlangt der Vorwurf der derzeitigen offiziösen Presse geprüft zu werden, daß der Protestantismus im Kampf gegen Rom sich machtlos erwiesen habe. Die Tatsache an sich ist ja zweifellos. Es kommt nur auf die Ursachen derselben an. Dieselben sind bereits in

Digitized by Google

den vorigen Abschnitten, zumal bei dem Sturze Herrmanns, zur Genüge herausgetreten. Auf die weiteren Ergebnisse der gleichen Ursachen kommen wir bei dem Sturze Falks noch zurück.

Schon in dem jetzigen Zusammenhang aber will es nachdrücklich betont werden, daß unter den inneren Kämpfen der „Ära Kögel" das Vertrauen der regierenden Kreise auf die Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche verloren gegangen war. Das klargefaßte Programm des Protestantenvereins über die Wiedergewinnung der kirchlich Entfremdeten war als Produkt des Unglaubens verschrieen. Dazu kam, daß in der Zeit der Zivilstandsgesetzgebung große Massen der Kirche den Dienst aufsagten. Bitter hat der fromme Kaiser die steigende Zahl der „Abtrünnigen" bei Trauungen und Taufen empfunden. Demgegenüber schien die römisch-katholische Kirche seit dem absolutistischen Staatsstreich des Vatikanums mehr denn je den blinden Gehorsam zu verbürgen.

Unsere gegenwärtige Aufgabe hat sich auf den wieder einmal in dieses alte Geleise eingelenkten Gang der Dinge in Deutschland zu beschränken. Aber auch bei der Attentatsepidemie des letzten Drittels der siebziger Jahre darf es nie außer acht gelassen werden, daß es sich auch in ihr um eine internationale Erscheinung gehandelt hat. Daß diese Attentatsepidemie von dem ersten Moment an der vatikanischen Politik in die Hände gearbeitet hat, ist jedoch überdies noch durch eine weitere Gleichzeitigkeit bedingt worden. Bei längerer Regierung Pius' IX. hätte der Vatikanismus schwerlich sofort so große Triumphe erzielt. Nur ein Mann wie der staatskluge Leo XIII. hat den Thronen gegenüber die alte Rolle des „Zauberers von Rom" mit solcher vollendeten Virtuosität durchzuführen vermocht. Wir denken dabei speziell an die erste Hälfte seiner Regierung, bevor auch er sich in das Sisyphuswerk der künstlichen Wiederherstellung des kirchlichen Kleinstaates verstrickte.

Pius IX. hat den „Usurpator" Viktor Emanuel nur wenige Wochen überlebt. Kaum hatte die Thronbesteigung des edlen Königs Humbert ihm noch einmal die Möglichkeit geboten, urbi et orbi seine Bannflüche zu wiederholen, so ist er dem ersten italienischen König im Tode gefolgt, am 7. Februar 1878. Am 8. Februar hat in Petersburg das Attentat der Wera Sassulitsch stattgefunden. Die Ermordung des Petersburger Polizeipräsidenten ist nur das erste der nihilistischen Verbrechen, die von da an bis zu der grauenhaften „Hinrichtung" Alexanders II. eigentlich ununterbrochen fortgedauert haben. Wenn wir aber jenes erste Ereignis neben den ähnlichen Taten der Hödel und Nobiling so besonders hervorheben, so muß dies darum geschehen, weil nicht sowohl die Tat als solche, als vielmehr die Freisprechung der Mörderin durch die Petersburger Geschworenen den vollen Einblick in den moralischen Abgrund eröffnet, der

Digitized by Google

sich von da an auftat. Nachdrückliche Betonung der mildernden Umstände, Anrufung der kaiserlichen Gnade, tatsächliche Begnadigung lagen alle im Reiche der Möglichkeit. Daß aber vereidete Geschworene eine bei der Tat ergriffene Mörderin einfach freisprechen konnten, bewies die Umkehrung aller sittlichen Begriffe. Daß diese Umkehrung sich bis in die höchsten Gesellschaftsschichten erstreckt hatte, dessen ist Fürst Bismarck persönlicher Zeuge, der ausdrücklich bekundet, daß es Fürst Gortschakow selbst gewesen ist, welcher bei der Freisprechung der Wera Sassulitsch am 11. April das Signal zum Beifall der Zuhörer gab.

Die mit den Schreckenstaten des russischen Nihilismus beginnende internationale Attentatsepidemie (in welcher eigentlich nur von Zeit zu Zeit Pausen stattgefunden haben — bis zu den Greueln der von der deutschen Sozialdemokratie als Vorbild verherrlichten neuen russischen Revolution von 1905) ist bereits im zweiten Bande als Hauptgrund der ersten — ebenfalls wieder internationalen — Erfolge Leos XIII. gekennzeichnet. An dieser Stelle beschränken wir uns daher auf die Folgen zuerst des Hödelschen, dann des Nobilingschen Attentates für Deutschland.

Als Fürst Bismarck gleich nach dem ersten Mordanschlage die in solchen Zeiten unentbehrlichen Repressivmaßregeln verlangte, hat der Doktrinarismus des Laskerschen Flügels der Nationalliberalen seine Hülfe versagt. Der klarer blickende Leiter der deutschen Politik benutzte darum das zweite Verbrechen zur sofortigen Parlamentsauflösung. Das Ergebnis derselben lag in der Zurückdrängung des bis dahin tonangebenden politischen Liberalismus. Für die damaligen Absichten Bismarcks ist das geflügelte Wort aufgekommen, die Nationalliberalen müßten an die Wand gedrückt werden, bis sie schrien. Der Wortlaut dieses Satzes ist von dem Fürsten dementiert worden. Daß aber seine Umgebung sich der Wahlniederlage der Liberalen noch mehr als derjenigen der Sozialdemokratie erfreute, ist eine unbestreitbare Tatsache.

In Verbindung mit der Abwendung des Fürsten Bismarck von den liberalen zu den klerikal-sozialen Fraktionen ist die bekannte Klage aufgekommen, daß er im Kulturkampfe von der gleichen liberalen Partei, welche demselben erst zugejubelt hatte, im Stiche gelassen worden sei. Es steht mit dieser Klage ähnlich wie mit der anderen über die Ohnmacht des deutschen Protestantismus in der Zeit der entscheidenden Schlacht auf dem märkischen Sande. Die Tragweite dieser letzteren Tatsache können nur Kinder leugnen. Für den Historiker kommt es aber obenan auch hier darauf an, den Ursachen dieser Erscheinung pragmatisch nachzugehen. Wir haben dieselben in der Ära Kögel, d. h. in der seit Anfang 1873 angebahnten, seit 1875 zur Fraktionsbildung verdichteten, seit 1877 mit Gewalt durchgesetzten Selbstzerfleischung der preußischen Landeskirche kennen gelernt. Diese

Digitized by Google

Selbstzerfleischung schien im Sturze Herrmanns ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Nachdem aber dieser erste Schritt gelungen war, ist ihm der zweite im Sturze Falks wie mit Naturnotwendigkeit gefolgt. Den näheren Gang der Dinge von der ersten bis zur zweiten Errungenschaft werden wir im nächsten Abschnitt spezieller zu untersuchen haben. Hier nur noch ein kurzes Wort über den nunmehrigen Bruch Bismarcks mit dem Liberalismus.

Es ist bemerkenswert, eine wie kurze Zwischenzeit vergangen war, seitdem die ernsten Unterhandlungen mit Rudolf von Bennigsen über dessen Eintritt ins Ministerium stattgehabt hatten. Mit Bezug auf die Erklärung der rapiden Veränderung sind die „Gedanken und Erinnerungen" von außerordentlichem Wert. Es gilt dies obenan von den auf die Stimmung des Kaisers weiterhin einwirkenden Faktoren. Eine überaus wichtige Ergänzung ist überdies in der Biographie des Grafen Roon geboten. Für die Kirchengeschichte muß daher dieses militärische Lebensbild noch ähnlich fruchtbar gemacht werden, wie diejenigen der Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach. Der Kriegsminister, der nicht geruht hatte, bis er in der Zeit des inneren Konflikts seinen Freund Bismarck ins Ministerium gezogen hatte, ist von seinen ersten Anfängen an bis zum Ende seines Lebens ein konsequent konservativer Mann geblieben. Die Verständigung Bismarcks mit den Liberalen bei der Begründung des Reiches war ihm ein Greuel gewesen. In Verbindung mit Moritz von Blanckenburg hat er nicht nachgelassen, seinen hochgestiegenen Freund vor weiterem „Abfall" zu warnen.

Von der reellen Machtstellung des konservativen Faktors im Volksleben hat der Berliner Freisinn zu keiner Zeit eine Ahnung gehabt, in den Jahren 1877/8 ebensowenig wie in der Zeit des inneren Konfliktes. Es trifft dies ebenso gut kirchlich zu wie politisch und nationalökonomisch. Wer als Politiker die großen allgemeinen Mächte im Volksleben vor Augen hatte, dem war es im Grunde nicht zu verdenken, wenn ihm die Sydowschen und Hoßbachschen Händel und die Anträge auf einer Berliner Kreissynode als kindische Spielereien erschienen. Und doch haben diese Dinge zu der Ermöglichung des politischen Umschwunges viel mehr beigetragen, als die Realpolitiker ihrerseits denken.

Bei den Ereignissen, welche zum Sturz Herrmanns geführt haben, sahen wir den Kaiser noch an Bismarck als Retter auch in dieser Not appellieren. Seit den Attentaten hat dagegen der auf der Höhe seines Einflusses stehende Kanzler persönlich die Initiative ergriffen zu einer totalen Frontveränderung seiner Politik. Diese Frontveränderung sollte sich seiner Ansicht nach auf die Wirtschaftspolitik beschränken. Um seine neue Wirtschaftspolitik durchzusetzen, brach der Reichskanzler mit den

Digitized by Google

Nationalliberalen und hat die neuen Geschäfte mit dem Zentrum gemacht. In die Öffentlichkeit trat das Ergebnis derselben zuerst in der lex Frankenstein. Es gibt schwerlich ein zweites Gesetz, über dessen verhängnisvolle Folgen sich so sehr eine allseitige Übereinstimmung herausgebildet hat. Dagegen verlangt die Vorgeschichte dieses ersten „Kuhhandels“ eine viel genauere und objektivere Untersuchung, als die Parteiurteile der noch heute schroff einander entgegenstehenden wirtschaftlichen Parteien in ihrem Belang finden. Die Gründe, weshalb die bewährten alten Ratgeber Camphausen und Delbrück zurücktraten, führen sich in ihrem ersten Ursprung in eine viel frühere Zeit zurück, als sie selber in ihren bekannt gewordenen Aufzeichnungen andeuten. Zumal die (im Grunde doch nur die Jahre 1817 bis 1867 umfassenden) „Lebenserinnerungen“ Rudolphs von Delbrück werfen auf seinen im Jahre 1876 erfolgten Rücktritt noch lange kein genügendes Licht. „Er räumte das Feld, als bei Fürst Bismarck die ersten Zeichen der Umwandlung, der weiteren Öffentlichkeit noch nicht sichtbar, hervortraten.“ „Man weiß, daß Delbrücks Demission in letzter Linie auf ernste, wirtschaftspolitische Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Bismarck zurückzuführen war.“

Die zukünftigen Kirchenhistoriker werden an dem Ineinandergreifen des wirtschaftlichen und des kirchlichen Umschwungs um so weniger vorbeigehen dürfen, da die weitere Folge in der Verquickung sozialer und kirchlicher Parteiungen bestand. Für unsere heutige Aufgabe aber genügt der Hinweis darauf, daß nach dem Sturze Camphausens und Delbrücks der Einfluß der Lassalleschen und Marxschen Theorien durch Lothar Bucher und seine Genossen begann.

Mag man über diese Wendung so oder so urteilen, — das Eine darf jedenfalls nicht verkannt werden, daß, so gut wie die Verbrechen der Hödel und Nobiling mit der internationalen Attentatsepidemie in Verbindung standen, ebenso auch bei dem wirtschaftlichen Umschwung der internationale Hintergrund Beachtung verdient. Sogar die sogenannte „Berliner Bewegung“, in welcher Stöcker sich seine Sporen verdiente, ist im Grunde nur eine schwächere Nachahmung des Umschlags, in welchem die österreichische Hauptstadt vorangegangen war. Wenn irgendwo, so hatte in Wien die jüdische Presse alle sozialen Verhältnisse beherrscht. Aber wie über Nacht sind die „vereinigten Christen“, d. h. die zuerst noch verschämten Antisemiten, und durch sie die offen Klerikalen zur Herrschaft gekommen.

So fernab diese Dinge auch für die Kirchengeschichte zu liegen scheinen, so verlangen doch gerade diese internationalen Zusammenhänge auch ihrerseits volle Beachtung. Überdies aber ist es gerade für denjenigen, welcher die Wandlung der Bismarckschen Wirtschaftspolitik auf

Digitized by Google

gleiche Linie mit der Wandlung der Kirchenpolitik des Kaisers zu stellen hat, eine Pflicht der Gerechtigkeit, nach den tiefer liegenden Motiven zu forschen, welche den weitblickendsten aller Staatsmänner auch außerhalb seines eigenen Staatswesens eine neue „Unterströmung" erkennen ließen.

Die ersten Vorzeichen, daß sich in der öffentlichen Meinung ein Umschwung anbahnte, ließen sich, wie schon eben kurz angedeutet, nicht sowohl in Preußen als in Österreich beobachten, und zwar obenan innerhalb der Wiener Bevölkerung. Das Übermenschentum der baronisierten jüdischen Hochfinanz hatte das Kleinbürgertum derart hochmütig herausgefordert, daß es schließlich einem so klug berechnenden Gewaltmenschen wie dem Bürgermeister Lueger immer leichter wurde, die Massen unter seine neue Fahne zu sammeln. Dieser soziale Umschlag liegt ja allerdings außerhalb des Rahmens, auf welchen sich unsere Darstellung beschränken muß. Es muß die Konstatierung der Tatsache genügen, daß der Übergang von den Schlagworten der sogenannten Manchesterdoktrin zu den Schlagworten des sogenannten Kathedersozialismus in der offiziösen Presse Preußens nichts weniger wie allein gestanden hat. Zur Ergänzung unseres Bildes möchten wir aber wenigstens die instruktiven Untersuchungen der „Österreichischen Rundschau" über „den Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune" in der „Wiener Gemeindeverwaltung" heranziehen (23. September 1905, S. 48). Hier heißt es z. B. nachdrücklich: „Der im Jahre 1879 vollzogene Regimentswechsel ist eine grundlegende Wendung in der inneren Politik. Er besiegelt nicht nur die Überwindung der deutschzentralistischen, sondern zunächst auch jene der liberalen Prinzipien in der Gesetzgebung." Der Verfasser (Freiherr F. v. Oppenheimer) konstatiert geradezu einen „massenhaften Abfall der Wiener Wählerschaft von dem liberalen zu dem antisemitischen Programm". Unter den mancherlei Ursachen, die ehrlich und unvoreingenommen untersucht werden müssen, wird als besonders wichtiger Faktor für den Niedergang des Liberalismus gerade die damalige internationale (obenan in Deutschland und der Schweiz bemerkbare) Bewegung betont. Auch für den gleichzeitigen Umschwung in der preußischen und deutschen Wählerschaft dient es sicherlich mit zur Erklärung, wenn unter jenen Ursachen in erster Reihe die „Unzulänglichkeit der inneren Voraussetzungen für einen zweckmäßigen Gebrauch der politischen Freiheit" genannt wird. Denn „die Verfassungseinrichtungen setzten eine fortgeschrittene Volksbildung, Wohlstand und allgemeines Interesse voraus". „Die liberale Partei mußte für die schwerwiegenden Folgen büßen, welche das oft unverantwortliche Gebaren pseudoliberaler Faktoren auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet verschuldet hat". „Die stolzesten Schöpfungen der liberalen Partei, freie Gemeinde und freie Schule, wurden

Digitized by Google

in den Dienst der Gegner gezogen". So entstand ein „Rückschlag auch auf dem Gebiete der geistigen, sittlichen Kultur".

Nimmt sich diese ganze Schilderung nicht aus, als ob sie die Berliner und überhaupt die preußischen Zustände schilderte? Kann man sich wundern, daß der größte Kenner der Volksseele — denn das ist Fürst Bismarck auch in dieser Zeit unzweifelhaft gewesen — eine Wendung in der Wirtschaftspolitik als notwendig erkannte? Daß aber auch die ganze geistige Atmosphäre inzwischen eine andere geworden war, führt sich doch erst speziell auf die Attentate von Hödel und Nobiling zurück. Denn die beiden Berliner Fälle haben in engstem Zusammenhang mit einer abermals internationalen Mordbubenwirtschaft gestanden, wie sie bis dahin noch unerhört war. Gerade diesem gährenden Chaos gegenüber hat Fürst Bismarck von dem Programm der „moralischen Eroberungen" Abstand genommen, welches er seit 1866 von der „neuen Ära" übernommen und auf die „Imponderabilien" in der Volksseele gestützt hatte. Statt dessen trat die gleiche Realpolitik des do ut des an die Stelle, welche seinerzeit den inneren Konflikt auf die Spitze getrieben hatte.

Als der eigentliche Träger dieser „waschechten" Realpolitik wird wohl allgemein Lothar Bucher gelten: der frühere Revolutionär und Freund Lassalles und nunmehrige vertrauteste Ratgeber des Fürsten. Bis zu dem prinzipiellen Wechsel der Bismarckschen Politik war Ägidi der in alle Spezialfragen eingeweihte Vertrauensmann gewesen: einer der Begründer der freikonservativen Fraktion, ein Mann, der unter allen Erschütterungen des Staatswesens seit den Märztagen von 1848 sich stets gleich geblieben war, der auch nach dem Rücktritt aus seinem Dezernat dem Fürsten mit unverbrüchlicher Begeisterung zugetan blieb. Was Ägidis Rücktritt für die innere Politik besagt, wird in Zukunft nur derjenige ermessen können, der das Studium der „inspirierten" Presse vor und nach diesem Rücktritt zu seiner Spezialaufgabe macht. Der mit Ägidi eng verbundene Botschafter v. Keudell ist nicht lange nachher ebenfalls aus seinem Amte geschieden. Der Kreis der alten Getreuen hat sich überhaupt sehr gelichtet. Unter den statt ihrer dem Bismarckschen Hause nunmehr besonders Nahegetretenen aber stößt man stets wieder auf Lothar Bucher.

Auch für den Kirchenhistoriker lohnt es sich daher, den eigenen vertrauten Äußerungen Buchers im Zusammenhange nachzugehen. Wie für Fürst Bismarck persönlich verdanken wir auch für Bucher dem Herrn von Poschinger eine seiner unentbehrlichen Aktensammlungen. In derselben tritt nun aber (was uns hier allein interessieren kann) eine Reihe eigentlich spöttischer Frivolitäten hervor mit Bezug auf die religiösen Alfanzereien, mit welchen andere dümmere Menschen sich abquälen.

Poschinger zitiert aus einem Votum über die im Jahre 1881 er-

Digitized by Google

schienene neue Auflage der Bucherschen Schrift „Der Parlamentarismus, wie er ist", die „Konstatierung der offenbaren Mißgunst, mit welcher der Verfasser kirchliche Fragen bespricht". In einer von Poschinger selbst beigefügten Anmerkung werden die Worte Buchers zitiert: „Aus dem Vertrauen des Gefühls haben die Theologen ihren Begriff vom Vertrauen in Vertrauen ohne Grund abdestilliert". „Unduldsamkeit ist das Erbteil der abstrakten Denkweise der Theologen". „Bei der Mythe geht die Sache doch ohne donnernde Wolken und brennende Büsche ab". „Die Tätigkeit Seiner infernalischen Majestät" (Deutsche Revue, November 1893 S. 61).

Die persönliche Bekanntschaft Lothar Buchers hatte Poschinger nicht lange vor dem Erscheinen jener zweiten Auflage des „Parlamentarismus" gemacht. Am 11. November 1880 hatte er nämlich einen Brief Buchers im Auftrage des Reichskanzlers und am folgenden Tage dessen Weisungen über die Herausgabe des Werkes „Preußen im Bundestag" erhalten. So ist er wohl gerade für diese Zeit (1880/81) ein verläßlicher Zeuge, wenn er (a. a. O. S. 58) bekundet: „Daß Bucher in dem sogenannten Kulturkampf (es muß hierbei nur korrigiert werden, daß es sich in dieser Zeit nicht sowohl um den Kulturkampf selber als vielmehr um die „Versumpfung" desselben gehandelt hat), so weit die Depeschen im Auswärtigen Amte das Licht erblickten, die Feder führte, habe ich bereits angedeutet. Ein Teil dieser Korrespondenz ging mit der Unterschrift Buchers hinaus." Als Beispiel eines solchen „Erlasses" teilt Poschinger eine in der Tat von Bucher unterzeichnete Ordre an den Prinzen Reuß in Wien mit, welche sich auf das bekannte Schreiben Leos XIII. an den Kardinal Melchers mit dem zu so vielfachen Zweideutigkeiten ausgenutzten tolerari posse (hinsichtlich der Anzeigepflicht), bezieht. Der „Erlaß" konstatiert schließlich, daß Fürst Bismarck „über die Wahl der Adresse, an welche der Papst diese Kundgebung gerichtet, hinwegsehen werde". Durch Männer wie Bucher ist dieses „Hinwegsehen" über die Rechtsfiktionen der vatikanischen Politik förmlich ins System gebracht worden. Daß der Kurie mit nichts besser gedient sein konnte, liegt auf der Hand.

Die Folgen dieses „Hinwegsehens" für den leitenden Staatsmann selber werden wir noch in einem eigenen Abschnitt zu würdigen haben. Aber es wäre ein schweres Unrecht, nur diese oder jene Personen für den gleichzeitigen allgemeinen Umschwung in der öffentlichen Meinung verantwortlich zu machen. Es haben vielmehr alle Parteien gewetteifert, nachdem einmal durch die Verbrechen von Hödel und Nobiling der normale Gang der Entwicklung unterbrochen worden war, dem „päpstlichen Triumphzuge" die Wege zu ebnen. Es ist schwer zu sagen, ob die konservative oder die freisinnige Gruppe in dem „Wettkriechen" um die Gunst des Zentrums im Vorsprung gewesen ist.

Digitized by Google

Um die Prüfung zu erleichtern, stellen wir die Selbstbiographie eines der hervorragendsten journalistischen Vertreter der konservativen Partei mit dem langjährigen Bündnis zwischen Eugen Richter und Windthorst zusammen.

Die „Monatsschrift für Stadt und Land", die Erbin des Leo-Rathusiusschen „Volksblatt", hat aus der Feder des Esthländers E. von Ungern-Sternberg zuerst dessen Jugenderinnerungen, dann seine „Irrfahrten" gebracht. Auch nach Ungern-Sternbergs Tode sind seine weiteren Aufzeichnungen „Unter dem konservativen Banner" in der gleichen Zeitschrift erschienen. Wir greifen aus denselben (Juli 1895, Jahrgang 67 Heft 7) seine Darstellung der Zeit des Kulturkampfes heraus, einen Abschnitt, der überdies durch seine Einblicke in die Propaganda in Dresdener Hofkreisen von bleibendem Wert ist.

Es scheint am geeignetsten, diese Darstellung ganz in seinem eigenen Wortlaut zu geben. Herr E. von Ungern-Sternberg beginnt damit (S. 668), seine Stimmung gegen Bismarck, in der Zeit seines Zusammenarbeitens mit den Liberalen, rückhaltlos zu kennzeichnen: „Ich gestehe offen, daß ich in diesen Jahren, wo der Liberalismus, von Lasker und Bamberger geleitet, wahre Orgien feiern durfte, innerlich ganz außer mir war und nicht immer an die unermeßlichen Dienste zu denken verstand, die Bismarck dem Vaterlande und der Nation geleistet. Die häßlichen Eindrücke des Tages verdunkelten die Vergangenheit und ihre Größe nur zu sehr. Wie verwüstend vor allem der Kulturkampf in diesem Sinne wirkte, läßt sich der Gegenwart kaum mehr verständlich machen."

Also „wahre Orgien hat der Liberalismus gefeiert"! Der Kulturkampf hat einfach „verwüstend gewirkt"! Fragt man aber: was weiß denn der Verfasser von den Ursachen des Kulturkampfs? welcherlei Sachkenntnis steht ihm in den kirchlichen Dingen überhaupt zur Verfügung? so erhält man noch auf der gleichen S. 668 die Auskunft: „Im ganzen hatte ich mich bis zum Ausbruch des Sturmes um kirchenpolitische Fragen nur wenig gekümmert. Das Nationale stand mir weitaus voran und nahm meine volle Teilnahme in Anspruch."

Das hindert aber nicht, daß er uns eine Definition des Kulturkampfes gibt, die ihn als „das Streben" definiert, „mit allem, was nicht zur Fahne des Diesseits schwor, ein Ende zu machen". Bei der Ungeheuerlichkeit einer solchen Behauptung dürfte es das Richtigste sein, diese Definition mit der Erzählung, in die sie hineingehört (S. 669/70), auch hier zu verbinden:

„Ich habe den Kulturkampf der Hauptsache nach aus der Ferne mit angesehen und kann mich mit ihm hier deshalb nur in dem Sinne befassen, als er mich persönlich berührt. Die nächste, unmittelbare Wirkung war die, daß ich mich in früher ungeahntem Maße zu den Katholiken hingezogen fühlte und ihre Sache als die gemeinsame aller Christen anzusehen begann. Daß ich dabei auf Irrwege geriet, d. h. der äußeren Organisation der Kirche, die sich im Kampfe gegen die Staatsgewalt so wunderbar bewährte, übertriebene Bedeutung beilegte, konnte angesichts der wüsten Ausschreitungen aller Art, zu denen sich die Widersacher des Christentums fortreißen ließen, nicht verwundern. Wer weiß denn heute noch, wie es in Deutschland zuging, wie brutal das Streben hervortrat, mit allem, was nicht zur Fahne des Diesseits schwor, ein Ende zu machen?"

Digitized by Google

Es folgt dann noch eine weitere Definition, wonach der „formale Grenzstreit zwischen den Befugnissen von Staat und Kirche sich zum Ringen von Glauben und Unglauben gestaltet hatte, durch das alle Mächte der Finsternis entfesselt waren." Aus dieser prinzipiellen Stellungnahme ergab sich dann die persönliche, die der Verfasser dahin schildert: „So schien auch ich vor die Wahl gestellt, ob ich mit Christus gehen wollte oder mit Belial. Wie hätte ich da einen Augenblick zweifelhaft sein können? Entschlossen trat ich deshalb auf die Seite der Kirche und nahm mit einem Fanatismus Partei, von dem ich heute wohl weiß, daß er vielfach auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhte, den ich aber gleichwohl nicht preisgeben kann, als er keine unlauteren Beweggründe kannte."

Hieran schließt sich nun aber zugleich eine eingehende Schilderung einer der zahlreichen in der Proselytenmacherei aufgehenden vornehmen Damen, der Frau Julie von Massow. Hätte Herr von Ungern-Sternberg uns weiter nichts geboten als dieses Charakterbild (S. 670/4) einer wirklich typischen Erscheinung und des Kreises, in welchem sie tätig war, so würde seine Selbstbiographie schon darum allein von bleibendem Wert sein:

„Frau von Massow verstand es, meinen schon ohnehin allzu regen Eifer für die Sache Roms derart zu steigern, daß ich, ohne in meiner innersten evangelischen Überzeugung erschüttert zu werden, zu höchst einseitigen und ungerechten Urteilen über die äußere Seite unserer Kirche und zur Unterschätzung des Lebenswerkes der Reformation gelangte. Frau von Massow war selbst noch evangelisch, machte aber kein Hehl daraus, daß sie überzutreten gedachte, besuchte regelmäßig die Messe und stand mit einer großen Anzahl von hervorragenden Katholiken im regsten persönlichen und brieflichen Verkehr. Der Dresdener Geistlichkeit war das nicht unbekannt. Solange der entscheidende Schritt aber nicht geschehen war, ließ man Frau von Massow ruhig gewähren, ja verkehrte mit ihr in der freundschaftlichsten Weise. Sie war Vorsteherin des „Magdalenen-Hilfs-Vereins", nahm am sonntäglichen Kindergottesdienst regelmäßig teil und übte eine erstaunliche Liebestätigkeit. Ihre Arbeitskraft und Freudigkeit ging ins Wunderbare. Sie hatte einen „Psalmenbund" gegründet, dem Evangelische und Katholiken gleichmäßig angehörten, dichtete religiöse Lieder, setzte sie in Musik und brachte es dahin, daß sie von evangelischen und katholischen Kirchenchören gesungen wurden. Jedes Jahr gab sie einen eigenen kirchlichen Kalender heraus, den sie an zahllose Leute versendete, und war in demselben Sinne auf vielen anderen Gebieten tätig, die ich hier nicht aufzählen kann. Ihre Hauptarbeit, das eigentliche Ziel ihres Lebens aber war Werben für die katholische Kirche, an der sie mit allen Fasern ihres großen, warmen Herzens hing — zu jedem, auch dem schwersten Opfer bereit. Ihr Feuergeist ließ ihr keine Ruhe, man fand sie überall, wo sie glaubte, etwas ausrichten zu können. Die Briefe, die sie erhielt und schrieb, waren nicht zu zählen; ihr persönlicher Umgang erstreckte sich auf alle Kreise, wo sie Verständnis zu finden hoffte . . .

„Mit mir sprach sie ganz offen über ihre Pläne und den Erfolg ihrer Bestrebungen, die vornehmlich auf die Gewinnung adeliger Damen für die streitende Kirche gerichtet waren, da sie nach Herkunft und Stellung an diese am leichtesten herankommen konnte. Wie viele sie so zu Rom herübergezogen hat, vermag ich nicht zu sagen; daß es aber Dutzende gewesen sind, halte ich für sicher. Glaubte sie jemand für innerlich reif halten zu dürfen, so übernahm der katholische Hofprediger Potthoff, ein gebürtiger Westfale, die Lehrunterweisung im einzelnen. Der Übertritt erfolgte gewöhnlich im Kloster „Mariaschein" in Böhmen. Potthoff soll gegen 200 „„Bekehrungen"" vermittelt haben, blieb aber selbst im Dunkeln.

Digitized by Google

„Im Herbst 1879 begründete Frau von Massow das als Organ der kirchlichen Einigungsbestrebungen gedachte Blatt: „Ut omnes unum", das einmal monatlich herauskam und Evangelischen wie Katholiken als gemeinsamer Sprechsaal diente.

„Das Erscheinen ihres Blattes bot Frau von Massow Anlaß, die Dresdener Gesinnungsgenossen einmal wöchentlich um sich zu versammeln, um mit ihnen über die Fortsetzung des begonnenen Einigungswerkes zu beraten. Diese Abende hießen „„der schwarze Montag"" und erlangten auch außerhalb Dresdens einen gewissen Ruf. Nur die ganz Zuverlässigen, zu denen auch ich damals zählte, hatten Zutritt. Regelmäßige Besucher waren Hofprediger Potthoff, Pastor Ahrendts, Oldwig von Uechtritz, der bayerische Gesandte Freiherr von Gasser, Herr von Suckow aus Mecklenburg und noch einige andere, deren Namen wir nicht mehr gegenwärtig sind. Ab und zu wurden auch Gäste eingeführt — namentlich Priester, die sich vorübergehend in Dresden aufhielten, unter ihnen der jetzige Breslauer Domherr Dr. Seltmann, der sich durch sein ironisches Wesen hervortat. Damen wurden nur ausnahmsweise zugelassen. Frau von Massow liebte den Umgang mit ihnen nicht. Zu diesen Ausnahmen gehörte Frau von Ghenadv, geb. Fürstin Kurakin, eine oberflächliche, im Grunde ganz weltlich gesinnte Russin, die nur deshalb eingeladen wurde, weil sie katholisch geworden war, und unsere Gesellschaft gemieden hätte, wenn sie nicht sicher gewesen wäre, dort Herrn von Gasser zu treffen, dem sie in der auffälligsten Weise nachstellte. Manchmal kam auch eine katholische Berühmtheit. So hatte „„der schwarze Montag"" die Ehre, keinen Geringeren als Dr. Windthorst in seiner Mitte zu begrüßen. Auch Ludwig von Gerlach habe ich bei Frau von Massow getroffen, und zwar kurz vor seinem Tode.

„Am meisten aber tat sich, neben Frau von Massow selber, Pastor Ahrendts hervor . . . Ein Religionswechsel lag ihm für seine Person bei alledem ganz fern; wohl aber hat er es geschehen lassen, daß Frau von Massow seine Frau und Töchter hinüberzog. Meines Wissens sind sie, mit Ausnahme zweier, die nach Norwegen heirateten, sämtlich katholisch geworden. Doch ist es möglich, daß ich mich darin irre."

In dieser letzteren Annahme hat der Verfasser sich nicht geirrt. Pastor Ahrendts ließ Frau und Töchter in der Tat übertreten. Selbst tat er den Schritt nicht, weil er dadurch der Pension als evangelischer Pfarrer verlustig gegangen wäre. Weitere Details über den Massowschen Kreis und die zahlreichen verwandten Kreise, obenan in Berlin, gehören nicht hierher. Dagegen glauben wir die resümierenden Schlußbemerkungen Herrn von Ungern-Sternbergs über die Jahre des beginnenden „Triumphzuges der päpstlichen Politik" hier nicht wegfallen lassen zu sollen (S. 674):

„Damals, unter dem Eindruck einer beide Teile gleichmäßig treffenden brutalen Verfolgung, glaubten viele von uns im Ernst an die Möglichkeit einer Annäherung der Kirchen und suchten dafür nach besten Kräften zu wirken. Aus dieser Anschauung erklärt es sich auch, daß ich an der rastlosen katholischen Propaganda, wie Frau von Massow sie betrieb, keinen Anstoß zu nehmen verstand, sondern ihr in gewissem Sinne mit Bewunderung zusah."

In merkwürdiger Übereinstimmung mit dieser „Beichte" des hervorragenden konservativen Journalisten über seine unevangelische Haltung in der Zeit des Kulturkampfes stehen die ähnlichen Bekenntnisse seines (auf dem Gebiete der inneren Mission verdienten) Genossen Dietrich v. Örtzen. Beide aber sind wirkliche Typen für die damalige Stellung der konservativen Presse überhaupt. Der Rufer im Streit für die klerikal-konservative Allianz ist stets die Kreuzzeitung gewesen. Was für sie zu extrem und

Digitized by Google

zu exzentrisch war, fand seine Unterkunft in den Spalten des Adelsblattes. Es wird sich auch in Zukunft lohnen, die Auszüge aus letzterem Blatte zu vergleichen, welche meinem Sendschreiben an Graf Wintzingerode („Der christliche Adel deutscher Nation") angehängt sind.

Und doch kann man beinahe fragen, wer dem klugen Windthorst als „König des Reichstages" größere Dienste geleistet hat, Herr v. Hammerstein oder Eugen Richter. Im Jahre 1848 ist die derzeitige demokratisch-klerikale Antipathie gegen den alten Preußenstaat in Waldeck verkörpert gewesen. Die moderne Demokratie brauchte für sich selber diese klerikale Mischung nicht mehr. Dafür hat sie blindlings der klerikalen Oberherrschaft in die Hände gearbeitet.

Nach dem Tode von Eugen Richter ist die Mannhaftigkeit und Unabhängigkeit seines Charakters auch von den anderen politischen Parteien gefeiert. Es geschah von der instinktiven Erkenntnis aus, daß die spätere Streberzeit überhaupt keine Charakterköpfe mehr schuf. Aber seine Unterordnung unter Windthorst ist sogar seinen Panegyrikern der wunde Punkt geblieben. Aus den Nekrologen auf Richter hebt sich ein Wort des gleichen Organes hervor, welches den Fürsten Bülow wegen derselben Taktik feiert, die es bei Richter bedenklich findet (Grenzboten 1906 Nr. 11 S. 632): „Zur Bekämpfung der Militärvorlage von 1886 schloß er sich eng an Windthorst und dessen Parole: Keinen Mann und keinen Groschen! an. Es war das Triumvirat von trauriger Berühmtheit: „Windthorst-Richter-Grillenberger". Wer in den Jahren 1886/87 Gelegenheit hatte, die Vorgänge im Reichstage zu beobachten, wird sich erinnern, daß Eugen Richter vor jeder wichtigeren Abstimmung Rücksprache mit Windthorst pflog und dessen Weisungen entgegennahm. Dadurch, daß seine Wiederwahl nur durch Hilfe des Zentrums möglich wurde (Windthorsts Äußerung: „Wir dürfen die Firma nicht verlöschen lassen"), war er dem Zentrum tributpflichtig geworden. In den parlamentarischen Kämpfen jener Tage äußerte Bismarck einmal: „Wenn ich „Windthorst" sage, die Partei Windthorst, so meine ich immer Herrn Richter mit."

Geistreich paradox wie immer hat Maximilian Harden den gleichen Punkt, den er bei Bismarck bewunderungswürdig findet, bei Richter getadelt. In seiner Gegenüberstellung beider (Zukunft 1906 Nr. 24: Bismarck und Richter, S. 424/5) ruft er eine der eigenen Reden Bismarcks in Erinnerung über das, was er Richter vorwarf, während er selber das Gleiche tat: „Wie witzig wurde er, als er das Wahlbündnis mit dem Zentrum geschlossen hatte, als Lehnsmann und Höriger Windthorsts verhöhnt! Ich will nur ein Beispiel anführen. Als Bismarck 1886 mit der Kurie über den Diözesanfrieden verhandelt hatte, tadelte Richter in einer formal vorzüglichen Rede diesen langwierigen diplomatischen Feldzug; um

Digitized by Google

nicht mit Windthorst paktieren zu müssen, habe der Kanzler den Papst mit Schmeicheleien überhäuft, aber, da der im Vatikan Gefangene sich in steter Fühlung mit dem Zentrumsführer hielt, schließlich doch nur den Bescheid Windthorsts erhalten. Ein paar Sätze aus der Entgegnung: „Der Herr Vorredner sieht natürlich mit einer gewissen Sorge und Kummer — ich erinnere an das Bild, wie der Lohgerber die Felle fortschwimmen sieht — auf diese Vorlage und deren Annahme; ihm geht der fundus instructus der parlamentarischen Taktik verloren, wenn, wie ich hoffe, der Friede zustande kommt. Er hat dabei aus der Frage das Gift tropfenweise herauszudrücken versucht, das sich in der gegenwärtigen Situation noch finden läßt. Das ist ja natürlich nicht weiter verwunderlich; und ich möchte nur, daß Diplomaten von Fach und wirklich praktische Politiker Zeit hätten, die Rede des Herrn Abgeordneten zu lesen; ich möchte meine Herren Kollegen im Ausland bitten, sie sich übersetzen zu lassen, damit sie sehen, mit was für Leuten, mit was für Ansichten, mit was für Welterfahrungen ich hier zu rechten und zu kämpfen habe. Der Herr Abgeordnete kritisiert mein diplomatisches Verhalten in einer Weise ... Ich möchte sagen: als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt."

Es ist ein nicht glückliches Zitat gewesen. Der wundeste Punkt der Bismarckschen Kirchenpolitik läßt sich kaum schärfer herausgreifen. Der Spott über den protestantischen Landpastor mußte um so bitterer verletzen, wo sowohl die allgemeine wie die theologische Bildung auch des bescheidensten protestantischen Landpastors doch von etwas anderem Gehalt zu sein pflegt, als die Dressur der römischen Kardinäle. Von der päpstlichen Kurie aber hatte es in derselben Rede geheißen (S. 425/6):

„Der Herr Abgeordnete wundert sich darüber, daß ich mit einem fremden Souverän, mit dem wir in Freundschaft leben wollen, in höflichen Ausdrücken spreche. Das überrascht mich. Er ist ja selbst in derselben Lage dem Herrn Abgeordneten Windthorst gegenüber. Dem schmeichelt er. Er hat hier seine Lehnspflicht zu leisten dem Souverän, von dem er als Abgeordneter abhängt und der ihn in die Versenkung verschwinden lassen kann."

Doch genug! Wir müssen ja auch diesen Paragraphen in dem Bewußtsein abbrechen, daß der Gegenstand desselben nicht sowohl einen Paragraphen wie vielmehr zahlreiche Bände erfordert. Denn für die zukünftigen Historiker wird es sich um ein gründliches Studium der Tagespresse aller Parteien in der Zeit der Kapitulation im Kulturkampf handeln. Ausnahmslos haben alle politischen Parteien mit dem Zentrum paktiert und sich dadurch der päpstlichen Politik dienstbar gemacht. Der tiefste Grund dieser Lage lag aber doch eben darin, daß die große Zeit der Begründung

Digitized by Google

unseres Reiches den wirklich religiösen Interessen gleichgültig gegenübergestanden hatte. Wo ist damals das Bewußtsein um die Segnungen der Reformation gewesen?

Die Antwort mag uns einer derjenigen Buchhändler geben, welche in der Literatur die Kenntnis dieser Segnungen durch gründlichere reformationsgeschichtliche Forschung zu pflegen versucht haben. Unmittelbar nach der Begründung des Deutschen Reiches hat Oswald Weigel den ersten unserer Lutherkenner, Knaake, veranlaßt, die „Jahrbücher des Deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation" zu begründen. Das groß gedachte Unternehmen ist nicht über die beiden ersten Hefte hinausgekommen. Eine spätere Erklärung des Verlags sagt über diese Erfahrung: „Das Interesse für die Geschichte der Reformation war in den großen Tagen der Erhebung Deutschlands wenig entwickelt. Obige breitangelegte Veröffentlichung des ausgezeichneten Kenners der Reformationsgeschichte blieb deshalb in den ersten Anfängen stecken, obwohl der sonst so erfolgreiche Leipziger Verleger T. O. Weigel seinen ganzen Einfluß für die Einführung des wichtigen Unternehmens eingesetzt hatte. Mit Christoph Scheurls Geschichtsbuch der Christenheit, das die Periode von 1511—1521 umfassen sollte, kam die Veröffentlichung nur auf 1519."

Schon in dem ersten Bande dieses Handbuchs hat die Nichtbeachtung Luthers als Klassikers durch eine Reihe von Zeugnissen belegt werden müssen. Das junge Geschlecht, dem der Staat des Protestantismus die nationale Einigung wiedergegeben, hatte den Ursprung des Protestantismus in der Reformation vergessen. Erst das Jahr 1883 sah den Verein für Reformationsgeschichte erstehen. Erst im neuen Jahrhundert ist der Gedanke Knaakes durch Friedensburg aufs neue aufgenommen worden.

Die gleichmäßige Verschuldung aller Parteien in dem Nichtsehenwollen der von der päpstlichen Politik neu heraufbeschworenen Gefahren ist schon vor dem Kulturkampf prognostiziert in der Rede über den Altkatholizismus (Kleine Schriften II S. 76/79). Wie dagegen die innere Empfindung aller papstgläubigen Massen im Ausland gegen das neue Reich gewesen ist, läßt sich wohl am besten in der holländischen Presse studieren. Es genüge hier, auf das massenhafte Quellenmaterial hinzuweisen, welches der zweite Teil der Monographie über „Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande" dem deutschen Leser zugänglich zu machen versuchte.

Nach dem Kullmannschen Attentat hat Fürst Bismarck mit tiefem Ernste erklärt, daß seine klerikalen Gegner vergeblich versuchen würden, den durch die Kaplanspresse zu seiner Tat angeregten Attentäter von ihren Rockschößen abzuschütteln. Graf Balleſtrem hat damals mit dem be-

Digitized by Google

rühmten Pfui geantwortet. Kullmann hatte seinen Zweck nicht erreicht. Um so mehr haben die Hödel und Nobiling dem gleichen Zwecke gedient.

Der offenen Angriffe des mannhaften Drusus hatten sich die alten Germanen erwehrt. Der im geheimen schleichenden Politik des Tiberius sind sie erlegen. Genau mit den gleichen Mitteln hat Windthorst über Bismarck triumphiert. Er ist in der Tat derjenige von beiden gewesen, der am frühesten aufgestanden war. Auf dem Triumphwagen, der die päpstlichen Emissäre nach Deutschland trug, hat Windthorst als Kutscher gesessen. Aber dem Kutscher hatten die Vorreiter den Weg frei gemacht.

---

§ 42.
Der Sturz Falks.

Die Entlassung Herrmanns war in ihren Wirkungen — wenigstens zunächst — nur auf die evangelische Kirche beschränkt. Die Entlassung Falks ist für die Gesamtentwicklung aller kulturellen Verhältnisse von allseitiger Tragweite gewesen. Wenn irgend, so gilt es hier möglichst tief zu graben, um die Ursachen und Folgen des von dem welfischen Zentrumsführer ebenso zäh wie unermüdlich angestrebten Sturzes des Kulturkampfministers überschauen zu können. In oberster Reihe gilt es daher alles zusammenzustellen, was sich von persönlichen Kundgebungen des Kaisers auffinden läßt. Daran reihen sich die Zeugnisse des Fürsten Bismarck und deren Ergänzung durch Falk selber. Es werden aber weiter auch die Antipoden Kögel und Herrmann sowohl in dem, was sie zu berichten wissen, als in ihrer Urteilsweise nebeneinander gestellt werden müssen.

Unseren Ausgangspunkt bildet somit das gleichzeitig an Falk und Herrmann gerichtete kaiserliche Schreiben vom 31. Mai 1877, auf welches sich der Brief an den Fürsten Bismarck vom folgenden Tage bezieht. Der in dem früheren Zusammenhang nur angedeutete Text lautet wörtlich:

Berlin, 31./5. 77.

An den Minister Falk und
an den Präsid. Herrmann.

Vor einigen Tagen sind mir die Anlagen zu Händen gekommen,

1. die Gastpredigt des Predigers Hoßbach von der Andreaskirche, gehalten in der Jacobikirche, als Kandidat der erledigten Stelle Bachmanns und

2. die Einladung der Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt zur 12. Synodalversammlung zum 5. Juni. (Beide Piecen sind mir zu remittieren.)

Digitized by Google

Natürlich kennen Sie beides und brauche ich Sie daher nur auf die von mir angestrichenen Stellen in Nr. 1 und auf in Nr. 2 die Nummer 15 der Antragstellung aufmerksam zu machen.

Auf der 5. Seite der Predigt definiert Hoßbach den Unterschied zwischen der alten und neuen Theologie, d. h. zwischen der gläubigen wie die heilige Schrift seit fast 2000 Jahren uns den Heiland — Erlöser — wahren Sohn Gottes darstellt — und der, nach meinem Glauben Unglauben predigenden neuen Theologie!!! Auf Seite 6 erklärt pp. H. sich zu der neuen Lehre bekennend.

Was Sydow sich noch scheute zu predigen und zu kathechisieren, sondern in Privatversammlungen zu lehren, weil er sich noch der Vorschrift des Landrechtes erinnerte — das predigt nun ein an der Andreaskirche angestellter Geistlicher von der Kanzel und bekennt sich vor der Gemeinde als Neu-Theologe!

Wie ist es möglich, daß einem Geistlichen dies Verfahren, von Ihnen, dem Kultusminister und von Ihnen, dem Präsidenten des Oberkirchenrates hat gestattet werden können? Das ist die unmittelbare Folge der Freisprechung Sydows, wo mir, als ich mich im Conseil gegen diese Freisprechung entschieden aussprach, entgegnet wurde, es werde nach Pflicht dafür gesorgt werden, daß solch böses Beispiel sich nicht fortpflanze?!? Und nun nach 2 Jahren wird Sydows Lehre nicht mehr privatim gelehrt, sondern von der Kanzel öffentlich gepredigt! Aber noch mehr, in der 2. Anlage ladet die Berlin-Cölln-Stadt-Kreissynode ein, die Nr. 15 zur Abstimmung zu bringen, d. h. daß das apostolische Glaubensbekenntnis nicht mehr beim Gottesdienst und bei sonstigen kirchlichen Handlungen verlesen werden soll!!! — So weit sind wir also in 2 Jahren gekommen!

Ich erwarte, daß die Nr. 15 gestrichen und gegen Hoßbach unverweilt die Untersuchung auf Entsetzung vom Amt angetragen wird.

Wilhelm.

Berlin, 1./6. 77.

An den Minister Falk und
den Präsidenten Herrmann.

Soeben erfahre ich, daß der Prediger Hoßbach nach seiner irreligiösen Gastpredigt, von der Jacobigemeinde zu ihrem Prediger erwählt ist!! Da kann nur Suspension von seinen Ämtern eintreten, denn wohin wie bei Sydow das sogenannte Märtyrertum führt, liegt nun klar zu Tage! Ich verlange die Namen der Personen zu kennen, die diese Wahl herbeiführten. Cito!

Wilhelm.

Die an diesen Anlaß sich weiter anschließenden Briefe des Kaisers an Herrmann sind bereits oben mitgeteilt worden. Für unsere jetzige Aufgabe dagegen geben die nach Herrmanns Entlassungsgesuch an Kögel gerichteten Briefe des hohen Herrn den weiteren Einblick in das Werden seiner Entscheidungen.

Von der Einreichung von Herrmanns Entlassungsgesuch bis zur kaiserlichen Genehmigung desselben ist, wie wir oben gesehen haben, noch über ein halbes Jahr vergangen. Es läßt sich kaum ein deutlicherer Beleg dafür geben, wie schwer dem Kaiser persönlich jener Entscheid gefallen ist. Nur um so lehrreicher aber ist es, daß wir schon drei Wochen nach jenem

Digitized by Google

Termin einen Brief des Kaisers an Kögel besitzen, der dem letzteren eine vertrauliche Audienz bewilligt. Dieses erste Schreiben besteht freilich nur aus wenigen Zeilen:

Berlin, 13./12. 77.

Haben Sie heute Abend von ½7 Uhr an Zeit zu mir zu kommen, so werde ich Sie erwarten. Bitte um Antwort.

Wilhelm.

Über den Inhalt der Unterredung liegt keine Aufzeichnung vor. Aber schon zwei Wochen später ist ein eingehenderer Brief gefolgt, dessen Anfang schon bei der Charakteristik der Beziehungen zwischen Kögel und der Kaiserin Augusta herangezogen wurde, dessen Fortsetzung aber zugleich den Beleg für die nunmehr nicht mehr unterbrochenen, den amtlichen Beratern des Kaisers unbekannten Konferenzen desselben mit Kögel einschließt:

Berlin, 26./12. 77.

Was die Kaiserin Ihnen heute über Ihre hinreißende Predigt schrieb, unterschreibe ich durchaus und muß ich Ihnen selbst noch diese Anerkennung hiermit aussprechen. Zugleich danke ich Ihnen für Ihr letztes Schreiben und wünsche ich Sie in diesen Tagen zu sprechen. Ich bin morgen zwischen ½1 Uhr und 2 Uhr, um ½4 Uhr zu Hause; lassen Sie mir wissen ob Sie zu einer dieser Stunden Muße zu mir zu kommen haben. — Haben Sie etwas über den Stand der Untersuchung des Oberkirchenrat contra Hoßbach gehört, so lassen Sie es mir noch heute wissen.

Wilhelm.

Bei der Durchsicht der an Kögel gerichteten Briefe muß jedem Leser obenan wieder die den Kaiser so besonders kennzeichnende zarte Rücksicht auffallen, die er auf die Personen seiner Umgebung zu nehmen gewöhnt war. Andererseits gewinnen wir vollen Einblick in die Taktik, nach welcher der „Beichtvater" von dem Moment an, wo es ihm gelungen war, die Stellung Herrmanns zu untergraben, sich sofort höhere Ziele zu stecken begann. Es galt dies zunächst mit Bezug auf die von der verantwortlichen Kirchenbehörde wohlerwogenen Vorschläge für die königlichen Synodalernennungen, die nun einfach hinter dem Rücken jener ins Gegenteil verkehrt wurden. Auch in dieser Beziehung sind es die eigenen, in der Kögelschen Biographie veröffentlichten Briefe des Kaisers, die es gestatten, dem, was hinter den Kulissen geschah, von Stufe zu Stufe nachzugehen.

Am 16. März 1878 hatte die Audienz Herrmanns bei dem Großherzog von Baden stattgefunden, welche letzterem den gefallenen Entscheid prognostizierte. Schon vom 29. März liegt ein Brief des Kaisers an Kögel vor, der nicht nur deutlich dokumentiert, wie überaus geschickt auch jetzt wieder die Festtage in der kaiserlichen Familie von dem geistlichen

Digitized by Google

Redner benutzt sind, sondern auch alsbald auf die für Kögels Hintertreppenpolitik wichtigste Frage der königlichen Ernennungen zur Generalsynode eingeht. Kögel wußte, daß der Kaiser diese amtlichen Vorschläge, nachdem Herrmann nicht mehr als Präsident fungierte, von dem Propst Brückner erwartete. Er scheint (wie der Wortlaut der Schlußwendung des Kaiserbriefes nahe legt) bei der früheren Besprechung dieser Frage sogar gebeten zu haben, ihn dem amtlichen Ratgeber gegenüber nicht zu verraten. Denn der kaiserliche Brief lautet:

Berlin, 29./3. 78.

Zur Erinnerung an die Doppelhochzeit in meiner Familie, sende ich Ihnen anliegende Photographie, die Ihnen meine Dankbarkeit zurückrufen soll, nicht bloß für die von Ihnen verrichteten heiligen Handlungen, sondern auch für Ihren Beistand in Rat und Tat in so vielen Fällen. Dies muß ich auch heute wieder verlangen. Brückner hat eine Audienz erbeten, um mir die Liste der von mir zu wählenden Mitglieder der Synoden vorzulegen. Für den Fall, daß Sie von den vorzuschlagenden Personen Kenntnis haben, ersuche ich Sie mir darüber schleunig eine Mitteilung zu machen. Natürlich werde ich keine Entscheidung in Brückners Gegenwart treffen und Sie erst hören.

Wilhelm.

Nach der Audienz Brückners hat der Kaiser die von diesem vorgelegte Liste einfach zur Kommentierung der darin vorgeschlagenen Namen an Kögel gesandt:

B., 14./4. 78.

Die Anlagen bitte ich Sie mir morgen früh zurückzusenden. Einige Kennzeichnungen werden Sie befremden, wie u. a. „zur Rechten sich haltend!“ als Fehler!

Wilhelm.

Erst dann, wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, in welcher die Antworten Kögels auf solche Schreiben dem archivalischen Versteck entnommen werden können, wird man die Art und Weise, wie es ihm gelang, alle Andersdenkenden zu diskreditieren, vollauf würdigen lernen. Aber es ist schon überaus lehrreich, daß die weiteren Briefe des Kaisers in die fortdauernden Verhandlungen hineinblicken lassen. Am 25. April wird Kögel wieder in überaus rücksichtsvoller Weise zur Audienz beschieden:

25./4. 78.

Ich bin morgen von 9 Uhr an den ganzen Vormittag bis ½3 Uhr zu Haus, und nur von 12—½1 Uhr empfange ich jemand der durchreiset, also wählen Sie eine Stunde, wann Sie kommen können und lassen Sie mir dieselbe wissen.

W.

Am gleichen Tage hat dann auch Generalsuperintendent Brückner

Digitized by Google

eine offizielle Audienz gehabt. Nach Ablauf derselben erhält Kögel sofort wieder die amtlichen Vorschläge zur privaten Begutachtung:

B., 26./4. 78.

Damit Sie jeden freien Augenblick in den nächsten für Sie sehr bewegten und besetzten Tagen benutzen können, die Anlagen zu lesen, sende ich dieselben Ihnen sogleich nachdem Brückner mich verlassen hat und ich dieselben nur flüchtig durchschlagen habe. Ihren Kommentaren entgegensehend

Wilhelm.

Am inhaltreichsten aber ist der Brief vom 30. April, unmittelbar nach der Besprechung des Kaisers mit dem zur Nachfolge Herrmanns von Kögel empfohlenen O.-K.-R. Hermes geschrieben:

B., 30./4. 78.

Soeben habe ich mit p. Hermes die Unterredung gehabt. Ich kann sagen, daß ich mit seinen Auffassungen sehr zufrieden gestellt. Der Punkt, in welchem er von der Ansicht der Domgeistlichkeit abweicht, ist der, daß er nicht für dienlich hält, daß deren sogenannte Partei einen sofortigen Angriff auf die Synodalgesetzgebung im Auge hat. Ich habe ihn erinnert, daß über diesen Punkt das Memoire der Domgeistlichen an mich sich klar ausgesprochen hat, daß auf einen dergleichen sofortigen Angriff die Absicht nicht ginge, sondern nur die Besserung erst nach längerer Erfahrung in Angriff genommen werden sollte. Und dies sei auch mein Standpunkt, wie ich dies immer ausgesprochen habe, während ich jene Besserung durchaus im Auge behalte. Wenn ich also Hermes wähle, so wird dieser Punkt keine Störung, denke ich, veranlassen mit Ihnen und Ihren Kollegen. Ich wünsche nun Sie und Manteuffel morgen noch zu sprechen und schlage 3 Uhr nachmittags dazu vor, was Sie mit Manteuffel verabreden wollen, wenn Sie beide zu dieser Stunde frei sind.

Wilhelm.

An der entscheidenden Konferenz hat also außer Kögel auch der Generaladjutant Edwin von Manteuffel teilgenommen. Die Tage, in welchen der Generaladjutant Leopold von Gerlach die Bestrebungen der Generalsynode von 1846 illusorisch gemacht hatte, waren wiedergekehrt. Was speziell eine derartige Einmischung Manteuffels in die kirchlichen Fragen bedeutete, ist schon einmal zur Sprache gekommen, und wir müssen gleich hernach nochmals darauf zurückkommen. In dem jetzigen Zusammenhang stellen wir aber zunächst noch die weiteren Briefe des Kaisers an Kögel zusammen.

Aus den Herrmannschen Tagebüchern ist bereits die Tatsache mitgeteilt, wie, nachdem unmittelbar vorher die Entlassung Herrmanns noch weiter hinausgeschoben worden war, am 1. Mai mit einem Male die Entscheidung beschleunigt worden ist. Am 2. Mai hat Herrmann die Entlassung erhalten. Schon vom 19. Mai liegt wieder ein Zettelchen von der Hand des Kaisers vor, in welchem u. a. Kögels Rat über die für das Präsidium der Synode Vorgeschlagenen verlangt wird:

Digitized by Google

Zur Begutachtung des Schlußantrags.
Was sagen Sie zu den drei Vorgeschlagenen?

Wilhelm.

Cito. 19./5. 78.

In dem folgenden Briefe aus dem gleichen Monat ist bereits von dem Entlassungsgesuch Falks die Rede:

B., 26./5. 78.

Hierbei das längst versprochene Schreiben von dem Fürst Bismarck. Ich habe dem Minister Falk auf sein zweites Schreiben sagen lassen durch Minister Graf Eulenburg II, daß ich sein Entlassungsgesuch ruhen ließe, wie ich es nach dem ersten bestimmt hatte, bis Fürst Bismarck gehört ist.

Wie stehet es in der Synode? ich hörte noch gar nichts?

Wilhelm.

Nach den Andeutungen in der Biographie Kögels ist nur ein Teil der Briefe des Kaisers in dieselbe aufgenommen. Um so weniger darf der an letzter Stelle mitgeteilte hier fehlen, der wieder den deutlichsten Beleg dafür einschließt, daß der Beichtvater einfach an die Stelle der verantwortlichen Ratgeber eingerückt ist:

25./11. 78.

Wegen Klarstellung der in der Anlage behandelten Fragen wollen Sie mir mitteilen, welches Trauformular in der Domgemeinde seit Einführung der Zivilehe gebraucht wird und was Sie zur Anlage meinen?

Aber Eile! Wann kann ich Sie morgen sprechen?

Das nächste Ziel, das sich Kögel nun alsbald weiter gesteckt, war die Überwindung der auch nach dem Sturze Herrmanns noch fortbestehenden Hindernisse gegen seinen Eintritt in den Oberkirchenrat. Auf die zu diesem Zweck angewandten Mittel werfen bereits die Aufzeichnungen des Kultusministers Bosse über die damals dem Grafen (späteren Fürsten) Otto von Stolberg als Vizepräsidenten des Staatsministeriums zugefallenen Aufgaben ein überraschendes Licht (Deutsche Revue, Juni 1903, S. 360):

„Graf Stolberg erfreute sich des ganz speziellen, uneingeschränkten, persönlichen Vertrauens des Kaisers Wilhelm. Aber auch aus diesem Vertrauen erwuchsen ihm zuweilen recht heikle Aufgaben. So erhielt er im Dezember 1878 einen vier Seiten langen, eigenhändigen Brief des Kaisers, in dem dieser ihm den Auftrag erteilte, ihm die Vorlage wegen Ernennung der Hofprediger Kögel und Baur zu Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats zu beschaffen. Der Graf war, wie er sogleich erkannte, schlechterdings außerstande, diesem Auftrage nachzukommen, da es sich ja nicht um seine, sondern um die Gegenzeichnung des Kultusministers handelte. Er konnte nichts tun, als zunächst mit diesem sprechen, mußte sich aber von vornherein sagen, daß er bei dem Minister Falk auf Widerstand stoßen werde, weil dieser in den Hofpredigern seine erklärten kirchenpolitischen und persönlichen Gegner sah. Der Graf fürchtete

Digitized by Google

daher, daß aus dieser Angelegenheit der Abgang des Ministers Falk sich ergeben könne. Die Sache beschäftigte ihn sehr ernstlich. Indessen sagte er mir doch nach einigen Tagen vor seiner Abreise nach Wernigerode, die Regelung der Differenzen mit dem Minister Falk scheine sich friedlich zu erledigen. Er, Graf Otto, habe einen eigenhändigen, ausführlichen Bericht darüber an den Kaiser erstattet. Derartige allerhöchste Aufträge waren begreiflicherweise keine Rosen auf dem Wege des Vizepräsidenten des Staatsministeriums. Minister Falk hatte sich gegen einen seiner damaligen Räte im Kultusministerium in jenen Tagen dahin ausgesprochen, er habe kaum Hoffnung, daß es dem Grafen Stolberg gelingen werde, ihn zu halten. Fürst Bismarck habe an den Grafen Stolberg einen zur Mitteilung an Falk bestimmten Brief geschrieben, worin die große Verantwortung betont werde, die ihn, Falk, treffen würde, wenn er durch eigenwilliges Festhalten in einer — wenigstens verhältnismäßig — nicht eben wichtigen Sache seine ganze Ministerstellung gefährde. Er, Falk, sehe aber die Sache doch nicht als so unwichtig an. Er glaube so weit gegangen zu sein wie möglich — vielleicht hatte er der Ernennung des einen Hofpredigers zugestimmt, die des anderen aber abgelehnt —, er müsse aber Garantien gegen unberechtigte Einflüsse hinter seinem Rücken haben, sonst gehe er. Hieraus ergibt sich, daß Graf Stolberg in der Erkenntnis der politischen Tragweite der Sache auch mit dem Fürsten Bismarck darüber korrespondiert hatte, und zwar persönlich. Welche Flut von Arbeit neben den eigentlich offiziellen Geschäften! Am 21. Dezember sagte aber Graf Stolberg, Falks Rücktritt werde sich noch einmal vermeiden lassen."

Die auf Graf Stolberg zurückgeführten Bosseschen Mitteilungen stimmen genau überein mit einem Schreiben von Propst Brückner vom 2. Januar 1879. Wir verdanken dem letzteren aber noch einige andere genauere Details:

Der Kaiser hatte es sehr übel vermerkt, daß kurz, ehe er die Regierung wieder übernahm, der weltliche Stellvertreter unseres Präsidenten ernannt worden war, ohne ihn zu fragen. Er fand darin, zumal nicht der von ihm Gewünschte ernannt worden war, eine Verletzung seiner königl. Autorität und bestand um so entschiedener darauf, daß Kögel und Baur (Stöcker war fallen gelassen) in den EOK. ernannt werden müßten. Er verhandelte zunächst durch Graf Stolberg acht Tage lang mit Falk, bis dieser, nachdem er eine Vertrauenserklärung des Kaisers erhalten, nachgab. Nun kam die Sache an uns. Am Sonnabend vor dem Christfest teilte mir Hermes die Lage der Dinge mit, und sofort erklärte ich ihm, daß ich unter diesen Umständen voraussichtlich meine Entlassung geben müßte. Auch in zwei weiteren Unterredungen gelang es ihm nicht, mich zu überzeugen, daß mir ein anderer Ausweg bliebe. Am dritten Feiertag gelangte die Sache ans Plenum, wobei (Winter war beurlaubt) 5 Mitglieder glaubten, die Ernennungen zurzeit widerraten zu müssen, während zwei (Thielen und Kundler) einen Einwand nicht zu erheben hatten. Nunmehr erstattete Hermes seinen Bericht, indem er darin auch mit anführte, was er dem Kaiser bereits mündlich angedeutet hatte, daß Dorner, von der Goltz und ich voraussichtlich ihre Entlassung nehmen würden. Bevor dies jedoch geschah, teilte er das Resultat der Sitzung an Falk mit und nunmehr erklärte dieser, daß eine solche Auflösung des EOK. für ihn politisch nicht erträglich sei. Gleichzeitig ließ er mich bitten, und Hermes schloß sich dem an, daß ich mich direkt mit dem Kaiser in Verbindung setzen möchte. Dem glaubte ich mich unter diesen Umständen nicht entziehen zu dürfen und so geschah es, daß, während Hermes am Sonnabend Nachmittag an seinem Bericht arbeitete,

Digitized by Google

ich zu derselben Zeit mein Schreiben an den Kaiser entwarf. Darin habe ich mit voller Offenheit auf alle in Frage kommende Punkte, für die ich Verständnis zu finden hoffen durfte, aufmerksam gemacht. Ich habe ihm die kirchenpolitische Stellung der Hofprediger geschildert und darauf hingewiesen, daß, wenn trotzdem ohne geschäftliche Nötigung und ohne Vorhandensein hinreichender Vakanzen zwei von ihnen in den EOK. kämen, ich mit der öffentlichen Meinung darin nichts anderes erblicken könnte als ein tatsächliches Zeugnis, daß unsere bisherigen Grundsätze zum Teil vom Kaiser nicht gebilligt würden, daß uns nur eingeschränktes Vertrauen geschenkt würde und daß der Richtung der Hofprediger in der Kirchenleitung Raum geschafft werden solle. Die Freudigkeit derer, die, wie ich, ihre Grundsätze nicht ändern könnten, würde dadurch gelähmt werden. Auch sei es für einen Theologen, der einen Namen zu verlieren habe, etwas Mißliches einem Kollegium anzugehören, dessen innerer Charakter jederzeit durch Personalnachschübe geändert werden könne. Wenn der EOK. nicht mehr homogen zusammengesetzt sei, werde der Streit der Parteien in die Zentralbehörde getragen und es dieser ungemein erschwert, einheitliche Ziele nach einheitlichen Gesichtspunkten zu verfolgen, was sie doch unbedingt nötig habe. Das Verhältnis der geistlichen und weltlichen Räte werde gründlich verschoben usw. Unter diesen Umständen dürfte es in Frage kommen, ob nicht statt einer Ergänzung in der Zahl, vielmehr eine Veränderung im Bestande der geistlichen Mitglieder des EOK. herbeizuführen wäre. Entsprächen die Grundsätze der Hofprediger in der Kirchenleitung den Absichten des Kaisers mehr als die unserigen, so wäre es das Beste, wenn dieser Richtung Gelegenheit gegeben würde, sich voll und ganz in der Kirchenleitung zu bewähren. Ich jedenfalls wartete schon seit einiger Zeit nur auf einen Fingerzeig Gottes, um die Hand vom Pflug zu tun; und dergl. mehr. Seinen Bericht schickte Hermes am Sonntag morgen, ich schickte diesen meinen Brief am Sonntag Nachmittag ab. Am Montag Abend spät bekam ich vom Kaiser ein eigenhändiges Schreiben, daß er meine Offenheit anerkenne, daß ich mich aber aus seinem Schreiben an den Präsidenten von der Unbegründetheit meiner Befürchtungen überzeugen würde und daß er mein Verbleiben im EOK. besonders wünsche, weil ich (!) im vollen Einverständnis mit seiner Auffassung gehandelt hätte. Dabei zum Schluß und zum ersten Mal die Versicherung „herzlicher Hochschätzung". Am Dienstag, dem Sylvester, Mittag war nun wieder Sitzung. Dort hörte ich das Schreiben des Kaisers an den Präsidenten, worin er versicherte, daß seinem Verlangen falsche Beweggründe untergelegt worden wären, daß er am wenigsten beabsichtige Unzufriedenheit mit der Wirksamkeit des EOK. auszudrücken, daß er nur wie sein seliger „König und Bruder" Hofprediger im obersten Kirchenregiment zu sehen wünsche, um auftauchende „Kontroversen zu beseitigen", daß, wenn dies nicht geschähe, daraus Nachteile für die gedeihliche Entwicklung der Kirchenverfassung erwüchsen, wie sich schon bisher ergeben habe, und daß er keine personale Veränderung weiter, außer dem Eintritt der beiden, wünsche. Zum Schluß: „Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich die Ernennungen noch heute vollziehen könnte, damit ich vor dem Antritt des neuen Jahres, wahrscheinlich meines letzten, diese Sache von der Seele hätte"... Gleichviel, nach diesen verschiedenen Erklärungen, die zum Teil veröffentlicht werden sollen, schien es unrichtig, jetzt auf der Demission zu bestehen, zumal doch auch sehr wichtige Gründe, namentlich das Interesse der Kirche, dagegen sprachen, wie denn auch die Freunde in der Provinz dringend davon abgeraten haben. Ich habe berichten lassen, daß ich nach solchen Erklärungen in der Ernennung der Hofprediger an sich noch keinen Anlaß sehen würde, meine Entlassung zu nehmen, daß ich den Versuch machen würde, mit ihnen gemeinsam zu arbeiten, daß

Digitized by Google

ich mir aber, falls der Versuch mißlänge, vorbehielte, auf mein Ausscheiden zurückzukommen. v. d. Goltz stimmte mir zu, Dorner behielt sich seine Entscheidung vor. Das ganze Kollegium aber richtete an den Kaiser die Bitte, die beiden Hofprediger anzuweisen, daß sie alles vermeiden sollten, was den Frieden stören oder die Union (mit Rücksicht auf das Bündnis mit den Konfessionellen) gefährden könnte. Ob oder inwieweit diese Bitte erfüllt worden ist, weiß ich noch nicht. Die Ernennungen aber sollen vollzogen sein. Den Austritt aus der Partei und das Aufgeben der Führerrolle wird Hermes als Präsident von beiden fordern.

An demselben 2. Januar 1879, von welchem dieser Brief datiert, hat Kögel das jahrelang zäh und hartnäckig angestrebte Ziel seines Eintrittes in den Oberkirchenrat erreicht. Die gleichzeitig ins Auge gefaßte Ernennung Stöckers war „fallen gelassen", an seiner Stelle W. Baur ernannt. Der Minister Falk hatte sich abermals ebenso gefügt, wie bei der Umgestaltung der Ernennungen für die Generalsynode. Hatte doch Fürst Bismarck wieder zur Nachgiebigkeit „in dieser nicht eben wichtigen" (d. h. nur das Aschenbrödel: evangelische Kirche betreffenden) Sache geraten. Das Urteil der Herrmannschen Tagebücher über diese Fügsamkeit lautet allerdings etwas anders. Schon die Aufzeichnung vom 11. Februar 1879 spricht sich über die unmittelbaren Folgen derselben dahin aus:

Die Hofprediger haben mit Anfang des Jahres ihren Einzug in den EOKR. gehalten. Dorner, Brückner und Goltz, welche für diesen Fall ihren Austritt ins Auge gefaßt hatten, sind geblieben. Brückner infolge der gnädigen Äußerungen des Kaisers in einem Handschreiben an ihn, Goltz weil Brückner sich für das Bleiben entschieden hatte, Dorner, weil er sich überzeugte, daß sein Bleiben notwendig sei, wenn die bisherigen Grundsätze des OKR. nicht bald der durch die Hofprediger vertretenen Tendenz erliegen sollten. Ich bin zufrieden damit, daß die Krisis so abgelaufen ist, wenngleich ich keine rechte Zuversicht darauf habe, daß die bisherige Haltung des OKR. nicht bald alteriert werden wird. Die Säulen des OKR. sind nicht von Stein und Erz, sondern bestimmbare Menschenkinder, und der von subjektiven Interessen beherrschte Verstand ist willig zur Rechtfertigung jeder Schwenkung.

Die weiteren Aufzeichnungen Herrmanns über die Zwischenzeit zwischen seinem und Falks Rücktritt werden anderswo Berücksichtigung finden. Wir freuen uns, schon im voraus auf diese von kompetentester Seite herrührende Ergänzung unserer (der Natur der Sache nach nur skizzenhaften) Darstellung hinweisen zu können. Um so mehr scheint es dagegen hier am Platz, Kögel persönlich über seine Empfindungen dem Minister Falk gegenüber zu Wort kommen zu lassen. Sein Biograph berichtet über ein von ihm nachträglich diktiertes Promemoria folgendermaßen (III S. 109/110):

Über dessen (Falks) ministerielle Wirksamkeit hat Kögel seine Ansicht in den letzten Lebensjahren behufs Verwendung nach seinem Tode seiner Frau diktiert. Wiewohl das Diktat hiernach erst lange nach dem Abgange Falks zu einer Zeit erfolgt ist, wo der leidende Kögel über Menschen und Dinge überaus friedlich und gelinde dachte, zittert doch

Digitized by Google

darin noch eine große Schärfe und Erregung nach, ein Umstand, der ermessen läßt, wie groß letztere bei Kögel in der Zeit des kirchlichen Kampfes selbst gewesen sein muß, zumal sich in Falk und Kögel nicht nur sehr verschiedene Auffassungen, sondern auch wohl recht gleichartige Charaktere — gleichartig im Temperament, in ehrlicher Gradheit und in Überzeugungstreue — gegenüberstanden.

Wie hier von „der großen Schärfe und Erregung" gesprochen wird, so an einer früheren Stelle (III S. 35) von seinen „aufgeregten brieflichen Äußerungen". Wir ziehen auch diesen Passus wörtlich heran:

Die in dem Ausdrucke „Kulturkampf" zusammengefaßten Vorgänge, die wenige Jahre darauf der kirchlichen Lage ein so verändertes Aussehen gaben, sind zu bekannt, um näher darauf einzugehen. Nur diejenigen seien hier hervorgehoben, durch die sich die positiv gerichteten evangelischen Kreise tief verletzt oder beunruhigt fühlten. Solche Tatsachen waren das Zivilstandsgesetz, die Einführung einer Staatsprüfung für die Theologen, die drohende Simultanisierung der Volksschule, überhaupt die ganze gegen die evangelische Kirche lediglich aus Paritätsgründen gerichtete Gesetzgebung; ferner die Bildung einer geschlossenen Zentrumspartei in den Parlamenten, endlich auch die im Falle Sydow vom Oberkirchenrat im Gegensatze zum Konsistorium getroffene Entscheidung, in welcher auf der rechten Seite eine ausreichende Wahrung des Bekenntnisstandes der evangelischen Landeskirche vermißt wurde. Der anfänglichen Verblüffung, Sorge und Niedergeschlagenheit folgte bald eine tiefgehende, andauernde, wachsende Erregung. In zahlreichen Zuschriften, die Kögel von den verschiedensten Seiten erhielt, trat dies deutlich zutage gleichwie in aufgeregten brieflichen Äußerungen seinerseits.

Bedeutsamer noch als diese Äußerungen des Verfassers der panegyrischen Biographie ist das, was aus Kögels eigenem Diktat angeführt wird. Gleich die ersten Worte zeigen, wie das Urteil über andere (genau, wie es Herrmann beobachtet hatte) obenan nach deren Haltung ihm selbst gegenüber fragt:

Falk sagte mir, meine Stimme gleiche dem Organe seines Vaters, des berühmten schlesischen Kanzelredners. Auch lud er mich zu einem Festessen ein, als ihn die Stadt Wittenberg zu ihrem Ehrenbürger gemacht hatte. Im übrigen hat er mich seit Übernahme des geistlichen Ministeriums kaltgestellt. Ängstlich mied er den finsteren Schatten des Reaktionärs, weder in Universitäts- noch in kirchlichen Dingen suchte er meinen Rat.

Dieser Einleitung folgt dann aber das überaus bezeichnende Votum über den Kulturkampf. Die Spitze desselben richtet sich beinahe noch mehr als gegen Falk gegen Fürst Bismarck persönlich:

Heute ist es vor aller Augen und in aller Munde, wie töricht der Kulturkampf eingefädelt ward. Bismarck soufflierte und Falk deklamierte. Dabei war Falk seines ministeriellen Lebens nicht sicher. Für ihn bestand bei seinem fürstlichen Machthaber die Gefahr, bei einer Auseinandersetzung mit Rom als Tauschobjekt behandelt zu werden. Es ist richtig, daß Falk sein Verbleiben von der Einführung des Zivilstandes abhängig machte. Aber es ist ebenso richtig, daß Falks vorläufiges Verbleiben dem Fürsten Bismarck wichtiger war als die Bewahrung des gesamten Volkes vor den antikirchlichen und antichristlichen Folgen des Zivilstandgesetzes. Den Rest der Falkschen Besonnenheit untergrub der von Falk aus Münster herbeigerufene Unterstaatssekretär

Digitized by Google

Sydow, ein kluger Kopf, solange nichts Religiöses im Spiel war. Er hatte die Naivetät, zu wähnen, die Ausscheidung fragwürdiger Elemente bei Trauungen würde eine ausreichende Frucht des Zivilstandes sein. Daß ein unkirchliches Gesetz schwankende kirchliche Elemente mit sich fortreißt, daß einem Staat die kirchliche Sitte lieber sein müsse als ein außerhalb des Schattens der Kirche lebendes und sterbendes Geschlecht, davon hatte er keine Ahnung. Ferner hatte er wie sein Chef die Naivetät, das Kulturexamen in der Erwartung zuzuschneiden, daß dadurch ein großer nationaler Einfluß auf die jungen katholischen Theologen gewonnen würde. Ich bemerkte trocken, es würde es überhaupt kein Katholik machen, oder falls sich katholische Kandidaten stellten, würden sie in der Geschichte um Antwort nicht verlegen sein. „Sie sollen wenigstens", erklärte Falk gereizt, „die Meinung verlernen, als sei ich ein Nero, der die Kirche verfolgt." Die Folgezeit hat mir Recht gegeben. Nicht ein katholischer Kandidat hat sich zu dem Examen gestellt; die evangelischen Kandidaten machten es allein zu einer Zeit, wo der Mangel an Kandidaten sehr groß war. Mit dem ganzen Kulturkampf hat man Rom befehden wollen und Wittenberg geschlagen. Vor Einführung des Zivilstandgesetzes hatte man weder den evangelischen Oberkirchenrat gehört noch an eine Ablösung der Stolgebühren gedacht. Besteuerung der kirchlichen Handlung, Privilegierung der staatlich konkurrierenden — das sollte Verteilung von Schatten und Licht sein? — Als das erste Ordensfest nach Einführung des Zivilstandes begangen wurde, rief nach dem Essen beim Cercle der alte Kaiser den Minister Falk und mich heran. „Sie haben die Gemeinde", sagte er zu mir, indem er sich über die Ergebnisse des neuen Gesetzes bitter beschwerte, „wiederholt im Dome darauf angeredet, daß jetzt ohne Taufe und Trauung ein heidnisches Geschlecht heranwachse. Mir sind bei Einführung des Gesetzes die Folgen als harmlose geschildert worden. Nun soll aber auch die Reichsgesetzgebung einen Paragraphen zum ausdrücklichen Schutz der kirchlichen Handlungen bringen." Falks Verlegenheit, in meiner Gegenwart diese Worte hören zu müssen, war sehr groß. Der sogenannte „Kaiserparagraph" erschien. Übrigens hatte das Dompräsidium, Hoffmann an der Spitze, den Kaiser rechtzeitig gewarnt, ein Vorgehen, das dem Fürsten Bismarck Anlaß gab, sich in einem Privatgespräch gegen den holländischen Gesandten darüber auszulassen, daß Hofprediger Kögel ihm beim Kaiser Schwierigkeiten bereite.

In dem nachfolgenden § 44 über „die kirchengeschichtliche Tragödie im Sturze des Fürsten Bismarck" müssen wir auf den letzten Satz dieser Aufzeichnung zurückkommen, wie dort überhaupt das Zusammenarbeiten „der katholischen und der protestantischen Jesuiten" zu jenem Ziele spezieller berührt werden muß. In dem jetzigen Zusammenhange glauben wir jedoch vorerst dem in die Kögelsche Biographie aufgenommenen Diktat desselben über seine innersten Empfindungen gegenüber dem Begründer des Reiches noch ein zweites Diktat anschließen zu sollen, welches die schon in § 41 berührte Einmischung des Feldmarschalls von Manteuffel in Dinge betrifft, welche das Sprichwort „Schuster bleib bei deinem Leisten" in ganz besonderer Weise in Erinnerung rufen. Es ist das gleiche Sprichwort, auf welches die Herrmannschen Tagebücher bei dem gleichen Anlaß hinweisen. Aber auch die Darstellung des zweiten Bandes dieses Handbuchs hat dasselbe vor Augen, wenn dort mit Bezug auf den verhängnisvollsten

Digitized by Google

Moment in der Geschichte der Kapitulation des jungen Reiches vor der päpstlichen Kurie bemerkt wird:

Als die Ernennung Korums in dem vielgenannten „v. S."-Artikel der A. A. Ztg. als Auslieferung der Trierer Diözese an den konsequenten Jesuitismus beklagt worden war, brachte die offiziöse Presse den Bericht, daß dieselbe auf ausdrückliche Empfehlung des Statthalters von Manteuffel stattgehabt habe. „Der Einwurf, daß derselbe in der Person des Erkorenen sich getäuscht habe oder von anderen getäuscht worden sei, kann nicht gemacht werden, indem General Freiherr von Manteuffel Herrn Korum selbst sehr genau kannte, und letzterer mit dem Bischof Räß von Straßburg sogar ein häufiger und gerngesehener Gast im Hause des Statthalters war." Gewiß eine Argumentation, der die Folgerichtigkeit nicht bestritten werden konnte, wenn man die eine Voraussetzung zugibt, daß, ebenso wie die besten Schlachtenführer aus den Doktoren der Medizin oder der Theologie genommen werden könnten, so auch ein General das beste Urteil über die Qualifikation eines Bischofs habe!

Als diese Worte geschrieben wurden, hat noch Niemand ahnen können, in welcher Weise die Enthüllungen der Kögelschen Biographie das Urteil von „v. S." (Franz Xaver Kraus) bestätigen würden. Wir führen daher auch diesen Passus derselben in seinem vollen Zusammenhange an:

Der oben erwähnte Feldmarschall von Manteuffel fühlte sich veranlaßt, mit Kögel Beziehungen anzuknüpfen, um zusammen mit ihm für die gemeinsame positive Richtung zu wirken. Kögel berichtet über ihn in seinen Erinnerungen:

„Auf einer Abendgesellschaft in den sechziger Jahren beim Prinzen Friedrich Karl erzählte ein Offizier, er habe mit Moltke Whist gespielt. „Hat denn Moltke etwas gesprochen?" fragte der Prinz. „Er hat nur einmal nach der Verlesung einer Manteuffelschen Rede ausgerufen, indem er die Hände über den Kopf zusammenschlug: Nein, wie kann nur ein Mensch so viel reden!" Das hinderte nicht, daß Moltke bei gegebener Gelegenheit, als von dem Rücktritt des Reichskanzlers die Rede war, den Feldmarschall Manteuffel als den einzig möglichen Nachfolger bezeichnete. Die Fähigkeiten Manteuffels, die Frau von Krüdener schon in dem Knaben prophetisch heraus erkannt hatte, waren in der Tat hervorragend und durch eisernen Fleiß und durch die Gunst der Umstände potenziert. Ich lernte den Feldmarschall in Hannover kennen, die Taufe eines der Prinz Albrechtschen Söhne war eben gewesen. Nach dem Diner zog mich Manteuffel in die Fensternische: „Ich kenne Sie", meinte er, „aus einer Korrespondenz in der usw. Angelegenheit. Der Kaiser hat sie mir mitgeteilt; es ist mir ein Bedürfnis, mit Ihnen gemeinsam zu handeln." Ich ahnte nicht, daß dieses Gespräch der Anfang zu engeren Beziehungen und wechselseitigem rückhaltlosem Vertrauen werden würde. Ein hoher religiöser Ernst zeichnete Manteuffel aus. Es sei für ihn, erzählte er mir einst, von entscheidender Bedeutung gewesen, daß Bischof Dräsete in Magdeburg ihn, den jungen Offizier, nach seiner Tageseinteilung gefragt habe und nach Aufzählung eines reichen wissenschaftlichen Programms ihn mit der Mahnung unterbrochen habe: „Wann beschäftigen Sie sich mit sich selbst und der Ewigkeit?" Seitdem habe er die Bibel täglich zu Rate gezogen."

Gibt es etwas Lehrreicheres als die nach einem höfischen Diner gefallene rasche Absprache: „Es ist mir ein Bedürfnis, mit Ihnen gemeinsam zu handeln." Zu handeln. In welcher Frage? Gibt es — so müssen

Digitized by Google

wir weiter fragen — in höherem Grade innerkirchliche Dinge, als diejenigen, um welche es sich bei den in Hannover angedeuteten „engeren Beziehungen", speziell bei den Konferenzen zu dritt in Beziehung auf die Ernennungen zur Generalsynode, gehandelt hat? Wer in aller Welt hat diesem die italienischen condottieri nachahmenden Militär ein Anrecht geben können auf das Kirchenregiment der evangelischen Kirche? Gilt hier nicht durchaus das gleiche principiis obsta wie bei den Dingen, welche schon in § 12 aus Köthen erzählt werden mußten: über den Jesuitenorden im Kirchenregiment der evangelischen Kirche? Nur hat nunmehr nicht das Kirchenregiment einer kleinen Duodezkirche, sondern das der ganzen preußischen Landeskirche in Frage gestanden. Und gerade in der Zeit, wo, nachdem der erste Schritt im Sturz Herrmanns gelungen war, „die um Windthorst" alle Mittel aufboten, auch Falk zu stützen, sehen wir einen Mann, der stetig mehr Adept und Helfershelfer des Ordens geworden war, das gesetzliche Kirchenregiment einfach aus dem Sattel heben.

Der „verhängnisvolle Mann in verhängnisvoller Stellung" hat sich im Elsaß noch in ungleich höherem Grade als solcher gekennzeichnet. Sogar dem Biographen Kögels ist sein dortiges Verfahren nicht ganz unbedenklich erschienen, denn er fügt der eben mitgeteilten Ausführung die weitere bei:

Aus der Zeit im Elsaß macht man ihm Nachgiebigkeit gegen die Katholiken zum Vorwurf. Seine Aufgabe, pflegte er zur Antwort zu geben, sei, Wunden zu heilen, nicht zu schlagen. Möglich, daß er in der konfessionellen Politik fehlgriff. (Bischof Korum für Trier war sein Vorschlag!) Persönlich war er durch und durch ein evangelischer Protestant. Während seiner letzten Lebensjahre las er täglich in Luthers großem Katechismus, und an seinem Grabe in Topper erklang sein Lieblingslied: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Kögel widmete Manteuffel die 1882 erschienene Predigtsammlung „Wach auf, du Stadt Jerusalem".

Die hier mit Bezug auf Manteuffel gebotene Argumentation steht freilich auf gleicher Höhe mit derjenigen über die Stellung Kögels selber zur päpstlichen Kurie:

An diese Auslassung Kögels (es ist das schon oben mitgeteilte Diktat gemeint, welches mit der Klage Bismarcks bei dem holländischen Gesandten schloß) seien einige Äußerungen von ihm geknüpft, die nach der anderen Seite, d. i. gegen Ultramontanismus und Papsttum gerichtet sind. Bei Beginn des Kulturkampfes schrieb Kögel (an Schultze am 5. Oktober 1873): „Der Staat kann nicht scharf genug gegen den treulosen Gegner (Ultramontanismus) kämpfen, der bald Fledermaus, bald Drache, bald Maulwurf, bald Geier ist." Am Ende des Kulturkampfes, als Bismarck dem Papst das Schiedsrichteramt in dem Karolinenstreite antrug, bemerkte Kögel in einer Konferenz der Domkandidaten: „Mag der Papst über die Karolinenfrage bestimmen, soviel er will, aber über christliche Gewissen soll er nicht herrschen."

Digitized by Google

Der nicht dogmatisch gebundene Historiker kann hier nur einfach fragen: wo liegt denn aber der Unterschied, ob der Mann, der „über christliche Gewissen herrschen“ will, Mastai Feretti oder Pecci oder Sarto heißt oder — Rudolf Kögel.

Erst von diesem Hintergrunde aus fällt nun aber auch das volle Licht auf das klug berechnete Vorgehen Kögels von der Kanzel aus gegen die gesetzliche Kirchenbehörde. Schon in früherem Zusammenhang ist auf das Datum des 28. Januar 1873 hingewiesen worden, auf die von Kaiserin Augusta mit „herzlichem Dank“ aufgenommene „köstliche Predigt“ Kögels im Dom, die erste derjenigen, durch welche er in die schließliche Entscheidung im Sydowschen Prozeß einzugreifen versuchte. Wir haben bei jenem Anlaß dem 28. Januar den 2. Januar zur Seite gestellt, den Tag, an welchem Sydow vom Amt suspendiert wurde. Erst nachträglich ist uns der weitere Zusammenhang klar geworden, daß die teilweise Aufhebung der Suspension durch den Oberkirchenrat vom 22. Januar datiert. Die Predigt Kögels ist also nicht sowohl gegen den „Ketzer“, als vielmehr direkt gegen den evangelischen Oberkirchenrat zugespitzt gewesen. Auch die Konferenzen über den Sydowprozeß, auf welche sich die späteren Briefe des Kaisers an Herrmann beziehen (in welchen, wie wir schon sahen, die Zwischenzeit von vier Jahren im Gedächtnis des greisen Herrn auf zwei Jahre zusammenschrumpfte) haben in der Zwischenzeit zwischen jenem provisorischen und dem definitiven Entscheid des Oberkirchenrates stattgefunden.

Erst in Verbindung mit dieser Vorgeschichte, in welcher bereits der Kanzelmißbrauch seine Rolle gespielt hat, lassen sich ferner die späteren Szenen in dem gleichen Dom sowohl bei dem kniefälligen Nachplappern des Apostolikums wie bei dem abermaligen Kniefall mit dem Gebet für den Mörder in den interkonfessionellen Zusammenhang richtig hineinstellen: nämlich neben die Vorkommnisse, welche die bayerische Regierung dazu nötigten, das Reichsgesetz über den Kanzelmißbrauch zu beantragen. Wenn je die Religion auch in der evangelischen Kirche zur Pose geworden war, so ist es in der Ära Kögel geschehen.

Wenden wir uns aber von dem Mißbrauch der Kanzel zu dem auch diese Dinge in letzter Instanz entscheidenden Staatsmann! Alle Wühlereien hinter den Kulissen hätten Falk nicht aus dem Amte getrieben, wenn Bismarck ihn konsequent gehalten hätte. Aber wie Falk Herrmann fallen ließ, so Bismarck Falk.

Zur Klarstellung der entscheidenden Vorgänge können wir einmal wieder den authentischen Mitteilungen Bismarcks selber folgen.

Das persönliche Verhältnis zwischen Bismarck und Falk in diesen Jahren ist von dem ersteren ausdrücklich dahin gekennzeichnet, daß er so lange wie möglich den geschätztesten seiner Kollegen zum Bleiben zu be-

Digitized by Google

wegen versuchte (II S. 130). Aber er fügt in demselben Zusammenhang bei: „Erst nachdem er gegen meinen Wunsch durch weibliche Hofeinflüsse und ungnädige königliche Handschreiben derartig verstimmt worden war, daß er sich nicht halten ließ, bin ich an eine Revision seiner Hinterlassenschaft gegangen."

Die Wichtigkeit dieser „Revision von Falks Hinterlassenschaft" macht es nötig, auch die folgenden Ausführungen in ihrem inneren Zusammenhang zu übernehmen (S. 131/2):

„Falk unterlag derselben Taktik, die am Hofe gegen mich nicht mit demselben Erfolge, aber mit gleichen Mitteln in Anwendung gebracht worden war; er unterlag ihr, teils weil er für Hofeindrücke empfindlicher war als ich, teils weil ihm die Sympathie des Kaisers nicht in gleichem Maße zur Seite stand wie mir. Die antiministerielle Tätigkeit der Kaiserin fand ihre ursprüngliche Quelle in der Unabhängigkeit des Charakters, welche es ihr erschwerte, mit einer Regierung zu gehen, die nicht in ihren eignen Händen lag, und welche ihr ein Menschenalter hindurch den Weg der Opposition gegen die jedesmalige Regierung anziehend machte. Sie war nicht leicht der Meinung eines anderen. Zur Zeit des Kulturkampfes wurde diese Meinung gefördert durch die katholische Umgebung Ihrer Majestät, welche aus dem ultramontanen Lager Information und Anweisung erhielt. Diese Einflüsse nutzten mit Geschick und Menschenkenntnis die alte Neigung der Kaiserin aus, auf die jedesmalige Staatsregierung verbessernd einzuwirken. Ich habe Falk wiederholt seine beabsichtigten Abschiedsgesuche ausgeredet, die sich an kaiserliche Handschreiben ungnädigen Inhalts, welche wohl nicht der eigenen Initiative des hohen Herrn entsprungen waren, und an verletzendes Benehmen gegen seine Frau am Hofe knüpften. Ich empfahl ihm, sich den ungnädigen, aber auch unkontrasignierten Allerhöchsten Erlassen gegenüber, die weniger an den Kulturkampf als an die Beziehungen des Kultusministers zum Oberkirchenrat und zur evangelischen Kirche anknüpften, passiv zu verhalten, allenfalls seine Beschwerden an das Staatsministerium zu bringen, dessen Anträge, wenn sie einhellig waren, der König zu berücksichtigen pflegte. Endlich aber wurde er dadurch, daß er Kränkungen ausgesetzt war, die seinem Ehrgefühl empfindlich waren, doch bestimmt, seinen Abschied zu nehmen. . . . . Aus den Vorgängen, die für seinen Rücktritt entscheidend wurden, ist mir erinnerlich, daß es die Streitigkeiten mit dem Oberkirchenrat und den ihm nahe stehenden Geistlichen waren, welche den Bruch mit Sr. Majestät herbeiführten, nicht ohne daß aus der Zuspitzung der Entwicklung des vorhandenen Streitmaterials gegen Falk sich die Mitwirkung geschickterer Hände und feinerer Arbeit erkennen ließ, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war."

An einer etwas späteren Stelle (S. 161) findet sich dann noch ein überaus bezeichnender Passus über das, was die Stellungs Falks von Anfang an zu einer auf die Länge undurchführbaren gemacht hat:

„Die Kaiserin Augusta ließ mich ihre Ungnade andauernd fühlen, und ihre unmittelbaren Untergebenen, die Beamten des Hofes, gingen in ihrem Mangel an Formen so weit, daß ich zu schriftlichen Beschwerden bei Sr. Majestät selbst veranlaßt wurde. Diese hatten den Erfolg, daß wenigstens die äußeren Formen mir gegenüber nicht mehr vernachlässigt wurden. Minister Falk wurde demnächst durch dergleichen höfische

Digitized by Google

Unfreundlichkeiten gegen ihn und seine Frau mehr als durch sachliche Schwierigkeiten seiner Stellung überdrüssig."

Versuchen wir aus dieser Andeutung das Fazit zu ziehen, so dürfte dies im Grunde nur in der Form einer zunächst verblüffenden Paradoxie möglich sein. Als Kultusminister für die damals demselben gestellte Aufgabe wäre nämlich nur ein Mann jener Geburtsaristokratie am Platze gewesen, deren moralische Kraft darin liegt, nach oben ebenso unabhängig dazustehen wie nach unten. Fürst Bismarck hat gerade in der Ernennung Falks einen nachdrücklichen Beweis dafür gegeben, wie ernst es ihm mit dem Grundsatze war, den er in dem ersten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" dahin formuliert (S. 15): „Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten." Er war aber zu keiner Zeit mehr als damals in der Lage, „Geburt" und „Tüchtigkeit" miteinander verbinden zu können, hätte damit auch sicherlich bei dem Kaiser, der nach dem Fürsten Hohenzollern zuerst noch den Prinzen Hohenlohe berufen hatte, keine Schwierigkeiten gefunden. Der Brief des Kronprinzen an Curtius über die ministerielle Tätigkeit des Fürsten Hohenzollern gibt auch nach dieser Seite hin eine nicht unwichtige Andeutung. Einer solchen Persönlichkeit gegenüber hätte, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, das Hofschranzentum keine Rolle zu spielen vermocht. Der Minister Falk hätte sich als ein tüchtiger Ministerialdirektor oder Unterstaatssekretär zu halten verstanden. Aber den höfischen Bundesgenossen des Windthorstschen Ansturmes gegen ihn und seinen „Generalstab" war er nicht gewachsen.

Wir reihen daran nun einfach den von Falk über sein Entlassungsgesuch an Fürst Bismarck persönlich (nach der vorhergegangenen mündlichen Rücksprache mit diesem) gerichteten ostensiblen Brief, dessen Anfang bereits bei der allgemeinen Charakteristik des Falkschen Ministeriums benutzt wurde:

„Die schweren Kämpfe auf kirchenpolitischem Gebiete haben weder Eure Durchlaucht noch ich geführt um ihrer selbst willen, sondern — wie wir ja so oft aussprachen — behufs eines Friedens, der solche Kämpfe fürder nicht nötig mache. Von dem Augenblicke an, wo ich die Frage zu erwägen hatte, ob ich die zur Herbeiführung solcher friedlichen Zustände geeignete Person sei, habe ich die Frage verneint. Der Grund dafür liegt in der Auffassung, welche weite Kreise der katholischen Bevölkerung von meiner Person gewonnen haben, der Empfindung, welche sich mir gegenüber in ihnen gebildet und gefestigt hat. Die aus solcher Auffassung und Empfindung entspringenden Konsequenzen sind psychologischer Natur und bedürfen darum für jeden Überlegenden keiner weiteren Ausführung. Für mich haben dieselben den Grund zu der Überzeugung gelegt, daß meine Person ein ernstes Hindernis für die Herstellung der erwünschten friedlichen Verhältnisse sei. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist mir von vielen, von maßgebenden Seiten bestritten worden. Wird sich dieselbe mit Erfolg noch bestreiten lassen, wenn die Vorkommnisse des letzten Jahrs in Betracht gezogen werden? Eure

Digitized by Google

Durchlaucht wollen sich geneigtest erinnern an die Einmütigkeit der Presse der Zentrumspartei, an die Haltung ihrer Führer im Landtag und Reichstag, in Plenum und Kommission, vor Monaten und in den letzten Tagen, an das, was zu wiederholten Malen von berufensten Vertretern der Kurie, ja von dem Papste selbst über meine Person geäußert worden ist!

Seit den Verhandlungen über die Zollfragen ist die Stellung der Zentrumspartei zu den Regierungen, auch zur preußischen Regierung eine andere geworden als bisher. Diese Partei bildet einen wesentlichen Teil der Majorität, welche den auch von mir im großen für heilsam erachteten Plänen der verbündeten Regierungen zur Geltung hilft. Sie hat sich damit — ich fasse nur die objektive Tatsache ins Auge — ein Verdienst um Reich und Land erworben, das zu ignorieren keine Regierung, wie ich meine, das Recht und — die Macht hat. Schon die nächsten Landtagswahlen werden zeigen, welchen Einfluß dies äußerlich und innerlich auf die Bedeutung der genannten Partei übt.

Ganz dasselbe gilt von einem anderen Teile der Majorität, welche im Reichstage den verbündeten Regierungen zur Seite steht — von den Alt- oder Hochkonservativen evangelischer Konfession. Ja, ich denke, daß das Gewicht, welches sie in der neugebildeten preußischen Landesvertretung in die Wagschale werfen werden, im Vergleich zu jetzt ein noch viel größeres sein wird als das der Zentrumspartei. Die Strömung im Lande bürgt dafür.

Nun aber sind es gerade diese beiden Parteien, welche seit Jahren, fast seit dem Beginne meiner Amtsführung, meine Maßnahmen auf dem Gebiete der Kirche und Schule angegriffen, ja leidenschaftlich bekämpft haben, — wobei ich dahingestellt sein lasse, bei welcher Partei das größere Maß von Leidenschaft sich entwickelt hat.

Bisher ist — so scheint es mir wenigstens — ein bestimmter Rapport zwischen den beiderseitigen Angriffen nicht klar zu erkennen gewesen. Sie waren eben nur tatsächlich ähnliche oder gleiche. Jetzt wird es anders.

Auf dem Gebiete der Schule entwickelt sich eine gemeinsame Agitation gegen die von mir vertretenen Grundsätze und, da ich an diesen festhalten werde und festhalten muß, weil ich von ihrer Richtigkeit und Notwendigkeit durchdrungen bin, gegen mich selbst. Der in dieser Beziehung im Reichstage an die evangelischen Konservativen von dem Führer der Zentrumspartei erlassene Appell hat in evangelischen Kreisen weiten Nachhall gefunden, zu meinem Bedauern auch in Kreisen, welche ich nicht zu den erwähnten Konservativen zählen kann. Es ist eine offenkundige Tatsache, daß der Widerstand in der bevorstehenden Generalsynode organisiert werden soll. Und wenn ich darauf hinweise, daß derjenige Mann, welcher im vergangenen Winter die Einreichung einer Menge Petitionen gegen jene meine Grundsätze bei dem Herrenhause veranlaßte — er hat auch die Agitation gegen das Zivilstandsgesetz eingeleitet — eine Ernennung zu der Generalsynode erhalten hat, so wird die ernste Bedeutung jenes Widerstandes jedermann einleuchten."

Das ganze Verhängnis der Katastrophe, welche der Sommer 1879 über Deutschland gebracht hat, ist erst allmählich den Nachlebenden zum Verständnis gekommen. Am allerwenigsten hat Fürst Bismarck selber die letzten Konsequenzen des Umschwungs in seiner Politik geahnt. Wir stellen daher auch unsererseits an diesem Ort keine weiteren Betrachtungen über diese Folgen des Sturzes von Falk an, sondern begnügen uns, das Problem als solches zu konstatieren. Eine spätere völlige Klarlegung desselben

Digitized by Google

wird vor allem davon abhängen, wieweit allmählich weitere authentische Quellen erschlossen werden über die meist im Dunkeln sich abspielenden Vorgänge.

Ein kurzes Wort nur noch mit Bezug auf die Behandlung kirchlicher Dinge durch die oberste politische Stelle. Auf dem Fürsten Bismarck hat seit der gleichen Zeit, welche die völlige Umgestaltung des Parteiwesens brachte, indem er seine liberalen Gehilfen mit den klerikalen zu vertauschen begann, eine vermehrte Verantwortlichkeit auch in der äußeren Politik gelegen. Der Berliner Kongreß nach dem russisch-türkischen Kriege wird gern als der Höhepunkt der Erfolge des „ehrlichen Maklers" hingestellt. Die wirklichen Ergebnisse lassen gerade das Gegenteil als richtig erkennen.

Was alles auf dem einen Manne lag und auf ihn anstürmte, ist seinen Mitarbeitern immer erstaunlicher erschienen. Die Sammlungen Poschingers haben einigermaßen Licht darüber verbreitet, wie dem einen Heros alle Anderen sich unterordneten. Erich Marcks redet von der Fleischwerdung der Nation in dieser einen Persönlichkeit. Die Erinnerungen von Hobrecht zeichnen das wirre Durcheinander der gleichzeitig zu treffenden Entscheidungen in einem der von ihm persönlich mit erlebten Momente. Er bewundert die präzise Fassung, in welcher der Fürst gleichzeitig die Ordres über die verschiedensten Fragen zu formulieren verstand. Wir wählen gerade dieses letztere Beispiel, weil Hobrecht u. a. Zeuge davon war, wie einer der immer neugeknüpften gordischen Knoten, in welche Falk verstrickt worden war, von Bismarck durchhauen wurde. Wer schärfer prüft, entdeckt allerdings gerade in diesem Falle wieder einen Beleg dafür, wie die evangelische Kirche dabei als die quantité négligeable behandelt wurde.

Genauer und für den zukünftigen Kirchenhistoriker einfach unentbehrlich sind auch für diese Zeit die aus den Mitteilungen des Fürsten Stolberg geschöpften Aufzeichnungen Bosses. Sie kennzeichnen speziell die Verquickung der kirchlichen und der wirtschaftspolitischen Krise bei der gleichzeitigen Entlassung von Hobrecht, Friedenthal und Falk:

„Im Juni 1879 sprach sich Graf Stolberg noch einmal über die politische Lage vertraulich aus. Er war im höchsten Grade gespannt darauf, wie die Zoll- und Steuerfragen im Reiche und Reichstage laufen würden. Er betonte, daß dem Zentrum auf dem Gebiete des Kulturkampfes keine Versprechungen, auch nicht die geringsten, gemacht worden seien. Die Basis für eine Verständigung mit der Kurie bleibe immer, daß die anzustellenden Geistlichen zuvor dem Oberpräsidenten benannt werden müßten. Damit allein sei ein faktischer modus vivendi herzustellen. Mehr sei überhaupt nicht erreichbar. Das genüge auch. Den Maigesetzen würden dann die wirklich verletzenden Spitzen von selbst abgebrochen. Geschähe das, so könne man vielleicht einige der verurteilten Bischöfe und Priester begnadigen. Die Katholiken, z. B. der Fürst Karl zu Isenburg-Birstein, seien allerdings in einer völlig veränderten, zum Frieden und zur Versöhnung geneigten Stimmung, aber von da bis zum wirklichen Nachgeben in Rom sei noch ein weiter Weg.

Digitized by Google

Anfang Juli trat der lange hingezögerte Ministerwechsel ein. Die Minister Hobrecht, Friedenthal und Falk gingen. Finanzminister wurde der Unterstaatssekretär Bitter, an dessen Stelle der Geheimrat Starke Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern wurde. An Falks Stelle trat der Oberpräsident v. Puttkamer, an Friedenthals Stelle Dr. Lucius. Graf Stolberg hatte den Ministerwechsel kommen sehen und nahm ihn als den gegebenen Verhältnissen entsprechend ziemlich gleichmütig auf. Indessen es zeigte sich bald, daß der Personenwechsel — wenigstens im Kultusministerium — doch eine Bedeutung hatte, die sich auch politisch fühlbar machte. Herr v. Puttkamer, eine glückliche Natur, die auch schwere Dinge recht leicht nehmen konnte, hatte sich in einer in Köslin bei der Einweihung eines neuen Gymnasialgebäudes gehaltenen Rede in einen äußerst schroffen Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Falk gesetzt. Graf Stolberg empfand dies als nicht gerade geboten und nicht unbedenklich ...

Neue Schwierigkeiten entstanden durch die Rede, die der Kultusminister v. Puttkamer in Essen gehalten hatte. Er hatte sich darin unvorsichtig über das österreichische Bündnis geäußert. Es gelang aber dem Grafen Stolberg, die Sache im vollen Einverständnis mit dem Fürsten Bismarck auszugleichen.

Die Folgen des Ersatzes von Falk durch Puttkamer gehören in einen anderen Zusammenhang. Unsere jetzige Aufgabe hat nur darin bestehen können, den Gang der Dinge vom Sturze Herrmanns bis zum Sturze Falks klarzustellen. Derjenige, welcher beide Krisen nebeneinanderstellt, kommt zu dem denkwürdigen Ergebnis, daß weder die eine noch die andere Art der Gegenwehr den hinter den Kulissen spielenden dämonischen Mächten gewachsen war. Präsident Herrmann erweist sich bis zuletzt als der feste ehrliche Charakter, der, sobald er erkannte, daß seine unsichtbaren Feinde das Ohr des Kaisers gewonnen hatten, alsbald die Stellung aufgab, in welcher er nicht mehr nach seiner Überzeugung zu handeln vermochte. Der Minister Falk hat eine Konzession nach der anderen gemacht, hat sich in die Entlassung Herrmanns, in die Umgestaltung der Vorschlagsliste für die Generalsynode, in die Oktroyierung der Hofprediger im Oberkirchenrat gefügt. Was hat ihm alles geholfen? Hinter dem protestantischen Hierarchen Kögel haben, wie Fürst Bismarck persönlich bezeugt, andere gestanden, welchen dieser nur den Weg bahnte. Den „Gedanken und Erinnerungen“ danken wir die Konstatierung der Tatsache, daß „aus der Zuspitzung der Entwicklung des vorhandenen Streitmaterials gegen Falk sich die Gegenwirkung geschickterer Hände und feinerer Arbeit erkennen ließ, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war“.

Digitized by Google

§ 43.

Das Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen.

In der Geschichte der deutschen Kaiser wird die Regierung der „neunundneunzig Tage“ in Zukunft kaum mitzählen. Die einst von dem gesamten deutschen Volk mit Jubel begrüßte Gestalt „Unseres Fritz“ scheint schon jetzt so gut wie vergessen. Auf die Staatsleitung ist sein „Liberalismus“ ohne Einfluß geblieben. Auch in Bezug auf die Leitung der Kirchen war es den unheilvollen Einflüssen, deren Erfolge wir von Etappe zu Etappe verfolgt haben, tatsächlich geglückt „das Land vor dem Unglauben des Kronprinzen zu schützen“. So könnte es scheinen, als ob speziell die Kirchengeschichte an einem Manne, der nichts von dem ausführen konnte, was er sich als Mannesaufgabe gestellt, einfach vorbeigehen müßte. Was der Nachwelt bleibt, scheint ja nur das edle Bild des dem Vater gehorsam zur Seite stehenden Sohnes. Eigene Taten scheinen überhaupt nicht von ihm zu berichten. In der furchtbaren Tragik dieses Lebens liegt ein geschichtliches Problem, wie es seit dem jähen Tode Kaiser Heinrichs VI. kaum ein ähnliches gegeben hat.

Und doch ist es trotz alledem gerade die Kirchengeschichte, welche eine Art von Lösung dieses Problems geben darf. Das „Wort der Widmung“ zum dritten Bande hat bereits einen Anlauf dazu genommen. Und heute können wir merkwürdigerweise von einem Zeugnis des gleichen Mannes ausgehen, unter dessen Einfluß Kaiser Friedrich am schwersten zu leiden gehabt hat. Denn es ist die Biographie Kögels, welche den Beleg dafür bietet, wie auch in den schwersten Stunden der Kaiser sich darin gleich geblieben ist, der treue Sohn seines Vaters zu sein, ihm sich auch nach dessen Tode treu zu erweisen.

Das erste der mit Bleistift geschriebenen Briefchen, welche der kranke Kaiser an Kögel gerichtet hat, und dessen Autograph noch die ungebrochene Kraft zeigt, lautet folgendermaßen:

„Zunächst meinen Dank für Ihr Schreiben bei meinem Eintreffen unter diesen erschütternden Umständen wie auch für die Niederschrift über die letzten Stunden meines geliebten Vaters — dem Sie die letzten Trostesworte beim Verscheiden sagen konnten!

Heute werde ich zum erstenmal dem Gottesdienst seit meiner Thronbesteigung beiwohnen — an derselben Stätte, wo ich am 29. September 1848 eingesegnet ward, und gereicht es mir zur Befriedigung, daß Sie die Feier abhalten können — nach allen ergreifenden Tagen, die hinter uns liegen. Gern sähe ich in dem allgemeinen Kirchengebet die frühere Form bei Erwähnung des Monarchen wieder eingeführt. Doch weiß ich, daß die Anordnung von solchen Änderungen Zeit erfordert. Könnten Sie

Digitized by Google

aber heute ausnahmsweise die Formel verlesen? — Ich bitte um einen kurzen Gottesdienst."

Dem Abdruck dieses Briefes ist am gleichen Orte noch die weitere Notiz beigefügt:

„Ein Zettel, gleichfalls von der Hand des Kaisers mit Bleistift beschrieben, enthielt das Gebet in seiner demnächst wieder eingeführten Form einschließlich der Worte „deinen Knecht": „Laß deine Gnade groß werden über deinen Knecht Friedrich, den Kaiser, unseren König und Herrn, die Kaiserin-Königin, seine Gemahlin usw."

Auf die Tragweite dieses einzigen summepiskopalen Aktes des bis dahin als „Ungläubiger" perhorreszierten Monarchen für die Kirchen der Zukunft ist schon in dem „Wort der Widmung" zum dritten Bande hingewiesen. Hier liegt es uns statt dessen ob, das Martyrium als solches geschichtlich klarzustellen.

„Ach, er gehört ja heute gar nicht zu den in Berlin maßgebenden Persönlichkeiten." Es war ein kurzes Wort, das sich aber dem Hörer unvergeßlich in die Seele geprägt hat. Von der klar blickenden, tief eingeweihten Großherzogin Sophie von Sachsen (der letzten Oranierin auf deutschem Throne) gesprochen, hat es sich auf ihren eigenen Neffen, den von ihr so warm geliebten Kronprinzen bezogen. Die Unterredung, aus welcher jenes Wort sich abhob, kann an dieser Stelle nicht näher geschildert werden. Wie bereits § 34 über die kirchliche Stellung der beiden ersten deutschen Kaiser sich auf dem Unterbau aufbauen mußte, welcher in den „Forschungen und Erinnerungen" niedergelegt ist, so bedarf es auch hier zum vollen Verständnis abermals des allgemeineren Hintergrundes. Derselbe wird in der gesondert erscheinenden Arbeit „Großherzogin Sophie von Sachsen und die Begründung des Evangelischen Bundes" geboten werden. Sie wird den „Forschungen und Erinnerungen" sich unmittelbar anschließen.

Das vorher angeführte fürstliche Wort hat sich ebenfalls auf die Vorgeschichte des Evangelischen Bundes bezogen. Es hat leider volle Wahrheit enthalten. Aber trotzdem und alledem hat der bereits rettungslos erkrankte Fürst gerade dem „dienenden Bruder" des Gustav Adolf-Vereins noch Großes in die Wiege gelegt. Der Nachweis dafür ist in einer anderen, ebenfalls noch ungedruckten Arbeit über „die innerkirchlichen und außerkirchlichen Friedensaufgaben des Evangelischen Bundes" gegeben, aus welcher wir ihn hier übernehmen.

Es war eine Rede in Charlottenburg, wo die letzte schreckliche Leidenszeit Kaiser Friedrichs am lebendigsten in die Erinnerung tritt. Gerade hier hatte es sich zweifellos in oberster Reihe geziemt, persönliche Erinnerungen wachzurufen, die bis dahin der Öffentlichkeit vorenthalten geblieben waren. Wir folgen daher auch in diesem Zusammenhang dem Wortlaut

Digitized by Google

jener Erinnerungen, wie sie an den 70., den 80., den 90. Geburtstag des großen Kaisers sich angeknüpft haben!

In den Tagen vor dem 70. Geburtstag war der Kronprinz — ebenso wie sein Vater — durch die großen Errungenschaften des Vorjahres gehoben. Sein Blick war in vollem Einklang mit seinem Vater auch kirchlich auf die großen Zukunftsaufgaben seines Hauses gerichtet. Als aber der 80. Geburtstag kam, war der Kronprinz nicht mehr von der sonnigen Heiterkeit erfüllt, die ihn bis dahin in solchen Gesprächen gekennzeichnet hatte. Er hat schon im März 1877 das Unheil nahen gesehen, welches nur zu bald über unseren Staat und zunächst über unsere arme evangelische Kirche hereinbrach. Als es sich dann vor dem 90. Geburtstag um eine neue Audienz handelte, hatte das tückische Leiden schon begonnen, von dessen Natur auch die nächste Umgebung noch keine Ahnung gehabt hat. Denn ich erhielt auf meine Anfrage die Auskunft, daß eine chronische Heiserkeit die Pflicht der Schonung auferlege, um den zu erwartenden Strapazen bei dem Empfang der vielen fremden Fürstlichkeiten gewachsen zu sein. Bei dem einfachsten Manne aus dem Volke wäre zuerst an die Pflicht der Erhaltung bez. Wiederherstellung der eigenen Gesundheit gedacht worden. In diesem Falle stand die Pflicht der Repräsentation obenan.

Es ist eine furchtbar traurige Erinnerung: die an das schon begonnene Martyrium des edelsten deutschen Fürsten. Aber die Ideale, von welchen er wie vor ihm sein Vater erfüllt war, sind zu einem Testament für uns alle geworden, und nicht am wenigsten für die Friedensaufgaben des Evangelischen Bundes. Lassen Sie mich darum, wenn ich Ihnen diese Friedensaufgaben durch den Mund unserer besten Männer zu schildern versuche, obenan einsetzen mit einem Brief unseres Kaisers Friedrich an den Potsdamer Prediger Persius, den treuen Religionslehrer seiner Kinder, dessen Unterricht beide Eltern nur mit dem tiefsten Schmerz aufgaben, als die hierarchische Herrschsucht, die auch sonst so viel anderes Unheil heraufbeschwor, es verlangte. Der Wortlaut dieses Briefes gibt vieles zu denken: „Daß der Evangelische Bund uns die Süddeutschen näher brachte, ist sehr wichtig; nicht minder auch, daß die Beteiligung eine so rege war, daß die Konstituierung des Bundes verkündet werden konnte. Je mehr nun von innen heraus, d. h. freiwillig ohne die staatliche Unterstützung an dem Bunde gearbeitet wird, so daß er seine selbständige Lebensfähigkeit beweist, desto zuverlässiger wird er sich bewähren. Dann werden auch diejenigen, welche Nichtbeitreten befahlen, versöhnlich werden. Gebe Gott, daß die Bewegung nicht verdorrend aufkeimt!"

Der eben mitgeteilte Brief ist gleich nach der Frankfurter Versammlung geschrieben, welche im August 1887 den Bund konstituierte. Wir konnten denselben im Wortlaut anführen, da er bereits in dem großen Werkshagenschen Prachtwerk über den Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts Aufnahme gefunden hat. Aus diesem Werke ist er noch unlängst übergegangen in das Organ unseres bayerischen Hauptvereins („Auf der Wacht"), welches — wie dieser Hauptverein selber — vorbildlich für alle anderen genannt werden darf. Für unsere bayerischen Freunde lag noch ein besonderer Grund vor, sich dieses Briefes zu freuen. Derselbe liegt sogar gleich in seinen ersten Worten: „Daß der Evangelische Bund uns die Süddeutschen näher gebracht hat, ist sehr wichtig". Steht Ihnen nicht sofort die Heldengestalt „Unseres Fritz" bei diesen Worten vor Augen? Obgleich es Kaiser Friedrich nicht vergönnt gewesen ist, seine hohen Ideale in einer längeren Regierungstätigkeit in Wirklichkeit umzusetzen, war es ihm doch bekanntlich im Süden noch um vieles mehr als im Norden gelungen, durch sein bloßes Erscheinen für die Einigung unseres Volkskörpers zu arbeiten. Sein Vertrauensmann hatte ihm überdies wohl aus Frankfurt berichtet,

Digitized by Google

wie dort von einem der württembergischen Begründer des Bundes (es ist Dekan Köstlin, heute in Blaufelden, gewesen) an das in den Jahren 1867—1870 viel gebrauchte Bild von der Mainbrücke angeknüpft wurde: es gelte nunmehr auch kirchlich die Mainbrücke zu bauen.

Aber nicht nur um dieses nationalen Zukunftsblickes willen hat der Brief des bereits unheilbar erkrankten Kronprinzen hohen Wert für unsere gesamten Zukunftsaufgaben. Schöner läßt sich ja das, was dem Bunde seine unzerstörbare Kraft gegeben hat, nicht ausdrücken, als es hier in den Worten geschehen ist, daß alles darauf ankomme: „von innen heraus, d. h. freiwillig ohne die staatliche Unterstützung an dem Bunde zu arbeiten".

Statt staatlicher Unterstützung haben die Begründer jede nur erdenkliche Ungunst für sich zu erfahren gehabt. Sie dürften es sich aber auch insgesamt auf das energischeste verbeten haben, daß man ihnen mit den üblichen Gunstbezeugungen gekommen wäre. Wir sind damals in diesen Dingen noch altmodische Menschen gewesen, so wie einst die Begründer der Burschenschaft, der Turnervereine, des National-, des Protestantenvereins. Jeder von uns hat das volle Ergebnis einer reichen Lebensarbeit in den Dienst des Bundes gestellt. Von einem Dank dafür, was dieser Bund für Kirche und Staat geworden, ist — Gott Lob und Dank — nie die Rede gewesen. Es ist eben kein Strebergeschlecht gewesen, das an ihm gebaut hat. Und das hat unser Kronprinz gewußt und geschätzt.

Wenn Sie nämlich den Wortlaut seines Briefes noch weiter überdenken, werden Sie sogar auch das in ihm finden, daß Kaiser Friedrich die Unbeliebtheit der Selbständigkeitsbestrebungen des Bundes in den Kreisen der staatskirchlichen Bureaukratie vorhergeschaut hat. Redet er doch ausdrücklich von denen, „welche Nichtbeitreten befahlen". Woher kam ihm diese Erkenntnis?

Es hat ihr eine Audienz der gerade in Berlin versammelten Generalsuperintendenten bei dem Kronprinzen zugrunde gelegen. Er hat bei diesem Anlaß die Rede auf den noch gar nicht konstituierten Bund gebracht. Die Antwort Kögels auf diese Mitteilung ist derart gewesen, daß der Kronprinz unmittelbar nachher zu dem Präsidenten Barkhausen (damals noch im Kultusministerium tätig) bemerkt hat: „Ihr bringt es nicht fertig!" — Nun, sein Brief an Persius beweist, daß er wenigstens persönlich sich nicht einschüchtern ließ.

Mehr noch als in den vorhergegangenen Abschnitten dieser Periode sind wir in diesem auf eine mosaikartige Zusammenstellung von Bruchstücken angewiesen. Denn es dürfte zweifellos noch lange dauern, bis die Suggestion, welche die „Gedanken und Erinnerungen" ausüben, einer besonnenen Unterscheidung weichen wird zwischen dem, was die nachfolgenden Generationen dem Buche verdanken, und denjenigen Punkten, in welchen es Ergänzung und Berichtigung verlangt. Neben seiner Mutter, der Kaiserin Augusta, hat das geschichtliche Bild des Kaisers Friedrich dies in erster Reihe zu beanspruchen. Um so mehr, wo gleich nach seinem Tode von sehr verschiedenen Seiten aus Hand ans Werk gelegt wurde, mit dem verstorbenen Kaiser auch die Ideale, die er in sich getragen hatte, aus der Welt zu schaffen. Wenigstens einer dieser Versuche bedarf hier um so mehr einer näheren Darlegung, da sich eine ähnliche Kontroverse daran

Digitized by Google

geknüpft hat, wie an die nicht lange nachher erschienenen gefälschten Briefe der Kaiserin Augusta.

Bereits im Jahre 1889 ist die Schrift „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" erschienen. Dieselbe ist von vorherein mit dem Anspruch aufgetreten, in die Geheimgeschichte jener Tage eingeweiht zu sein und den Uneingeweihten den Einblick darin zu verschaffen. Gleich der erste Satz lautet: „Nichts bezeichnet die augenblickliche Lage der Parteiverhältnisse in Deutschland mehr, als der Kampf um die angebliche Gesinnung und Regierungsabsichten des edlen toten Kaisers Friedrich in den Spalten der Fraktionsorgane." Die Gegenschrift: „Wer da? eine nötige Frage als Antwort auf einen unnützen Angriff," welche bei dem Rückblick auf die damalige Kontroverse am besten sofort mit jenem Programm verbunden wird, beginnt ihrerseits ebenfalls (S. 5): „Nichts bezeichnet die augenblickliche Lage der Parteiverhältnisse in Deutschland mehr als — — der Kampf um den Verfasser." Dieser „Kampf um den Verfasser" (der erstgenannten Schrift) war dadurch hervorgerufen, daß unmittelbar nach ihrem Erscheinen die Reklame verbreitetet wurde, daß die Entlarvung jenes „Programms aus den 99 Tagen" dem Herzog Ernst von Koburg zu verdanken sei. Ja, der Herzog wurde in Blättern, welche direkt unter seinem Einfluß zu stehen schienen, als Verfasser genannt. Und doch war der Inhalt der Schrift im Grunde so abenteuerlich und verleumderisch wie nur möglich. Kaiser und Kaiserin Friedrich beide, welche durchaus einig darüber gewesen waren, den Reichskanzler in seiner Stellung zu erhalten, wurden als im Geheimbund mit der — auf den Sturz Bismarcks bedachten — Demokratie stehend vorgeführt. Dieser Demokratie selber aber wurde nichts Geringeres nachgesagt als der Plan, das Welfenreich wiederherzustellen und Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückzugeben. Aber diese unsinnigen Behauptungen, welche der Nachlebende einfach als Verrücktheiten bezeichnen möchte, waren in ein solches Gewebe von mysteriösen Andeutungen eingehüllt, daß nichtsbestoweniger die Annahme mehr und mehr durchdrang, nur ein regierender Fürst könne derart eingeweiht sein, und nur der seit den Tagen des Frankfurter Schützenfestes wegen seines Liberalismus gepriesene Herzog Ernst könne die geheimen Hintergedanken des Pseudoliberalismus so genau kennen gelernt haben.

Die auf diese Weise entstandene und sich mehrere Monate hinziehende Zeitungs-Kontroverse als solche würde jedoch bei den vielen anderen Erregungen jener Tage nicht so aktuell und sensationell geworden sein, wenn sich nicht ein Prozeß an sie angeschlossen hätte, an welchem kein zukünftiger Fortsetzer des „Pitaval" vorübergehen dürfte. Es war nämlich einer der angesehensten Juristen Thüringens, der Jenaer Rechtsanwalt Dr. Harmening, der sich durch die maßlosen Verleumdungen der frei-

Digitized by Google

sinnigen Partei, die er im Reichstage vertreten hatte, zu der schon genannten Gegenschrift „Wer da?“ veranlaßt gesehen hatte. Er hatte in dieser Schrift einfach den anonymen Schriftsteller, der jene tollen Behauptungen aufgestellt hatte, im Auge und übte an ihm eine um so berechtigtere Kritik, da er persönlich mit seinem Namen für seine Anschauung auftrat. Gegen das Ende seiner Schrift aber (S. 57) hat dann Dr. Harmening die (bereits in Vorträgen von ihm in Erfurt und Gotha ausgesprochene) Annahme wiederholt, daß der regierende Herzog von Koburg-Gotha der Verfasser sei. Die Folgerung davon lag auf der Hand: was als Vorwurf gegen den Schriftsteller unverfänglich gewesen wäre, wurde in der Anwendung auf den regierenden Fürsten zur Majestätsbeleidigung. Das Herzogliche Staatsministerium in Gotha stellte in der Tat den Antrag auf gerichtliche Verfolgung. Und so kam es zu den Verhandlungen des Weimarer Landgerichts vom 2. Dezember 1889, die nach stenographischer Aufnahme in einer dritten Schrift zusammengefaßt sind.

Da der Verfasser als Sachverständiger bei diesen Verhandlungen beteiligt gewesen ist, so ist es hier nicht nur am Platz, das bei jenem Anlaß abgegebene Votum über die literarischen Mißhandlungen des kaum verstorbenen Kaisers heranzuziehen, sondern es darf auch die Ursache nicht verschwiegen werden, welche einen Jenaer Professor in die schwierige Lage versetzte, in einem Prozesse, bei welchem einer der fürstlichen Erhalter der Hochschule persönlich beteiligt war, als offener Gegner der dem letzteren zugeschriebenen Anschauungen auftreten zu müssen. Diese Ursache war einfach darauf zurückzuführen, daß ich bei der Lektüre der Schrift „Wer da?“, als ich an jene Stelle S. 57 kam, mir sofort gesagt hatte: Diesen Satz kann der rechtskundige Verfasser nur in einer Zeit geschrieben haben, in welcher die Korrekturbogen der ersten Hälfte der Schrift ihm nicht vorlagen, weil er sich sonst hätte sagen müssen, daß, wenn dieser Satz so positiv hingestellt würde, die in den früheren Bogen enthaltenen Ausfälle als Majestätsbeleidigungen gedeutet werden könnten. Ich bin dann in die Lage gekommen, diese Ansicht dem Verfasser selber auszusprechen. Letzterer hielt mich alsbald dabei fest und erklärte, daß es ihm von Wert sei, wenn ich diese These, auf welche ich rein von mir aus gekommen war, die er aber als tatsächlich zutreffend bezeichnete, als Sachverständiger vor Gericht begründe. Dr. Harmening legte sogar doppelten Nachdruck auf diese Zeugenschaft, weil ich nicht nur kein Anhänger der freisinnigen Volkspartei war, sondern bei den letzten Reichstagswahlen, bei denen er kandidierte, für seinen Gegner gestimmt hatte.

Es konnte dieser begleitende Nebenumstand hier nicht weggelassen werden, weil die Leser dieses Handbuches ein Recht darauf haben, zu erfahren, auf welche Art es zu jener Erklärung vor Gericht gekommen ist, in welcher das Andenken des hochsinnigen Kaisers, den ein so furchtbares Geschick getroffen hatte, und der nun wehrlos den ärgsten Verleumdungen preisgegeben war, einfach „rehabilitiert“ werden mußte. Denn der Wortlaut dieser Ausführungen darf hier um so weniger fehlen, da dieselben im Grunde den Kristallisationskern dessen bilden, was der jetzige Paragraph über das Martyrium des Kaisers zusammenzufassen versucht. Es sei daher zunächst das, was sich unmittelbar auf Kaiser Friedrich bezog, mitgeteilt.

Digitized by Google

„Gerade mit Bezug auf die Urteilsweise über Kaiser Friedrich müssen beide Schriften in einen allgemeineren Zusammenhang hineingestellt werden. Denn nicht genug mit der furchtbaren Tragik seines Lebens haben wir seit seinem Tode etwas nicht minder Tragisches zu erleben gehabt. Zuerst der Gefficken'sche Vertrauensbruch, ein Verbrechen, das um so schärfer verurteilt werden will, je weniger es eine gerichtliche Sühne dafür gibt. Ich habe das meinerseits schon vor Jahresfrist getan in einem Sendschreiben an Döllinger über die höchsten Zukunftsaufgaben unserer Theologie, Zukunftsaufgaben, die auch den hohen persönlichen Idealen des entschlafenen Kaisers gerecht zu werden versuchten. Dann die endlose Zahl von namenlosen Verfassern, die das Andenken des Mannes, in dem jeder Deutsche seit langen Jahren die Verkörperung des deutschen Ideals sah, mit Schmutz bewarfen. Jetzt ganz neuerdings wieder das Freytagsche Buch: von einem Manne, dessen Vergangenheit etwas ganz anderes erwarten ließ, und der uns nun ein echtes Hohlspiegelbild gibt. Habt ihr — möchte man den berühmten Schriftsteller wie die Anonymi fragen — denn jedes Gefühl verloren für das, was diesem Helden im Leiden die Kraft gab zu seinem Leiden ohne zu klagen? Kaum kennt die Menschheitsgeschichte ein zweites so erhabenes Beispiel von echter Nachfolge unseres Erlösers, auf dem Wege der Selbstverleugnung, ihm sein Kreuz nachtragend. Ist denn jedes Gefühl verloren gegangen für das, was Gottes wunderbare Fügung in diesem frommen Dulder unserem Volksleben bis auf eine ferne Zukunft gegeben? wie sein Segen zumal auf der Regierung seines Sohnes ruhen soll, gleich dem Segen der Großmutter, der Königin Luise, auf der ganzen Regierung Kaiser Wilhelms?

„Bereits haben der Redakteur der Preußischen Jahrbücher und der des Deutschen Wochenblattes öffentlich protestiert gegen das Freytagsche Hohlspiegelbild. Der jetzige Anlaß legt mir die Pflicht auf, ein gleiches zu tun, dem entschlafenen Kaiser die Treue bewahrend. Die gleiche Pflicht hat Dr. Harmening auch seinerseits zu erfüllen beabsichtigt. Dafür wird ihm (wie auch das technische Urteil über formelle Fragen ausfallen möge) die Zukunft Dank wissen.

„In einem Punkte hat der Verfasser von „Ein Programm" ebenfalls recht. Ein Parteikaiser wäre Kaiser Friedrich niemals geworden, so wenig in politischen wie in kirchlichen Dingen. Aber um so klarer hoben die Friedensgedanken des frommen Dulders für alle seine Untertanen sich ab. Das Verhältnis der beiden heute einander gegenübergestellten Schriften muß deshalb geradezu die Frage wachrufen: kann die eine Schrift wegen Beleidigung eines Bundesfürsten bestraft werden, ohne daß es eine Instanz gibt für das, was die andere dem Vater und der Mutter des deutschen Kaisers angetan hat? Wir erfreuen uns durch Gottes Segen heute durchweg

Digitized by Google

solcher Fürsten, die im schönsten Sinne des Wortes Führer ihres Volkes geworden sind, sich allen voranleuchtend um den Kaiser geschart haben. Möge der Ausgang dieses Prozesses auf das gleiche Ziel hinwirken. Denn es gilt auch hier gewiß einen Modus zu finden, der die Gegensätze nicht steigert, sondern mildert."

Die auf diesen Punkt bezügliche Ausführung in der gerichtlichen Aussage muß bei dem späteren Rückblick auf jenen tief erregten Moment im Grunde als nicht zur Sache gehörig bezeichnet werden. Nur um so charakteristischer für die allgemeinen Empfindungen einer Zeit, in welcher das Andenken an den kaum entschlafenen Kaiser systematisch verunglimpft wurde, ist sicherlich die an jene Schlußworte meines Votums anknüpfende Bemerkung des Vorsitzenden gewesen: „Wir können Ihnen nur warmen Dank sagen für das, was Sie soeben entwickelt haben. Sie haben gewiß aus unser aller Empfindung gesprochen bei den Erinnerungen an den hochseligen Kaiser."

Auch der übrige Verlauf des Prozesses sowohl wie der Kontroverse überhaupt ist nicht arm an Episoden gewesen, welche auch nachträglich noch ein gewisses Interesse beanspruchen können. Es gilt dies obenan von den Erklärungen Dr. Harmenings über das Motiv seiner (formell verurteilten) Schrift. Er beginnt dieselbe mit den Worten: „Die Meinung, daß der Inhalt der Druckschrift eine Antwort nicht verdiene, kann ich nicht teilen." Als der Kern der Programmsenthüllung werden die „drei großen Staatsaffären" herausgestellt, beziehungsweise die „drei großen Anläufe, um den Reichskanzler zu beseitigen." Es waren „die Battenbergische Heiratsangelegenheit, die Reise der Königin von England und die Entlassung des Herrn von Puttkamer". Sie „waren in gleich kluger Weise eingefädelt worden, um ohne jeden Schein des bösen Willens lediglich als eine Folge unglückseliger Umstände, ja Mißverständnisse den . . . Abgang des Reichskanzlers herbeizuführen".

Es ist dem scharfsinnigen Juristen nicht schwer geworden, die aus jenen Tatsachen gezogenen Schlußfolgerungen als irrtümlich nachzuweisen. Wichtiger noch aber war es für ihn, die auf der angeblichen Autorschaft beruhenden Ansprüche ins Licht zu stellen, die nach den eigenen Worten des anonymen Verfassers darauf hinauskamen: „Der Legende soll die Wahrheit entgegengestellt werden; das deutsche Volk hat ein Recht zu wissen, was eigentlich gewollt und geplant wurde, was man erwartet und bezweckt hatte." Das, was jedoch wirklich geboten wurde, ist nach Harmening eines „politischen Tartüffe" würdig gewesen. Mit nicht unberechtigten Zorn hat ihn namentlich die Parallele mit den beiden Borgia erfüllt (S 26—27).

In der Programmsenthüllung war nämlich gesagt: „Die Partei durfte sich in aller Stille rüsten; auch sie wollte von sich sagen, was Cäsar Borgia bei dem bevorstehenden Tode seines Vaters sagte, ich habe alles bis ins kleinste vorbereitet und kann durch keinen Zufall überrascht werden. Wie nun aber das Schicksal so oft alles anders fügt, als der Mensch denkt, so ist es der Partei auch hier gegangen, wie dem Cäsar Borgia, als der Vater starb; denn als ihn seine Rechnung doch betrogen hatte, so erklärte er, da sein Fall schon unvermeidlich war, er hätte alles und jedes vorher gesehen, nur das eine nicht, daß er beim Tode seines Vaters selbst auf den Tod erkrankt sein könnte."

Digitized by Google

Wenigstens hier muß Harmenings Entgegnung ebenfalls im Wortlaut angeführt werden: „Nicht bloß ein hinkender, ein böser Vergleich!

„Die freisinnige Partei — der Cäsar Borgia, und der sterbende Vater — der Kaiser Wilhelm I.

„Oder der sterbende Borgia der Kaiser Wilhelm I. und sein Sohn Cäsar Borgia — der „edle" Kaiser Friedrich, der unglücklichste Monarch, dessen die Geschichte seit langer Zeit zu gedenken hat."

„Ein Vergleich, der fürwahr auf den Fall ebenso paßt wie — ein Fürstenhut auf das Haupt des Verfassers von: Auch ein Programm aus den 99 Tagen."

Von den fünf Akten, in welche Harmening den wirklich dramatisch fortlaufenden Hergang zerlegt, sei speziell noch auf den vierten aufmerksam gemacht als den eigentlichen „Akt der Verleumdungen". Hier waren die dem — den Kaiser und die Kaiserin beherrschenden — Freisinn zugeschriebenen politischen Pläne im einzelnen beleuchtet. In wenigen Fällen dürfte es derart zusammengetroffen sein, daß ein formell juristisch Verurteilter in so hohem Grade der moralische Sieger gewesen ist.

Für den als Sachverständigen geladenen Zeugen ist freilich in jener Zeit die Aufgabe dadurch sehr erschwert gewesen, daß die Anklage auf Majestätsbeleidigung sich auf einen der Erhalter der Jenaer Hochschule bezog, welchem die dortigen Professoren durch ihren Amtseid verpflichtet waren. Es blieb daher nur übrig, sofort nach der gerichtlichen Vereidigung der Antwort auf die Frage des Vorsitzenden die Bemerkung vorherzuschicken, daß außer dem vorher abgelegten Eide „für einen Jenaer Professor auch der Amtseid in Frage komme, welcher den fürstlichen Erhaltern der Hochschule gegenüber ähnliche Pflichten auferlege wie der Offizierseid". Der Vorsitzende hat daraufhin aber konstatiert: „Ich setze als selbstverständlich voraus, daß jeder Angriff mit persönlicher Spitze absolut vermieden wird. Nach meiner Meinung trifft die jetzt gestellte Frage Ihre amtliche Stellung nicht." In dem darauf abgestatteten Gutachten ist aber überdies noch bemerkt, daß es im Interesse des Herzogs selbst liegen dürfte, wenn der Nachweis geführt werde, daß die Beleidigungen nur durch Mißverständnis auf seine Person bezogen werden könnten.

Der weitere Inhalt des Gutachtens sowie der Gesamtverlauf des Prozesses überhaupt dürften für den Einblick in die Erregung der Gemüter nach dem Tode unseres zweiten Kaisers auch noch weiter in Betracht kommen. An dieser Stelle aber ist kein Raum dafür, da wir uns statt dessen jetzt der bereits im Harmeningprozeß mit erwähnten Freytagschen Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" zuwenden müssen.

Wir dürfen uns eine Reihe seiner Ausführungen zu eigen machen. Aber vom Anfang an ist der Eindruck ein merkwürdig gemischter. Und man muß dabei immer wieder zwischen den Zeilen lesen.

An der Spitze der in dem kleinen Heft zusammengestellten Beiträge steht der Brief „Aus dem Hauptquartier der dritten Armee". Derselbe beginnt (S. 5) mit den Worten:

„In Speyer kam ich am 1. August 1870 an und hatte die Freude alsbald den Kronprinzen zu sprechen, Morier war bei ihm, der sich gerade empfahl. Ich fand unsern Herrn sehr mild und gütig, er ist für mich ein rührender Mann: das lautere, offenherzige Gemüt, die Innigkeit seines Empfindens, die Unbehilflichkeit seines Wollens

Digitized by Google

überall, wo er nicht durch ein warmes Gefühl getrieben wird. Sobald wir allein waren, sprach er von der Kronprinzessin. — In seiner Auffassung der deutschen Verhältnisse aber war er wie ein geflügelter Engel, der hoch über der Erde schwebt."

Man darf gleich bei den ersten Zeilen nicht vergessen, was damit angedeutet werden soll, daß der Besuch Freytags gerade denjenigen Moriers ablöste (des später höchst ungerechterweise verleumdeten englischen Botschafters, der tatsächlich einer der wärmsten Freunde der Neugestaltung Deutschlands gewesen ist). Gleich darauf stoßen wir mit Bezug auf den Kronprinzen persönlich auf die Wendung von der „Unbehilflichkeit seines Wollens."

Wo sich dieselbe betätigt haben soll, ist Freytags Geheimnis geblieben. Der „geflügelte Engel, der über der Erde schwebt", hätte schwerlich, wo er nur irgend eingreifen konnte, dies in so praktischer Weise zu tun vermocht, wie die Tage von Königgrätz und Nickolsburg, von Wörth und Versailles es gleich sehr bekundet haben. Man vergleiche daneben den Brief an Curtius mit der Bitte, ihm über die Ungeschicklichkeit der Berliner Bureaukratie in den annektierten Ländern zuverlässige Daten zu verschaffen. Wie aber hätte er sonst eingreifen können?

Den bösesten Hintergrund hat schließlich wohl die Bemerkung, daß der Kronprinz, sobald er sich allein sah, sofort von seiner Frau zu sprechen begonnen hat. Entschuldigt sich doch später Freytag geradezu förmlich, daß er der hohen Frau die „Ahnen" gewidmet. Denn er läßt es so erscheinen, daß der Kronprinz ihm eine derartige Bemerkung gemacht, daß er nicht gut anders gekonnt habe, als seinem Wunsche zu folgen.

Den einleitenden Worten reiht wenige Seiten später eine ähnlich zweideutige Ausführung sich an (S. 9):

„Die ganze Pfalz in Stadt und Dorf steckte ihre Fahnen heraus und jubelte dem Kronprinzen zu, so warm, so fröhlich vertrauend und so hingerissen von seiner guten Art, daß es eine Freude für jedermann ist. Er macht die Menschen von Herzen froh, durch eine ganz einzige Verbindung von vornehmer Artigkeit und treuherzigem Wesen. Und er wirkt allerdings als Eroberer. Aber solche Wirkung ist wie der holde Rausch fremder Poesie, er verfliegt schnell in nüchterner Wirklichkeit."

Auch diese zweite Bemerkung scheint zuerst wieder ein volles Lob zu enthalten. Aber der süßsaure Schlußsatz zeigt, wie wenig dasselbe von Herzen gekommen ist.

Die weite Verbreitung der Freytagschen Schrift nötigt dazu, gerade bei der uns an dieser Stelle obliegenden Aufgabe ihr Zeile für Zeile nachzugehen. Wir notieren daher auch aus dem ersten Teile noch die besonders in Betracht kommenden Ausführungen.

Die Schilderung der Szene, wie der Kronprinz nach der Erstürmung des Geißberges auf dem Schlachtfelde erscheint (S. 12), ist des Verfassers

Digitized by Google

der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ würdig. Das gleiche gil von dem unmittelbar folgenden Bilde, wie der Kronprinz seiner Umgebung jene Szenen selber ausmalt (S. 13). Daran reiht sich das erschütternde Bild auch seiner Erschöpfung an dem Abend nach dem opfervollen Schlachttag von Wörth (S. 16). Für alle diese Gemälde wird auch eine spätere Zeit dem Künstler in Freytag dankbar bleiben. Auch der Wunsch des Kronprinzen (S. 19/20), bei den Friedensverhandlungen zugezogen zu werden („weil es ihn kränkte in solcher Lebensfrage Preußens und Deutschlands unbeachtet zur Seite zu stehen“) verdient bleibende Beachtung, zumal im Hinblick darauf, wie sich das gleiche schwere Geschick später so oft und in ganz anderem Umfang wiederholt hat.

Wenden wir uns aber zu den immer wieder dazwischen gestreuten Bosheiten! Es ist ja überbekannt, daß es nach Freytags Auffassung im Grunde doch eine auf die äußere Erscheinung begründete Eitelkeit gewesen sein soll, aus welcher der Wunsch des Kronprinzen nach der Kaiserkrone erwuchs (S. 21 ff.). Ein schwereres Unrecht konnte jedoch gerade diesem Fürsten nicht angetan werden. Der Verfasser muß dies um so unverhohlener aussprechen, weil er im übrigen in der Art, wie Freytag die in dem Pomp der Kaiserwürde liegenden Gefahren für die Volksseele schildert, völlig seine eigene Auffassung wiederfindet.

Wir lassen die äußerlichen Dinge weg, zitieren aber wenigstens den einen Satz (S. 25): Wie im Heer und Zivildienst, so wird auch im Volk ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war.“ Auch das, was hinsichtlich der Anschauung des Kronprinzen über diese Fragen bemerkt wird (S. 28/29), ist von bleibendem Interesse. Dagegen sind die Schlußfolgerungen, die der berühmte Verfasser mit Beziehung auf den Kronprinzen daran anknüpft, durchaus unzutreffend.

Für unseren eigenen Zweck kommt aber besonders der zweite Teil der Freytagschen Schrift „Nach dem Kriege“ in Betracht. Hier müssen wir soweit möglich dem berühmten Romanschriftsteller im Wortlaut folgen:

„Der Kronprinz war 40 Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten teuer, in der Auffassung des Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die 17 Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens; für den neuen Staat, im ganzen betrachtet,

Digitized by Google

eine glückliche Periode des allmählichen Einlebens in die Seelen und Gewohnheiten der Deutschen. Der Sohn und Thronerbe wurde das Opfer. Er allein hatte dafür den höchsten Preis zu zahlen, sein Glück, vielleicht sein Leben. Das ist ein Geschick tragischer und furchtbarer, als die kühnste Erfindung sich einzubilden und zu schildern vermag.

Was der Kaiser nach dem Jahre 1870 tat, um ihm eine bestimmte Tätigkeit zuzuteilen, das reichte nicht aus. Der Kronprinz erhielt die Inspektion über die süddeutschen Armeekorps, er reiste mit Blumenthal alljährlich einmal dorthin und übte durch sein Erscheinen und sein vertrautes Feldherrnbild, das den Offizieren und der Mannschaft das Herz warm machte, in der Tat eine sehr wohltätige Einwirkung aus, aber diese Tätigkeit war doch nicht viel anderes als fürstliche Repräsentation. Er wurde zum Protektor der Museen, der Kunstangelegenheiten ernannt, was ihm wohl mehr nach dem Herzen war. Er wurde nach dem Beispiel seiner Gemahlin auch ein warmer Beförderer des Kunsthandwerkes, er hat in diesen Richtungen und bei zahlreichen gelegentlichen Ehrenvorsitzen durch seine warme Beistimmung und zuweilen durch seine Einwirkung auf die Regierung allerlei Förderliches getan, und wer genau zusieht, vermöchte darüber vieles Rühmliche zu berichten, aber solche Tätigkeit auf Seitenpfaden war zuletzt doch für einen großen Fürsten nur Zeitvertreib und Spiel. Der Sohn eines Gutsherrn, welcher mit seinem Hausstand in einem Nebengebäude der väterlichen Besitzung wohnt, mit jedem Taler seiner Ausgaben auf die Einnahmen angewiesen ist, die ihm der Vater für das Jahr ausgesetzt hat, dessen Kinder sogar von dem Großvater das erhalten, was sie brauchen, und dem als Beschäftigung vielleicht die Aufsicht über die Parkanlagen des Gutes zugewiesen wird, der würde, wenn er als Mann von 50 Jahren noch ein solches Abhängigkeitsverhältnis zu ertragen hätte, für ganz besonders unselbständig und unglücklich gehalten werden. Und doch ist die Lage des deutschen Kronprinzen eine ähnliche nach Hausgesetz und alter Ordnung, und die Persönlichkeit der Fürsten vermag darin nichts zu ändern.

Noch einmal hob sich seine Kraft, als er im Jahre 1878 nach der Verwundung des Kaisers zur Stellvertretung berufen wurde. Die gehäufte Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm eine Zeitlang Spannung und seinem Geiste neue Schwingen, zur Freude und Überraschung seiner Umgebung.

Er kümmerte sich noch in seiner Weise um Staatsangelegenheiten, forderte Vorträge und Denkschriften und erhielt reichlicher solche, die er nicht gefordert hatte.

Als die Krankheit zerstörend an sein Leben trat, verklärte sich nach dem langen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die Eigenart seiner Natur, die Lauterkeit seiner Seele und die Herzensfreudigkeit und Milde. Er, der im Kriegsgetümmel seinem Heere als ein furchtloser Eroberer erschienen war, sollte als stiller Dulder in dem Gemüt der Zeitgenossen fortleben. Ein banges, langes Dahinsterben war sein Kaiserschicksal; die Krone, welche er einst so heiß für sein Geschlecht und sich ersehnt, sank nur, wie der Lichtschein im Bilde den Märtyrer krönt, auf sein Haupt.

Er war ein offener, redlicher Mann von lauterem Sinn und warmem Gemüt, mit einem Herz voll Menschenliebe, mit der Fähigkeit, sich über alles Gute und Große innig zu freuen. Er war so menschenfreundlich und gegenüber einem Leidenden so voll von Empfindung, daß auch die zahllosen bitteren Erfahrungen, welche die Großen der Erde über Unwert der Hilfesuchenden machen, ihm nicht den Anteil an dem einzelnen Fall beeinträchtigten. Gegen solche,

Digitized by Google

welche er persönlich näher kannte, war er von der zartesten Aufmerksamkeit, er fühlte alles Widerwärtige, das sie traf, als treuer Freund in inniger Teilnahme mit. Er war im Grund seiner Seele weich und leicht erregt, ein Mensch von seltener Reinheit und Innigkeit."

Wir möchten keine dieser Ausführungen missen. Ganz besonders aber bedarf noch der ebenso prägnante wie inhaltreiche Schlußsatz der Freytagschen Charakteristik hier besonderer Berücksichtigung. Wir haben in früherem Zusammenhange Erich Haupts feinsinnige Definition des maßvollen Liberalismus des Kronprinzen sowohl in kirchlicher wie in politischer Hinsicht kennen gelernt. Sie kommt auf dasselbe hinaus wie das, was Freytag über das eine sowohl wie über das andere bemerkt. „Er war ein warmer Protestant, in allen religiösen Fragen von einziger Duldsamkeit, und zu seinen stärksten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffen. In der Staatsverwaltung widerstrebte ihm Polizeiherrschaft und Bevormundung, den Gemeinden wünschte er ausgedehntes Selbstregiment, jeder ehrlichen Tätigkeit die freieste Bewegung." Speziell der erste Punkt bedarf jedoch an dieser Stelle noch eines spezielleren Kommentars.

Die Abneigung gegen „engherzige Pfaffen" wird sich schwerlich zu einem stärkeren Ausdruck verdichtet haben können, als es in der Audienz vom März 1877 geschah: Empfindung physischen Ekels bei dem Wort Hofprediger. Was für tief schmerzliche persönliche Erlebnisse dieser Empfindung zugrunde lagen, ist schon S. 575/6 erwähnt. Es liegt aber überdies kein Anlaß vor, es irgendwie zu verhehlen, daß die in den §§ 38/39 vorgetragene Anschauung sich wohl bewußt gewesen ist, ein einfacher Nachklang der Empfindung des fürstlichen Märtyrers zu sein.

Die in den „Forschungen und Erinnerungen" mitgeteilten Audienzberichte haben sich auf Stichworte beschränken müssen. Es trifft dies speziell bei der letzten Audienz zu. Denn ich erinnere mich noch heute genau, wie der Kronprinz nicht nur mit großer Geduld, sondern mit sichtlicher Anteilnahme eine sich förmlich überstürzende Rede über sich ergehen ließ, nachdem er jenes Wort vom Hofpredigertum gesprochen. Nachmals hat der Verfasser sogar ein Gefühl von Beschämung empfunden, daß er in eine theoretische Auseinandersetzung hineinkam, als der hohe Herr seiner eigenen traurigen Erfahrungen gedacht hatte. Denn seine Worte hatten bei mir förmlich wie die plötzliche Aufgrabung einer versteckten Quelle gewirkt. Noch entsinne ich mich deutlich, daß meine Ausführung mit den Worten begonnen hat: „Wo Ew. Kaiserliche Hoheit Ihren Abscheu über Hofpredigertum und Hoftheologie ausgesprochen, gestatten Sie wohl auch dem Kirchenhistoriker ein Wort über das, was kirchengeschichtlich der Begriff Hoftheologie in allen seinen vielfachen Nuancierungen einschließt". Und dann war es zu einer echt professoralen Vorlesung gekommen, die zumal eine

Digitized by Google

rasche Übersicht über den alten und den modernen Byzantinismus einschloß: wie schon in dem alten Byzanz bei jedem Thronwechsel eine neue Hoftheologie herrschend geworden sei, dabei weniger noch von den Regenten getragen (wie denn sogar Justinian immer aufs neue ein Werkzeug in den Händen anderer gewesen sei), als von den Generaladjutanten, Hofmarschällen und Palastdamen. Auch dessen erinnere ich mich noch heute lebendig, mit dem sehr wenig höfischen Wort geschlossen zu haben: „Das Einzige, was ich von Gott für die Zukunft meiner religiösen Anschauung erbitte, ist, daß sie nie in den Ruf der Hoftheologie kommen möge." Es sind kecke Worte gewesen. Aber die weiter folgende Unterhaltung und mehr noch die ganze Folgezeit hat den Beleg eingeschlossen, daß der zukünftige Kaiser nicht nur eine derartig hoffremde Rede vertrug, sondern dem Redner gerade um seiner rückhaltlosen Offenheit willen bis in seine letzte schwere Erkrankung hinein die unveränderte Gesinnung bewahrt hat.

Nach dieser persönlichen Einschaltung wird wohl auch jeder Leser, stehe er auf einem dogmatischen Standpunkt, auf welchem er wolle, begreifen, weshalb es diesem Handbuch als heilige Pflicht obliegt, von dem fürstlichen Martyrium nichts abzudingen. Denn das furchtbare Wort, mit welchem § 34 geschlossen hat: „Gott hat Ew. Majestät Leben gespart, um Ihr Land vor dem Unglauben Ihres Sohnes zu retten" ist für die ganze Folgezeit seit den Attentaten von entscheidendem Charakter geworden.

Es hat ein felsenfester Charakter und es hat zugleich eine tiefinnerliche Frömmigkeit dazu gehört, daß der Christusglaube des als ungläubig verschrieenen zweiten deutschen Kaisers sich in jeder Anfechtung bewährt hat. Auch sein Vater war mit dem vollen Abscheu vor aller Heuchelei und Scheinheiligkeit zur Regierung gekommen. Der Sohn hat persönlich niemals eine andere Anschauung gehabt, als das Programm des Vaters für seine ersten Minister sie aussprach. Aber der von Freytag als „engherzige Pfaffen" bezeichneten Gesellschaft hat sein Eintreten für „Gewissensfreiheit und Duldung" als Unglaube gegolten.

In dem im Protestantismus wurzelnden Preußenstaate ist auf diese Weise abermals die gleiche Situation eingetreten, wie in dem Österreich der Restaurationszeit. Es trifft diese Parallele ganz besonders zu mit Bezug auf diejenige kirchliche Instanz, welche im Katholizismus und Protestantismus sich zu allen Zeiten gleich sehr als die verhängnisvollste erwiesen hat: die des Schloßpfarrers (Burgpfarrers). Eine neuerliche Veröffentlichung aus den Papieren des verdienstvollen österreichischen Staatsmannes von Kübeck läßt den verwandten Prozeß in beiden Kirchen auffällig deutlich heraustreten. Wir schieben seine Erzählung gleich an dieser Stelle ein, bevor wir noch auf die Parallele in Preußen eintreten.

Digitized by Google

Eine zufällige Geschäftsveranlassung führte mir einen Kabinettsakt zu, dessen Inhalt mir in hohem Grade bemerkenswert schien:

Der Erzbischof von Mailand, Kardinal Gaisruck, wurde durch einen Anonymus beschuldigt, daß er Irrlehren im Seminarium zu Mailand dulde und die junge Geistlichkeit damit anstecken lasse. Er wurde davon durch ein Kabinettsschreiben des Kaisers unmittelbar in Kenntnis gesetzt und um Aufklärung angegangen. Graf Gaisruck rechtfertigte sich in einem langen an S. Majestät gerichteten Schreiben in der Hauptsache in der Art, daß die Klage wahrscheinlich ultramontanen Ursprungs und noch unter Leo XII. hervorgerufen sein dürfte. Dieser Papst sei bekanntlich ein Eiferer gewesen und mit der Idee umgegangen, die Zeiten Gregors VII. wiederherzustellen. Der jetzige Papst Gregor XVI. denke anders und viel gemäßigter. Unter ihm werde jene Klage keinen Eingang finden. Die theologische Lehre im Mailänder Seminario sei übrigens den bestehenden Vorschriften gemäß und genau übereinstimmend mit jener, welche an allen Universitäten und Seminarien der österreichischen Monarchie seit vielen Jahren vorgeschrieben sei. Sie könne also keine Irrlehre sein. Darüber sagt der Burgpfarrer, der den Gegenstand zum Bearbeiten hatte, er verwunderte sich über dasjenige, was der Kardinal in Anschauung der Päpste Leo und Gregor bemerkte, gleichsam als wenn Personen auf die heiligen Sätze der Kirche und auf ihre Gestaltung Einfluß hätten. Das Oberhaupt der Kirche sei bei allem Wechsel der Personen immer dasselbe und werde die stets gleichen und ewigen Grundsätze der Kirche aufrecht erhalten, solange die Welt in ihren Angeln läuft. Wenn im Seminar zu Mailand dieselbe Lehre, welche an den Universitäten vorgeschrieben ist, gelehrt werde, so sei sie wirklich eine Irrlehre, denn jene, welche allgemein vorgeschrieben ist, müsse mit diesem Namen bezeichnet werden. Alle Doktrinen, welche die Kirche als dem Staat untergeordnet schildern, seien irrig und falsch. Er, Burgpfarrer, würde sich glücklich schätzen, etwas beitragen zu können, S. Majestät den Kaiser zu vermögen, mit dem heiligen Vater einverständlich die wahre Lehre einzuführen.

Also ein Kardinal, der sich den Vorschriften seines Fürsten fügt, ein Ketzer, und diese Vorschriften selbst Irrlehren, weil sie die Rechte des Fürsten anerkennen machen, und der vertrauteste Ratgeber dieses Fürsten ein eifriger Vertreter der römischen Anmaßungen.

Die Kübeckſche Erzählung (Deutſche Revue, Juli 1906) betrifft nur eine von den vielen ähnlichen Begebenheiten, welche die Regierung des Kaiſers Franz, zumal ſeit der Reſtauration des Papſttums, kennzeichnen. Die Zeit, in welche ſie gehört, erinnert zugleich daran, wie durch den Rückſchlag gegen die franzöſiſche Julirevolution das Metternichſche Syſtem (von Kübeck ebenfalls in lebendigen Farben geſchildert) nun erſt recht jeden politiſchen Fortſchritt hemmte, und wie unter dem gleichen Alpdruck, der die joſephiniſche Reformrichtung im Katholizismus ertötete, auch die Vertreibung der Evangeliſchen aus dem Zillertal ſtattfand. Der allgemeine Gang der Dinge zog eben auch damals alle Kirchen gleich ſehr in ſeinen Bereich. Fürſt Bismarck hat mit denkwürdiger Vorliebe den Einfluß der Beichtväter in dem katholiſchen Öſterreich gegeißelt. Daß genau die gleichen Einflüſſe auch in Berlin ihr finſteres Werk trieben, iſt dem ſcharfſinnigſten aller Beobachter ebenfalls nicht verborgen geblieben. In Kögels eigener Biographie iſt Bismarcks

Digitized by Google

Beschwerde über ihn bei dem holländischen Gesandten erwähnt. Noch unveröffentlicht dagegen ist eine überaus lehrreiche Korrespondenz, welche Graf Herbert Bismarck im Auftrage seines Vaters mit einem Vertrauensmann des Präsidenten Herrmann im Sommer 1877 geführt hat, und in welcher von Bismarckscher Seite ausdrücklich der Berliner „Zelanti" gedacht ward. Es stellt sich dieser Korrespondenz überdies noch ein ähnlicher Briefwechsel aus dem Jahre 1878 zwischen Falk und Herrmann zur Seite. Den Anlaß dazu bot die Veröffentlichung eines vertraulichen Schreibens des Kaisers an den russischen Staatsrat Grimm, worin über die kirchliche Anarchie geklagt wurde. Dieses Schreiben war auf dem Umwege über die St. Petersburger Zeitung auch in die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hineingebracht worden. Ähnliche Dinge haben in den folgenden Jahren in großem Umfange gespielt. Es wird eine ernste Aufgabe der zukünftigen Geschichtsforschung darin liegen, sich in der mit dem Sturz Herrmanns und Falks beginnenden Zeitwende nicht auf die öffentlichen Verhandlungen zu beschränken, sondern nach Bismarcks eigenem Wort „die Reptilien bis in ihre Höhlen zu verfolgen".

Läßt sich etwas Tragischeres denken als die recht eigentliche Verhetzung, durch welche der ehrwürdige Herrscher, dem die von ihm demütig dankbar erkannte göttliche Fügung vergönnt hatte, das alte deutsche Reich zu erneuern, um seine innere Freudigkeit an seinem großen Lebenswerk gebracht wurde? daß dasselbe ihm jetzt als durch den eigenen Sohn gefährdet dargestellt wurde? Die Spezialuntersuchung in den „Forschungen und Erinnerungen" über die Wandlung in der Kirchenpolitik des Kaisers hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Wandlung subjektiv verständlich zu machen. Aber jene Schilderung bedarf an dieser Stelle noch der Ergänzung in bezug auf das Verhältnis zwischen Kaiser und Kronprinz. Denn es ist gerade der eigene Sohn gewesen, der bei dem Vater in Beziehung auf seine kirchliche Stellung fortwährend diskreditiert wurde. Der Sylvester-Rückblick des greisen Monarchen auf das Jahr der Attentate gedenkt der treuen Pflege durch Frau und Tochter, hat aber kein Wort für den Sohn, der mit aller Selbstverleugnung die Regentschaft geführt hatte. Der Brief Brückners vom 2. Januar 1889 (S. 629) beginnt gleich damit, daß die einzige unaufschiebbare kirchliche Wahl als Eingriff in die königliche Prärogative dargestellt worden war. Ein noch ein Jahr älterer Brief Herrmanns an Falk klagt besonders darüber, daß alle seine Bemühungen, den Kaiser persönlich zu sprechen und aufzuklären, vereitelt wurden. Aus den Herrmannschen Tagebüchern werden in einer spezielleren Darstellung, als sie die Form des Handbuchs ermöglicht, eine Reihe anderer Züge nachzutragen sein, wie beständig neue Mißverständnisse bei dem Kaiser geweckt und genährt wurden. Hier erinnern wir nur an die oben mitgeteilten Auf-

Digitized by Google

klärungen, welche Herrmann durch den Großherzog von Baden zuteil wurden, an das verzerrte Bild, welches dem Kaiser über einen Beschluß des Protestantenvereins gegeben worden war, an die Mißdeutung eines ganz anders gemeinten Ausdrucks in Herrmanns Entlassungsgesuch. Die Parallelen dazu, wie — in schmerzlichstem Kontrast mit dem Antritt der Regentschaft — auch in den wichtigsten politischen Fragen der Thronerbe bei Seite geschoben wurde, finden sich gleich häufig in Bismarcks und Freytags Erinnerungen.

Zumal der Protestantenverein war für den Kaiser die eigentliche bête noire geworden. Es darf allerdings dabei nicht vergessen werden (was bereits mehrfach betont wurde), daß dieser Verein sehr verschiedene Phasen durchgemacht hat. Seit 1872 war der leitende Einfluß von den Gedanken Richard Rothes auf die faszinierenden Reden Heinrich Langs übergegangen. Die Schriften Langs waren dem Kaiser als Zeugnisse des gleichen Geistes dargestellt worden, wie der neue Glaube von Strauß und die Hartmannsche Selbstzersetzung des Christentums. Seinem militärischen Pflichtgefühl war es einleuchtend gemacht worden, daß, je weniger sich der Unglaube außerhalb der Kirche bannen ließ, er wenigstens um so mehr aus der Kirche ausgeschlossen bleiben müsse. Als Patron dieses Unglaubens aber galt nunmehr der eigene Sohn, der es gewagt hatte, die badische Kirchenverfassung vorbildlich zu nennen und sogar in dem Protestantenverein praktisches Christentum zu finden.

Es ist eine schwere Aufgabe für den Kronprinzen gewesen, bei dem einmal geweckten Mißtrauen des Kaisers die kurze Zeit der Regentschaft fruchtbringend zu machen. Und doch: wenn wir allein die Antwort des Kronprinzen an Papst Leo XIII. hätten, so müßte man schon hierin den Hüter des alten rocher de bronze erkennen. Aber was ist seit dem bald darauf eingetretenen Umschwung der Bismarckschen Politik gerade aus diesem rocher de bronze geworden! Jeder neue Schritt auf der nunmehr betretenen schiefen Ebene mußte den tiefer blickenden Kronprinzen tiefer verwunden. So hat er denn schließlich gar nicht mehr „zu den in Berlin maßgebenden Persönlichkeiten gehört". Ist doch um die Verhinderung seiner Thronbesteigung förmlich gebetet worden. Und doch ist uns gerade aus dieser trübsten Zeit sein Wort überliefert: „Wir werden doch noch sagen dürfen, daß wir evangelisch sind." *)

*) Eine Reihe weiterer Daten, welche für diesen § 43 mitbestimmt waren, sind für weitere Ausführungen über den gleichen Gegenstand zurückgestellt worden. Das Gleiche gilt von den §§ 44 und 45.

Digitized by Google

§ 44.

Die kirchengeschichtliche Tragödie im Sturz des Fürsten Bismarck.

Als der letzte Anlaß, welcher die Entlassung des gewaltigsten der deutschen Staatsmänner entschied, ist die Unterredung bekannt, welche Fürst Bismarck auf die Vermittlung des (zur Papstkirche bekehrten) Bankier Bleichröder hin dem durch die letzten Reichstagswahlen zum „König des Reichstags“ avancierten Dr. Windthorst gewährte. Sie war hinter seinem Rücken sofort dem Kaiser denunziert worden. Wenn man jedoch den tiefer liegenden Ursachen des erschreckend raschen Wechsels nachgeht, so findet man die klerikalen Gegner des Fürsten überhaupt unablässig an ihrer Geheimarbeit. Es ist dies in beiden Großkirchen gleich sehr der Fall gewesen. Der unter dem Namen des „Scheiterhaufenbriefes“ sprichwörtlich gewordene Brief D. Stöckers an den im Zuchthause endigenden Kreuzzeitungsredakteur Freiherrn von Hammerstein hat nur das letzte Siegel gedrückt auf unzählige ähnliche Machenschaften.

Der Unterschied zwischen den Hofpredigern Stöcker und Kögel ist schon früher dahin gekennzeichnet, daß der erstere offen und ehrlich gekämpft, seine Haut zu Markte getragen hat. Das Gewebe, an dem der „Beichtvater“ Kögel unablässig gesponnen hat, verlangte dagegen einen vor der Öffentlichkeit verborgenen Webstuhl. In seinem vertrauten Diktat hat derselbe kein Hehl daraus gemacht, daß er aus seiner hierarchischen Höhe auf den Fürsten Bismarck ebenso herabsah, wie auf Herrmann und Falk. Da dieses Diktat schon bei Anlaß des Sturzes von Falk mitgeteilt worden ist, so erinnern wir hier nur kurz an den Ausdruck, daß „Bismarck soufflierte und Falk deklamierte“; an den in dem gleich darauf folgenden Satze vorkommenden Spott über den „fürstlichen Machthaber Falks“; an den zweimaligen Gebrauch des Wortes „Naivetät“ mit Bezug auf Falk und dessen Unterstaatssekretär Sydow. Wie viel mehr aber besagt der gehässige moralische Vorwurf, daß „dem Fürsten Bismarck Falks vorläufiges Bleiben wichtiger war, als die Bewahrung des gesamten Volkes vor den antikirchlichen und antichristlichen Folgen des Zivilstandsgesetzes.“ Und dabei genügt es dem Rückblickenden nicht einmal, die „Verlegenheit“ Falks auszumalen, als der Kaiser ihm in Gegenwart Kögels Vorwürfe machte; sondern es ist auch mit einem gewissen Stolze gebucht, daß Fürst Bismarck persönlich „sich über die Schwierigkeiten beklagte, welche Hofprediger Kögel ihm beim Kaiser bereite“.

Daß die Hofprediger nur die Werkzeuge der „kleinen Excellenz“

Digitized by Google

Windthorst und der Umgebung der in letzter Instanz entscheidenden Kreise waren, ist in den „Gedanken und Erinnerungen" klar genug angedeutet. Im tiefsten Grunde ist jedoch durch das neue Beispiel nur abermals die alte Erfahrung bestätigt, daß „der Byzantinismus in allen ernsten Krisen nur dem Papalismus Handlangerdienste leistet, weil im Vergleich mit jenem das papale System als eine ideale Bestrebung erscheint". Wir wiederholen mit dieser These einfach eines der Schlußergebnisse einer Berner Rektoratsrede (1881). Dieselbe hat „die Theorie der Trennung von Kirche und Staat" aus der geschichtlichen Entwicklung zu erklären gesucht, die schließlich dahin geführt hatte, daß die früheren Theorien sich gegenseitig selbst widerlegt hatten und nach einer neuen gesucht wurde (S. 37). Obenan galt dies in bezug auf den Byzantinismus, sowohl denjenigen der alten Orientkirche, wie die Kopie desselben in den reformatorischen Kleinkirchen. „Es stand im engsten Zusammenhang mit der byzantinischen Gestaltung des protestantischen Kirchentums, daß die nächsten Generationen nach der Reformation stets neue Triumphe des Papalismus erlebten". Die Restauration des 19. Jahrhunderts sah die gleiche Erscheinung wiederholt. Aber auch die Niederlage in der „Schlacht auf dem märkischen Sande" sollte sich auf die gleiche Grundursache zurückführen.

Auch in dieser Beziehung sind es somit wieder die „Gedanken und Erinnerungen", in welchen wir unseren Ausgangspunkt nehmen. Stellen wir daher obenan einmal alles zusammen, was dort über die feindlichen Maßnahmen der gleichen klerikal-konservativen Koalition, der schon Herrmann und Falk erlegen waren, gegen Bismarck persönlich vermerkt ist. Der erste Vorstoß ist schon im Anfang des Jahres 1872 gegen das Schulaufsichtsgesetz erfolgt (II S. 149):

„Die Opposition der Konservativen gegen das noch von Mühler vorgelegte Schulaufsichtsgesetz begann schon im Abgeordnetenhause und ging darauf aus, die Lokalinspektion über die Volksschule gesetzlich den Ortsgeistlichen zu vindizieren, auch in Posen, während die Vorlage den Behörden freie Hand in der Wahl des Schulinspektors ließ."

Im weiteren Zusammenhang kommt der Fürst auf seine Reden in beiden Kammern vom 6. und 10. Februar 1872 zu sprechen. Am bezeichnendsten dabei ist der vergebliche Versuch eines Ausgleichs mit seinem alten Freunde Kleist-Retzow (S. 150):

„Ich hatte noch am Abend vorher mit großer Anstrengung versucht, Herrn v. Kleist die mutmaßlichen Folgen der Politik darzustellen, zu der er seine Freunde verleitete, fand mich aber einem parti pris gegenüber, bezüglich dessen Unterlage ich keine Konjektur machen will. Der Bruch mit mir wurde von jener Seite mit einer Schärfe äußerlich vollzogen, aus der ebensoviel persönliche als politische Leidenschaft hervorleuchtete. Die Überzeugung, daß dieser mir persönlich nahestehende Parteimann das Land und die konservative Sache schwer geschädigt hat, wächst bis auf den heutigen Tag."

Digitized by Google

Schon in früherem Zusammenhang ist der Lockerung der alten Jugendfreundschaft mit Moritz von Blanckenburg gedacht. Bismarck ist sich auch bei ihm der Motive dieser Lockerung klar bewußt. Über diese (weniger politischen als kirchlichen) Motive sprechen die „Gedanken und Erinnerungen" sich an zwei verschiedenen Stellen aus:

„Auf dem politischen Gebiete hatte ich die Konkurrenz seiner politischen und konfessionellen Beichtväter zu bestehen." (S. 139).

„Die Ablehnung der Ministerstellung ist (wie der Brief an Roon, April 1874 dokumentiert) von Blanckenburg selbst ausgegangen, vielleicht nicht unbeeinflußt durch die Residuen der Kämpfe der „armen Lutheraner", der Alt-Lutheraner", zu denen Blanckenburg sich hielt, in den dreißiger Jahren. (S. 140.)

Am lehrreichsten ist jedoch (S. 156) die längere Erzählung über den Verleumdungsfeldzug der sogenannten „Deklaranten" gegen die Persönlichkeit des Reichskanzlers. In den oben benutzten Erinnerungen des konservativen Journalisten von Ungern-Sternberg ist zwar der Versuch gemacht, den ersten Urheber dieser Verleumdungen (Perrot) zu entlasten. Aber das widerliche Schauspiel, das sich lange genug hinzog, mutet in Bismarcks eigener Schilderung völlig wie eine Nachahmung der „Schenkelproteste" an.

Was der Fürst in der Deklarantenbewegung tadelt, war genau in derselben Gestalt im Jahre 1864 in dieser (von Berlin aus eingeleiteten und gelenkten) Protestbewegung geschehen, wo auch noch Monate hindurch immer neue Nachzügler nachhinkten, deren Namen ebenso unbekannt waren wie die Örtlichkeiten, mit deren Nennung verbunden sie aufmarschierten. In der Hausrathschen Biographie von Strauß ist von diesem früheren Kreuzzuge ein farbenfrisches Bild gezeichnet. Man könnte dasselbe aber jetzt einfach durch das Bismarcksche ersetzen (S. 186):

„Gegen mich begannen die Verleumdungen in dem Blatte, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland" seit Jahren nicht mehr die konservative Fraktion und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt. Als ich über die Giftmischereien des Blattes am 9. Februar 1876 in öffentlicher Rede Klage geführt hatte, antwortete mir die Kundgebung der sogenannten Deklaranten, deren wissenschaftliches Kontingent aus einigen Hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter mir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten und ihre Mission als Diener der christlichen Kirche und ihres Friedens dadurch betätigten, daß sie die Verleumdungen des Blattes öffentlich kontrasignierten. Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern, weiblichen und priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunziamento einiger Hundert evangelischer Pfarrer zugunsten einer der frivolsten gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdungen war nicht geeignet, mein Vertrauen gerade zu den Politikern, die im Priesterrock, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken. Zwischen mir und allen Deklaranten, von denen viele bis dahin zu meinen Bekannten, sogar zu meinen Freunden gehört hatten, war, nachdem sie sich die ehrenrührigen Beschimpfungen aus

Digitized by Google

der Feder Perrots angeeignet hatten, die Möglichkeit eines persönlichen Verkehrs vollständig abgeschnitten."

Inwieweit die Erbitterung über diesen (wie schon bemerkt, bis ins Kleinste dem Schenkelprotest nachgeäfften) neuen Kreuzzug namenloser Landpfarrer mitgewirkt hat, das verächtliche Urteil über den Bildungsgrad der evangelischen Pfarrer überhaupt hervorzurufen, welches Bismarcks Reichstagsrede von 1886 bekundet, möge dahingestellt bleiben. Denn es hat zweifellos mancher Wandlung in ihm selber bedurft, um ihn zum Bruch mit den bisherigen Mitarbeitern und zum Bündnis mit seinen bittersten und gehässigsten Gegnern zu bringen. Die Abwendung von der liberalen zur klerikalen Partei hat sich erst allmählich vollzogen. Über die unerbittlichen letzten Konsequenzen dieser Wendung ist der große Staatsmann sich niemals klar geworden. Während des Jahres 1877 sehen wir ihn noch durchaus schwankend. Seine Besprechungen mit Bennigsen im Juni und Dezember 1875 (II S. 180 ff.) sind der beste Beleg dafür, daß er persönlich die Beibehaltung seines Verhältnisses zu den Nationalliberalen vorgezogen hätte.

Die Bemühungen des Fürsten, Bennigsen ins Ministerium zu ziehen, sind, wie er selber erzählt, am Kaiser gescheitert. Der zunehmende Einfluß Kögels hatte den hohen Herrn schon seit dem Sydowschen und mehr noch seit dem Hoßbachschen Fall im Protestantenverein eine ähnliche grundstürzende Tendenz erblicken lassen, wie in der Zeit des inneren Konfliktes in der Fortschrittspartei. Bennigsen war aber nicht nur der Präsident des Nationalvereins, sondern auch einer der religiös interessiertesten Begründer des Protestantenvereins. Inwiefern dann weiter die Attentate auf die Festigung jener auf Kögel zurückgehenden Auffassung des Kaisers einwirkten, ist schon in früherem Zusammenhang untersucht. Auf die einzelnen Phasen des Umschlags in der Gesamtpolitik können wir hier ebensowenig eintreten, wie bei den Wechselfällen während des Kulturkampfes. Genug, daß seit der Entlassung Falks Fürst Bismarck sich voll bewußt gewesen ist, wie er sich selbst ausgedrückt hat, die „Liquidation" von dessen Hinterlassenschaft vorzunehmen. Ist ihm doch, wo er auf seine spätere (nach der katholischen Seite hin auch vom Kaiser beklagte) Kirchenpolitik zu reden kommt, sogar der Ausdruck „Gegenreformation" untergelaufen. Und zwar redet er gerade von der gleichen Zeit, welche endlich die Vorarbeiten zur Begründung des Evangelischen Bundes an die Hand genommen sah, als von dieser „Gegenreformation" (II S. 135):

„Im Jahre 1886 gelang es, die von mir teils erstrebte, teils als zulässig erkannte Gegenreformation zum Abschluß zu bringen, den modus vivendi zu erreichen, der immer noch, verglichen mit dem status quo vor 1871, ein für den Staat günstiges Ergebnis des ganzen Kulturkampfes aufweist."

Digitized by Google

Ob heute noch irgend ein Sachkenner ein „für den Staat günstiges Ergebnis“ herausrechnen wird? Die späteren Geschlechter werden (wenn auch das heute junge Geschlecht in seiner Hödurblindheit verharren dürfte) ganz im Gegenteil von einer Niederlage zu reden haben, deren Tragweite viel weiter reicht als ein noch so unglücklich verlaufender äußerer Krieg. Je großartiger Fürst Bismarcks Persönlichkeit in der Geschichte dasteht, je mehr sie als die Inkarnation der Volkskraft aufgefaßt werden darf, desto unabweisbarer ist es daher schon bei unserem jetzigen Rückblick, nicht bei Nebendingen stehen zu bleiben, sondern die größten geschichtlichen Parallelen, die es überhaupt gibt, daneben zu stellen. Der gewaltige Recke hat sich sowohl in der Zeit des Kampfes, wie in der Zeit des Bündnisses mit der päpstlichen Kurie im Grund mit Vorliebe in Bildern von außerchristlichem Boden bewegt. So hat er in der früheren Zeit von Agamemnon und Kalchas geredet, als den Typen des schon bei den alten Hellenen die Geschichte beherrschenden Gegensatzes zwischen Königtum und Priestertum. So hat er in der späteren Zeit den blinden Hödur im Volke durch den argen Loki umgarnt gesehen. Aber tiefer als alle helleniſtischen und germaniſtischen Beispiele hat doch seinerzeit sein Wort eingeschlagen: „Wir gehen nicht nach Kanossa!“

Es ist nur wenige Jahre später gewesen, daß der treue Götting den bewunderten Staatsmann auf dem Wege nach Kanossa sah, Franz Xaver Kraus sogar „in Kanossa“. Es ist dieser vergeblichen Warnungen schon oben gedacht. Hier aber müssen wir noch einmal die Parallele herausgreifen zwischen der Niederlage des Fürsten Bismarck und der Demütigung nicht nur des Saliers Heinrich IV., sondern auch der Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. und des Wittelsbachers Ludwig des Bayern. Oder tun wir Bismarck ein Unrecht an damit, daß wir ihn als den größten der mittelalterlichen Kaiser ebenbürtig auffassen?

Viel mehr aber als dieser äußerliche Vergleich besagt der innere. Denn es sind die gleichen Ursachen gewesen, welche das Papsttum über die gefährlichsten seiner mittelalterlichen Gegner siegen ließen und über den modernsten der modernen Politiker. Um diese scheinbare Paradoxie kritisch zu prüfen, ist nur das eine vonnöten, daß wir uns mit der Urteilsweise unseres Todfeindes genügend bekannt machen. Die gleiche Urteilsweise liegt sogar bei einer noch näher liegenden Parallele vor: in der klerikalen Geschichtsdarstellung des Triumphes und des Sturzes des großen Napoleon. Man vergleiche doch nur einmal, wie die schon in den fünfziger Jahren weit verbreitete Annegarnsche Geschichte diese Periode behandelt. Vom Standpunkte der päpstlichen Politik aus gesehen ist die Bismarcksche Auflehnung gegen das göttliche Recht des Papsttums genau ebenso verlaufen, wie diejenige seines Vorbildes Napoleon.

Digitized by Google

Die Parallele gerade der Kirchenpolitik der beiden Gewaltigen läßt sich in der Tat in keinem einzigen Stadium gleich sehr ihrer freundlichen wie ihrer gegensätzlichen Beziehungen zum Papsttum abweisen. Im vollen Unterschied von der oberflächlichen Weltanschauung der auf ihren entnervenden Unglauben eingebildeten Massen haben die beiden Herrenmenschen die Zentralkraft aller bleibenden Erfolge in der religiösen Begeisterung, im Glauben erkannt. In der Verwertung dieses Glaubens für weltliche Zwecke sahen sie das Papsttum allen anderen ähnlichen Potenzen den Vorsprung abgewinnen. Da dasselbe zugleich weltliche und geistliche Macht war, schien es sich für Napoleon zu lohnen, bereits bei den Verhandlungen vor dem Frieden von Tolentino die Ordre zu geben, den Papst auch als Kleinfürsten so zu behandeln, als wenn er hunderttausend Bajonette hinter sich hätte. Genau ebenso sind die ersten Anfänge Bismarcks stolz darauf gewesen, daß er in einem ungetrübten Verhältnis zu den Jesuiten stand. In alledem hätte für die Politiker an sich noch kein politischer Vorwurf gelegen. Aber sowohl Napoleon wie Bismarck haben überdies in ihren wechselnden Beziehungen zum Papsttum stets den Fehler der alten Salier und Staufer erneut, sich auf den gleichen Boden hinüberziehen zu lassen, auf welchem das Papsttum seine Kautschuknatur verwerten konnte, während seine zeitweiligen Bundesgenossen dabei regelmäßig zu kurz kamen.

Es lohnt sich, dieser Parallele zwischen Mittelalter und Neuzeit hier noch einen Augenblick nachzugehen. Schon Heinrich IV. hat, nachdem er einmal, von den Sachsen bedrängt, den unwürdigen Brief an Gregor VII. geschrieben, nachmals vergeblich versucht, den gleichen Mann, dessen geistliche Oberherrschaft er ein für allemal anerkannt hatte, als Usurpator absetzen zu lassen. Friedrich I. hat gleich auf seinem ersten Römerzuge den Arnold von Brescia ausgeliefert, und Friedrich II. hat, um einen unversöhnlichen Papst zu versöhnen, jene entsetzlichen Ketzergesetze gegeben, deren böseste Früchte erst unter Karl IV. zur Reife kamen. Daß in dem letzteren das Pfaffenkönigtum Rudolfs von Schwaben noch einmal aufgeblüht ist, hatte sein Vorgänger Ludwig von Bayern durch die gleichen Fehler wie die Salier und Staufer verschuldet. Auch die großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts haben vergeblich der Konsequenz die Inkonsequenz gegenübergestellt. Wenn trotz aller Lehren der Geschichte die gewaltigsten Diplomaten des 19. Jahrhunderts in den gleichen Fehler verfielen, so muß der wirkliche Geschichtskenner allerdings wieder fragen: „Sind denn die Lehren der Geschichte nur dazu da, um nicht beachtet zu werden?“ Aber es will zugleich nicht vergessen werden, daß das 19. Jahrhundert von seinen ersten Anfängen an unter dem unausbleiblichen Rückschlag gegen die Revolution gestanden hat. Aus dieser Ursache erklärt sich denn auch jene abergläubige Furcht vor dem

Digitized by Google

„Zauberer" von Rom, wie sie das Mittelalter niemals in diesem Grade gekannt hatte.

„Qui mange du pape en meurt" — es war bis dahin ein Sprichwort gewesen, welches aus der Gefahr erwachsen war, am Tische Alexanders VI. zu speisen. Im Blick auf Napoleons schließliche Besiegung durch den von ihm säkularisierten Pius VII. hat Graf de Maistre, dessen Schrift du pape (neben der gleichzeitigen Dogmatik in Karl Ludwig Hallers Restauration der Staatswissenschaften) den Katechismus der modernen Diplomatie ausmachte, den alten Satz in sein Gegenteil umgekehrt. Napoleon hatte ebenso wie die mittelalterlichen deutschen Kaiser sich am heiligen Kirchenstaate vergriffen. Darum hatte auch ihn die göttliche Strafe getroffen. Es ist dieselbe Geschichtsanschauung gewesen, die speziell in der Anwendung auf unsere deutschen Kaiser in katholischen Gymnasien des 19. Jahrhunderts wieder herrschend geworden ist. Des Annegarnschen Geschichtswerkes, worin sie vertreten wurde, welches aber nicht, wie Hase glaubte, in dunklen Seminarien vertrieben, sondern schon in den fünfziger Jahren eine Lieblingslektüre preußischer Gymnasiasten war, ist schon eben gedacht. Ebenso ist in der Vorrede zu Leopold Schmids „Leben und Denken" (Kleine Schriften II S. 31/2) die Rede eines Emmericher Gymnasiallehrers mitgeteilt, der jenes Strafgericht Gottes an Friedrich I. und II. sowie an Heinrich IV. als Verfolgern der Päpste aufwies. Die Rede war noch dazu während des nationalen Aufschwungs gehalten, der zur Neuerrichtung des deutschen Reiches geführt hat.

Man hat nachmals den Schein erwecken wollen, diese „korrekt ultramontane Anschauung" sei erst im Rückschlag gegen den Kulturkampf entstanden. Der gesamte zweite Band dieses Handbuchs, die Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttums, beweist das Gegenteil. Aber die preußische Diplomatie seit Niebuhr hat kein höheres Ziel gekannt, als durch das Papsttum die Bischöfe zur Raison bringen zu lassen. Die darauf bezüglichen offiziellen Akten seiner Vorgänger sind auch Bismarcks Lehrmittel gewesen. Wie das Große in der altpreußischen Tradition hat er auch die neupreußischen Fehlgriffe auf die Spitze getrieben. Als es zu spät war, hat er die unabweisbaren Konsequenzen jenes *πρωτον ψευδος* vergeblich bedauert.

Sogar in den Zeiten, wo der Kulturkampf am heftigsten war, hat der größte unserer Staatsmänner die nachmalige neue Bundesgenossenschaft des Papsttums im Auge behalten. Die eben erscheinenden „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" geben einen neuen Beleg dafür. Es heißt dort unter „Varzin 24. Oktober 1874": „Heute bei der Promenade sprachen wir über die Kirchenfrage. Der Kaiser, sagte Bismarck, könne keinen Schritt zurücktun, dem Kronprinzen

Digitized by Google

werde es leicht sein, Frieden zu schließen. Die katholische Presse, auch die liberale, hätte den Streit verbittert. Wenn die Geistlichkeit von Rom angewiesen werde, Waffenstillstand zu machen, so würde sich das leichter machen.“*)

Wir können an dieser Stelle nicht auf weitere Einzelheiten zurückkommen. Sie finden sich in den — für die hier zu charakterisierende Tragödie den Unterbau bietenden — §§ 35 und 41 übergenug. Es genügt somit, statt dessen die Motive heraustreten zu lassen, welche gerade den wärmsten Verehrern des Fürsten die Opposition gegen seine Kirchenpolitik zur Pflicht machten. Denn eben hierdurch ist es zur Entstehung des Evangelischen Bundes gekommen. Die Verlogenheit der offiziösen Presse, welche jede neue Niederlage als einen neuen Sieg des Staates hinstellte, hatte endlich ein Gegengewicht für eine bessere Orientierung des noch selbständigen Teils der Presse unumgänglich gemacht. Das Schamgefühl, daß Wittenberg vor Rom erlegen war, hatte auch die eifrigsten Konfessionalisten für den Gedanken der Notwendigkeit gemeinsamer Verteidigung für alle Gruppen im Protestantismus empfänglich gemacht. Es war diese Erkenntnis, welche den gemeinsamen Boden schuf, der dem zersplitterten Protestantismus bis dahin fehlte.

Wie vieles andere auch zurückgestellt werden muß, — an dieser Stelle ist es unumgänglich, auf die Erstlingsartikel der „Kirchlichen Korrespondenz für die Tagespresse“, welche in der Widmung an Graf Wintzingerode nur kurz berührt werden können, inhaltlich einzugehen. Wir glauben am besten zu tun, den Wortlaut des ersten Artikels, so wie er mitten in den Schachergeschäften über die kirchenpolitische Vorlage des Jahres 1886 den Zeitungen zuging, ohne weiteren Kommentar aufzunehmen. Denn das, was darin der Erklärung bedarf, wird der aufmerksame Leser selber aus der Vorgeschichte der Jahre 1878—1886 hinzufügen können:

Der äußere Hergang bei der jüngsten Vorlage spielt sich genau so ab wie in den Vorjahren. Auch die neue Fortsetzung der „Revision“ unserer Gesetzgebung ist zuerst dem Herrenhaus vorgelegt worden, wo ihr auch ohne die die letzten Jahre beherrschende Koalition von Zentrum und Konservativen die Mehrheit gesichert war. Kaum war der Wortlaut bekannt geworden, kaum hatte sich der Unwille der nationalgesinnten Kreise über das neue Zurückweichen des Staates einigermaßen gelegt (wir erinnern

*) Deutsche Revue, Juli 1906, S. 6. Nach den Attentaten von Hödel und Nobiling kam sodann die Zeit, wo Lothar Bucher die Ordres für den Prinzen Reuß anfertigen konnte (vgl. oben S. 615 ff.). Von da an sind von Jahr zu Jahr die Konzessionen an die Kurie mehr überstürzt. Auch der geistvolle, mit den feinstgeschulten Monsignori an Geistreichigkeit und Gourmandgeschmack wetteifernde Kurt v. Schlözer war zu jedem anderen Geschäfte besser prädisponiert als zu den „Friedensverhandlungen“ in Rom.

Digitized by Google

an die vielbemerkte scharfe Kritik der Köln. Ztg. über die Vergeblichkeit aller dieser rückläufigen Wendungen), so begann die klerikale Presse mit ihrer herkömmlichen stürmischen Kritik über die immer noch ungenügende Art aller der neuen Zugeständnisse. Nur insofern war ein kleiner formeller Unterschied zu bemerken, als neben den lieblichen anonymen Artikeln auch eine eigene mit seinem Namen unterzeichnete Denkschrift des Zentrumsführers erschien, trotzdem daß er kurz vorher selber erklärt hatte, in diesem Stadium der Verhandlungen sich nicht in dieselben einmischen zu wollen. Sonst aber waren die Rollen ganz wie gewöhnlich verteilt. Unmittelbar nach Windthorst erschien auch jetzt Bischof Kopp auf der Bühne, um als der Meister der milderen Tonart für die gleiche Sache wie jener zu plaidieren. Oder stimmen sie etwa heute weniger in dem letzten Ziel überein, der neuen Machtvermehrung des Papstes in Deutschland? Hat die Kurie es jemals versäumt, mehrere Eisen nebeneinander im Feuer zu haben? Nach allem, was Windthorst für die Kurie erreicht, ist Bischof Kopp so recht der geeignete Mann, das Tüpfchen aufs I zu setzen. Und in der Tat: nach all den bösen Erfahrungen der Vorjahre, ja sogar nach der bitteren Lehre über die völlige Ergebnislosigkeit der Jacobinischen Noten im Wahlkampfe, scheint das alte Mährlein auch diesmal wieder sein Recht zu behalten, daß der Mantel, der im Sturm nur fester umgeschlagen wurde, bei den ersten milden Sonnenstrahlen abgelegt wird. Genau wie bisher haben wir auch jetzt wieder das vergebliche Ringen des Kultusministers und seiner Räte in der Herrenhauskommission vor uns. Zu den schwerwiegenden Zugeständnissen der Regierung selber sind neue zukunftsschwere Punkte gekommen, wovon wir hier einstweilen nur der in so rätselhafter Weise in die Kommissionsbeschlüsse hineingebrachten Bestimmungen über die dem weiblichen Unterricht gewidmeten Orden gedenken. Die klare Erkenntnis der ungeheuren Gefahr, die damit über unser ganzes Volksleben heraufbeschworen wird, muß immer noch vor der politischen Berechnung des morgigen Tages zurücktreten. Wie einst der erste protestantische Gesandte Preußens bei dem restaurierten Pius VII. (Niebuhr als „Adept" des Kurialsystems), so macht sich der große deutsche Reichskanzler immer noch selbst zum Verteidiger der Ansprüche des neuen „Friedenspapstes". Unter seinem persönlichen Einfluß aber ist auch diesmal das Herrenhaus über die Beschlüsse seiner Kommission abermals mehrfach hinausgegangen.

Aber das schließliche Fazit? Daß auch die neuen Zugeständnisse nur das l'appétit vient en mangeant wahrmachen werden, daß auch die neue „Revision" für ungenügend erklärt wird und der volle „Friede" erst der Zukunft vorbehalten bleibt, steht von vornherein außer Zweifel. Werden wir darum im nächsten Jahre uns abermals vor dieser Schraube ohne Ende sehen? Es wird davon abhängen, inwieweit die allgemeine Sachlage, aus welcher der ganze Umschwung der preußischen Kirchenpolitik seit den Attentaten der Hödel und Nobiling hervorging, unverändert dieselbe geblieben ist. Wie die jüngste Vorlage, so wird auch die weitere kirchenpolitische Entwicklung durch eine ganze Reihe von Faktoren bedingt. Sobald die Bedingungen nicht mehr vorhanden sind, werden auch die Folgen derselben aufhören. Der ganze Krankheitsprozeß der letzten Jahre will auch in seinen tieferliegenden Gründen erkannt sein, bevor eine wirkliche Heilung in Aussicht steht.

In der zweiten Nummer hat wiederum der erste Artikel „die Kirchenvorlage und das Abgeordnetenhaus" zu behandeln gehabt. Wir führen aus diesem Artikel wenigstens diejenigen Sätze an, die heute für jeden

Digitized by Google

Sachkenner selbstverständliche Wahrheiten enthalten, für die aber damals kaum irgendwo ein Organ zu finden war:

Es handelt sich im tiefsten Grunde auch jetzt wieder um die gleiche gewaltsam überstürzende Methode wie zur Zeit des Kulturkampfes. Oder gilt nicht von den von heute auf morgen veränderten Maßnahmen der jetzigen kirchenpolitischen Ära durchweg das gleiche, was seiner Zeit auf dem Höhepunkt des Falkschen Ministeriums selber von einem den inneren Parteiungen objektiv gegenüberstehenden Kirchenhistoriker bemerkt wurde, „daß die in der Eile ergriffenen Hilfsmittel nur von der Hand zum Munde führten, daß man an dem Dach gebaut hat, bevor die Grundmauern und Gerüste sicher gestellt waren!“ Man kann in allen politischen Fragen zu den aufrichtigsten Verehrern unseres leitenden Staatsmannes gehören, und wird trotzdem, und zwar um der gleichen Eigenschaften willen, die seine Größe als Staatsmann bedingen, seine Einmischungen in die religiös-kirchlichen Fragen für eine Abwendung von seiner eigensten Aufgabe erachten müssen. Denn die religiösen Fragen wollen ihrer ganzen Natur nach grundsätzlich anders, wie die politischen behandelt sein. So oft der Reichskanzler sich noch in die Kirchenpolitik eingemischt hat, sind noch immer dieselben für die Zukunft verhängnisvollen Konsequenzen hervorgetreten: die Konsequenzen der Übertragung politischer Machtberechnung (do ut des) auf die Dinge, die dem Reich angehören, welches nicht von dieser Welt ist. Auf politischem Gebiet hat sich Fürst Bismarck noch jedem seiner offenen und versteckten Gegner weitaus überlegen gezeigt. Daß er auch in den kirchlichen Fragen keinen Widerspruch duldet, daß der jeweilige Kultusminister, heiße er Mühler oder Falk, Puttkammer oder Goßler, die so hochnötige ruhige, stetige Behandlung der kirchlichen Fragen nach den wechselnden Konstellationen der auswärtigen Politik einrichten muß, ist zu dem schwersten Verhängnis für unsere ganze geistige Entwicklung geworden. „Heute mir, morgen Dir“, muß hier mit nur zuviel Recht geklagt werden. Nicht ohne Grund begegnen wir darum in allen kirchlich lebendigen Kreisen der evangelischen Bevölkerung je länger je mehr der gleichen Stimmung, von welcher die katholische in den Tagen des Kulturkampfes ergriffen war. Mit der spöttischen Abweisung der protestantischen Empfindlichkeit wird man nicht weit kommen. Im schärfsten Gegensatz zu der Zentrumsfraktion, die mit der Erneuerung aller Koppschen Anträge im Herrenhaus bereits offen unter seine Führung getreten ist, (die Person Windthorsts im rechten Zeitpunkt als Äquivalent für reelle Errungenschaften preiszugeben, würde ja der Kurie so wenig Skrupel kosten wie bei Melchers und Ledochowsky; — aber wird darum das Kurialprinzip selber ein anderes?) appellieren wir unsererseits von den Veränderungen der Herrenhauskommission, und mehr noch von den im Plenum angenommenen Anträgen des Bischofs Kopp, an die Regierungsvorlage als solche.

Der zweite Artikel in der folgenden Nummer hat ebenfalls wieder die neue kirchenpolitische Vorlage, diesmal im Verhältnis zur evangelischen Kirche, behandelt. Alle diese Warnungen sind vergeblich gewesen. Wir haben noch manche Jahre nacheinander das gleiche zu erfahren gehabt. Aber wenigstens die Begründer des Evangelischen Bundes sind nicht müde geworden, zu warnen. Aus einer noch ungedruckten Arbeit, die bereits in § 43 benutzt wurde, sei hier noch der folgende Beleg für seine „Friedensaufgaben“ aus der „Kirchlichen Korrespondenz für die Tagespresse“ herangezogen:

Digitized by Google

Es sind nicht Angriffe auf die Gegner, mit denen die „K. K." begonnen hat, sondern die Weckung des protestantischen Ehrgefühls, mit der strengsten Selbstkritik Hand in Hand gehend. Gleich der zweite Artikel in Nummer 1 beantwortet die Frage: „Wem verdanken wir die unerfreuliche kirchenpolitische Situation der letzten Jahre?" Auch dieser Artikel trifft heute in noch viel höherem Grade wie damals ins Schwarze. Mit Bezug auf den weiteren Inhalt der nachfolgenden Artikel sei daher nur noch betont, daß nur gemeinsame Interessen, über welche auf evangelischem Boden schlechterdings keine Verschiedenheit der Meinungen existieren kann, zur Behandlung gekommen sind. Dagegen sind alle einigermaßen strittigen Fragen a limine ausgeschlossen worden. Denn ein wirklich für alle evangelischen Christen gemeinsamer Boden mußte überhaupt erst geschaffen werden. Aus dem gleichen Grunde ist mit keiner Silbe auf die gar bald von den verschiedensten Seiten aus auf das neue Unternehmen hagelnden Angriffe geantwortet worden. Jede Replik in der Korrespondenz hätte ja eine Duplik zur Folge gehabt, und so wären endlose Kontroversen heraufbeschworen worden.

Dem Zweck, diesen gemeinsamen Boden zu schaffen, dienen z. B. gleich wieder in Nummer 1 der dritte Artikel „Über die Militärdienstbefreiung der Theologen" und der vierte über „Elsaß-Lothringen ein kirchenpolitischer Spiegel für Deutschland", ebenso in Nummer 2 der Artikel über die in der offiziösen Presse schon damals ebenso spöttisch wie heute behandelte und darum in Gänsefüßchen gesetzte „Beunruhigung des evangelischen Volkes."

Als weiteres Mittel zu dem gleichen Zweck hebt sich die Erinnerung heraus an einen schon in den fünfziger Jahren geschriebenen, in Otto Mejers Geist gehaltenen Artikel über „die wahre Natur des Zentrums" (in Nummer 2), sowie aus Nummer 3 die konfessionelle Statistik bei den Wahlen vom 21. Februar 1887, vor allem aber aus der gleichen Nummer noch der Aufsatz „Ein Weg zur Einigung des deutschen Protestantismus". Es wird hier u. a. hingewiesen auf „die dem Frieden in der Gemeinde dienenden, mächtig aufblühenden Gemeindeblätter aus der rheinischen wie aus der sächsischen Kirche." Das letztere Blatt heißt heute „Die christliche Welt". Auf das gleiche Organ war bereits in dem ersten Rundschreiben des Preßkomitees hingewiesen.

Zu den Leitartikeln treten die in kleinerem Druck beigefügten Korrespondenzen, zunächst über die Thümmelschen Religionsprozesse, welche nachher noch in vier besonderen Schriften behandelt worden sind. Die tiefe Erregung, welche diese Religionsprozesse hervorriefen, wurzelte teils in dem groben Unfug, zu welchem die Fronleichnamsprozessionen schon damals „in herkömmlicher Weise" benützt wurden, teils in der mattherzigen Stellung der von den politischen Instanzen abhängigen evangelischen Kirchenbehörden. Ihr gegenüber war die Erklärung des Remscheider Presbyteriums als eine wahrhaft luftreinigende Tat empfunden worden. Der „Korrespondenz vom Rhein" in Nummer 1 schloß in Nummer 2 diejenige „aus der Provinz Sachsen" über die dortige Berichterstattung bezüglich der gleichen Prozesse sich an, in Nummer 5 die „Korrespondenz aus der Provinz Ostpreußen" (über den parallelen Fall Löffladt), in Nummer 6 die über „Das Verlangen nach einem Prozeß Jacobi".

Dem gleichen Zweck wie diese für das Interesse der Zeitungsleser zugeschnittenen Korrespondenzen hat endlich der Versuch gedient, denselben auch im Feuilleton kirchlich bedeutsame Stoffe zuzuführen. So ist gleich in Nummer 2 und 3 zu diesem Behufe ein möglichst stoffreich gehaltener Nekrolog des eben verstorbenen Jesuitengenerals Beckx eingefügt worden.

An die Korrespondenzen über die (aus der Vergewaltigung des evangelischen Glaubens durch den Prozessionsunfug hervorgegangenen) Religionsprozesse schließen sich seit

Digitized by Google

Nummer 4 eigene Artikel „Zur Prozessionsfrage“ sich an. Gleichzeitig wird bereits das sogenannte „gute Recht“ der römischen Kirche behandelt, welches sich in der Heuchelei des Toleranzantrages nur noch verdichtet hat. Den gleichen Fortschritt im Rückschritt zeigt uns heute die Statistik des weiteren Artikels in Nummer 4 über „Die Klöstervermehrung in Preußen“ im Vergleich mit dem seitherigen rapiden Zuwachs. Gleichfalls beginnt bereits die freundschaftliche Auseinandersetzung mit den sogenannten Hammersteinschen Anträgen. Es ist dabei wieder ausdrücklich auf das „Evangelisch-Lutherische Gemeindeblatt“ hingewiesen, wie anderswo auf den gemeinsamen Ausgangspunkt zwischen jenen Anträgen und dem Gemeindeprinzip des Protestantenvereins.

Nennen wir wenigstens noch den Inhalt von Nr. 5! Die Leitartikel behandeln den sittlichen und nationalökonomischen Einfluß der römisch-katholischen Mönchsorden; militärische und opportunistische Irrtümer in der Auffassung des Kulturkampfes; die Deutschen in Südbrasilien. Dazu traten eine Reihe von Korrespondenzen, so über die Feier des 90. Geburtstages des Kaisers, über Lehrkurse der Diakonissen für den Kriegsfall, über die neue Vorbereitung des Lutherfestspiels in Jena. Mit Nr. 6 können dann auch bereits Mitteilungen lokaler und prinzipieller Art über den werdenden Evangelischen Bund beginnen. Es kann kaum genug bedauert werden, daß diese die konstituierende Versammlung in Frankfurt erst ermöglichende „Korrespondenz für die Tagespresse“ später hinter der (nachträglich die Einzelartikel sammelnden) Monatsausgabe „für die Mitglieder“ zurückgetreten ist.

Es ist später eine Zeit gekommen, wo Fürst Bismarck selbst nicht anders geurteilt hat, als die Männer, welche im Jahre 1886 seiner damaligen Kirchenpolitik entgegengetreten sind. Auch das Archiv des Evangelischen Bundes enthält interessante Belege dafür. Aber wir müssen diese spätere nochmalige Wandlung einer aus den amtlichen Akten schöpfenden Darstellung überlassen. Denn hier will dem vorher durchgeführten Vergleich mit dem Geschick der größten mittelalterlichen Kaiser vorerst noch eine andere mittelalterliche Parallele zur Seite gestellt werden.

Wie in den ersten Artikeln der „K. K.“, so soll auch heute kein Hehl darüber gelassen werden, daß eine kirchengeschichtliche Tragödie von gleicher Tragweite seit den Tagen der von der Kurie niedergeworfenen mittelalterlichen Kaisergeschlechter nicht wiedergekehrt war. Aber wir müssen die Parallele mit dem Höhepunkt des Mittelalters noch nach einer anderen Seite hin suchen. Denn es heißt die religiöse Tiefe des Mittelalters schlecht verstehen, wenn auf die Machtkämpfe zwischen Kaiser und Papst der Schwerpunkt gelegt wird. Unter der Oberfläche dieser nur die Außenseite der Kirche treffenden Kämpfe hat sich eine ganz anders geartete innerlich religiöse Entwicklung vollzogen. Je höher die Weltmacht des Papsttums stieg, um so klarer ist den der Nachfolge Christi lebenden Stillen im Lande der widerchristliche Charakter der Kurie zum Bewußtsein gekommen. Der falschen Nachfolge des Petrus ist im consolamentum der Katharer und Waldenser (dem Vaterunser) die wahre Nachfolge Christi entgegengestellt worden. Je genauer wir seit Döllinger und Wattenbach, seit Charles Lea und Paul Fredericq das Machtgebiet der Inquisition kennen gelernt

Digitized by Google

haben, um so mehr ist das Gleiche auch mit Bezug auf den Umfang des Martyriums der Fall gewesen. Vor allem in der germanischen Welt gibt es kaum ein erhebenderes Forschungsgebiet als die immer neue Vertiefung in „das Leben Jesu im Mittelalter". Es braucht hier keiner Wiederholung dessen, was in dem ersten Heft des Berner Zyklus „Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu" über den Entwicklungsgang des germanischen Christusglaubens von Ulfila und Cædmon bis zum Heliand und Krist, vom Parzival bis zur imitatio Christi und dem Büchlein von der deutschen Theologie niedergelegt wurde. Haben wir aber nicht den gleichen unzerstörbaren Mittelpunkt in der Geschichte der deutschen Theologie des 19. Jahrhunderts gefunden? Es bedarf hier also nur des Fazits dieser Parallele: wie das letzte Drittel dieses Jahrhunderts ebenfalls gleichzeitig mit dem Höhepunkt der päpstlichen Triumphe den Höhepunkt der Vertiefung in das Lebensbild des Heilandes geschaut hat. Wenn das neue Reich daher auch in noch höherem Grade als jemals das alte in die Heeresfolge der päpstlichen Politik hineingezogen wurde, so hat in derselben Zeit die Kirche des Evangeliums sich auf ihre eigenen brachliegenden Kräfte besinnen können.

Es werden Menschenalter darüber vergehen, bis das, was sich gleichzeitig am Anfang des 20. Jahrhunderts in Frankreich vollzieht, in Deutschland volles Verständnis findet. Denn wie das napoleonische Konkordat die gesamte internationale Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts beherrscht hat, so werden die internationalen Folgen der Bismarckschen Kirchenpolitik vielleicht auch erst nach einem neuen Jahrhundert in ihrer ganzen Tragweite erkannt werden. Inzwischen aber hat sich abermals von Frankreich aus die entgegengesetzte Geistesbewegung anzubahnen begonnen. Es war vergeblich, daß die Berliner Diplomatie dem französischen Kulturkampf gegenüber die gleiche Rolle gespielt hat, wie die Mac Mahon und Boulanger — von den Lourdespilgern mit dem Marienliede Sauvez Rome et la France zu schweigen — gegenüber dem deutschen Kulturkampf. Diplomatische Machenschaften haben auch seit den Tagen des Wiener und Berliner Kongresses die entgegengesetzten Wirkungen auf religiösem Gebiete nach sich gezogen. Je fühlbarer die Oberherrschaft des Papsttums von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden wird, um so mehr werden nachfolgende Geschlechter die Früchte davon ernten, was für neue Keime innerkirchlichen Lebens gerade in der Zeit der großen kirchengeschichtlichen Tragödie ausgesäet worden sind.

Digitized by Google

§ 45.

Die neuen Keime innerkirchlichen Lebens.

Hinter dem furchtbar ernsten interkonfessionellen Problem, welches die große Zeit der Begründung des neuen deutschen Reiches den zukünftigen Geschlechtern aller Nationen hinterlassen hat, hat die Geschichte jeder Einzelkirche zurückstehen müssen. Wohl sind uns auch hier eine Fülle von ähnlichen Aufgaben gestellt, wie sie nach Vollendung der Geschichte der deutschen Theologie eine eigene zweite Abteilung des dritten Bandes erforderlich machten. Aber eben deshalb wird diesmal ebenfalls nichts anderes übrig bleiben, als die zahlreichen Einzelfragen abermals einer eigenen Untersuchung zuzuweisen. Um so unerläßlicher dagegen ist hier ein Rück- und Ausblick, der die Dinge zusammenzufassen sucht, welche sich als Ergebnisse der gesamten früheren Entwicklung herausgestellt hatten.

Schon in den früheren Perioden haben ja eine Reihe schwerer Verhängnisse gespielt, die auf die ganze Folgezeit ihren Schatten geworfen haben. Gleich in der ersten Periode hatten wir die unhaltbare Reparaturarbeit der Restauration in den kirchlichen Verfassungsfragen ins Auge zu fassen, den Separatismus im Hofchristentum, die Beeinflussung des evangelischen Kirchenregimentes durch den Jesuitenorden. Die zweite Periode begann mit der Zerstörung der geschichtlichen Grundlage aller Kirchen durch die theologische Revolution und mit dem unausbleiblichen Rückschlag in der kirchlichen Reaktion. Wir haben schon damals den Ursprung aufsuchen müssen von dem, was dem rückschauenden Blick als Hemmung und als Selbstverschuldung des Protestantismus erscheint. In der mit dem politischen Revolutionsjahr anhebenden dritten Periode haben sich alle diese früheren Schäden für das evangelisch-kirchliche Leben noch bedeutend verdichtet. Wir erinnern aus dieser Zeit einfach noch an die Paragraphentitel: Kirchenfeindschaft der Revolution in ihren Folgen für die evangelische Kirche; Alleinherrschaft der Orthodoxie in der Staatskirche; Niederlagen und Verluste der Kirche durch ihre geschichtswidrigen Maßregeln; die Gesangbuchswirren; die ins System gebrachte Verfolgung der Dissidenten.

Dessenungeachtet aber hatte auch jede einzelne dieser früheren Perioden bereits neue Lebenskeime geboten. Auf der Grundlage der nationalen religiösen Erweckung hat die erste Periode zugleich den Beginn der Blüte des Christusliedes sich aufbauen sehen. Daneben schien schon damals eine Neugestaltung des spezifisch kirchlichen Lebens sich Bahn zu brechen: sowohl in der Erfüllung der Unionssehnsucht der gemeinsam verfolgten westlichen

Digitized by Google

Kirchen, wie in der schärferen Ausprägung des lutherischen und des reformierten Tropus, und sogar in dem Streben nach Gemeinschaftsbildung innerhalb des Separatismus. Diesem Streben kamen zugleich äußere und innere Mission und Bibelverbreitung mit den ersten innerkirchlichen Vereinsbildungen entgegen. Auch der zweiten Periode hat es trotz des (die sozialpolitische Revolution anbahnenden) theologischen Zersetzungsprozesses nicht an kirchlichen Schöpfungen von dauerndem Charakter gefehlt. Gustav Adolf-Verein und Diakonissenwerk haben in ihr den Anfang genommen. Das die dritte Periode eröffnende nationale Unglücksjahr von 1848 ist allerdings in kirchlicher Hinsicht obenan der Beginn des offenen römischen Eroberungskrieges geworden, der zwar schon seit der Restauration von Papsttum und Jesuitenorden allerseits vorbereitet, aber bis dahin auf die (auch von dem erneuten Orden mit Virtuosität betretenen) Geheimwege beschränkt geblieben war. Aber auch für die evangelische Kirche ist mitten unter dem Zusammenbruch der Kirchentag begründet worden, und Evangelische Allianz und Protestantenverein sammelten die dem einigenden und dem freiheitlichen Streben huldigenden Kreise. Auf allen diesen Grundlagen schien dann endlich die Zeit, welche in nationaler Beziehung die Erfüllung der jahrhundertjährigen Verheißungen brachte, auch ein neues kirchliches Leben erwecken zu sollen. Die Vorbereitung dafür ist auch gründlich in die Hand genommen. Wir haben sie in der Herrmannschen Kirchenverfassung kennen gelernt. Wie bald aber kam der Reif in der Frühlingsnacht! Die gerade für die evangelische Christenheit und den deutschen Protestantismus verheißungsvollste Periode hat zu den schwersten Enttäuschungen geführt.

Der ganze Ernst der Lage, der durch die seither eingetretene Oberherrschaft des Papsttums über alle kulturellen Verhältnisse erwachsen ist, wird von dem jungen Geschlecht (Beyschlag hat es kurz vor seinem Tode ergreifend beklagt) noch nicht von ferne geahnt. Es ist daher für unser Handbuch eine doppelt ernste Aufgabe gewesen, die erschütternde Tragik im Sturze Herrmanns, Falks und Bismarcks von Stufe zu Stufe zu verfolgen und das im Dunkeln spielende dämonische Getriebe aufzudecken. Mehr wie je gilt heute das Wort, daß das Zentrum Trumpf ist. Die alte Wahlverwandtschaft der sozialdemokratischen und der ultramontanen Staatsfeindschaft ist im Reichstag in Permanenz erklärt. Wie kann — so wird mancher fragen — in einer solchen Zeit überhaupt von neuen Keimen kirchlichen Lebens geredet werden?

Suchen wir sie nicht in Massenbewegungen! Wer das tut, der vergißt, was schon Paulus, der Begründer der Kirche, in welcher der Himmelreichsgedanke seines Herrn verkörpert wurde, als Grundgedanken aller kirchlichen Bildungen erkannt hat: daß in ihnen nicht das erwählt ist, was

Digitized by Google

vor der Welt groß und herrlich dasteht, sondern das, was arm und töricht ist in den Augen der Weisen und Klugen. Jedes tiefere Verständnis der Kirchengeschichte aller Zeiten hat ausnahmlos ihren Herzschlag in dem Martyrium erkannt. Danken wir daher dem Herrn aller Kirchen, daß auch die Zeit der Begründung des neuen Reiches — neben dem persönlichen Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen — ein echtes kirchliches Martyrium erlebt hat: in dem deutschen Altkatholizismus! Was von protestantischer Seite geschehen konnte, auch diese jüngste nationaldeutsche Bewegung in katholischer Form auszutilgen, ist gründlich geschehen. Aber diese papstfreien altkatholischen Ideale sind unzerstörbar. Von ihrem Vorbilde hat auch die evangelische Kirche das, was ihr heute noch abgeht, zu lernen. „Im Namen Jesu Christi von Nazareth — stehe auf und wandle" — dies Apostelwort ist von den christ-katholischen Bekennern auch an die dem Gelähmten im Tempel nur zu ähnliche evangelische Kirche ergangen.

Hat doch eine jede Kirche nur insoweit ein Existenzrecht, als sie durch Wort und Tat Christum als den Erlöser verkündet, als sie sich nicht dafür hält, etwas anderes zu wissen, denn Jesum Christum den Gekreuzigten und den Erstandenen. Für andere geistige Bedürfnisse sind andere Gemeinschaftsformen in Fülle da. Wir haben längst eine Goethegemeinde, eine Wagnergemeinde, eine Nietzschegemeinde. Die Weissagung, daß man sagen würde: „Siehe hier ist Christus, siehe da ist Christus," d. h. daß dieser oder jener andere Messias an die Stelle des alten gesetzt werde, ist in ungeahnter Weise erfüllt. Nur um so mehr aber wird auch die andere Seite in der gleichen Weissagung Wirklichkeit zu werden beginnen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!"

In erster Reihe sind es die solange unterdrückten und verfolgten Diasporagemeinden, deren innere Kraft der Gustav Adolfverein in die Gesamtgemeinde hineingeführt hat. Noch sind die von dem Archiv des Gustav Adolfvereins der Kirchengeschichte gestellten Aufgaben nur zum kleinsten Teile an die Hand genommen. Wir stehen überhaupt erst im Beginn einer kirchlichen Heimatskunde. Aber jede Theologie, die sich auf ihre ererbten Aufgaben besinnt, wird neue Beiträge dazu bringen, daß nur derjenige, der in seiner Geburtsgemeinde wurzelt, auch in der Gesamtkirche heimisch wird.

Es sind anderswo ausgeführte Gesichtspunkte, die hier nur in Kürze zusammengefaßt werden können. Denn es ist vieles im Werden. Überall sind brachliegende Kräfte, die geweckt werden können und geweckt werden müssen. Für die folgenden Geschlechter werden es schöne kirchengeschichtliche Kapitel sein, welche die Entstehung des Allgemeinen Evangelisch-pro-

Digitized by Google

testantischen Missionsvereines und des Evangelischen Bundes, nicht minder aber auch der „Allgemeinen lutherischen Konferenz“ und noch mancher anderen Zusammenfassung der zersplitterten Kräfte zu zeichnen haben werden. Ebenbürtig steht diesen Schöpfungen die Wiedergeburt der konservativen Richtung in der Theologie zur Seite, die es nicht länger verschmäht hat, von der ehrlichen Bibelkritik zu lernen.

„Protestantische Gemeingüter“ sind zur Zeit der Begründung des Evangelischen Bundes kaum irgendwo geahnt worden. Heute hat der tatkräftigste und zugleich besonnenste aller Hauptvereine, der bayerische, unter diesem Titel eine inhaltreiche Rede seines Vorsitzenden bringen dürfen. Statt eigener Ausführungen lassen wir lieber dem Fürther Pfarrer Fikenscher das Wort:

1. Das erste unbestrittene Gemeingut ist die evangelische Freiheit. Alle Protestanten, ob lutherisch oder reformiert, ob uniert oder mennonitisch, fühlen sich erlöst von allerlei Zwang, aber doch wieder gebunden an den Einen, der uns die Bahn der Freiheit geoffenbart hat.

Und wir glauben, daß diese Freiheit immer innerlicher wird, je mehr man sich in das Evangelium vertieft, in die heilige Schrift.

2. Und das ist das zweite protestantische Gemeingut: Die Bibel.

Haben wir keine Sorge! Die Bibel verteidigt sich selbst, sie trägt in sich die ewige Wahrheit. Gold muß im Feuer sich bewähren.

Die Bibel sieht wohl nach dem Bilde des Philosophen Fechner wie eine alte Hütte aus, die wenig feste Fugen und Klammern zu haben scheint und daneben stehen die gewaltigen Paläste menschlichen Wissens. Aber wieviele dieser Paläste sind umgebaut und eingelegt worden im Laufe der Jahrhunderte! Doch die Bibel, die kleine Hütte, steht immer noch da, und drinnen findet das menschliche Herz einen Geist jener Ruhe, jenes Friedens schalten und walten, den es sonstwo vergeblich sucht.

Gewiß, die moderne Kunst hat uns viel zu bieten, aber bietet sie uns den Frieden, der höher ist als alle Vernunft, jene innerste Kraft zum Aufbau eines neuen Lebens? Die heilige Schrift allein ist der sichere Hafen, der Schutz gewährt gegen die Stürme des Lebens, und von ihr gilt das bekannte Wort: ein Elefant kann drinnen schwimmen und ein Lamm wird drinnen nicht ertrinken. Auch wenn wir den zeitgeschichtlichen Rahmen in der heiligen Schrift erkennen und das Menschliche an ihr, — Gott hat durch Menschen zu uns reden wollen, zuletzt durch seinen Sohn, der doch ein volles Menschenleben gelebt, gleich wie wir. Und dieser ist der Mittelpunkt der heiligen Schrift.

3. Wieder ein protestantisches Gemeingut, Christus, die Seele der heiligen Schrift, das Zentrum des Christentums. „Christus in der Schrift, das ist nach Luther der Hauptinhalt des Christentums.“ Wir horchen auf die Stimmen unserer Zeit, die von Christus sprechen, und wir müssen zu unserer Freude sagen, seit der Reformation hat man sich wohl nie so sehr mit dieser Frage: „Was dünket euch um Christus?“ beschäftigt, wie heute. . . . Wir sind ferne davon, das Neue auch sofort schon als etwas Großes und Schönes zu erklären, und sind davon überzeugt, daß die deutsche Wiedergeburt nicht fertig gebracht wird durch einen Jesus, der soviel kleiner ist als der Christus der Reformation. Luthers Christus hat sich in der Tat bewährt als eine welterneuernde, weltüberwindende und welterobernde Kraft. Als Söhne der Reformation wollen wir diesen Christus voller Kraft und Wahrheit behalten. Mit diesem

Digitized by Google

Christus der Schrift werden wir all die Jesusbilder vergleichen, die auf den geistigen Markt der Gegenwart gebracht werden. Der Jesus der Evangelien, der die Wahrheit ist, der Gekreuzigte, der Erstandene und Erhöhte, sammelt um sich seine Gemeinde, und wir reden von Taten Jesu auch in unseren Tagen.

Wir begrüßen jedes lebendige Sichregen in unserer Kirche der Gegenwart und erkennen

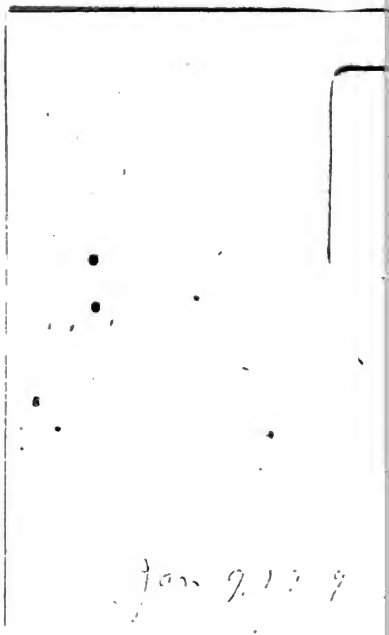
4. in der Freude an der gemeinsamen Arbeit ein Gemeingut des Protestantismus.

Gemeinsame Interessen werden erst gebildet durch gemeinsame Arbeit.

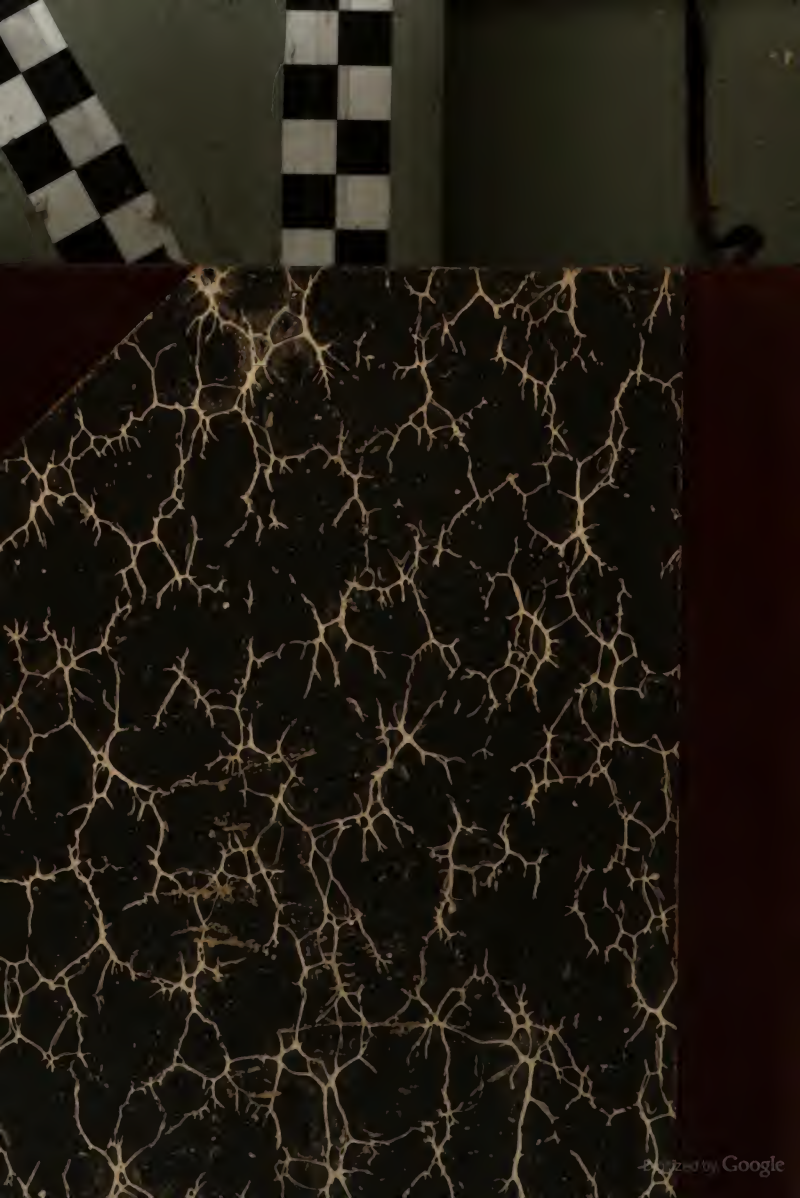
Brechen wir ab! Die Lückenhaftigkeit dieses überleitenden Abschnitts ist ja von vornherein betont worden. Wohl hat der Verfasser gerade hier es besonders zu bedauern, daß er eine Reihe von Spezialvorarbeiten zurückstellen mußte und die früher angebahnten Gedankengänge nicht fortführen kann. Es gilt dies obenan hinsichtlich der mancherlei sozialistischen Anläufe, deren bedenkliche Unreife von vornherein in einem Warnungsrufe in der „Zukunft" angedeutet wurde (Der Aufsatz wies auf den raschen Wechsel in den Ausdrücken „christlich-sozial", „evangelisch-sozial", „kirchlich-sozial", worauf dann die vierte Sprachbildung in „national-sozial" folgte). In ähnlicher Weise müßten — von der Spezialuntersuchung über den Fall Weingart ausgehend — die weiter folgenden „Fälle" zusammengestellt werden. Die geschichtliche Basis für eine allseitige objektive Beurteilung dürfte sich in voller Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Herrmannschen Programms befinden. Zur Ergänzung müßte nur aus den „Forschungen und Erinnerungen" der Abschnitt über „die Wandlung in der Kirchenpolitik des Kaisers" herangezogen werden. Von diesen Erfahrungen der Vergangenheit aus würde sowohl der große Unterschied zwischen dem Fall Weingart und z. B. dem Fall Römer ebenso heraustreten, wie die Verquickung zwischen dem Fall Korell und dem Fall César. Auch eine ganze Reihe anderer Fragen müßte aus der Isolierung, in der die gewöhnliche Betrachtungsweise sie sieht, herausgerückt und in den richtigen Gesamtzusammenhang hineingestellt werden. Aber der aufmerksame Leser wird von den im Obigen gebotenen allgemeinen Gesichtspunkten aus nun selber die einzelnen Linien zu ziehen vermögen. Und was sonst an dieser Stelle unentbehrlich wäre, ist in die Widmung an Graf Wintzingerode verlegt.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google